Per. 163 c (6,1

Digitized by Google

<36602351330016

<36602351330016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Sechster Jahrgang.

1856.

Januar — Juni.

6, 1
1856

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

37 g

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Arnoldt, E., Herder und der Begriff des Fortschritts I. 601
—, —, „ „ „ „ „ II. 652
Bauer, L., Im Winter. Gedicht 291
Bodenstedt, F., Neue Lieder des Mirza Schaffy 233
—, —, Sechs Sonette von Shakspeare 402
Bucher, L., Der Artikel Neun des Pariser Friedens 825
Dahn, F., Harre aus! Gedicht 290
Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen und seine Wirksamkeit für die Entwickelung deutscher Kunst 761
Deutsche Hausmusik. („Hausmusik. Funfzig Lieder deutscher Dichter, in Musik gesetzt von W. H. Riehl“) 102
Deutsches Reich und Römisches Recht 905
Die politischen Parteien in Hannover 798
Fischer, J. G., Der Ewige Jude. Gedicht 555
Gaedcke, H., Volkslieder aus Mecklenburg 462
George, A., Kleine Leiden. Gedicht 805
Gregorovius, F., Fragmente aus Agrigent. I. 681
—, —, „ „ „ II. 713
—, —, Gedichte aus Italien 417
Grohmann, J. Virgil, Deutsche Volkslieder aus Nordböhmen 662
—, —, Historische Volkslieder aus dem nördlichen Böhmen . . 128
Große, J., Gedichte des Mädchens 89
Grün, A., Sonette aus Helgoland 865
Grün, K., Brüsseler Briefe. IX. 212
—, —, Lamartine und Victor Hugo („Cours familier de littérature“. — „Les Contemplations“) 843
Held, E., Zwei Lieder 803
Henneberger, A., Das Iffland'sche Familiengemälde. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte 49
Hertzberg, W., Aus Gottfried Chaucer's „Canterbury-Erzählungen“ 193
—, —, Geoffrey Chaucer's Leben und schriftstellerischer Charakter. . . 271
Hutterus, J. M., Zwei Gedichte 553
Kahlert, A., Der Reim in der heutigen deutschen Lyrik 897
Landsberg, K., Das menschliche Auge und seine Sprache. I. 202
—, —, „ „ „ „ „ II. 235
Lunckenbein, Dr., Jakob Scheuchzer. Eine Skizze 785
—, —, Winckelmann's Bildniß noch einmal 876

Digitized by Google

Seite
Maehly, J., Die religiöse Berechtigung des classischen Alterthums. I. 345
—, —, „ „ „ „ „ „ II. 390
Mäurer, G., Ein Grab. Gedicht 290
Meyer, J., Ueber Julius Schaller's „Leib und Seele". („Leib und Seele. Zur Aufklärung über Köhlerglaube und Wissenschaft") 121
Meyr, M., Die bildende Kunst und die Confessionen 153
Müller, W. von Königswinter, Kurzbolt. Gedicht 354
Naumann, E., Die neue französische Kaisergarde und die Zuaven 97
—, —, Entre chien et loup oder das Land Retz. Reisebilder aus Frankreich. 323
— —, Paris. Ein Nach- und Widerruf aus der Vendée. 168
Peez, A., Ueber den deutschen Menschenschlag. I. 569
—, —, „ „ „ II. 745
—, —, „ „ „ III. 933
Pröhle, H., Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers. I. 540
—, —, „ „ „ „ „ II. 641
—, —, Gedichte 25
Prutz, R., Die „Wiener Kirchenzeitung" und das „Deutsche Museum" . . . 265
—, —, Gedichte 929
—, —, Helene. 615
—, —, Preußen und Rußland im Jahre 1842 13
—, —, Zur Geschichte der Presse in Preußen 377
Roeder, G. W., Die Sage vom Ewigen Juden in mythischer, historischer und ethischer Beziehung 305
Rosenkranz, K., Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst . . . . . I. . 497
—, —, „ „ „ „ II. . 529
Schwarz, K., Bunsen und Stahl 481
Snell, K., Ueber den Kalender. I. 1
—, —, „ „ „ II. 58
Staufing, F., Du bist mein Letztes. Gedicht 173
Sturm, J., Drei Gedichte 172
Wienbarg, L., Das vorchristliche Abendmahl und seine Bedeutung. 870
Witt, A., Das politische Testament des Freiherrn vom Stein. Ein Beitrag zu Stein's Lebensgeschichte 460
Ueber Theodor Mommsen's „Römische Geschichte". I. 424
„ „ „ „ „ II. 448
„ „ „ „ „ III. 729
Zwei Briefe von Jung-Stilling 767

Literatur und Kunst.

Abeken, „Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts" 358
„Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von Kober" 465
Arnd, „Geschichte der letzten vierzig Jahre", zweiter Band. 34
„Aus der Natur", siebenter Band 296
Beitzke, „Geschichte der deutschen Freiheitskriege", dritter Band 32
Berneck, „Buch der Schlachten". 433
Bernhard, „Des Dichters Tempel" 248

Digitized by Google

Seite

Besser, „Die Aerzte in der Concurrenz und was da noththut“ 108
—, „Die Benutzung der ersten Lebenstage des Säuglings“ 108
Biedermann, „Epheuranken“ 246
—, „Frauenbrevier“ 630
„Bibliothek für die deutsche Frauenwelt. Herausgegeben von Claire von Glümer. Erster Band: Mythologie der Deutschen“ 881
Bögekamp, „Geographische Charakteristiken“ 697
Böttger, „Der Fall von Babylon“ 405
Braun, „Herr Hofrath Dr. Spengler zu Ems und die deutsche Gesellschaft für Hydrologie“ 109
Braun und Hennig, „Maiglöckchen“ 949
„Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Düntzer“ 556
Brückner, „Schiller in Bauerbach“ 813
Carus, „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes“ 586
—, „Sicilien und Neapel“ 852
„Der Fürst «Mein Liebchen» und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von W. Bachmann“ 738
„Die christliche Mystik gegenüber der Modeweisheit“ 585
„Die Theateragenten. Ein Zeitbild, der gesammten deutschen Theaterwelt gewidmet von der Zeitschrift für Theater und Musik“ 335
„Dresdener Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels“ 912
Duncker, „Geschichte des Alterthums“, zweiter Band 34
Elfried von der Taura, „Eine reiche Erbin“ 468
„Europäische Chronik. Bearbeitet von Dr. A. Buddeus“, dritter und vierter Band 511
Frauenstädt, „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie“ 587
„Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer“ . 628
Fröhlich, „Horaz' Satiren und Briefe“ 133
„Frühlingsgedanken eines münchener Kindes“ 950
Gall, Luise von, „Frauenleben. Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Levin Schücking“ 218
„Germania. Vierteljahrsschrift für die deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Pfeiffer“ 292
Ghillany, „Diplomatisches Handbuch“ 176
Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, erster Bd., zweite Abtheilung 35
Gregorovius, „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien“ . . . 771
Grimm, „Gedichte“ 246
Gutzkow, „Ein Mädchen aus dem Volke“ 466
Hammer, „Einkehr und Umkehr“ 176
„Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich von Raumer“, 3. Folge 7. Jahrgang 506
Holtei, „Schwarzwaldau“ 468
Holzmann, „Kelten und Germanen“ 140
Jaritz, „Ueber die größtentheils slawische Abstammung der Bewohner deutscher Länder“ 664
Ille, „Gedichte“ 247
Jung, „Briefe über Gutzkow's «Ritter vom Geiste»“ 406

Digitized by Google

Seite

„Kaulbach's Shakspeare-Galerie erläutert von M. Carriere. 1. Heft: Allgemeine Einleitung, Macbeth“ 178
Keßlin, „Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode“ 581
„Kirchenglaube und Erfahrung“ 585
Koenig, „König Jerôme's Carneval“, dritter Band 174
Körner, „Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule“ 332
Koffka, „Die karlsruher Hofbühne in der ersten Zeit ihrer Reorganisation“ . 333
Kossak, „Historietten“ 849
„Kraszewski's «Ostap und Jaryna». Nach dem Polnischen herausgegeben von J. M. Fritz“ 737
„Lebensgeschichte Georg Washington's von Washington Irving. Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's“ 221
Leoprechting, „Aus dem Lechrain“ 110
„Libussa“, 15. Jahrgang 75
Lobedanz, „Narren des Glücks“ 175
„Longfellow's «Lied von Hiawatha», übertragen von Böttger“ 405
Mannlehn, „Maienblüten“ 948
Mauritius, „Heinrich Friedrich Karl Freiherr von und zum Stein. Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes“ . . . 434
—, „Gustav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild“ 434
Meißner, „Der Freiherr von Hostiwin“ 467
„Menschen und Dinge in Rußland. Anschauungen und Studien“ 330
Menzel, „Odin“ 134
Michalowska, Angelica von, „Gedichte“ 949
Michelet, „Eine italienische Reise in Briefen“ 852
Mohl, „Geschichte der Literatur und Staatswissenschaft“, zweiter Band. . . 558
„Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich. Herausgegeben von dem Redactionsausschuß desselben“ 851
Mundt, „Krim-Girai“ 361
„Nach Konstantinopel und Brussa. Ferienreise eines preußischen Juristen“ . 73
Neidhard, „William Tullen Bryant's Gedichte“ 132
Neigebaur, „Die Heirath des Markgrafen Karl von Brandenburg, mit der Markgräfin Katharina von Balbiano“ 509
Neumann, „Die Hellenen im Scythenlande“ 626
Nöllner, „Die deutschen Juristen und die deutsche volksthümliche Gesetzgebung seit 1848“ 243
Oettinger, „Auf dem Hradschin“ 468
Paoli, „Lyrisches und Episches“ 245
Percival, „Tannengrün“ 246
Pfau, „Hundert Fabeln nach Lachambeaudie“ 131
Pfaff, „Schöpfungsgeschichte“ 586
Reimann, „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ 222
Rußdorf, „Diätetischer Haus- und Brunnenalmanach für 1856“ 916
—, „Die Frage der Lebensverlängerung“ 106
Saphir, „Pariser Briefe“ 74
Sartorius von Waltershausen „Gauß zum Gedächtniß“ 914
Sauppe, „Skizzen aus der Geschichte der Krim“ 361
Schad, „Deutscher Musenalmanach“ 70

Digitized by Google

Seite
Schloenbach, „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche“ 809
Schmidt, „Der Traum vom Himmel“ 951
Schmidt, „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen“ 810
Schmidt, „Gedichte des Friedens und der Freude“ 951
Schmidt, „Paris in Skizzen aus dem Volksleben“ 75
Schlözer, „Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe in Baireuth“ 510
Schulz-Bodmer, „Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und des Unglaubens“ 558
Schulz, „Gedichte“ 949
Simrock, „Handbuch der deutschen Mythologie“ 134
Stahr, „Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten“, zweiter Band 29
Storm, „Gedichte“ 249
Strahlau, „Klänge aus dem Norden“ 246
Strehlke, „Martin Opitz. Eine Monographie 808
„Thalia“, 43. Jahrgang 76
„Toldi von J. Arany. Aus dem Ungarischen im Versmaß des Originals von Kolbenheyer“ 133
„Toldi's Abend“ „ „ „ „ „ 133
„Ueber weibliche Erziehung von Hanna Moore, übersetzt und mit einer Einleitung von König“. 883
„Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung“, 25. und 26. Bändchen 434
Vogl, „Neue Gedichte, Epigrammatisches und Sprüchliches“ 247
—, „Poetisches Sylvesterbüchlein“ 247
Wachenhusen, „Byzantinische Nächte“ 74
Wachsmuth, „Geschichte der politischen Parteien“, dritter Band, erste Abtheil. 35
Weber, „Die neueste Vergötterung des Stoffes“ 588
Wehl, „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert“ 806
Weißenhorst, „Die orientalische Frage in ihrer genetischen Entwickelung“ . . 360
Wulff, „Im Frühling“ 948
„Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. Müller und J. Falke“. 292
Zimmermann, „Ueber das Tragische und die Tragödie“ 362

Correspondenzen.

Aus Berlin 42. 111. 146. 224. 297. 339. 469. 516. 589. 631. 674. 775. 888
— dem Bremischen. 436
— Chemnitz. 82
— Dresden. 407
— Elbing 858
— Frankfurt a. M. 369. 920
— Genf 370
— Gotha 702
— Hannover 76
— dem Königreich Hannover 560. 952
— Königsberg. 253
— Konstantinopel 698. 814. 855

Digitized by Google

Seite

— Laibach 853
Aus Leipzig 670
— München 181. 258. 512
— Nordamerika 593
— Paris. 40. 250. 336. 365. 475. 739. 774. 884
— Prag. 438. 592
Vom Rhein 706
Aus Stuttgart 80. 440
— Turin 178
— Weimar 140
— Wien 36. 184. 522. 667. 917
— dem Wupperthal 817

Notizen 46. 84. 116. 151. 187. 228. 262. 301. 342. 377. 411. 443. 479. 526. 564. 597. 638. 678. 711. 743. 782. 821. 861. 893. 924. 957.

Anzeigen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 1.** 1. Januar 1856.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ueber den Kalender. Von **Karl Snell.** I. — Preußen und Rußland im Jahre 1842. Von **Robert Prutz.** — Gedichte. Von **Heinrich Pröhle.** 1. Eruna. I und II. 2. Der Braut. — Literatur und Kunst. Ueber Stahr's „Torso", 2. Thl. — Historische Werke (Beitzke, „Geschichte der deutschen Freiheitskriege", 3. Bd.; Arnd, „Geschichte der letzten vierzig Jahre", 2. Bd.; Duncker, „Geschichte des Alterthums", 2. Bd.; Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", 1. Bd., 2. Abth.; Wachsmuth, „Geschichte der politischen Parteiungen", 3. Bd., 1. Abth.) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Wien. — Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber den Kalender.

Von
Karl Snell,
Professor in Jena.

I.

Beim Beginn eines neuen Jahres gibt es gewiß kein Buch, auf das die Blicke so oft und so nachdenklich fallen wie — der Kalender; darum scheint es nicht unangemessen und wird hoffentlich auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unerwünscht sein, gerade in diesen ersten Tagen des Jahres, da Jeder unwillkürlich noch mehr als sonst mit dem Kalender beschäftigt ist, etwas Genaueres über dies verbreitetste, dies älteste und inhaltreichste aller Bücher zu erfahren.

Denn das ist der Kalender in der That; kein anderes Buch kann sich ihm an Ausbreitung, an Nutzen und Unentbehrlichkeit vergleichen.

Nicht nur, daß sich ein Exemplar von ihm selbst in der ärmsten Hütte findet, soweit irgend die Buchdruckerkunst ihre Segnungen verbreitet hat: er wird auch in jedem Jahre an unzähligen Orten neu aufgelegt, eine Ehre, die bekanntlich keinem andern Buche der Welt widerfährt, und alle diese neuen Auflagen werden alljährlich in jedem Hause neugekauft.

Und zwar nicht um sie müßig liegen zu lassen, wie es so manchem andern Buch, berühmten und unberühmten, ergeht: im Gegentheil — im Cabinet des Fürsten wie in der Hütte des geringsten Bauers, in der Gerichtsstube wie auf dem Contor des Kaufmanns, in der Hand des Geistlichen wie in der des Laien, im Feldlager wie in der friedlichen Wohnung des Bürgers, zu Haus und auf Reisen, zu Wasser und zu Land — überall ist der Kalender unentbehrlich, überall wird er benutzt, sei es, um Decrete, Depeschen oder Wechsel zu datiren, Termine auszuschreiben, sich über Kirchenfeste und Jahrmärkte zu unterrichten, oder um sich durch die im Kalender angezeigte Stellung von Sonne, Mond und Sternen auf dem Ocean zu orientiren.

Der Kalender ist aber auch das reichhaltigste aller Bücher; in gedrängter, wahrhaft musterhafter Kürze enthält er einen unschätzbaren Reichthum von Thatsachen, Erscheinungen und Begebenheiten und zwar in so einfacher und sachgemäßer Form, daß Menschen von den allerverschiedensten Bildungsstufen das für sie Verständliche, Brauchbare und Nützliche ohne Mühe herausfinden.

Er enthält ferner Vergangenes und Zukünftiges, Beides in reichlichem Maße. Doch verhält es sich in dieser Beziehung mit dem Kalender merkwürdigerweise gerade umgekehrt wie mit allen andern Büchern: während das Zukünftige, was er prophezeit, zum größten Theil vollkommen sicher ist und zuverlässig, so ist dagegen das Vergangene, das er berichtet, oft äußerst unverläßlich und zweifelhaft. So kann man allerdings getrost die größte Wette darauf eingehen, daß die im Kalender vorausgesagten Veränderungen in der Stellung von Sonne, Mond und Planeten pünktlich zur angesetzten Minute eintreffen werden, während für gewisse von ihm berichtete Data der Vergangenheit eine solche Bürgschaft schon etwas schwieriger zu übernehmen wäre. So heißt es z. B. gleich auf dem Titel des Kalenders, daß unser gegenwärtiges Jahr das 1856ste seit der Geburt Christi sei: eine Angabe, die bekanntlich nicht blos zweifelhaft, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach geradezu falsch und um vier bis sechs Jahre zu klein ist. So finden wir ferner gleich auf der ersten Seite der meisten landesüblichen Kalender die Angabe, daß seit der Erschaffung der Welt 5805 Jahre, seit der Sündflut 4149 Jahre, seit der Herstellung der deutschen Freiheit 43 Jahre verflossen sind und andere dergleichen Dinge von offenbar mythischem Charakter, für deren Wahrheit wol Niemand so leicht einstehen möchte.

Andererſeits iſt es richtig, daß es kaum ein anderes Buch gibt, deſſen Ausgaben ſo ſchnell veralten und werthlos werden — ausgenommen natürlich gewiſſe goldgeränderte Lyriker und ähnliche Producte unſers vielſchreibenden Zeitalters, die bekanntlich meiſtentheils todt zur Welt kommen, alſo ſozuſagen gar kein Alter haben. Und dennoch reicht der Kalender, wennſchon in ſeiner jedesmaligen Zuſammenſtellung die flüchtigſte und vergänglichſte aller literariſchen Erſcheinungen, mit ſeinen Wurzeln ins graueſte Alterthum hinauf, weiter als irgendein Buch, ſelbſt die Geneſis im Alten Teſtament miteingeſchloſſen. Es ſind nämlich im Kalender die Reſultate uralter Naturweisheit und Naturbeobachtung niedergelegt; die älteſten aſtronomiſchen Beobachtungen der Aegypter und Babylonier bilden noch heute das unentbehrliche Mittel, die Perioden der Bewegung der Himmelskörper, die Länge des Jahres und des Monats ſo genau zu beſtimmen, als die Aſtronomie es gegenwärtig vermag. Jene alten Völker ſind ſpurlos von der Erde verſchwunden, die ſtolzen Denkmale ihrer Herrſchaft und Größe liegen in Trümmern: aber der Kalender exiſtirt noch und im Kalender reichen ſie wirkſam in die Gegenwart und in alle Zukunft des Menſchengeſchlechts hinein, hier leben ſie unſterblich fort und feiern alljährlich in und mit ihm ihre Auferſtehung. Ein Kalender iſt jetzt für 18 Pfennige zu kaufen, vielleicht noch billiger, wir achten ihn daher für gewöhnlich ſehr gering und bedenken nicht, welchen Schatz für eine ſichere und dauernde Herſtellung der Zeitrechnung wir an ihm beſitzen und daß mehrtauſendjährige Anſtrengungen des Menſchengeſchlechts nöthig geweſen ſind, um ihn in ſeiner jetzigen Geſtalt herzuſtellen. Was würden wol die Staatenlenker des Alterthums, was würden namentlich die Prieſter der Alten Welt für einen Kalender gleich dem unſerigen gegeben haben? Würden ſie das von uns ſo geringſchätzig behandelte Buch nicht gern mit Gold aufgewogen, nicht ſeine unanſehnlichen Blätter als den köſtlichſten wiſſenſchaftlichen Schatz, als ein wahres Heiligthum verehrt haben?

Oder verſetzen wir uns einmal in Gedanken in die Kalendernoth und Kalenderverwirrung der Alten Welt. Niemand weiß genau im voraus, wann ein neuer Monat beginnen wird, weil ſich nämlich dieſer Anfang nach der erſten Sichtbarkeit der Neumondsſichel richtet, ein Zeitpunkt, der je nach der Jahreszeit und der Lage der Knoten der Mondbahn verſchieden und ſcheinbar regellos eintrifft. Oft weiß man ſelbſt die Länge des Jahres nicht voraus, indem es noch nicht ausgemacht iſt, ob ein ganzer Monat eingeſchaltet werden wird oder nicht. Auch auf die Monatsnamen iſt wenig zu bauen; da der Jahresanfang um vier bis fünf Wochen ſchwankt und damit auch die Monate ſich in der Jahreszeit verſchieben, ſo bezeichnen auch die Namen derſelben weder dem Landmann

noch dem Schiffer noch irgend sonst Jemand die eigentliche Jahreszeit, in die sie fallen und die man eben wissen möchte. Selbst ob ein großes Fest an dem nächsten oder an dem folgenden Voll- oder Neumond gefeiert werden wird, weiß man zuweilen nicht mit Genauigkeit. Und nun denke man, wenn diese Unsicherheit der Zeitbestimmung schon bei einem einzelnen Volke oder Staate herrschte, wie groß dieselbe erst werden mußte, wo verschiedene Nationen in Verkehr miteinander traten. Wir brauchen dabei gar nicht einmal an stammverschiedene Nationen und deren Verkehr zu denken, wie wenn etwa ein griechischer Kaufmann mit einem phönizischen die Zeit eines beabsichtigten Geschäfts verabreden wollte: sondern es reicht hin, sich zu denken, daß in der Blütezeit Griechenlands etwa ein Athenienser mit einem Spartaner eine Zusammenkunft auf einen bestimmten Tag verabreden wollte. Waren dem Athenienser auch die Monatsnamen der Spartaner sowie der ungefähre Jahresanfang bekannt, so konnte er doch nicht wissen, wie es in diesem Jahre mit dem regellosen und schwankenden Schaltwesen der Spartaner würde gehalten werden, und so möchte ihm zur sichern Feststellung einer bestimmten Zeit kaum ein anderer Ausweg geblieben sein, als die Sternbilder namhaft zu machen, welche zu dieser Zeit am östlichen oder westlichen Himmel gleich nach Sonnenuntergang oder kurz vor Sonnenaufgang sichtbar werden.

Nun fragt man vielleicht verwundert, woher dieses fortwährende Schwanken in der Zeittheilung der Alten, da es doch nicht so schwer sein konnte, die Länge des Zeitraums, den wir ein Jahr nennen und der durch die Wiederkehr der Jahreszeiten auch im vollsten Sinne bemerkbar gemacht wird, mit einer annähernden, für das gewöhnliche Bedürfniß ausreichenden Genauigkeit zu ermitteln? Der Grund lag zunächst darin, daß man bei allen alten Völkern die wichtigsten religiösen Feste des Jahres ursprünglich vom Monde und dem Eintritt seiner Phasen abhängen ließ. Nun trifft allerdings, insofern man nur ganze Mondumläufe oder Mondcyklen rechnen will, die Dauer von zwölf Mondumläufen noch am nächsten mit der Dauer des Jahres zusammen, sodaß, wenn man einmal mit dem Neumond gewisse jährlich wiederkehrende Feste beginnen will, man nicht wol anders kann, als nach zwölf Mondumläufen ein neues Jahr anfangen zu lassen. Allein die Zeit von zwölf Mondumläufen ist fast um elf ganze Tage kürzer als ein Jahr; es fällt also, wenn man ein zwölfmonatliches Jahr annimmt, das an den Neumond geknüpfte Fest schon im nächstfolgenden Jahre um elf Tage früher und wird sich mithin nach wenigen Jahren in eine ganz andere Jahreszeit verschoben haben. In der That jedoch hatten die an die Mondesphasen geknüpften religiösen Feste zugleich eine gewisse Beziehung zu den Jahreszeiten, wie etwa ein Frühlingsfest, ein Erntefest oder auch ein den

Unterirdischen geweihtes Reinigungs- oder Todtenfest, das wir häufig an die Wintersonnenwende angeknüpft finden. Nehmen wir nun an, daß z. B. ein an den Neumond geknüpftes Frühlingsfest in einem Jahre wirklich ungefähr in den Frühlingsanfang gefallen wäre, so wird es im nächsten Jahre um elf Tage, im zweitnächsten bereits um 22, im dritten um 33 Tage früher gefeiert. Soll es mithin im vierten und den folgenden Jahren nicht vollends in den Winter rücken und also Gefahr laufen, seine Bedeutung als Frühlingsfest ganz einzubüßen, so wird kaum etwas Anderes übrigbleiben, als schon im dritten Jahre einen ganzen Monat einzuschalten, d. h. also ein Jahr von 13 Monaten anzunehmen. Zugleich aber liegt es auf der Hand, daß, wenn man einigemal in Zwischenräumen von drei Jahren einen ganzen Monat eingeschaltet hat, man dann zuweilen auch in die Nothwendigkeit gerathen wird, schon nach Verfluß von zwei Jahren einen ganzen Monat einzuschalten, weil sich nämlich in drei Jahren der Eintritt des Neumonds schon um mehr als einen ganzen Monat zurückschiebt. Auf diese Weise, durch die doppelte Rücksicht auf die Mondphasen einerseits und die Jahreszeiten andererseits ist das bei fast allen alten Völkern sich vorfindende System der Einschaltung von ganzen Monaten entstanden: ein System, welches nicht nur an sich höchst unbequem und störend war, sondern auch, da die Perioden, um deren Ausgleichung es sich handelte, nicht genau bekannt waren, etwas sehr Unsicheres und Schwankendes behielt, indem jede nach einer gewissen Zeit der Beobachtung festgestellte Regel der Einschaltung regelmäßig nach längerer oder kürzerer Zeit sich immer wieder unbrauchbar zeigte und daher immer wieder von neuem etwas daran geflickt und geändert werden mußte. Daß man mit dieser so unbequemen und doch fruchtlosen Reparatur sich nun nicht sehr beeilte, sondern regelmäßig wartete, bis der Fehler im Fortgang der Zeit allzu auffallend und unerträglich geworden war, lag in der menschlichen Natur, die sich ja noch heute in ähnlichen Fällen ganz ähnlich bewährt, und ebenso auch, daß wiederum einige Zeit verging, bevor man sich über Zeit und Ort der unvermeidlich gewordenen Reform vereinigte. So kann man denn leicht berechnen, zu welcher Höhe die allgemeine Verwirrung sich zuweilen steigerte. Eine kleine Probe davon oder wenigstens einen Rest von der Festrechnung des Alterthums haben wir noch in der Art, wie wir das Osterfest legen, indem die Feier dieses Festes ebenfalls durch die doppelte Rücksicht auf den Mond- und auf den Sonnenlauf bestimmt wird. Denn bekanntlich feiern wir das Osterfest an demjenigen Sonntag, welcher auf den ersten nach dem Frühlingsäquinoctium eintretenden Vollmond folgt.

Eine feste Ordnung in dies Kalenderwesen zu bringen, wäre den Völkern der Alten Welt bei der Mangelhaftigkeit ihrer astronomischen

Kenntniſſe nur möglich geweſen, wenn ſie ſich entweder blos nach dem Sonnenlauf oder blos nach dem Mondenlauf gerichtet hätten. Allein damit hätten ſie auch das urſprüngliche Princip ihrer Religion, dieſe ſichtbaren Urſachen der bedeutendſten Naturerſcheinungen als die höchſten Mächte des Lebens zu verehren, aufgegeben. Nur einige wenige Völker der Alten Welt ſind bei fortſchreitender Cultur in der That dazu gelangt, ſich von der Rückſicht auf den Mond loszuſagen und ein reines Sonnenjahr einzuführen. Am conſequenteſten iſt dies von den Aegyptern geſchehen, die ein Jahr von 365 Tagen hatten. Doch hatten auch ſie ihren Zweck, einen mit einer beſtimmten Jahreszeit zuſammentreffenden Jahresanfang und eine daran geknüpfte Feſtordnung zu haben, noch keineswegs damit erreicht. Als ſie ihren Irrthum bemerkten, mochten ſie Gründe haben, an ihrer Einrichtung nichts zu ändern; ja die Prieſter gaben dieſe Einrichtung für eine beſonders heilige aus und ließen jeden König bei ſeinem Regierungsantritt ausdrücklich ſchwören, nichts an dem Jahre von 365 Tagen zu ändern, obgleich der Anfang dieſes Jahres, da er in vier Jahren bekanntlich um einen vollen Tag zurückweicht, in 1461 Jahren, oder in der ſogenannten großen Hundsſternperiode alle Jahreszeiten durchläuft: ſodaß alſo die Aegypter auf dieſe Weiſe, gewiß gegen ihre urſprüngliche Abſicht, ein rein in der Luft ſchwebendes Jahr erhielten, welches weder ein Sonnen- noch ein Mondenjahr war. Das entgegengeſetzte Syſtem, nämlich ein reines Mondjahr von 354 — 355 Tagen, ohne alle Rückſicht auf die Sonne, haben unter den heidniſchen Völkern nur die Araber gehabt. Die Türken haben es noch bis auf dieſe Stunde; daher rückt auch bei ihnen der Jahresanfang mitſammt der ganzen Feſtordnung in 33 Jahren durch alle Jahreszeiten hindurch.

So iſt denn alſo die große Wichtigkeit und Bedeutung, welche man den Mondphaſen in der Zeittheilung und Feſtordnung beigelegt hat, in Verbindung mit der ſich überall von ſelbſt darbietenden Vorſtellung der verſchiedenen Jahreszeiten der alleinige Grund der chronologiſchen Verwirrung geweſen, in welcher die Alte Welt dahingelebt hat. Wie eng die Ideen einer Zeittheilung und der Mondphaſen ſich bei den Alten allmälig verknüpften, ſieht man unter Anderm daraus, daß es in der Bibel heißt: „Gott ſchuf den Mond, um die Zeiten danach einzutheilen.“ Aus Allem, was aus den Urzeiten der Völker in die Folgezeiten herüberdämmert, aus vielen Eigenthümlichkeiten ihrer Religion, ihrer Mythologie und ihres Aberglaubens iſt erſichtlich, daß der Mond eine ſehr wichtige Rolle in dem Leben der älteſten Menſchen geſpielt hat, und daß ſein Einfluß als einer der tiefſteingreifenden und wirkſamſten unter den allgemeinen Naturmächten gefühlt wurde. Wenn wir uns heutzutage höchſtens bei abnehmendem Monde nicht gern die Haare abſchneiden

laſſen oder wenn unſere Gärtner manche Arbeiten lieber bei zunehmendem Monde verrichten als bei abnehmendem, oder wenn die Leute, die im Schlafe zu ſprechen pflegen, beim Vollmond etwas redſeliger ſind als ſonſt, oder wenn wir einige Wetterregeln mit halbem Glauben auf die Mondphaſen zurückführen, ſo will das Alles, im Vergleich mit der Alten Welt, nicht viel beſagen. Sieht man dagegen, wie auch noch heute unſere Somnambülen und Senſitiven ſoviel von den Mondeinflüſſen zu ſagen wiſſen und ihre geiſtigen und körperlichen Zuſtände ſowie ihre Krankheitsſtadien mit Vorliebe darauf zurückführen, ſo ſollte man faſt auf die Meinung gerathen, als ob die Menſchen in den Urzeiten, aus welchen jene uns unverſtändlichen Eigenthümlichkeiten ihrer Religion und Mythologie herſtammen, in einem halb ſomnambülen träumeriſchen und inſtinctiven Zuſtand geweſen, in welchem ſie für derartige Naturein flüſſe eine außerordentliche, heutigentags nur noch in Ausnahmen exiſtirende Reizbarkeit beſeſſen hätten. Denn nur ein ſolches lebendiges und inniges Gefühl der Abhängigkeit von allgemeinen Naturkräften konnte den Naturreligionen des Alterthums, in welchen alle beſtimmenden Mächte des Menſchenlebens bloße Naturgewalten ſind, ihre Entſtehung geben.

Werfen wir, bevor wir an die Betrachtung unſers heutigen Kalenders gehen, vorher noch einen Blick auf die verſchiedenen Arten der Zeittheilung im Allgemeinen. Denn Ordnung und Theilung der Zeit iſt Zweck und Inhalt jedes Kalenders. Dabei bietet Ein Zeitabſchnitt ſich ſo natürlich und gleichſam von ſelbſt dar, daß er allerwärts die erſte und einfachſte Grundlage der Zeittheilung bildet: das iſt der Tag, der regelmäßige Wechſel von Licht und Dunkelheit. Uebereinſtimmend nämlich zu allen Zeiten und bei allen Völkern, hat man unter dem Tag, inſofern er die Grundlage der Zeittheilung bildet, nicht den natürlichen Tag verſtanden, welcher durch das Verweilen der Sonne über dem Horizont beſtimmt und der Nacht entgegengeſetzt wird, ſondern vielmehr die Dauer von Tag und Nacht zuſammengenommen, alſo den bürgerlichen Tag, wie wir ſagen, oder wie er bei manchen Völkern auch zum Unterſchied von dem wirklichen Tage heißt: den Nachttag. Ob man für den bürgerlichen Tag, inſofern man ihn mit Einem Wort bezeichnen will, das Wort Tag oder Nacht gebraucht, läuft auf Daſſelbe hinaus. Auch kommt Beides wirklich vor. Denn in demſelben Sinne z. B., wie wir ſagen vor acht Tagen, ſagt der Araber vor acht Nächten. Dagegen finden in Betreff des Anfangs des bürgerlichen Tags vielfache Verſchiedenheiten ſtatt. Faſt alle orientaliſchen Völker und ebenſo die Griechen fingen den Tag mit Sonnenuntergang an. Daſſelbe thun heutzutage noch die Juden und die Türken. Aus dieſer Vorſtellung, daß der Abend vorausgeht und der Morgen folgt, erklärt es ſich, warum es

in der Bibel in der Schöpfungsgeschichte heißt: „So ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Dieser abendliche Anfang des Tags bietet sich als ein nothwendiger dar, solange man den Anfang des Monats durch das wirkliche Sichtbarwerden der Neumondssichel bestimmt sein läßt; denn da in diesem Falle der Monat seinen Anfang nimmt mit Sonnenuntergang, so muß es natürlich auch der Tag thun. Erst die Aegypter, welche, wie wir gesehen haben, sich bei der Zeitbestimmung überhaupt frühzeitig vom Mondlauf lossagten, rechneten den Tag von einem Sonnenaufgang zum andern. Die Römer, die überhaupt den Weg der engen Anschließung an die Natur, von deren unmittelbarer Beobachtung sie keine Freunde waren, bald verließen und sich in ihrer Zeittheilung weniger durch directe Himmelsbeobachtungen als durch alte Herkömmlichkeiten, durch Aufnahme fremder Einrichtungen, durch politische und bürgerliche Rücksichten ꝛc. bestimmen ließen, legten den Anfang des Tags auf Mitternacht als die Mitte des Zeitraums der Ruhe für alle bürgerlichen Geschäfte. Von den Römern ist dieser Gebrauch auf uns gekommen. Dagegen haben die Astronomen frühzeitig das Bedürfniß gefühlt, den Anfang des Tags auf einen Zeitpunkt zu setzen, der durch leicht und sicher zu beobachtende Erscheinungen ausgezeichnet ist; einen solchen Zeitpunkt haben sie in dem Mittag als dem Moment des höchsten Sonnenstandes gefunden. Dieser von den griechischen Astronomen eingeführte Tagesanfang ist bis auf den heutigen Tag unter den Astronomen üblich geblieben und wird es ohne Zweifel auch fernerhin bleiben. Demnach ist es z. B. heute Vormittag bei den Astronomen noch der letzte December und erst heute Nachmittag wie bei uns Laien der 1. Januar.

Was ferner die Eintheilung des Tags in kleinere Abschnitte betrifft, so findet sich überall anfangs nur Morgen, Mittag und Abend unterschieden, während die Nacht in drei, auch wol in vier Nachtwachen eingetheilt wird. So ist es z. B. in allen Schriften des Alten Testament, die vor der Babylonischen Gefangenschaft verfaßt sind; von Stunden ist da nirgends die Rede. Der große griechische Astronom Hipparch, der 160 vor Christi Geburt blühte, nennt die Beobachtungen der Babylonier, welche seit dem 8. Jahrhundert vor Christi Geburt gemacht worden, zuverlässig und brauchbar, wogegen er den ältern dies Lob vorenthält; da nun diese Beobachtungen ohne genauere Zeitmessung nicht sicher sein konnten, so muß man annehmen, daß die Babylonier sich seit der angegebenen Zeit, also seit dem 8. Jahrhundert, der Wasseruhren und der Stundeneintheilung bedient haben. Ohne irgendeine Ausnahme findet sich bei allen Völkern der Alten Welt, wo überhaupt Stundeneintheilung ist, die Eintheilung des Tags und der Nacht in zwölf Stunden. Diese allgemeine Uebereinstimmung ist auffallend, besonders auf

einem Gebiet, wo der Uebereinstimmung sonst eben nicht viel zu finden: wobei es freilich unentschieden bleiben muß, ob dieselbe daher rührt, daß die bei der Jahreseintheilung schon bestehende Zwölfzahl sich auch für die Tageseintheilung als die nächstliegende darbot, oder ob (was wahrscheinlicher ist) das Zwölfstundensystem sich von Einem Volk allmälig zu dem andern verbreitet hat. Uebrigens sind solche Stunden, wie wir jetzt haben, die sich in allen Jahreszeiten gleich bleiben, nirgends in der Alten Welt im bürgerlichen Leben angewendet worden, sondern bei allen Völkern wurde die Zeit vom Sonnenaufgang bis zum Untergang, sie mochte lang oder kurz sein, in zwölf Stunden getheilt. Sommers also, wenn die Tage lang waren, waren auch die Stunden von entsprechender Länge und die Nachtstunden kurz; im Winter war es umgekehrt. Dieser Gebrauch blieb bis gegen Ende des Mittelalters der herrschende und erst die im 13. Jahrhundert erfundenen Räderuhren haben denselben allmälig verdrängt. In Italien (um dies beiläufig einzuschalten) bestand bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, und ist noch nicht ganz verschwunden, die sonderbare Einrichtung, den Tag in 24 gleiche, von den Jahreszeiten unabhängige Stunden zu theilen, dieselben aber von dem jedesmaligen Sonnenuntergang an zu zählen, sodaß mit Sonnenuntergang die Uhr 24 schlägt. Obgleich man bei dieser Einrichtung, die übrigens den Uhren nicht zum Vortheil gereicht, aus dem jedesmaligen Stand der Uhr abnehmen kann, wie lang es noch bis Sonnenuntergang ist, so hat sie doch die große Unbequemlichkeit, daß man, um genau zu wissen, wann es Mittag ist, jedesmal erst in den Kalender sehen muß, der also auf diese Art noch weit unentbehrlicher wird als bei uns. Dagegen wurde von den gleichen Stunden, wie jetzt bei uns üblich, deren jede der 24ste Theil des Tags, bei den Alten nur ein gelehrter Gebrauch gemacht, nämlich von den Astronomen. Diese Stunden hießen zum Unterschied von den veränderlichen Stunden des gemeinen Lebens Aequinoctialstunden, weil zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche die bürgerlichen Stunden mit den astronomischen zusammenfielen. Nur bei den alten Mexicanern hat sich abweichend von der allgemein herrschenden Zwölftheilung die Eintheilung des Tags in 18 Stunden gefunden.

Was sodann die größern, aus einer Zusammenfassung von mehren Tagen bestehenden Zeitabschnitte anbetrifft, so ist zuerst zu bemerken, daß die jetzt über die ganze Welt verbreitete Woche sich im Alterthum mit Bestimmtheit nur bei den Juden nachweisen läßt, wennschon die Möglichkeit nicht geleugnet werden soll, daß auch andere Völker des semitischen Stammes einen derartigen siebentägigen Zeitabschnitt gehabt haben. Wenigstens findet sich ein solcher bei den Arabern schon vor Mohammed im Gebrauch. Auch von der Einrichtung, daß der siebente Tag ein Ruhetag sein sollte, wird in den ältesten Schriften des Alten Testament

als von einer längst bestehenden festen Einrichtung gesprochen, und wirklich läßt eine Zeit der Einführung des Sabbaths sich nicht angeben. Ob aber dieser siebente Tag auch schon in der ältesten Zeit ein religiöser Feiertag gewesen, und worin die Feier desselben bestanden habe, ist nicht bekannt. Die religiösen Feste der Alten Welt erscheinen fast überall an Naturereignisse, im untergeordnetern Grade auch wol an wichtige historische Ereignisse geknüpft. Es ist daher begreiflich, daß religiöse Feste, die wie unsere Sonntage in ganz gleichen Zeitintervallen sich wiederholen und die also keine Beziehung zu wichtigen Ereignissen haben können, dem Alterthum durchaus fremd sein mußten. Ja selbst in Betreff des jüdischen Sabbaths ist es nicht unwahrscheinlich, daß er ursprünglich nur ein Feiertag, aber kein durch gottesdienstliche Handlungen ausgezeichneter Tag war. Die Griechen hatten zehntägige Zeitabschnitte, die Römer achttägige. Doch scheinen diese Perioden sich nur auf Tage bezogen zu haben, die durch besondere bürgerliche Geschäfte ausgezeichnet waren, wie Markttage, Gerichtstage und dgl.; den Charakter eines religiösen Festtags haben sie nirgends gehabt. Die siebentägige Woche sammt der Feier des siebenten Tags hat sich nach der Zerstörung von Jerusalem und der Zerstreuung des jüdischen Volks bei der herrschenden Liebhaberei für fremde Culte ziemlich rasch und weit im römischen Reiche verbreitet, auch in solchen Kreisen, wo das Christenthum keinen Eingang gefunden hatte. Die Christen ihrerseits fingen bald an, den auf den Sabbath folgenden Wochentag als den Auferstehungstag Christi zu feiern, obgleich eine regelmäßige Sonntagsfeier ursprünglich nicht als ein wesentlicher Bestandtheil der christlichen Kirchenverfassung betrachtet worden zu sein scheint. Erst durch Konstantin den Großen wurde die Woche sammt den Benennungen der Wochentage zur allgemein geltenden Einrichtung im Reichskalender erhoben. Die Mohammedaner haben ebenfalls die siebentägige Woche, machen jedoch den Anfang derselben mit dem Donnerstag Abend.

Während die Woche somit ursprünglich nur die allergeringste Verbreitung hatte, finden sich die Monate aus den oben angegebenen Gründen bei allen Völkern ohne Ausnahme als Zeitabschnitte. Und zwar sind es wirkliche Monate, d. h. auf die Wiederkehr der Mondphasen gegründete Perioden. Solange man den Monatsanfang durch das Sichtbarwerden der Mondessichel bestimmte, war natürlich die Dauer des Monats nach den Jahreszeiten veränderlich. Als man aber durch eine lange Reihe von Jahren die Mondphasen beobachtet hatte, und sich überhaupt von der allzu ängstlichen Anschließung an die unmittelbare Naturerscheinung losmachte, so berechnete man die mittlere Dauer des synodischen Monats und kam somit auf die später fast überall üblichen cyklischen Monate. Und da die Dauer des synodischen Monats

etwas mehr als 29½ Tag beträgt, nämlich 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und einige Secunden, und da ferner dieſe Dauer auch ſchon im Alterthum mit ziemlicher Genauigkeit ausgemittelt wurde, ſo nahm man, unbekümmert um den Eintritt der Sichtbarkeit des Neumonds, abwechſelnd Monate zu 29 und 30 Tagen, und ließ nur zuweilen zwei 30tägige Monate aufeinanderfolgen. Wo man ein Sonnenjahr einführte, alſo auch die Mondphaſen nicht mehr mit religiöſer Ehrfurcht betrachtete, da führte man auch gleiche Monate ein, wie die Monate der Aegypter von 30 Tagen, oder Monate von 30 und 31 Tagen, wie bei den ſpätern Römern. Solche Monate, wie auch die unſerigen, ſind nur willkürliche Einſchnitte des Sonnenjahrs, mit dem Mondlauf haben ſie nichts mehr zu ſchaffen, und haben überhaupt von dem urſprünglichen Monat nichts als den Namen behalten.

Die Vorſtellung des Jahres in unſerm Sinn, als der durch die Wiederkehr der Jahreszeiten beſtimmten Periode, iſt natürlich eine ſich ganz von ſelbſt darbietende und nächſt dem Tag die natürlichſte Zeitperiode. Aber dieſer wichtigſte Zeitabſchnitt, durch deſſen Veränderungen die Beſchäftigungen des Ackerbaus, der Viehzucht, der Jagd, der Fiſcherei, der Schiffahrt ꝛc. beſtimmt werden, und deſſen Länge durch einige Aufmerkſamkeit auf den Himmel ſelbſt ſchon in dem Zeitraum von Einem Jahrhundert leicht zu ermitteln iſt, erſcheint im Alterthum ganz in den Hintergrund gedrängt durch das künſtliche bürgerliche und religiöſe Jahr, welches wegen der Einſchaltung ganzer Monate von ſehr verſchiedener Länge war und einen ſehr veränderlichen Anfang hatte, ſodaß (wie ſchon oben bemerkt) auch die einzelnen Monatsnamen gar nicht mehr eine beſtimmte Jahreszeit bezeichneten. Die wahre Jahreszeit mußte durch die Beobachtung des Auf- und Untergangs der Sternbilder und einzelner ausgezeichneter Sterne beſtimmt werden; die ländlichen Beſchäftigungen wurden an die Sternenaufgänge geknüpft, wie wir dies aufs deutlichſte bei Heſiod ſehen. Eine gewiſſe Kenntniß des geſtirnten Himmels finden wir daher im Alterthum weit mehr verbreitet als bei uns, indem eben Jedermann durch das tägliche Bedürfniß an die Beobachtung des Himmels gewieſen war. Bei fortſchreitender Cultur kam oft ein doppelter Kalender in Gebrauch, nämlich außer dem bürgerlichen, durch welchen der Amtsantritt der Magiſtratsperſonen und die religiöſe Feſtordnung beſtimmt wurde, noch ein natürlicher, den man auch wol Witterungskalender nannte und in welchem alles auf die Jahreszeiten Bezügliche, der Eintritt der Tag- und Nachtgleichen, der Sonnenwenden, die Tageslängen, die Mondwechſel und einzelne für die Witterung ausgezeichnete Tage, wie etwa bei uns Pancratius und Servatius, angegeben waren. Aus dieſem Witterungskalender haben ſich denn ſpäter, als ſein vernünftiger Inhalt in den bürgerlichen Kalender über-

gegangen war, die albernen Wetterprophezeiungen unserer heutigen Kalender entwickelt.

Wenn nun die veränderliche Länge des Jahres und die fortwährende Verschiebung seines Anfangs um vier bis fünf Wochen hin und her die Zeitrechnung schon bei einem und demselben Volke sehr erschwert, so wird für den Chronologen die Sache dadurch noch übler, daß die Jahreszeit, in welche der Jahresanfang gesetzt wird, sehr verschieden ist, nicht blos bei stammverschiedenen und entfernt wohnenden Nationen, sondern auch bei benachbarten und nahe verwandten. So fingen z. B. die Athenienser ihr Jahr lange Zeit ungefähr um die Sommersonnenwende an, die Lacedämonier in der Gegend der Herbstnachtgleiche, die Böotier in der Gegend des Wintersolstitiums; andere griechische Stämme noch anders. Die Römer, die überhaupt in einer Kalenderverwirrung lebten, die in der Geschichte ohne Beispiel ist, hatten sogar gleichzeitig drei verschiedene Jahresanfänge. Sie hatten erstlich ein politisches Jahr, welches von dem Amtsantritte der Consuln datirte und nach welchem in den öffentlichen Acten die Jahre unterschieden wurden; sein Anfang war in den verschiedenen Zeiten der Republik sehr verschieden. Ferner hatten sie ein religiöses Jahr, welches lange Zeit mit dem 1. März begann, und endlich ein historisches Jahr, welches mit dem 21. April anfing, als dem (willkürlich angenommenen) Tage der Erbauung der Stadt Rom; nach diesem letztern wurden also auch die Jahre seit Erbauung der Stadt gezählt.

Auch die Juden hatten zur Zeit des zweiten Tempels gleichzeitig einen doppelten Jahresanfang: nämlich ein kirchliches Jahr, welches um die Frühlingsnachtgleiche, und ein bürgerliches, welches um die Herbstnachtgleiche anfing. Im ganzen Mittelalter herrscht in Bezug auf die Jahresanfänge eine schwer zu beschreibende Verschiedenheit. Die Christen hatten zwar den Julianischen Kalender in Bezug auf die Jahresdauer angenommen; aber gegen den Jahresanfang mit dem 1. Januar zeigte sich als gegen eine heidnische Einrichtung vielfache Opposition. Einige machten Ostern zum Jahresanfang, was wegen der Beweglichkeit des Festes nun ganz verwerflich war; Andere den 25. December, als den Geburtstag Christi; wieder Andere den 25. März, als den Tag von Mariä Verkündigung; Einige glaubten auch wol den 1. Januar als den Tag der Beschneidung beibehalten zu dürfen. Endlich nahmen auch viele Geschichtschreiber nach byzantinischer Weise den 1. September als Jahresanfang. Wenn man nun weiter bedenkt, daß manche Städte ihre besondern Jahresanfänge hatten, wie z. B. in Italien oft nach Jahren der Stadt Pisa oder nach Jahren von Florenz gezählt wird; daß ferner ein und derselbe Papst oder Regent oft nach verschiedenen Jahresepochen datirte; daß also von Land zu Land und selbst von Stadt zu Stadt ein

anderer Jahresanfang zu finden war: so sieht man, daß es ein hübsches Stück Arbeit für den Geschichtschreiber des Mittelalters ist, seine Facta genau zu datiren.

Preußen und Rußland im Jahre 1842.

Von

Robert Prutz.

In einigen Aufsätzen des vorigen Jahrgangs haben wir die Lage Preußens im Sommer 1842 zu schildern gesucht, zu einer Zeit also, da die Saat der Hoffnungen, welche die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. in den Herzen der Nation ausgestreut hatte, bei der Mehrzahl noch in frischer Blüte stand, während allerdings hier und da bereits vereinzelte Spuren sich zeigten von jenem Mehlthau des Misverständnisses, des Zweifels und Argwohns, der diese Saat dann im Laufe der folgenden Jahre mehr und mehr ersticken sollte — bis zu jenem furchtbaren Gewitter des Jahres Achtundvierzig, dem immerhin wenigstens dies Verdienst bleiben wird, die Luft gereinigt und den ausgetrockneten, von innerer Glut zerrissenen Boden für neue Zeugungen empfänglich gemacht zu haben.

Doch beschränkten die bisher mitgetheilten Schilderungen sich nur auf die innern Zustände Preußens, namentlich in Beziehung auf die Verfassungsfrage sowie auf jene religiösen und wissenschaftlichen Verhältnisse, die, bei dem allgemeinen hohen Bildungszustande des preußischen Volks, zu jener Zeit recht eigentlich als Lebensfragen Preußens gelten durften. Inzwischen aber fing, trotz der friedlichen Lage, in welcher damals, nach glücklich beigelegten orientalischen Wirren, Europa sich übrigens befand, auch die auswärtige Politik der preußischen Regierung allmälig an, die Aufmerksamkeit des Publicums zu beschäftigen. Und zwar war es hauptsächlich das Verhältniß Preußens zu Rußland, welches Aller Augen auf sich zog. Das Bündniß zwischen Preußen und Rußland, herbeigeführt durch die gemeinsame Bekämpfung der Napoleonischen Weltherrschaft, war theils durch die persönliche Pietät des verewigten Königs, theils durch die inzwischen geknüpften Familienbande, theils durch die seltene Mischung von politischer Klugheit und häuslicher Vertraulichkeit, von Unterwürfigkeit und Stolz, mit welcher der Nachfolger Alexander's, Nikolaus, der Eidam des alternden Königs, dasselbe ausgebeutet und befestigt hatte, ein durchaus stationäres geworden; nur in der möglichst engen Allianz mit Rußland sah die Politik Friedrich Wilhelm's III. das Heil seines Landes.

Die Politik Friedrich Wilhelm's III., aber nicht seines Volkes. Im Gegentheil, schon bald nach den Freiheitskriegen, zu den Zeiten der Stourdza und Kotzebue, hätte wol mancher preußische Patriot ein gut Stück seines Lebens dafür hingegeben, hätte man damit die Theilnahme Rußlands an der Befreiung Preußens und Deutschlands zurückkaufen können. Das gewaltsame Auftreten Nikolaus' I., besonders aber der polnische Aufstand vom Jahre 1830 vermehrten diese Abneigung noch; man fing an, das intime Verhältniß, das zwischen Rußland und Preußen bestand, als ein Nationalunglück für letzteres zu betrachten und so war unter den Hoffnungen, mit denen man den Thronwechsel vom Jahre Vierzig begrüßte, eine der ersten und hauptsächlichsten dahin gerichtet, daß der neue Regent die Bande, welche Preußen bisher an Rußland knüpften, lockern und der preußischen Politik nach innen wie nach außen jenen Charakter der Selbständigkeit und namentlich der Deutschheit geben würde, in welchem man mit Recht schon damals den wahren Beruf Preußens, das Unterpfand seiner wie der deutschen Zukunft überhaupt erblickte. Man kannte den neuen Regenten als hochgebildet, geistvoll, enthusiastisch eingenommen für den Glanz des deutschen Namens; man hielt es für unvereinbar mit diesem scharfen Geist, dieser hohen Bildung, diesem lebhaften Patriotismus, das bisherige vertraute Verhältniß zu Rußland fortzusetzen. Und wie das Publicum allemal glaubt was es wünscht, und auch immer Gründe hat für seinen Glauben, so erzählte man sich auch von persönlichen Misstimmungen und gereizten Scenen, die bei verschiedenen Gelegenheiten zwischen dem preußischen Kronprinzen und dem Selbstherrscher aller Reußen stattgefunden und Ersterm eine bleibende Abneigung gegen den kaiserlichen Schwager eingeflößt haben sollten.

Daß die öffentliche Meinung damit nun sehr neben das Schwarze getroffen, davon sich zu überzeugen, hatte diese selbst in den zwei Jahren, welche seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. verflossen waren, hinlängliche Gelegenheit gehabt. Weit entfernt, eine Abneigung gegen den Gemahl seiner Schwester kundzugeben, hatte der König von Preußen im Gegentheil jede Gelegenheit ergriffen, seine Hochachtung für den Beherrscher Rußlands sowie sein treues Festhalten an dem russisch-preußischen Bündniß öffentlich an den Tag zu legen. So schon durch die Veröffentlichung des sogenannten Testaments Friedrich Wilhelm's III., in welchem bekanntlich die ungestörte Fortdauer der Allianz zwischen Preußen, Rußland und Oestreich dem Thronfolger ausdrücklich zur Pflicht gemacht ward; so bei der Zusammenkunft in Warschau im Herbst 1841; so bei der Rückkehr von derselben, vor dem Monument bei Kalisch, wo der König mit eigenem Finger ein „Amen" unter die Inschriften des Denkmals gemalt hatte, die in russischer Sprache „den Segen des Allmächtigen auf die Allianz und Freundschaft zwischen Rußland

und Preußen, zum Frieden und Gedeihen beider Nationen und zum Schrecken ihrer gemeinsamen Feinde" erflehten.

Und auch späterhin hatte der König nichts verabsäumt, was dazu dienen konnte, die irrige Meinung des Publicums zu berichtigen und seine ungeschwächten Sympathien für Rußland und den russischen Kaiser darzuthun. Ganz kürzlich erst, Ende April, als das sechste Kürassierregiment zu Brandenburg den Tag feierte, an welchem der Kaiser von Rußland vor 25 Jahren zum Chef des Regiments ernannt worden war, hatte der König die Feier durch seine Person verherrlicht und dabei eine Anrede an das Regiment gehalten, in welcher unter Anderm folgender Passus vorgekommen sein sollte. „Wir dürfen nie vergessen", hatte der König gerufen, „welchen Dank Preußen an Rußland schuldet. Der Kaiser von Rußland ist nicht allein mein Verwandter, er ist auch der innigste und beste Freund, den ich habe, er ist ein wahrer Freund Preußens." Furchtbarer Wechsel der Zeiten! Fast wörtlich derselbe Ausruf sollte von denselben Lippen noch einmal ertönen, mitten unter den Stürmen der Märzrevolution, verhallend im Tosen der Leidenschaften und von Rußland selbst, wie die Folge lehrte, überhört oder vergessen!

War es die Absicht dieser königlichen Ansprache gewesen, den letzten Rest jener frühern Erwartungen auszurotten, so war dieser Zweck erreicht. Das Publicum wußte jetzt, daß es auf eine Aenderung der preußischen Politik in Betreff Rußlands nicht mehr zu rechnen habe; es erkannte, daß Preußen wenigstens in Betreff der äußern Politik nach wie vor von Rußland abhängig bleiben würde und auch den bedenklichen Rückhalt erkannte es, welchen die Feinde einer innern Reform Preußens an dieser Freundschaft mit Rußland finden mußten.

Um so größer mußte, unter diesen Umständen, die Sensation im Publicum sein, als es im Sommer 1842, wenige Monate nach der Rückkehr des Königs von England, vernahm, derselbe sei im Begriff, eine Reise nach Petersburg anzutreten. Als Grund der Reise ward die bevorstehende silberne Hochzeit des kaiserlichen Paares angegeben. Allein der Zufall wollte, daß die Reise übrigens in eine Zeit fiel, welche vollkommen angethan schien, diese Fessel russischen Einflusses, welche Preußen so lange und so schmerzlich empfunden, ein für allemal abzuschütteln und Rußland, auch ohne Waffengewalt, zu einem rücksichtsvollern und wahrhaft nachbarlichen Verfahren gegen Preußen zu nöthigen.

Mit dem 29. März des laufenden Jahres nämlich war die Cartelconvention, wonach Preußen sich zur sofortigen Auslieferung aller russischen Deserteurs verbindlich gemacht hatte, abgelaufen. Man war zwar über eine interimistische Verlängerung bis Ende September übereinge-

kommen, eine eigentliche Erneuerung der Convention aber hatte bisher nicht zustande kommen wollen.

Und gegen diese Erneuerung erklärte die öffentliche Meinung sich nun mit äußerster Bestimmtheit. Zum wenigsten verlangte sie, daß dieselbe Einschränkungen unterworfen und an Bedingungen geknüpft werde, welche der Würde des preußischen Staats und der nothwendigen Freiheit der diesseitigen Verkehrsverhältnisse entsprächen. Hier endlich, riefen die Gegner Rußlands und rief also das gesammte preußische Volk — hier habe man einen Fleck, wo man den übermächtigen Nachbar packen könne, diese Gunst der Umstände müsse Preußen sich zunutze machen, wenn es nicht für immer in russische Abhängigkeit gerathen, diese Abhängigkeit selbst nicht immer drückender und lästiger werden solle. Für Rußland, behauptete man, sei die Erneuerung der Convention eine Lebensfrage, ja sie sei überhaupt nur für Rußland ein Bedürfniß, nicht für Preußen. Wenigstens habe man noch nie davon gehört, daß preußische Soldaten nach Rußland desertirten; auch sei diese ganze Voraussetzung, als ob Dergleichen jemals geschehen könne, so widersinnig, daß Niemand sie in Ernst aufstellen würde. Desto größer dagegen sei die Gefahr für Rußland. Schon jetzt, trotz der strengen Grenzbewachung und trotz der Convention, sei an russischen Deserteurs kein Mangel; wie das erst werden und wie namentlich die russischen Regimenter in Polen sich lichten würden, wenn die Convention abgelaufen und der Deserteur keine Auslieferung mehr zu fürchten hätte?!

Und dahin, fuhr man fort, müsse es kommen; die Aufhebung des Cartels sei nicht blos „eine Rücksicht der Menschenfreundlichkeit und des Edelmuths, die in dem Herzen unsers erhabenen Monarchen noch stets Anklang gefunden", sondern es sei auch eine „nothwendige moralische Repressalie", eine „Repressalie der Civilisation" gegen das russische Barbarenthum. Es sei nicht blos Preußens unwürdig, den Häscher Rußlands zu machen und ihm seine weggelaufenen Soldaten wieder einzufangen, damit Rußland sie unter die Knute oder in die Bergwerke nach Sibirien schicke: sondern es sei auch unklug von Preußen, die russische Macht auf diese Weise zu unterstützen, während es sich selbst der Sympathien beraube, die ihm aus der Nichterneuerung der Convention nothwendig zufließen müßten. Insbesondere wurde an den Eindruck erinnert, den dieselbe im Großherzogthum Posen hervorbringen würde. Preußen, „seit den Zeiten des Großen Kurfürsten die allgemeine Zufluchtsstätte für die Flüchtlinge und Verfolgten aller Länder", Preußen, „in dem Franzosen, Salzburger, Tiroler ein neues Vaterland gefunden", würde dann auch im Stande sein, der zahlreichen polnischen Emigration eine Heimatsstätte unter ihren Brüdern in Posen zu eröffnen: eine Maßregel, die in Posen selbst „die glühendste Begeisterung erwecken", aber

auch „von dem intelligenten Theil der übrigen Nation" gewiß „mit dankbarer Freude" begrüßt werden würde.

Wolle man aber — behaupteten dieſe Stimmen weiter — ſich zu dieſem äußerſten Schritte nicht entſchließen, wohlan, ſo ſei wenigſtens Das durch die Klugheit geboten, daß man den Abſchluß einer neuen Convention von möglichſt vortheilhaften Bedingungen abhängig mache. Preußen ſchicke Rußland ſeine weggelaufenen Soldaten bereitwilligſt zurück; was thue Rußland dafür Preußen? Soldaten, die nach Rußland deſertirten, hätte Preußen, wie geſagt, nicht: wol aber hätte es einen thätigen Gewerbſtand, einen intelligenten und blühenden Handel, Fabrikate, die an Solidität und Preiswürdigkeit mit allen Fabrikaten der Welt wetteifern könnten — wie halte Rußland es damit? Seine weggelaufenen Soldaten nehme es dankbarlichſt aus unſern Händen in Empfang, unſern Handel aber, unſere Induſtrie, die Früchte unſers Fabrikfleißes laſſe es nicht über die Grenze. Woher die Verarmung Oſtpreußens? Woher der Nothſtand dieſer einſt ſo blühenden Provinz? Woher das Gras in den Straßen von Königsberg und Elbing? Woher die Klagen aus Schleſien? Woher dieſer Schmuggelhandel, der ſeine demoraliſirenden Wirkungen immer weiter ausdehne und Sittlichkeit und Wohlſtand eines an ſich ſo trefflichen Volksſtammes immer tiefer erſchüttere? Daher, weil Rußland von Preußen nur Dienſte empfangen, ihm aber ſeinerſeits keine Dienſte leiſten wolle; weil die ruſſiſche Grenze dem preußiſchen Handel hermetiſch verſperrt ſei und weil die einzigen Wege, die ihm noch offen geblieben, durch die unerträglichen Plackereien der ruſſiſchen Verwaltung ebenfalls ſo gut wie verſchloſſen wären; weil Rußland für Preußen zwar glatte Worte und blanke Ordenskreuze habe, aber wo es ſich darum handle, Preußen die Pflichten zu leiſten, die ein civiliſirter Staat dem andern ſchuldig, da ſei es regelmäßig nicht zuhauſe. Wolle Rußland die Freundſchaft Preußens, ſo möge ſie es auch erwidern; die Cartelconvention ſolle erneuert werden, ja: aber nur wenn Rußland die gegenwärtige Grenzſperre aufhebe und dem preußiſchen Handel diejenige freiere Bewegung innerhalb der ruſſiſchen Grenzen geſtatte, deren er mit Nothwendigkeit bedürfe, wenn namentlich Oſtpreußen und Schleſien nicht ganz verarmen ſollten.

Und zwar waren es nicht blos die Zeitungen, auch nicht blos Privatperſonen, die ſich ſo ausſprachen, ſondern dieſelben Anſichten und Foderungen wurden auch im Schooſe öffentlicher Corporationen, ja im Schooſe der preußiſchen Beamtenwelt ſelbſt laut. Hr. von Schön, der damals das Oberpräſidium der Provinz Preußen noch nicht niedergelegt, hatte ſich, wie man erzählte, mit der größten Energie dafür ausgeſprochen, die Convention entweder ganz aufzuheben oder Rußland doch wenigſtens zu Bedingungen zu nöthigen, die den Verhältniſſen angemeſſen.

Auch die übrigen Behörden und Corporationen der Provinz sollten sich in ähnlichem Sinne geäußert haben. Am nachdrücklichsten die Kaufmannschaft von Königsberg, in einem Schreiben, das, von zahlreichen Unterschriften bedeckt, durch den Vorstand derselben unmittelbar an den König übersandt wurde (Juni 1842). Die feindselige und selbstsüchtige Handelspolitik Rußlands wurde darin mit den schwärzesten Farben geschildert; nicht blos über die Vergangenheit beklagte man sich, sondern man warnte die Regierung namentlich auch wegen der Zukunft. Wie verlaute, habe Rußland als Gegendienst für die Erneuerung der Convention Erleichterungen seines Prohibitivsystems in Aussicht gestellt. Die Regierung möge sich davon nicht täuschen lassen; was Rußland im Auge habe, sei mehr seine Grenzsperre als sein Prohibitivsystem; wären ihm erst durch Erneuerung des Cartels die Mittel gegeben, erstere aufrechtzuerhalten, d. h. müßte es nicht mehr fürchten, seine eigene Grenzwache regimenterweise über die preußische Grenze laufen zu sehen, so würden bald genug nachträgliche Tarifgesetze und Bestimmungen die aus Noth gemachten Concessionen wieder vereiteln. Mit solchen Halbheiten sei dem preußischen Handel nicht geholfen: sondern darauf komme es an, die Grenzsperre überhaupt aufzuheben, was dann einen freiern Handelsverkehr schon von selbst nach sich ziehen würde. Gegen ein Prohibitivsystem gebe es Repressalien, selbst unter sonst befreundeten Nationen, und auch Rußland habe die Repressalien Preußens zu fürchten: die Mündungen der beiden Hauptströme Polens seien in preußischen Händen.

Das gegenwärtige Verhältniß zu Rußland (behauptete die Denkschrift weiter) ruinire nicht nur den Wohlstand der Provinz, es gefährde auch die Sicherheit des Staats. Der Schmuggelhandel, auf den die Bevölkerung sich gewissermaßen angewiesen sehe, führe, abgesehen von seinen moralischen Uebelständen, auch noch zu fortwährenden kleinen Scharmützeln mit dem jenseitigen Militär, bei denen es nicht selten zu den blutigsten Excessen komme. Für den ersten Augenblick sei hiervon für die äußere Ruhe des Staats wol allerdings nichts zu fürchten: „allein die Politik", fuhr die Denkschrift wörtlich fort, „die nur solange vergibt als sie muß, vergißt nichts, sobald sie den Zahltag bestimmen kann und es ist bekannt, wie empfindlich Regierungen für die Ehre und das Wohl ihrer Unterthanen sind, wenn zu einem gewünschten Kriege die scheinbaren Rechtsgründe gesucht werden." Es wurden ferner die Grausamkeiten und Martern geschildert, mit denen Rußland die zurückgelieferten Deserteurs empfangen und wie erst kürzlich einige von ihnen gleich nach der Auslieferung, angesichts der preußischen Grenze, erschossen, andere mit Stockschlägen vom Leben zum Tode gebracht worden. Ob es unter diesen Umständen „unsern wackern und loyalen Landräthen" wol zuzumuthen sei, die Cartelvorschrift, „deren blutige Folgen sie vor Augen

geſehen", ferner zu vollziehen, zumal da ſie ja „überzeugt" ſein müßten, daß „ihre auf Religion begründeten Scrupel mit der erhabenen Humanität unſers edelſten Monarchen übereinſtimmten"? Ob es ferner zu dulden ſei, daß „unſere Gendarmen und Bauern für das Einfangen ſolcher Deſerteure ruſſiſche Prämien empfangen und ſomit Menſchenjagden veranſtalten, wie auf die wildeſten Thiere"? Durch dieſe Sachlage „in ihrem Innerſten aufs tiefſte erſchüttert und ergriffen", wagten die Unterzeichner, die königsberger Kaufmannſchaft, dem Könige, „deſſen herrliches Gemüth jeder rein menſchlichen Regung offen iſt, deſſen gotterfülltes Herz an fremden Leiden den rührendſten Antheil nimmt", „unterthänigſt zu unterlegen", daß „ſelbſt die ſcheinbar vortheilhafteſten Conceſſionen des neuen Handelstractats uns nur ſchmerzlich ſein würden, wenn ihnen eine Cartelconvention zur Grundlage dienen ſollte". Weit lieber wollten ſie das Prohibitivſyſtem Rußlands, „das ſie arm mache", noch eine zeitlang ertragen, es mit reinem Gewiſſen erduldend, als ſich „durch das Blutgeld eines ſolchen Cartelvertrags bereichern". Auch würden die materiellen Vortheile eines auf Sittlichkeit begründeten Verfahrens nicht ausbleiben. Rußland, in der Unmöglichkeit ſeine Grenzſperre zu behaupten, werde bald auf richtigere Grundſätze zurückzukommen ſich gezwungen ſehen und alsdann Bedingungen beantragen, die ſowol mit der Würde und Humanität Preußens als mit dem wohlverſtandenen Intereſſe der beiderſeitigen Unterthanen wahrhaft übereinſtimmten.

Preußiſche Zeitungen durften dies Actenſtück freilich nicht veröffentlichen; deſto begieriger fielen die auswärtigen Blätter darüber her. Die Publicität, die es auf dieſe Weiſe erhielt, war außerordentlich und ebenſo allgemein war auch die Zuſtimmung, die ihm von Seiten des Publicums entgegenkam. Um ſo niederſchlagender dagegen wirkte die Aufnahme, welche die kühne Anſprache da fand, wo ſie am gründlichſten hätte wirken ſollen: bei der Regierung.

Die Antwort erfolgte diesmal ungewöhnlich ſchnell; noch in den letzten Tagen deſſelben Monats, da die Eingabe nach Berlin abgegangen (Ende Juni 1842), war ſie in Königsberg. Die Regierung eröffnete den Bittſtellern darin, daß zwar für ihre mercantiliſchen Intereſſen die möglichſte Sorge getragen werden ſolle, ihre in die Politik ſtreifenden Bemerkungen aber müßten, wie hiermit geſchehe, ernſtlichſt zurückgewieſen werden, weil „dergleichen Fragen über den Geſichtskreis der Unterthanen hinauslägen". Das Schreiben war vom Miniſter des Innern gezeichnet und unwillkürlich ſah man nach der Unterſchrift: ſtand nicht noch der Name von Rochow darunter? Dieſe „politiſchen Fragen", die „über den Geſichtskreis der Unterthanen hinauslägen", glichen ſie nicht aufs Haar dem vielberufenen Rochow'ſchen „beſchränkten Unterthanenverſtande"?

Und welcher Fortschritt war das also gewesen von Hrn. von Rochow zum Grafen Arnim, wenn der neue Minister so früh schon in die gefährlichste, die unheilbringendste Fährte des alten gerieth?

Inzwischen hatte der König die Reise nach Petersburg bereits angetreten (23. Juni 1842). Als officieller Zweck derselben galt, wie schon erwähnt, die silberne Hochzeit seiner Schwester, der Kaiserin, die am 14. Juli gefeiert werden sollte. Doch zweifelte Niemand im Publicum, daß der Hauptzweck der Reise nicht jener Feier, sondern vielmehr der eben besprochenen Cartelconvention gelte. Man wußte, daß die Unterhandlungen darüber bisjetzt noch zu keinem Resultate geführt hatten. Rußland, erzählte man, habe Preußen in der That namhafte Handelserleichterungen angeboten: doch sei über die Annahme derselben noch nichts entschieden. Die Dauer des interimistischen Vertrags zählte nur noch nach Monaten, eine Entscheidung mußte getroffen werden, sogar in allernächster Zeit, und da man trotz der Scene in Kalisch und trotz der Anrede in Brandenburg zu der persönlichen Gesinnung des Königs noch immer ungleich mehr Zutrauen hatte als zu allen diplomatischen Künsten seiner Minister und Gesandten, so sah man es im Ganzen nicht ungern, daß der König die Verhandlung persönlich zu übernehmen schien. Wenigstens, wenn denn doch einmal nach Petersburg gereist werden sollte, so war dies noch immer der beste Grund, die Reise zu machen.

Als ein günstiges Anzeichen betrachtete man es dabei, daß gleichzeitig die längst projectirten Festungsbauten in Ostpreußen in Angriff genommen wurden. Si vis pacem, para bellum. Die Festungen in Ostpreußen konnten nur Einen Zweck haben, nämlich das Land gegen einen Angriff Rußlands zu schützen; indem Preußen diesen Bau unternahm, in demselben Augenblick, da es mit Rußland wegen Neugestaltung der Grenz- und Handelsverhältnisse unterhandelte, schien es darauf hindeuten zu wollen, daß ihm neben der Feder auch ein Schwert zugebote stehe und daß es Dasjenige, was Rußland nicht in Güte gewähren wolle, ihm nöthigenfalls mit Gewalt abzwingen könne.

Der König nahm seine Route über Posen und Bromberg nach Danzig, wo er sich auf einem kaiserlichen Dampfschiff nach Petersburg einschiffen wollte. Der Aufenthalt in Posen (24. — 26. Juni) war durch eine Reihe der glänzendsten Festlichkeiten bezeichnet. Die Stadt hatte die Ehre, dem König mit einem solennen Mittagsessen auf dem Rathhause aufzuwarten, während die „Ritterschaft" einen prächtigen Ball im Landschaftsgebäude veranstaltete. Der König hatte, allen Berichten zufolge, die heiterste Stimmung gezeigt; politische Anspielungen und Erörterungen schienen absichtlich von beiden Seiten vermieden worden zu sein. Auf dem ritterschaftlichen Ball, den der König mit der Gräfin Poninska, der Gemahlin des Landtagsmarschalls, eröffnete, waren sämmt-

liche Edelleute in der für die Standesherren vorgeschriebenen Uniform erschienen. Ein Thronhimmel, unter dem ein Thronsessel stand, der angeblich noch aus den Zeiten des polnischen Königs Stanislaus Leszczynski herstammte, war für den König bereit: doch wollte man bemerkt haben, daß er sich desselben nicht bedient. Als Beweis der allerhöchsten Huld ließ der König in der Stadt wie überhaupt in der Provinz zahlreiche Gnadenbezeigungen zurück; 55 Orden wurden verliehen, darunter auch einer an den alten Gegner der preußischen Regierung, den Erzbischof von Dunin; ein Rittergutsbesitzer wurde in den Freiherrnstand erhoben, zwei Mitglieder desselben Standes erhielten den Kammerherrnschlüssel. Auch in Danzig war der Enthusiasmus groß und unter den lautesten Segenswünschen bestieg der König die russische Dampffregatte „Kamtschatka", ein prächtiges Schiff von 18 Kanonen, dessen riesiger Bau, verbunden mit dem märchenhaften Luxus der Ausstattung, den Bewohnern der ostpreußischen Küste eigenthümliche Empfindungen erweckte, indem sie bei sich erwogen, was Preußen diesem russischen Dampfkolosse entgegenzustellen habe — nämlich nichts.

Die Ueberfahrt war nicht ganz glücklich; ein langanhaltender Sturmwind peitschte das Meer und zog den Reisenden, den König nicht ausgeschlossen, heftige Anfälle von Seekrankheit zu. Wollte man den umlaufenden Gerüchten Glauben schenken, so wäre das Schiff sogar in wirklicher Gefahr gewesen: funeste Anzeichen, wie das Publicum meinte, für den Erfolg der Reise und ein Grund mehr, weshalb man den König lieber daheim im Lande gewußt hätte. Auch andere noch unheimlichere Gerüchte liefen um. Der König sollte während seines Aufenthalts in Posen durch einen anonymen Brief gewarnt worden sein, nach Petersburg zu gehen; es sei ein blutiger Anschlag gegen die Person des Kaisers und der kaiserlichen Familie im Werke und die bevorstehende Jubelfeier sei bestimmt, ihn zur Ausführung zu bringen. Halb mit Bangen, halb mit Schadenfreude erinnerte man sich, wie unsicher der politische Boden Rußlands: aber die Schadenfreude verstummte und die Bangigkeit behielt die Oberhand, da man sich vorhielt, daß eben dieser gefährliche Boden in diesem Augenblick den König von Preußen als Gast trage.

Doch waren es wol leere Besorgnisse gewesen; alle aus Petersburg einlaufenden Nachrichten konnten die Aufnahme des Königs nicht glänzend, die Festtage selbst nicht prächtig genug schildern. Auch schien der König sehr befriedigt; nicht weniger als 118 russische Offiziere und neun russische Beamte wurden während seines Aufenthalts am russischen Hofe mit preußischen Orden decorirt. Die wichtigste Angelegenheit der Reise, die Cartelconvention betreffend, erfuhr man, daß auch das persönliche Benehmen der beiden Monarchen zwar noch zu keiner

endgültigen Verständigung geführt habe: doch zeige Rußland sich allerdings geneigt, den billigen Foderungen Preußens Gehör zu geben. Als Beweis dafür, sowie überhaupt als Zeichen des russischen Wohlwollens wurde angeführt, daß der Kaiser von Rußland während der Anwesenheit des Königs in Petersburg sämmtliche preußische Unterthanen, welche wegen Zollvergehen zur Deportation nach Sibirien verurtheilt worden, begnadigt und die erfoderlichen Befehle zu ihrer sofortigen Entlassung ertheilt habe.

In Wahrheit jedoch erregte diese kaiserliche Gnade in Preußen mehr Bestürzung als Freude. Wie doch? Es gab also in Rußland preußische Unterthanen, welche nach Sibirien geschickt worden waren, aus keinem andern Grunde, als weil sie sich gegen eine Grenzsperre vergangen, die allgemein als widerrechtlich, als eine wahrhafte Gewaltthat gegen Preußen betrachtet wurde? Sie hatten keinen Schutz gefunden bei der preußischen Gesandtschaft in Petersburg, diese armen Märtyrer des russischen Sperrsystems, und der König selbst mußte erst nach Petersburg kommen und der Kaiser erst seine silberne Hochzeit feiern, um sie aus den Bergwerken Sibiriens zurückzurufen? — Wie die öffentliche Meinung in Preußen diese kaiserliche Gnade aufnahm, das ging wol am deutlichsten aus der Thatsache hervor, daß sich sofort in Königsberg ein eigener Verein bildete, zu dem Zweck, solche preußische Unterthanen, welche in Rußland wegen Verletzung der Grenzsperre gerichtlich verfolgt werden würden, nach Kräften zu unterstützen und in Sicherheit zu bringen.

Auch übrigens schien die Reise nicht das Resultat haben zu sollen, das man sich preußischerseits davon versprochen hatte. Allerdings war unter dem 9. (21.) Juli ein kaiserlich russischer Ukas erlassen worden, durch den dem Grenzhandel zwischen russischen und preußischen Unterthanen verschiedene Erleichterungen zutheil wurden. Die preußische Regierungspresse hatte anfangs ein großes Siegesgeschrei darüber erhoben; bei genauerer Prüfung jedoch zeigte sich, daß die meisten dieser Zugeständnisse nur scheinbare waren und der Rest von geringer Bedeutung. Namentlich wies die Königsberger Zeitung (21. September) in einem gründlichen, offenbar aus sachverständiger kaufmännischer Feder hervorgegangenen Artikel der Preußischen Staats-Zeitung eine Menge von Irrthümern und falschen Folgerungen nach, welche sie sich in Betreff dieses Ukases und seiner Tragweite hatte zuschulden kommen lassen. Auch wurden viele dieser Begünstigungen bald darauf von der russischen Regierung stückweise wieder zurückgenommen und dafür neue Bedrückungen hinzugefügt. So mußte der Landrath des memeler Kreises schon unterm 6. Februar 1843 bekannt machen, daß einer Bestimmung des russischen Gouvernements zufolge diejenigen preußischen Unterthanen, welche mit Legitimationsscheinen der Landräthe nach Rußland kommen

und nicht in der festgesetzten Frist oder über andere Grenzpunkte als über diejenigen, über welche sie nach Rußland gekommen, nach Preußen zurückkehren würden, nie wieder über die Grenze nach Rußland eingelassen werden sollten, auch wenn sie aufs neue mit Legitimationsscheinen versehen wären. Wenige Wochen später, Anfang März, zeigte der Oberpräsident von Preußen durch das Königsberger Amtsblatt an, daß auch die seit kurzem zugestandene Vergünstigung, zufolge welcher gewisse Handelsgegenstände gegen Ursprungszeugnisse mit Zollerleichterung nach Rußland und Polen hatten eingeführt werden dürfen, bis auf Weiteres zurückgenommen sei. Und doch hatte der König bald nach der Rückkehr aus Rußland (31. August 1842) auf dergleichen Vergünstigungen hin befohlen, daß, wiewol die Cartelconvention in der That mit dem 29. September desselben Jahres ablief und keine neue Vereinbarung getroffen war, dennoch auch in dem nächsten Jahre noch nach Maßgabe ihrer Bestimmungen verfahren werden solle.

So hatte der theuer erkaufte Ukas vom 9. Juli Preußen selbst also wenig oder nichts genützt; in der Meinung des übrigen Deutschland aber hatte er ihm sogar Schaden gethan. Die Mitverbündeten Preußens im Zollvereine nämlich hoben mit Recht hervor, daß in dem mehrerwähnten russischen Ukas immer nur von Preußen die Rede sei, die Existenz eines preußisch-deutschen Zollvereins aber völlig ignorirt werde, während doch sämmtliche Angehörige des Zollvereins sich grundsätzlich verpflichtet hätten, keine Handelsbegünstigung von einer auswärtigen Macht anzunehmen oder überhaupt Handelstractate zu schließen, die nicht zugleich sämmtlichen Vereinsmitgliedern zugute kommen. Der Neid der kleinen Staaten, die geheime Eifersucht Oestreichs schürten das Feuer und unter der schadenfrohen Losung: „ein Riß in den Zollverein", machte die Geschichte dieser unglücklichen Verhandlung noch lange die Runde durch die Zeitungen.

Kehren wir indeß noch einmal nach Petersburg zurück. Alle Nachrichten, wie gesagt, flossen über von Schilderung der Pracht, welche der russische Hof bei Gelegenheit des königlichen Besuchs entwickelte, sowie von der Zuvorkommenheit und Herzlichkeit, die zwischen den beiden Monarchen herrschte. Der Regen preußischer Orden war durch eine wahre Sündflut russischer Ehrenzeichen, ausgetheilt an die Begleitung des Königs von Preußen, erwidert worden; Feste folgten auf Feste, Paraden, Feuerwerke, prächtige Aufzüge, Wasserfahrten, Alles wurde aufgeboten, dem erlauchten Gaste den Aufenthalt so angenehm, der erstaunten Welt die Macht und Fülle des russischen Hofes so eindringlich wie möglich zu machen. . . .

Da plötzlich, mitten in diese schwelgerische Pracht hinein, verbreitete sich eine Schreckensnachricht durch Europa, vor der Hoch und Niedrig

verſtummten und die namentlich jenem fürſtlichen Kreiſe ein furchtbares Memento mori zurief: an demſelben 13. Juli, da Petersburg in einem Meer von Glanz und Wonne ſchwamm, am Vorabende des kaiſerlichen Hochzeittags, hatte Ferdinand Philipp Herzog von Orléans, der Erbe des franzöſiſchen Throns, durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen ſein Leben auf dem Straßenpflaſter in Paris ausgehaucht. Die Nachricht machte einen furchtbaren Eindruck durch ganz Europa, durch die ganze Welt. Was war menſchliche Größe, menſchliche Weisheit gegen die Schläge des Schickſals? Mit welcher Mühe, mit welchem Aufwand von Liſt und Zähigkeit hatte der alternde Ludwig Philipp ſeinen Thron gegründet — und nun, da er endlich feſtzuſtehen ſchien, für wen war es? Der Erbe der Krone, der Liebling der franzöſiſchen Jugend und namentlich der Armee, die ganze Hoffnung der Dynaſtie Orléans — da lag er, im Zeitraum weniger Minuten aus einem lebenſtrotzenden, hochgeſinnten Manne in eine ſtarre blutige Leiche verwandelt. Ein tiefes Schaudern ging durch alle Herzen, Jedermann ahnte — und die Zukunft hat die Ahnung nur zu ſehr gerechtfertigt —, daß damals die Würfel geworfen waren über das Schickſal Frankreichs und der Orléans'ſchen Dynaſtie. Noch immer war Frankreich ein ſchlummernder Krater und ein Ereigniß wie dieſes mußte über kurz oder lang ſeine tiefſten Abgründe erſchließen. Ludwig Philipp ſtand an der Schwelle der Siebziger und der Erbe des Throns nach dem Tode des Herzogs war ein noch nicht vierjähriger Knabe, die Nächſten aber, die als Verweſer oder Vormünder für ihn eintreten konnten, waren ein unbeliebter ehrgeiziger Oheim oder eine edle hochherzige Mutter — aber eine Fremde, ohne Schutz, ohne Anhang unter den Parteien, die Frankreich zerwühlten und die nichts an ihrer Heftigkeit verloren hatten, weil ſie ſich nur noch im Stillen regen durften. Man ſann und ſann und jemehr man nachſann, deſto deutlicher ſah man ein: dieſer Sturz aus dem Wagen, der ſo plötzlich das hoffnungsvollſte, das tüchtigſte Leben Frankreichs zerſchmetterte, war nur der Anfang einer Revolution, die früher oder ſpäter über Frankreich hereinbrechen mußte. Wie wird ſie enden? Und wie wird Europa ſie aufnehmen? Wird es zum zweiten mal gelingen, ſie auf die Grenzen Frankreichs zu beſchränken? Oder welches neue, welches noch unberechenbare Feuer wird ſich an dieſem Blute entzünden?

Für Preußen namentlich ſchien die Kataſtrophe des Herzogs ſehr verhängnißvoll. Preußen war die natürliche Vorhut Deutſchlands gegen Frankreich; es war auch der nächſte Nachbar Frankreichs und jede Erſchütterung jenſeit des Rheins hallte zunächſt innerhalb der preußiſchen Grenzen wider. Dem verſtorbenen Herzog von Orléans ſchrieb man eine für Preußen ſehr günſtige Geſinnung zu. Das Auftreten des jungen Prinzen in Berlin bei ſeiner Brautreiſe im Jahre 1836 hatte allge-

mein den beſten Eindruck gemacht; auch war es, wie man ſich erinnerte, hauptſächlich durch preußiſche Vermittelung geſchehen, daß ihm die Hand der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Strelitz zutheil geworden, derſelben Frau, die jetzt mit ſprachloſem Jammer an ſeinem vorzeitigen Grabe ſtand. Man wollte ſogar wiſſen, daß der jetzt regierende König von Preußen die Bewerbungen des Herzogs aufs lebhafteſte unterſtützt und, im Vereine mit ſeinem königlichen Vater, durch ſeine perſönlichen Bemühungen den Widerſtand des hochmüthigen und ehrgeizigen Herzogs Karl von Mecklenburg, ſeines wie der Oheims, gebrochen habe. Beſtieg der Herzog von Orléans dereinſt den Thron Frankreichs, ſo durfte, ſoweit in dieſer Sphäre von Dankbarkeit und Freundſchaft überhaupt die Rede ſein kann, Preußen auf ſeine Dankbarkeit und Freundſchaft rechnen. Das war jetzt auch dahin und mit wachſender Beklemmung ſah man in eine Zukunft, die ohnedies ſchon düſter genug war und die ſich nun durch den Tod des Herzogs immer mehr und auf immer drohendere Weiſe verfinſterte.

Gedichte.

Von

Heinrich Pröhle.

1. Eruna.

I.

O Stolberg, Hirſchenlager! Grüß' Gott! Wie gerne ſchau'
Ich dich im engen Thale, ſo nah' der Güld'nen Au'!
Wie trägſt dein Haupt du ſtattlich! Dein Schloß, es ragt ſo frei,
Als wär's auf deinem Kopfe ein köſtlich Hirſchgeweih'. —

Bei Stempeda wie Silber glänzt eine Felſenwand;
Man heißt's den alten Stolberg im ganzen Harzerland.
Es ſcholl ein lautes Hämmern aus ihm wol ſieben Jahr';
Ein rechter Stolberg war es, ein Stahlberg ja fürwahr.

Die dort das Eiſen brachen, die hatten wenig Schlaf;
Die alten Sachſen waren's; Bergmeiſter war ein Graf.
Die Berg- und Hüttenmänner in Hütten und im Schacht,
Sie thäten Erz nur fördern für eine große Schlacht.

Nicht wenig Waffen brauchſt du, haſt du gethan den Schwur,
Hinab am Fluß zu rüſten die güld'ne Unſtrutflur,
Und weit und immer weiter — Scheidung dem Boden gleich
Zu machen, bis als Leiche daliegt Thüringens Reich.

Von ſolchen Schwüren hallte der alte Stolberg nach
Aus aller Sachſen Munde bei Nacht als wie bei Tag.
Sie ließen Gold und Silber und nahmen nur das Erz,
Was mocht' am beſten treffen in der Thüringer Herz.

Schon lagen tauſend Hügel von Eiſen da im Thal
Und in den Schmieden glänzten die Waffen ſchon von Stahl:
Da trat wol zu den Knappen dort in der Felſenwand
Eruna, Stolbergs Jungfrau, der Erdgeiſt wohlbekannt.

Weiſſagend ſprach zu ihnen Eruna da ſo laut:
„Euch ſoll ein Hirſch geleiten! Das neue Stolberg baut!
Wenn wo der Hirſch ſich lagert, das ſei des Städtleins Markt;
Zum Kampfe mit Thüringen jetzund ſeid ihr erſtarkt."

Durch ſtolze Eichenforſten das Hirſchlein ſah man geh'n
Bis zu den Wieſenmatten ſo blumig anzuſeh'n.
Und auf den bunten Matten, da bauten ſie die Stadt;
Es iſt das Hirſchenlager, wo ihren Markt ſie hat.

So nach Eruna's Weiſung ward Stolberg da fundirt
Und gegen die Thüringer gar weislich aufgeführt;
Sie bauten auf dem Berge darüber ſchlank und frei
Schloß Stolberg auch dem Grafen, als wär's das Hirſchgeweih.

Wie alſo ward am Harze Stolberg fundiret fein,
Iſt auch am Bergesrande erbaut der Sachſenſtein;
Die Franken und die Sachſen, ſie tödteten zumal
Thüringens edle Söhne im ſchönen Unſtrutthal.

Was blickt von Scheidungs Pforte zur Morgenröthe da
Der Adler hin der Sachſen? Die Völkerſchlacht geſchah;
Ein Siegeszeichen haben die Sachſen da gemacht.
Thüringen fiel. Eruna lauſcht ſtill im Bergesſchacht.

Wie hebſt dein Haupt du, Stolberg! Dein Schloß, es ragt ſo frei,
Als wär's auf deinem Kopfe ein köſtlich Hirſchgeweih.
Du trautes Hirſchenlager! O, Stolberg! Gerne ſchau'
Ich dich im engen Thale, ſo nah' der Güld'nen Au'.

II.

Einſt war der Feind gekommen nach Stolberg in das Land
Und hatt' es unterworfen mit mörderiſcher Hand;
Er gab auch manchem Bergmann von Stolberg ſchnöden Sold,
Daß er im alten Stolberg nach Silber grüb' und Gold.

Die Knappen in der Teufe vom alten Stolberg da
Vernahmen, ach wie herrlich, wol eine Musica,
Daß ihre Herzen fühlten bald Freude und bald Leid;
Es war vielleicht ein Sehnen hin nach der güld'nen Zeit.

Gelockt von Zaubertönen hieben sie muthig zu;
Sie rissen ab die Kleider zuletzt wol sonder Ruh'.
Sie kamen immer näher der Teufe, immer schwoll
Noch lauter an das Klingen, Musik so wundervoll:

Bis eine Silberader die Knappen legten blank,
Acht Fuß gerade mächtig und unermeßlich lang,
Und auf der Silberader, gar lustig anzuseh'n,
Ein Männlein und ein Fräulein, die tanzten wunderschön.

Sie führten an den Reigen im weißen Leingewand,
Nach alter guter Sitte gar ehrbar, Hand in Hand.
Doch hinter ihnen thaten gar manchen hohen Satz
Als wären's ihre Diener viel' Zwerg' im rothen Latz.

Und Alles war bereitet gar seltsam ritterlich;
Die muntern Geiger führten gar wunderlichen Strich.
Die Zwerglein mit den Pauken, hei, wie sie ächzten da!
Bergmännlein man die großen Posaunen blasen sah.

Die Männer standen lauschend da in dem Bergesschacht,
Sie sah'n und hörten staunend des alten Stolberg Pracht.
Auch trat wol in der Teufe zu ihnen jetzt der Geist,
Die Jungfrau hin von Stolberg, so man Eruna heißt.

So sprach Eruna raunend: „Was wollt um schnöden Sold,
Ihr Thoren, Fremden lassen dies Silber und dies Gold?
Hebt es nur auf für Stolberg!" Da eilten schnell von dann'n
Wol aus dem alten Stolberg erschreckt sie Mann für Mann.

Seitdem verschwand Eruna. Der Bergmann nur allein
Mag sie zuweilen schauen wie einen Nebelschein;
Doch wenn die güld'nen Zeiten — fürwahr, 's ist kein Gedicht —
Für Stolberg wiederkommen, erscheint sie wie ein Licht.

Jetzt aus dem alten Stolberg, da hört man wunderlich
Zuweilen nur ein Tönen, als wär's ein Geigenstrich;
Doch sind die güld'nen Zeiten dereinst erst wieder da,
Dann machen tausend Zwerge die schönste Musica.

2. Der Braut.

Erwache, Lina! Durch die Scheiben
Blickt mild noch der Novembertag,
Erinn'rungsvoll, der raſcher treiben
Soll deines Herzens treuen Schlag.
Schon weht die Eſche mit den Zweigen
In deinem Gärtchen ſo vertraut;
Der Brocken und des Wildes Reigen
Seh'n nach dem Fenſter ſchon der Braut.

Sie waren ſtumme Zeugen, ſiehe!
— Sechs Monden ſind ſeitdem dahin —
Wie in des Maies duft'ger Frühe
Du kameſt mit verſchämtem Sinn.
Raſch war die Liebe da erglommen!
Doch ach, wie zögernd kam dein Fuß!
Nun iſt's dein Stolz, daß du gekommen,
Dein Ruhm nun iſt der erſte Kuß.

Schon manche Stunde hat geſchlagen,
O Mädchen, über unſerm Bund;
Im Herzen haſt du mich getragen
Nun ſchon ein halbes Jahresrund.
Was kann ich thun als dankend hangen
Heut' wieder an der treuen Bruſt,
Mit trauter Hand mein Glück umfangen
Und meines Lebens ganze Luſt? —

Der Wand'rer auf des Harzes Höhen,
Nichts ahnt er als im Tannenwald,
Der ihn umgibt, des Windes Wehen
Und als ſein Rauſchen ernſt und kalt.
Doch plötzlich aus dem Tannenhaine
Glänzt hell aus Augen groß und klug
Entgegen ihm mit mildem Scheine
Tief aus der Schlucht ein Marmorbruch.

So, Lina, biſt du mir geworden,
Als ich, misachtend meinen Pfad,
Hinwanderte durch Deutſchlands Norden
Mit armen Köhlern, früh und ſpat —
Laß aus der Liebe Schacht uns brechen
Den hehren Marmor hier im Tann,
Und unſ're Küſſe mögen ſprechen,
Was doch kein Lied verrathen kann.

Literatur und Kunſt.

Ueber Stahr's „Torſo", zweiter Theil.

(Torſo. Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke der Alten. In zwei Theilen. Zweiter Theil. Braunſchweig, Vieweg.)

Dem erſten Theile des „Torſo" von A. Stahr, den wir im „Deutſchen Muſeum", 1855, I, 408 fg., anzeigten, iſt raſch der zweite gefolgt. Wir heißen ihn ebenſo herzlich willkommen; denn im Ganzen entſpricht dies Werk ſehr glücklich der Aufgabe, die es ſich geſtellt, die Ergebniſſe der gelehrten Forſchung, ſoweit ſie den uns bekannteſten und durch zahlreiche noch erhaltene Denkmäler vertretenen und bezeugten Theil der alten Kunſt, die Plaſtik, betreffen, in einer zuſammenhängenden geſchmackvollen Darſtellung und gewählten Sprache einem weitern Leſerkreiſe der Gebildeten zuzumitteln; wenn ſich auch theils über geſchichtliche Fragen, theils über Einzelheiten bisweilen mit dem Verfaſſer rechten ließe.

Stahr, der im erſten Theile des „Torſo" (nur in einzelnen Abſchnitten, wie in dem über die Porträtbildwerke, ſchon in ſpätere Zeiten vorgreifend) die Geſchichte der Plaſtik bei den Griechen bis auf die Lebenszeit Alexander's herabgeführt hatte, beginnt dieſe Fortſetzung mit der Darſtellung des Lyſippus und der nachmacedoniſchen Kunſtſchulen, geht dann auf die Kunſtanfänge der Etrusker und Römer über und führt die Geſchichte der griechiſchen Kunſt in Italien, das fortan ihr Hauptſitz ward und wo ſie die römiſche Kunſt in ſich aufnahm, veredelte und belebte, von der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. weiter, um ſie mit ihrem Hinwelken und Abſterben im 3. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zu ſchließen. Die Bedeutung der kurzen aber glänzenden Periode Alexander's für die Kunſt wie für das geſammte Geiſtesleben der Griechen iſt richtig gewürdigt: „Es war eine Zeit, die in Betreff der Kunſtförderung durch große Herrſcher das Vorbild war für die ſpätern römiſchen Zeiten unter Auguſt, Titus und Hadrian, wie für die Zeiten der Mediceer und der kunſtliebenden Päpſte. Plutarch meinte ſogar, nicht zu Alexander's Zeit, ſondern vielmehr durch Alexander ſeien die damaligen Künſtler die größten aller Zeiten geworden" u. ſ. w. Gewiß hatte der große König an dem Lyſippus den würdigſten plaſtiſchen Darſteller ſeiner Perſon und ſeiner Thaten. Wenn aber Stahr den Lyſippus und ſeine Schule, oder überhaupt die Zeit des Alexander für ein vermeintes „Uebermaß des Koloſſalen" vorzugsweiſe verantwortlich machen will (S. 42: „Es konnte nicht fehlen, daß die Koloſſalität ſeiner Unternehmungen die Phantaſie mancher bildenden Künſtler mit eben ſo maßloſen Entwürfen erfüllte"), ſo iſt das ein wunderlicher Irrthum. In Aegypten und Aſſyrien, zu denen wir mit dem Verfaſſer („Torſo", I, 31, 39 u. öfter) die Anfänge der griechiſchen Kunſt in Beziehung ſetzen, war ein „Uebermaß des Koloſſalen" bereits lange da, bevor nur auf griechiſchem Boden an Kunſt gedacht wurde; und wie viele chryſelephantine, eherne und ſteinerne Koloſſe laſſen ſich ein, zwei und mehr Jahrhunderte vor Lyſippus und Alexander in Griechenland aufzählen? Aber der Krieg gegen das Koloſſale, die Idee, daß es wenigſtens vorzugsweiſe eine Verirrung der ſpätern Kunſt ſei, zieht ſich durch dieſen ganzen zweiten Theil, wenn der Verfaſſer ſich auch ſpäter (S. 447 fg.)

ſelbſt erinnert, daß es bei Nichtgriechen und bei den Griechen ſelbſt ſchon lange dageweſen ſei.*) Soll aber von „Verirrung“ die Rede ſein, ſo war der ſitzende olympiſche Zeuskoloß des Phidias, der nach Strabo, wenn er aufgeſtanden wäre, die Decke des Tempels eingeſtoßen hätte, unbeſchadet ſeiner erhabenen Schönheit an ſich doch wol ein für ſeine Umgebung mehr disproportionirtes Werk, als der Sonnenkoloß des Chares oder ſpäter der Koloß des Nero unter freiem Himmel. Leider hat Stahr ſich einmal in den Gedanken verrannt, daß das Koloſſale den Beginn des Sinkens und der Entartung in der Kunſt kennzeichnen ſoll, und richtet demgemäß ſeine Darſtellung ein.

In der Darſtellung der Kunſtanfänge bei den Etruskern ſind wir mit dem Verfaſſer ziemlich einverſtanden, weniger aber bei den Römern, und wir verſtehen nicht recht, wie Stahr hier mit ſich ſelbſt einig geworden iſt. Er räumt ein (S. 137), daß Rom mit Oſtia ein uraltes Handelsemporium war, das nicht blos mit Etrurien, ſondern auch mit überſeeiſchen Handelsſtaaten in früher Verbindung ſtand, Geld münzte u. ſ. w. Auch habe „ſchon in der älteſten Periode neben dem etruskiſchen auch ein griechiſcher Einfluß auf die italiſche Kunſtübung ſtattgefunden“; — „Rom war unter den letzten Königen mächtiger und glänzender, als man es ſich gemeinhin“ (nach den Niebuhr'ſchen Anſichten) „vorzuſtellen pflegt“; — ſeine Cultur „trug vorzugsweiſe griechiſche Färbung“ u. ſ. w. In allem Dieſem pflichten wir ihm bei; aber eben deshalb können wir ihm nicht beipflichten, wenn er nun drei Jahrhunderte nach dem Ausgange der Könige die Römer, als ſie mit den Griechen in feindliche Berührungen kamen, dieſen faſt als Kunſtbarbaren entgegentreten läßt. Allerdings hatten die Römer unter der Republik, in den galliſchen Nöthen, während der italiſchen und puniſchen Kriege, die Kunſt nicht ſehr gefördert, geſchweige denn zur Blüte entwickelt; aber völlig geruht hatte ſie nie, völlig erſtorben war ſie nicht. Architektur, Plaſtik, Malerei waren, zum Theil mit Beihülfe etruskiſcher und griechiſcher Werkmeiſter, immer fleißig geübt worden; und es ſind darüber Notizen genug bei Plinius und Andern zerſtreut, wenn man ſie nur mehr beachten und zur Geltung bringen wollte. Allein während man dem Plinius, der doch ſchon nach Winckelmann kein „Evangeliſt“ war**), die confuſeſten und un-

*) Es genügt, bei den Griechen an den goldenen (?) Koloß des Zeus, des Kypſelos oder Periander, in Olympia; an den ehernen Apollo von Amyklä; an den ſteinernen Apollo der Narier auf Delos, wie an den unfertigen von 33 Fuß Höhe, der noch auf Naxos in dem Steinbruche liegt; an den etruskiſchen Apollo von 50 Fuß Höhe, deſſen Plinius gedenkt; an die vielen chryſelephantinen und ehernen Koloſſe des Phidias und ſeiner Zeit zu erinnern; und von wie vielen mögen wir gar keine Kunde haben? Alſo viele Koloſſe im Werden und Wachſen der griechiſchen Plaſtik, ſo gut wie im Sinken. — Stahr iſt aber in Betreff der Koloſſe mehr als Ein Irrthum begegnet. So behauptet er (S. 179), es habe in Rom allein „an hundert Koloſſalwerke des Chares“ gegeben, wobei ihm wahrſcheinlich die Stelle des Plinius vorſchwebte, wo dieſer ſagt, es gebe auf Rhodos außer dem Koloſſe des Chares noch hundert andere Koloſſalbilder des Helios.

**) Auch Stahr erkennt an (S. 81) daß „Plinius kein eigentlicher Kunſtkenner war“, und ſeine Kunſturtheile „oft ziemlich roh“ ausfallen; ſowie daß (S. 292) „von tieferm Verſtändniß für die Kunſt bei ihm nicht viel zu finden iſt, und ihre Werke den alten gelehrten Barbaren eigentlich nur als Curioſa intereſſirten“. Dennoch baut der Verfaſſer, hierin unſelbſtändig den Vorarbeiten Anderer folgend, in griechiſchen Dingen noch immer viel zu viel auf Plinius. — Was die Befähigung der Römer zur

haltbarsten Kunstnotizen, die er über Griechenland compilirt hat, gläubig abnimmt, ist es herkömmlich, seine Notizen über älteste römische und italische Kunst, wo er doch als Augenzeuge und mit einiger Sachkenntniß spricht, zu übersehen oder geringzuschätzen. Zu dieser üblichen gar zu großen Unterschätzung der Römer in Beziehung auf Kunstübung und Fähigkeit zur Kunst haben nicht wenig die drei oder vier bekannten Stellen des Horaz beigetragen, in denen er die Griechen so hoch über seine Landsleute stellt; welches Urtheil man von der Literatur, der es zunächst gilt, in zu großer Ausdehnung auch auf die Kunst, ihre Auffassung und Uebung überträgt. Ueberdies war in denselben Jahrhunderten, wo die Römer andern Dingen, der Vergrößerung ihres Staats und unabläßigen Kriegen oblagen, die Kunst bekanntlich auch in Griechenland in einen Stillstand, fast in einen Rückschritt gerathen, aus dem sie sich erst im 2. Jahrhundert v. Chr. wieder aufraffte; was Stahr (S. 165 fg.) als die „Restauration der griechischen Bildkunst in Rom“ bezeichnet, denn fortan werden Rom und Italien, wenigstens für unsere freilich sehr lückenhafte Kenntniß, der Hauptboden der Kunst. Was sie aber in dieser ihrer Wiederbelebung als Keime neuer Entartung bereits in ihrem Schoose trug, auch Das brachte sie mit aus Griechenland herüber; denn der Verfasser erkennt selbst an, daß „die sogenannte römische Kunst eigentlich nur die griechische Kunst bei den Römern“ ist. Und wie wir oben den Vorwurf, daß diese griechisch-römische Kunst vorzugsweise dem Kolossalen Vorschub geleistet habe, zurückweisen mußten, so müssen wir auch andere Richtungen, zum Guten und Schlechten, welche der Verfasser dieser seiner Restaurationsperiode als eigenthümlich vindicirt, schon viel früher für das ungemischte Griechenthum in Anspruch nehmen; z. B. (S. 178) die „Porträtstatuen besiegter Barbarenvölker“. War nicht in Sparta eine Halle, deren Gebälk von Persern getragen wurde? waren nicht bärtige Perser in asiatischer Tracht am Niketempel in Athen dargestellt? Oder fehlte es auf der andern Seite an Unsittlichkeiten, ja an den crudesten Obscönitäten in der Blütezeit der griechischen Plastik und Malerei, und dürfen diese erst auf Rechnung der Römer gesetzt werden?

Nach andern Seiten hin aber ist der Verfasser den Römern und ihren Beziehungen zur Kunst völlig gerecht geworden. Wir zählen den Abschnitt über „Cicero und sein Verhältniß zur Kunst“ zu den gelungensten des ganzen Buchs; er ist mit großer Kenntniß des Cicero, mit Wärme und Liebe geschrieben, und jeder Archäolog wird gern einräumen, was Stahr an einer andern Stelle sagt: „Einen Reichthum von Bemerkungen“ (über die bildenden Künste), „wie er uns aus den Schriften eines Cicero entgegentritt, suchen wir vergebens bei irgendeinem griechischen Schriftsteller der großen hellenischen Culturepoche.“ Hadrian, als der letzte große Kunstbeförderer, wird von dem Verfasser vielleicht sogar überschätzt und zu hoch gestellt; am wenigsten aber möchten wir die Behauptung unterschreiben (S. 376), daß Pausanias das erste Buch seiner „Periegesis“ unter Hadrian's Regierung „in der sehr merkbaren Absicht geschrieben habe, dem Kaiser zu schmeicheln“. —

Kunst betrifft, so ist es sehr beachtenswerth, daß Antiochus von Syrien bereits um 170 v. Chr. zum Ausbau des Olympion in Athen einen römischen Architekten, den Decimus Cossutius, verwandte. Vitruv. 7, praef. 15; C. J. G. n. 363.

Der „Torso" schließt, da nach Hadrian die selbständigen Werke der Plastik immer seltener werden, mit einer Betrachtung und Würdigung der Kaiserbilder, an deren ziemlich vollständiger Reihe bis zu Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. sich vorzüglich wahrnehmen und nachweisen läßt, wie die alte Plastik, nachdem sie dem Idealen längst entsagt, nun auch nicht einmal die glückliche Nachbildung der gegebenen Aehnlichkeit mehr zu leisten vermag. So nehmen wir denn Abschied von diesem Werke, das wir trotz einzelner Ausstellungen, wir wiederholen es, als eine glückliche, schöne und dankenswerthe Bereicherung unserer Literatur anerkennen, und dem wir in weiten Kreisen den verdienten Erfolg wünschen. —g —s.

Historische Werke.

Unter den historischen Neuigkeiten der letzten Wochen sind zunächst einige Fortsetzungen hervorzuheben. Von der „Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Von Heinrich Beitzke, Major a. D." (Berlin, Duncker und Humblot) ist der dritte Band, den Feldzug von 1814 in Frankreich enthaltend, erschienen und damit dies für die Erweckung volksthümlichen Sinnes so überaus schätzenswerthe Werk nach der Absicht des Verfassers vollendet. Derselbe sieht nämlich in der nationalen Seite der Erhebung von 1813 ihr eigentliches charakteristisches Merkmal, gleichsam den historischen Stempel, unter welchem sie unter die weltgeschichtlichen Ereignisse aufgenommen ist: und da dieser Stempel dem Kriege von 1815 fehlt, mit andern Worten, da derselbe wesentlich ein Krieg der Cabinete und Diplomaten war, nicht wie jener erste ein „heiliger" Krieg „der Völker", so hat der Verfasser es auch nicht für angemessen gehalten, seine Darstellung auf den Feldzug von 1815 auszudehnen; auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, so ruhmvoll es für den deutschen und preußischen Namen auch ist, wurde doch nicht mehr für die deutsche Freiheit gestritten und also, folgert er, hat auch eine Geschichte der deutschen Freiheitskriege mit dem ersten Pariser Frieden abzuschließen. So richtig der erste, den nationalen Unterschied der beiden Kriege betreffende Theil dieser Ansicht auch ist, so wenig vermögen wir die Folgerung zu billigen, welche der Verfasser daraus zieht. Der Krieg von 1815 war das nothwendige und unerlaßliche Nachspiel zu den beiden vorhergegangenen Feldzügen; erst mit ihm und durch ihn kam die Bewegung, welche auch den erstern zugrunde liegt, zum Abschluß und wurden die Resultate befestigt, welche auf den Schlachtfeldern jener beiden erstritten waren. Zugegeben daß diese den Volkswünschen sehr wenig entsprachen, ja zum Theil in directem Gegensatz mit ihnen standen, so lag dies doch größtentheils an der Unklarheit, mit der man im Jahre Dreizehn selbst in den Krieg gegangen war und die gewiß Niemand weniger für ein nothwendiges und unentbehrliches Element der damaligen Begeisterung halten wird als der vorurtheilsfreie und auch in der Unparteilichkeit seiner Kritik wahrhaft patriotische Verfasser. Diese Unklarheit büßte man im Jahre Fünfzehn und noch in viel höherm Grade in dem ganzen nächsten Menschenalter, das dem Jahre Fünfzehn folgte, und auch der mangelnde nationale Charakter dieses Krieges sowie überhaupt seine Resultatlosigkeit für die Entwickelung des deutschen Volks zu Freiheit

und Selbſtändigkeit iſt nur eine nothwendige Folge dieſer Unklarheit; ſie ſtehen zueinander wie Urſache und Wirkung und ſo wenig es dem Hiſtoriker im Allgemeinen verſtattet iſt, dieſe beiden zu trennen, ſo wenig darf auch der Geſchichtſchreiber der deutſchen Freiheitskriege ſeine Aufgabe mit der Einnahme von Paris für vollendet halten. Wir hoffen daher, daß der Verfaſſer von dieſer Beſchränkung abſtehen und ſeinem vortrefflichen Werke noch einen vierten Band, enthaltend die Geſchichte der Feldzugs von 1815, hinzufügen wird; wir hoffen es ſchon um der äußern Vollſtändigkeit willen, die es dadurch erhalten, ſowie wegen der größern Verbreitung, welche es auf dieſe Weiſe gewinnen wird. Denn was wir gleich beim Erſcheinen des erſten Bandes ausſprachen und was die Fortſetzung ſeitdem in wachſendem Maße beſtätigt hat: es iſt ein wahrhaft patriotiſches, ein wahrhaft deutſches Buch, ein Buch, das wiſſenſchaftlichen Ernſt und Fleiß mit ſittlicher Wärme und einer geſunden politiſchen Ueberzeugung verbindet und das wir daher lebhaft wünſchen in den Händen des Volks zu ſehen, für das es durch Stoff und Behandlung ſo ganz geeignet iſt. Auch der vorliegende dritte Band nimmt an dieſen Vorzügen den glänzendſten Antheil. Namentlich iſt die Ueberlegenheit des Napoleon'ſchen Feldherrngenies, das ſich bekanntlich nirgends großartiger bewährte als in dem Feldzug vom Jahre Vierzehn, wiederum mit jener Offenheit und Unparteilichkeit anerkannt, die überhaupt zu den achtbarſten Eigenſchaften des Werks gehört und durch die es einen dem gebildeten Bewußtſein ſo wohlthätigen Gegenſatz gegen die franzoſenfreſſeriſchen Tiraden bildet, die bisher, wenigſtens in populären Kreiſen, keine wirkliche Geſchichte unſerer Befreiungskriege aufkommen ließen. Auch das Gegenſtück zu dieſer Ueberlegenheit fehlt nicht: nämlich die unſelige Zerriſſenheit, der Kleinmuth, ja die gänzliche Planloſigkeit, die im Lager der Verbündeten herrſchten und von denen nur Stein auf der einen und auf der andern Seite Blücher mit ſeiner heldenhaften Umgebung eine ebenſo ruhm- als erfolgreiche Ausnahme machten. In der Gefechtsſchilderung, beſonders auch in der Auseinanderſetzung der zum Theil ſehr verwickelten Märſche und Gegenmärſche zeigt der Verfaſſer dieſelbe Klarheit und daſſelbe Talent populärer Darſtellung, das wir ihm ſchon früher nachzurühmen hatten und auch die Sprache hält dieſelbe glückliche Mitte zwiſchen wiſſenſchaftlicher Trockenheit und redneriſcher Fülle. Nur in der Auffaſſung der politiſchen Situation ſowie in der Abſchätzung einzelner einflußreicher Perſönlichkeiten ſcheint uns der Verfaſſer nicht immer ganz das Richtige getroffen zu haben; ſo namentlich in Betreff der öſtreichiſchen Politik, die damals wol ſchwerlich ſo planmäßig war und ſo weitgehende Hintergedanken hatte, als er ihr zutraut, ſondern ſich lediglich von der Woge der Ereigniſſe tragen ließ, wie wir das ja auch ſpäter wiedererlebt haben. Auch über ſeine Auffaſſung des Kaiſers Alexander und deſſen Beziehungen zu den Bourbons dürfte man wol mit dem Verfaſſer rechten: wie uns denn auch der ganze letzte Abſchnitt des Werks, die diplomatiſchen Verhandlungen und Parteiintriguen bis zur Abdankung Napoleon's enthaltend, ein wenig flüchtig gearbeitet ſcheint. Doch ſind dies kleine Flecken, welche ſich leicht beſeitigen laſſen und die dem Werth des Buchs im Ganzen keinen Eintrag thun: eines Buchs — wir wiederholen es — das nicht blos ein Buch, ſondern zugleich eine patriotiſche That iſt und für das dem Verfaſſer der herzlich.

und wärmste Dank Aller gebührt, welche den Glauben an ein einstiges Wiederaufleben der deutschen Nation noch nicht ganz verloren haben.

In demselben Verlag sind noch zwei andere Fortsetzungen erschienen, ebenfalls zu Werken gehörig, welche sogleich bei ihrem ersten Erscheinen die lebhafteste und verdienteste Anerkennung gefunden haben: das ist der zweite und letzte Theil von Eduard Arnd's „Geschichte der letzten Vierzig Jahre" und der zweite Band von Max Duncker's „Geschichte des Alterthums", der jetzt ebenfalls in zweiter verbesserter Auflage erschienen ist. Das erstgedachte Werk bildet zugleich die zweite Abtheilung des 15. Bandes der bekannten „Becker'schen Weltgeschichte", von der freilich nach den gründlichen Umarbeitungen, die sie durch Max Duncker, Loebell ꝛc. erfahren, kaum noch etwas Anderes als der Name übriggeblieben ist. Aber gerade in dieser Umarbeitung, welche nicht nur den wissenschaftlichen Werth des Werks neu geschaffen, sondern auch seine Form veredelt hat, gehört es zu den besten und brauchbarsten Geschichtswerken, die wir für größere Leserkreise besitzen, ja es ist, was die gleichmäßige Durcharbeitung des Stoffs sowie die einheitliche Haltung betrifft, wol geradezu als das beste derselben zu bezeichnen und auch diese neueste Fortsetzung schließt sich den frühern Abschnitten würdig an. Der Verfasser, den Freunden historischer Wissenschaft durch eine gediegene, von eigenthümlichen Gesichtspunkten ausgehende Geschichte Frankreichs seit längerm vortheilhaft bekannt, besitzt alle Eigenschaften, die ihn zum populären Geschichtschreiber der neuesten Zeit befähigen: er ist in der Ansammlung des Stoffs fleißig und wohlunterrichtet, in seinen Urtheilen ruhig und leidenschaftslos, von liberaler Grundanschauung, in seinen Gedanken ebenso klar und nüchtern wie in seiner Sprache. Zuweilen allerdings möchte man seiner Auffassung etwas mehr Energie, seinen Urtheilen etwas mehr Schärfe wünschen, insbesondere in Ablehnung des Schlechten und Verkehrten oder auch in Anempfehlung des Mittelmäßigen, gegen das er hier und da eine etwas zu große Duldsamkeit zeigt, und auch die sprachliche Darstellung hätte wol stellenweise eine etwas lebhaftere Färbung vertragen können. Vergegenwärtigt man sich indessen den sehr gemischten Leserkreis, gemischt nicht blos an Bildung und Vorkenntnissen, sondern auch an politischen Ansichten und Sympathien, so wird man dem Verfasser zuletzt einräumen müssen, daß er mit seiner einigermaßen zurückhaltenden Manier das praktisch Richtigste getroffen und daß die freisinnigen und verständigen Ideen, welche bei ihm, wie gesagt, doch immer zugrunde liegen, gerade in dieser vorsichtigen Fassung auf den weitesten Wirkungskreis rechnen dürfen. — Max Duncker's „Geschichte des Alterthums", wiewol eine der jüngsten Schöpfungen der deutschen Wissenschaft, ist doch bereits vom In- und Auslande einstimmig als eine der glänzendsten Zierden derselben anerkannt; selten ist so umfassende und gründliche Gelehrsamkeit mit solcher tiefen philosophischen Durchbildung, soviel freieste Herrschaft über das Material mit solcher strengen Gewissenhaftigkeit, soviel ästhetische Bildung mit solcher Kraft und Wärme sittlicher Ueberzeugung Hand in Hand gegangen; es ist eins von den wenigen Werken unserer Tage, auf die wir Grund haben, stolz zu sein und die je länger je segensreicher wirken. Aber wenn es erfreulich ist, daß die deutsche Wissenschaft, mitten in dem Elend unserer Tage und ohne sich gegen dasselbe abzuschließen, im Gegentheil, mit dem

lebhafteſten Gefühl und der wärmſten Theilnahme für das Geſchick unſerer Nation — wenn es, ſage ich, erfreulich iſt, daß die deutſche Wiſſenſchaft unter ſo ungünſtigen Umſtänden noch ſo bedeutende Werke hervorzubringen vermag, ſo iſt es doch auch kaum minder erfreulich, die Theilnahme zu ſehen, welche ein Werk dieſer Art beim Publicum findet und von der die in ſo kurzer Zeit nöthig gewordene zweite Auflage einen überraſchenden Beweis gibt. Der Verfaſſer hat dieſelbe benutzt, theils einzelne Punkte nachzutragen und zu berichtigen, theils auch in der Gruppirung der Thatſachen einige Aenderungen vorzunehmen, welche die unermüdliche Sorgfalt bezeugen, die er ſeinem Stoffe widmet. Das Buch hat dadurch noch an Abrundung gewonnen und ſo wird es auch in dieſer neueſten Geſtalt fortfahren, dem Verfaſſer Dank und Freude zu bringen und ihn dadurch in jener erhöhten Stimmung zu erhalten, deren er zur Vollendung ſeiner ſchwierigen Aufgabe (das Ganze ſoll, wie wir hören, bis zum Untergang der altgriechiſchen Welt fortgeſetzt werden, welches Ziel der Verfaſſer in noch zwei Bänden zu erreichen hofft) ſo ſehr bedarf.

Auch die „Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit. Von Wilhelm Gieſebrecht", von der ſoeben die zweite Abtheilung des erſten Bandes die Preſſe verlaſſen hat (Braunſchweig, Schwetſchke), verdient ſowol wegen ihrer wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit wie wegen ihrer patriotiſchen Tendenz die allgemeinſte Anerkennung. Der Verfaſſer, einer der tüchtigſten Schüler Ranke's, hat die Genauigkeit und den Eifer ſeiner Quellenforſchung ſchon durch einige frühere ſtrengwiſſenſchaftliche Werke bewährt. Nach dieſer Seite hin darf ſein Werk als epochemachend bezeichnet werden und ebenſo auch, was die Genauigkeit und Fülle des Details betrifft. Ob dagegen ſeine quellenmäßige Kritik und dieſe Fülle des Details nicht für die populären Zwecke eines Handbuchs, das nicht blos der Wiſſenſchaft dienen, ſondern das Publicum im Ganzen und Großen belehren und unterrichten will, ſich etwas zu ſehr in den Vorgrund gedrängt haben, das iſt eine Frage, die wir bei aller Hochachtung, die dem Fleiß und der Gründlichkeit des Verfaſſers gebührt, denn doch nicht ganz verneinen möchten. Der vorliegende erſte Band von mehr denn 800 Seiten compreſſen Drucks reicht nicht weiter als bis zum Jahre 1000; nach dieſem Maßſtab dürfte es ſchon jetzt als unmöglich bezeichnet werden, daß der Verfaſſer, vorausgeſetzt, daß er ſich nicht eine große Ungleichheit der Behandlung geſtatten will, ſein Werk in den urſprünglich beabſichtigten drei Bänden vollenden wird. Vielmehr droht daſſelbe auf dieſe Weiſe einen Umfang zu gewinnen, der mit ſeiner populären Beſtimmung nur ſchwer zu vereinigen ſein wird und auch die große Ausführlichkeit der Darſtellung, die damit in nächſter Verbindung ſteht und die noch fühlbarer wird durch die einigermaßen trockene, einförmige Sprache, dürfte der übrigens ſo wünſchenswerthen Verbreitung des Werks nicht beſonders zuträglich ſein. Hier alſo wird der Verfaſſer entweder Bedacht nehmen müſſen, haushälteriſcher mit ſeinen gelehrten Schätzen umzugehen oder aber er muß ſich entſchließen, ſeine Wirkſamkeit lediglich auf gelehrte Kreiſe zu beſchränken, für die das Buch ſchon um des bedeutenden kritiſchen Apparats willen in der That auch ganz beſonders beſtimmt erſcheint.

Schließlich ſei hier noch der neueſten Fortſetzung von Dr. W. Wachsmuth's „Geſchichte der politiſchen Parteiungen alter und neuer Zeit.

Dritter Band, Geschichte der Parteiungen der neuen Zeit. Erste Abtheilung" (ebendaselbst) erwähnt. Wir haben das Buch bei seinem Erscheinen ausführlich besprochen und die Befürchtungen, die wir gleich damals in Betreff seiner Anlage äußerten, haben sich seitdem vollkommen bestätigt: der Plan des Werks ist verfehlt, der Begriff der politischen Partei, dieser ewig wechselnde, ewig gleitende, an sich völlig inhaltlose Begriff reicht nicht aus, das große Drama der Weltgeschichte danach zu gruppiren, das ewige Hin und Wieder der Parteibestrebungen, die nach dem Plane des Buchs als die eigentlichen leitenden Mächte erscheinen, während sie doch in der That nur, Freund wie Feind, einem höhern Gesetze dienen, erzeugt in seiner unaufhörlichen Wiederkehr einen Schematismus, der mit der Zeit höchst ermüdend wird und für dessen unbehaglichen Eindruck auch die Fülle interessanten Details, besonders im Gebiet der Charakterschilderung, nicht ganz entschädigen kann, mit welcher die rühmlichst bekannte Belesenheit des Verfassers auch dies sein neuestes aber nicht gelungenstes Werk ausgestattet hat. R. P.

Correspondenz.

Aus Wien.

Mitte December 1855.

R. D. Das Losungswort des Tages ist die neue Hypothekenbank, über deren Errichtung ich Ihnen in meinem vorletzten Briefe geschrieben. Der Zudrang zu derselben ist so ungeheuer, daß man sich schon um 4 Uhr Nachmittags zu versammeln anfängt, um am andern Morgen um 8 Uhr in das Bankgebäude eingelassen zu werden, und das in gegenwärtiger Jahreszeit, bei einer Temperatur von 12 Grad unter Null! Einen stärkern Beweis von dem Bedürfniß eines solchen Instituts und von dem Vertrauen, mit welchem man demselben entgegenkommt, kann es wol kaum geben. Freilich stehen auch die bedeutendsten Geldkräfte und die Männer des großen grundbesitzenden Adels als Garanten an der Spitze des Unternehmens und rechtfertigen somit das unbedingte, fast beispiellose Vertrauen. Im Augenblicke werden den Käufern dieses neuen Papiers 10 Procent zugesagt, eine Höhe, auf der es sich vielleicht nicht erhalten wird, von der es indeß eben auch ohne Lebensgefahr ein paar Stufen herabsinken darf. Es ist aber auch nichts dringender nöthig, als daß den finanziellen Verhältnissen, in welchen wir gegenwärtig in Oesterreich leben, mit allen uns nur zugebote stehenden Mitteln entgegengearbeitet werde; es ist überall schlimm mit der Theuerung, von der enormen Höhe jedoch, welche sie, wenigstens verhältnißmäßig, im ganzen Umfange unserer Monarchie erreicht hat, macht man sich auswärts keinen Begriff. Es ist eine Thatsache, die sich statistisch beweisen läßt, daß im Laufe der letzten zehn bis zwanzig Jahre (vorzugsweise freilich seit 1848) die menschliche Existenz bei uns um 150 Procent kostspieliger geworden ist, sodaß also ein Einkommen von 400 Thalern gegenwärtig nicht mehr so weit reicht wie früher eins von 200 Thalern, und wenn früher ein Einkommen von etwa 1200 Thalern für eine kleine Familie von drei bis vier

Personen ein glänzendes genannt werden konnte, so ist es jetzt ein höchst bescheidenes, keineswegs von Kummer freies. Natürlich trifft dies am härtesten jene Classen, welche auf ein festes Einkommen angewiesen sind, das in keinerlei Weise einer Steigerung fähig ist und hier stehen denn in erster Linie die Beamten, gegenwärtig die wahren Proletarier des Staats und unter ihnen wieder vorzugsweise die Buchhaltungsbeamten, diese wahren Parias unsers Staatsschematismus. Wie vieler in Schweiß und Mühe dahingebrachter Jahre bedarf ein solcher Buchhaltungsbeamter, bis er es zu einem Gehalte von etwa 6—700 Thalern bringt. Und wie weit ist er dann? Gerade so weit, daß er seine persönlichsten Lebensbedürfnisse, wenn dieselben nur ein Weniges über die allerordinärste Nothdurft hinausgehen, mit einiger Bequemlichkeit decken kann. Von Luxus, von Ersparniß ist dabei noch gar keine Rede, und eine Heirath, die ihm nicht etwa ein Bedeutendes mitbringt, mag er nur schließen, wenn er es nicht scheut, nach den ersten Monaten mit verzweiflungsvollem Brüten zu erwägen, woher er denn für einen etwa zu erwartenden Sprößling seines Bundes die Wiege und die Kinderwäsche bestreiten werde. Es ist dabei aber zu bedenken, daß die Gehalte der Beamten jetzt noch dieselben sind, wie sie zur Zeit Maria Theresia's stipulirt wurden, während sie gegenwärtig kaum mehr den sechsten Theil desselben bedeuten. Wo soll das hinaus? Soll ein Staat sich nicht namentlich auch in seinen Beamten ehren? Soll er es zugeben, daß ein großer Theil derselben am Hungertuche nagt und daß schon deshalb alle befähigtern Köpfe sich lieber andere Bahnen wählen? Entfällt aus dem Staatsbudget für den Posten der Beamtengehalte nicht verhältnißmäßig eine sehr kleine Rubrik und müßte man nicht auf anderer Seite nach Ersparnissen streben oder neue Einnahmequellen eröffnen, um hier nur den Foderungen der Nothdurft, des Anstandes und der Billigkeit gerecht zu werden? Freilich ist Oestreich im Jahre 1848 stärker heimgesucht worden als irgendein anderer europäischer Staat, und überdies sind wir gegen andere noch soweit zurück, daß wir also doppelter Anstrengung bedürfen. Aber Jenes scheint mir zu dem Unaufschiebbarsten zu gehören, wo es heißt: Noth kennt kein Gebot. Auch nimmt sich unsere Presse dieser Frage seit längerm schon lebhaft und energisch an und es sollen einige Reformen in dieser Beziehung zu erwarten stehen, nur daß man nach allem, was bisher hierüber verlautbarte, besorgen muß, daß dieselben nicht ergiebig genug ausfallen dürften. *)

Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, welche Aufregung hier kürzlich das plötzliche Steigen der Zuckerpreise um 50 Procent hervorrief. Es hat mich noch nachträglich in den Fingern geprickelt, daß ich Ihnen hierüber in meinem letzten Briefe, der gerade in diese Epoche fiel, zu schreiben vergaß. Als ob ich nicht selbst kaum einige Stunden zuvor im Kaffeehause mit Verwunderung die höhere Foderung des Marqueurs vernommen hätte. Und ich bin überzeugt, nicht der Umstand rief dabei eine so große Aufregung hervor, daß überhaupt ein Artikel, sondern daß wieder ein Artikel theurer geworden und daß man sich natürlich fragte: wann und wo wird denn dieses

*) Nach einer Mittheilung der „Oesterreichischen Correspondenz" ist eine kaiserliche Verfügung in Betreff von Theuerungszulagen an die minder gut besoldeten Beamten bereits erfolgt. D. Red.

Riesenungeheuer „Theuerung" ein Ende nehmen? Indessen wollen wir hoffen, daß die neuen Finanzoperationen etwas zur Milderung dieses allgemeinen Nothstandes beitragen werden und daß schon das Jahr 1856 einige aus dieser Quelle stammendes Ach und Weh weniger vernehmen wird, als deren in dem verflossenen ertönten.

Eine andere Frage, welche seit längerm Wien, namentlich das musikalische, sehr lebhaft beschäftigt, ist die nach — Mozart's Grabstätte, welche, wie ich schon neulich erwähnte, die Herren Glöggl und Ritter von Lukam aufgefunden zu haben sich streiten. Ich versichere Sie, daß mich die Verhandlungen, welche seit Wochen hierüber in den Journalen gepflogen werden, lebhaft an Wieland's „Abderiten" erinnern würden, wenn nicht die ganze Angelegenheit wieder einmal einen so grell-düstern Hintergrund hätte, daß sie zugleich sehr bittern Humor erwecken muß. Zuerst stritten sich die eben genannten Herren um die Ehre der Entdeckung, dann trat Dr. L. A. Frankl auf und bestritt die Richtigkeit derselben, hierauf der Kunsthändler Herr Moritz Bermann und machte, auf die Aussagen des verstorbenen, namentlich durch seine Autographensammlung berühmten Aloys Fuchs gestützt, neue Entdeckungen. Alle diese Entdeckungen kamen doch wenigstens darin überein, daß man Mozart's Grabstätte am Kirchhofe zu St.-Marx suchte. Da bringt, um die Verwirrung zu vollenden, die Ostdeutsche Post schließlich noch einen Artikel, dessen Verfasser sich auf Aussagen Salieri's stützt und demzufolge Mozart gar nicht auf dem St.-Marxer- sondern auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe begraben worden sein soll. „Die Todtengräber", heißt es da unter Anderm, „beeilten sich natürlich sehr — um soviel mehr, als es schlechtes stürmisches Wetter gab — mit einer Leiche, für welche nur die nothdürftigsten Kosten bestritten werden konnten und für die kein eigenes Grab bestimmt war." Und was kam sonst noch Alles bei dieser Gelegenheit an den Tag! So sollen die Prager schon vor 40 Jahren bei den wiener Behörden um die Erlaubniß eingekommen sein, Mozart's Gebeine nach Prag übertragen zu dürfen, um dieselben unter einem ehrenden Denkmal zu versenken. Es ist durchaus nicht zu ergründen, ob überhaupt Jemand und wer Mozart's Leiche gefolgt sei. Seine Witwe, soviel ist gewiß, nicht. Die Einen sagen, wegen des schlechten Wetters (!!), die Andern, weil sie unmittelbar nach seinem Tode selbst sehr schwer erkrankt sei. Jedenfalls wußte sie selbst nichts über die Begräbnißstätte auszusagen. Man sollte nun meinen, Dergleichen wenigstens wäre jetzt im 19. Jahrhundert unmöglich, und doch habe ich noch kürzlich zufällig aus dem Munde eines den sogenannten gebildeten Ständen angehörenden Mannes die Aeußerung vernehmen müssen: „Wer war er denn eigentlich dieser Mozart, daß man jetzt mit seinem Grabe soviel Wesen macht? Ein Lump war er, und sonst nichts." Wenn die Roheit einen solchen Grad erreicht, daß unmöglich bloße Dummheit ihre Quelle sein kann, so hört sie auf nur bemitleidenswerth oder verächtlich zu sein, sie wird empörend. Mozart's ewiger Geist freilich sieht auf alles Dies mit Lächeln herab und würde auch jenem edeln Manne nur einfach erwidert haben: „Wie Sie meinen, Werthgeschätzteſter." Wir Lebenden aber, die wir die Rechte der Todten zu verfechten die Verpflichtung haben, dürfen freilich in der Toleranz nicht soweit gehen. Ob das nachträgliche Todtenfest also zustande kommen wird, ist noch sehr problematisch, wenn es nur nicht das

für den 27. Januar angekündigte Auferſtehungsfeſt ebenfalls noch halb und halb wäre. Liſzt ſoll das Rieſenconcert dirigiren, aber noch immer weiß man nicht recht, was und wen er dirigiren wird. Auch hier ſtreiten ſich Hr. Glöggl, der auch diesmal, wie gewöhnlich, in Entwickelung koloſſaler Taktloſigkeit Staunenswerthes leiſtet, der Muſikverein und ein „proviſoriſches Comité“ (vorläufig eine unſichtbare Loge) um die Ehre, Unternehmer zu ſein. „O Abdera, o Abdera, wie ſteht es um die Muſica!“ Auch könnte man billig fragen, wie denn gerade Liſzt bei aller Anerkennung ſeiner großen Eigenſchaften und ſeltenen Perſönlichkeit dazu kommt, bei dieſem Feſte Vorkämpfer zu ſein? Liſzt, der glühende Apoſtel für muſikaliſche Reform, der in ſeinem Eifer für gewiſſe moderne Entwickelungen der Tonkunſt weiter gegangen iſt, als ſich mit wahrhafter Erkenntniß des Großen, Schönen und Ewigen leicht vereinbaren läßt. Wollte man ſchon von den hieſigen Kräften (Hellmesberger, Eſſer, Eckert) für dieſe kränkenden und im vorliegenden Falle kaum gerechtfertigten Umgang nehmen, ſo wären Spohr oder Ferdinand Hiller die Männer geweſen, an die man ſich hätte wenden ſollen. Aber freilich, die Einladung an Liſzt war urſprünglich von Hrn. Glöggl ausgegangen und das erklärt Alles. Hrn. Glöggl war es vor allem darum zu thun, die Sturmglocke ſo ſtark wie möglich zu läuten, wenn auch die Stricke darüber reißen ſollten. Und da gibt es allerdings in der muſikaliſchen Welt der Gegenwart dem großen Publicum gegenüber keine glänzendern Namen als Liſzt und Meyerbeer. Und Hr. Glöggl läutete (verſteht ſich Alles aus Kunſtliebe und Verehrung für den „hehren“ Meiſter), was nur in ſeinen freilich ſchwachen Kräften ſtand, mußte aber ſchon nach wenigen Tagen erklären, daß er zur Fortführung dieſes Geſchäfts und um etwas Ordentliches zuſammenzuläuten zu ſchwach ſei, dankte ab und übergab ſeinen Scepter dem Muſikverein, der ihn aber ſchnöde zurückwies, und nun trägt ihn, den Scepter, ein proviſoriſches Comité, Hr. Glöggl aber das ſchmerzliche Bewußtſein bittern Undanks im gramerfüllten Buſen. Ja noch einmal: „O Abdera, o Abdera, was macht bei dir die Muſica!“

So lebhaft man ſich aber auch hier mit den Angelegenheiten beſchäftigt, welche das Object meines diesmaligen Schreibens waren, ſo kann ich Sie doch verſichern, daß das höchſte Intereſſe der gebildeten Claſſen gegenwärtig auf Hebbel's „Gyges“ concentrirt iſt, der in einer Weiſe hier durchgeſchlagen hat und mit ſo einſtimmiger Acclamation aufgenommen wurde, wie ich ſie aus guten Gründen gerade diesmal — und gewiß auch der Dichter ſelbſt — nicht erwartet hatte, zu meiner angenehmen Ueberraſchung aber tagtäglich erfahre. Wenn dies auch ſonſt nichts bewieſe, ſo ſpricht es doch laut genug für die Macht des Elements in dieſem Werke, für deſſen ſittliche und äſthetiſche Hoheit. Ein Knabe hat ſich zwar in einem hieſigen Journal herausgenommen, über dieſes Werk zu ſprechen, als ob es faſt nichts Anderes wäre denn eine Sammlung von Sprach- und Stilfehlern, ähnlich wie Kotzebue berüchtigten Andenkens einmal bewies, daß der „Hr. von Goethe“ kein Deutſch verſtünde. Er bedurfte jedoch nicht erſt dieſes literariſchen Frevels, um in den Augen aller Gebildeten längſt gerichtet zu ſein.

Aus Paris.

20. December 1855.

K. S. Er ist da, er ist da! Er steht im „Moniteur", der Vertrag mit Schweden! Die halbofficiellen Journalisten, z. B. der wohlunterrichtete Chronicist der „Revue contemporaine", haben diese Veröffentlichung vorausverkündigt. Sobald der Telegraph die Einrückung des Vertrags in das stockholmer Regierungsblatt gemeldet hat, wurde der Text der Redaction des „Moniteur" überantwortet. Der Text? Ist nicht der ganze Vertrag, diese verblümte Territorialgarantie Schwedens gegen Rußland eine bloße Schablone für den geheimen Artikel, der eben nicht mitgetheilt wird und nicht mitgetheilt werden kann? Aber wen täuscht man hier? Jedermann wird voraussetzen, daß der geheime Artikel Finnland betreffe; ist Das aber nicht der Fall, so ist Rußland gewiß zuerst und am besten darüber unterrichtet. Freilich behaupten die tiefsinnigen Politiker des Boulevard des Italiens, oder vielmehr des coulissiers, Schweden habe sich die Geheimhaltung ausdrücklich ausbedungen, um nicht bei einem etwaigen Friedensschluß unnütz compromittirt worden zu sein. Welch doppelter Optimismus liegt in diesen Voraussetzungen! Schwedische Offensiv-Allianz, etwaiger Friedensschluß, östreichisches Ultimatum. Die Thaler gewinnen neues Vertrauen, Walewski, Rothschild, Morny sollen gekauft haben, d. h. à la hausse speculiren; vielleicht haben diese Herren in der That nur Vertrauen in das Vertrauen der Andern. Momentan ist auf diese Weise allerdings die Finanzkrisis beschwichtigt, wenngleich nicht geheilt, und während in Deutschland wie in Nordamerika jeder kleine Duodezstaat eine neue Zettelbank anlegt, während Englands Bank ihren Notenvorrath zu vermehren anfängt, hat hier sogar das „Journal des débats" seine langathmigen und unpraktischen Artikel über das Bankwesen wieder eingestellt.

Eine andere, scheinbar weit abliegende Frage ist in den Vordergrund getreten, es ist die kirchliche. Mit dem östreichischen Concordat ist die tiefe Spaltung zwischen dem gallikanischen Frankreich und dem Papstthum klarer geworden, indem sie eine politische Bedeutung gewann. Man sieht in dem Concordat einen verzweifelten Versuch, in Italien Frankreich gegenüber eine feste Partei zu bilden, gleichsam eine Unterwerfung der Ghibellinen unter die Guelfen, den endlich zu Gunsten des Papstes geschlichteten Investiturstreit, der Oestreich, Rom und Neapel gegen die sardinisch-französische Allianz definitiv einigt. Daß Napoleon III. seine orthodoxen Bischöfe nöthigte, den excommunicirten König von Sardinien zu begrüßen, daß er Diesen der feierlichen Ableistung des Treueides der vier neulich eingeweihten Bischöfe, welche nach dem alten Ritus des 17. Jahrhunderts vereidigt wurden, beiwohnen ließ, ist nur eins von vielen Symptomen. Die innere Krisis thut sich auf allen Seiten kund. Der neueste päpstliche Erlaß, welcher in vier Propositionen die menschliche Vernunft und Philosophie mit dem Glauben in Einklang zu bringen befiehlt oder eigentlich diesen Einklang als bestehend constatirt, steht, sowie die kürzlich besprochene Instruction des Bischofs von Poitiers, in Zusammenhang mit einer seit der Verkündigung der Unbefleckten Empfängniß selbst im Innern des Klerus erregten Bewegung der Geister. Das „Univers" steht dabei, obgleich zuweilen scheinbar desavouirt, an der Spitze der päpstlichen Partei gegen die gallikanische. Andererseits hat sich

der aus der Politik verdrängte freiheitliche Geist vielfach dieser Stoffe bemächtigt: die Schriften von Lanfrey, Dollfus und Armi gehen weit über die rein-kirchlichen Conflicte hinaus, und werden von den kirchlichen Blättern natürlich, als Vatermord und Communismus predigend, gegeißelt. Von Proudhon wird ein Buch unter dem Titel „Le coup de grâce" versprochen, welches der Religion, nicht blos der Kirche, den Gnadenstoß versetzen soll. Proudhon liebt solche Knalleffecte. Auch in dem französischen Protestantismus thut sich in der Stille eine Bewegung kund, bei welcher einerseits das strenge, calvinistische System von Guizot und Gasparin vertreten wird, während sich auf der andern Seite in Eugène Pelletan und dessen Genossen eine bedeutende Annäherung an den noch kirchlichen Unitarismus bemerklich macht. Nur der greise Patriarch des Eklekticismus, Victor Cousin, steht jetzt all diesen Streitigkeiten fern, er ist in seinem Alter ganz in die Schlingen der vornehmen Loretten des 17. Jahrhunderts gerathen und, anstatt theilzunehmen an dem großen Streit der Zeit, hat er sich, ein rückwärts gewandter Alexander Dumas-Sohn, in die dritte herzogliche Dirne, Mad. de Chevreuse, verliebt, deren zärtliche Correspondenzen er historisch-analytisch zerpflückt, deren Rendezvous er nachspürt, wie ein galanter Abbé jener Zeit, dessen Mission es wäre, die Boudoirs mit Scandal zu versorgen. Diese Artikel, welche die „Revue des deux mondes" gierig druckt, sind ebenso geistlos als langweilig.

Auch auf der Bühne treibt der historische Epigonismus sein Wesen weiter. Während die Historienmalerei und der historische Roman verhältnißmäßig eigentlich neu, ja, beide gleich neu sind, scheint das historische Drama schon seinem letzten Verfall entgegenzugehen. Das sind keine geschichtlichen Trauerspiele mehr, das sind schlechte dramatisirte Löschpapier-Romane. Meines Erachtens steht die von Girardin, Proudhon und andern guten Freunden des Autors ausposaunte „Florentinerin" auf Odéon dem „Cäsar Borgia" des Ambigu-comique ganz gleich, nur daß in diesem noch etwas mehr Conversation und etwas mehr individualisirte Handlung ist; ja, der Zweck, den Nervenreiz durch das Schauerliche auf die äußerste Spitze zu treiben, wird von den beiden jungen und unbekannten Autoren des „Cäsar Borgia" (des so und so vielten Borgia in der französischen Literatur) viel besser erreicht als von Hrn. M. Edmond. Ich lobe mir solche Scenen, wie z. B. die zweier Intriguanten, welche sich gegenseitig betrunken machen und plötzlich in demselben Momente Einer dem Andern den Dolch an die Kehle setzen, oder die, wo Borgia plötzlich unter den gegen ihn Verschworenen sich demaskirt und sie mit Drohungen entwaffnet, da er von jedem Einzelnen die geliebteste Person als Geißel besitzt, oder die famose allgemeine Vergiftungsscene, wo man nicht recht weiß, wer eigentlich das Gift im Leibe hat: Cäsar ruft nach Gegengift, man will den Diener zurückhalten, da springt Cäsar Borgia an eine Klingel, welche mit einer Pulvertonne in Verbindung steht, um die ganze Gesellschaft in die Luft zu sprengen. Die Heldin des Stücks gibt sich wie in Victor Séjour's „Noces vénitiennes", dem Tyrannen hin, um ihren Bräutigam von der Tortur der fürchterlichen sogenannten Estrapade zu retten, und der Bräutigam ist für dieses Opfer sehr dankbar. Dagegen ist die „Marschallin d'Ancre" des Hrn. Edmond-Choiczki nur ein armseliges Intriguenstück, in welchem die Intriguen noch dazu überflüssig

sind, weil sich die Leute doch am Ende ganz einfach umbringen, womit sie humanerweise hätten anfangen sollen. Die alte Galigaï-Concini ist freilich die Nebenbuhlerin ihrer Tochter und wird durch das Zeugniß derselben zum Tode verurtheilt, aber sie ist doch eine schwache Person, die sich wegen eines vor 20 Jahren ermordeten Liebhabers, des Vaters der Heldin, überflüssigen Bedenklichkeiten hingibt. Zum Schluß wird sie, gleich Victor Hugo's Lucrèce Borgia, durch das Gefühl der Mutterliebe gereinigt und will sterben, obgleich der König sie begnadigt.

Im Ganzen verproviantirt sich die theatralische Fabrikation der pariser Bühnendichter aus zwei bis drei Dutzend bekannter Tricks und Verwickelungen, welche stets wiederkehren, dem Publicum bekannt sind und von demselben erwartet werden. Eine kühne Neuerung würde vielleicht großes Glück, vielleicht auch Fiasco machen. Das Parterre freut sich meistens, wenn es richtig errathen hat und wird beim Gegentheil oft ärgerlich. Durch einen solchen Umstand z. B. wäre die erste Aufführung von George Sand's „Meister Favilla" beinahe verunglückt; es ist darin im ersten Acte von einem verlorenen Testamente und einer, seit längerer Zeit nicht benutzten Violine die Rede. Was liegt näher, als — im entscheidenden Moment die Violine fallen, zerbrechen zu lassen, und das Testament wird darin gefunden? Leider paßte das der Verfasserin nicht in ihren Kram. Die kleinen Theater geben zum Jahresschluß, wie gewöhnlich, komische Jahres-Revüen, zu welchen die Ausstellung, besonders die der Maler, den Hauptstoff liefert. Ingres, Delacroix, Courbet und etliche Andere sind wirklich populäre Figuren geworden, für oder gegen deren Richtung Jedermann Partei nimmt. Das Théâtre français hat, seitdem Rachel es verlassen, der sogenannten (französischen) classischen Tragödie Valet gesagt und sucht Kassenstücke unter den jüngern Autoren zu rekrutiren. Ob es in dem Schmuze, den es auch nicht mehr scheut, Gold finden wird, ist noch die Frage: denn in dieser niedern Sphäre kann es dem Gymnase, welchem es zuweilen die beliebtern Schauspieler ausmiethet, unmöglich erfolgreiche Concurrenz machen.

Aus Berlin.

24. December 1855.

NO. Wie gut haben es doch unsere Penny-a-liner's, die einen Tag wie den andern, am liebsten für ein Halbdutzend Besteller zugleich, ihr vorgeschriebenes Pensum abspulen, einerlei ob sie Werg oder Seide auf dem Rocken haben! Und wie viel schwieriger ist es, Berichterstatter zu sein für eine Wochenschrift, welche gleich der Ihrigen, Verzicht darauf leistet, den täglichen Neuigkeitsboten zu machen, vielmehr ihren Lesern nur das wirklich Denkwürdige, das für Zeit, Ort und Stimmung Charakteristische bringen will, und auch dies nicht in einzelnen abgerissenen Bruchstücken, sondern in möglichst abgerundeten übersichtlichen Gruppen! Am größten ist diese Schwierigkeit natürlich, wenn es an solchen denkwürdigen und charakteristischen Ereignissen überhaupt mangelt — und dies ist im Augenblick mein Fall. Noch in meinem letzten Briefe, seit dem allerdings wieder eine ungebührlich lange Zeit verstrichen ist, hatte ich komische Klage zu führen über die Menge von Ereignissen, die sich damals bei uns zusammendrängten und die mir die

Auswahl erſchwerten. Nun, in dieſem Punkt haben ſich die Zeiten geändert, und zwar gründlich; als wären wir aus der belebten luſtigen Winterszeit, aus der glänzenden Zeit der Concerte, der Bälle, der Feſtlichkeiten aller Art zurückverſetzt in die heißen ſchwülen Hundstage, in jene langweiligen öden Wochen, welche bei den Berlinern ſelbſt unter dem Namen der Sauerngurkenzeit ſprichwörtlich geworden ſind, ſo öde und langweilig verfließen uns hier die Tage, das öffentliche Leben ſteht ſtill, das häusliche iſt von tauſenderlei Sorgen und Entbehrungen, offenen wie geheimen, in Anſpruch genommen und ſelbſt die Zeitungen würden Mühe haben, ihre rieſenhaften Spalten zu füllen, käme ihnen nicht der Weihnachtsverkehr mit ſeinen zahlloſen Annoncen, ſeinen Reclamen und Placaten zu Hülfe.

Ihre Leſer aber von dieſem Weihnachtsverkehr zu unterhalten, kann ich mich nicht entſchließen, ſo laut derſelbe auch eben mit ſeinen Kindertrommeln und -Klappern, ſeinen Fahnen und Waldteufeln unter meinen Fenſtern brauſt: dies Bild war einmal charakteriſtiſch für das berliner Volksleben, iſt es aber längſt nicht mehr, ſeitdem das eigentliche Volk (unter welcher Bezeichnung ich nämlich mit gütiger Erlaubniß unſerer neueſten Weltverbeſſerer nicht den Straßenbummler verſtehe, ſondern den thätigen, arbeitsluſtigen Bürger und Handwerksmann, deſſen Stolz es iſt, ein kleines Beſitzthum zu haben, das er ſich ſelbſt erworben und der daher auch bei Zeiten auf eine kleine Weihnachtsbeſcherung für Frau und Kinder Bedacht nimmt) — dieſer ehedem ſo berühmte und ſo vielfach geſchilderte berliner Weihnachtsmarkt, ſage ich, hat ſeine volksthümliche Bedeutung längſt verloren, ſeitdem der eigentliche Kern des Volks, der kleine erwerbluſtige und thätige Bürgerſtand ſich von ihm zurückgezogen hat: theils weil er verarmt iſt und erdrückt von der Laſt dieſer Zeit, zum Theil aber auch, weil die großen bazarähnlichen Magazine mit den prächtigen Spiegelſcheiben und der funkelnden Vergoldung, die jetzt bei uns gleich Seelenkäufern an allen Straßenecken ſtehen, auch ihn in ihren Zauberkreis gezogen haben, wo er denn für ſogenannte billige Preiſe eine Waare kauft, die ihm zum großen Theil vollkommen überflüſſig iſt und die er überdies in neun von zehn Fällen noch weit über ihren Preis bezahlt, weil nämlich die ſauber appretirte, aber unſolide Waare auch das geringe Geld nicht werth iſt, das man dafür fodert. Auf dieſe Weiſe iſt der hieſige Weihnachtsmarkt von ſeiner frühern Bedeutung ſehr herabgeſunken, der wirkliche Geſchäftsverkehr hat ſich auf ein Minimum reducirt, ſodaß das Ganze im Grunde nur noch eine großartige Unterhaltungspromenade für unſere Bummler der unterſten Claſſe, für Gaſſenjungen und ihresgleichen iſt, welche hier eine treffliche Gelegenheit finden, allerhand Unfug zu verrichten und mit „Walddeibel kooft!“ und Schnurren und ähnlichen muſikaliſchen Uebungen einen Spectakel zu veranſtalten, der zu jeder andern Zeit polizeilich beſtraft werden würde, während er jetzt unter dem Deckmantel der Weihnachtsfreude frei durchſchlüpft. Was übrigens die vorhin erwähnten großartigen Magazine betrifft, ein Punkt, in welchem Berlin jetzt in der That mit Paris wetteifern kann, ſo ſoll der Verkehr daſelbſt in dieſen Wochen recht bedeutend geweſen ſein — und jedenfalls bedeutender, als man bei dieſen traurigen Zeiten hätte erwarten ſollen. Doch ſollen die Einkäufe diesmal faſt ausſchließlich von den höhern Claſſen, namentlich von den benachbarten Gutsbeſitzern gemacht worden ſein und ſich auch mehr auf Luxus-

gegenstände als auf solche Waaren erstrecken, die dem productiven Fleiß unserer Handwerker und Gewerbtreibenden zugute kämen. Eine wirkliche Abnahme dagegen haben die sonst so beliebten Weihnachtsausstellungen erlitten; wenigstens können ältere Besucher, die sich noch der glänzenden und selbst künstlerisch werthvollen Ausstellungen in Gropius' Diorama erinnern, an dem bischen Flittertand, mit welchem unsere Restaurateure und Conditoren ihre Locale gegenwärtig aufputzen, kein besonderes Behagen finden. Die Kinderballets sind ganz eingegangen: ein Verlust, mit dem jeder Freund der Kunst und der Sittlichkeit, und darunter auch Ihr Blatt, das diese unwürdige Ausbeutung der Jugend seit Jahren bekämpfte, nur einverstanden sein wird.

Also wenn nicht einmal die Weihnachtszeit Stoff zu einem Berichte gibt, womit dann diese Seiten füllen? Etwa mit politischen Kannegießereien? Mangel daran ist allerdings nicht: doch sind sie ohne Ausnahme so werthlos, daß ich Bedenken trage, das Papier damit zu verderben. Die Friedensgerüchte, die sich nun zum dritten mal mit Wintersanfang einstellen, regelmäßig wie die Schwalben mit dem Frühling, haben auch diesmal einige gläubige Herzen gefunden. Namentlich beschäftigt die angebliche Reise des Hrn. von Seebach nach Petersburg unsere Conjecturalpolitiker sehr; ja so gutmüthig ist dieser Schlag von Leuten und so unerschöpflich in seiner Leichtgläubigkeit, daß sie sich sogar von dem östreichischen Ultimatissimissimum (denn hier ist man ja wirklich in Verlegenheit, welch ein Ungeheuer von Superlativ man bilden soll), das neuerlichst nach Petersburg abgegangen sein soll, eine Wirkung versprechen. Dagegen hat der Vertrag der Alliirten mit Schweden hier lange nicht die Sensation hervorgerufen, mit welcher die erste, vielfach bezweifelte Nachricht davon aufgenommen wurde. Zwar muß man die Möglichkeit zugeben, daß noch irgendwelche geheime Artikel existiren, die dann vermuthlich schwerer ins Gewicht fallen werden als der bisher veröffentlichte Theil des Actenstücks. Andererseits jedoch liegt eine solche Zurückhaltung, selbst wo sie von der Vorsicht durchaus geboten scheint (man erinnere sich nur an die vielbesprochene Rede des Kaisers bei der neulichen Preisaustheilung), nicht im Charakter der gegenwärtigen französischen Politik; wol aber liegt in ihr, wie man hier wenigstens finden will, eine Hinneigung zu gewissen Glanz- und Paradestücken, eine gewisse Vorliebe für das Blendende, auch wenn es nicht immer das Solide ist — mit einem Wort ein gewisser Hang zum Charlatanismus, und diesem mußte denn natürlich Alles daran gelegen sein, daß die so pomphaft angekündigte Reise des Generals Canrobert nicht ohne Resultat blieb, auch wenn dies Resultat, bei Lichte besehen, nur höchst unerheblich sein sollte.

Oder soll ich Sie vielleicht von unserer innern Politik unterhalten? Die Kammern sind seit vier Wochen versammelt, ihre bisherige Existenz jedoch war eine ziemlich geräuschlose, sodaß es schwer halten möchte, auch nur den kleinsten Bericht damit anzufüllen. Einige Wahlhäkeleien, bei denen die Rechte sofort zeigte, in welchem Sinne und mit welchen Mitteln sie ihr notorisches Uebergewicht zu brauchen gedenkt, waren bisher das Einzige, was wenigstens eine Art von Interesse hervorrief: doch war auch dies Interesse nur sehr untergeordneter und flüchtiger Natur. Unter den eingereichten Anträgen ist der des Grafen Schwerin wegen gesetzwidriger Beeinflussung

der Wahlen von Seiten einzelner Behörden bei weitem der wichtigste; ein thatsächliches Resultat wird er natürlich auch nicht haben, wol aber wird er der Opposition Gelegenheit bieten, gewisse Dinge zur Sprache zu bringen, die zwar Jedermann längst weiß, die aber doch nie oft und nachdrücklich genug erörtert werden können. Von den Anträgen der Rechten hat besonders der auf Verbot der frühen Heirathen ꝛc. große Heiterkeit im Publicum erregt; er steht in richtigem Zusammenhange mit dem neuen Programm, das die äußerste Rechte der gesammten rechten Seite, d. h. also reichlich zwei Dritteln des Hauses, aufoctroyiren wollte und das denn bekanntlich so ausgefallen ist, daß seine eigenen Urheber es voll Beschämung zurückgezogen haben. Auch der mit solcher Eile eingebrachte, von den Organen der Rechten so laut gepriesene Kleist-Tychow'sche Antrag auf Theuerungszulage für die kleinen Beamten hat sich bei der kürzlich stattgehabten Debatte als ein bloßer Fechterstreich ausgewiesen, berechnet auf eine Popularität, nach welcher diese Seite des Hauses um so begieriger ist, jemehr sie selbst wol in der Stille fühlt, wie wenig sie, trotz der letzten Wahlen und trotz ihres numerischen Uebergewichts, davon besitzt. Daß das hohe Herrenhaus durch den plötzlichen Tod des Fürsten Pleß seinen Präsidenten verloren hat, werden Sie bereits aus den Zeitungen ersehen haben. Fürst Pleß war ein wackerer Herr, von liebenswürdigen und anspruchslosen Manieren; eine politische Capacität verliert das hohe Haus an ihm nicht.

In der Kunst herrscht dieselbe Stille und Ereignißlosigkeit wie in allen übrigen Kreisen des hiesigen Lebens. Die Theater sind so leer, ihr Repertoire ist so dürftig, wie Beides in diesen Wochen, wo alle Welt von Weihnachtsgedanken erfüllt ist, der Fall zu sein pflegt. Die letzten Neuigkeiten auf der königlichen Bühne waren Kleist's „Käthchen von Heilbronn" in der Laube'schen Verarbeitung (denn Bearbeitung wäre viel zu höflich für diese schneidermäßige Zurechtflickerei eines unserer köstlichsten Dramen) und „Der Ring" von Frau Birch-Pfeiffer; beide wurden mit der Kälte aufgenommen, welche seit Jahren das regelmäßige Schicksal aller Neuigkeiten ist, die auf dieser Bühne erscheinen. Möchte Gottschall's „Diplomaten", welche, wie ich höre, zunächst bevorstehen, ein besseres Loos beschieden sein; erwarten jedoch läßt es sich nach den bisherigen Erfahrungen nicht. Auch dem darstellenden Personal der königlichen Bühne stehen einige bedeutende Verluste bevor: Hr. Stawinsky, noch immer trotz seiner Jahre in gewissen Rollen ein vortrefflicher Darsteller, ist um seine Pensionirung eingekommen, ebenso Hr. Rott, der ehedem so berühmte Heldenspieler, dessen Talent sich leider, infolge seiner Eitelkeit und gewisser schlechter, ihm zur andern Natur gewordenen Manieren, nie so entfaltet hat, wie es der Anlage nach hätte thun können und sollen. Seit einigen Jahren war er mehr in das Fach der Väter übergegangen und hier, besonders in der bürgerlichen Gattung, leistete er zum Theil Vortreffliches, sodaß sein Abgang in dieser Hinsicht eine Lücke hervorrufen wird, zu deren würdiger Ausfüllung unter den gegenwärtigen Umständen nur wenig Aussicht ist. Auf dem Wallner'schen Vorstadttheater fand kürzlich eine Vorstellung statt, deren ganzen Ertrag Hr. Wallner dem Fonds der hauptsächlich durch seine und Louis Schneider's Bemühungen zustande gekommenen Alterversorgungsanstalt für Schauspieler bestimmt hatte; die ersten Celebritäten der königlichen Bühne nahmen an der Vorstellung theil,

das Haus war überfüllt, der Beifall stürmisch, der Ertrag reichlich. Wenn es doch möglich wäre, von der Rührigkeit, der Intelligenz und Noblesse, ja selbst nur von dem kaufmännischen Speculationsgeist, mit welchem diese kleine Bühne geleitet wird, ein Weniges anderwärts hin zu verpflanzen, wo es vielleicht noch nöthiger wäre und jedenfalls noch bessere Früchte tragen würde als in der „Grünen Neune"!

Von sonstigen Kunstereignissen war das sogenannte Liszt-Concert des Stern'schen Orchestervereins das bedeutendste, wenn auch mehr durch die Leidenschaften, die es bei den Musikverständigen erweckte und die sich denn freilich wie Tag und Nacht gegenüberstanden, als durch die Leistungen selbst. Liszt's geniale Persönlichkeit hat auch bei dieser Gelegenheit wieder ihre Triumphe gefeiert; der Eindruck seiner Composition dagegen scheint im Ganzen kein glücklicher gewesen zu sein und auch die Wagner'schen Chöre aus dem „Lohengrin" haben nur geringen Anklang gefunden. Also kein ganz günstiges Prognostikon für den Erfolg des „Tanhäuser", der nun endlich in den ersten Tagen des Januar über die königliche Bühne gehen wird und zwar, wie man versichert, mit einer Pracht der Ausstattung, welche an die glänzendsten Zeiten eines Brühl und Redern erinnern soll.

Daß Professor Kiß, nächst Rauch der populärste unter den hiesigen Bildhauern, die ihm von der pariser Ausstellungscommission verliehene Denkmünze dritter Classe abgelehnt hat, ist hier mit einer gewissen schadenfrohen Befriedigung aufgenommen worden; man freut sich, daß ein deutscher Künstler, dessen Ruf bei seiner eigenen Nation feststeht, sich auch einmal Manns genug fühlt, das Lob der Fremden zu entbehren. In literarischen Kreisen hat die Verhaftung des Dr. Behse ungemeines Aufsehen erregt. Allein so geneigt man auch sonst hier ist, jede Art von Martyrium anzuerkennen, so kann ich doch nicht sagen, daß das Aufsehen für Hrn. Behse selbst sehr schmeichelhaft wäre und was man über die von ihm gemachten Aussagen hört, namentlich seinem hamburger Verleger gegenüber, trägt nur dazu bei, diese Abgeneigtheit zu verstärken.

Notizen.

Während die berliner „National-Zeitung" Fragmente aus Wilibald Alexis' neuestem vaterländischen Roman „Dorothe" veröffentlicht, bringt das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" eine umfangreiche Erzählung „Die Heitherethei" von Otto Ludwig, dem Verfasser des „Erbförster" und der „Maccabäer". Bodenstedt hat eine Tragödie „Demetrius" vollendet. Es ist derselbe Stoff, den Schiller bekanntlich als Torso hinterlassen und an dem neuerdings auch Hermann Grimm einen nichts weniger als glücklichen Versuch machte. Das Bodenstedt'sche Stück, dem besonders die genaue Charakteristik des russischen Volkslebens nachgerühmt wird, soll dem Vernehmen nach zuerst auf dem wiener Burgtheater zur Aufführung kommen. Auch Hermann Lingg, dessen episches Gedicht von der Völkerwanderung, wie schon neulich erwähnt, der Vollendung nahe ist, hat ein Drama „Catilina" geschrieben. Dagegen soll Berthold Auerbach sein Trauerspiel „Der

Wahlbruder", das er Ende Sommers bei dem münchener Hoftheater einreichte, wieder zurückgezogen haben. — Moritz Hartmann ist aus Konstantinopel nach Paris zurückgekehrt, liegt jedoch, wie man uns von dort schreibt, bereits seit Monaten krank und wenn man auch auf seine Genesung mit Zuversicht rechnen darf, so wird der Dichter doch noch lange ans Krankenlager gefesselt bleiben.

Aus London meldet man den Tod Samuel Rogers', des Nestors der englischen Poeten. Derselbe war 1762 geboren, erreichte also das seltene Alter von 93 Jahren. Als Dichter war er bereits seit 70 Jahren bekannt, nämlich seit 1786, wo die erste Sammlung seiner Gedichte ans Licht trat; die jüngste erschien 1853. Seinen Dichterruf gründete er durch die „Pleasures of memory", welche 1792 erschienen; sein letztes und, wie die Kritiker versichern, bestes Werk war ein beschreibendes Gedicht „Italy", zu welchem ihn eine Reise nach Italien begeistert hatte. Ueberhaupt war die Beschreibung Rogers' starke Seite, während Phantasie und Erfindungskraft ihm nur im geringen Grade beiwohnten; er war einer jener wohlmeinenden und wohlgefeilten Reflexionspoeten, an denen das moderne England so reich ist und die auch beim englischen Publicum, wenigstens bei jener wohlsituirten Minderheit, auf welche der Büchermarkt hauptsächlich angewiesen ist, noch immer soviel Beifall finden. Rogers, der Sohn eines reichen londoner Bankiers und selbst ein reicher angesehener Geschäftsmann, dabei von offenem und liebenswürdigem Charakter, lebte fast mit allen Berühmtheiten seiner Zeit, besonders aber mit den literarischen und künstlerischen, in vertrautem Umgang; man vermuthet, daß er Memoiren hinterlassen hat, die dann wol manches Interessante zutage fördern dürften.

Die nächsten Nummern dieser Zeitschrift werden unter andern folgende Artikel bringen: Das Iffland'sche Familiengemälde. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von **August Henneberger.** — Agrigent. Von **Ferdinand Gregorovius.** — Die bildende Kunst und die Confessionen. Von **Melchior Meyr.** — Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers. Von **Heinrich Pröhle.** — Der ewige Jude. Von **G. W. Röder.** — Die religiöse Berechtigung des classischen Alterthums. Von **Jakob Maehly.** — Gottfried Chaucer's Leben und schriftstellerischer Charakter. Von **Wilhelm Hertzberg.** — Ueber Bunsen's „Zeichen der Zeit". Von **Karl Schwarz.** — Die Todtenklage bei den Südslawen. Von **Siegfried Kapper.** — Jakob Scheuchzer. Von Dr. **Lunkenbein.** — Reiseschilderungen aus Frankreich. Von **Moritz Hartmann.** — Volkslieder aus Böhmen, mitgetheilt von **J. V. Grohmann.** — Ueber Schaller's „Leib und Seele". Von **J. V. Mayer.** — Schiller's Jugend. Vom **Herausgeber.** — Ueber G. Freytag's „Soll und Haben". Von **Demselben.** — Ferner Gedichte von **Paul Heyse, Emanuel Geibel, Ferdinand Gregorovius, Julius Große, Feodor Löwe, Julius Sturm** ꝛc.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Für alle Verehrer Schiller's.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller's Jugendjahre

von

Eduard Boas.

Herausgegeben von

Wendelin von Maltzahn

(Herausgeber von Lessing's Werken).

Mit dem Bildnisse Schiller's, nach einer Originalsilhouette.

2 Bände. 8. 36 Bogen. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser dieser geistreichen Darstellung hat mit dem größten Fleiß und Eifer Jahre lang Materialien zu seinem Werke gesammelt, von deren Reichhaltigkeit man sich auf den ersten Blick überzeugen wird, da er vom Glück begünstigt wurde, Quellen benutzen zu können, die bisher noch allen Biographen Schiller's **unbekannt geblieben.** Die bereits bekannten Ueberlieferungen aus der Jugendzeit Schiller's hat er sorgfältig geprüft und die Resultate seiner Forschungen wahrheitsgetreu berichtet.

Wir finden hier die interessantesten Aufzeichnungen aus dem „Archiv der Karlsschule" die ersten Geistesproducte des unsterblichen Dichters — worin ein dem Dienste des Schönen früh erschlossenes, dem Idealen zugewandtes Gemüth sich abspiegelt — in wortgetreuen Abdrücken nach „Handschriften" oder nach den „sehr seltenen Originaldrucken"; die Geschichte seiner „medicinischen Dissertation"; die Herausgabe der „Anthologie" — des ersten von Schiller im Jahre 1782 erschienenen Musenalmanachs — die sämmtlichen Gedichte derselben nach ihren „Chiffren erklärt und erläutert", sowie die Namen der bei diesem Unternehmen Betheiligten. Ferner: die ausführlichsten Nachrichten von den „Räubern„ nebst Angabe der „verschiedenen Ausgaben", „Uebersetzungen" und „Theaterbearbeitungen"; die durch dieses Schauspiel veranlaßten „Streitigkeiten", und einige dahin gehörende „Briefe" ꝛc., auch endlich noch die „Entstehung des Fiesco"; und hat der Verfasser zu allen seinen Mittheilungen die „genauesten bibliographischen Nachweise" gegeben.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, noch weiter „Einzelnes" aus diesem wichtigen Werke hervorheben zu müssen, da schon der Name des Herausgebers Bürge sein wird, hier eine „gediegene" literarische Forschung erwarten zu können.

Die Bekanntmachung des dem Buche vorgesetzten Bildnisses — Schiller im Jünglingsalter — verdankt die Verlagshandlung dem Herrn Herausgeber, der im Vorworte von dieser sehr ähnlichen Silhouette, wovon das Original in der Schiller'schen Familie aufbewahrt wird, eine nähere Auskunft ertheilt.

Buchhandlung von Carl Rümpler in Hanover.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

Lewald, F., Adele. Roman. 8. Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr.

Keller, G., Der grüne Heinrich. Roman in vier Bänden. 8. Velinpapier. Geh. Preis 6⅔ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 2.** 10. Januar 1856.

Inhalt: Das Iffland'sche Familiengemälde. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von **August Henneberger.** — Ueber den Kalender. Von **Karl Snell** II. — Literatur und Kunst. „Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von C. Schad." Sechster Jahrgang. — Touristenliteratur. („Nach Konstantinopel und Brussa. Ferienreise eines preußischen Juristen"; Wachenhusen, „Byzantinische Nächte"; Saphir, „Pariser Briefe"; Schmidt, „Paris in Skizzen aus dem Volksleben".) — Oestreichische Taschenbücher („Libussa", 15. Jahrg.; „Thalia", 43. Jahrg.) — Correspondenz. (Aus Hannover. — Aus Stuttgart. — Aus Chemnitz.) — Notizen. — Anzeigen.

Das Iffland'sche Familiengemälde.

Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte

Von

August Henneberger.

Die deutsche Culturgeschichte hat sich noch bei weitem nicht aller der Hülfsquellen bemächtigt, aus welchen sie schöpfen könnte. Eine der reichhaltigsten und ergiebigsten derartigen Quellen ist bisher kaum beachtet und jedenfalls zu wenig genutzt worden. Jede Literatur ist das Spiegelbild der Zeit und der Gesellschaft, welcher sie ihre Entstehung verdankt: vor allem aber ist es das dramatische Erzeugniß, welches, da es sich an die ganze Menge der Schauenden und Hörenden zu wenden hat, deren Sympathien nur dann erringt, wenn es dem herrschenden Kreis von Sitten und Gedanken entspricht. Selbst die vollkommen unnationale Tragödie eines Corneille und Racine malt uns daher wenigstens die Liebhabereien der chevalerésken Galanterie jener Kreise, auf welche diese Hofschauspiele einzig berechnet waren. Wieviel muß sich also für den geistigen und materiellen Zustand eines Volks zu einer gegebenen Zeit aus den wahrhaft nationalen dramatischen Erzeugnissen eben dieser Zeit lernen lassen! Und nicht nur für die objectiven Zustände, sondern auch

für die Art, wie dieselben in gewisser Zeit der Reflexion erschienen und beurtheilt wurden, muß das Drama eine rechte Fundgrube bieten. Nur ist es klar, daß für culturgeschichtliche Zwecke das bürgerliche Drama und das Lustspiel sich geeigneter erweisen werden als die sogenannte höhere Tragödie. Denn auf dem Kothurn einherschreitend ist die letztere wenig geneigt, an die Formen und Verhältnisse des täglichen Lebens, welches sie, den Zuschauer mit fortreißend, vielmehr vergessen machen will, sich zu binden, als sie vielmehr durch alle Zeiten und Völker hindurch eine gewisse in den allgemeinsten Zügen sich gleichbleibende Idealität erstrebt. Lustspiel und bürgerliches Schauspiel dagegen bleiben auf ebenem Boden, auf dem Boden der Zeit, in der sie wurzeln — wie käme es auch sonst, daß das Lustspiel bei weitem schneller veraltet, d. h. nicht nur weniger unterhält, sondern sogar geradezu unverständlich wird, als die Tragödie? Ob daraus wirklich eine niedrigere Stellung für die Komödie und das bürgerliche Schauspiel zu folgern sei, diese ästhetische Frage lasse ich für diesmal beiseite liegen; genug daß die zürnenden Worte des Dichters über Kotzebue als Signatur dieser ganzen Gattung gelten können, wenn wir die Bitterkeit und Härte des Satirikers in Abzug bringen:

In Versen schrieb er selten zwar, doch konnt' euch das nicht stören;
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Sprache hören?
Er sprach wie ihr, das war euch recht; er nahm, um euch zu schonen,
Aus euren eig'nen Kreisen sich die fadesten Personen.

Allerdings manchmal „die fadesten"; oder mit andern Worten: da die leichtere Gattung des Drama zur Caricaturenzeichnung hinneigt, so wird der Culturhistoriker, der für die wirklichen Zustände aus den fingirten des Theaters lernen will, dieses Moment der Uebertreibung in Anschlag und Abrechnung zu bringen haben.

Sei es mir verstattet, hier einen kleinen Versuch mitzutheilen, welcher gewissermaßen die Probe dafür bilden soll, ob unser theoretischer Calcul von dem Nutzen des Drama für die Culturgeschichte richtig ist. Ich wähle dazu das Iffland'sche Familiengemälde und versuche daraus die Zeit, in der es blühte, also das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts zu charakterisiren. Fragen wir uns zunächst: wie kommt die Zeit unmittelbar vor und während der Revolution zu dem friedlichen Familiengemälde? Ist es etwa das Bedürfniß nach Ruhe, nach Zurückgezogenheit, welches die Menschheit nach großen Erschütterungen überkommt und die Idylle des Theokrit nach den Stürmen einer politisch bewegten Zeit entstehen läßt? Die Chronologie zwingt uns, diese Frage zu verneinen. Diderot's „Père de famille", der nicht nur Familienvater, sondern auch Vater des bürgerlichen Schauspiels wurde, war 1758 erschienen; Gemmingen's „Deutscher Hausvater" mit der ungelenken Sprache der Sturm- und Drangperiode und der kräftig-deutschen Gesinnung hatte die Gattung

1780 in Deutschland zu Ehren gebracht; 1784 war durch Schiller's „Cabale und Liebe" jeder Zweifel an der Berechtigung dieser Gattung beseitigt worden (wobei ich mir die beiläufige ästhetische Anmerkung erlauben will, daß das Verhältniß von Ferdinand, Luise und Lady Milford auffallend dem von Karl, Lottchen und der Gräfin Amaldi in dem Gemmingen'schen Stücke gleicht); und schon 1785 war Iffland mit den „Jägern" gefolgt. Wir sehen also, daß die Gattung vor Ausbruch der Revolution und der durch dieselbe herbeigeführten Wirren begründet war, in einer Zeit großer äußerer Ruhe, die das Bedürfniß der Idylle schwerlich aufkommen lassen konnte. Aber das Iffland'sche Familiengemälde ist auch keine Idylle, sondern vielmehr die Reveille der Revolution. So paradox dies klingen mag, so erklärlich wird es, wenn wir uns erinnern, welche Stoffe diese bürgerlichen Schauspiele vorzugsweise behandeln. Bestechungen, Beamtenwillkür und Gewaltthätigkeit, Standesvorurtheile und Adelshochmuth — das sind ja wol die hervorragendsten Motive, um die es sich in diesen Dramen handelt: Stoffe, ganz geeignet für eine Zeit, in der die alte Gesellschaft sich zersetzte und die neue Zeit unter schweren Wehen ins Leben trat. Sehen wir denn etwas genauer zu, welche Gesellschaft uns in diesen Dramen entgegentritt, wie sie lebt, wie sie handelt, wie sie denkt und wie sie dann wieder über dieses Leben, Handeln, Denken Reflexionen anstellt und räsonnirt.

Wir werfen zuvörderst einen Blick auf diejenige Seite des Lebens, von der diese ganze dramatische Gattung ihren Namen hat, auf die Familie. Die Ehe erscheint noch in der guten alten Form: der Gatte ist Herr, die Frau sorgsame Gehülfin. „Sei Herr, aber nicht Quäler", ermahnt in „Verbrechen aus Ehrsucht" der Vater der Braut den Schwiegersohn, wie denn überhaupt auf den bekannten Bibelspruch von der Herrschaft des Mannes über die Frau vielfach Bezug genommen wird. Dabei herrscht im Allgemeinen ein Verhältniß gegenseitiger Hingebung und schöner Vertraulichkeit, welches in den höhern Ständen durch das Sie, welches sich beide Ehegatten geben, einen Anstrich von Feierlichkeit erhält. Die Kinder stehen in dem Verhältniß unbedingter Unterordnung; selbst die erwachsenen Söhne zeigen sich nicht nur pietätsvoll, sondern selbst in Herzensangelegenheiten kindlich gehorsam. Diese strenge Zucht wird durch die äußerlich gefoderte Ehrerbietung gefördert; die Aeltern heißen in den höhern Ständen Sie, in den untern Ihr. Doch finden sich auch Anzeichen, wie diese strenge Disciplin der alten Schule von der Neuzeit gelockert wurde. Mit Recht klagt die Aeltermutter im „Herbsttag" darüber, daß die Aeltern anfangen, „die Liebhaber bei ihren Kindern zu spielen". Gegenseitige Sentimentalität tritt bei den modernern Familien an die Stelle der alten oft harten Zucht, wie in „Reue versöhnt"; im „Erbtheil des Vaters" hat der gefühlvolle Sohn

einen Tempel „der Vatertreue" zu Ehren seines abwesenden Vaters geweiht und in „Scheinverdienst" werden die Nachtheile der modernen Erziehung, die in schlaffer Weichlichkeit Unarten für Genialität passiren läßt, statt die Talente der Kinder durch harte Arbeit zu wirklicher Nutzbarkeit auszubilden, in warnenden Zügen dargestellt. Zu der Familie im alten deutschen Sinn gehören auch die Dienstboten. Die alten treuen Diener Iffland's sind keine französischen Confidents, sondern innig mit der Familie verwachsen, ohne doch ihrem Stande ungetreu zu werden: sie heißen in der Regel Er, die Feminina Sie (fem. sing.).

Gehen wir von der Familie zur Gesellschaft über, so fällt uns zunächst die Schroffheit auf, mit welcher durch äußere Bezeichnungen und Titulaturen die verschiedenen Stände voneinander und auseinander gehalten werden. Jungfer, Mamsell, Fräulein — so heißen die Abstufungen weiblicher Titulatur, von denen Jungfer den untern Ständen, Mamsell dem Beamtenstand und Fräulein dem Adel zusteht. Die beiden ersten werden in der Regel vom Adel mit dem singularen Sie angeredet, ebenso die Jungfer von der Mamsell.

In dem Schauspiel „Bewußtsein" heißt es von einem Mädchen, von dem es ungewiß ist, ob sie adelig oder bürgerlich: „Jedermann nennt sie Fräulein: Compliment, wobei Niemand denkt, ob es ihr gebührt." Dabei fängt der gebildetere und aufgeklärtere Theil an, sich dieser Schranken, die ja nicht bei Titulaturen stehen bleiben, zu schämen und Versuche zu deren Abschüttelung zu machen. Offenbar steht auch Iffland auf dieser Seite, aber immer schlägt ihm und seinen dramatischen Figuren wieder der hergebrachte Zopf in den Nacken, sodaß die komischsten Widersprüche entstehen. Oder ernster betrachtet: man erkennt eine Zeit des Uebergangs und Werdens, die mit ihrer Vergangenheit brechen möchte, ohne damit recht zustande zu kommen. Wie wird in den „Jägern" der Standeshochmuth beschämt! Im „Spieler" dreht sich Alles um die Misheirath des Barons: alle Niederträchtigkeit würde ihm der gnädige Oheim verzeihen, hätte er nur nicht eine Bürgerliche, wenn auch einen Engel an Güte und Sanftmuth, geheirathet. In demselben Stück wird es ausgesprochen, daß von dem Ehrbegriff eines Cavaliers ein Bürgerlicher sich keine Idee machen kann, wenn er nicht allenfalls wenigstens Offizier; wird doch im „Verbrechen aus Ehrsucht" dem Bürgerlichen ganz freundschaftlich auseinandergesetzt, wie wenig sein Ehrenwort gegenüber dem eines Cavaliers bedeuten könne. Als im „Spieler" zuletzt der niederträchtige von Posert entlarvt wird, stellt es sich heraus, daß er seinen Adel erdichtet hat. Und in demselben Stücke wird dann wiederum im Widerspruch mit diesem Allen „menschliche Erziehung über ritterliche" gestellt. Im „Herbsttag" weiß sich der liberale Weltbürger viel damit, daß er bei einem adeligen Besuch nicht in Ohnmacht fällt vor Respect,

und welche Bedeutung beſonders auch die Frauen auf ihr Adelsdiplom zu legen gewohnt waren, zeigen die warnenden Worte: „Wo aber ein Pergament mit einer Kapſel in ein Bürgerhaus gekommen iſt“ — da gibt's eine unglückliche Ehe. Aber derſelbe Abſtand wie zwiſchen Adel und höherm Bürgerſtand findet ſich zwiſchen dieſem und dem Handwerker, dem niedern Bürger. Der Baron, der zu einer Misheirath mit der Tochter eines bürgerlichen Gutsbeſitzers genöthigt werden ſoll, der er den Hof gemacht hat, fragt an, warum denn der Bruder dieſes Mädchens nicht die Zimmermannstochter heirathe, die dieſer ja ebenfalls becourt und aus Standesrückſichten verlaſſen hat, und fügt mit philoſophiſchem Nachdruck gegen dieſe bürgerliche Nachahmung adeliger Standesehre hinzu: „Leichter kann der Bürger der mindern Bürgerin Wort halten als der Edelmann. Der Bürger, der der mindeſten Bürgerin ſich ſchämt, iſt ſtolzer als der Edelmann.“ Und hat doch weniger Recht dazu, möchten wir aus dem Sinn und Gedanken des Barons hinzuſetzen. So denkt wenigſtens die Mutter des Kanzliſten im „Scheinverdienſt“. Daß ihr Sohn eine Adelige heirathe, die er erſt geliebt, hat ſie ſelbſt unmöglich gefunden; aber warum nicht die Tochter eines Geheimſecretärs, das kann ſie nicht begreifen. Der Geheimſecretär ſcheint dieſer Anſicht rechtzugeben: denn er bekennt, daß er trotz ſeiner hohen Charge immer nur „bürgerlicher Staatsdiener“ bleibe. Von dieſer bürgerlichen Beſcheidenheit aber weiß ſeine Frau nichts: nicht aus liberalen Sympathien, ſondern aus nach unten gerichtetem Standeshochmuth. Die Mutter des Kanzliſten iſt keine „Madame“, behauptet ſie entrüſtet, ſondern eine „Frau Schmidt“. So wird in dem „Verbrechen aus Ehrſucht“ mit ſouveräner Verachtung von dem Standesunterſchied geſprochen und derſelbe dann wieder als eine Macht behandelt. Und ſo war es in der That: das in der Idee überwundene Standesidol behauptete im Leben noch eine ſehr drückende Herrſchaft. Aehnlich verhielt es ſich mit den Titeln: im „Erbtheil des Vaters“, wo wahre Caricaturen deutſch-adeligen Hochmuths gezeichnet ſind, ſteckt die deutſche Titelwuth ſogar emigrirte Franzoſen an. Daſſelbe Stück zeigt uns übrigens, wie der Beſitz des Adels damals ſehr materielle Vortheile im Gefolge hatte. Den Emigrirten wird ein Dorf in Norddeutſchland verkauft mit dem Recht über Leben und Tod, wo denn die Dorfunterthanen ſich ganz richtig und, als ob das ſo ſein müßte, als mitverkauft anſehen, bis ſchließlich dieſe franzöſiſche Gutsherrſchaft ihren Abzug durch Aufhebung der Leibeigenſchaft verherrlicht. Bei dieſer Gelegenheit wird übrigens auch die einzige Bemerkung über die große Politik gemacht, die mir aufgeſtoßen iſt: die Emigrirten hätten in Frankreich bleiben müſſen, denn das Vaterland gehe über alle Parteien. Im Allgemeinen, um das hier gleich anzufügen, ſteckte man noch zu tief in ſocialem Chaos und hatte

zu viele kleine Leiden zu bekämpfen, als daß man sich um das Allgemeinere schon hätte bekümmern mögen. Selbst bis zur Idee des gemeinschaftlichen deutschen Vaterlandes erhebt sich diese Gesellschaft noch nicht: nur der Begriff eines geraden deutschen Mannes enthält eine dunkle nationale Erinnerung.

Von dieser Abschweifung kehre ich zur Charakteristik der eigentlich gesellschaftlichen Zustände zurück und schließe das Capitel vom Adel mit Anführung einer Aeußerung eines edlen Aristokraten im Drama „Bewußtsein": „Herrschaft über uns ist Adel und in diesem Adel liegt Recht zur Herrschaft über Andere" — eine Aeußerung, die augenscheinlich damals den Beifall des liberalsten Publicums sich gesichert wußte. Zu den Liebhabereien der damaligen Zeit gehört neben der religiösen „Aufklärung", die sich z. B. in den „Jägern" durch die warme Vertheidigung gemischter Ehen von Seiten eines Geistlichen ausspricht, vor allen Dingen das Streben nach Sitteneinfalt und Rückkehr zur Natur — ein Zug, in dem sich Rousseau'sche Einflüsse gar nicht verkennen lassen. Die Stadt wird als verderbt geschildert im Gegensatz der unschuldigen Kinder der Natur, wie man sie auf dem Dorfe findet: so in der „Reise in die Stadt", wo freilich ein Theil der Schuld an der verfallenden Sittenzucht dem Abkommen der ehrwürdigen Perücken der Amtleute ꝛc. zugeschrieben wird. So ist ein Hauptreiz der „Hagestolzen" die Schilderung ländlicher Unschuld, der städtische Cabale und eine wucherische Betschwester, welcher letztere Zug wieder mit der Aufklärung zusammenhängt, entgegengesetzt werden. Die Biederkeit ist besonders beliebt in einem etwas rauhen Gewande; so wird in „Elise von Valberg" dem ränkeschmiedenden Hofjunker der ehrliche deutsche Mann in der Person des geradeausgehenden Amtshauptmanns entgegengestellt, dessen Geradheit ihn freilich nicht hindert, vor dem Fürsten so ziemlich demüthig sich zu geriren, obgleich dieser nicht übel Lust gezeigt hat, seine Schwester zu verführen. Im Allgemeinen aber ist die Richtung der Zeit und unserer Schauspiele offenbar gegen die Höfe und deren Sittenlosigkeit, die sich ihrerseits durch Spott über die modernen Freiheitshelden rächen, wie denn auch den Journalisten in den „Höhen" das schmeichelhafte Zeugniß nicht vorenthalten wird, daß sie „sehr gefürchtete Leute: denn sie wagen Alles, schonen Niemand und sind unglaublich grob". Daher das Streben, den Hof zu verbürgerlichen und die immer wiederkehrenden Predigten von der goldenen Mittelstraße, von dem Glück der Mittelmäßigkeit, die in nutzbarer Anwendung der Kräfte und einfachem Genuß ihr Genüge findet. Eine goldene, oft verächtlich behandelte Maxime, deren öfteres Wiederkehren in der Genialitätssucht der Sturm- und Drangperiode ihre Berechtigung hat. Mit wie viel Vorliebe aber auch die Nützlichkeit, die Natur, der biedere Sonderling be-

handelt werden: so säuberlich verfahren doch diese Schwärmer für Natürlichkeit und Unabhängigkeit im concreten Fall. Warum würde sonst in „Leichter Sinn" der Minister, der die Frau verführen will, von deren Mann nicht einfach aus dem Hause geworfen, statt aller der Finessen, die dieser Rousseau'sche Philosoph anwendet? Endlich möchte ich als eine solche Liebhaberei des 18. Jahrhunderts noch das große Gewicht anführen, was durchgängig auf die Erwerbung von Menschenkenntniß gelegt wird. Sie ist der leitende Ariadnefaden, der uns durch die Irrgänge des Lebens führen soll.

Wende ich mich von den Verhältnissen und Gedanken der damaligen Gesellschaft zu ihren kleinern Eigenthümlichkeiten, so bleiben mir hier, da ich schon einiges hierher Gehörige vorweggenommen, nur zwei Curiosa nachzutragen. Erstens scheint uns die Sitte des Tabacksschnupfens von Seiten des weiblichen Geschlechts höchst anstößig, da sich gegenwärtig wenigstens der jüngere Theil dieses Lasters vollständig enthält, während bei Iffland Fräulein und Kammerjungfer diesem höchst unästhetischen Genuß fröhnen, wie aus dem Drama „Frauenstand" klärlich zu ersehen. Merkwürdig ist ferner, wie in ganz ernster Rede plötzlich französische Redensarten dazwischen kommen: il radote — ne faites pas de cérémonie — mon cher oncle — je vous en prie, deren Anwendung offenbar als besonderer Beweis feinerer Bildung galt. Freilich sind die deutschen Complimente, die wir finden, sehr steif und stereotyp, sodaß man (denn Complimente sind es in der Regel, die eingeschaltet werden) durch die französische Zunge vielleicht etwas mehr Grazie hineinzubringen suchte. So die ewig wiederkehrende Formel beim Eintreten und Ausgang, um den Andern den Vortritt zu lassen: A. Ich habe zu bitten. — B. Wird nicht geschehen. Nach heutiger Ansicht nehmen sich freilich dergleichen Complimente weder deutsch noch französisch sehr geistreich aus, weil sie eben abgeschmackt sind.

Schließlich einige Bemerkungen über den staatlichen Zustand, wie er uns aus jenen Dramen entgegentritt. Die Regierungsform erscheint als eine durch und durch verderbte Beamtenherrschaft. Dabei ist es mir merkwürdig gewesen, wie die Person des Fürsten beinahe wie in der constitutionellen Doctrin als unverantwortlich dasteht, nur freilich aus andern Gründen. Schon Lessing in der „Emilia Galotti" schiebt alle Schuld auf die schlechten Umgebungen des Fürsten, der, obgleich doch wahrlich selbst ein großer Taugenichts, mit einer moralischen Sentenz in diesem Sinne das Stück salbungsvoll abschließen darf. Auch bei Iffland ist der Fürst in der Regel „gut" und wohlwollend und nur die ihn Umlagernden machen ihn taub für die Wünsche des Landes. Daher der freilich sehr unconstitutionelle Grundsatz dieser Zeit, daß derjenige der beste Fürst sei, der am meisten „selbst regiere". Gegenüber dem „guten

Fürsten" steht nun bei Iffland eine Beamtenhierarchie, die fast durchaus verrottet dargestellt wird. In den „Jägern" führt Beamtengewissenlosigkeit zu einem Conflict, der Otto Ludwig's „Erbförster" nicht ganz unähnlich ist. Bestechung, Willkür und Defraudation erscheinen als etwas Gewöhnliches. In den „Advocaten" hat der Geheimerath sich ein Monopol abkaufen lassen und mit öffentlichem Eigenthum auf das willkürlichste geschaltet. Noch merkwürdiger aber als diese immer wiederkehrenden Vergehen ist die Art, wie selbst die redlichen Personen dieser Dramen jene Verbrechen ansehen. Der Geheimerath dankt ab, erstattet das Geraubte möglichst und erscheint nun selbst seinem alten sittenrichtenden Vater vollständig gesühnt. So mußte die Gewohnheit, täglich Dergleichen zu sehen, das gesunde sittliche Gefühl abstumpfen. Im „Vormund" werden die gewöhnlichen Verwaltungssünden in folgenden auch dem Ausdruck nach bezeichnenden Worten zusammengefaßt: „das Minusmachen bei der Armuth und Plus für den Kammersack, die Expeditionen gegen die Bauern, das Aufsuchen verfallener Foderungen der Kammer, das Haus-, Vieh- und Bettverkaufen der Armen": lauter Beschwerden, welche uns erklärlicher werden, wenn wir bedenken, wie auch die besten der von Iffland uns geschilderten Beamten sich als rein persönliche Diener des Fürsten betrachten. Daher auch die Sehnsucht der Bessern, die verhaßte Dienstbarkeit, wie bei solcher Auffassung ihr Amt ihnen erscheinen muß, abzuschütteln und in ländliche Abgeschiedenheit oder bürgerliche Mittelmäßigkeit sich zurückzuziehen, welcher letztere Wunsch wieder mit den oben besprochenen Liebhabereien der Zeit zusammenhängt. Eine weitere eigenthümliche Probe für die Rechtsanschauungen der Zeit findet sich im „Spieler", wo es ganz in der Ordnung gefunden wird, daß der Kriegsminister Anstalt macht, ganz willkürlich wenn auch wohlmeinend zur Rettung des adeligen Namens der Familie den Baron auf eine Festung setzen zu lassen. Dieser patriarchalische Zug tritt auch in dem immer wiederkehrenden Verlangen nach Hülfe von dem Minister, Geheimerath u. s. w. hervor; wie z. B. in der „Erinnerung": denn auch die höchsten Beamten sind ähnlich wie der Fürst im Grunde „gut" und nur zu sehr umlagert und getäuscht. In „Dienstpflicht" finden wir einen pflichtgetreuen Kriegsrath; als derselbe die bei Armeelieferungen vorgekommenen Unterschleife an das Tageslicht zieht, ist er in großer Gefahr, als unruhiger Kopf von dem „betrogenen und umgarnten" Fürsten auf die Festung geschickt zu werden, bis endlich dem Letztern die Augen aufgehen und nun die Gerechtigkeit hervortritt. Ganz merkwürdig sind die in den „Höhen" geschilderten Verhältnisse: die ehrgeizige Witwe des vorigen Präsidenten, der eine Art Vicekönigsrolle spielt, ruinirt den jetzigen, weil er sich nicht von ihr regieren lassen will. Unter ihren Hülfstruppen figurirt auch ein Domherr, welcher mannichfache Beschwerden gegen

den neuen Präsidenten hat. Erstlich ärgert er sich, da ihm selbst das Lesen ziemlich schwer wird, über die von demselben eingeführten Lesegesellschaften, die ihm als revolutionäres Element erscheinen. (Beiläufig will ich hierzu bemerken, daß bekanntlich das Auftauchen derartiger Institute in dieser Zeit ebenso historisch begründet ist als der schlechte Ruf, den sie als jakobinische Institute bei den Anhängern des Alten genossen.) Seine zweite Beschwerde besteht in der Beschränkung, welche der Präsident über die Ausübung der Jagd verhängt hat. Mit beredten Worten schildert er wehmüthig die durch den Neuerungssüchtigen verlorene Domherrnseligkeit von ehemals: „Sonst — wenn man aus dem Dome kam — hatte seinem Gott gedient — so fuhr der Postzug vor, ein Flaschenkeller hinein, eine strasburger Pastete, etliche gute Büchsen — so fuhr man hinaus und machte sich einen guten Tag.“ Neben dem Domherrn erscheint ein Bürgermeister als Repräsentant der Gemeindebeamten und zeigt sich vollkommen unselbständig und von höhern Winken abhängig. Das Hauptmittel zum Sturz ist ein Brief, den der Präsident einst in Weinlaune (sonst würde er es sich schwerlich erlaubt haben) über die fürstliche Maitresse geschrieben und der, in unehrbietig scherzhaftem Ton gehalten, jetzt producirt werden soll. Endlich schließt die Sache damit, daß der Präsident seinen Posten verläßt und sich mit der üblichen Inbrunst der Natur in die Arme zu werfen beschließt. Bezeichnend für die allgemeine Meinung, wonach die Schlechtigkeit des Beamten beinahe als nothwendig präsumirt wird, sind die warnenden Worte des alten Onkels in „Frauenstand“: „Die Wege zum Glück gehen durch den Referendar. Ich sehe schon das ganze Heer der Supplicanten mit Geschenken auf ihn eindringen.“ Also, meint er, soll sein Neffe nicht nach einer Stelle streben, die der Sittlichkeit beinahe unüberwindbare Versuchungen bereitet. In „Scheinverdienst“ wird eine Relation um Geld verkauft und natürlich — dieser Beschaffenheit der Beamten entsprechen auch die Gesetze, die bald durch ihre Härte, bald durch mittelalterliche Romantik unsere Verwunderung erregen. Auf Cassendefect steht der Galgen und wir begreifen diese Nothwendigkeit bei Zuständen wie die geschilderten. Ein mittelalterlich romantischer Zug liegt in den Worten, welche die Furcht andeuten sollen, es könnten unter den sich meldenden Bettlern auch gefährliche Subjecte mitunterlaufen: „Von dem herumlaufenden Gesindel kann man doch nicht wissen, ob sie nicht in den benachbarten Kreisen schon die Urphede beschworen haben.“ Endlich hat auch der pedantische Chirurgus, der in „Scheinverdienst“ in lateinischen casibus sich herumtreibt, Anspruch, unter den Bediensteten wenn auch nicht als eine romantische, doch als eine altmodische Figur hervorgehoben zu werden, wie sie in der damaligen Zeit wol gerade anfingen selten zu werden.

In Bezug auf den Militärdienst habe ich nur wenige Züge hervorzuheben. In „Elise von Valberg" treffen wir auf die Klage, daß der Fürst zu unnützem Soldatenspiel mancher armen Mutter ihren Sohn raube. Welcher Art die Verhältnisse innerhalb des Soldatenstandes waren, läßt sich daraus erkennen, daß in „Reue versöhnt" als besonderes Lob eines Offiziers hervorgehoben wird, er sei „Mensch gegen seine Untergebenen". In „Albert von Turneisen" spielen die Spießruthen eine große Rolle, wobei mir aufgefallen ist, daß gegenüber den edlern militärischen Charakteren für den Offizier, der als Repräsentant brutaler Grausamkeit aufgeführt wird, ein ausländischer Name gewählt ist. Es erscheint natürlich, daß dergleichen ausländische Abenteurer, wie sie sich damals zahlreich an den deutschen Höfen und in dem deutschen Militär herumtrieben, am wenigsten ein Herz hatten für die zum Soldatenstand eingezogenen Landeskinder.

Ich denke, die vorgeführten Stoffe rechtfertigen den Ausdruck, den ich oben von dem Iffland'schen Familiengemälde brauchte, wenn ich es als die Reveille der Revolution bezeichnete. Ist auch die directe Opposition gegen die bestehenden Zustände, wie sie sich in diesen Dramen ausspricht und oft ausspricht, hier und da noch schüchtern und selbst inconsequent: die Macht der vorgeführten Thatsachen tritt an ihre Stelle und ist stärker als jede Declamation. Für uns Jetztlebende aber liefern die in diesen Dramen dargebotenen Thatsachen, die auf die Zeitgenossen mannichfach aufregend wirken mußten, jetzt, nachdem sie vergangen und Geschichte geworden sind, manchen, wie ich glaube gezeigt zu haben, culturhistorisch nicht uninteressanten Zug.

Ueber den Kalender.

Von

Karl Snell,

Professor in Jena.

II.

Doch genug von diesen Verwirrungen des Kalenders; es wird aus den im vorigen Abschnitt gemachten Mittheilungen hinlänglich einleuchtend geworden sein, welchen Schatz wir an unserm wohlgeordneten Kalender, der fast in der ganzen gebildeten Welt Geltung erhalten hat, besitzen. Die vollkommenste Ordnung der Zeiten versteht sich bei uns so ganz von selbst, daß wir an die große ordnende Fürsorge des Kalenders, die das ganze Leben regelt, gar nicht mehr denken: und dies ist das beste Lob für ihn. Fassen wir denn jetzt noch einige Einzelheiten an unserm Kalender ins Auge.

Das Wort Kalender haben wir von den Römern entlehnt, bei denen jeder erste Monatstag Calendae hieß. Unter Kalender oder Calendarium haben übrigens die Römer nicht Dasselbe verstanden wie wir, vielmehr bezeichneten sie damit ein Schuld- und Zinsenbuch, weil am ersten jedes Monats Gelder ausgeliehen und die monatlichen Zinsen bezahlt wurden. Da die Griechen keine Kalender und auch keine solchen Zahltage hatten, so pflegte der Kaiser Augustus nach des Sueton Erzählung von bösen Schuldnern zu sagen, daß sie an den griechischen Calenden bezahlen würden. Daher ist auch bei uns die Redensart ad Graecas Calendas üblich geworden von Ereignissen, die spät oder niemals eintreffen werden.

Werfen wir nun einen Blick auf unsere landesüblichen Kalender, so stoßen uns zunächst als etwas Sonderbares, nicht wohl Verständliches jene Bilderchen von allerhand Thieren auf, die bei jedem Tage stehen, und zwar so, daß bald zwei, bald drei aufeinanderfolgende Tage dasselbe Thierbild führen, worauf dann ein anderes folgt. Diese Hieroglyphen sind nichts Anderes als die weltberühmten zwölf Bilder des Thierkreises, die in die Mysterien, Mythen und Religionen fast aller Völker hineinspielen. Ich werde hier versuchen, die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung dieser zwölf Sternbilder des Thierkreises in Kürze nachzuweisen: ein Nachweis, der, wie ich mir schmeichle, nicht ohne Interesse ist, weil wir dabei in die Urzeit des Menschengeschlechts zurückversetzt werden und den menschlichen Geist bei einem seiner ersten Schritte zu Bildung und Wissenschaft belauschen, während daraus zugleich hervorgeht, wie einfach und natürlich es anfangs mit diesem Thierkreis beschaffen war, der späterhin ein solcher Brütofen möglicher und unmöglicher Geheimnisse wurde.

Um die Wichtigkeit dieser Sternbilder zu begreifen, werfen wir einmal versuchsweise die Frage auf, was wir wol thun würden, wenn wir keinen Kalender hätten und wollten doch die Jahreszeit wissen, in welcher wir uns befinden. Freilich heutzutage, mit den Instrumenten ausgerüstet, die wir zu diesen Zwecken besitzen, würden wir bald damit fertig sein; wir würden die Mittagshöhe der Sonne messen und an der Uhr ablesen, wie weit die Sonne sich von dem Aequinoctialpunkt entfernt hat, das wäre genügend, uns über die Jahreszeit ins Klare zu versetzen. Aber die Sache gestaltet sich anders, wenn man keine Quadranten, keine Passageninstrumente oder Mittagsfernröhre, keine Uhren und überhaupt keine Art von Instrumenten anzuwenden hat. In welchem Sternbild die Sonne steht, kann man wegen ihrer Alles überstrahlenden Helligkeit natürlich nicht sehen; ist die Sonne aber schon tief untergesunken, so sagt uns die Stellung der Sterne am Himmel nichts mehr mit Sicherheit, weil wir keine Uhren haben und nicht genau wissen, wie

lange die Sonne unter dem Horizont ist. Es bleibt also, in diesem Falle, um den veränderlichen Stand der Sonne unter den Gestirnen oder den Jahrespunkt auszumitteln, nichts übrig, als diejenigen Sterne zu beobachten, welche kurz vor Sonnenaufgang in der Morgendämmerung, oder kurz nach Sonnenuntergang in der Abenddämmerung ganz in der Nähe der Sonne sichtbar werden, d. h. die Sterne zu beobachten, welche, wie die Alten sagten, heliakisch auf- oder untergehen. Aber da nur große und hellleuchtende Sterne auf diese Art sichtbar werden können, so dient dies Verfahren auch nur, einzelne Jahrespunkte zu fixiren, nicht aber, um sich regelmäßig über den Fortgang des Jahres zu orientiren. Es bleibt also, um den letztern Zweck zu erreichen, nichts übrig, als sein Auge auf den dem Sonnenuntergang gerade entgegengesetzten Punkt des Himmels als den relativ dunkelsten zu richten und dort die nach Sonnenuntergang zuerst sichtbar werdenden Sterne ins Auge zu fassen. Diese Sterne, in gewisse Gruppen vereinigt, werden durch ihr Erscheinen am östlichen Abendhimmel das einfachste Kennzeichen der Jahreszeit abgeben.

Halten wir dies fest und versetzen uns in die Zeit, die etwa 1800—1900 Jahre vor Christo fällt, als die Sonne im Sommersolstitium im Zeichen des Löwen stand, so werden wir finden, daß die in den einzelnen Jahreszeiten am östlichen Abendhimmel auftauchenden Sternbilder nichts weiter ausdrücken als die in der betreffenden Jahreszeit in Aegypten eintretenden wichtigsten Naturbegebenheiten.

Indem ich die Erklärung dieser Zeichen gebe und zwar im Wesentlichen der vortrefflichen Darstellung von Klöden folgend, mache ich den Anfang mit der Sommersonnenwende. Sie fängt bekanntlich in Aegypten mit der Ueberschwemmung des Nil an. Der Nil steigt vier bis fünf Wochen und erreicht in der Mitte des zweiten Monats nach der Sonnenwende seinen höchsten Stand. Aegypten gewährte dann das Bild eines großen Meers, in dessen Mitte sich Städte und Dörfer erhoben, dem Anschein nach auf den Wellen schwimmend, welche, wie Diodor sagt, für die Cykladischen Inseln gehalten werden konnten. Das in jenen alten Zeiten zu dieser Jahreszeit am östlichen Abendhimmel stehende Sternbild hat man den Wassermann genannt; in den hieroglyphischen Bildern ist es dargestellt durch einen Mann, der Wasser aus einer Urne gießt.

Während des nächsten dritten Monats zieht sich das Wasser des Nil anfangs langsam, und gegen das Ende des Monats rasch zurück in sein Bett. Die Ueberschwemmung hat Millionen von kleinen Fischen aus dem Süden herabgeführt, welche nach den Berichten neuerer Reisender nach dem Rücktritt des Nilwassers jede Lache auf dem Felde und jeden Teich dermaßen anfüllen, daß man sie mit Händen greifen kann.

Außerdem zeigt sich noch in gewaltiger Menge ein länglicher mit Stacheln besetzter Fisch, der Fahake, der sich den Bauch mit Luft anfüllt, dadurch kuglig wird, und wenn das Wasser seicht wird, durch das Uebergewicht seines Rückens umfällt, unbeweglich wird, und so am Ufer zurückbleibt. Die ganze Bevölkerung erwartet den Rückzug des Wassers mit Ungeduld, indem dieser Fisch ihr reichliche Nahrung gibt. Auch die Vögel finden an ihm einen vortrefflich gedeckten Tisch, während die Kinder sich mit der getrockneten Luftblase des Fisches belustigen, die ihnen als Ball dient. So ist es heute, und so war es vor 4000 Jahren; was also war natürlicher, als das diese Zeit der Fische verkündigende Sternbild am östlichen Abendhimmel die Fische zu nennen und durch zwei Fische darzustellen?

Am Anfang des vierten Monats zeigt sich das Land mit einer dicken Lage Schlamm bedeckt, welche einen sehr fruchtbaren Humus darstellt und den eigentlichen Segen der Ueberschwemmung bildet. Unglaublich schnell bedeckt sich der Boden mit Pflanzen aller Art. Auf den reichen Triften weidet das Vieh, schwelgend im Genusse der saftvollen nährenden Kräuter. Denn erst im nächsten Monat beginnt die Feldarbeit auf den Aeckern. „Man muß", sagt Diodor von Sicilien, „die Erde sich erst befestigen lassen, nach dem Rückgang der Gewässer und während dieser Zeit sieht der Aegypter das grüne Kraut wachsen und die Heerden finden eine überflüssige Weide." Der geborene Repräsentant des Weideviehs ist aber der Widder, weil er nicht wie das Pferd, der Stier und das Kameel auch zu Arbeiten benutzt wird, welche diesen Thieren besondere Bedeutungen verleihen. Es ist also natürlich, daß man die Zeit der Weide dadurch andeutete, daß man das sie verkündigende Sternbild den Widder nannte.

Im fünften Monat nach der Sommersonnenwende begann die Ackerbestellung. Mit einem sehr leichten Pflug, den Ochsen ohne Joch an einem Halsband zogen, wurden flache Furchen in das weiche Land gerissen. Das Sternbild, das jetzt der untergehenden Sonne gegenüber stand, wurde als Zeichen der Feldarbeit der Stier genannt.

Nach dem Zeugniß alter und neuer Reisender schießt die Vegetation in Aegypten ungemein schnell auf. Einen Monat nach der Saat grünen alle Felder. Das Sternbild, welches zu dieser Zeit des üppigen schwellenden Naturtriebes am Abendhimmel erschien, ist in allen ägyptischen Thierkreisbildern dargestellt durch ein Brautpaar, durch eine männliche und weibliche Figur, welche sich die Hände reichen. Erst die Griechen machten aus diesen Figuren ein Paar Knaben und nannten sie die Zwillinge; und dies ist denn die noch heute übliche Benennung des betreffenden Sternbildes.

Zu Ende dieses sechsten Monats nach der Sommersonnenwende er-

reichte die Sonne ihren tiefſten Stand, ſchien ſtillzuſtehen und machte am Anfange des ſiebenten Monats allmälig eine rückgängige Bewegung, indem ſie täglich etwas näher nach dem Oſtpunkt zu aufging. Es ſcheint alſo, als ob die Sonne in der Nacht durch irgendeine mächtige Kraft zurückgeſchoben wird, nachdem ſie ein halbes Jahr lang beim Aufgang immer weiter nach Süden gerückt erſchienen war. Als Sinnbild dieſer rückgängigen Bewegung der Sonne wählten die Aegypter einen dort einheimiſchen eigenthümlichen Miſtkäfer, den Scarabaeus sacer. Mit welchem Recht, wird ſogleich beurtheilt werden können, wenn ich eine Stelle aus Ehrenberg's „Reiſe in Aegypten und Lybien" mittheile. Daſelbſt erzählt Ehrenberg Folgendes: „Heute fing ich bei der Nachtwache den erſten Scarabaeus sacer, den heiligen Käfer, deſſen Eigenthümlichkeiten die Phantaſie der alten Aegypter ſo ſehr angeſprochen hatten. Ein Geräuſch in meiner Nähe machte mich aufmerkſam, und bald entdeckte ich im Dunkeln eine große rollende Kugel. Ich glaubte einen Igel oder Schildkröte zu fangen und nahm ſie auf, fand aber, daß es nichts als eine Kugel von Pferdemiſt war. Bald kam noch eine zweite Kugel mit ſcheinbar eigener Bewegung in meine Nähe. Da ich dieſe, ohne ſie aufzuheben, mit der Laterne genau unterſuchte, ſo entdeckte ich unter ihr einen ſchwarzen Käfer, welcher mit ſeinen langen Hinterbeinen rückwärts dieſelbe fortbewegte. Beim Fortrollen wuchs die Kugel immer mehr durch den ſich anhängenden Sand, und ſo ward ſie ſo groß, daß der große Käfer im Verhältniß zu ihr nur klein erſchien und kaum bemerkt wurde. Gewiß mußte dieſe Erſcheinung, zumal durch die von den Prieſtern derſelben beigelegten Deutungen, für das ägyptiſche Volk etwas Unheimliches haben und vor dem Käfer eine gewiſſe Ehrfurcht bewirken. Da ich nun mit der Laterne weiter ſuchte, ſo fand ich mehre dergleichen, die Kugeln von mehr als drei Zoll Durchmeſſer bewegten." So weit Ehrenberg. Man ſieht wol, daß der im nächtlichen Dunkel eine große Kugel mit ſtarker Kraft fortrollende Käfer ein paſſendes Sinnbild war für die Kraft, welche allnächtlich die Sonnenkugel weiter nach dem Oſtpunkt zurückſchob. Das in dieſer Zeit der Sonnenrückkehr, die in Aegypten durch große Freudenfeſte gefeiert wurde, am öſtlichen Abendhimmel auftauchende Sternbild iſt auf den ägyptiſchen Thierkreisbildern überall durch den Scarabaeus angedeutet. Die Griechen hielten dies Bild für einen Taſchenkrebs, mit dem es einige Aehnlichkeit hat, und nannten das Sternbild den Krebs. Dieſen Namen hat es behalten; auf unſern Thierkreisbildern aber iſt wirklich ein richtiger Flußkrebs daraus geworden.

Im nächſten Monat ſteigt die Sonne ſchon zu bedeutender Höhe, die Hitze und Dürre beginnt in Aegypten. Das nun am Abendhimmel erſcheinende Sternbild hat man den Löwen genannt. Die Deutung auf

die Eigenthümlichkeit der Jahreszeit ist nicht so ganz klar. Mir scheint folgende die wahrscheinlichste. Für Strahlen und Haare wird in manchen orientalischen Sprachen dasselbe Wort gebraucht; es wird von den Haaren der Sonne und von der Mähne derselben gesprochen. Warum sollte also nicht das vollmähnige gewaltige Thier, der Löwe, ein Sinnbild der mit neuer Kraft und im vollen Strahlenglanz wieder auftretenden Sonne sein?

Der folgende Monat war in Aegypten der Erntemonat. Das ihn anzeigende Sternbild wird überall dargestellt durch eine Aegyptierin mit einer Kornähre in der Hand; dies ist unser heutiges Sternbild der Jungfrau.

Mit dem Anfange des nächsten Monats trat die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ein; das betreffende Sternbild erhielt in selbstverständlicher Deutung den Namen der Wage.

Im folgenden Monat stellt sich in Aegypten der brennend heiße Südwind ein, der in der Wüste Samum, d. h. Gift, genannt wird; die Türken nennen ihn Schamiel, woraus unser Samiel geworden ist. Das Auftreten dieses giftigen Wüstenwindes, der eine große Landplage für Aegypten ist, konnte nicht besser bezeichnet werden als durch das giftige Thier der brennenden Wüste, durch den Skorpion; daher das Sternbild, welches diesen Monat anzeigt.

Doch wird es nicht nöthig sein, diesen Gegenstand hier noch weiter zu verfolgen, da schon das Mitgetheilte genügen wird, den Leser zu überzeugen, daß in den eigenthümlichen Naturbeschaffenheiten Aegyptens die Bedeutung der Sternbilder des Thierkreises zu suchen ist, daß dieselben also, weit entfernt von allem mythologischen Kram und Wust, ursprünglich nichts weiter gewesen sind als Kennzeichen der Jahreszeit und bildliche Bezeichnungen der Eigenthümlichkeit derselben, mit andern Worten: ein dem Kindessinn verständlicher Kalender in Bildern statt in Worten.

Die Bedeutung der einzelnen Sterne, insofern die Aegypter sie benannt haben, ist in der Regel ebenso einfach und natürlich. Warum heißt z. B. der Sirius der Hundsstern? Die Aegypter begannen das Jahr mit der Sommersonnenwende. Der Tag der Sommersonnenwende wurde vor beinahe 4000 Jahren angezeigt durch den Frühaufgang des Sirius, der unmittelbar vor der Sonne herging. Die Sommersonnenwende als der Eingang des Jahres hieß das Thor des Jahres; vor dem Thore stand der Sirius; er hieß daher der Wächter des Jahres. Das Bild des Wächters ist der Hund. So hieß der Sirius der Hundsstern, wovon wir noch die Hundstage haben. Mit dem Bilde des Hundes war aber der erste Schritt zur Verlebendigung eines bloßen Zeichens geschehen. Der Hund am erhabenen Himmelsgewölbe, der dem Aegyp-

ter den Eintritt der Ueberschwemmung verkündigte, der den Zug des Jahres eröffnete, jene Reihe der gewaltigsten Naturwirkungen, die die ganze Offenbarung der göttlichen Mächte enthalten, dieser Hund muß in der Phantasie bald als ein göttliches Wesen erscheinen und mit menschlichem Verstande begabt wird der Hund zum hundsköpfigen Anubis, einem mächtigen Gott, dessen Thaten auch im spätern phantastischen Fabelgewand in vielen Zügen noch deutlich genug die erste astronomische Bedeutung erkennen lassen.

Man sieht überhaupt leicht, wie nahe der Uebergang von den die Jahreszeiten anzeigenden Sternbildern zu andern Vorstellungen liegt. Das Sternbild, welches mit der Jahreszeit auftritt und sie anzeigt, erscheint allmälig als ein Sternbild, welches die Jahreszeit bringt; es wird dadurch zur Ursache oder zum Bild der Ursache der um die Jahreszeit erfolgenden mächtigen Naturerscheinungen, wird Bild oder Symbol einer göttlichen Kraft. Sind aber einmal die sinnlichen Vorstellungen der Sterne und der Sternbilder und die übersinnlichen Vorstellungen göttlicher Naturkräfte verknüpft, so öffnet sich ein doppelter Weg zur Ausbildung religiöser Vorstellungen: entweder verliert sich die übersinnliche Vorstellung unsichtbarer Naturkräfte allmälig in das sinnliche Bild, und es entsteht der eigentliche rohe Gestirndienst, oder die Vorstellung unsichtbarer innerer Naturmächte gewinnt die Oberhand über das sinnliche Bild; dies Letztere ist der Fall mit den uns am meisten bekannten Religionen des Alterthums, wo oft nur noch in einzelnen fast verwischten Zügen der Zusammenhang mit dem Sternenhimmel und dem Kreislauf der Naturerscheinungen ersichtlich ist. So wurde der Stier, in welchen vor beinahe 4000 Jahren die Sonne im Frühlingsäquinoctium eintrat, bald das Bild und Symbol der im Frühling wieder erwachenden gewaltig schaffenden Naturkräfte. Und wenn es im Zendaveste heißt, der „göttliche Urstier", der „große Lichtbringer", der „das Gras wachsen läßt", ist im Frühling geboren, so denkt Niemand mehr an das Sternbild und seine erste oberflächliche Bedeutung. Ja was sind der Urstier der Indier, der Stiermensch im Molochdienst, der stierköpfige Dionysos der Argiver und alle Stiergötter der Alten Welt zusammengenommen — was sind sie anders als ein ganz in übersinnliche Vorstellungen aufgegangenes und zur unsichtbar schaffenden Naturkraft gewordenes Sternbild?

Ein anderes merkwürdiges Beispiel, bis zu welchen spielenden Aeußerlichkeiten in der fortschreitenden Fabelbildung die Wanderung der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises allmälig heruntergekommen ist, sieht man an den sogenannten zwölf Arbeiten des Hercules. Wenn man von dem Hercules erzählt, seine erste That habe darin bestanden, daß er einen großen Löwen bei Nemea in Elis in seinen Armen erdrückte,

ſich dann die Haut des Löwen umhängte und damit im Lande umherzog, ſo iſt das freilich nur eine ganz gewöhnliche Kindergeſchichte. Indem man aber nebenbei erfährt, daß dieſer Löwe der Sohn des Typhon und der Schlange Echidna geweſen, ſo erkennt man unſchwer, indem man die Stellung des Sternbilds des Löwen zu dem Sternbild des Skorpion (denn dieſer iſt der Typhon) und demjenigen der Schlange betrachtet, warum der Löwe ein Sohn des Typhon und der Schlange heißen kann, und ſofort überzeugt man ſich auch, daß die ſcheinbare Kindergeſchichte in der That einen tiefſinnigen, urſprünglich aſtronomiſchen Mythus enthält. Die erſte That iſt die Erlegung des Löwen, weil das Jahr anfing mit dem Eintritt der Sonne in den Löwen, alſo mit der Auslöſchung oder Tödtung des Löwen, da derſelbe hierbei unſichtbar wird. Bei den Aegyptern hieß der Löwe, der das Jahr anfing und den Kreis der Horen theilte, der theilende Löwe. Und da bei den Griechen νέμω, νεμέω (nemo, nemeo) theilen heißt, ſo mag die Ueberſetzung des theilenden Löwen ungefähr ſo geklungen haben wie nemeiſcher Löwe, und ſo finden wir denn zuletzt den Löwen bei einem gewöhnlichen Jagdabenteuer zu Nemea in Elis auf ganz bekanntem Boden. — Dies als Beiſpiel; auch die übrigen Arbeiten des Hercules erklären ſich auf ganz ähnliche Weiſe und wie mit ihnen verhält es ſich auch mit dem großen Zug des Dionyſos.

Doch wird ſchon das Mitgetheilte, hoffe ich, genügen, dem Leſer einigen Reſpect beizubringen vor dieſen kleinen unſcheinbaren Thierbilderchen, die noch unſern heutigen Kalender ſchmücken. Schmücken, ſage ich: denn ſie ſind durch hohes Alterthum geheiligt und bilden eine der Hauptquellen, aus welchen die Gottesverehrung und die Göttergeſchichten eines ganzen Weltalters gefloſſen ſind.

Fragen wir nun aber weiter, warum dieſes oder jenes Thierkreisbild in unſerm Kalender gerade bei dieſem und keinem andern Tage ſteht, ſo iſt auch darauf die Antwort leicht gefunden. Der Mond durchläuft in etwa 27⅓ Tag alle zwölf Zeichen des Thierkreiſes und ſteht zwei bis drei Tage in jedem; dieſen Tagen iſt das Sternbild, in welchem der Mond ſich gerade befindet, beigeſetzt.

Der ägyptiſche Thierkreis führt mich noch tiefer nach Aegypten hinein auf eine ägyptiſche Lehre, welche ebenfalls in unſern Kalender übergegangen iſt, nämlich die Benennung unſerer Wochentage. Die Alten rechneten zu den fünf ihnen bekannten Planeten, Jupiter, Saturn, Mars, Venus und Mercur, auch noch Sonne und Mond und erhielten ſomit ſieben Planeten. Nach dieſen ſieben Planeten ſind bekanntlich die Wochentage genannt, obgleich bei uns einige dieſer Benennungen durch andere verdrängt ſind: nämlich der Sonntag nach der Sonne, der Montag nach dem Mond, der Dienſtag nach dem Mars (im Franzöſiſchen noch

erhalten als Mardi), die Mittwoch nach dem Mercur (Mercredi), der Donnerstag nach dem Donnergott Jupiter, der Freitag nach der Venus (der nordischen Freya), der Sonnabend nach dem Saturn (im Englischen erhalten als Saturday). Warum nun aber auf den Tag der Sonne gerade der Tag des Mondes folgt, auf den Mond der Mars ꝛc., dafür läßt sich kein anderer Grund nachweisen als gewisse astrologische Grillen der spätern Zeit. Nämlich anfangs hatte aus natürlichen Gründen jeder Monat seinen ihm vorstehenden Gott, indem man die Monate oder ihre Zeichen zu Göttern machte. Dies dehnte man dann entsprechend auf die Tage aus; darauf bezieht sich die Angabe im Herodot, wo er sagt, die Aegypter hätten auch gefunden, welcher Gott jedem Tag vorsteht. Diese Spielerei fortsetzend, kam man zu den Stunden; auch jede Stunde stellte man unter einen besondern Gott, wählte dazu aber die sieben Planeten. Nun legten die Aegypter den Planeten verschiedene Entfernungen bei und ordneten sie dabei nach der Umlaufszeit, sodaß der Mond als der nächste, der Mercur als der zweite, Venus als der dritte betrachtet wurde, worauf dann Sonne, Jupiter und Saturn folgten. In dieser Reihenfolge beherrschten diese sieben Planeten auch die einzelnen Stunden des Tages. Derjenige Planet aber, der die erste Stunde des Tages beherrschte, hieß der Regent des ganzen Tages, nach ihm wurde der Tag selbst benannt. Wenn nun an einem Tage die Sonne auf die erste Stunde fiel und der Tag Sonntag hieß, so würde, wenn man alle sieben Planeten in der oben angegebenen Folge ihrer vermeintlichen Entfernungen durch die einzelnen Tagesstunden durchrücken läßt, die Anfangsstunde des nächsten Tages auf den Mond kommen und derselbe also Montag heißen. Indem man weiter ähnlicherweise alle 24 Stunden mit den einzelnen Planeten besetzte, wird auf die Anfangsstunde des folgenden Tages der Mars fallen und dieser als der Regent dem Tag den Namen geben, u. s. w. Durch solche künstliche und weithergeholte Albernheiten sind diese Benennungen entstanden, und schwerlich haben die Erfinder derselben sich träumen lassen, daß diese Benennungen dereinst noch in der ganzen Welt eingeführt werden sollten. Da dieselben übrigens erst zu den Zeiten des Domitian als etwas allgemein Bekanntes galten, so können sie nicht allzu lange vor dieser Zeit, vermuthlich zu Cäsar's Zeiten erfunden sein.

Die Namen der Wochentage führen mich noch auf die Monatsnamen. Diese haben wir unverändert von den Römern entnommen. Da die Römer, wie wir gehört haben, das Jahr lange Zeit mit dem März anfingen, so war häufig der September, October, November und December der siebente achte, neunte und zehnte Monat; daher ihre Benennungen. Der Januar war der elfte, der Februar der zwölfte. In diesem letzten Monat schalteten die Römer, wie es auch sonst überall üblich war, und zum Theil

noch ist, den Schaltmonat ein. Es wurden im Schaltjahr aber fünf Tage vom Februar abgeschnitten und gleich nach dem 23. Februar der Schaltmonat eingeschaltet, aus uns unbekannten religiösen Gründen. Diese Einrichtung wurde bei der Kalenderreform des Julius Cäsar insofern beibehalten, als der im Schaltjahr einzuschiebende Schalttag nach dem 23. Februar gesetzt wurde, weswegen wir den 24. Februar noch heute als Schalttag betrachten.

Ueberhaupt ist unsere ganze jetzige Kalendereinrichtung, von einer kleinen spätern Reform abgesehen, wesentlich das Werk des Julius Cäsar. Nachdem bis auf Cäsar bei den Römern eine beispiellose Kalenderverwirrung geherrscht hatte, indem sie Jahre hatten, die weder Sonnen- noch Mondenjahre waren, überhaupt auf gar keiner astronomischen Basis ruhten, und deren Länge und Anfang nur durch Unwissenheit, Aberglauben, Willkür und Betrug bestimmt wurden, entschloß sich endlich Julius Cäsar im Jahr 45 vor Christo zu einer totalen Kalenderreform, in welcher ein Sonnenjahr von 365 Tagen 6 Stunden zugrunde gelegt wurde, der Anfang des Jahres unabänderlich auf den siebenten Tag nach der Wintersonnenwende festgestellt und die Monate von unveränderlicher Dauer und von der Größe, wie sie heute noch sind, angenommen wurden. Da auch die Festordnung auf eine äußerliche von den unmittelbaren Naturerscheinungen unabhängige Weise geregelt wurde, so bildet diese Kalenderreform gewissermaßen einen Schlußstein des Heidenthums, indem die freilich längst schon abgestorbene Naturreligion sich damit selbst aufgab und der sinn- und bedeutungslos gewordenen Heiligthuerei mit Monaten, Jahren und Tagen ein Ende gemacht wurde.

Warum Cäsar das Jahr zu $365^1/_4$ Tag angenommen hat, da doch Hipparch 106 Jahre früher schon gelehrt, daß das Jahr 5 Minuten kürzer sei, was dem Cäsar und vollends dem bei der Kalenderreform zugezogenen Alexandriner Sosigenes nicht unbekannt sein konnte, wissen wir nicht. Allerdings hätte eine Abweichung von 5 Minuten erst nach mehren Jahrhunderten den Jahresanfang um einen Tag verschoben. Die Abweichung beträgt in der That aber beinahe 11 Minuten, sodaß in 128 Jahren der Jahresanfang bei der Julianischen Einschaltungsmethode schon um einen Tag zu früh eintritt. Zur Zeit des Concilium zu Nicäa, wo die Osterrechnung regulirt und festgesetzt wurde, fiel das Frühlingsäquinoctium, welches zu Cäsar's Zeiten auf den 24. März gefallen war, bereits auf den 21. März. Die versammelten Väter der Kirche nahmen an, daß das Frühlingsäquinoctium immer auf den 21. März fallen werde, obgleich, wenn sie sich in Alexandrien bei den Astronomen hätten erkundigen wollen, sie bald eines Andern würden belehrt worden sein. Genug, der 21. März galt ihnen als unveränderliches Frühlingsäquinoctium und danach wurde das Osterfest berechnet. Ge-

gen das Ende des Mittelalters bemerkte man dann, daß das Frühlings-äquinoctium schon bedeutend vor den 21. März fiel und daß es also mit dem so heilig gehaltenen Beschluß des Nicäischen Conciliums nicht seine völlige Richtigkeit haben könne: und so wurde der Kalender noch einmal eine heilige und gottesdienstliche Angelegenheit. Auf den Concilien zu Kostnitz und zu Basel wurde der Gegenstand zur Sprache gebracht. Im Jahr 1475 ging Sixtus IV. mit Hülfe des Astronomen Johannes Regiomontanus an die Kalenderreform. Doch wurde das Unternehmen durch den bald erfolgten Tod des Letztern für diesmal noch vereitelt. Auch Leo X. bemühte sich vergeblich, die Sache ins Reine zu bringen. Die Tridenter Kirchenversammlung übertrug die Verbesserung dem Papst Gregor XIII., der sie denn auch 1582 glücklich zustande brachte. Auch wurde dieser verbesserte oder Gregorianische Kalender in den katholischen Ländern Europas bereits im Lauf der nächsten drei Jahre angenommen. Die Protestanten dagegen weigerten sich anfangs hartnäckig, den Gregorianischen Kalender anzunehmen. Nachdem auf dem Reichstag von 1613, dann beim Westfälischen Frieden 1648, endlich auf dem Reichstag von 1654 die deshalb gemachten Vorschläge von den Protestanten standhaft zurückgewiesen waren, nahmen endlich nach dem Ryswicker Frieden die evangelischen Stände Deutschlands auf Leibniz' Andringen den Gregorianischen Kalender im Jahr 1700 an. Später folgten England, Dänemark und Schweden diesem Beispiel, und damit ist die Kalendergeschichte und zugleich ein nicht unbedeutendes Capitel der Culturgeschichte der Menschheit geschlossen.

Auch der Gregorianische Kalender ist in Bezug auf die Einschaltungsregel nicht ganz fehlerfrei. Doch wird sich Niemand heutzutage die Mühe nehmen, mit Berücksichtigung der Jahresdauer bis auf die Secunde auf Jahrtausende hinaus eine Schaltregel festzusetzen, umsoweniger, als man weiß, daß die Dauer des Jahres nicht ganz unveränderlich, wie sie denn überall jetzt im Abnehmen begriffen ist. Freilich ist diese Abnahme so gering, daß sie in einem Jahrhundert ungefähr eine Secunde, also in einem Jahr nur $^1/_{300}$ Secunde beträgt. Im Jahr 3040 vor Christo war das Jahr am längsten, nämlich ungefähr um eine halbe Minute länger als sein mittlerer Werth; seit dieser Zeit bis jetzt hat es immer abgenommen, und wird bis zum Jahr 7610 nach Christo fortwährend abnehmen und dann etwa um eine Minute kleiner sein als Anno 3000 vor Christo. In den darauf folgenden 10000 Jahren nimmt es dann allmälig um eine Minute wieder zu. Ich führe diese letzte Thatsache nur an, um an einem einzigen Beispiel zu zeigen, wie unendlich weit erhaben unsere heutige Astronomie ist über die der vergangenen Jahrhunderte, wie leicht es ihr werden würde, auf Millionen von Jahren hinaus feste Cyklen zu berechnen, und wie sie in dem

Besitz von Lehren ist, deren Inhalt unermeßlich weit über alle unmittelbare Beobachtung und Erfahrung hinausreicht. Denn seit den 50 Jahren, daß diese Abnahme der Jahreslänge festgestellt ist, hat man natürlich die Abnahme direct auch durch die feinsten Beobachtungen nicht bemerken können.

Dieser Zustand unserer heutigen Astronomie im Vergleich mit der frühern mag mir zur Entschuldigung dienen für eine kurze Schlußbetrachtung. Eine Wissenschaft, die eine mehrtausendjährige stetige Entwickelung hinter sich hat und die es zu etwas gebracht, muß ein lehrreiches Beispiel sein für die Mittel, die Bedingungen und den Gang der Ausbildung der menschlichen Erkenntniß überhaupt.

Wenn man es nun für das gewöhnliche Schicksal der menschlichen Forschung ausgibt, daß man sich anfangs mit unmäßigen Hoffnungen schmeichelt, um dann endlich nach zahllosen vergeblichen Versuchen und Anstrengungen das alte Klagelied von der Nichtigkeit und Eitelkeit alles menschlichen Wissens von neuem anzustimmen, so finden wir es in der Astronomie gerade umgekehrt. Die Astronomie hat viel Größeres erreicht, als die kühnsten Hoffnungen der Vorzeit jemals zu erwarten wagten. In der Blütezeit der griechischen Astronomie würde man es für den größten Triumph des menschlichen Geistes gehalten haben, den Lauf der Planeten und des Mondes mit einiger Sicherheit vorauszuberechnen. Was möchten jene frühern Astronomen dann wol gesagt haben, hätte man es ihnen als möglich vorgestellt, von den entferntesten Planeten Jupiter und Saturn so genau als von der Erde selbst zu wissen, wie tief ein Körper auf ihnen in einer Secunde fällt; oder zu wissen, daß die Erde 13 Quadrillionen Pfund wiegt; oder wie viel jeder einzelne Planet oder die Sonne wiegt; oder daß man auf Millionen Jahre hinaus mit Sicherheit Veränderungen in unserm Planetensystem berechnet, die man noch gar nicht beobachtet hat?! Und wodurch hat denn die Astronomie einen so weit über alle unmittelbare Erfahrung hinausreichenden Schatz von sichern und gewissen Kenntnissen erlangt? Dadurch hat sie ihn erlangt, daß man aus den scheinbar inhaltleeren Vorstellungen von Raum, Zeit, Bewegung, Materie, Kraft, Beziehung, Ursache und Wirkung einen unübersehlichen Reichthum mathematisch nothwendiger Naturgesetze, das ganze Gebäude der höhern Mechanik, herausgestellt und mit dieser Fackel des Geistes das dunkle Labyrinth der Naturerscheinungen beleuchtet, das endlose Gewirre der Gesetze auseinandergelegt hat. Die Astronomie rechnet ihre Epochen nicht nach der Vervollkommnung und Ausbildung der Instrumente, sondern nach der Ausbildung unserer Begriffe; die Astronomie hat der Welt bewiesen, daß der Geist stärker ist als die Sinne. Wenn wir so bei der Astronomie sehen, wie die bei weitem wichtigsten Fortschritte derselben nicht so sehr an die

Ausdehnung der Erfahrung geknüpft sind, in welchem Falle sie immer enge Grenzen haben würde, als an die Vertiefung des Geistes in seinen eigenen Begriffsreichthum, der unendlich ist, so kann nichts so sehr als die aus der Astronomie gewonnenen Einsichten uns überzeugen, daß der menschliche Geist in Tiefen einzudringen bestimmt ist, welche für unsern jetzigen Blick absolut überschwänglich erscheinen würden, und die Astronomie bringt wie ein von den Gestirnen gesendeter Bote der Menschheit die frohe Verheißung unendlicher Geheimnisse. Bedenken wir aber zugleich dabei, wie langsam die Erringung dieser geistigen Schätze gegangen ist, wie jeder Schritt Landes einzeln erobert werden mußte, und wie auch der größte Geist mit seinen größten Entdeckungen nur einzelne Steine zu diesem Riesenbau geliefert hat: so fühlen wir uns mit unserm Ich aufs tiefste gedemüthigt und empfinden aufs neue, wie Recht Schiller hat, indem er versichert, man könne zwar vom Einzelnen nie gering, aber auch von der Menschheit nie hoch genug denken. Erst indem wir Beides thun, indem wir Bewunderung und Demuth verbinden, Demuth in Beziehung auf uns selbst, Bewunderung für die erhabensten Kräfte und Zwecke der Menschheit, werden wir den richtigen Weg finden, jenen Kräften uns anzuschließen und diese Zwecke zu erreichen.

Literatur und Kunst.

Schad's „Musenalmanach".

Der Lebende hat bekanntlich Recht — nun, und der „Deutsche Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Sechster Jahrgang" (Würzburg, Stahel), in seinem modernen goldstrotzenden Röckchen, tritt nicht allein so keck und lebensfrisch auf, sondern er hat auch seinen bisherigen Nebenbuhler, den berliner Almanach, von Gruppe, so tapfer überlebt, daß die früher von uns aufgeworfene Frage, welches Recht zu leben ein deutscher Musenalmanach denn heutigentags überhaupt noch hat, vor dieser Thatsache billig verstummen muß. An dem Resultat freilich, zu dem wir bei jener frühern Betrachtung kamen, wird dadurch noch immer nichts geändert: nämlich daß der „Deutsche Musenalmanach" die literar- und culturgeschichtliche Bedeutung, welche er ehemals besessen, längst eingebüßt hat und daß er sie auch nicht wieder gewinnen wird, es wäre denn erstlich, daß in unserer Lyrik selbst sich eine neue volksthümliche Richtung entwickelte und daß dann zweitens diese neue volksthümliche Richtung auch gerade den „Deutschen Musenalmanach" zu ihrem Organ erwählte: dies Letztere besonders eine Annahme, die uns aus verschiedenen Gründen höchst unwahrscheinlich dünkt. Wol aber beweist die Thatsache seiner Existenz, daß es in Deutschland noch immer eine Anzahl poetisch gestimmter, zartfühlender Seelen gibt, die an dem jährlichen Erscheinen des „Deutschen Musenalmanach" ihre Freude haben, sei es daß sie sich als Dichter, sei es daß sie sich als Leser daran betheiligen —

und in beiden Fällen liegt kein Grund vor, weshalb die Kritik diesen poetisch gestimmten Seelen ihre Freude verderben oder dem wackern Herausgeber die Anerkennung verweigern sollte, die seinem rastlosen und aufopfernden Eifer gebührt. Ist sie doch gar so selten in unserer nüchternen verdrossenen Zeit, diese Begeisterung für Poesie und Kunst, und auch das Band der Einigung, das der „Deutsche Musenalmanach" um unsere vielgespaltene Schriftstellerwelt schlingt, auch wenn es keinen besonders tiefen oder fruchtbaren Inhalt hat, ist doch immerhin ein Band. Lassen wir denn also alle kritischen Bedenken über Berechtigung und Werth des Unternehmens als solchen bei Seite und sehen wir uns die einzelnen Gaben ein wenig näher an. Bunt genug, dies muß man dem Fleiß des Herausgebers zugestehen, ist die Sammlung, keine deutsche oder Deutsch redende Landschaft von Kurland, Esthland und Livland angefangen, bis nach Schleswig hinauf und bis zur Schweiz und dem Elsaß hinunter ist ohne poetische Vertreter geblieben. Wenn aber bei alledem der innere Werth mit dem äußern Reichthum nicht ganz in Einklang stehen sollte, so ist auch Das ein Umstand, den man wol im Interesse der deutschen Poesie beklagen, nicht aber dem Herausgeber zum Vorwurf machen kann; er kann immer nur aus dem vorhandenen Material das verhältnißmäßig Beste auslesen, er kann nur Gedichte sammeln, nicht schaffen, nur Talente aufsuchen, nicht erwecken. Und so ist denn auch in der That die Zahl der neuen, Hoffnung erweckenden Namen in dem vorliegenden Almanach ungemein klein, nämlich gleich Null, während auch die ältern namhaften Dichter es sich zum Theil ziemlich bequem gemacht haben. Ludwig Bechstein hat ein Einleitungsgedicht geliefert, „Aventüre", ein im mittelalterlichen Ton gehaltener Preis der Dichtung und der Minne, dem jedoch mehr alterthümliche Einfachheit und weniger moderne Phrase zu wünschen wäre. Adolf Böttger verherrlicht „Barbara Uttmann", die Schöpferin der erzgebirgischen Spitzenklöppelei: ein etwas prosaisches Thema, das auch durch die glatten leichtfließenden Verse, wie wir sie von Adolf Böttger gewohnt sind, nicht viel poetischer geworden ist. Adolf Bube hat zwei recht hübsche Balladen, der alte Castelli einen „Scherz" mitgetheilt, der für unsern Geschmack denn doch etwas zu östreichisch ist, um ihn an dieser Stelle ganz passend zu finden. Ungleich poetischer ist eine andere Veteranin der Dichtkunst vertreten: Helmina von Chezy, mit der Ballade „Martin Baldinger". Dagegen sind die kleinen Versspiele von Friedrich Daumer ziemlich unerheblich. Adolf Dörr liefert prächtig klingende Verse, denen nur der entsprechende Inhalt mangelt; Dräxler-Manfred ein Gelegenheitsgedicht, das uns jedoch darum noch nicht vor die Oeffentlichkeit zu gehören scheint, weil er sich dazu der schwierigen Form des Ghasel bedient hat. Von J. G. Fischer lesen wir zwei „Junge Lieder" in demselben frischen liebenswürdigen Geiste, den seine unlängst erschienene Sammlung athmet; von Rudolf Gottschall eine vortreffliche, auch durch ihre Einfachheit bemerkenswerthe „Herrnhuter Romanze". „Der Schiffball vor Genua", von Rudolf Hirsch, schwelgt in jenem überschwänglichen Redepomp, den die östreichischen Lyriker aufzubieten pflegen, ohne es doch zu einer eigentlichen poetischen Wirkung zu bringen, während umgekehrt die beiden Sagen von Nikolaus Hocker sich durch Wahrheit der Empfindung und einfachen echt volksmäßigen Ausdruck empfehlen. Von dem unglücklichen Hölderlin wird ein fragmentarisches Concept mitgetheilt, das

höchstens als Curiosität passiren kann, und auch Hoffmann von Fallersleben hätte aus seinem reichen poetischen Füllhorn wol etwas Bedeutenderes beisteuern sollen als seinen Trinkspruch auf Franz Liszt. August Kahlert, Ludwig Kalisch, Alexander Kaufmann, die Brüder Stöber, Hermann Kurtz, haben recht hübsche Sachen geliefert; ebenso Karl Mayer in seiner bekannten, neuerdings wol etwas zu hart angegriffenen Manier. Dagegen hat Johannes Minkwitz uns wieder einmal lebhaft an den „Pedanten" erinnert, „den es jückt", zwar nicht „locker und lose", aber doch poetisch zu sein; sein „Cäsar am Rubicon", der uns versichert (S. 206):

Doch, wähl' ich Frieden aus, er ist
Nur eine kurze Galgenfrist

um gleich darauf das classische Wortspiel loszulassen:

Pygmäen sind die Gegner, nicht Pygmachen

hätte sich auf dem Puppentheater jedenfalls besser ausgenommen als im „Deutschen Musenalmanach". Eduard Mörike hat sich mit einigen Tändeleien aus alter und neuer Zeit abgefunden. Ernst Mineburg (Professor Meyer in Tübingen) gibt eine altarabische Kassîde in schwungvoller, echt poetischer Form. Zwei vortreffliche Romanzen hat Wolfgang Müller von Königswinter beigesteuert; besonders ist seine „Melusine" ein Prachtstück von tiefer, inniger Empfindung und glänzender Ausführung. Gustav Pfarrius gibt gedankenreiche Erinnerungen vom Nordseestrand, Adolf Pichler ein kleines, aber tief empfundenes Lied, Günther Nicol und Heinrich Pröhle einige gelungene erzählende Gedichte; die Beiträge des Letztern wurden schon früher vom „Deutschen Museum" veröffentlicht. Julius von Rodenberg und F. W. Rogge würde größere Einfachheit zu empfehlen sein; ebenso Otto Roquette, der drei Balladen in nichts weniger als balladenmäßigem Tone geliefert hat. Der Herausgeber selbst gibt eine Anzahl kleiner volksthümlicher Stücke, unter denen besonders die humoristischen gelungen sind. Leopold Schefer's apokalyptischer Weisheit vermögen wir keinen Geschmack abzugewinnen, wogegen die beiden kurzen Stücke von Scheerenberg (dessen Bildniß den Almanach schmückt) sich durch Klarheit und Einfachheit vor der Mehrzahl seiner sonstigen lyrischen Producte auszeichnen. A. X. Schurz, Nikolaus Lenau's Schwager, läßt ein „Warnschiff" in prächtig klingenden und wohlgebildeten Terzinen vom Stapel; die düstere Färbung erinnert zum Theil an Nikolaus Lenau, während eine gewisse Ueberfülle des Ausdrucks uns die bereits erwähnte Modekrankheit der östreichischen Dichter aufs neue ins Gedächtniß ruft. Ueber die Beiträge von J. G. Seidl und J. N. Vogl ist nichts zu sagen, sie sind in der seit circa 30 Jahren stereotypen, nachgerade aber wol etwas veralteten Manier dieser beiden Dichter, dieser Dioskuren des alten poetischen Oestreich, gehalten. Vortrefflich, vielleicht mit Wolfgang Müller's „Melusine" die besten Stücke des Almanach sind die beiden „Bilder aus dem Leben eines Landarztes" von Berthold Sigismund, und auch die drei Romanzen von Gisbert Freiherrn Vincke zeigen das Talent dieses Dichters, den wir bisher hauptsächlich nur als Uebersetzer und Sammler kannten, in erfreulichem Lichte. Schließlich noch zwei Wahrnehmungen, die sich uns bei Durchsicht des Almanach aufgedrängt haben. Das ist erstens das Uebergewicht, welches darin das epische Element gegen das eigentlich lyrische behauptet und

zweitens die verhältnißmäßig geringe Zahl des ganz Verfehlten und Geſchmackloſen. Letzteres iſt wol zum großen Theil das Verdienſt des Herausgebers, Beides aber ſind erfreuliche Wahrnehmungen, von denen hoffentlich auch die folgenden Jahrgänge des Almanach uns immer mehr überzeugen werden. R. P.

Touriſtenliteratur.

Die Neuigkeiten der Touriſtenliteratur pflegten ſonſt immer nur zum Frühjahr zu erſcheinen, mit den Schwalben, denen ſie auch darin gleichen, daß ſie unſere Gedanken in die Ferne lenken und uns das Herz mit Reiſeſehnſucht erfüllen; den Sommer über war man auf Reiſen, im Winter brachte man zu Papier, was man geſehen und erlebt und zum Frühjahr flog das Buch dann als Lockvogel in alle Welt. Die Umwälzung in den Beförderungsmitteln, die wir in den letzten Jahren erlebt haben und die noch täglich weiter um ſich greift, hat auch dieſe Gewohnheit aufgehoben; man reiſt jetzt Winter und Sommer faſt mit derſelben Leichtigkeit und vor allem reiſt man jetzt ſo raſch, daß Reiſe und Reiſebeſchreibung ziemlich in derſelben Zeit vollendet ſein können, deren man ehemals bedurfte, nur um den Plan der Reiſe feſtzuſtellen und ſich nach den billigſten und ſicherſten „Gelegenheiten" zu erkundigen. So liegt denn auch jetzt, mitten in der winterlichen Zeit, eine Anzahl Touriſtenbücher vor uns, über die ein kurzer Bericht unſern Leſern hoffentlich nicht unerwünſcht ſein wird. Das Hauptziel aller Gedanken iſt jetzt bekanntlich der Orient und da gerade die Verbindung mit ihm die weſentlichſten Erleichterungen erfahren hat, ſo iſt es auch ganz in der Ordnung, daß wir auch bei unſerer Ueberſicht den Orient an die Spitze ſtellen. „Nach Konſtantinopel und Bruſſa. Ferienreiſe eines preußiſchen Juriſten" (Berlin, Schneider) betitelt ſich ein Buch, das der öffentlichen Aufmerkſamkeit theils ſchon durch die Bruchſtücke, welche die berliner „National-Zeitung" davon veröffentlichte, theils auch durch den Namen und die politiſche Stellung des anonymen, doch wohlbekannten Verfaſſers empfohlen iſt. Und in der That verdient es dieſe Aufmerkſamkeit in hohem Grade; es iſt ein ſehr lehrreiches und dabei ein ſehr unterhaltendes Buch, friſch und keck wie das Reiſeproject ſelbſt, das der Verfaſſer mit ſeinem Gefährten, einem ebenfalls wohlbekannten preußiſchen Juriſten, gewiſſermaßen improviſirte. Die Reiſe geht über Wien und Trieſt, vorüber an Griechenland, deſſen Beſuch den Reiſenden ſowol auf der Hin- wie auf der Rückfahrt durch die leidigen Quarantänemaßregeln verdorben ward, nach Konſtantinopel, von wo aus zwei kleine Ausflüge nach Bruſſa in Kleinaſien zu Abd-el-Kader und ans Ufer des Schwarzen Meers gemacht werden; die Rückreiſe geht über Smyrna und von da wiederum nach Trieſt, von wo die Eiſenbahn die Reiſenden raſch in ihre Heimat trägt. Der Verfaſſer hat einen ſcharfen und klaren Blick und dazu das Talent, das Geſehene ebenſo ſcharf und klar wiederzugeben. Seinem Stande und ſeinem Beruf gemäß beſchäftigt er ſich hauptſächlich mit den ſocialen und politiſchen Einrichtungen des Orients; ſeine Beobachtungen in dieſer Hinſicht ſind ſo umfaſſend, wie die Kürze der Zeit geſtattete, ſeine Urtheile klar und beſonnen und von einer Mäßigung, welche die Mehrzahl der Leſer dem politiſchen Parteihaupt von ehedem wol kaum zugetraut hätte. Höchſt intereſſant iſt die Zuſammenkunft mit Abd-el-

Kader und auch was der Verfasser über die Persönlichkeit des regierenden Sultan erzählt, verdient eine vorzügliche Beachtung. Ueberrascht dagegen und zwar recht unangenehm überrascht hat uns die Frivolität, mit welcher der Verfasser gewisse geschlechtliche Beziehungen behandelt und die sich endlich sogar so weit steigert, daß er allen Ernstes in Zweifel geräth, ob die türkische Knabenliebe, dieser faulste Fleck des Orients, wol wirklich etwas so schlechthin Verabscheuungswürdiges ist, wie wir Nordländer meinen. Schlimm genug und kein besonderer Beweis von Gründlichkeit der Bildung, wenn der Verfasser an derartigen Frivolitäten persönliches Gefallen findet; wie er aber hat taktlos genug sein können, sie auch noch vor das Publicum zu bringen, das ist uns geradezu unbegreiflich.

Hans Wachenhusen bringt „Byzantinische Nächte. Türkische Lager- und Reisegeschichten. Mit Illustrationen von Emil Wachenhusen" (Berlin, Verlagscontor). Der Verfasser, der sich in jüngster Zeit recht vortheilhaft bekannt gemacht hat, besonders durch seine Correspondenzen aus dem Orient, die er als Berichterstatter der berliner „Voß'schen Zeitung" lieferte, hat eine gesunde Auffassungsgabe und ein frisches natürliches Darstellungstalent. Doch soll man die Orange niemals zu sehr pressen und Hr. Wachenhusen mit diesem halbdutzend Büchern und diesen unzähligen Zeitungsartikeln, die er seit zwei Jahren in die Welt schleudert, scheint uns das allerdings zu thun. Auch diese „Byzantinischen Nächte" sind nur noch ein ziemlich verdünnter Aufguß von Dingen, welche wir aus derselben Feder schon viel besser und kräftiger erhalten haben. Möglich, daß die romantischen Zuthaten, mit denen der Verfasser seine Skizzen aufgestutzt hat, das etwas schwache Gebräu dem Geschmack des Publicums genießbarer machen; das würde dann ein praktischer Vortheil für die Verbreitung des Buchs sein, ästhetisch gelungener aber werden diese Zuthaten darum lange noch nicht.

Nächst dem Orient ist es hauptsächlich Paris, welches noch immer die Touristen aller Länder an sich zieht und auch wir Deutsche, für welche die Reise über den Rhein ja ehedem sprichwörtlich war, liefern regelmäßig jahraus jahrein ein höchst stattliches Contingent von pariser Briefen, Schilderungen und Aehnlichem; wie nun gar erst in dem letztverwichenen Jahre, wo die große Pariser Weltausstellung ihre Wunder entfaltete! Diesen Wundern sind denn auch die „Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung im Jahre 1855. Von M. G. Saphir" (Pesth, Hartleben) vorzugsweise gewidmet. Doch müßte natürlich Hr. Saphir nicht Hr. Saphir sein, wenn er nicht nebenher noch von Allem sprechen sollte, was ihm vor Augen kommt, und auch wol noch von Einigem darüber. Die Art, wie er davon spricht, ist ebenfalls hinlänglich bekannt; Hr. Saphir spielt diese Leier seit mehr denn 30 Jahren und da er, wie es scheint, noch immer Leute findet, welche seine Gassenhauer hören mögen, nun natürlich, so spielt er fort — besonders auch deshalb, weil er selbst nichts Anderes kann. Doch ist es diesen „Pariser Briefen" nachzurühmen, daß sie sich wenigstens von jenen Unanständigkeiten freihalten, die wir an den kürzlich erschienenen „Blauen Blättern" desselben Verfassers zu rügen hatten. Die meiste Befriedigung wird das Buch solchen Lesern bieten, welche sich für den Klatsch der pariser Gesellschaft, besonders der literarischen interessiren: nämlich weil der Verfasser selbst die meiste Befriedigung in diesem Klatsch gefun-

den hat, ja weil er einige Zeit in Person darin obenaufgeschwommen ist, wie — Hr. Saphir selbst vollende den Vergleich. In Wahrheit ist es halb komisch, halb wehmüthig zu lesen, wie der in Deutschland längst heruntergekommene, verschollene Schriftsteller durch seinen Freund Dumas in Paris zu neuer Berühmtheit gelangt und selbst von den Notabilitäten des neuen kaiserlichen Hofes als berühmter deutscher Schriftsteller becomplimentirt wird. Leider hat Hr. Saphir selbst von dem Wehmüthigen, was darin liegt, keine Ahnung — und darunter leidet denn auch die komische Wirkung. Völlig ungehörig dagegen, so ungehörig, daß sie selbst auch Hrn. Saphir nicht ungerügt hingehen darf, ist die Art und Weise, wie er gegen seine Recensenten polemisirt, am meisten gegen die Berichterstatter der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Als Probe, welchen Geist diese Polemik athmet — und in der That ist es noch lange nicht die schlimmste Probe — wollen wir nur anführen, daß Hr. Saphir S. 227 von „deutschen Läusen in dem Walfisch Paris" spricht, welche „in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» den würdigen Kopfgrind gefunden haben, darinnen zu wimmeln". Welche lausige, grindige Phantasie! Und welch ein Zustand der Literatur gehört dazu, daß ein Mann wie der Herausgeber des wiener „Humorist" sich erfrechen darf, solche Dinge drucken zu lassen gegen ein Blatt wie die augsburger „Allgemeine Zeitung"!

Doppelt wohlthätig wirkt auf diese Hanswurstiaden die kleine anspruchslose Schrift, welche Eduard Schmidt in Berlin schon vor einiger Zeit unter dem Titel: „Paris in Skizzen aus dem Volksleben" (Berlin, Hayn) herausgegeben hat und auf die wir hier um so lieber zurückkommen, je weniger wir es jemals zu spät halten, auf ein gediegenes Buch aufmerksam zu machen. Und dieser Charakter der Gediegenheit ist den vorliegenden Skizzen trotz ihrer flüchtigen Haltung durchweg aufgeprägt. Es ist nicht mehr ganz das Paris von heute, was der Verfasser schildert, seine Erinnerungen fallen mehr in die Zeit vor dem Decemberstreich; in den Regionen jedoch, in die er uns vorzugsweise einführt, also in den Regionen des eigentlichen Volkslebens, in dem kleinen Bürgerstand und seinem häuslichen Leben und Treiben, hat die jüngste Revolution zum Glück für Frankreich noch am wenigsten geändert und so werden auch diese Schilderungen noch immer mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. R. P.

Oestreichische Taschenbücher.

(Libussa. Herausgegeben von P. Alois Klar. 15. Jahrgang. Prag 1856.
Thalia. Herausgegeben von J. N. Vogl. 43. Jahrgang. Wien 1856.)

Die Taschenbücher in Oestreich verfolgen zwar mehr einen wohlthätigen als einen literarischen Zweck; dennoch hat im vorletzten Jahre die „Libussa" unter den Taschenbüchern Deutschlands von der Kritik den Preis erhalten. Auch im neuesten Jahrgange hat der Herausgeber die hervorragendsten Namen der östreichischen Literatur um sich versammelt und wird hoffentlich von seinem Ehrenplatze nicht zurücktreten müssen. Die besten Beiträge lieferten L. A. Frankl: „Ein Gräber-Eremit", S. Kapper: „Ghasele" und vor Allen Moritz Hartmann: „Herbstwetter". Recht ergreifend schildert J. G. Seidl,

deſſen Porträt das Taſchenbuch ſchmückt, das Loos des gealterten Dichters in ſeinem „Dichterſchickſal“:

Was jetzt noch friſch und innig
Zu Aller Herzen ſpricht,
Er weiß, daß er's geſungen, —
Doch er begreift es nicht.

Th. Pisling, Verfaſſer der nationalökonomiſchen Bilder aus dem nordöſtlichen Böhmen, iſt durch ein Gedicht „Die Schlacht“ vertreten, das ſich durch hochpoetiſche Schilderung auszeichnet:

Als Bahrtuch deckt die Nacht die Leichen,
Die für den Himmel ſind gemäht,
Und hat als himmliſche Ordenszeichen
Die blanken Sterne ausgeſä't.

Dagegen klingt die Proſa des Jahrbuchs, den geringfügigen Beitrag von Joſef Rank allenfalls ausgenommen, noch verzweifelt öſtreichiſch und auch die übrigen poetiſchen Beiträge füllen eben nur die Bogen aus.

Reicher der äußern Ausſtattung, aber nicht dem innern Gehalte nach iſt die „Thalia“. Recht ſchön ſind darin Grillparzer's „Lebensregel“ und Vogl's „Beatrice“. Auch Bowitſch, Nik. Günther, Pisling und Seidl haben durch ihre Dichtungen das Taſchenbuch geziert. Dagegen ſteht der Graf Jelacic („Troſt der Natur“) mit ſeinen „Zephyren und kryſtallenen Quellen“ noch ganz in der Zeit des ſeligen Opitz, während Bauernfeld's „Tristia ex ponto“ allerdings nur ſehr triſt ſind. V.

Correſpondenz.

Aus Hannover.

December 1855.

Nsch. Da Ihr Mhn-Correſpondent regelmäßig nur über die politiſchen Zuſtände unſers Landes berichtet (wozu ihm die eben in Gang befindlichen ſtändiſchen Wahlen gewiß in Kürze wieder Veranlaſſung geben werden), ſo erlauben Sie mir wol, in dem vorliegenden Briefe ein minder wichtiges, aber im Ganzen doch erquicklicheres Thema zu behandeln, das doch auch nicht ſo ganz überſehen und vergeſſen werden darf: nämlich die künſtleriſchen Zuſtände unſerer Reſidenz. Denn ſeitdem Hannover den Bahnhof, die großen Hôtels, das neue Theater und einen officiellen Concertſaal hat, iſt es auch in dieſer Hinſicht in die Reihe der correſpondenzfähigen Städte getreten. Es iſt in die Reiſehandbücher und Situationspläne aufgenommen; der Reiſende kennt es, und all die Herren mit den langen Haaren, den blaſſen Geſichtern und intereſſant matten Augen kennen es auch. Ein Muſeum iſt gleichfalls fertig geworden, ein ſchönes, ſtolzes Gebäude, das nur, wie manch andere Prachtbauten Hannovers, den einen Fehler hat: daß man es nicht ſieht. So wird die Domänenkammer von dem altmodig gebauten Archiv bedeckt, die ſtolze Fronte des Reſidenzſchloſſes von der Dunkelheit der engen Leinſtraße, ſo auch von einem nichtsſagenden Häuſer-vis-à-vis das Muſeum, welches einſtweilen, wegen Ueberfluſſes an Raum, der Künſtlerverein und die Singakademie be-

zogen haben. Auch den Domchor der Zukunft hört man schon umgehen, obwol uns zur Zeit der Dom sowol als auch der Chor noch fehlt. Vorerst haben wir nur den Dirigenten desselben in der Person des Hrn. Arnold Wehner erhalten, der, weiland Universitätsmusikdirector zu Göttingen, am letzten Geburtstage des Königs als Kapellmeister nach Hannover berufen wurde. Aus der Mendelssohn'schen Schule hervorgegangen, ist er auch ein treuer Anhänger derselben geblieben und cultivirt nicht ohne Glück mit seinem Geschmack ihre Traditionen, zu deren gläubiger Annahme das gebildetere Dilettantenthum immer gern bereit ist. In mehr retrograder Richtung schließt dem Genannten sich Joseph Joachim an, der Beethoven als den Mittelpunkt seines Wirkens betrachtet und seine künstlerische Begeisterung für Bach's Fugen nicht ohne Erfolg geltend macht, während seine persönliche Neigung für Schumann das Publicum kalt läßt. Joachim ist seiner ganzen Natur nach schaffender Künstler; aber er verkennt seinen Beruf, wenn er bizarr erfundene Compositionen und nicht vielmehr sein Instrument, die Geige, für das Medium seiner künstlerischen Offenbarungen hält. Diesen Classikern streng gegenüber steht der Kapellmeister L. C. Fischer, der Apostel Richard Wagner's. Er hat den „Tanhäuser" auf unserer Bühne durchgesetzt und studirt soeben den „Lohengrin" ein. Fischer, der sich auch anderweit durch kräftige Compositionen für den deutschen Männergesangverein bekannt gemacht hat, wird als tüchtiger Dirigent geschätzt und hat seine Partei so gut als die Andern. Ganz vereinsamt daneben steht Heinrich Marschner, der letzte Romantiker der Gegenwart; wenig bekümmert um die Fortschritte feindlicher Richtungen in der Kunst, die doch mehr als jede andere Eintracht und Harmonie verlangt, schöpft er aus dem unversiegbaren Born seiner goldenen Melodieen und hat die Freude, seine neuen Werke mit ganz derselben Liebe und Begeisterung aufgenommen zu sehen als die alten, die schon so lange da leben, wo kein Vergehen möglich ist: im Herzen des Volkes!

Die Charakteristik so heterogener Elemente, aus denen unser musikalisches Leben gebildet wird, gibt wol das beste Bild desselben. Man schwärmt hier in Einem Athem für Mendelssohn und Wagner, für Bach und Meyerbeer, für Schumann und Marschner, für Hell und Dunkel, für Süß und Bitter — kurz, man hat hier einen musikalischen Geschmack, der auf einen Magen deutet, der entweder sehr stark oder sehr schwach sein muß. Freilich, es ist kein Wunder: alle diese Erscheinungen sind Zeitspiegelungen, die bei einiger Betheiligung an den künstlerischen Bewegungen der Gegenwart nicht ausbleiben können. Wir sollten uns im Gegentheil freuen, so mitten in den Strom derselben hineingezogen und der Rolle eines Mitkämpfers gewürdigt zu sein. Dabei zu beklagen bleibt nur, daß wir keine schriftstellerische Capacität, kein literarisches Unternehmen besitzen, welches in diesem Streite das Wort ergriffe. Die „Hannoversche Zeitung" enthält sich eines Urtheils mit fühlbarer Zaghaftigkeit; sie scheint an den diplomatischen Grundsatz: „daß Reden silbern und Schweigen golden sei", zu glauben. Die „Zeitung für Norddeutschland" referirt mit Strenge, aber ihre Sentenzen laboriren an Unbestimmtheit; der „Hannoversche Courier" faßt, von seinem Standpunkte, die Sache zu populär und darum, für den unsern, zu unbefriedigend auf, während das „Tageblatt" in Stil und Gesinnung so sehr den Charakter des Intelligenzblattes

an der Stirn trägt, daß man es an dieser Stelle füglich nicht erwähnen darf.

Unter solchen Auspicien hat unsere Concertsaison am 1. December begonnen. Das erste Abonnementsconcert, unter Joachim's Direction, brachte nur Gutes und in sinniger Zusammenstellung. Der Glanzpunkt des Abends war Joachim's Vortrag eines Spohr'schen Violinconcerts; als Sängerin debütirte Frl. Agnes Büry und offenbar mit mehr Glück als auf der Bühne, wo der Mangel der dramatischen Wärme weit empfindlicher gefühlt wird als im Concertsaale. In dieser Beziehung sind wir verwöhnt. In Mad. Rottes besitzen wir eine Sängerin mit wirklich genialem Anfluge und einer Stimme von seltener Fülle des Wohllauts und künstlerischer Bildung. In voller Anmuth neben dieser wirkt die Coloratursängerin Frl. Geisthardt, von den Söhnen des Mars gefeiert, ohne gerade sehr schön zu sein: das beste Zeichen für ihre innere Tüchtigkeit. Von dem Sängerpersonal florirt besonders Tanhäuser-Niemann, unser jugendlicher Heldentenor, dem man bei reicher Begabung nichts weiter wünschen möchte als etwas mehr Politur und etwas weniger Selbstbewußtsein. Mit ihm um die schwankende Volksgunst concurrirt Hr. Rudolph, ein Neuling auf der Bühne, aber von tiefem Fonds und bei jeder neuen Rolle Fortschritte offenbarend. Als Zugoper bewähren sich außer den Meyerbeer'schen der „Feensee" und der „Tanhäuser", von denen namentlich das „bahnbrechende" Werk Richard Wagner's gern als Hof- und Galaoper benutzt wird. Ueberhaupt zeigt sich die Gunst und der Besuch des Theaterpublicums mit fast entschiedener Ausschließlichkeit der Oper zugewandt. Ich weiß nicht, ob dieses Resultat von der bekannten Theilnahme unsers Königs (als Componist sowie als hoher Protector der Tonkunst) an allen musikalischen Bestrebungen ausgeht, oder ob es sich unter dem Einflusse der künstlerischen Gesammtrichtung unserer Zeit gebildet hat. Das Letztere anzunehmen scheint mir das Richtigste. Die Thatsache selbst läßt sich ein für allemal nicht hinwegleugnen, man könnte nöthigenfalls mit den Einnahmelisten der Theaterkasse den Beweis dafür antreten. Die schlechteste Oper füllt mindestens gewisse Ränge; bei der Goethe'schen „Iphigenie" bilden die Primaner der Hohen Schule den Hauptbestandtheil der Zuschauer. Kassenstücke im recitirenden Drama gibt es kaum, wenn man nicht die Räder'schen Possen so nennen will, auf Beifall dürfen höchstens die komischen Intermezzos im „Sommernachtstraum" und die Raupach'sche Lustspieltrilogie, auf einigermaßen anständigen Besuch nur diejenigen Novitäten rechnen, deren Personenverzeichniß Namen aufzählt, welche Zugkraft üben. Unter diesen voran steht der des Frl. Baumeister, die in der That geistvolle Auffassung, liebenswürdiges Aeußere und Munterkeit genug besitzt, um aus jeder Rolle etwas zu machen. Ihr größtes Verdienst und was sie für uns unschätzbar macht, ist aber das: der Liebling des Publicums zu sein. Das Gleiche gilt von Hrn. von Lehmann, dem vortrefflichen Komiker, der seine überaus große Popularität freilich dem Umstande verdankt, welcher seiner kunstgerechten Bedeutung ein wenig schadet: der Neigung, das Komische so äußerlich und handgreiflich darzustellen als eben möglich. Größer als Beide und nicht minder beliebt ist Karl Devrient, nicht der bekannteste, unbestreitbar aber der genialste von allen gegenwärtigen Trägern dieses berühmten Namens. Die Gründlichkeit seiner, das Classische und Moderne gleichmäßig umfassenden

Bildung, die hohe Würde seiner Darstellung und die ihm angeborene Meisterschaft des Spiels machen Karl Devrient zu dem bedeutsamsten Studienkopfe für den echten Kunstliebhaber. Nicht ganz der gleichen Anerkennung erfreut sich Hr. Kaiser, dessen tiefdurchdachte Charakteristik denn auch nicht von Allen gewürdigt werden kann, obwol auch er eine große Menge der tonangebenden Stimmen für sich hat und wol als der vierte unter jenen „anziehenden" Namen aufgeführt werden darf. Bei dieser exclusiven Haltung des Publicums ist es in der That nicht das geringste Verdienst unserer Intendanz, daß sie sich durch keine Erfahrung abschrecken läßt, mehr nach den Anforderungen der Kunst als dem Geschmacke des Publicums diesem sowol neue Darsteller als neue Stücke vorzuführen. Von jenen ist an erster Stelle Hr. Friedrich Devrient zu erwähnen, der junge Künstler, in dessen Erscheinung sich das wahrhaft Ritterliche seines Vaters, unsers Karl Devrient, mit der Schönheit, Milde und hohen Anmuth seiner Mutter, der Schröder-Devrient, auf das Gewinnendste vereint. In Frankfurt, in Wien, in Hamburg entzückte er das Publicum — der wahre Heißsporn aus dem vierten Heinrich, ward er von den Recensenten gefürchtet und von den Frauen geliebt. Hier ist von alle Dem keine Spur — er läßt kalt, die hannoversche Luft, in der er doch athmen lernte, scheint ihm nicht wohlzuthun. Er scheint theilnahmlos, oft sogar muthlos. Die Hannoveraner sind recht die Leute dazu, solche Stimmungen zu nähren und drückend zu machen; unser junger Devrient aber — wahrlich, er macht seinem Namen keine Unehre! — sollte sich dieser farblosen Empfindung des Misbehagens entraffen und durch die liebevolle Entfaltung seiner reichen Begabung sich selber zufriedenstellen. Denn die eigene Befriedigung macht den Beifall des Haufens entbehrlich — und gewöhnlich tritt er dann hinzu, wenn man seiner nicht mehr bedarf! — Ueber eine gleichfalls neu engagirte Dame, Frl. Puls, können wir uns kürzer fassen. Wenn es ihr nicht zu sehr an Dem gebräche, was ihr Name ausdrückt: an dem warmen Puls der Empfindung, so würde ihr Fleiß und Eifer, ihre brillante Erscheinung und einnehmende Anspruchslosigkeit wol gerühmt werden dürfen. Auf einer ungleich höhern Entwickelungsstufe steht schon Frau Otto-Wernthal, welche eben, als Mitglied des kölner Stadttheaters, an unserer Bühne auf Engagement gastirt. Im Fache jugendlicher Heldinnen haben wir kaum eine Bessere gesehen. Namentlich sind wir in Hannover seit dem Abgange des Frl. Damböck nicht sehr verwöhnt worden: denn Frl. Arbester ist eine Dame, die sehr viel Streben, sehr viel guten Willen, aber sehr wenig Talent besitzt. Frau Otto-Wernthal dagegen hat Alles, was Jener fehlt: Metall in der Stimme, Begeisterung im Vortrag, Anmuth im Spiel, sie hat die Weiblichkeit in sich zu künstlerischer Vollendung gesteigert und wird dabei durch die höchste Eleganz des Aeußern trefflich unterstützt. So gelang es ihr sogar, das kühle Publicum unsers Hoftheaters zu einer Wärme und Theilnahme hinzureißen, die sich mehrfach in den lautesten Beifallsbezeigungen, in Hervorruf und Empfang aussprach. Ihr Engagement wäre für unsere Hofbühne ein großer Gewinn sein.

Von den Novitäten unsers Schauspielrepertoire gefielen Bauernfeld's „Zugvögel", weil Hr. von Lehmann, Prechtler's „Cäcilie", Leon Gozlan's „Wie man Königin wird", weil Frl. Baumeister, und Rodenberg's „Margret", obgleich weder Hr. von Lehmann noch Frl. Baumeister darin mit-

wirkten. Wenn die Anziehungskraft des dramatischen Gedichts für den Autor gerade darin liegt, daß ihm hier ein Weg geboten ist, auf das Publicum unmittelbar zu wirken, so muß ihm doch andererseits der Gedanke sehr peinlich sein, das Schicksal derselben so ganz auf das Verständniß, das Geschick und den guten Willen einzelner Persönlichkeiten gestellt zu sehen. Und wie selten wird der wirkliche Bühnenroutinier warm! Er wird es nur, wenn ihm die Rolle „liegt" — der Schauspieler ist der größte Egoist, er fügt sich nicht der Intention des Dichters, er will, daß der Dichter sich der seinen fügen solle. Den Schauspielfabrikanten mag das gelegen sein; aber die Dichtung, welche aus der Fülle des Herzens und der begeisterten Liebe geboren ist, scheitert gemeiniglich an der Verdrossenheit der Einen oder der handwerksmäßigen Plumpheit der Andern. Der Geist unsers Jahrhunderts greift auch hier in die höchste Sphäre der Kunst störend hinüber: die Maschinen, welche hinter den Coulissen arbeiten, sind schon fast ebenso wichtig geworden als die Personen, die vor denselben agiren. Darum darf man sich in der Regel von einem wirklichen Kunstwerk immer weniger Erfolg versprechen als von jenen gemachten Stücken, die stets ihr Publicum und — was ebenso wichtig ist — auch stets ihre Schauspieler finden.

So stellt sich das Verhältniß dem unbefangenen Beobachter dar; die Oper hat das Schauspiel bei weitem überflügelt. In der Nachbarstadt Braunschweig hat man sogar das Schauspiel für ganz überflüssig gehalten und vor der Hand abgeschafft. Freilich wird und darf es nicht überall soweit kommen; es gibt gewiß noch Städte genug, wo der erste Rang es nicht unter seiner Würde hält, auch eine Tragödie zu besuchen, wo die Recensenten ein Schiller'sches Stück nicht langweilig finden und die Intendanzen es darum wagen dürfen, auch auf das Schauspiel einige Sorgfalt zu verwenden. Die Gegenwart, in der Summe ihrer Bestrebungen dem Materiellen zugewandt, hat im Allgemeinen die hingebende Liebe für die Kunst verloren; während sie ihr Haupt nach dem Klange einschmeichelnder Melodien gern und selbstvergessen wiegt, macht sie der Ernst des gesprochenen Worts nachdenklich, verdrießlich und verstimmt. Das Anathema der Langweiligkeit wird auf Alles geschleudert, was dem souveränen Publicum nicht ansteht, auf Gutes und Schlechtes, auf Altes und Neues, ohne Kritik; und mit der classischen Tragödie wird demnächst auch der Aristotelische Grundsatz antiquirt sein, „daß das Drama den Sinn läutern, versöhnen und freimachen soll". Videant Consules, ne quid detrimenti capiat respublica!

Aus Stuttgart.

December 1855.

FG. Unsere Kammerwahlen, die am 11. und 12. December im ganzen Lande vorgenommen wurden, sind zu Ende, über ihren Ausfall jedoch streiten sich noch die Parteien: von den 69 Gewählten zählen die Conservativen 36 zu ihrer Seite, 16—17 überlassen sie ihren Gegnern, und von den übrigen wissen sie nicht, in welche Kategorie sie dieselben einreihen sollen. Die liberalen Blätter rechnen mit denselben Zahlen, nur geben sie ihnen andere Farben: 36 der Neugewählten werden nach ihnen gegen das Entschädigungsgesetz, 16—17 dafür stimmen, die übrigen haben auch in ihren Augen

keine bestimmte Farbe. Wenn der unparteiische Beobachter auch die Menschen und Dinge hierzulande nicht näher kennen würde, so ließe sich schon aus der oben angegebenen Rechnungsweise das ziemlich sichere Facit ziehen, daß weder die sogenannten Conservativen noch die sogenannten Liberalen gewonnen haben. In der That wird die neue Kammer in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung in einzelnen Fragen bald mehr auf Seite der Regierung, bald mehr auf Seite der Opposition sich neigen, je nachdem. Voraussichtlicherweise wird die Entschädigungsfrage auf dem Wege der Vermittelung erledigt werden, wozu die Regierung bereitwillig die Hand bietet. Auch erfährt man, daß in den letzten Tagen der reclamirende Adel sich hier in Stuttgart versammelt und sich zu namhaften Zugeständnissen bequemt haben soll. Sind die Wahlen auch nicht entschieden regierungsfeindlich ausgefallen, so waren sie doch ein nicht zu verachtender Wink für die Regierung über die Stimmung des Volkes. Hätte dasselbe dabei freie Hand gehabt, so würde das Wahlresultat ein ganz anderes sein. Allein noch unmittelbar vor Thorschluß bemächtigte sich der Regierungseinfluß namentlich der Local- und Bezirksblätter, die ihre Existenz hauptsächlich von amtlichen Anzeigen fristen. — Die Wahlbetheiligung war überall sehr groß, der Wahlkampf in einigen Bezirken äußerst hartnäckig, und da und dort hat der Sieger seine Erwählung nur einer oder einigen Stimmen zu verdanken. Am glänzendsten ist die Wahl des vormärzlichen Ministers von Schlayer, der in Ludwigsburg einhellig, in Tübingen mit einer an Einhelligkeit grenzenden Mehrheit gewählt wurde. Er hat die Wahl seiner Vaterstadt Tübingen angenommen, und Ludwigsburg hat sonach noch den 70. Abgeordneten zu wählen. Von Schlayer zählt bekanntlich zu den Liberalen. Außer ihm sind die bekanntern Liberalen Römer, Rödinger, Duvernoy, M. Mohl mit großer Mehrheit gewählt worden. In Stuttgart hatten die Conservativen keinen Candidaten aufgestellt; derjenige der vereinigten Liberalen und Demokraten, Kaufmann Arthur Conradi, ging daher gleichfalls mit großer Mehrheit aus der Wahlurne hervor. Dagegen hat die äußerste Linke empfindliche Verluste erlitten: A. Seeger, Tafel, Dr. Stockmaier, Becher, Süskind, L. Seeger wurden nicht wieder gewählt. Dafür wurde sie durch die Wahl des Redacteurs des radicalen „Beobachter", Dr. Schnitzer, einigermaßen entschädigt. — Da bei den ritterschaftlichen Wahlen, welche erst noch stattfinden werden, ein Wechsel in den bisher vertretenen Ansichten, ja sogar ein einflußreicher Personenwechsel nicht zu erwarten steht und da die Vertreter der Geistlichkeit und Universität — das bereits gewählte Mitglied des Domcapitels abgerechnet — einer Wahl nicht unterliegen, so sind es die 70 Volksvertreter, welche der Kammer ihre Physiognomie geben. Dieselbe wird erst nach Neujahr einberufen werden; bis dahin wollen wir die Politik denn also ruhen lassen.

Wenn uns inzwischen nur die Kunst dafür entschädigte. Allein über unserm Theater waltet seit einiger Zeit ein totaler Unstern. Frau Marlow, unsere erste Sängerin, ist leider schon seit Wochen krank; Frl. Zerr, die hier gastirte, hat infolge einer ziemlich scharfen Kritik ihres Spiels im „Schwäbischen Merkur" französischen Abschied genommen, und auch die königl. preuß. Hofsängerin, Frl. Marx, die auf einige Gastrollen aus Darmstadt hierher gekommen ist, hat blos die Aufführung des „Nordstern" ermöglicht, war aber wegen eingetretener anhaltender Heiserkeit nicht im Stande, hier

hiesiges Gastspiel zu Ende zu führen und kehrte wieder nach Darmstadt zurück. Man hofft indeß, die renommirte Künstlerin, die im „Nordstern" bei übervollem Hause vielfachen Applaus erntete, nach Neujahr wieder hier zu sehen.

Aus Chemnitz.

Januar 1856.

Pl. Der erste kurze Bericht, den Ihr Correspondent Ihnen von hieraus einsandte, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Nicht von weitem konnte Ihrem Berichterstatter beikommen, daß die wenigen Worte der Wahrheit, die er in der Augustcorrespondenz des vorigen Jahres niederschrieb, anders als beiläufig beachtet werden würden. Statt dessen erhob sich ein Sturm des Unwillens gegen den Verfasser, den man unter den wenigen hiesigen literarischen Persönlichkeiten bald genug herausmuthmaßte, und der auch keine Ursache hatte, sich zu verleugnen. Es ergoß sich eine Flut von Schmähungen, von Tageblattsinseraten; zuletzt erschien noch eine Gegencorrespondenz in der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung". Da wurden weder Uebertreibungen noch Entstellungen der Wahrheit verschmäht, da verdächtigte man Ihren Correspondenten, die hiesigen Abonnementsconcerte angegriffen zu haben, während er dieselben ganz im Gegentheil um ihrer guten Programme willen und nach den Urtheilen Sachverständiger als rühmliche Bestrebungen genannt hatte. Da griff man kleinlich genug den Vergleich „sächsisches Liverpool" an. Freilich hat jeder Vergleich etwas Misliches — und am mislichsten bleibt wol eine Parallele zwischen Chemnitz und einer englischen Welthandelsstadt, in der wenigstens dies nicht vorkommen könnte, daß man in einem Organ „für Kunst und Wissenschaft" ausführliche Beleuchtung der „Geschäfte" verlangte!

Einiger Unterlassungssünden indeß hat Ihr Correspondent sich allerdings anzuklagen. So hat er seiner Zeit der hiesigen Gewerbschule nicht gedacht. Doch geschah dies lediglich im guten Glauben, die praktische Bedeutung dieses Instituts und die Verdienste vieler seiner Lehrer als tüchtiger Fachmänner seien bekannt genug. Aber auch die Erwähnung des wohleingerichteten und blühenden Instituts würde unserer Behauptung, daß auf Chemnitz in geistiger Beziehung eine Art Stickluft liegt, keinen Eintrag gethan haben, so wenig als die Thatsache, daß für wissenschaftliche und schönwissenschaftliche Werke hier kein Absatz ist, durch den Verkauf nothwendiger technischer Werke und etwaige rühmliche Ausnahmen widerlegt wird. Denn so wichtige Wissenschaften Mechanik und Chemie sein mögen, so hat sich doch das geistige Leben der Nation in ihnen vorläufig noch nicht concentrirt und wird es auch hoffentlich nicht thun. Auch ist es recht schön, wenn einmal Raumer's „Hohenstaufen" und einmal Shakspeare im Buchladen verkauft wurden, ein allgemeineres Interesse für Geschichte und Dichtung jedoch beweist auch das noch nicht. Daß es übrigens bei alledem in einer Stadt von 40,000 Einwohnern an einzelnen Gebildeten und gebildeten Familien nicht fehlt, versteht sich so sehr von selbst, daß ich es für eine Sottise gehalten haben würde, hätte ich diesen Umstand noch ausdrücklich versichern wollen.

Noch leichter wird die Verständigung über einen andern Gegenstand sein.

Der oben erwähnte Gegencorrespondent in der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung", der erst nach etwa zwei Monaten hervortrat, glaubte den vielangefochtenen Bericht des „Deutschen Museum" (der nämlich im August geschrieben war, wo die hiesige Theatersaison noch nicht begonnen hatte) unter Anderm auch dadurch zu widerlegen, „daß Chemnitz gegenwärtig ein für eine Mittelstadt sehr vorzügliches Theater besitze". Nun ergibt aber schon das Datum, daß wir seiner Zeit nur die ganz allgemeine Klage über die Erbärmlichkeit des Theaters in den letzten Wintern referirt haben. Denn Niemand kann bereitwilliger sein, die gegenwärtige Direction des hiesigen Actientheaters (Hr. W. Bensberg) als sehr strebsam, besonders im Schauspiel, für das sie auch einzelne tüchtige darstellende Kräfte besitzt, anzuerkennen als Ihr Correspondent. In kurzer Zeit wurden Goethe's „Faust", Schiller's „Fiesco" und „Räuber", Shakspeare's „Was ihr wollt" — von neuern Dramen Gutzkow's „Königsleutenant", Mosenthal's „Deborah", Dingelstedt's „Haus des Barneveldt", Prutz' „Moritz von Sachsen" vorgeführt, während Hebbel's „Judith", Ludwig's „Erbförster", Geibel's „Meister Andrea" und manches Andere noch folgen soll. Auch in der Oper entfaltet man lobenswerthe Rührigkeit, obgleich es sich bestätigt, daß eine wirklich gute Oper für ein Theater zweiten Ranges kaum möglich ist. Dagegen liegt es uns wieder ob, die Theilnahmlosigkeit und den Stumpfsinn des Publicums zu rügen, welches die Vorstellungen vom „Haus des Barneveldt", von Shakspeare's „Was ihr wollt" u. s. f. unbesucht ließ und es doch nicht gern hören will, daß es kein Interesse für die wahre dramatische Kunst besitzt. Leider hat die Theaterdirection, die, statt subventionirt zu werden, noch unter einer Last von Pacht und Abgaben seufzt, sich genöthigt gesehen, das hiesige Sommertheater gleichfalls mit zu übernehmen, was eine Verwilderung ihrer Schauspieler zur unausbleiblichen Folge haben wird.

Die hiesigen trefflichen Abonnementsconcerte (deren nur zu wenig sind) wie auch die sonst stattfindenden Concerte leiden natürlich unter diesem ländlich-sittlichen Drucke gleichfalls. Sängerinnen und andere Künstler, die mit Kunst statt mit Kunststücken vor dem hiesigen Publicum erscheinen, finden keinen Beifall, sie müßten denn einen respecterzwingenden Namen mitbringen; gute Werke wollen nur Wenige hören und genießen, ja selbst nur dulden lernen. Dagegen sind dilettantisch zusammengewürfelte Programme der besten Theilnahme sicher; Beethoven's Egmont-Ouvertüre muß es sich gefallen lassen, von Militärblechmusik abgespielt zu werden. Zu einem Concerte zur Feier des hundertjährigen Geburtstags W. A. Mozart's kann man nicht den nöthigen Saal erhalten.

Einige Lehrer der hiesigen Gewerbeschule halten seit dem Herbst populäre naturwissenschaftliche Vorträge, für die mit ziemlicher Mühe ein nicht allzu zahlreiches Auditorium zusammengebracht worden ist. — Der hier lebende Dichter der „Lilie vom See" und der „Magdala", Moritz Horn, hat in neuerer Zeit manches Erfreuliche geschaffen, besonders ein in ländlichen Kreisen spielendes Gedicht „Die drei Köhler von Burgk". Gegenwärtig ist er mit der poetischen Gestaltung eines größern historischen Vorwurfs — Columbus — beschäftigt.

Zum Schlusse noch ein Stück chronique scandaleuse, das wir wahrlich nicht erwähnen würden, wenn es nicht einen hübschen Beitrag zur Ge-

schichte des Zeitgeistes lieferte. Nachdem es früher schon verschiedene Vorspiele gegeben, wurde am ersten Weihnachtsfeiertage eine Versammlung von „Psychographen" aufgehoben. Das waren Pietisten männlichen und weiblichen Geschlechts, die mit Gott Briefe wechselten und denen Christus erscheinen und zwölf Apostel geboren (!?) werden sollten. Die Conventikel dieser allerneuesten Frommen schmeckten ein wenig stark nach den Stephanisten und königsberger Muckern berüchtigten Angedenkens. Bedauerlich bleibt es, daß an der ganzen unsaubern Geschichte auch wissenschaftlich Gebildete, unter Andern ein hiesiger Arzt und Andere betheiligt waren. Die sonderbaren Heiligen wurden bei ihrer polizeilichen Auseinandertreibung von einem kleinen versammelten Publicum mit ziemlichem Humor haranguirt und gemustert.

Notizen.

Zwei interessante und wichtige biographische Werke haben unlängst die Presse verlassen: nämlich „Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse von Dr. Heinrich Pröhle" (Berlin, Franz Duncker) und „Lenau's Leben. Größtentheils nach des Dichters eigenen Briefen", von dessen Schwager Anton X. Schurtz (Stuttgart, Cotta); auf beide Werke, denen ein zahlreicher und dankbarer Leserkreis gewiß ist, werden wir demnächst ausführlich zurückkommen. Andere interessante Neuigkeiten sind: eine neue Gesammtausgabe von „Gustav Schwab's Dichtungen" (Stuttgart, Cotta); eine zweite Auflage von des verstorbenen Feuerbach berühmter, im Buchhandel seit langem vergriffener und auch in die Hettner'sche Gesammtausgabe seiner Werke nicht mit aufgenommener Schrift „Der Vaticanische Apollo (ebendaselbst); „Dramen aus und nach dem Spanischen. Von Ludwig Braunfels" (2 Bde., Frankfurt, Sauerländer); „Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben von Gisbert Freiherrn von Vincke" (Hamm, Grote); „Gesammelte dramatische Werke von Theodor Apel" (erster Band; Leipzig, O. Wigand); „Professor Schleiden und der Mond. Von G. T. Fechner" (Leipzig, Gumprecht). Professor Biedermann in Weimar hat die von ihm früher in Leipzig gehaltenen Vorträge über Geschichte und Bildung der Frauen unter dem Titel „Frauenbrevier" (Leipzig, J. J. Weber) drucken lassen. Von der Meidinger'schen Romanbibliothek ist außer dem komischen Roman von H. Marggraff auch noch „Der Amerikamüde. Von Ferdinand Kürnberger" sowie der längst erwartete Roman von Mügge „Erich Randal" erschienen. Eine von derselben Verlagshandlung unternommene Sammlung von Weihnachtserzählungen, welche den gemeinsamen Titel „Unter dem Weihnachtsbaum" führen und von der jährlich ein Band erscheinen soll, ist mit einem „Seelengemälde aus dem schwäbischen Volksleben" von Hermann Kurtz: „Der Weihnachtsfund", eröffnet worden. Von Klaus Groth's „Quickborn" werden gleichzeitig drei verschiedene Ausgaben angekündigt, nämlich eine illustrirte Ausgabe des Originals, mit trefflichen Zeichnungen von Otto Speckter (Hamburg, Perthes-Besser und Mauke),

und zwei hochdeutsche Bearbeitungen, von denen die eine bei Scheube in Gotha, die andere bei Vieweg in Braunschweig erschienen ist. In Betreff der erstern verweisen wir auf die eigene Erklärung des Dichters, welche Nr. 51 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre brachte; eine Gegenerklärung des Hrn. Scheube findet sich am Schluß unserer heutigen Nummer. Bunsen's „Zeichen der Zeit" wurden soeben in dritter Auflage versendet: ein deutliches Zeichen von der tiefen und nachhaltigen Wirkung, welche das denkwürdige Werk hervorgebracht hat und die auch durch die eben erschienene Gegenschrift: „Wider Bunsen von Stahl" (Berlin, W. Hertz) schwerlich geschwächt werden wird. Endlich sei noch das seit längerm erwartete Werk von Otto Jahn „Mozart's Leben" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) erwähnt, von dem soeben, als würdigste Festgabe zu dem bevorstehenden Jubiläum, der erste Band erschienen ist; ein zweiter und letzter folgt noch.

Auf Befehl des Königs von Preußen wird auf dem Ehrenbreitstein, Koblenz gegenüber, ein kolossales Standbild Friedrich Wilhelm's III. errichtet. Mit der Ausführung ist ein junger rheinländischer Künstler, Hartung, beauftragt: derselbe, von dem die prächtige Gruppe des Rhein und der Mosel im koblenzer Schloßgarten herrührt. Auch das Monument auf dem Drachenfels bei Bonn, zur Erinnerung an die Kriege von 1813 errichtet, das schon seit geraumer Zeit in Verfall gerathen war, wird auf königliche Kosten in würdiger Form wiederhergestellt und erneuert werden.

Endlich ist die langerwartete Fortsetzung von Macaulay's berühmter „History of England" in zwei starken Bänden erschienen, welche die neun Jahre von 1689—98 umfassen. Die Geschichte dieser neun Jahre hat den Verfasser ebenfalls neun Jahre beschäftigt, sodaß an eine wirkliche Vollendung des Werks, nach seinem ursprünglichen Plan und Titel, gar nicht mehr zu denken ist; vielmehr wird man es schon als eine Gunst des Schicksals betrachten müssen, wenn es dem Verfasser nur gelingt, die Geschichte Wilhelm's III., seines eigentlichen Haupt- und Lieblingshelden, zu Ende zu führen. Uebrigens ist gleichzeitig mit der Originalausgabe und im Einverständniß mit deren Verleger auch ein Abdruck dieser Fortsetzung bei B. Tauchnitz in Leipzig erschienen; derselbe gehört zu der bekannten Tauchnitz'schen „Collection of British authors" und wurde genau an demselben Tage versendet, nämlich am 17. December, wo die londoner Ausgabe dem Publicum übergeben wurde.

Auf dem Hoftheater zu München hat die seit längerm beabsichtigte Vorstellung zum Besten des Platen-Denkmals kurz vor Weihnachten stattgefunden, aber leider mit sehr ungünstigem Erfolg. Es wurde Goethe's „Egmont" gegeben: doch weder der Zweck der Aufführung noch das classische Ansehen des Stücks, noch endlich die Anwesenheit des gesammten Hofes hatten die Theilnahme des Publicums erwecken können, das Haus war zum Erschrecken leer, die Aufführung selbst ungenügend, und so muß die treffliche Absicht der Unternehmer als gescheitert betrachtet werden. Ebendaselbst ist Otto Prechtler's „Cäcilie" über die Bühne gegangen, allein trotz der vortrefflichen Dar-

ſtellung ebenfalls ohne Glück. Daſſelbe Schickſal hat auch Hackländer's neues Luſtſpiel „Zur Ruhe ſetzen" auf dem Burgtheater zu Wien gehabt. Dagegen hat Wilhelmi's „Schöne Schweſter", die auf dem berliner Hoftheater durchfiel, unter dem veränderten Titel „Der letzte Charakter" auf dem dortigen Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater eine recht freundliche Aufnahme gefunden. Auf derſelben Bühne wird eine Bearbeitung von Balzac's „Mercadet" mit ziemlichem Glück gegeben, und auch das Königſtädtiſche Theater macht mit ſeinen franzöſiſchen Lorettenſtücken noch immer gute Geſchäfte, während es mit einem deutſchen „Charaktergemälde" von Juin: „Gut bürgerlich", nur eben dicht am Schiffbruch vorbeigeſchlüpft iſt.

Die polniſche Emigration hat einen ihrer namhafteſten und achtbarſten Vertreter verloren: in London ſtarb Graf Valerian Kraſinski, bekannt durch zahlreiche hiſtoriſche Schriften, unter denen beſonders ſeine „Geſchichte der Reformation in Polen" in großem Anſehen ſteht. Auch von Seiten des Charakters genoß er wegen der Unabhängigkeit und Feſtigkeit ſeiner Geſinnung einer allgemeinen und wohlverdienten Achtung, ſelbſt bei ſeinen Gegnern, wie denn namentlich die ruſſiſche Regierung ſich verſchiedentlich bemüht haben ſoll, den hochgebildeten und einflußreichen Mann für ihre Dienſte zu gewinnen. Auch von Preußen ſoll der Verſtorbene ähnliche Anträge erhalten haben, die jedoch ſämmtlich als unvereinbar mit ſeiner politiſchen Ueberzeugung von ihm abgelehnt wurden.

Unter dem Titel: „Bilder und Züge aus dem Leben des deutſchen Volkes. Eine Zeitſchrift für Culturgeſchichte. In Verbindung mit Mehrern herausgegeben von Dr. Johannes Müller, Conſervator der Alterthumsſammlung am Germaniſchen Muſeum, und Johannes Falke, erſtem Secretär am Germaniſchen Muſeum in Nürnberg", erſcheint im Verlag von Bauer & Raspe in Nürnberg ein neues journaliſtiſches Unternehmen, das wir ſowol um ſeiner wiſſenſchaftlichen wie namentlich auch um ſeiner patriotiſchen Zwecke willen der Beachtung unſerer Leſer beſtens empfehlen. Daſſelbe ſoll theils größere ſelbſtändige Bearbeitungen des culturgeſchichtlichen Materials liefern, theils Sammlungen von Stoffen für die Culturgeſchichte unſers Volkes, in Notizen, kleinern Skizzen, Abdruck und Auszügen gedruckter und ungedruckter Quellen ꝛc. Als Princip wird dabei feſtgehalten werden, daß die Zeitſchrift nicht der Special- oder Fachgeſchichte, ſondern der deutſchen Culturgeſchichte als ſolcher gewidmet iſt, und werden daher auch die Specialwiſſenſchaften, wie Kirchen-, Literar-, Handelsgeſchichte ꝛc. hier nur inſoweit herbeigezogen werden, als ſie zu dem unzertrennbaren organiſchen und lebendigen Ganzen des Volkslebens nothwendige Beſtandtheile enthalten. Die Zeitſchrift wird in monatlichen Heften zu je vier Druckbogen erſcheinen; der Preis iſt auf $5\frac{1}{3}$ Thlr. feſtgeſetzt.

Mit Beziehung auf die in Nr. 51 des „Deutschen Museum" vom vorigen Jahre veröffentlichte Erklärung des Hrn. Klaus Groth in Bonn ist uns nachstehende Gegenerklärung des Hrn. Hugo Scheube in Gotha zugegangen, die wir nicht verfehlen, ebenfalls zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. D. Red.

Gegenerklärung.

Hr. Klaus Groth in Bonn hat in öffentlichen Blättern gerügt, daß ich ein Urtheil desselben über einen Theil der in meinem Verlage erschienenen Uebersetzung des „Quickborn" aus einem an den Herrn Uebersetzer gerichteten Schreiben der Oeffentlichkeit übergeben habe, und glaubt hierin eine Indiscretion meinerseits oder gar von Seiten des Herrn Uebersetzers zu entdecken, welcher Letztere mir allerdings — und schwerlich wird hierin ein Unbefangener eine Indiscretion finden — eine lediglich seine Arbeit betreffende und durchaus nichts Persönliches enthaltende Stelle des Groth'schen Briefes mitgetheilt hat.

Das Urtheil eines Schriftstellers über eine literarische Arbeit gehört meines Erachtens demselben Felde an, auf welchem er selbst, wie alles geistige Eigenthum, sich bewegt, nämlich der Oeffentlichkeit und ist, wie jenes überhaupt, wesentlich Gemeingut. Eine Indiscretion auf geistigem Gebiet wäre daher ein Widerspruch in sich selbst, und dies ist eine so wahre Behauptung, daß ein Ausnahmefall kaum denkbar erscheint. Wie scherzhaft würde es sich ausnehmen, wenn ein Schriftsteller dem andern eine günstige Beurtheilung seines Werks „unter dem Siegel der Verschwiegenheit" mittheilte! Vollends absurd muß es erscheinen, wenn eine derartige Bedingung als stillschweigende Voraussetzung gefodert wird, wie dies in der bezeichneten „Erklärung" des Hrn. Groth der Fall ist.

Einer andern Rechtfertigung meines Verfahrens glaube ich nicht zu bedürfen, umsoweniger, als letzteres dem Hrn. Groth etwa einen in der Sache selbst begründeten Anlaß zu einer so imposanten Invective gegen meine vierzeilige Ankündigung gegeben hätte. Die Kritik hat vielmehr das durch mich publicirte Urtheil des Hrn. Groth fast durchgehends bestätigt und der Geschmack des Publicums ihm eine so erschöpfende Anerkennung bewiesen, daß bereits ein zweiter Abdruck der Uebertragung nöthig geworden ist. Auf meinen ausdrücklichen Wunsch hat der Herr Uebersetzer in der Vorrede seiner Uebertragung besonders auf die Lectüre des Originals als auf einen durch keine Uebertragung zu ersetzenden Genuß hingewiesen: es kann daher, wie überhaupt bei diesem an und für sich geringfügigen Unternehmen, von großen mercantilischen Absichten bei mir nicht die Rede sein, wie sie mir Hr. Groth zu unterlegen scheint, und denen er, aus welchen Gründen lasse ich dahingestellt, vorzubeugen bemüht ist.

Wenn Hr. Groth bei Gelegenheit seiner „Erklärung" den sechs weggelassenen Gedichten eine so ungeheuere „Wichtigkeit" beilegt, welche letztere wol mehr in der Person des Verfassers selbst gravitirt, so könnte ich dem verehrlichen Leser die Grundlosigkeit dieser Auffassung leicht durch Mittheilung irgendeines der fraglichen Gedichte darthun; doch kann mir natürlicherweise am wenigsten in den Sinn kommen, ein ungünstiges und in Rücksicht auf das ganze Buch gewiß sehr ungerechtes Vorurtheil gegen den „Quickborn" erwecken zu wollen.

Gotha, 2. Januar 1856. **Hugo Scheube.**

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Karl Gutzkow's
Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter **Gutzkow's** Leitung zu einer der **gediegensten, interessantesten** und **gelesensten Zeitschriften** Deutschlands entwickelt: sie ist ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Mit dem vierten Bande (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in **größerm Format** und **eleganterer Ausstattung.** In dieser seiner neuen Gestalt wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiß viele neue Freunde gewinnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt **vierteljährlich 20 Ngr.** Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern und Monatshefte, sowie die ersten drei Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (geheftet jeder Band 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten. Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dergl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Die Blätter für literarische Unterhaltung, von **Hermann Marggraff** herausgegeben, bestreben sich fortwährend, die geachtete Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutenden Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dergl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Leipzig, im Januar 1856.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **H. Schindler** in Berlin:

Sternberg's Erinnerungsblätter.

Zweiter Theil.

12. Eleg. geh. Preis 24 Sgr.

Die Memoiren des Verfassers berühren in diesem Theil u. A. den Baron von Meyendorff, A. W. von Schlegel, General von Manderstierna, List, Wach, Seydelmann, die Paalzow, Gräfin Hahn, Charlotte von Hagn, Fanny Lewald, Auerbach ꝛc.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 3.** 17. Januar 1856.

Inhalt: Gedichte des Mädchens. Von **Julius Groſſe.** 1—12. — Die neue franzöſiſche Kaiſergarde und die Zuaven. Von **Ernſt Naumann.** — Deutſche Hausmuſik. — Literatur und Kunſt. Populäre Medicin. (Rußdorf, „Die Frage der Lebensverlängerung"; Beſſer, „Die Benutzung der erſten Lebenstage des Säuglings"; „Die Aerzte in der Concurrenz und was da Noth thut"; Braun, „Herr Hofrath Dr. Spengler zu Ems und die deutſche Geſellſchaft für Hydrologie".) — Leoprechting, „Aus dem Lechrain". — Neue Dorfgeſchichten. — Correſpondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedichte des Mädchens.

Von

Julius Groſſe.

1.

Abends in der Spinnſtub'
Auf beſtreuten Dielen
Tanzten die Geſpielen
Und ſangen von der böſen
Und von der guten Fee,
Von Aſchenbrödel, dem armen Ding,
Und vom kleinen Däumerling
Und tanzten fort und ſangen; —
Ich bin hinausgegangen,
Mir war im tiefen Herzen
So ahnungsvoll und weh.

Draußen in dem Weißdorn
Hört' ich ein Vöglein ſingen
Mit rothgoldenen Schwingen:
„Du ſollſt nicht geh'n in Strümpfen,

Geh', ſuche deine Schuh',
Biſt auch ein Aſchenbrödel klein,
Wirſt auch mal einen Prinzen frei'n,
Wirſt weiße Myrten pflücken,
Brauchſt dich nicht tief zu bücken,
Er iſt ſchon auf dem Wege,
Drum gib dein Herz zur Ruh'."

Und ich ging zum Friedhof,
Sah die Sterne funkeln:
Bis ich fand im Dunkeln
Meiner ſeligen Mutter
Blumenumblühtes Grab.
Und ſie hat mich angeweht,
Gab mir Frieden im Gebet;
Von Himmelsſchlüſſeln ein Sträußlein
Nahm ich mit zum Häuslein —
Aber der gold'ne Vogel
Mir gar nichts, gar nichts gab.

2.

Sonne, liebe Sonne — ſcheineſt mir ſo ſchön,
Alle meine Wonne kann nun nie vergeh'n.

Weiß nicht, was ich habe, das ihm ſo gefällt,
Meine reichſte Habe iſt in ihm beſtellt.

Gar zu lieb ſein Dringen und ſo lieb ſein Wort,
Wie ein Glockenklingen tönt es fort und fort.

Gott, mit deinem Willen iſt es ſo geſcheh'n,
Daß ich muß im Stillen, muß in Thränen geh'n.

Thränen ſelig ſchweigen, rufen es ſelig laut,
Daß er nun mein eigen, daß ich ſeine Braut.

Gleich als müßt' ich wandern nun von Haus zu Haus,
Einem nach dem Andern ſchütten die Seele aus:

Wie vor dem Altare bin ich nun geweiht,
Für die langen Jahre, für die Ewigkeit.

Sonne, liebe Sonne, ſcheineſt mir ſo ſchön,
Alle meine Wonne kann nun nie vergeh'n.

3.

Als ich noch klein war und ſaß am Teich
Mit der Mutter unter den Dolden,
Hat ſie erzählt mir vom Himmelreich
Und von den Engeln, den klaren, holden.

Und drinnen im Stuhl am Fenstereck'
Großvater nickte, mein Brüderlein
Naschte Zucker und lachte fein
Und spielte hinter dem Ofen Versteck.
Ach meine Mutter, mein Brüderchen
Trugen bald schwarze Männer fort —
Und die Dolden sind längst verdorrt.

Als ich noch weinte und saß am Teich
Fragt' ich die stille Sonnenblume:
Sag', wo geht der Weg ins Himmelreich?
Fragt' es noch öfter die alte Muhme.
Die Muhme hob mich dann auf die Bank,
Sang mir ein Schlummerliedchen leis
Von Dornröschen und Schneewittchen weiß
Und von Heinzelmännchen manchen Schwank.
Ach meine alte liebe Muhme
Trägt nun Kinder von fremden Frau'n —
Und die Sonnenblumen sind umgehau'n.

Als ich zum letzten mal saß am Teich,
Da ist mir's plötzlich aufgegangen,
Wo der Weg geht ins Himmelreich:
Ich saß von seinem Arm umfangen!
Da hab' ich verstanden des Kindes Weh',
Da hab' ich empfunden das Ammenlied,
Wie ein Mädchen von Vater und Mutter schied
Und auf mich fiel's wie Blütenschnee.
Und meine Mutter, mein Brüderchen,
Lachten aus Wolken segnend zugleich —
Bei ihm fand ich das Himmelreich.

4.

Waldvögel sangen am Nachmittag,
Sie gingen den stillen Quellen nach,
Die Quellen kamen tief aus dem Berg,
Da saß auf den Wurzeln ein kurzer Zwerg,
Sein Käpplein, das war von rothem Pelz,
Sein Röcklein, das trug Gold und Schmelz.

Und er sprach: „Willkommen, ihr jungen Frau'n,
Ich hab' Langeweile an meinem Zaun.
Und setzt ihr euch zu mir ins grüne Gras,
Erzähl' ich von meiner Frau Mutter euch was.
Sie hat in der Hand einen Mispelzweig,
Damit macht sie alte Hexen reich
Und schlägt mich alle Tage und ist vernarrt,
Ich aber hab' viel schon zusammengescharrt:

Ich hab' einen Vogel, so schwer wie Blei,
Legt alle Tage ein goldenes Ei —
Ich hab' ein Bettlein von weichem Moos,
Das mach' ich alle hundert Jahre blos —
Ich hab' ein Ringlein von Gold so klar,
Das macht mich bei Mondschein unsichtbar —
Ich hab' ein Töpflein voll Mus und Schmeer,
So oft ich auch esse, es wird nie leer —
Ich hab' ein Augenglas grün und blau,
Das macht mich wie Salomo klug und schlau —
Im Berge tief dort steht mein Haus,
Und Schmetterlinge fliegen ein und aus —
Dran fließt ein Quell von kühlen Höh'n,
Der macht mich ewig jung und schön.

Und wenn ihr Feinen wollt mit mir geh'n,
Sollt ihr noch viel Schöneres seh'n —"
Und es lachte der Zwerg, es klang der Fels,
Und es wackelte seine Kappe aus rothem Pelz.

„Ach lass' uns gehen — lass' zu den Berg,
Du hast keine Seele, du armer Zwerg,
Behalte dein Glas und dein Mus und Moos,
Uns're Armuth ist nicht allzu groß:

Wir haben einen Liebsten, der ist gescheit,
Drum bleiben wir gerne so dumm wie heut'
Und wollen auch altern und sterben einmal,
Droben ist für uns ein Himmelssaal —"

Da schaut' er sie groß und stille an
Und hub an zu weinen, der kleine Mann:
„Ich armer unseliger häßlicher Zwerg —"
Und kroch hinein in den tiefen, tiefen Berg.

5.

Ich bin gegangen über den Markt,
An den Giebeln lag die Sonne
Und auf dem Platz lag Stroh.
Wie war ich doch so froh,
Daß mich die Leute grüßten
Und freundlich sah'n mich an!
Doch wenn die Leute wüßten,
Daß du mir es angethan,
Du meine Herzenswonne,
Sie grüßten mich nicht so.

Ich bin gegangen hinab zum Strom,
Die Weiber wuſchen eben
Und ſtanden im Waſſer ſeicht.
Wie waren meine Worte ſo flink und leicht,
Daß alle Weiber lachten
Und klatſchten in dem Kahn!
Doch wenn die Weiber dachten,
Daß du mir es angethan,
Du Herz, mein einzig Leben,
Sie ſchmähten auf mich vielleicht.

Ich bin gegangen zum Weinberg ſpät,
Die Staare flogen in Schwärmen
Und plapperten wälſch und platt.
Wie war ich ſo einſam dort, ſo matt,
Daß ich nannte deinen Namen
Und rief zum Wald hinein.
Doch weh' mir, die Staare kamen
Und ſchrie'n ihn hinterdrein —
Ach, nun geht an mein Härmen,
Bald weiß ihn die ganze Stadt!

6.

Kaiſerkronen, Königskerzen
Blühen draußen in dem Garten,
Doch viel ſchön're Blumenarten
Blüh'n allein in ſeinem Herzen.
Könnt' ich daraus flechten Kronen,
Säß' ich auf den ſchönſten Thronen,
Glühte mir der Kerzen Brand,
Wollt' ich Krone, Thron und Land
Königlich verſchmerzen.

Soll ich Blumen pflücken, Seide ſpinnen,
Sagen ſie, ich käm' zu ſpäte,
Wüßte nimmer was ich thäte,
Sagen's draußen, ſagen's drinnen,
Wiſſen nicht, wie ſie ſo häßlich,
Wie ſein Wort mir unvergeßlich
Strahlen ſpinnt von Stern zu Stern:
Erde — Menſchen — Welt, wie fern
Seid ihr meinen Sinnen!

Schlug im Wald mit ſüßen Klagen
Nachtigall im Abendſchweigen;
Wo ihr Neſt iſt in den Zweigen,
Niemand weiß es doch zu ſagen.

Fiel ein Tropfen im Windeswehen,
Sah ich doch keine Wolke ſtehen
Und weiß nicht, was um mich klingt,
Was zu Thränen mich bezwingt
In ſo ſchönen Sommertagen.

Wie ſie neidiſch flüſtern, läſtern
Von geheimen Stadtgeſchichten,
Von geheimen Liebespflichten,
Böſe Muhmen, böſe Schweſtern.
Und ich ſitze traumumfangen,
Weiß nicht, wie die Zeit vergangen,
Was iſt morgen, was iſt heut' —
Ach, ich ſuche nur zerſtreut
Ein verloren ſelig Geſtern.

7.

Großvater iſt böſe; er ſchläft nicht mehr
Und ſchleicht fortwährend im Garten umher,
Späht auf die Buben als Vogel Greif,
Und doch ſind die Aepfel noch lange nicht reif,
Und ſchimpft und murmelt und ſieht mich an,
Als hätt' ich ihm Gift in die Milch gethan.

Und die Muhme nun gar in Keller und Küch'
Treibt's mit Schimpfiren ganz fürchterlich,
Schmält auf die Katzen im Keller, weiß Gott,
Ich glaube, ſie trinkt dort heimlich zum Spott;
Dann wirft ſie die Thüren, verbrennt den Brei,
Mir wird ſelber ganz heiß dabei.

Am meiſten mich dauert die alte Magd,
Sie hat mir im Stillen ihr Leid geklagt;
Sagt mir, ſie müſſe horchen und ſpäh'n
Bei Tag, bei Nacht, eh' die Hähne kräh'n;
Sagt mir, ſie hätten ertappt einen Mann,
Und ich wär' am Ende noch ſchuld daran.

Und die Nachbarinnen erſt, die klugen Frau'n
Noch einmal ſoviel Kaffee und Warmbier brau'n
Und hecheln und ſchaben und wichſen den Zwirn
Und erzählen von dieſer und jener Dirn',
Wie die Minne genommen mit Schrecken ein End',
Und waſchen in Unſchuld die braven Händ'.

O Liebſter, mach' balde, die Noth iſt groß,
Das ganze Fegfeuer iſt über mich los!

Doch willſt du mich prüfen, wie feſt ich ſei —
Ich wandle ſtolz und trotzig vorbei
Wie ein Engel im Licht, wie im See ein Schwan;
Meine Liebe noch mehr überſtehen kann.

8.

Du biſt ſo kalt wie Weihnachtseis,
Du thuſt ſo vornehm ſtolz, Gott weiß,
Was ich dir hab' zu Leid gethan
Und was dich hat verdroſſen;
Sieh' meine heißen Thränen an,
Die ſind um dich gefloſſen.

Wie haſt du nicht mit mir geſchmält,
Wenn ich ein einzig mal gefehlt,
Wie war entwichen deine Ruh',
Wenn ich mit Andern gütig;
Heut' lachſt du allen Mädchen zu
Und läßt mich ſteh'n demüthig.

Thu' was du willſt, nur mir vergib,
Ich will dir Alles thun zu lieb,
Ich gebe mich ganz in deine Macht,
Magſt tödten mich oder küſſen —
Nur laß mich nicht mehr aus Verdacht
Noch länger ſchweigend büßen.

9.

Am alten grauen Stadtthor
Wackeln die Steine;
Epheulaub und Mooſe grün,
Goldlack und Gräſer blüh'n
Grad auf der Mitten —
Durchs alte liebe Stadtthor,
Lieb, wie ich's meine,
Kam er ſtolz geritten.

Am alten lieben Stadtthor
Standen die Lauben
Und ein ſchattig Gärtchen drum,
Dort war es kühl und ſtumm,
Dort ſtarb mein Frieden —
Durchs alte graue Stadtthor
Mit Treu und Glauben
Iſt er geſchieden.

Ums alte graue Stadtthor
Flogen die Schwalben;
Jetzt in der Octoberzeit
Fliegen ſie hoch und weit,
Blieben nur die Spatzen —
Am alten grauen Stadtthor
Nur deinethalben
Pfeifen ſie und ſchwatzen.

Durchs alte graue Stadtthor
Fahren die Bauern,
Traben Reiter mit Muſik;
Ihn bringt kein Lied zurück,
Kein Traumeswähnen —
Am alten grauen Stadtthor
Sitz' ich mit Trauern,
Sitz' ich in Thränen.

10.

In tiefer Nacht eine Mücke ſang
Leiſe vor meinem Ohr;
Das klang wie Todtenglockenklang
Und ſcheu fuhr ich empor.
Frühmorgens, als der Haushahn rief
Und ſingend die Lerche flog,
Da lag ich noch im Schlafe tief
Und ſchlief um Mittag noch.

Ich bin ein armes ſchwaches Ding,
Von jedem Laut geſcheucht;
Wie Alles kam und Alles ging,
Ach Gott, mich hat es gebeugt!
Und kommt der Frieden je zurück,
Dann bin ich müde zum Tod,
Und kommt die Sonne und kommt das Glück,
Dann ſchlaf' ich längſt bei Gott.

11.

Meine Blumen hab' ich begoſſen,
Sie hingen die Köpflein ſchwer;
Meine Augen ſind übergefloſſen,
Die ſind nun roth ſo ſehr.

Im Winkel ſteht der Wocken,
Die Spindel die iſt leer;
Ach Gott, mir bleichen die Locken
Mit jedem Tage mehr.

Mein Vöglein hab' ich gefüttert,
Das hüpfte hin und her;
Mein Herz das ist erschüttert,
Mein Herz, das hüpft nicht mehr.

12.

Es hat geregnet die ganze Nacht,
Noch glänzen die feuchten Ranken;
Ich habe sie weinend bang verwacht
In trüben Nachtgedanken.

Ein leises Glöcklein ferne klang
Durch mitternächt'ge Weite;
Ich glaube, sie gaben mit Gesang
Einem Mägdlein das Geleite.

Nun blühen die rothen Rosen auf
Und die schlanken Nachtviolen;
Lass' ich den Thränen auch den Lauf,
Singt's doch im Herzen verstohlen —

Und singt und jauchzt so wundersam,
Das Leid ist weggeschwommen,
Die Wolken fliehen, es flieht der Gram:
Er ist zurückgekommen!

Die neue französische Kaisergarde und die Zuaven.

Von

Ernst Naumann.

In dem Augenblick, wo die kaiserliche Garde ihren Triumpheinzug hält, werden vielleicht einige Notizen über den glänzendsten Bestandtheil dieses zu neuem Ruhm erweckten Corps nicht ungelegen kommen. Wenn man in brennender Augusthitze von den Gartenseiten an den Tuilerien vorübergeht, in deren Umgebung der mit Sträuchen und Blumen umzierte, täglich künstlich bewässerte Rasen in ewigfrischem Grün prangt, und sieht vor dem Eingange zwei Zuaven in ihren Turbanen und ihrem ganzen bunten Costüm mit sonnenverbrannten Gesichtern Wache stehen, so fühlt man sich durch das Orientalische dieser Erscheinung, die von der grünen Vegetation und dem glühenden Himmel noch mehr hervorgehoben wird, wie durch Zauber in weite Ferne versetzt; es ist als wandle man

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

durch die Gärten des Kaiserpalastes von Marokko. Aber diese wunderbaren Gestalten machen nicht nur Staffage, sondern auch Geschichte und sie sind es, die dem Krieg auf der Krim nicht nur Colorit, sondern oft auch Entscheidung gegeben haben. Algier, das letzte Vermächtniß der Bourbonen, ist die Wiege dieses Heldencorps — das Wort ist erlaubt —, das seine Epopöe vor Konstantine anfing, als Episoden die Smalah und Isly einreihte und vor der Hand auf den Höhen der Alma und den rauchenden Trümmern der Zinnen Sewastopols geschlossen hat.

Ein Beschluß vom 12. October 1830 und eine königliche Ordonnanz vom 21. März 1831 schufen zwei Bataillone von Eingeborenen, die den Namen Zuaven erhielten; also benannt wurden sie nach einem Kabylenstamme, der in den tiefsten Schluchten des Dschurdschura, östlich von Algier wohnt, ein stolzes unerschrockenes Geschlecht, das allen Mühen und Strapazen trotzt. Französische Offiziere und Unteroffiziere wurden mit der Einexercirung und dem Befehl beauftragt, Freiwillige, wie z. B. Karl Levaillant, heute General der fünften Division der Armee des Orients, oder Angeworbene, wie Mollière, der bei der Rückkehr von der Belagerung Roms als Oberst starb, wie der General Duvivier, der in den Junitagen fiel. Man sieht, der verschmähte Posten, kaum für Abenteurer gut, hat zu Ehren geführt. Sechs Monate nach der Bildung fand das Corps die erste Gelegenheit seinen Muth zu beweisen; es war am Engpaß von Muzaïa, südlich von Algier. Sie blieben darauf zu Medeah zwei Monate lang unaufhörlich vor dem Feind, wachend Tag und Nacht, Flinte und Grabscheit in der Hand und allen Gefahren und Entbehrungen ausgesetzt, die nur Leib und Seele abzuhärten vermögen. Im Anfang des Jahres 1841 mußten sie Medeah verlassen, aber auch selbst der Rückzug war ruhmvoll. Um diese Zeit erhielt ein junger talentvoller Offizier das Commando, es war der Capitän de Lamoricière; von jetzt an begegnet man lauter populären Namen, Namen, welche die französische Armee mit Stolz nennt.

„Die Belagerung von Konstantine", sagt der Artikel in der „Revue des deux mondes", der, vor sechs Monaten aus einer hohen Feder (der des Herzogs von Aumale) geflossen, in der politischen und literarischen Welt soviel Aufsehen machte, „ist eine der schönsten Blumen im Kriegskranze der Zuaven: sie fanden hier neben sich würdige Nebenbuhler, nicht nur in den Specialwaffen, die immer im Dienste des Vaterlandes nicht minder Muth als Wissen zeigen, sondern auch in den kriegsgeübten Regimentern, aus denen der General Damrémont seine Infanterie zusammengesetzt hatte. Wenn es in diesem edlen Wettkampf den Zuaven nicht möglich war, sich tapferer als ihre Nebenbuhler zu zeigen, so unterließen sie doch nichts, um den größten Antheil am Ruhme zu gewinnen; nie vielleicht zeigten sie sich mehr belebt vom Stolz und

Ehrgeiz des Corpsgeistes: ein Stolz, ohne Gefahr in einer Armee, in der es keine Privilegien gibt, ein Ehrgeiz, der nur nach Mühen und Gefahren geizt.“ Man sah sie bei dieser Belagerung während der Errichtung der Batterien, am hellen Tage und unter dem Feuer des Platzes Geschütze für 24-Pfünder auf den Gipfel von Mansurah schleppen, eine Arbeit, die den Artilleriepferden unmöglich gewesen war. Und sind es nicht noch immer dieselben, die sie vor Konstantine waren, sie die (nach englischen Berichten) die steilen Höhen der Alma „wie Katzen erkletterten“ und in dem Gesträuch von Inkerman „wie Panther hinsprangen“? Auf die Einnahme von Konstantine, 13. October 1837, folgte bald der Friede an der Tafna; auf die kriegerische Eroberung folgte die friedliche, wo wir die Zuaven mit dem Grabscheit bewaffnet mit dem Bau von Lagern, Dörfern und Straßen, mit Austrocknen von Morästen, Bewässern und Urbarmachen beschäftigt sehen. Aber mit Abd-el-Kader war an keinen Frieden zu denken, solange er frei war, und an allen neuen Kämpfen nahmen die Zuaven mit solcher Ausdauer, solchem Ungestüm theil, daß ihre Reihen bald gelichtet wurden. Ihr Stab ward erneuert; auf Lamoricière, der befördert worden war, waren unter Andern Cavaignac, Leflô, Saint-Arnaud gefolgt und allen diesen Namen diente das heroische Corps als Base des Ruhms. Von 1841—47 dauerte der Krieg unter Bugeaud's Oberbefehl auf allen Punkten fort, die Zuaven waren überall dabei, bei der Wegnahme der Smalah (1843), bei General Bedeau's glänzenden Angriffen auf die marokkanische Reiterei und endlich bei der Schlacht von Isly. Aus dieser Zeit stammt auch die Lieblingsfanfare der Zuaven, die unter dem Namen der Casquette berühmt geworden ist. Die Kerntruppen Abd-el-Kader's hatten einmal nachts das französische Lager überfallen und General Bugeaud hatte eben nur Zeit gehabt, nachlässig angekleidet und den Degen in der Hand aus dem Zelte zu stürzen und mit seinen Kriegsgenossen den Unfall zurückzuschlagen. Als die Ruhe zurückgekehrt war und die Beiwachtfeuer von neuem aufloderten, bemerkte der General, daß die Soldaten rings um ihn lachten und nach seinem Kopfe sahen. Sein Haupt trug nämlich Das, was der Franzose seit Béranger „das Diadem des Königs von Yvetot“ nennt, die Nachtmütze. Er muß da selbst mitlachen und läßt sich seine Soldatenmütze (casquette) geben, die schon lange durch ihre seltsame Form den Soldaten Stoff zu Gelächter und Witzeleien gegeben hatte. Als den andern Morgen die Trompeten zum Marsch bliesen, accompagnirte sie das Bataillon der Zuaven, indem es im Chor sang:

As-tu vu
La casquette,
La casquette,

As-tu vu
La casquette
Du pèr' Bugeaud.

Noch eine Anekdote aus jener Epoche. Nach sechs Monaten Marsch und Gefechten zog das erste Bataillon der Zuaven, mit glorreichen zerfetzten Lumpen bedeckt, im Monat April 1846 wieder in Blidah ein. Kurz vorher war eben der Großfürst Konstantin, Sohn des Zaren Nikolaus, in Algier gelandet; er wünschte diese Schar zu sehen, deren Ruf schon bis nach Petersburg gedrungen war. Tags darauf ward sein Wunsch erfüllt; auf lachender Wiese stellten sich die Zuaven vor ihm in Schlachtordnung auf, mit so ruhig stolzer Miene, daß man es nicht glauben konnte, diese Männer hätten seit sechs Monaten kein anderes Bett als den Erdboden und kein anderes Dach als den Himmel gehabt. Der Großfürst war von Bewunderung ergriffen, er dachte damals nicht, wie er zehn Jahre später diese Truppen aus eigener Erfahrung würde schätzen lernen.

Um zehn Jahre jünger als die Zuaven und, was das Costüm betrifft, der gerade Gegensatz derselben, aber nicht minder furchtbar als sie, ist ein anderes Corps, das der chasseurs d'Orléans, auch tirailleurs de Vincennes genannt, heute kurzweg chasseurs à pieds, im Annuaire militaire als „leichte Infanterie" aufgeführt. Das Glänzende und Pittoreske der Zuavenuniform ist hier der strengsten Einfachheit gewichen, die dunkelblaue Farbe hat etwas Männliches und Bescheidenes zugleich, das von dem Charakter der Truppen nicht verleugnet wird, das Ganze aber ist auf die größte Beweglichkeit und Flinkheit berechnet, von der Uniformirung an bis zur Organisirung in Bataillonen statt Regimentern. Schon Napoleon, der die Schnelle seines Adlerblicks auch den Bewegungen seiner Truppen zu geben suchte, hatte eine ähnliche Schöpfung im Sinne; dem Herzog von Orléans war es vorbehalten, sie ins Leben zu rufen und ihr auch eine zeitlang seinen Namen aufzudrücken; der Marschall Soult und die Generale Rostolan und d'Houdetot unterstützten ihn bei der Organisirung, wobei die Erfindung der Minié-Carabine, die über 1000 Meter trägt, allerdings äußerst gelegen kam. Welcher Feind auch ihnen je gegenüber stand, er lernte diese Schützen fürchten, deren Manöver man gesehen haben muß, um das Unmögliche für möglich zu halten. Todleben's Fortificationen hatten einen größern Feind in ihnen als in den Bomben: denn diese zerstörten nur Ersetzbares, jene aber decimirten die russische Artillerie.

Dieser Triumpheinzug so tüchtiger Truppen gibt mir aber noch zu ernstern Ideen Anlaß, die beim Beginn des neuen Jahres nicht ohne Gewicht sein dürften. Man weiß, daß die Garde, deren erste Bildung durch das Decret vom 1. Mai 1854 nur provisorisch war, jetzt voll-

ſtändig organiſirt wird, dergeſtalt, daß ſie aus zwei Diviſionen Infanterie, einer Diviſion Cavalerie, zwei Regimentern Artillerie, zwei Compagnien Génie und einer Escadron Train beſtehen wird: gewiß eine reſpectable Macht, die dem Reſte der Armee Nachdruck gibt. Die Armee überhaupt aber hat in dem Geſetz vom 26. April 1855 eine neue Quelle von Kraft erhalten, die der Schöpfung von Prätorianern nicht unähnlich ſieht. Früher war es den Militärpflichtigen freigeſtellt, einen Erſatzmann, gleichviel wo zu kaufen. Gewöhnlich wandte man ſich an die ſogenannten Menſchenhändler (marchands d'hommes), ein höchſt unwürdiges Gewerbe und ein wahrer Schandfleck der Civiliſation, oder an die betreffenden Aſſecuranzcompagnien; die Regierung bekümmerte ſich nicht darum, zufrieden, wenn der Conſcriptionsliſte genügt ward. Jetzt aber übernimmt ſie es gegen Erlegung von 2800 Francs ſelbſt, den Erſatzmann zu ſtellen, den ſie in dem Heere ſelbſt ſucht. Statt demſelben jedoch das Geld baar in die Hände zu geben, was die vom Menſchenhändler Geworbenen gewöhnlich in acht Tagen vergeudeten, ſtellt ſie ihm eine Rente aus. Da nun ein Soldat im Laufe der Jahre ziemlich häufig dazu kommen kann, Erſatzmann zu werden, ſo iſt dies ein gutes Mittel für ihn, ſein Alter zu verſichern und die Regierung hat darauf mit Erfolg ſpeculirt. Denn ſeit den fünf Monaten, daß das Geſetz im Heere bekannt geworden iſt, beträgt die Zahl der wieder eingetretenen Soldaten 20,000, d. h. ſo viel, als gewöhnlich Erſatzmänner nöthig ſind, und das mitten im Krieg; es iſt daher anzunehmen, daß die Wiederanwerbungen im Heere ſelbſt ſtets den Bedürfniſſen genügen werden. Nach den Preiſen, die ſonſt der Menſchenhändler ſtellte, beträgt die Summe im Durchſchnitt etwa 15 Millionen Erſparniß für 20,000 Familien. Aber das iſt nur Nebenſache; die Hauptſache iſt, daß dieſe Maßregel nach und nach die ganze Armee modificirt, der ſie die alten Soldaten erhält, während ſie den Rücktritt einer großen Menge kriegsgeübter Brauſeköpfe in die Geſellſchaft hindert. „In Frankreich wie im Auslande", ſagt ein Provinzialblatt der «Ordnungspartei», „iſt der Soldat das große Werkzeug Gottes geweſen, um die Nationen zu retten, wenn die Bürger ſie ſelbſt aufgaben; wo der Geiſt der Anarchie zu triumphiren ſchien, da lief er auf ſeinen Poſten, er hat Ordnung und Frieden wieder erobert und ſelbſt oft durch ſeine Selbſtverleugnung die Freiheit gerettet. Und der Socialismus hat noch nicht ſein letztes Wort geſprochen und wird es niemals ſprechen; laßt ihn zufällig nur Einen Tag und an Einem Orte triumphiren, ſeine erſte Handlung, wie die Affaire der Marianne gezeigt hat, iſt die Armee aufzulöſen, die ſich ihm nicht ergeben würde. Iſt es nun nicht gefährlich, alle dieſe exercirten jungen Leute nach kurzer Zeit wieder heimkehren zu laſſen, iſt es nicht ein Gewinn für die Sache der Ordnung, des Rechts und des Vater-

landes, einen Kern von Soldaten um die Fahne festzuhalten, der die Schwankenden und Unentschlossenen dominirt?"

Man sieht, wo das Alles hinauswill. Aber wenn „die Gefahr im Innern" nur Frankreich kümmert, so hat diese Bildung einer Kriegskaste, die nichts gemein hat mit dem preußischen Kriegswesen, dessen demokratischer Charakter sich bei alledem nicht ableugnen läßt, auch nach außen seine ernste Seite. Die badische Regierung hatte gute Kanoniere gebildet, 1849 hat es bewiesen. Jetzt wird die deutsche Neutralität von Vielen als ein Glück gepriesen. Es mag so sein; aber wenn die Friedensgerüchte, die eben im Umlauf sind, wieder einmal täuschen sollten, wird man im Stande sein, sich dies Glück auf die Dauer zu bewahren? Ja wird nicht am Ende Deutschland das Schlachtfeld werden und die Zeche zahlen müssen für Rußland?! Vorauswissen kann das Alles Niemand; aber wenigstens das Nachdenken darüber und zwar das recht ernste, ehrliche Nachdenken möchte sich verlohnen.

Deutsche Hausmusik.

(Hausmusik. Funfzig Lieder deutscher Dichter, in Musik gesetzt von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta.)

Unter vorstehendem Titel hat der berühmte Verfasser der „Naturgeschichte des deutschen Volks" funfzig von ihm componirte Lieder deutscher Dichter mit einer Einleitung herausgegeben, von der man hoffen muß, daß sie in der Geschichte der Musik einen Wendepunkt markiren werden. Wie er selbst bemerkt, hat er sich früher und fast auch in strengerer Zucht der Schule zum Tonsetzer ausgebildet als zum Schriftsteller; erst aus seinen musikalischen Studien sind seine culturgeschichtlichen hervorgewachsen. Hat ihn sein Geschick aber auch zunächst auf die Bahn des Schriftstellers gewiesen, so ist er der Musik doch keineswegs untreu geworden, er hat sein Talent der Composition in enger Verbindung mit seinen literarischen Bestrebungen geübt und damit Arbeiten auf musikalischem Felde hervorgebracht, die in Wesen und Bedeutung etwas höchst Beachtenswerthes haben.

Riehl stellte sich bei Composition dieser Lieder die Aufgabe: „die Dichter selbst musikalisch abzuconterfeien"; eine Musik zu schaffen, die aufs treueste den Geist und das Leben des Gedichts abspiegelt; Lieder zu singen, die — echt, schlicht und kräftig — eben Das in Tönen sind, was die Gedichte in Worten. Bei solcher Tendenz hat der Tonsetzer den Culturhistoriker weder verleugnen können noch wollen. Wie er die Dichter im Gewande ihrer Zeit anschaute, so kam ihm ein musikalischer Zug, der die Zeit charakterisirte, unbewußt auch in die Compo-

sition. Er hat derartige „Züge" frei behandelt und bei den historischen Anklängen im Stil den eigenen Stil nicht verleugnet; aber seine Compositionen sind infolge dieses Triebes und Willens doch eine Art von kleinem „Compendium der Literaturgeschichte" geworden, ein „musikalisches Brevier der neuern deutschen Lyrik".

Wenn ein Musiker in seiner Composition dem Gedicht sich anschmiegt und für die besondere Idee und Empfindung desselben die Töne schafft, wie der Poet die gebundene Rede geschaffen, so sollte man glauben, dürfte nichts Besonderes und Ungewöhnliches herauskommen, weil dies eben als die zunächstliegende, natürliche Aufgabe sich darstellt. Allein es gibt Zeiten, wo das Natürliche ungewöhnlich, weil das Unnatürliche Mode geworden ist. Wenn man lange genug das Natürliche producirt und in sich aufgenommen hat, dann können gewisse Producenten darauf verfallen, mittels des Unnatürlichen originell erscheinen und von dem Reiz der Neuheit profitiren zu wollen. Diesem Bestreben kann in dem Publicum, dem das Natürliche zu gemein geworden, ein auf solche Neuheit gerichtetes Verlangen entsprechen, und Beide, Geber und Empfänger miteinander können das Unnatürliche, das Gesuchte und Geschraubte zur Tagesordnung machen. Da ist es denn wirklich eine That und eine gute That noch dazu, auf seine Fahne wieder zu schreiben, was sich eigentlich von selber versteht. Das eben ist dann das rechte Neue und das Heilsame.

Unser Liedercomponist weist nach, was heutzutage von Vielen gewußt und beklagt ist: daß auf dem Gebiete der Musik das Streben, dem erschlafften Gaumen des Publicums durch gesuchte Neuheit und Uebertreibung zu gefallen, sich besonders breit macht. Es entstehen Liedercompositionen, die mit dem Text der Gedichte so wenig als möglich gemein haben und nur darauf gerichtet sind, für sich allein „brillanten Effect" zu machen. Man wählt mit einer gewissen Vorliebe geistlose Gedichte, eben um durch nichts gehindert zu sein, nur sich selber zu geben und geistlosen Ohren zu schmeicheln oder herabgestimmte Nerven zu stimuliren, indem Wahrheit und Schönheit mishandelt wird.

Gegen diese, einem ausgearteten Geschmack dienende Musik hat sich unter den Componisten selber schon eine Reaction erhoben; unter den jüngern Kräften namentlich haben Diejenigen, die am meisten versprechen, sich ein höheres und redlicheres Ziel gestellt. Riehl steht keineswegs allein. Aber er ist der Erste, der mit dem Modegeschmack und seinen Förderern ausdrücklich gebrochen und ihnen den Fehdehandschuh hingeworfen hat. Aus diesem Grunde muß seine „Hausmusik" unser besonderes Interesse auf sich ziehen.

Gegen Das, was Riehl gewollt hat, wird sich schwerlich etwas Haltbares einwenden lassen. Die Einheit von Text und Tonschöpfung ist

nicht nur die zunächstliegende Aufgabe, sie ist zugleich das höchste Ziel des Liedercomponisten. Allerdings kann es sein, daß der geniale Componist Das in der Tondichtung erreicht, was der Poet im Text nur angestrebt, und daß die Musik eines Liedes ohne Vergleich mehr Werth hat als die Verse. Allein wie höchst erfreulich solche Lieder sein mögen, sie sind doch nicht das höchste Denkbare und nicht das Befriedigendste. In der Ehe des Worts und des musikalischen Tons wird die unbedeutende, oberflächliche Hälfte immer etwas Störendes haben und kann unter Umständen am unrechten Ort eine komische Wirkung hervorbringen. Dem Componisten, der nicht mehr den bloßen Triumph seines Métier, sondern den Triumph des gemeinsamen Werks vor Augen hat, muß es daher selber lieb sein, zu dem genialen Gedicht die congeniale Melodie schaffen und damit auf die Besten, die zugleich fühlen und sehen, eine nach allen Seiten hin gesicherte, überschwängliche Wirkung hervorbringen zu können.

Hat es mit dieser Foderung seine Richtigkeit, dann versteht sich das culturgeschichtliche Gepräge gewisser Compositionen von selbst. Der Geist einer Zeit offenbart sich analog in den verschiedenen Künsten; wenn also ein Musiker ein Gedicht z. B. aus dem 17. Jahrhundert seinem Wesen nach abspiegeln will, so wird er es am reinsten in einer Composition vermögen, die dem Grundcharakter der Musik jener Zeit verwandt ist. Sein höchstes Ideal wird sein, eben diese Musik als Material zu einer neuen Tonschöpfung zu benutzen, worin sie durch die Kunst der Gegenwart verklärt erscheint.

Es ist heutzutage nicht nur für die Musik, es ist für jede Kunst Aufgabe geworden, im künstlerischen Bilde den Gegenstand nach Maßgabe seines eigenthümlichen Wesens zu verklären, also in Behandlung des Lebens früherer Zeiten den ihm eigenthümlichen historischen Charakter verklärt wiederzugeben. Diese Foderung ist schon geraume Zeit aufgestellt für die Dichtkunst, insbesondere für die dramatische sowie für die bildende Kunst. Sie entspricht der Culturstufe der Gegenwart und ihrem allgemeinen Beruf, Subject und Object in ihr wahrstes Verhältniß zu bringen, und will den Fortschritt, der von der überwiegenden Subjectivität aus, wie sie die letzte Kunstperiode charakterisirt, natürlich und nothwendig ist. Und eben dadurch, daß sie diesen Fortschritt machen, vermögen die Künstler zu geben, wonach man heutzutage so begierig ist: etwas wesentlich Neues! Das Unschöne und Unwahre, womit gewisse Producenten heutzutage originell erscheinen wollen, ist ewig veraltet; wer so unglücklich ist, von seinen gemeinen Reizen sich ködern und berauschen zu lassen, der wird bald zur Realität des Ekels erwachen. Neu ist aber nicht nur das Wahre und Schöne jederzeit — neu ist insbesondere die Verklärung des wirklichen Lebens in seiner vollen Eigen-

thümlichkeit, neu ist eine freie Erweckung früherer Kunstweisen zur Mitbildung eines Kunstwerks, aus dem das Leben zweier Zeiten widerstrahlt.

Wir reden hier, wie man sieht, nicht von einer bloßen Reproduction durch nachahmende Geister, die freilich nichts Neues wäre im erquickenden Sinne des Worts. Zu jener freien Erweckung auch früherer Kunstweisen gehört eben die größte schöpferische Kraft — ein Genius, der jene Weisen in ihrem eigenthümlichen Reiz aufzufassen und spielend in ein Kunstgebilde zu verweben fähig ist, das in seiner Verbindung des schöpferisch Gegebenen und Reproducirten durchaus originell wirkt. Ein musikalischer Genius dieser Art würde bei entsprechendem Sujet die historische Musik verwenden, wie frühere große Componisten das Volkslied verwendet und künstlerisch wiedergeboren haben. Mit Recht weist Riehl darauf hin, daß z. B. eine komische Oper, deren Sujet in der Rococozeit spielt, nicht reizender ausgeschmückt werden könnte, als wenn der Componist auch in seinen Tonformen überall den Humor des musikalischen Rococostils leise durchklingen ließe, die Sprache der Zeit redend, die er schildert und im Zopfstil den Zopfstil selber verspottend. Denselben Vortheil könnte sich der Dichter verschaffen, wenn er die Poesie der Rococozeit, ihre schönen und ihre komischen Seiten herauskehrend, in überlegenem Spiel wieder vorführte und, sie beleuchtend mit dem Lichte heutiger Erkenntniß, die Menschen jener Zeit eben aufs lebendigste und feinste charakterisirte. In gewisser Weise ist das Alles schon geschehen. Es muß aber immer besser, vollständiger und reiner geschehen.

Mit Bewußtsein zu produciren, mit Freiheit und Bewußtsein auch das frühere Schöne zu erwecken und in neuer Verbindung neu erglänzen zu lassen, das ist der Ruf an unsere Zeit! Das Bewußtsein kann die fehlende schöpferische Kraft nicht ersetzen, aber es kann die vorhandene durchleuchten und sie zu Kunstwerken befähigen, die mit gewaltigem Leben zugleich sonnenhelle Klarheit vereinigen. Diese Vereinigung in echtester Weise ist das höchste Ziel gegenwärtiger Kunst; und wenn die Künstler diesem Ziele entgegengehend produciren, werden sie eine Entwickelung verwirklichen, die man speciell als die Kunst des Geistes charakterisiren wird.

Es ist im Charakter unserer Zeit, daß Riehl seiner „Hausmusik" einen Geleitsbrief mitgegeben hat, worin er zeigt, daß er genau weiß, was er mit seinen Compositionen gewollt hat und will. Dieser Geleitsbrief ist reizend geschrieben, im besten Sinne des Worts pikant und von wohlthätiger Grobheit da, wo sie angewendet ist. Ueber die Compositionen selbst in der Weise zu urtheilen, wie ich es über die Grundsätze und Ideen des Componisten gethan, ist nicht meines Amtes. Was ich von den Liedern habe singen hören, ist nach meinem Gefühl echte, schlichte und dem Text entsprechende Musik, wie sie der Componist hat

schaffen wollen, und es ist anzunehmen, daß Riehl nur solche Compositionen in sein Buch aufgenommen hat, die jene Prädicate verdienen. Wenn aber die Verehrer eben jener sinnlich-wirkenden Musik, die unser Autor verurtheilt hat, seine „Hausmusik" nicht modern-pikant, einschmeichelnd und kurzweilig finden, dann thun sie nur, was er selbst vorhergesagt hat. Die „Hausmusik" ist für Diejenigen, die in der Sphäre des Liedes wieder schlichte und ehrliche Nahrung wollen; und insofern diese Nahrung eben auf das gegenwärtige Geschlecht heilsam wirken muß, kann man sich freuen, daß Riehl der Schriftsteller Riehl dem Componisten Wege gebahnt hat, die dem Letztern allein nicht offengestanden wären. Zur Hand nehmen wird man diese Compositionen überall, wo der Autor der „Naturgeschichte des deutschen Volks" geliebt und verehrt ist: und es wird dann ihre Sache sein, sich die Theilnahme der Hausmusik machenden Familien zu gewinnen und zu erhalten.

Literatur und Kunst.

Populäre Medicin.

Von Dr. E. von Rußdorf in Berlin, dessen Name sich in der populär-medicinischen Literatur bereits einen guten Klang erworben hat, ist unlängst ein neues Schriftchen verwandten Inhalts erschienen: „Die Frage der Lebensverlängerung. Drei Vorträge, gehalten vor dem berliner Publicum im Cäciliensaale der Singakademie" (Berlin, Schindler). Die Frage der Lebensverlängerung ist gewiß eine Frage der Zeit, ja aller Zeiten; denn wer hat sein Leben nicht lieb? und wer wünscht nicht, trotz des Bittern, das demselben zuweilen beigemischt ist, von diesem süßen Trank solange und mit soviel Behaglichkeit wie möglich zu schlürfen? Eine unendliche Menge von Thorheit und Aberglauben, vom grauesten Alterthum herauf bis in die neueste Zeit, erklärt sich aus diesem Triebe des Menschen, der süßen Gewohnheit des Daseins so spät wie möglich zu entsagen; die Töchter des Pelias, die den alternden Vater zerstückeln und zerkochen, um ihn zu verjüngen, der mittelalterliche Stein der Weisen, das Lebenselixir der Cagliostro und Saint-Germain ꝛc. bis hinunter zu dem Spuk, der heutzutage mit Magnetismus und Homöopathie und andern Quacksalbereien getrieben wird — es beruht Alles zuletzt doch nur in dieser Hartnäckigkeit, mit welcher der Mensch an dem Strohhalm Leben festhält und den er nicht aufgeben will, selbst wenn die Hand ihm zu erlahmen beginnt. Aber gerade je häufiger Thorheit und Aberglaube durch diese Pforte ihren Einzug halten, sogar auch bei Leuten, die in allen andern Stücken höchst gebildet zu sein glauben, um so dringender ist die Pflicht der Wissenschaft, auch hier ihre Fackel voranzutragen und dem Publicum zum Bewußtsein darüber zu verhelfen, daß es kein absolutes Mittel der Lebensverlängerung gibt, daß vielmehr Leben und Gesundheit ihre Grundlage nur in der gleichmäßigen Thätigkeit und dem ungestörten Wohlsein des gesammten Organismus haben, mit-

hin auch die Dauer des Lebens nicht durch einzelne wunderthätige Specimina, ſondern allein durch eine ſolche Lebensweiſe verlängert werden kann, welche dies Gleichgewicht des Organismus nach Möglichkeit aufrechterhält. In der That iſt die Wiſſenſchaft, auch in Deutſchland, frühzeitig darauf bedacht geweſen, dieſer Verpflichtung nachzukommen; Hufeland's „Makrobiotik, oder die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern", welche zuerſt 1796 ans Licht trat, iſt einer der früheſten Verſuche, die Reſultate der Wiſſenſchaft zu populariſiren, welche die deutſche Medicin aufzuweiſen hat. Und dabei iſt er, wie ſchon die ungemeine Verbreitung des Werks beweiſt, das in faſt alle lebende Sprachen, ſelbſt in das Hebräiſche überſetzt ward, auch einer der fruchtbarſten und erfolgreichſten Verſuche geweſen: ein Umſtand, den wir hier ausdrücklich hervorzuheben für nöthig halten, da Hr. von Rußdorf leider für gut befunden hat, faſt die Hälfte ſeines Büchleins zu einer Polemik gegen das Hufeland'ſche Werk zu verwenden, die uns, in dieſer Ausführlichkeit wenigſtens und mit dieſem Pathos vorgetragen, ebenſo unbegründet wie zwecklos erſcheint. Hr. von Rußdorf weiſt ſeinem berühmten Vorgänger eine ganze Menge von Uebertreibungen, Einſeitigkeiten und falſchen Auffaſſungen nach; wir wollen ihm zugeſtehen, daß er in manchen, ſogar den meiſten Punkten Recht hat — aber welch ein Verdienſt iſt das, von dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft aus die Schwächen eines Werks nachzuweiſen, das vor beiläufig zwei Menſchenaltern geſchrieben wurde und das weder vom Verfaſſer ſelbſt noch von irgendwem jemals für ein ſyſtematiſches Werk ausgegeben ward, ſondern deſſen Verdienſt eben darin beſteht, die damals herrſchenden wiſſenſchaftlichen Grundſätze auf das ſpecielle Thema angewendet und in einer Form vorgetragen zu haben, die für das Publicum jener Zeit nicht blos verſtändlich und lesbar, ſondern auch äſthetiſch wohlgefällig und erbaulich war? Aus den Bedingungen ſeiner Zeit und ihrer Anſichten vermag kein Menſch und kein menſchliches Werk herauszutreten; wir würden gegen die Kritik, welcher Hr. von Rußdorf die Hufeland'ſche „Makrobiotik" unterwirft, nichts einzuwenden haben, hätte er mit demſelben Eifer, mit welchem er von ſeinem heutigen vorgeſchrittenen Standpunkte aus die Schwächen des genannten Buchs abmißt, auch die Verdienſte abgemeſſen, die es ſich, verſteht ſich immer nach dem Maßſtabe ſeiner Zeit und der damaligen Verhältniſſe, erworben hat und die in der That ſo groß ſind, daß Hr. von Rußdorf und überhaupt jeder Arzt, der heutigentags für das große Publicum ſchreibt, ſich ſehr gratuliren kann, wenn dereinſt nach 60 Jahren in ſeinen Schriften ſoviel Brauchbares gefunden wird wie noch heute in den Hufeland'ſchen. Beſonders tadelnswerth erſcheint uns auch der Ton, in welchem dieſe Polemik gehalten iſt; es iſt ein Ton der Ueberhebung und der Gehäſſigkeit, in den ein junger Arzt (und das iſt Hr. von Rußdorf ja wol doch?) angeſichts des größern Publicums niemals verfallen ſollte, am wenigſten aber, wo er von einem Manne ſpricht wie Hufeland, der vielleicht kein Ideal tiefſter Wiſſenſchaftlichkeit war, wol aber dem Ideal humaner, echt menſchlicher Bildung ſo nahe ſtand und dies Ideal in ſeinem eigenen Leben und Denken ſo werkthätig bekräftigte, wie es überall nur Wenigen vergönnt geweſen iſt. Was Hr. von Rußdorf ſodann aus eigenen Mitteln dazu gibt, ſind zwei Abhandlungen über „die Lebensalter und ihre Krankheitsanlagen" und über „die Verhütung der un-

heilbaren Krankheiten". Beide sind klar und verständig geschrieben, besonders die erstere, wiewol es auch hier an Veranlassung zu begründetem Widerspruch nicht fehlt. So scheint er uns das Chabannes-Durou'sche Verfahren der Wasserheizung und Ventilation zur Heilung von Lungenkranken (S. 15 fg.) bei weitem zu überschätzen, sowol was seine Ausführbarkeit als was seine Wirkungen anbetrifft. Auch in der zweiten Abhandlung (S. 41 fg.) kommt er noch einmal auf denselben Gegenstand zurück und bringt dabei wörtlich folgenden Plan in Vorschlag: „Ich empfehle, daß eine ausreichende Zahl von provinziellen Gemeindeärzten hier in Berlin auf ihre genaue Kenntniß der Brustkrankheiten geprüft und dann officiell zur Untersuchung der Jugend angestellt werde. Vor jeder Einsegnung, Verheirathung und Aushebung zum Militär findet die gewissenhafte Forschung jedes jungen Individuums auf Lungentuberkeln statt; jede Gemeinde der Provinz hat auf eigene Kosten für ein Krankenhaus zu sorgen, in welchem eine Tuberkelstation eingerichtet ist. Eine solche besteht aus geräumigen Sälen, in welchen künstlich durch Ventilation und regelmäßige Heizung und durch gelinde Ozonisirung der Luft für ein beständiges, tropisches und gesundes Klima gesorgt ist." Nun in der That, wer mit seinen makrobiotischen Vorschlägen zu so kostspieligen Projecten greift, der sollte dem alten biedern Hufeland am wenigsten spöttische Vorwürfe darüber machen, daß seine Makrobiotik nur für Wohlhabende geschrieben sei!

Ein durchweg zu empfehlendes Buch dagegen ist: „Die Benutzung der ersten Lebenstage des Säuglings zu dessen Eingewöhnung in eine naturgemäße Lebensordnung. Von Dr. L. Besser, praktischem Arzt", wovon soeben bei Wigand in Göttingen die dritte Auflage erschienen ist. Sehr zweckmäßig ist namentlich die Enthaltsamkeit, mit welcher der Verfasser sich auf bloße allgemeine diätetische Fingerzeige beschränkt hat (die Diätetik hier im weitesten Sinne genommen), ohne auch nur ein einziges wirkliches Arzneimittel anzugeben. Bücher wie das vorliegende sollen den Laien aufklären, sollen im großen Publicum verständige Ansichten über Leben, Gesundheit, Krankheit ꝛc. bilden helfen, nicht aber der Halbbildung ein gefährliches Werkzeug in die Hand geben, womit sie nach Umständen selbst darauf loscurirt. Und gerade in diesem Punkte versieht es die Mehrzahl dieser Schriften, weshalb der Nutzen derselben denn auch im Allgemeinen so problematisch ist. Auch der Form nach kann das Büchlein als Muster dienen; es ist klar und einfach geschrieben und doch nicht ohne eine gewisse Wärme, die zu dem behandelten Gegenstande recht wohl paßt und durch die seine Lehren noch an Nachdruck gewinnen. Wir wünschen lebhaft, es in recht vielen Händen zu sehen; nicht nur die Gesundheit der heranwachsenden Generation — und wie viel ideelle Güter hängen von dieser leiblichen Vorbedingung ab! — wird dadurch gewinnen, sondern auch der Frieden und das Glück der Familien wird sich dadurch befestigen und Ruhe und häusliche Ordnung werden einkehren, wo jetzt grundlose Angst auf der einen und blinde Zuversicht auf der andern Seite die höchste Wonne des Menschen, wieder aufzuleben in seinen Kindern, verbittert.

Ein minder uneingeschränktes Lob vermögen wir einer zweiten gleichzeitig erschienenen Schrift desselben Verfassers zu ertheilen: „Die Aerzte in der Concurrenz und was da noththut" (Göttingen, ebendaselbst). Der

kritiſche, ſozuſagen negative Theil des Buchs, derjenige, in welchem der Verfaſſer die Nachtheile ſchildert, die aus der unter den Aerzten gegenwärtig herrſchenden Concurrenz hervorgehen, verdient alle Beachtung, wiewol die Farben auch hier theilweiſe wol etwas zu düſter gewählt ſind. Was dagegen die Vorſchläge anbetrifft, welche er zur Heilung des Uebelſtandes macht, ſo zweifeln wir, daß damit wirklich viel erreicht werden würde, ſelbſt wenn man ſich gemüßigt finden ſollte, ſie ins Werk zu ſetzen, was denn ſchon an ſich ſeine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben möchte. Dieſelben laufen nämlich in Kürze darauf hinaus, erſtens, daß der Staat eine gewiſſe Anzahl von Aerzten zum Zweck öffentlicher Hülfeleiſtung beſolden ſoll; zweitens aber ſollen alle übrigen, wie der Verfaſſer ſie nennt die „frei praktiſirenden" Aerzte, ſich zu einer Corporation vereinigen und zwar zwangsweiſe für jedes kleinere Land, jede Provinz, jeden Kreis, ſodaß (S. 92) „keinem eine Sonderſtellung erlaubt iſt, wie es keinen Tiſchlermeiſter außerhalb der Tiſchlerinnung ſtehend gibt". Dem älteſten Drittheil dieſer Corporation ſoll dann endlich drittens die Pflicht obliegen, die weitern corporativen Ordnungen und Intereſſen des Standes zu wahren, namentlich alſo auch die Frage zu entſcheiden, „wie viel Aerzte hier, wie viel dort das Begehren des Publicums nach ärztlicher Hülfe zu befriedigen im Stande ſind" und wo mithin ein neuer Arzt ſich niederlaſſen darf und wo nicht. Es bedarf wol keiner weitern Ausführung, wie unpraktiſch dieſer Vorſchlag iſt und zu welchen eigenthümlichen Conflicten dadurch Veranlaſſung gegeben werden würde; auch das „älteſte, ganz einfach weil erfahrenſte Drittel" einer derartigen ärztlichen Corporation iſt nicht unfehlbar und noch weniger würde es unempfindlich ſein gegen ſeinen eigenen Vortheil, der bei einer Frage wie die letzterwähnte denn doch mitunter ſehr dringend in Betracht kommen dürfte. Die Concurrenz der Aerzte iſt ein Uebel, ganz gewiß: aber nicht durch Bevormundung, mag dieſelbe nun vom Staat unmittelbar ausgehen oder von einer unter Aufſicht des Staats gegründeten ärztlichen Corporation, wird daſſelbe gehoben werden, ſondern allein durch die wachſende wiſſenſchaftliche und ſittliche Veredelung der einzelnen Mitglieder des ärztlichen Standes ſowie durch die zunehmende Bildung des Publicums im Allgemeinen.

Schließlich ſei hier noch eines Schriftchens gedacht, das allerdings einen ſehr ſchlagenden Beweis dafür liefert, welche Gefahren die Concurrenz mit ſich bringt, aber wohl gemerkt, nur immer für Individuen, die in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Hinſicht nicht ganz taktfeſt ſind. Das Schriftchen hat den Dr. J. Braun, Arzt zu Bad Oeynhauſen, zum Verfaſſer, denſelben, der auch den von der Redaction der „Novellenzeitung" kürzlich ausgeſchriebenen Preis für die beſte Arbeit über die Medicin der Gegenwart gewonnen hat und betitelt ſich: „Herr Hofrath Dr. Spengler zu Ems und die deutſche Geſellſchaft für Hydrologie. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des heutigen Tages" (Minden, Selbſtverlag des Verfaſſers). Es iſt ein Beitrag zur Geſchichte der ärztlichen und ſchriftſtelleriſchen Charlatanerie, der hier umſoweniger übergangen werden durfte, als auch das „Deutſche Muſeum" ſelbſt in einem ſeiner frühern Jahrgänge ein Opfer der Spengler'ſchen Induſtrie geworden iſt. Hr. Braun weiſt durch unwiderlegbare Documente, nämlich durch Abdruck der geplünderten Originale nach, daß die ſchriftſtelleriſchen Verdienſte des Hrn. Spengler lediglich im

Abschreiben bestehen; auch der Aufsatz „Ueber den Einfluß der geologischen Bodenbildung auf das Vorkommen von Krankheiten", den das „Deutsche Museum" für 1852 und nach ihm die augsburger „Allgemeine Zeitung" von demselben Jahre brachte, ist wörtlich abgeschrieben aus einer früher veröffentlichten Arbeit des Professors Escherich und zwar so wörtlich, daß selbst die Druckfehler des Originals getreulich mit übertragen sind. Professor Escherich selbst hat dies Plagiat bereits vor einiger Zeit in Band IV, Heft 2 der „Würzburger Verhandlungen" aufgedeckt und den unverschämten Plagiarius dabei nach Gebühr zurechtgewiesen. Doch war diese Zurechtweisung zunächst nur dem medicinischen Publicum bekannt geworden und so wird die Redaction des „Deutschen Museum" dem Hrn. Braun gewiß Dank dafür wissen *), daß er ihr durch seine Enthüllungen Gelegenheit bietet, die Sache vor ihrem eigenen Leserkreise zur Sprache zu bringen. Wenn übrigens derselbe Hr. Spengler gleichzeitig in Deutschland umherreist, Vereine stiftet und Reden hält von der Ehre der Wissenschaft und des ärztlichen Standes, so ist auch dies ein Zug, der nur den Laien überraschen kann, da er in der That ganz zum Charakterbilde des Charlatans gehört. abs.

Neue Dorfgeschichten.

Ein anspruchloses Buch, das aber einem gewissen Leserkreise sehr willkommen sein wird, ist in der Literarisch-artistischen Anstalt zu München erschienen: „Aus dem Lechrain, von Freiherrn von Leoprechting." Der Verfasser hat sich von seinem Gegenstand eine Kenntniß erworben, wie es nur der hingebenden Liebe zur Sache möglich wird. Er zeichnet das Land, das auf beiden Seiten des Lech sich von Füßen bis Rain erstreckt, charakterisirt das Volk in seinem Glauben und Aberglauben durch Erzählungen, die er von ihm selber vernommen, schildert das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Loostagen und Lebensweisen, das „Haim" (das Bauern- und Seldnerhaus), Geburt, Hochzeit und Tod — und gibt zuguterletzt Beispiele von Lied und Sang in Gedichten und Musikbeilagen. Abgesehen von dem Werthe, den das Buch als Beitrag zur deutschen Sitten- und Sagenkunde hat, ist es mit großer Anmuth geschrieben und in einem Tone, wie er nur einem Manne gelingen konnte, der mit dem Volk aufs gemüthlichste sympathisirt. vn.

---

*) Ganz gewiß thut sie das; der Fall selbst jedoch, daß Jemand, der eine wissenschaftliche Stellung einnimmt oder doch beansprucht, die vorhandene Arbeit eines Andern wörtlich abschreibt und die Abschrift mit seines Namens Unterschrift als seine Arbeit dem Herausgeber eines Blattes zur Veröffentlichung anbietet, ist so abnorm, daß wol keine Redaction der Welt gegen einen Betrug dieser Art gesichert ist — schon einfach deshalb nicht, weil Niemand ihn für möglich hält. D. Red.

Correspondenz.

Aus Berlin.

8. Januar 1856.

NO. So hätten wir das große Ereigniß denn glücklich hinter uns; von den Einen herbeigesehnt als der Morgenstern einer neuen glänzendern Epoche, von Andern mit Achselzucken bekritelt, von Allen aber seit Jahren mit Ungeduld erwartet, ist gestern Abend Wagner's „Tanhäuser" zum ersten mal über die hiesige Bühne gegangen. Eine Kritik des Werks selbst werden Sie mir nicht zumuthen; selbst wenn mein musikalisches Urtheil dazu ausreichte (und in der That bin ich so kühn zu glauben, daß man Werth und Wirkung einer Musik beurtheilen kann, auch ohne gerade ein besonders tiefer Contrapunktist zu sein), so würde ich doch Bedenken tragen, Sie damit heimzusuchen, theils weil schon so viel über den „Tanhäuser" geschrieben ist, daß ich Ihre Leser ungeduldig zu machen fürchtete, wollte ich auch noch mein Theil dazu geben, theils weil ein einmaliges Anhören wol schwerlich genügt, eine Composition wie den „Tanhäuser" zu beurtheilen, theils endlich weil ich mich noch ganz zerschmettert und zerschlagen fühle von den ungeheuern Tonmassen, welche ich habe gestern Abend müssen an meinem Ohre vorüberziehen lassen. Ich beschränke mich daher, nur über den äußerlichen Erfolg des gestrigen Abends zu berichten und dieser kann in vielem Betracht nicht anders als höchst glänzend genannt werden. Man weiß, welche Hindernisse sich der Aufführung des „Tanhäuser" an der hiesigen Bühne bisher entgegengestellt hatten: Hindernisse nicht blos künstlerischer und technischer, sondern zum großen Theil auch politischer Natur. Es gibt hier, müssen Sie wissen, Leute, deren Gewissen so zart und deren Gehör so fein ist, daß sie keine Musik vertragen können, die ein „Rebell" componirt hat; und wenn es die allersüßesten Flötentöne wären — hilft Alles nichts, der Wagner ist ein „Rebell", er hat auf den dresdener Barrikaden gestanden, er lebt noch jetzt in der Schweiz, diesem Nest und Herd der europäischen Revolution, er ist mit einem Wort ein Mensch von der allerschlechtesten Gesinnung und also darf auch kein königlich preußisches Blashorn und keine königlich preußische Kammermusikergeige sich an seinen Noten verunreinigen. Das klingt wie Uebertreibung: aber doch hat es hingereicht, uns den Genuß eines Werks vorzuenthalten, das seit Jahren bei dem größern Theile des Publicums Epoche gemacht hat und mit dem viel kleinere Bühnen der unserigen seit langem vorangegangen sind. Ja es darf bezweifelt werden, ob „Tanhäuser" jemals seinen Einzug in das berliner Opernhaus gehalten, hätte nicht zuletzt, wie man versichert, ein Allerhöchster Wille sich ins Mittel gelegt und eine Aufführung befohlen, zu der die Intendanz aus freien Stücken keinen Muth hatte und die nebenher auch in künstlerischer Hinsicht gewissen „werthen Collegen" ziemlich unbequem gewesen sein soll.

Umsomehr Anerkennung verdient es, daß, nachdem man sich einmal zur Aufführung entschlossen hatte, dieselbe auch mit allem Eifer und allem Glanz bewerkstelligt worden ist, den man nur irgend von einem Institut wie die königliche Oper erwarten oder verlangen kann. Die besten musikalischen

Kräfte unserer Bühne waren aufgeboten. Das Orchester, das sich auch bei dieser Gelegenheit seines alten Ruhmes würdig gezeigt hat, wurde von Hrn. Dorn mit großer Präcision und Umsicht geleitet. Einzelne Momente hätten vielleicht noch etwas energischer genommen werden können; doch ist man hier an Energie überhaupt nicht recht gewöhnt, die Mitteltinten überwiegen allgemein und außerdem werden wir auch der Schwierigkeit einer ersten Aufführung etwas zugute rechnen müssen. Bei der Besetzung selbst waren unsere ersten darstellenden Kräfte in Anspruch genommen; wenn dieselben gleichwol nicht überall ganz ausreichten, so ist das ein Uebel, das Berlin mit der Mehrzahl nicht blos der deutschen, sondern sogar der europäischen Bühnen theilt, unter denen sich — man darf es dreist behaupten — in diesem Augenblick schwerlich eine einzige befindet, die ein Werk wie diesen „Tanhäuser", also ein Werk, das zu vollendeten Sängern vollendete Schauspieler erfodert, in allen Partien vollkommen würdig besetzen könnte. Die Krone des Abends gebührt nach meinem Dafürhalten den Damen, die ja überhaupt die Glanzseite unserer Oper bilden; sowol Frl. Wagner als Landgräfin, wie Frau Herrenburger-Tuczeck als Venus waren ganz an ihrem Platze und entzückten ebenso sehr durch die Kraft und Schönheit ihres Gesangs wie durch die Anmuth und Wahrheit ihres Spiels. Tanhäuser selbst war Hrn. Formes zugefallen. Hr. Formes ist bekanntlich im Besitz vortrefflicher Stimmmittel; doch steht weder seine musikalische Ausbildung noch ganz besonders sein Spiel auf der Höhe, die er einnehmen müßte, um einer Rolle wie dieser Tanhäuser zu genügen. Namentlich sein Spiel ließ viel zu wünschen, am meisten gegen den Schluß der Oper, wo doch gerade die Kunst des Schauspielers die Inconsequenzen und Schwächen des Dichters verdecken muß, nämlich soweit dies überhaupt möglich ist. Die Partie des Landgrafen befand sich in den Händen des Hrn. Bost, von dem ungefähr Dasselbe gilt wie von Hrn. Formes: gute Stimme, aber wenig Schule und noch weniger dramatisches Leben. Doch wird dieser Mangel in der Rolle des Landgrafen weniger empfindlich und so zog Hr. Bost, der nebenbei eine große stattliche Erscheinung ist, sich ganz leidlich aus der Sache. Unter den übrigen Mitwirkenden, deren Partien freilich nicht bedeutend sind, mache ich noch Hrn. Radwanner als Wolfram von Eschenbach namhaft, aber nur um zu bestätigen, was die unabhängige berliner Kritik diesem jungen Manne oder vielmehr der Intendanz, die ihn engagirt, auch sonst schon vorgerückt hat: nämlich daß sein Engagement zu den Unbegreiflichkeiten gehört, an welche freilich, wie es scheint, die gegenwärtige Verwaltung das Publicum gewöhnen zu können glaubt. Vorzüglich dagegen waren die Chöre sowie Alles, was zur scenischen Ausstattung der Oper gehört. Besonders enthusiastisch wurden die drei neuen Decorationen von Gropius begrüßt und sie verdienten den ihnen gespendeten Beifall, da sie wirkliche Kunstwerke sind, von einem Geschmack, einer Richtigkeit und Schönheit, daß ihnen schwerlich eine Bühne Europas etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Auch die Costüms sowie überhaupt alle äußerlichen Einrichtungen waren ebenso geschmackvoll wie prächtig und verdient die Intendanz in dieser Hinsicht die lebhafteste Anerkennung. Nur die stellenweise Mitwirkung des Balletcorps bestätigte, was man auch wol sonst schon bemerkt hat: nämlich daß eine Erneuerung und Verjüngung dieses würdigen Corps oder doch wenigstens seiner schönen

— oder, um noch genauer zu ſprechen, ſeiner ſchöner ſein ſollenden Hälfte nachgerade dringend noththut. Das Alter ſoll man ehren, ganz gewiß: von allen Empfindungen aber, die ein Ballet in uns erwecken kann, dürfte Ehrerbietung denn doch wol die letzte ſein. Oder wollte man vielleicht das Zweideutige der Situation verringern und den, wie Einige behaupten, unmoraliſchen Text dadurch verbeſſern, daß man z. B. das gefährliche Innere des Hörſelbergs mit Geſichtern ausſtaffirte, die ſich jedenfalls weniger zu Lock- als zu Abſchreckungsmitteln eigneten? In der That, wenn Frau Venus keinen ſchönern Hofſtaat gehabt hat, da muß der Tanhäuſer ja ein ganz heillos verliebter Geſelle geweſen ſein, um es dennoch ſolange bei ihr auszuhalten.

Dieſem Glanz der Ausſtattung entſprach nun auch der Glanz der Verſammlung. Meine berliner Theatererinnerungen reichen ziemlich weit und doch habe ich das Opernhaus ſelten glänzender, niemals zahlreicher beſetzt geſehen. Im ganzen Hauſe war kein Plätzchen frei; Alles was Berlin an Notabilitäten des Ranges, des Reichthums, der Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt, hatte ſich eingefunden; ſelbſt der zweite, ja der dritte Rang (ein Parterre iſt bekanntlich nach dem neueſten Umbau des Hauſes ſogut wie nicht vorhanden) war mit Perſönlichkeiten beſetzt, die ſonſt nur gewohnt ſind, ſich in Proſceniumsloge oder erſtem Rang zu blähen. Bei alledem war, ſoviel ich wenigſtens Gelegenheit hatte zu bemerken, die Stimmung des Publicums von vornherein keine beſonders günſtige; man war offenbar mehr gekommen zu kritiſiren als zu genießen, mehr die Neugier als das Kunſtintereſſe war es geweſen, was dieſe glänzende Verſammlung hierhergeführt hatte.

Und ſo wage ich denn auch nicht, Ihnen über den Eindruck, den das Werk im Publicum hervorgebracht hat, ſchon heute etwas Beſtimmtes und Zuverläſſiges zu melden. Daß es an Beifallsbezeigungen nicht gefehlt, verſteht ſich von ſelbſt: doch möchte für den Augenblick ſchwer zu entſcheiden ſein, wieviel davon dem Werk, wieviel den Darſtellern und wieviel der Ausſtattung zuzuſchreiben. Das Conto der letztern, glaube ich, wird jedenfalls ſehr reichlich bedacht werden müſſen. Im Ganzen ſchien es mir, als ob der Eindruck zwar bedeutend, aber nicht ganz klar und noch weniger ganz angenehm war; das Publicum, ſchien es mir, war mehr verdutzt, als eigentlich ergriffen und am allerwenigſten war es hingeriſſen. In den nächſten Tagen, wenn erſt die claſſiſchen L. R. und E. K. ihr Votum abgegeben haben, wird ſich das nun wol anders ſtellen. Für jeden Fall aber hat die Intendanz am „Tanhäuſer“ eine Oper, die ihr noch viele volle Häuſer machen wird, wenn nicht aus Enthuſiasmus, ſo doch ganz gewiß aus Neugier und um darüber mitreden zu können. Nun und da das alte ex quovis lucro bonus odor für Theaterintendanzen gewiß ein gülliger Spruch iſt, ſo kann die hieſige mit dem Reſultat des geſtrigen Abends immerhin ganz zufrieden ſein. Sie ſelbſt ſcheint zwar bei alledem noch in ſtiller Oppoſition gegen den „Tanhäuſer“ zu leben: auf heute Abend, den erſten Abend nach dem „Tanhäuſer“, iſt Beethoven's „Fidelio“ angeſetzt. Wenn Das Zufall iſt, ſo iſt es wenigſtens ein witziger Zufall; iſt es aber Abſicht, ſo machen wir der Intendanz unſer Compliment für den guten Einfall.

Uebrigens iſt der „Tanhäuſer“ auch die einzige Neuigkeit, die ſich aus der hieſigen Theaterwelt melden läßt. Unſere Vorſtadtbühnen mühen ſich

vergeblich mit schlechten Originalpossen ab und greifen dann regelmäßig wieder zu den französischen Scandalstücken, von denen „Moderne Sitten" und „Eine neue Magdalena" noch immer ihre Zugkraft behaupten. Von dem Geschmack und der Intelligenz, mit welcher das recitirende Drama unserer königlichen Bühne geleitet wird, gab letztere kürzlich wieder ein eclatantes Beispiel durch die Wiederaufwärmung des uralten englischen Lustspiels „Der Schneider und sein Sohn". Dieses Stück, das so ziemlich seine 80 Jahre oder mehr auf dem Nacken haben wird, ist in Charakteristik und Motiven so veraltet und auch die Zurichtung, in welcher dasselbe uns kürzlich vorgeführt ward, ist so überdiemaßen ungeschickt, daß weder die Sylvesterstimmung des Publicums noch auch das treffliche Spiel der Herren Döring und Liedtke das Stück zu halten vermochten. Sogar den Potsdamern, den theatralisch ausgehungerten Potsdamern, die sonst jede Vorstellung unserer königlichen Schauspieler mit Dank und Rührung hinnehmen, war diese Speise denn doch etwas zu hart und fad: das Stück wurde, wie der Theaterzettel meldete, auf hohen Befehl einige Tage später in Potsdam wiederholt, erlebte aber auch hier eine totale Niederlage. Damit wird es denn wol hoffentlich für immer beiseite gelegt sein und Zeit und Kraft und Talent unserer Schauspieler sind wieder einmal gemisbraucht worden. Unter den zunächst bevorstehenden Neuigkeiten befinden sich, wie ich schon neulich erwähnte, Gottschall's „Diplomaten"; die Freunde des Dichters, deren er in hiesigen Kreisen nicht wenige zählt, sehen ihr mit Spannung entgegen, besonders nach den günstigen Berichten, die über die Aufführungen in Breslau und auch in Königsberg eingelaufen sind, an welchem letztern Orte Ihr Correspondent in Nr. 48 dieser Blätter vom vorigen Jahre, wie durch anderweitige glaubhafte Nachrichten bezeugt wird, wol durch eine etwas zu trübe Brille gesehen hat. Auch Werther's „Daniel und Susanne" soll wieder aufgenommen werden und zwar wird statt des Hrn. Rott, dessen neulich als bevorstehend angekündigte Pensionirung bereits erfolgt sein soll, Hr. Dessoir den König Darius geben: eine Veränderung, die dem Stücke wol auch nicht über den spärlichen succès d'estime hinaushelfen wird, den es bei seiner ersten Aufführung erlangte.

Auch auf allen übrigen Punkten unsers öffentlichen Lebens herrscht noch dieselbe dumpfe Stille, über die ich in meinem letzten Briefe Klage führte. Nur die Sendung des Obersten von Manteuffel nach Wien hat in politischen Kreisen eine gewisse Sensation hervorgebracht. Man behauptet nämlich, der Zweck dieser Sendung sei, Oestreich mehr und mehr von den Westmächten abzuwenden und wenn nicht direct zu Rußland, doch zu jener Art von Neutralität herüberzuziehen, welche Preußen behauptet und in der unsere Freunde jenseit des Kanals freilich nichts weniger als eine wahrhafte Neutralität erblicken wollen. Die betreffenden Artikel der „Morning-Post" haben hier ein peinliches Aufsehen erregt und ebenso die Rede, mit welcher der französische Kaiser die heimkehrenden Garden bewillkommnet hat. An die Nähe des Friedens glaubt hier Niemand, wol aber fürchtet man, daß der Krieg mit dem beginnenden Frühjahr einen neuen, ungleich gefährlichern Charakter annehmen wird und auch Preußen dürfte es dabei zuletzt unmöglich fallen, seine bisherige Stellung zu behaupten. Seit gestern ist auch unsere Zweite Kammer wieder beisammen. Ihre erste Thätigkeit hat in der Wahl eines defini-

tiven Präſidiums beſtanden, da daſſelbe bekanntlich anfangs nur auf vier Wochen gewählt wird. Sämmtliche Wahlen ſind ſo ausgefallen, wie es bei der Zuſammenſetzung des Hauſes unzweifelhaft vorauszuſehen war: Graf Eulenburg iſt mit großer Mehrheit wiedergewählt worden und ebenſo auch Hr. von Arnim-Heinrichsdorf und Hr. Büchtemann als erſter und zweiter Vicepräſident. Die Minorität für den Grafen Schwerin war diesmal noch geringer als bei der vorläufigen Wahl zu Anfang der Seſſion. Doch darf man daraus nicht auf eine inzwiſchen erfolgte Abnahme der Partei ſchließen, vielmehr erklärt ſich die Sache einfach dadurch, daß die katholiſche Fraction, die bekanntlich mit für den Grafen Schwerin ſtimmte, diesmal infolge eines hohen Feſttags ihrer Kirche zum größten Theil noch nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt war. Das hohe Herrenhaus wird ſeine erſte Seſſion erſt Ende der Woche halten und auch dieſe wird, wie man hört, lediglich einer Trauerceremonie zu Ehren ſeines verſtorbenen Präſidenten, des Fürſten Pleß, gewidmet ſein. Die Wahl des neuen Präſidenten wird erſt zu Anfang künftiger Woche ſtattfinden; vorausſichtlich wird ſie auf den jetzigen Vicepräſidenten Grafen Stolberg, den Schwager des Verſtorbenen, fallen.*) Das erwartete neue Wahlgeſetz wird, wie die „Neue Preußiſche Zeitung" verſichert, in der gegenwärtigen Seſſion nicht vorgelegt werden; vermuthlich findet man an den wiederholten und vermehrten Anträgen um Wiedereinführung der Prügelſtrafe ſowie an dem famoſen Diergardt'ſchen Antrag wegen Einführung eines Tabackmonopols in Preußen hinlänglichen Stoff zur Berathung.

Bei dieſer Ereignißloſigkeit des Augenblicks geſtatten Sie mir wol, ſchließlich zwei Gegenſtände nachzuholen, die ich in meinem letzten Briefe ſchmählich überſehen habe. Das eine ſind die Egeſtorff'ſchen Speiſeanſtalten, die ſeit kurzem auch bei uns eingeführt worden ſind. Die dazu veranſtalteten Sammlungen ſind, obwol erſt kürzlich begonnen, ſchon jetzt außerordentlich reichlich ausgefallen, ſodaß bis zu dieſem Augenblick bereits zwölf ſolcher Anſtalten in den verſchiedenen Stadttheilen haben eröffnet werden können; der Vortheil, der den ärmern Claſſen daraus erwächſt, iſt außerordentlich und die zahlreiche, noch täglich wachſende Benutzung der Anſtalten liefert den erfreulichen Beweis, daß die betreffenden Kreiſe der Bevölkerung ſich dieſes Vortheils immer mehr bewußt werden.

Eine zweite und im Sinne der hieſigen Localkritik noch viel größere Unterlaſſungsſünde habe ich mir darin zuſchulden kommen laſſen, daß ich nichts von den literarhiſtoriſchen Vorleſungen erwähnt habe, welche der bekannte franzöſiſche Literat Philarète Chasles hier in den erſten Wochen des December gehalten hat, zur großen Befriedigung unſerer beau-monde, die ſich kaum zu laſſen wußte vor Entzücken, daß ein „echter Pariſer" in „echtem pariſer" Franzöſiſch ihr ſo „echte pariſer" Windbeuteleien vorſchwatzte. In Wahrheit nämlich waren dieſe Vorträge ſo inhaltlos, daß eigentlich nur die Keckheit zu bewundern bleibt, mit welcher dieſer franzöſiſche Schwätzer uns nicht nur über die Literatur ſeines Vaterlands, ſondern ſelbſt über unſere eigene Literatur, namentlich über Goethe belehren zu können meinte. Wollte ſich jemals ein deutſcher Schriftſteller erlauben, vor dem hieſigen ſogenannten

*) In der Sitzung des Herrenhauſes vom 14. Januar iſt Generallieutenant Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen zum Präſidenten erwählt worden. D. Red.

gebildeten Publicum solche Nichtigkeiten vorzutragen, wie Hr. Philarète Chasles sie mit großer Zungengeläufigkeit zum besten gab, er würde, zur Ehre des hiesigen Publicums nehme ich es an, bald keinen einzigen Zuhörer mehr haben. Aber freilich, Hr. Philarète Chasles ist ein „echter Pariser", das erklärt Alles und außerdem gibt es einen solchen hübschen vornehmen Anstrich, französische Vorlesungen zu besuchen, auch wenn man das Dictionnaire de poche heimlich im Schubsack trägt...

Bei alledem gestehe ich dem französischen Schöngeist zu, daß auch einige Zungengeläufigkeit für einen Redner von Werth ist. Wer daran zweifelt möchte, dem kann ich nur wünschen, er wäre letzten Sonnabend im Saale der Singakademie gewesen und hätte den Vortrag mit angehört, den ersten des diesjährigen Cyklus, den unser Stadtarchivar Fidicin über „Berlin im Jahre 1345" abhaspelte. Ja gewiß, sie ist schrecklich gründlich unsere deutsche Gelehrsamkeit, aber auch schrecklich langweilig. Hoffentlich werden die angekündigten Vorträge von Gneist, Schleiden aus Jena ꝛc. die Scharte auswetzen; sonst könnte man eines guten Abends erleben, daß der Saal der Singakademie, dieser Sitz des Wohllauts und der Harmonie, von lautem Schnarchen widerhallte; einige Anfänge dazu habe ich schon am letzten Sonnabend bemerkt.

Notizen.

Die letzten Tage des alten Jahres haben noch eine Anzahl namhafter, zum Theil ausgezeichneter Männer dahingerafft. Am 26. December starb in Bern, im Hause seines Schwagers des Professors Vogt, Adolf Ludwig Follen, der älteste jener beiden Brüder Follen, die sich zur Zeit des Wartburgfestes in der deutschen Burschenschaft einen so bedeutenden Namen machten. 1794 zu Gießen geboren, studirte er ebendaselbst Theologie, machte 1814 den Feldzug gegen Frankreich mit, vertauschte zurückgekehrt die Theologie mit der Jurisprudenz und übernahm nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Heidelberg die Redaction der damals zu Elberfeld erscheinenden „Allgemeinen Zeitung". Sein Einfluß auf die deutsche Studentenwelt war, auch nachdem er die Universität verlassen, außerordentlich groß, wozu besonders auch seine Lieder („Freie Stimmen frischer Jugend", Jena 1819) beitrugen. Auch sein gewinnendes kraftvolles Aeußere imponirte den jungen Brauseköpfen der Zeit; man nannte ihn halb im Ernst, halb scherzweise den „deutschen Kaiser". Ein derartiger Ruhm mußte natürlich gebüßt werden und so wurde auch Adolf (oder wie er sich damals noch nannte, August) Follen in die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt, die eben damals in voller Blüte standen und in denen bekanntlich sein im Jahre 1841 in Amerika gestorbener Bruder Karl, der angebliche Stifter des „Männerbundes", eine Hauptrolle spielte. Nach zweijähriger Untersuchungshaft in der Stadtvogtei zu Berlin wegen mangelnder Beweise entlassen, begab er sich in die Schweiz, wo er bald darauf durch Verheirathung mit einer wohlhabenden Tochter des Landes Bürger des Cantons Zürich, auch einige Jahre später Mitglied des Großen Rathes von Zürich wurde. Die Schriften, welche er in dieser Zeit veröffentlichte („Bildersaal

deutſcher Dichtung", zuerſt 1827; „Malegys und Vivian"; „Der Nibelungen Noth", 1842 ꝛc.), athmen poetiſchen Geiſt und innige Liebe zur Vergangenheit des deutſchen Volkes, leiden aber zum Theil an Härte der Sprache ſowie an einem gewiſſen unklaren, myſtiſchen Zuge. Zu Anfang der vierziger Jahre verband Follen ſich mit Julius Fröbel zur Gründung des Literariſchen Comtoir in Zürich und Winterthur, aus dem die Herwegh'ſchen „Gedichte eines Lebendigen" ſowie viele andere einflußreiche Schriften der Zeit hervorgingen; auch Herwegh ſelbſt gehörte damals zu Follen's nächſtem Umgange. Bald jedoch kam die principielle Verſchiedenheit, welche zwiſchen dem alten Burſchenſchafter, dem Verehrer des Mittelalters und ſeiner Romantik und dem jungen politiſch-philoſophiſchen Radicalismus beſtand, zum Ausbruch und unter gegenſeitigen Beſchuldigungen und Anklagen, bei denen Follen die Würde des Charakters nicht immer zu behaupten wußte, löſte ſich das anfangs ſo innige Bündniß. Seitdem iſt er unſers Wiſſens nur noch einmal öffentlich hervorgetreten, nämlich mit den gegen Ruge gerichteten ſechs Sonetten „An die gottloſen Nichts-Wütheriche" (1846), die ihn in eine etwas unſaubere Fehde mit Ruge und Karl Heinzen verwickelten. — Einige Tage ſpäter, am letzten Tage des Jahres, ſtarb in Göttingen der Profeſſor der Alterthumswiſſenſchaften Karl Friedrich Hermann, geboren 1804 zu Frankfurt am Main, ein Schüler Creuzer's und ſeines großen leipziger Namensvetters, einer der wenigen namhaften Vertreter, deren das immer mehr verwaiſende Gebiet der claſſiſchen Studien ſich bei uns noch erfreut. Seit 1826 Privatdocent in Heidelberg, ging er 1832 als ordentlicher Profeſſor nach Marburg, von wo er zehn Jahre ſpäter nach Göttingen als Nachfolger Otfried Müller's berufen ward. Unter ſeinen Schriften ſind beſonders die zahlreichen und werthvollen akademiſchen Gelegenheitsſchriften zu erwähnen; von größern Werken nennen wir ſein „Lehrbuch der griechiſchen Antiquitäten" (3 Bde., 1840—52) und die „Geſchichte und Syſtem der Platoniſchen Philoſophie", von der jedoch nur der erſte Band (1839) erſchienen iſt. Es iſt dies der ſechste Todesfall, den die Univerſität Göttingen im Laufe des verwichenen Jahres zu beklagen gehabt hat und darunter befinden ſich Namen wie Gauß, Lücke, Fuchs und Hermann. — Aus Leipzig wird der Tod des ehemaligen Theaterdirectors F. S. Ringelhardt gemeldet, einer in der deutſchen Theatergeſchichte der neuern Zeit häufig genannten Perſönlichkeit. 1784 im Sächſiſchen geboren, widmete er ſich 1806 der Bühne, machte ſich jedoch weniger als darſtellender Künſtler denn als Regiſſeur und Director bekannt. Namentlich führte er die Direction in Köln, in Leipzig (ſeit 1832), zuletzt in Riga. Auf große künſtleriſche Tendenzen ließ er ſich dabei nicht ein; doch wußte er das Publicum zu befriedigen und daneben auch den Vortheil ſeiner Kaſſe wahrzunehmen. — In Berlin endlich ſtarb am erſten Tage des Jahres Wilhelm Heinrich von Grolman, ein jüngerer Bruder des berühmten Generals gleichen Namens, Sohn des bekannten ehemaligen Obertribunal-Präſidenten, der 1840 im faſt vollendeten hundertſten Lebensjahre ſtarb. Wilhelm Heinrich wurde 1781 zu Berlin geboren, ſtudirte zu Göttingen und Halle die Rechte, trat 1801 in den preußiſchen Staatsdienſt und war bereits 1808 Kammergerichtsrath zu Berlin. An den Befreiungskriegen nahm er als Major und Commandeur eines Landwehr-Bataillons theil und zwar

mit solcher Auszeichnung, daß er zum Ritter des eisernen Kreuzes ernannt ward. Nach dem zweiten Pariser Frieden in sein Dienstverhältniß beim Kammergericht in Berlin zurückgetreten, wurde er bald darauf zum Vicepräsidenten des Oberlandesgericht in Kleve ernannt, womit ihm denn die höhere Staatscarriere eröffnet war. Er legte dieselbe rasch zurück, bis er endlich 1836 zum Präsidenten des Oberappellations-Senats beim berliner Kammergericht ernannt wurde; einige Jahre später wurde er auch in den Staatsrath aufgenommen. Kurz vor der Märzrevolution jedoch nahm er seinen Abschied, angeblich weil sein freier und unabhängiger Sinn sich mit den Einflüssen nicht vertragen konnte, welche damals die Oberhand gewonnen hatten; der Ruf eines scharfsinnigen und klaren Kopfes, eines edeln und männlichen Charakters folgte ihm ins Privatleben, wie er ihm jetzt über das Grab hinaus folgt.

In Leipzig ist Otto Müller's „Charlotte Ackermann" gegeben worden, doch nur mit getheiltem Beifall. Dagegen soll Benedix' „Auf dem Lande" in Frankfurt am Main eine recht günstige Aufnahme gefunden haben. Dasselbe wird über die zu Dresden stattgefundene erste Aufführung von Mosenthal's „Goldschmied zu Ulm" berichtet, freilich mit dem Zusatz, daß der poetische Gehalt des Stücks nicht hoch anzuschlagen und daß der Beifall, den es gefunden, mehr der vortrefflichen Darstellung sowie der Sonntagsstimmung des Publicums zuzuschreiben als dem Stücke selbst. In Wien ist Meyerbeer's langerwarteter „Nordstern" endlich zur Aufführung gekommen; dieselbe soll nur sehr mangelhaft, die Aufnahme der Composition dennoch höchst günstig gewesen sein. Ueber die erste Aufführung des „Tannhäuser" in Berlin berichtet unsere heutige berliner Correspondenz ausführlicher. Ebendaselbst wird der berühmte französische Komiker Levasseur mit einer ihn begleitenden kleinen Truppe zum Gastspiel erwartet; gegenwärtig gastirt derselbe in Hamburg und zwar, wie von dort geschrieben wird, mit vielem Beifall. In Wiesbaden hat ein junger Dichter, dessen Namen uns sonst noch nicht begegnet ist, Adolf Glaser, eine Tragödie „Moses in Aegypten", aufführen lassen, angeblich mit glänzendem Erfolg; hoffen wir, daß es keine bloße Kirchthurmsberühmtheit. Aus Weimar meldet man den bevorstehenden Rücktritt Marr's von der Leitung des großherzoglichen Theaters; als sein Nachfolger wird wiederum Gutzkow bezeichnet, den das Gerücht bekanntlich schon zu wiederholten malen an diese Stelle berief.

Die Veränderungen in der deutschen Journalistik, die sonst regelmäßig zu Neujahr einzutreten pflegen, sind diesmal nicht besonders erheblich. Von neuen Erscheinungen finden wir außer den früher erwähnten nur ein neues populäres naturgeschichtliches Blatt angekündigt: „Die Feldkirche. Illustrirte Wochenschrift für alle Freunde der Natur. Von Ludwig Wirkert" (Leipzig, Otto Wigand). Auch das bekannte „Illustrirte Familienbuch des Lloyd" hat ein eigenes naturwissenschaftliches Filiale gegründet: „Naturwissenschaftliche Unterhaltungen", ebenfalls mit Holzschnitten und sonstigen Kunstbeilagen. Das Beiblatt der „Neuen Münchener Zeitung", das schon seit einigen Monaten bemerkenswerthe Besprechungen über Literatur, Kunst, Theater ꝛc. brachte, erscheint von Neujahr ab in erweiterter Form als

„Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung"; dasselbe wird ausschließlich kritischen sowie überhaupt literarischen Mittheilungen gewidmet sein und soll namentlich den neuerdings in München angesiedelten Schriftstellern als Organ und Mittelpunkt einer gemeinsamen Thätigkeit dienen. Dagegen hat die deutsche Presse das Eingehen der in Breslau erscheinenden „Neuen Oder-Zeitung" zu beklagen, des einzigen radicalen Organs, das wenigstens in Norddeutschland noch übrig war und das dabei zugleich mit hinlänglichem Geist und Geschmack redigirt ward, um auch Leser, die nicht zu der politischen Farbe des Blattes gehörten, anzuziehen. Nichtsdestoweniger ist das Blatt, wie der Herausgeber selbst am Schluß mit achtungswerthem Freimuth bekennt, weniger an äußerlichen Hemmnissen als an der Theilnahmlosigkeit der eigenen Partei zugrunde gegangen: ein neuer trauriger Beweis, wie der Indifferentismus bei uns immer weiter und weiter um sich greift und wie zuletzt nichts übrigbleibt als die ironische Schadenfreude über sich selbst und seine eigene Ohnmacht.

Zur Feier der 25jährigen Amtsthätigkeit des Condirectors der Francke'schen Stiftungen und Rectors der lateinischen Hauptschule, Dr. Eckstein zu Halle, eines der tüchtigsten und namhaftesten deutschen Schulmänner der Gegenwart, hat Dr. H. A. Daniel, Professor am dortigen königlichen Pädagogium, den Freunden der Literaturgeschichte durch seine hymnologischen Forschungen rühmlichst bekannt, im Namen seiner Collegen eine Gratulationsschrift herausgegeben, in welcher sich „Rammler's Erste Ode auf Friedrich den Großen" abgedruckt findet. Der späterhin so berühmt gewordene Dichter war bekanntlich 1725 zu Kolberg geboren, kam jedoch nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters gegen Ende der dreißiger Jahre auf die lateinische Schule des hallischen Waisenhauses und hier war es, bei dem „Traueractus auf König Friedrich Wilhelm's Tod", den die genannte Schule am 8. Juli 1740 aufführte, wo der damals 15jährige Rammler seine „Glückwünschungs-Ode bei dem Antritt der Regierung des Königs von Preußen" öffentlich vortrug. Das Gedicht selbst, welches der Herausgeber mit diplomatischer Treue hat abdrucken lassen, trägt noch ganz den Geschmack seiner Zeit und läßt von Rammler's späterm Dichterfeuer so wenig verspüren wie von seiner genauen und sorgsamen Feile. Dennoch ist dasselbe als eine nicht uninteressante Reliquie willkommen zu heißen, während zugleich in dem kurzen Vorwort des Herausgebers verschiedene bisher allgemein verbreitete Irrthümer, betreffend die Jugendgeschichte des Dichters, mit Scharfsinn und Gründlichkeit berichtigt werden.

Rudolf Gottschall in Breslau arbeitet an einer historischen Tragödie „Mazeppa". Einen einactigen, den heutigen Aberglauben geißelnden Schwank „Ludwig der Vierzehnte" hat er unlängst vollendet; derselbe wird dem Vernehmen nach zuerst auf der königlichen Hofbühne zu Berlin, wo auch die „Diplomaten" desselben Verfassers in Vorbereitung sind, zur Aufführung kommen. Auch eine Sammlung von Balladen von demselben fruchtbaren Dichter steht bevor; wenn das Ganze der „Herrnhuter Romanze" gleicht, welche der Schad'sche „Musenalmanach" kürzlich mittheilte, so dürfen wir einer dauernden Bereicherung unserer Poesie entgegensehen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1856 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften **Probenummern** oder **Prospecte** zu erhalten:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr. Werden in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. **Besondere Beilagen** und dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr. Wird in wöchentlichen Nummern zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. **Besondere Beilagen** und dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

8. Vierteljährlich 20 Ngr. Werden in wöchentlichen Nummern zu 1 Bogen oder in monatlichen Heften zu 4—5 Bogen ausgegeben. **Anzeigen** werden auf den Umschlägen der Monatshefte abgedruckt und mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. **Besondere Beilagen** und dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Dreiundzwanzigster Theil. Neue Folge. Elfter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Der Connetable Don Alvaro de Luna (1453). 2. Der Earl von Arundel (1397). 3. Der Bruder Léotade (1847—48). 4. Der Schneider vom Gibitzenhof (1828—29). 5. Blaize Ferrage (1779—80). 6. Ermordung des Kaufmann Specht zu Dortmund (1850—53). 7. Seidenfaden (1826—37).

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publicums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt** worden.

Leipzig, im December 1855. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 4.** 24. Januar 1856.

Inhalt: Ueber Julius Schaller's „Leib und Seele". Von **Jürgen Meyer.** — Hiſtoriſche Volkslieder aus dem nördlichen Böhmen. Von **J. Virgil Grohmann.** — Literatur und Kunſt. Ueberſetzungsliteratur. (Pfau, „Hundert Fabeln nach Lachambeaudie"; Reinhardt, „William Tullen Bryant's Gedichte"; „Toldi" und „Toldi's Abend von J. Arany. Aus dem Ungariſchen im Versmaß des Originals überſetzt von Kolbenheyer"; Frölich, „Horaz' Satiren und Briefe".) — Zur deutſchen Mythologie. (Menzel, „Odin" und „Simrock, „Handbuch der deutſchen Mythologie"; Holtzmann, „Kelten und Germanen".) — Correſpondenz. (Aus Weimar. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Julius Schaller's „Leib und Seele".

Von
Jürgen Meyer.

(Leib und Seele. Zur Aufklärung über Köhlerglaube und Wiſſenſchaft. Weimar, Böhlau, 1856.)

In der geſammten Literatur des Vogt-Wagner'ſchen Streits nimmt das oben bezeichnete Buch von Schaller den Ehrenplatz ein, ſchon inſofern, als es mit reinen Waffen ficht und nicht, wie es leider in der deutſchen Wiſſenſchaft jetzt Mode zu werden ſcheint, durch perſönliche Zänkereien verunziert iſt. In dieſer Hinſicht wird jeder gebildete Leſer, der ſich durch ſolches Treiben nothwendig angewidert fühlt, das Schaller'ſche Buch als eine erfreuliche Erſcheinung begrüßen, umſomehr, als es darum doch keineswegs in reizloſer Gleichgültigkeit geſchrieben iſt. Vermied Schaller, in kleinlicher Weiſe an den Perſönlichkeiten herumzuhecheln, ſo vermied er doch nicht, gegen leichtſinnig hingeſprochene Anſichten mit der Gereiztheit eines verletzten Wahrheitsgefühls und oft mit feiner Ironie zu Felde zu ziehen. So bemerkt er zu Büchner's „Kraft und Stoff": was Büchner von unſern modernen Philoſophen ſage, daß ſie nämlich glauben, „eine That zu thun, wenn ſie altes Gemüſe mit neuen Redensarten aufwärmen", das paſſe auf Büchner's eigenes Buch allerdings nicht ganz, indem hier ſogar auch die neuen Redensarten fehlen. Und wer läſe nicht mit Heiterkeit die Stelle (S. 53), wo Schaller

der von Moleschott ausgesprochenen Möglichkeit, daß Kirchhofsluft in einer Stadt gar wohl das Denken ihrer Einwohner verzögern könne, die andere Möglichkeit entgegenstellt, daß ein zur Belebung geistreichen Denkens günstiger Gehirnextract die städtische Atmosphäre erfülle! Diese und ähnliche Persiflagen materialistisch-phantastischer Extravaganzen haben überdies einen tiefern Rückhalt an dem begründeten Tadel, daß der Materialismus mit einer Einseitigkeit, die schon an sich eine Uebertreibung, aber auch nach seinem eigenen Princip durchaus nicht nöthig ist, die geistige Thätigkeit des Menschen auf die äußere Zufuhr von Essen, Trinken und eingeathmeter Luft zurückführt, während er gar nicht zu wünschen braucht, vergessen zu können, daß die Zufuhr fremder Gedanken doch größern Einfluß auf die Seele ausübt, ja während nichts ihm verbietet anzuerkennen, daß die einmal vorhandene Seele, selbst wäre sie ein Stück greifbarer Materie, doch schon als solches eine eigene Kraft der äußern Einwirkung entgegenzusetzen oder mit ihr zu vereinigen hat (S. 58). Beachtenswerth ist gewiß auch die Art und Weise, wie Schaller auf die Thatsache des einheitlichen Bewußtseins hinweist, die von jeher als Widerspruch gegen die Alleinherrschaft der mechanischen Erklärung aus sich drückenden und stoßenden Massentheilchen gegolten hat und die den Materialismus wenigstens zu einer eigenthümlichern Auffassung des Stoffs nöthigen mußte, als er sie in der Regel zur Schau trägt. Treffende Worte ferner sagt Schaller (Abschnitt 9) über die Teleologie und gegen die blinde Zuversicht des Materialismus, die da meint, die organischen Processe durch das bloße Zurückführen derselben auf unorganische schon erklärt zu haben. Diese sowie noch manche andere gute Punkte des Buchs gerade in der Kritik (so z. B. der materialistischen Ansichten des Arztes Spieß) verdienten nähere Berücksichtigung, hier jedoch kann nur auf sie hingewiesen werden. Das Besprechen wissenschaftlicher Ansichten in weitern Zwecken gewidmeten Blättern kann ja nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit eines größern Kreises auf eine Leistung hinzulenken und über die Hauptrichtung derselben zu orientiren. Ich muß es mir zumal versagen, eingehender noch mehr des Trefflichen aus dem genannten Buche herauszuheben, wenn ich Raum behalten will, auf einige Fehler aufmerksam zu machen, deren Berichtigung bei der Entscheidung in dem angeregten Streite von Gewicht sein wird.

Dreierlei Bedenken nämlich hat Schaller's Buch in mir erweckt: ich besorge, daß er dem Materialismus auch falsche Consequenzen aufgebürdet hat, daß er auf seinem eigenen dogmatischen Standpunkt des Idealrealismus manche Resultate allzu leicht und unkritisch schon für ausgemacht hält, ja selbst, daß er über die Grenzen unserer allgemeinen Erkenntnißsphäre schwankende Ansichten besitzt. Nur an einigen wich-

tigen Punkten kann ich hier dieſe meine Bedenken rechtfertigen. Zunächſt, iſt es wahr, daß der Materialismus, wenn er die Freiheit des Willens leugnet, den Willen überhaupt und mit ihm das Bewußtſein leugnet? Gewiß nicht. Die Willkür ſetzt allerdings vor der Entſcheidung ein Ueberlegen, alſo Bewußtſein mehrfacher Entſcheidungsmöglichkeiten voraus: aber bei mangelnder Wahlfreiheit würde dieſer Vorgang des Ueberlegens ganz derſelbe bleiben. Gleichviel ob mein freier Wille oder ein äußerer Zwang die Entſcheidung gibt, die vorangehende unentſchiedene Vorſtellung des Zukünftigen und ſomit Bewußtſein und Wille ſind in keiner Weiſe aufgehoben. Es paßt mir gut, daß eine ſpätere Aeußerung Schaller's mich ihm gegenüber einer eingehendern Erörterung dieſer Behauptung überhebt. Seine oppoſitionelle Tendenz mag ihn zu dem Irrthum verleitet haben, dem Materialismus jene Conſequenz aufbürden zu können; ſpäter aber hat ihn die Wahrheit der Sache überraſcht, ſodaß bei einer gelegentlich gethanen, unbefangenen Aeußerung die jener Behauptung widerſprechende Anſicht zum Vorſchein kommt. Schaller ſagt nämlich ſpäter (S. 186), „ſelbſt dann, wenn wir den freien Willen als eine Täuſchung betrachteten, behalte der Menſch doch noch eine Menge von geiſtigen Fähigkeiten, welche unmöglich für eine Täuſchung ausgegeben werden könnten". Sagte er denn nicht vorhin, daß mit dem freien Willen auch das Bewußtſein genommen ſei? Iſt alſo die Leugnung jenes keine Täuſchung, ſo exiſtirt ja auch dieſes nicht und ohne den freien Willen iſt alſo von einem großen Reſt geiſtiger Fähigkeit nicht mehr zu ſprechen. Der Materialismus hat vollkommen Recht, dieſe Conſequenz zurückzuweiſen: er kann den Menſchen für eine Maſchine erklären und doch ihn als denkende und wollende Maſchine auszeichnen.

Was nun zweitens Schaller's ideal-realiſtiſchen Dogmatismus betrifft, ſo wäre gegen ſeine Auffaſſung des In- und Durcheinanderſeins von Leib und Seele nichts einzuwenden, wenn nur dieſer Auffaſſung der Werth einer wiſſenſchaftlich-begründeten beigelegt wäre. Auch hätte Schaller ſich nicht hier und da zu ſo entſchiedenen Aeußerungen über das Einzelne dieſes wechſelſeitigen Durchdringens verleiten laſſen dürfen, da das Schwanken der Entſcheidung ihn anderwärts zu unſichern Ausſprüchen nöthigte. So z. B. erklärt er es wiederholt für ausgemacht, daß Vorſtellung, bewußte Empfindung nur im Gehirne zuſtande komme, während er doch, durch die neuern Beobachtungen am Froſche veranlaßt (S. 184), auch dem Rückenmark ſowie andern Theilen des Nervenſyſtems einen beſtimmten Antheil an pſychiſchen Thätigkeiten einräumt. Daß ſelbſt hirnloſe Thiere Vorſtellungen haben, iſt ferner nicht beſtritten und beſtimmt er es überdies als allgemeinen Charakter des Thiers, daß es durch das einheitliche Zuſammenfaſſen ſeiner Empfindungen ein

individuelles Subject sei, so schreibt er damit jedem, also auch dem hirnlosen Thiere Bewußtsein zu. Sollte ferner Schaller nicht besser gethan haben, seine Meinung, daß mit abnehmender Ausbildung des Nervensystems auch der Geist in der Thierreihe abnehme, zurückzuhalten, da er überall das offene Bekenntniß der bisherigen Unmöglichkeit, diese Meinung zu beweisen, hinzufügen mußte (S. 10, 15, 180 fg.)? Hätte ihm nicht Volkmann's Artikel „Gehirn" in Wagner's „Handwörterbuch der Physiologie" als Bedenken machendes Beispiel solcher Unsicherheit dienen können? Der berühmte Naturforscher von Baer hielt die Biene für geistig entwickelter als den Fisch und doch möchte kein Naturforscher Dasselbe von der Entwickelung ihres beiderseitigen Nervensystems behaupten. Will ich auch von Baer's Meinung nicht theilen, so dient sie mir doch, daran zu erinnern, wie abweichende wissenschaftliche Ueberzeugungen auf diesem Gebiete des Forschens noch möglich sind. Man muß daher das große Publicum vor dem Glauben warnen, es sei die Wissenschaft in diesen schwierigen Fragen schon einig mit sich selber. Einen wie geheimnißvollen Werth für die Entwickelung des Geistes hat man doch so oft den Windungen des Gehirns zugeschrieben und sich dann gewundert, wie gerade darin das Delphingehirn dem menschlichen so nahe komme! Jetzt behauptet Dareste in den „Annales des sciences naturelles", im dritten Bande von 1855, die Gehirnwindungen ständen nur in proportionalem Verhältniß zur äußern Körperform und hätten mit dem Geiste nichts zu thun. Auch Lotze legt der Formation des Gehirns keine unmittelbare Bedeutung für die Unterschiede geistiger Begabung bei. Ist es denn billig, daß bei einem solchen Stande der Dinge Schaller mit Entschiedenheit erklärt, der einfältige Mensch habe ein in der Structur anderes Gehirn als der kluge (S. 15) und gerade die Verschiedenheit der Structur und Gliederung sei für diese Betrachtungen das Wesentliche (S. 179); während ein Anderer vielleicht mit größerer Wahrscheinlichkeit behaupten könnte: die Form und Structur thut's nicht, weit eher ist es die einem schnellern Wechsel unterworfene elektrische Strömung der Nervenmasse? Die Wissenschaft hat sich wohl zu hüten, unserer so tendentiösen Zeit zweifelhafte Resultate als Ausgemachtes zu bieten, allzu heißhungerig ergreift sie auch unverdauliche Nahrung, die, einmal aufgenommen, leider nur allzu hartnäckig Posto faßt. Den Männern der Wissenschaft aber, die also die Tragkraft ihres Wissens überschätzen, hat schon die kritische Philosophie erneuter Beachtung werthe Worte zugerufen. Kant's „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik", enthalten gerade über die besprochenen Probleme in verständlichem Ausdruck leider zu sehr vergessene Winke. Eine kritische Sicherheit der Art vermisse ich in Schaller's Buch bei allen den Problemen, die directer mit der Philosophie zusammenhängen. Klar wird mir nicht, wie Schaller

(S. 201) das Selbstbewußtsein, durch das der Mensch zur Person werden soll, als eine Trennung des Individuums von sich selbst bezeichnen kann, durch die es sich mit allen andern selbstbewußten Wesen identisch weiß. Sonst pflegt man doch das Selbstbewußtsein als eine Trennung des Individuums von äußern Objecten und als Bewußtsein der eigenen individuellen Einheit zu betrachten. Nach Schaller ist das Selbstbewußtsein das Bewußtsein eines völlig bestimmungslosen allgemeinen Ichs. Durch dieses Eintauchen desselben in die allgemeine Identität verliert unser Selbstbewußtsein gerade Das, wodurch allein es uns zur Person machen kann, das Bewußtsein seiner Individualität. Es hängt mit diesem innern Raube am Ich zusammen, daß Schaller die Bezeichnung des individuellen Ich an das gewöhnliche sogenannte empirische Ich verausgabt hat. Bei Erörterung der Freiheit des Willens ferner unterscheidet Schaller nicht scharf zwischen Freiheit desselben vom äußern Naturzwang und dem Herausheben desselben aus dem metaphysischen Causalnexus der Gedanken. Schaller hebt besonders hervor, daß man wahrhaft frei nur im Befolgen sittlicher Zwecke werde. Ist es auch gewiß richtig, daß wir also am sichersten von der Herrschaft äußerer Eindrücke und dem Ueberwiegen ungestümer Leidenschaften uns befreien, so handelt es sich beim Problem der Willensfreiheit doch vielmehr darum, ob wir mit Freiheit uns sittliche Zwecke vorsetzen können. Gewiß mit Recht bemerkt Schaller, daß schon in der physischen Welt das Verfolgen des Causalnexus an ein Aeußerstes, nicht weiter Abzuleitendes stößt, wenn die Erklärung bis auf die ursprünglichen Eigenschaften der Atome geführt ist und daß gerade ebenso das Verfolgen des Causalnexus an der ursprünglichen Eigenthümlichkeit des Geistes seine Grenze findet. Nun aber hätte in aller Schärfe die Frage aufgeworfen werden müssen, ob in dieser Eigenthümlichkeit des Geistes das Vermögen, sich willkürlich zu entgegengesetzten Handlungen zu bestimmen, enthalten sei. Es ist wahr, daß jedes Element, Atom (Urphänomen, wie Goethe sagt) aus innerer nicht weiter ursächlich abzuleitender Selbstbestimmtheit seine Eigenthümlichkeit äußert; indeß können die Atome der physischen Welt dies nur auf eine ihnen nothwendig zukommende Weise, und ob nun dagegen der Geist die volle Freiheit, so oder auch anders zu wirken habe, das eben ist die alte und hier einzig gewichtige Frage. Nicht ob die unbewußte Selbstbestimmung der Natur im Menschen zur bewußten wird, sondern ob und inwieweit sie eine willkürliche sei, Das allein kommt in Betracht. Schaller hat schon durch seinen Idealismus die Seele wie jedes Atom dem bloßen Einfluß eines äußern Naturzwanges enthoben, auch erklärt er es für nothwendig, die Willkür als Moment der Willensfreiheit zu betrachten; aber die Frage nach der Möglichkeit der Willkür erscheint ihm nicht als die Hauptsache und so mag es ge-

kommen sein, daß er nicht mit Schärfe erörtert hat und sich selber unklar über die Causalität der Ideenassociation ausläßt. Zwar wird S. 108 in bestimmten Worten diese Causalität geleugnet, da der vorangehende Gedanke nur in ganz äußerlichem Bezug zum folgenden stehe: aber doch soll die Folge der Gedanken von der vorangegangenen Lebenserfahrung abhängen. Was heißt das anders, als — nicht eine, sondern viele vorangegangene, in meiner Erinnerung aufbewahrte Vorstellungen sind die Ursache meines gegenwärtigen Gedankens? Es ist keine seltene Erscheinung, daß Denker im selben Augenblick, wo sie die Willkür in der Freiheitsfrage zulassen, mit Schrecken an den Misbrauch dieses Wortes denken und daß sie dann eilen, sich darüber auszusprechen, daß die wahre Freiheit nur im Befolgen der Sittengesetze bestehe — ein Punkt, den man ebenso wie die eingehende Betrachtung des Einflusses der Ideenassociation vorläufig völlig aus dem Spiele lassen sollte, um die Klarheit und Präcision der Frage nicht zu trüben. Es ist richtig, daß der sittliche Mensch äußerm Einfluß viel freier gegenüber steht als der unsittliche, es mag sein, daß alle unsere Gedanken in Zusammenhang stehen: in Rücksicht auf die innere Freiheit der Handlung ist damit nichts gesagt. In Rücksicht auf sie kann der böse Mensch ebenso frei sein wie der gute. Alle diese Nebenbetrachtungen sollte man bei der psychologischen Frage nach der Freiheit des Willens vollkommen beiseite lassen; es handelt sich einzig und allein darum, ob wir mit Entschiedenheit der Seele die Fähigkeit zuschreiben dürfen, eine Handlung, die überhaupt im Bereich unsers Vermögens liegt, vollziehen oder unterlassen zu können. Auch Schaller hat natürlich diese Kernfrage nicht übersehen: allein Frage wie Antwort tritt in jener die Schärfe trübenden Menge von Nebengedanken auf. Schaller entscheidet S. 49 für die Willkür als Thatsache des unmittelbaren Bewußtseins. Diese subjective Rechtfertigung der Annahme kann eine völlig begründete sein, sie kann jeder wissenschaftlichen Anzweifelung Stand halten: aber die Subjectivität dieser Erfahrung, wenn sie auch jedem Menschen eigen wäre, verbietet stets, der Annahme den Charakter eines objectiv beweisbaren Factums beizulegen. Und daher habe ich, wenn jene Uebereinstimmung nicht stattfindet, keine Mittel, meine subjective Erfahrung auf einen Andern zu übertragen und muß Jedem, der das Bewußtsein der Willkür nicht zu haben vorgibt, das unangreifbare subjective Recht seiner Leugnung lassen. Glauben darf ich wol, daß er sich über sein Inneres täuscht, und indem ich ihn veranlasse, schärfer den innern Vorgang seines Handelns zu beachten, kann ich ihn dahin führen, von seiner Leugnung zur Annahme überzuspringen, aber kein Gewicht abzuwägender Gründe hätte diesen Umschlag bewirkt. Ich gab dem Andern nur den Anstoß zu einer veränderten Beobachtung seiner Selbst. Wer aber bei seiner Leugnung

der Willkür beharrt, den kann ich nun und nimmermehr von der Wahrheit des Gegentheils überzeugen. Vor diesem rein kritischen Standpunkt muß jede Gehässigkeit aus dem alten Streite um diese Frage fallen, da man von ihm aus klar das mögliche Recht der Gegensätze erkennt und die Gehässigkeit in geistigen Kämpfen meist daraus entspringt, daß man beweisen will, was man doch nicht beweisen kann. Von solchem kritischen Standpunkt aus hätte ich noch Manches einzuwenden gegen Schaller's Unterscheidung von Mensch und Thier, gegen seine Definitionen vom Individuum, vom Organismus; allein eine kurze Erörterung dieser Punkte würde nicht genügen und eine lange würde aus dem Artikel ein Buch werden lassen, ich beschränke mich daher auf die obige Erörterung einiger Brennpunkte. Es zeigte sich hier, daß Schaller zwar nirgends versäumt, die einer Bestimmung bedürftigen Punkte aufzuweisen, daß es ihm aber nicht gelungen, in philosophischer Kritik die Bestimmungen zum Abschluß zu bringen.

Ja, sein dogmatischer Standpunkt kommt bisweilen sogar zum Geständniß eines Nichtwissens, das nur bei principiellem Skepticismus oder Kriticismus berechtigt wäre, bei ihm aber Unsicherheit vermuthen läßt. So erklärt er, der harmlose Materialismus, der es für erwiesen halte, daß das Gehirn eine Maschine sei und dem, daß diese Maschine denke, als unbegreifliche Thatsache gelte, habe über des Cartesius Dualismus schlechthin keine Gewalt. Er setze nur dem einen Räthsel ein anderes gegenüber und die Wahl zwischen beiden falle der persönlichen Neigung anheim (S. 42). Und doch soll jenes erste Räthsel des Materialismus dem Denker als Gedankenlosigkeit unerträglich sein (S. 40)! So soll kein Mensch das Recht haben, dem Professor Wagner seine Ueberzeugung von der Substantialität der Seele streitig zu machen und doch soll einem gründlichen Nachdenken dieselbe immer als eine höchst einseitige, unhaltbare erscheinen (S. 15). Hier gibt es nur ein aut — aut. Entweder Wagner's Ansicht ist unbeweisbar, aber auch nicht zu widerlegen, dann darf Niemand ihm das Recht seiner Glaubensentscheidung bestreiten — oder seine Ansicht ist unhaltbar, dann hat Jeder, der sich wissenschaftlich mit ihm einläßt, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Unhaltbarkeit derselben zu beweisen, solange er Wagner's Vernunft für überhaupt zurechnungsfähig hält. Und thäte er dies nicht, so wäre es besser, die Ansicht eines Irrgeglaubten wissenschaftlich überhaupt nicht zu berücksichtigen. Nur dem Kriticismus durften idealistische, materialistische oder ideal-realistische Erklärungsweisen als gleich mögliche Hypothesen erscheinen, über deren Wahrheit zu entscheiden er nicht wagt in der bescheidenen Erkenntniß der Grenzen unserer Einsicht. Von diesem Standpunkt aus wäre wol noch ein beruhigendes Wort über Leib und Seele zum Streite der Parteien zu sagen. In der Regel scheut

nur leider der beſonnene Kriticismus zu ſehr, ins Feld zu rücken, da er nicht vergeſſen zu haben pflegt, wie oft dieſelbe Schlacht ſchon einmal geſchlagen; aber was hilft's, der Kampf iſt alt und jede Zeit führt neue Streiter auf das Feld, von dem keiner ſich läſſig zurückziehen ſollte. Das Reiben bleibender Gegenſätze iſt unter uns Menſchen nun einmal Bedingung des Fortſchritts. Möchte ein Kritiker zu dieſem Streite bald ein letztes Wort noch ſagen, damit die Schwächen von Schaller's eigenem poſitiven Standpunkt ſeinen Gegnern, die ihren Streit mit ſoviel Talent und doch theilweiſe mit ſo großer Unwürde zu führen ſich nicht entblöden, nicht in die Hände arbeiten.

Hiſtoriſche Volkslieder aus dem nördlichen Böhmen.

Von

J. Virgil Grohmann.

Meine diesmalige Mittheilung aus dem Schatz des deutſchen Volksliedes in Böhmen ſoll ſich nur auf Proben beſchränken. Voran ſetze ich dabei ein Volkslied, welches offenbar aus Tirol ſtammt. In Goedeke's „Wochenſchrift", die leider ſobald zu erſcheinen aufhörte, hat Adolf Pichler lebhafte Klage darüber geführt, daß ſich in Tirol ſo ganz und gar kein Volkslied aus dem Freiheitskampfe erhalten habe und es wird hoffentlich allen übrigen Freunden des deutſchen Volksgeſangs angenehm ſein zu hören, daß wenigſtens ein Lied aus jener Zeit, indem es ſich nach Nordböhmen flüchtete, gerettet worden iſt; nämlich:

1. Die Tiroler Scharfſchützen.

Auf, auf ihr Schützen, wir müſſen ins Feld,
Der Kaiſer, der gibt uns Brot und Geld.
Deſſentwegen zieh'n die tiroler Scharfſchützen aus,
Weil ſie wollen beſtürmen das öſtreichiſche Haus.

O du gütigſter Himmel, wir bitten dich ſehr,
Schick' uns viel tauſend Franzoſen daher!
Deſſentwegen zieh'n die tiroler Scharfſchützen aus,
Weil ſie wollen beſtürmen das öſtreichiſche Haus.

Der Bonapart Gott Vater, der Bonapart Gott Sohn,
Keinen heiligen Geiſt haben wir nicht davon.
Deſſentwegen zieh'n die tiroler Scharfſchützen aus,
Weil ſie wollen beſtürmen das öſtreichiſche Haus.

2. Prinz Ferdinand.

Gleichfalls aus den franzöſiſchen Kriegen. Lobendau iſt ein Dorf im nördlichen Böhmen an der Grenze von Sachſen.

Rufet Vivat! Prinz Ferdinand ſoll leben!
In Lobendau ſind wir angeworben,
Mit Vergnügen, ohne Sorgen
Bei Wein und Bier
Prinz Ferdinand ſeind wir!

Nun müſſen wir marſchiren
Aus Lobendau hinaus,
Müſſen wacker ſtreiten
Vors kaiſerliche Haus.
Beim Schießen und Knallen,
Muß Mancher umfallen;
Drum Brüder, faßt friſchen Muth,
Weil's Blut noch wallen thut.

3. Schlacht bei Waterloo.

Bei Brüſſel ſtand eine Eiche,
Dort ruht' ich Tag und Nacht;
Da hört' ich ein Geräuſche
Von ſtarker Kriegesmacht.

„Es fängt ſchon an zu tagen,
Auf, auf, ihr Pionniers!
Voran zum Bruckenſchlagen,
Ihr flinken Pontonniers!"

„Sappeurs hebt eure Schanzen,
Es nahet ſich die Schlacht!
Franzoſen müſſen tanzen,
Friſch auf, Muſik gemacht!"

Trompeten hört' ich ſchallen,
Ein ſchreckliches Geſchrei;
Kanonen hört' ich knallen,
Angſt wurde mir dabei.

Auf, auf! Kartätſchen fliegen!
Auf, auf, Artillerie!
Voran ihr ſtolzen Jäger!
Vor dem Feinde flieht ihr nie.

Zielt dem Tyrann entgegen,
Der uns verſchlingen will.
Wir ſcheuen nicht den Regen,
Sieg oder Tod das Ziel!

Da fiel ein ſtarker Nebel,
Der Tag verſchwand in Nacht.
Da klirrten tauſend Säbel,
Das hat Manchen umgebracht.

Dort auf dem rechten Flügel,
Den kennen wir ja ſchon,
Der mit gewohntem Siege,
Es iſt der Wellington.

Der Franzmann ward geſchlagen
In dieſer Schreckenszeit;
Wir thaten ihn verjagen,
Zerſtreuen weit und breit.

Vorwärts! rief Vater Blücher,
Vorwärts! und folgt mir nach!
Sie drangen wol dem Greiſe
In ſtarken Reihen nach.

Held Blücher ließ dem Feinde
Im Fliehen keine Ruh',
Schickte ſtets im Avanciren
Kartätſchen auf ſie zu.

Das obige: „Bei Brüſſel ſtand eine Eiche u. ſ. w.", iſt ein beliebter Anfang der gleichzeitigen Schlachtlieder und wird mannichfach verändert, z. B. „Bei Augsburg ſtand eine Eiche" ꝛc. Aus den ältern Liedern, unter denen ſich auch die bekannten „Marlborough", „Prinz Eugen" (Goedeke, „Elf Bücher deutſcher Dichtung", I) „Kaiſer Joſephus" (Simrock, Nr. 325) wiederfinden, hebe ich hervor:

4. Die Eroberung von Belgrad.

Als die große Stadt Belgerad
Joſephus der Zweite belagert hat,
Da mußte Laudon commandiren,
Wie man den Streit ſollte führen;
Da trat er mit ſeiner Macht
Vor die Türken in die Schlacht.

Ein Trompeter wird geſandt
In die Stadt zum Commandant,
Ob er ſie wollt' übergeben,
Oder ſollten's ſie einnehmen
Mit viel Pulver und Kanon,
Läßt euch ſagen der Laudon.

Der Commandant ſchloß dieſen Rath:
Es muß brennen mir der Bart,
Eh' ich dieſen Ort thu' laſſen.
Das ſollen die Trompeter blaſen.
Dazu kömmt der Großvezier
In zehn Stund zu Hülfe mir.

Da nun Laudon das vernahm,
Daß der Großvezier nicht kam,

Weil ihn hatt' mit Roß und Wagen
Prinz von Koburg ſehr geſchlagen;
So befahl er dieſes Wort:
Greift gewaltig an den Ort.

Bringt euch Alle ins Geſchick,
Weichet keiner nicht zurück!
Thut der Feſtung nicht verſchonen,
Mit viel Pulver und Kanonen.
Schießt die Wachtel aus dem Neſt,
Haltet euch gut, aufs allerbeſt!

Da nun das Feuer ſo ſchwer ward,
Daß ihm abgebrannt der Bart,
Da ſchickt er einen Abgeſandten,
Eine Weil' doch einzuhalten,
Er woll' ihm übergeben die Stadt
Weil Laudon gewonnen hat.

Nun ſo ſei es ausgemacht
Mit den Türken zu guter Nacht!
So viel läßt euch Laudon ſagen:
Wenn die Trommel wird geſchlagen,
Packt euch all' ihr Türken fort,
Weil nun kaiſerlich der Ort.

An ältern Liedern iſt im nördlichen Böhmen kein Mangel. Selbſt ein Abſchiedslied des Kurfürſten Maximilian Joſeph von Baiern (geſtorben 30. December 1777) habe ich gefunden: aber nichts, gar nichts aus der neueſten Zeit. Wie wär' es auch möglich!

Literatur und Kunſt.

Ueberſetzungsliteratur.

Unter dem Titel „Hundert Fabeln. Nach P. Lachambeaudie von Ludwig Pfau" erſchien bei Gebrüder Katz in Deſſau ein kleines, höchſt zierlich ausgeſtattetes Büchlein, das wir nicht nur den Freunden der modernen franzöſiſchen Literatur, ſondern überhaupt allen Freunden der Poeſie zur Beachtung empfehlen. Die Gattung der Fabel, dieſe ehedem ſo beliebte und volksthümliche Gattung, iſt in neuerer Zeit einigermaßen in Verruf gekommen und nicht ganz mit Unrecht, inſofern zur glücklichen Pflege dieſer Gattung wirklich eine Naivetät und Unbefangenheit gehört, welche unſer raffinirtes und überfeinertes Zeitalter längſt nicht mehr beſitzt. Umſomehr Anerkennung verdient die geſchickte und dabei wirklich poetiſche Art, mit welcher Lachambeaudie dieſe Schwierigkeit überwunden hat, ohne dabei die eigenthümlichen Grenzen der Gattung allzu weit zu überſchreiten oder dem Geſchmack der Leſer Zwang anzuthun. Seine Fabeln, die in Frankreich

ſelbſt eines großen Rufs genießen und wahrhaft volksthümlich geworden ſind, haben ſämmtlich eine epigrammatiſche, viele auch eine politiſche Färbung, ohne darum jene Einfachheit und Natürlichkeit aufzugeben, welche die Grundlage der Fabel bildet. Ein beſonderer Reiz der Lachambeaudie'ſchen Fabeln liegt ferner in der Anmuth der Sprache und dem leichten, fließenden Verſe: ein Umſtand, durch den ihr Werth in den Augen der Landsleute natürlich um ein Beträchtliches erhöht wird, während er zugleich die Schwierigkeiten vermehrt, mit denen ein Ueberſetzer dieſer leichten ſpielenden Dichtungen zu kämpfen hat — Dichtungen, die wir am liebſten mit den Skizzen vergleichen möchten, die ein geiſtvoller Künſtler dem Leben ablauſcht, um ſie mit raſchem Griffel in ſeine Mappe einzutragen, ſo keck hingeworfen ſind ſie und von ſolcher urſprünglichen Grazie. Doch gebührt dem Verfaſſer der vorliegenden Arbeit das Lob, daß er die großen Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe faſt ohne Ausnahme höchſt glücklich überwunden hat; die Form, dem Original ſtreng nachgebildet, athmet eine Leichtigkeit und Anmuth, die uns faſt durchweg vergeſſen läßt, daß wir nur eine Ueberſetzung in Händen haben und auch die eigenthümliche Miſchung von Naivetät und Ironie, durch welche dieſer neueſte Fabeldichter der Franzoſen ſich auszeichnet, iſt in den meiſten Fällen recht treffend wiedergegeben. Bedauern dagegen müſſen wir, daß der Ueberſetzer es für überflüſſig erachtet hat, ſeinem Buche irgendeine Art von biographiſcher, literargeſchichtlicher oder ſonſtiger Auskunft mitzugeben; Lachambeaudie iſt in Deutſchland bisjetzt noch ſo wenig bekannt (nur das „Magazin des Auslandes", das ſich überhaupt um die Kenntniß und Verbreitung der ausländiſchen Literaturen fortwährend das größte Verdienſt erwirbt, hat vor einiger Zeit, wenn uns unſer Gedächtniß nicht täuſcht, eine ausführliche Charakteriſtik des Dichters gebracht), daß eine derartige Beigabe keineswegs überflüſſig geweſen wäre, vielmehr glauben wir, daß ſie der Ueberſetzung ſelbſt und ihrer Verbreitung in der deutſchen Leſewelt nur zum Vortheil gereicht haben würde.

Dieſelbe Ausſtellung haben wir auch gegen „William Tullen Bryant's Gedichte, deutſch von Alexander Neidhardt" (Stuttgart, Metzler) zu erheben. Doch kann Hr. Neidhardt allerdings für ſich anführen, daß Bryant's Name in den letzten Jahren auch in Deutſchland ziemlich bekannt geworden iſt, wie denn überhaupt die junge amerikaniſche Lyrik, vielleicht wegen des verwandten Zuges, der durch ſie hindurchgeht, in Deutſchland eine verhältnißmäßig ſehr zuvorkommende Aufnahme gefunden hat. Bryant nimmt unter dieſen Lyrikern eine der erſten Stellen ein, vielleicht ſogar die erſte nach Longfellow, der ihn allerdings durch größere Gedankentiefe übertrifft. Bryant iſt ein mehr kindlicher, harmloſer Geiſt, aber von großer Reinheit und Lieblichkeit; mit beſonderer Innigkeit vertieft er ſich in die Natur, während er zugleich für Freiheit und allgemeine Gerechtigkeit ſowie überhaupt für alle edelſten Güter der Menſchheit mit einer Begeiſterung glüht, wie wir ſie nur irgend von einem Dichter erwarten können, über deſſen Wiege das Sternenbanner der Union gebreitet lag. Hr. Neidhardt, dem Publicum bereits durch ſeine vortreffliche Ueberſetzung von Walter Scott's erzählenden Dichtungen auf das rühmlichſte bekannt, hat auch die Bryant'ſche Lyrik mit der ganzen ihr eigenthümlichen Lieblichkeit des Ausdrucks und dem ganzen poetiſchen Schwunge wiedergegeben, der dem Original innewohnt.

Wir bedauern, daß uns der Raum nicht geſtattet, durch Mittheilung einzelner Proben dem Leſer die außerordentliche Virtuoſität anſchaulich zu machen, mit welcher der Ueberſetzer die Sprache handhabt, ſowie das feine und richtige Gefühl, womit er alle Schönheiten des Originals empfindet und wiedergibt. Doch können wir nicht umhin, wenigſtens auf einzelne beſonders gelungene Stücke aufmerkſam zu machen, wie z. B. „Monumentberg" (S. 89); „Juni" (S. 124); „Ich kann nicht vergeſſen" (S. 132); „Der Afrikanerhäuptling" (S. 156); „Die Winde" (S. 271) ꝛc.: Alles Stücke, die nicht nur zu den gelungenſten des Dichters gehören, ſondern die auch das ſeltene Talent, den Fleiß und die Gewiſſenhaftigkeit des Ueberſetzers im hellſten Lichte erſcheinen laſſen.

Auch Johann Arany iſt in den letzten Jahren in Deutſchland mehrfach genannt worden, bei der außerordentlich geringen Kenntniß jedoch, deren die ungariſche Literatur bisher in Deutſchland noch genießt, wird er den Meiſten wol ein bloßer Name geblieben ſein, ſodaß alſo die beiden Ueberſetzungen, welche Moritz Kolbenheyer ſoeben hat erſcheinen laſſen: „Toldi. Poetiſche Erzählung in zwölf Geſängen. Aus dem Ungariſchen des Johann Arany, im Versmaß des Originals überſetzt von Moritz Kolbenheyer. Mit einem Brief von Friedrich Hebbel" (Peſth, Heckenaſt), und „Toldi's Abend. Poetiſche Erzählung in ſechs Geſängen. Aus dem Ungariſchen des Johann Arany, im Versmaß des Originals überſetzt von Moritz Kolbenheyer," (ebendaſelbſt), ſchon als Bereicherung unſerer literariſchen Kenntniſſe willkommen zu heißen ſind. Aber auch in poetiſcher Hinſicht verdient die Doppelgabe alle Beachtung. Arany gilt nächſt Pötöfi für den bedeutendſten Dichter ſeiner Nation. 1819 geboren, machte er ſich nach einer Jugend voll Entbehrungen und Kämpfe zuerſt 1843 durch ein komiſches Gedicht bekannt, „Die verlorengegangene Conſtitution", welches den von der Kisfaludy-Geſellſchaft in Peſth ausgeſetzten Preis errang. Vier Jahre darauf veröffentlichte er den erſten Theil ſeines „Toldi", einer epiſchen Trilogie, bei der ihm ein älteres Gedicht von Illosvai aus dem Jahre 1574 zur Grundlage gedient, das ſeinerſeits wiederum aus alten, ihrem Urſprunge nach weit in die Vorzeit der ungariſchen Nation hinaufreichenden Volksliedern entſtanden zu ſein ſcheint. Ueber die Treue der vorliegenden Bearbeitung vermögen wir wegen mangelnder Kenntniß des Originals und der Sprache nicht zu urtheilen. Doch lieſt ſie ſich mit großer Leichtigkeit, wie denn das Ganze einen angenehmen poetiſchen Eindruck macht und der günſtigen Aufnahme, welche Friedrich Hebbel ihm in ſeinem kurzen Einleitungsbriefe vorausſagt, vollkommen würdig erſcheint.

Endlich ſei hier noch einer Uebertragung aus den Alten gedacht, die wir der Beachtung unſerer Leſer ebenfalls mit gutem Gewiſſen empfehlen können: „Horaz' Satiren und Briefe. Ins Deutſche übertragen von Fr. Frölich" (Schleswig, van der Smiſſen). Der Verfaſſer, einer der zahlreichen ſchleswigſchen Juſtizbeamten, die durch die neueſten politiſchen Schickſale des unglücklichen Landes um Amt und Brot gekommen ſind, hat die unerwünſchte Muße, die ihm auf dieſe Art zutheil geworden, benutzt, die vorliegende Bearbeitung, die er urſprünglich nur zur eigenen Erheiterung und Unterhaltnng begonnen hatte, zu vollenden. Er hat ſich dabei jener freien Uebertragungsweiſe bedient, wie ſie namentlich von Wieland und zwar an demſelben Ge-

genstande geübt wurde. Diese freiere Methode hat besonders seit Voß und Schlegel viele Anfechtungen erlitten; um so bezeichnender ist es, daß man in neuester Zeit mehrfach wieder dazu zurückgekehrt ist. Daß sie das Höchste der Uebersetzungskunst sei, wird Niemand behaupten; vielmehr wird das eigentliche Streben der Uebersetzungskunst als solcher immer darauf gerichtet bleiben müssen, mit der treuesten Wiedergabe des Inhalts auch zugleich die möglichst vollständige und genaue Reproduction der Form zu verbinden. Einstweilen indeß, bis dies Ziel erreicht sein wird (nämlich wenn es überhaupt zu erreichen steht und wenn nicht fortwährende und immer neue Versuche vielmehr das Einzige sind, was in dieser Hinsicht geleistet werden kann), bis dahin und zu Gunsten der zahlreichen Leserclasse, der es nur um die sittlichen und ästhetischen Anregungen des Inhalts zu thun ist, sind auch freiere Bearbeitungen gleich der vorliegenden gewiß ganz an ihrem Platze, besonders wenn sie mit soviel Geschmack und sicherm Takte gearbeitet sind, wie das Alles in dieser Frölich'schen Uebertragung der Fall ist. Dieselbe athmet ganz die weltmännische Leichtigkeit, die milde lächelnde Ironie, durch welche das Original seit bald zwei Jahrtausenden der Gegenstand allgemeinster Bewunderung ist und auch fernerhin bleiben wird, solange die Ueberlegenheit eines gesunden, klaren Blicks und einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens auch in der Poesie ihr Recht behaupten wird. Ja ohne das Princip selbst aufzugeben, müssen wir doch einräumen, daß dieser lachenden Weisheit der leichte, ruhige Fluß des iambischen Verses viel besser zu Gesichte steht als der Hexameter, der im Deutschen meistentheils viel zu feierlich und großartig auftritt. Daß er dies freilich nicht zu thun braucht, das haben z. B. die Goethe'schen Hexameter längst bewiesen: doch ist es eben nicht Jedermanns Sache, Goethe'sche Hexameter zu schreiben und so wollen wir denn mit diesem Frölich'schen Horaz in Jamben uns einstweilen dankbarlich begnügen und das Weitere der Zukunft überlassen. R. P.

Zur deutschen Mythologie.

Die aufstrebende Literatur der deutschen Mythologie ist um zwei neue tüchtige Werke reicher geworden: „Odin. Von Wolfgang Menzel" (Stuttgart, Neff) und „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. Von Karl Simrock" (Bonn, Marcus). Von ihnen umfaßt das letztgenannte Werk das bisjetzt eröffnete Gebiet vollständig, während das erstere den weitesten und wichtigsten mythischen Kreis, den des Odin, mit Gründlichkeit durchmißt und durchforscht, mit der Andeutung, daß allmälig das ganze Gebiet in derselben Weise behandelt werden soll. Beide Werke wirken verschieden, stimmen jedoch darin überein, daß sie nordische und deutsche Mythologie so ziemlich als ein zusammenhängendes Ganze behandeln. Ja bei Menzel geht dies so weit, daß er sogar den nordischen Namen Odin (wie er hergebrachtermaßen statt der uns auffälligen nordischen Orthographie schreibt) selbst auf dem Titel seines Werks für den deutschen Wodan, Wuotan gebraucht, ähnlich wie einst auch Uhland seine Forschungen über den Donnergott unter dem Namen des nordischen Gottes Thor erscheinen ließ. Fassen wir zunächst die Menzel'sche Schrift etwas näher ins Auge, so erkennen wir sofort, daß wir hier eine Arbeit vor uns haben, hervorgegangen

aus jahrelangen weitschichtigen und mühsamen Studien. Mit musterhaftem Fleiß hat der Verfasser die zerstreute Literatur der Sagen und Märchen, die anschwellende Flut der Sammlungen Schritt für Schritt durchforscht, geordnet, gesichtet, um sodann die auf diese Weise gewonnenen, in Deutschland und anderswo haftenden Züge in das festere Gebäude der nordischen Sage einzufügen. Damit hat er einestheils den Sagen ihren oft übersehenen mythischen Gehalt in vielen Fällen zurückgegeben und sie trefflich erläutert, andererseits aber haben dadurch auch oft die entlegenen und fragmentarischen nordischen Mythen ihre Ergänzung und Erklärung gefunden. Ueberhaupt leistet das Werk weit mehr, als der Titel verspricht: nicht blos das Wesen Odin-Wodan's, sondern sämmtliche Götter und göttlichen Wesen, sämmtliche Mythen und Sagen (Weltschöpfung ꝛc.) lernen wir darin kennen, die irgendeine Beziehung auf das Walten oder die Eigenschaften des genannten Gottes haben: also ein ganzes Götterheer, Balder, Heimdallr, Frei, Irmin und zahlreiche Andere. Bei alledem und obwol zum Theil sehr neue Arbeiten, wie z. B. Schambach und Müller's „Niedersächsische Sagen" benutzt sind, bemerken wir doch einzelne Lücken, namentlich was das nordwestliche Deutschland betrifft. So vermissen wir z. B. die bedeutende osnabrücker Alkenkrug-Sage*), und obwol die quellenstampfenden Rosse Baldur's (S. 73) und Wodan's (S. 172) gebührendermaßen beachtet und beleuchtet sind, letzteres hier als Siegesroß, an andern Stellen als Wunsch- und Heilpferd, so finden wir doch von den eng damit zusammenhängenden Karlssagen, welche sich an die norddeutschen Karlssteine knüpfen, nur die gudensberger von Karl im Odenberge nach Grimm's „Mythologie" erwähnt. Die rosengarten-harburger Sage, am dortigen Karlsstein und Quickborn haftend, ist beinahe so umfangreich wie jene und bietet, in Gemeinsamkeit mit den nach anderer Seite hin sich erweiternden osnabrückern noch das neue Moment des weckenden und getödteten Hundes statt des zu tödtenden Menschen. Wenn übrigens Menzel sagt, Karl's Biograph Einhard erzähle diese Geschichte schon von Karl, so ist das sehr ungenau, wie das Menzel'sche Werk denn überhaupt in der Genauigkeit der Citate, namentlich bei den ältesten Quellen, Manches zu wünschen läßt. In der That nämlich gibt Einhard bei Gelegenheit der Zerstörung der Irminsul, von der noch unten die Rede sein wird, wörtlich übersetzt nur Folgendes: „Das Heiligthum, welches Irminsul von den Sachsen genannt wurde, zerstörte er. Als er bei dessen Vernichtung an derselben Stelle drei Tage lang verweilte, traf es sich, daß durch fortdauernde Heiterkeit des Himmels alle Bäche und Quellen jener Gegend austrockneten und kein Trinkwasser gefunden werden konnte. Damit aber das Heer nicht länger verschmachtet leide, glaubt man, habe es sich durch göttlichen Rathschluß ereignet, daß an einem Tage, als Alle der Sitte gemäß um Mittag ruheten, unter einem an das Lager stoßenden Berge eine solche Wassermasse in dem Bette eines Gießbaches hervorbrach, daß es für das Heer genügte." Jener Brunnen ist aber als der Bullerborn bei Altenbeken oder Oldenbeke nicht weit von den Quellen der Lippe

*) Mittheilungen des osnabrücker Historischen Vereins von 1853. Dort findet man auch die osnabrücker Karlssagen; über die andern s. „Bremer Sonntagsblatt", 1854, Nr. 21 und 22, nebst Schambach und Müller, S. 44.

im Paderbornschen nachgewiesen; mythisch könnte daher bei Einhard allein die Sage vom Durste sein, denn die Quelle soll periodisch fließen. Die Localität ist so sicher, daß Pertz danach den Stand der Irminsul nicht mehr im oder beim alten Eresburg, dem heutigen Stadtbergen, sondern etwas (aliquot passuum millibus) südöstlich von den Quellen der Lippe sucht. Inzwischen können solche und ähnliche Ausstellungen, zu denen sich hier und da wol noch Veranlassung fände, nicht den Werth eines Werks verringern, das übrigens zu den wichtigsten und reichhaltigsten seiner Gattung gehört. Eine kurze Uebersicht des Inhalts wird dies letztere Urtheil bestätigen. Das Ganze zerfällt in acht Bücher, deren erstes schildert „Odin's Walten in der Natur", wobei der lateinische, deutsche und nordische Name des Gottes erörtert und das Verwandte im scythischen Zamolkis herangezogen wird. An die Sage von Odin's Entstehung knüpft sich die „Von der rothen Kuh"; auf Mitgard (die Erde) und das achtbeinige Himmelsroß Sleipnir folgen die Sagen von den Teufelsmauern. Das milde Götterwesen der Vanen, dann Hönir und Niördr finden hier ebenfalls ihre Würdigung. Das zweite Buch, „Odin's Noth und Verbannung" enthaltend, deckt die Beziehungen zum griechischen Prometheus auf. Baldur's Geschick, Schmied Wieland, Knecht Ruprecht, Frau Uote aus den Nibelungen, der vom Teufel heimgebrachte Ritter (den Müller für Odin selbst hält, während Menzel der ältern Erklärung, der Teufel sei Odin, beipflichtet), Hadubrand, Wolf Fenrir bilden den weitern Inhalt dieses Abschnitts, welchen Odin's Tod beschließt. Der dritte, „Odin's Wirken in der Menschheit", beginnt mit dem asiatischen Ursprung, der Odinslehre und ihrem Verhältniß zu andern asiatischen Religionssystemen. Die Irminsul wird abgehandelt; ebenso der furor teutonicus und die Berserkerwuth. Das vierte Buch bringt die „Wunschdinge als Attribute Odin's", wobei besonders der ethische Charakter des mehrgenannten Gottes hervorgehoben wird. Auch der irländische Heilige Maedoc oder St.-Aidanus aus Wolf's Zeitschrift, dessen Name schon an Odin mahnt, liefert seinen Beitrag; ebenso das unserm Volke noch so wohlbekannte Glück-, Sieges- und Heilpferd, ferner das „Seelenschiff" ꝛc. Im fünften Buch wird uns das „Wilde Heer" vorgeführt, der Hackelberend, Hackelberg und wie die Namen des gespenstischen Reiters weiter lauten, den Menzel jedoch gegen Müller's Ansicht nicht mit dem Kronos zusammenhalten will, weshalb er auch das Hereinziehen der Räubersagen verwirft. Dagegen finden wir hier Anderes, was man kaum erwartet: bei der wilden Jagd das — Allerseelenfest. Der 1. November steht nämlich in bedeutungsvollem Gegensatz gegen Walpurgis, den 1. Mai; dort das Abschieds- und Trauer-, hier das Heimkehrfest der Vegetation. Auch die in Bergen und Brunnen eingeschlossenen Könige und Kaiser finden eine natürliche Stelle in Odin's „Geisterheer". Aber auch der Rattenfänger von Hameln stellt sich ein, aus dem Daumer bekanntlich ein furchtbares Menschenopfer christlicher Priester machen wollte. Dagegen hält Menzel es für nicht unmöglich, daß „sich die Sage von Hameln, vom Lorscher See und Tannenberg auf örtlichen Unterweltscultus bezogen haben könnte". Auch die Todtentänze finden hier ihre Besprechung. Das sechste Buch ist „Odin's Hofhaltung" gewidmet, wo denn auch seine Thiere auftreten, unter denen wir jedoch Karl's Hund vergeblich suchen. An Odin knüpfen sich die Geistermahlzeiten; der „Raub des Trink-

horns", bekanntlich eine am oldenburger Fürstenhause haftende Sage, der Spielmann beim Geistertanz, die goldenen Kegel, die uralten Weinkeller der Geister, Geisterschlachten, der Rosengarten, der Glasberg, alle diese uns aus der Kinderzeit so geläufigen Sagen — hier wird ihnen ihre Stätte angewiesen. Im siebenten Buche, „Walkyrien", wird unter Anderm die Rettung der Lurleisage als einer alten Volkssage versucht, jedoch, wie uns scheinen will, mit wenig Glück und wird es auch wol nach Menzel dabei bleiben müssen, daß, wie zuerst von Goedeke, „Elf Bücher deutscher Dichtung", II, 306, nachgewiesen ward, diese vielverbreitete Sage lediglich eine Erfindung Clemens Brentano's ist, die erst seitdem ins Volk übergegangen. Auch Sigurd oder Sifrit, Siegfried und seine Beziehungen zum griechischen Achill, endlich die Tanhäusersage finden wir hier erörtert. Das achte Buch endlich ist dem „Schlafenden Gotte" gewidmet; die Sage vom dürren Baum mit der daran geknüpften Hoffnung einer wiederkehrenden bessern Zeit bildet den Schluß des Werks. Für diesen reichen Inhalt nun sowie für die übersichtliche, klare Weise, in welcher derselbe uns geboten wird, verdient der Verfasser, wie gesagt, den Dank Aller, die sich mit deutscher Mythologie beschäftigen. Anders jedoch möchte es sich mit der von ihm versuchten Deutung der Mythen verhalten, obwol Menzel gerade auf diesen Punkt große Mühe verwendet hat und den Resultaten seiner Anstrengung selbst einen nicht geringen Werth beizulegen scheint. Wir fürchten, daß er damit im Gegentheil viel Widerspruch ernten wird und zwar nicht mit Unrecht: denn so schön und passend Manches gedeutet ist im Großen wie im Kleinen, so scheint er uns doch im Ganzen viel zu viel abstrahirt zu haben und dadurch allzu weit von der concreten Unmittelbarkeit und der natürlichen Anschauung jener Jahrhunderte, in welchen der deutsche Glaube lebte, sowie von der frischen, regen Naturwüchsigkeit, die jenen Stämmen eigen war, abgewichen zu sein. So sagt er S. IX: „In Odin wurde nichts Anderes verehrt, als was man jetzt die Praxis nennt. Er ist ohne Zweifel als der «absolute Geist» aufgefaßt worden, aber die Speculation unserer Urväter machte denselben Gang durch, den Goethe nicht ohne tiefen Instinct seinen Faust machen läßt, indem derselbe den Satz «im Anfang war das Wort» ungenügend findet und sagt: «Im Anfang war der Sinn» (Geist), und auch damit nicht zufrieden weitergeht: «Im Anfang war die Kraft»; aber weil die Kraft doch nicht unwirksam bleiben kann, zuletzt triumphirend ausruft: «Im Anfang war die That»." Recht hübsch und fein, aber leider zu abstract, daher zu unwahrscheinlich; selbst die spätesten Zeiten des nordischen Heidenthums haben sich schwerlich zu einer derartigen Gedankenhöhe, selbst auch nur instinctmäßig zu erheben vermocht.

Indem wir uns sodann zu dem Simrock'schen Werke wenden, so dient uns schon von vornherein der bloße Name des Verfassers als Bürgschaft, daß wir hier ein Werk vor uns haben, welches seinen Stoff, sowol nach Seiten der deutschen wie der nordischen Mythenwelt vollständig erschöpft und beherrscht. Und diese Erwartung findet auf jeder Seite des Werks ihre Bestätigung. Eine andere Frage freilich ist es, ob die nordischen Götter, deren Glaube sich ziemlich ungestört zwei bis drei Jahrhunderte länger und weiter entwickeln konnte als selbst das letzte Heidenthum in Deutschland, das niedersächsische, wirklich so ohne weiteres mit denen unserer Urväter ver-

eint, wo nicht gänzlich identificirt werden dürfen. Der Glaube Homer's und Sophokles', oder gar des Euripides Theologie haben allerdings dieselben griechischen Götternamen und Wesen: aber wie himmelweit verschieden ist die Anschauung. Und doch war die Entwickelung ständig vor sich gegangen, kein fremdes Element hatte sich gewaltsam hineingedrängt, nur durch friedliche Missionsarbeit hatten sich fremde Culte weniger geltend gemacht, als sich mit dem Griechenthum harmonisch verschmolzen. Ganz anders in Deutschland. Selbst wenn es feststände, daß vor Karl's Sachsenzügen die Sachsen und Nordländer denselben Glauben gehabt, so würde es doch noch immer ein gewagtes Unternehmen bleiben, den Schweden- oder Dänencultus des 11. Jahrhunderts auf die Sachsen zu übertragen; vielmehr würde nach unserm Dafürhalten selbst unter jener Voraussetzung allein dies erlaubt sein, die vorhandenen Reste des Einen nach Analogie des Andern zu ergänzen und wiederherzustellen. Aber so steht die Sache gar nicht einmal; die Elemente der Vergleichung, welche in Deutschland sich gerettet haben, sind erst durch die Verfolgungen einer neuen, ihnen aufs äußerste feindlichen Religion verwandelt und entstellt zu uns gekommen. Zwar hat die Meisterhand Grimm's aus diesen Trümmern die Fundamente des alten Baus restaurirt, ja selbst manches Ornament hat er wieder zutage gefördert: aber keineswegs hat er alles Nordische im Deutschen wiederzuzeigen versucht noch umgekehrt, sondern stets ist jenes von ihm nur zur helfenden Vergleichung, zum leitenden Wegweiser benutzt worden. Und auch dieser Gang ist bekanntlich schon angefochten worden; um wieviel bedenklicher erscheint mithin eine Zusammenfassung, wie dieselbe hier von Simrock systematisch durchgeführt worden ist und wie der verstorbene J. W. Wolf dieselbe liebte! Allein wie dem auch sei: Simrock's Buch bleibt unter allen Umständen eine höchst erfreuliche und dankenswerthe Erscheinung. Bei dem jetzigen Zustande der deutschen Mythologie war ein „Handbuch", in welchem Deutsches wie Nordisches treu dargestellt und klar übersichtlich gefunden werden kann, eine Art Bedürfniß geworden. Der Laie namentlich bedurfte es zur Orientirung; aber auch dem Forscher wird es eine willkommene Gabe sein, die manches Werthvolle und Neue bietet. So z. B. in der Auffassung des Irmin oder Hirmin, d. i. der Irminsäule, in Betreff deren Simrock und Menzel eine auffallende Verschiedenheit zeigen. Simrock versteht unter Irmin ein göttliches Wesen, welches Donar oder Thor nahe steht, näher dem Zin oder Tyr (Heru, Eru), dem Schwertgotte. Die Thorssäulen des Nordens führten den Hammer des Gottes, konnten daher von den Lateinisch schreibenden Mönchen am ersten mit dem Keulenträger Hercules verglichen werden, und da Widukind von Korvei von der Irminsul der Sachsen zu Scheidungen erzählt: im Namen hätten sie den Mars, durch das Säulenbild den Hercules verehrt, und (den griechischen Hermes und den römischen Mars verwechselnd) hinzufügt, daß Hirmin oder griechisch Hermes den Mars bedeute: so schließt Simrock daraus, das Säulenbild des Irmin habe eine Keule oder einen Kolben wie Hercules geführt. Auch Grimm denkt an ein heldenmäßig gerüstetes Götterbild, aber trotzdem an den Wodan, von dem sonst nichts Aehnliches erzählt wird. Im spätern Mittelalter dachte man die oft erwähnte Irminsäule (Grimm, „Mythologie", S. 100 fg., 104 fg.) allerdings häufig als Bild. Doch kann in Widukind's Stelle in der That auch eine einfache Säule ohne

Bild gemeint ſein. Denn wenn „die Sachſen durch das Bild der Säulen den Hercules“ verehrten, ſo konnte er an die bekannten ſogenannten Herculesſäulen des Alterthums (Gibraltar) denken. Pertz („Monumenta Germaniae“) freulich deutet das Sachſen-Altarzeichen* als hohe Holzſäule, die einigermaßen das Bild des Hercules wiedergab, während er die große Irminſäule (zu Einhard's „Annalen“, a. 772) im Osning jenſeit der Lippequellen als wirkliche Säule des Menſchen Irmin oder Armin (Hermann) und ihre Stelle als Wahrzeichen der Wahlſtatt des Varus anſieht. „Daß aber dies Bild (signum) des unſterblichen Helden und das Heiligthum, worin es ſtand, ein gewaltiger Maſſenbau (magnae molis) war, ſodaß noch heute die Fundamente da ſein möchten, dafür zeugt, daß Karl der Große mit ſeinem ganzen Heere wenigſtens drei Tage bei der Zerſtörung zubrachte.“ Genauer zugeſehen, ſagt Einhard jedoch nur, er ſei drei Tage dort geweſen, und die andern Forſcher alle halten ſich an die große Holzſäule, die Ruodolf von Feld nennt; ja Schaumann („Geſchichte Niederſachſens“) meint, auf Widukind hier, wegen ſeiner Vermiſchung der griechiſchen und römiſchen Götter, nicht viel geben zu können. Dennoch wollen wir deſſen wichtige Nachricht vom Götterdienſt unſerer niederſächſiſchen Vorfahren hier überſetzen. Unter Hathagat's Führung hatte das ſächſiſche Hülfscorps, durch die treuloſe Vereinigung der fränkiſchen Bundesgenoſſen und der bekämpften Thüringer bedroht, die thüringiſche Veſte Scheidungen Nachts genommen; dann heißt es weiter („Witukind“, 1, 2): „Als es aber Morgen wurde, pflanzten ſie am öſtlichen Thore den Adler *) auf, und einen Siegesaltar errichtend, verehrten ſie in eigenthümlicher Verehrung dem ererbten Heidenthum gemäß ihre Götter, im Namen den Mars, durch das Bild der Säulen den Hercules, im Platze“ (nämlich gegen Oſten) „den Sonnengott, welchen die Griechen Apollo nennen. Daraus geht hervor, daß die Meinung Derer annehmlich iſt, die da glauben, die Sachſen ſtammten von den Griechen her, weil Mars Hirmin, oder griechiſch Hermes, heißt; welches Wort wir bis heute zum Lobe oder zum Tadel ohne es zu kennen gebrauchen.“ Drei Tage dauerte das Siegesfeſt und wurde immer wiederholt am 1. October; nachher legte das Chriſtenthum dorthin die mit Michaelis beginnende Faſtenwoche „die gemeine Woche“ oder „de meine weken“. Trat der Engel Michael an die Stelle des Schwertgottes, ſo war jenes wiederkehrende Irminfeſt alſo ein Schwertgottfeſt der Sachſen; anderer Orten aber, wie z. B. zu Stadtbergen, iſt der den Donnergott, Donar, vertretende Petrus an Irmin's Stelle getreten. Pertz glaubt nicht Irmin, ſondern Mar ſei das lobende und tadelnde Verſtärkungswort; er hat aber ſchwerlich richtig überſetzt und Widukind ſagt nur, „ſein“ Zeitalter verſtehe den Vorſatz irmin (= allgemein) nicht mehr.

Ungenau genug nimmt Menzel anſcheinend auf dieſe Stelle gar keine Rückſicht, ebenſo ungenau ſagt er (S. 121), Einhard und nach ihm Adam von Bremen melde, daß Irminſul „Allſäule, die Alles trägt“, bedeute,

*) Der Adler iſt die heilige Siegesfahne „mit eines Löwen und Drachen und darüber des fliegenden Adlers Bilde geziert“. Das Heerbanner der ſächſiſchen Kaiſer führte nachher den Engel (Widukind, 1, 38), „in deſſen Macht der Sieg iſt“ (3, 44), alſo doch den Michael; der heidniſchen Fahne nachgebildet das fliegende Weſen über dem Drachen.

wovon im Einhard (a. 772) nichts zu finden, wol aber im Ruodolf, deſſen Stelle Menzel anführt. Dieſem letztern Forſcher iſt „Irmin nur Ausdruck einer Verſtärkung, kein Name, von einer Säule des Irmin, etwa eines Gottes, iſt nicht die Rede". Allerdings doch, bei Widukind! Das ſpätere Aufſtellen der eresburger Irminſul im Dom zu Hildesheim iſt nach Letzner's Angaben erwähnt; die angebliche ſteht noch dort, iſt aber eine Marmorſäule, Beweis genug, daß ſie nicht dem altſächſiſchen Cultus angehörte, immerhin mag ſie aber beweiſen, daß man durch Säulenaufſtellung in chriſtlicher Kirche die im ſächſiſchen Dienſtcultus an die Säule Gewöhnten feſſeln wollte.

Simrock's Buch iſt Karl Müllenhoff gewidmet, dem ſtreitbaren Vertheidiger Lachmann's und ſeiner Auffaſſung der Nibelungen gegen die Angriffe, welche Adolf Holtzmann neuerdings, zum Entſetzen der ſtrengen Lachmann'ſchen Schule, dagegen gerichtet. Dieſer Umſtand mag uns zum Uebergang dienen, hier ſchließlich noch einige Worte über ein Werk des Letztern anzufügen, welches, wie es die geſammte jetzt geltende Auffaſſung des germaniſchen Weſens über den Haufen zu ſtoßen droht, auch für die deutſche Mythologie nicht ohne Intereſſe iſt. Das iſt: „Kelten und Germanen. Eine hiſtoriſche Unterſuchung von Adolf Holtzmann" (Stuttgart, Krabbe). Der Verfaſſer ſucht darin — mit wie viel Recht, kann hier nicht erörtert werden, da die Erörterung eine Maſſe von Specialunterſuchungen vorausſetzen würde — aber jedenfalls mit großem Geſchick und mannichfach überzeugend, nachzuweiſen, daß die ältere Anſicht von der Einheit des keltiſchen (galliſchen) und germaniſchen Stammes die richtige ſei; daß die britiſche (walliſiſche und bretagniſche) Sprache mit der altgalliſchen nichts zu thun, und nur von ihr Wörter entlehnt habe, als die rohere von der gebildetern. Den Beweis für ſeine Behauptung ſucht er durch deutſche Ausdeutung der erhaltenen alten galliſchen und galatiſchen Wörter und Namen zu zeigen. Die galliſche Sprache würde ſomit nach ihm einen ähnlichen ſelbſtändigen Platz unter den germaniſchen einnehmen wie die gothiſche. Man ſieht leicht, welchen Einfluß dieſe Vermuthung, wenn ſie haltbar iſt, nicht nur auf die keltiſchen Sprachſtudien und die hiſtoriſche Forſchung üben muß, ſondern namentlich auch auf die deutſche Mythologie, in welche die hinausgewieſenen Druiden mit ihrem geſammten Cultus wieder ihren Einzug halten würden.

HK.

Correſpondenz.

Aus Weimar.

Anfang Januar 1856.

GA. Erinnere ich mich recht, ſo wird es nächſtens ein Jahr, ſeit ich Ihnen von hier aus ſchrieb, die Werrabahn, dieſe wahrhafte Seeſchlange der thüringiſchen Correſpondenten, ſei glücklich aufs Trockene gebracht. Es hatte damals nämlich, in den erſten Monaten des verwichenen Jahres, eine Geſellſchaft engliſcher und franzöſiſcher Capitaliſten ſich zur Uebernahme des vielbeſtrittenen Baus bereiterklärt und dieſe Bereitwilligkeit auch durch

eine namhafte Caution bekräftigt, welche sie bei den betreffenden Regierungen hinterlegt hatte. Wer hätte nach solchen Einleitungen die Ausführung des Werks nicht für gesichert halten sollen? Und war es also wol wirklich zu rasch von mir gehandelt, als ich Ihnen damals schrieb, das Zustandekommen der Werrabahn sei als gesichert zu betrachten? Nichtsdestoweniger hat doch noch beinahe ein ganzes Jahr vergehen müssen, bevor meine damalige Mittheilung zur Wahrheit geworden und auch dies ist geschehen, ohne daß jene englisch-französische Gesellschaft, auf die wir damals so große Hoffnungen setzten, den mindesten Antheil daran hat. Vielmehr hatte dieselbe, gewisse vorsichtige Exceptionen benutzend, die sie ihrem Anerbieten hinzugefügt, sich schon nach wenigen Monaten wieder zurückgezogen, angeblich, weil der orientalische Krieg eine Ausdehnung zu gewinnen drohe, welche die Anlage neuer industrieller Unternehmungen von dem Umfange der Werrabahn unräthlich mache, in Wahrheit aber wol nur deshalb, weil sie nicht im Stande war, das erfoderliche Capital aufzubringen. Damit schien das Project der Werrabahn denn auf lange, ja vielleicht auf immer beseitigt und wäre es auch wol gewesen, hätte nicht die Bereitwilligkeit der Thüringischen Eisenbahngesellschaft, verbunden mit dem Eifer patriotischer Männer, der Energie und Einsicht unserer Regierungen, sowie endlich der großherzige Beistand, den die regierenden Häuser von Weimar, Koburg und Meiningen dem Unternehmen aus ihrem Privatvermögen leisteten, noch in der elften Stunde Rath geschafft. Doch war es ein harter Kampf; trotz der unzweifelhaften Nothwendigkeit der Werrabahn für sämmtliche thüringische Lande fanden doch, wie das in diesen Dingen geht, gewisse Concurrenzbahnen ihre höchst eifrigen Beschützer, die denn aufs deutlichste nachwiesen, daß die Werrabahn nicht blos ein vollkommen unrentables, sondern auch ein vollkommen überflüssiges Unternehmen sei und daß die damit beabsichtigten Zwecke durch gewisse andere Linien weit besser erreicht werden könnten. Selbst der außerordentliche Landtag, den unsere Regierung behufs dieser Frage zusammenrief, ließ sich im ersten Augenblick durch Stimmen dieser Art in Verwirrung setzen, bis es bei reiferer Ueberlegung und kälterm Blute dem Einfluß der Staatsbehörde gelang, die erste ungünstige Abstimmung durch eine zweite zustimmende nachträglich zu rectificiren. Bei alledem schien es noch immer sehr zweifelhaft, ob es möglich sein würde, die zwei Millionen, welche die betheiligten Regierungen zur Bedingung bei Ertheilung der Concession gemacht hatten, bis zu dem festgesetzten Tage zusammenzubringen, besonders bei der flauen Stimmung, in welcher der Geldmarkt hier und in der Nachbarschaft sich seit Monaten befindet und die in Betreff der Werrabahn noch durch allerhand feindselige Gerüchte und Machinationen verschlimmert ward. Wirklich schien es, als ob die Gegner der Bahn, unter denen besonders die hessischen und bairischen eine große Thätigkeit entwickelten, Recht behalten sollten. Die thüringischen Lande selbst thaten zwar, mit geringen localen Ausnahmen, die sich denn eben durch locale Interessen erklären, das Mögliche; dagegen war die Betheiligung der auswärtigen Capitalisten auffallend gering und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht noch im letzten Augenblick der Herzog von Meiningen, für dessen Land die Bahn allerdings von ganz besonderer Wichtigkeit, dazwischengetreten wäre und die fehlenden circa 650,000 Thlr. gedeckt hätte. Damit war denn allen Rivalitäten ein

Ziel gesetzt und auch die klugen Herren, welche uns beweisen wollten, das zur Werrabahn nöthige Capital werde nun und nimmermehr zusammenkommen, müssen sich zur Ruhe geben. Jetzt ist die Concession zum Bau der vielgenannten Bahn bereits veröffentlicht, in wenigen Monaten wird der erste Spatenstich geschehen und nach zwei oder drei Jahren, so Gott will, werden die Locomotiven quer über unsern Wald dahinbrausen und in ihrem Gefolge werden erhöhter Wohlstand und Industrie und Bildung ihren Einzug halten.

Auf einer andern Bahn, über die ebenfalls lange verhandelt worden und die für den erleichterten Verkehr unserer Gegend gleichfalls von Bedeutung ist, haben bereits die Probefahrten stattgefunden: nämlich auf der Weißenfels-Leipziger, durch welche unser Verkehr mit der sächsischen Handelsmetropole in Zukunft um ein nicht Unerhebliches abgekürzt werden wird, indem nicht blos ein Umweg von vier oder fünf Meilen hinwegfällt, sondern auch der bisherige höchst unangenehme Zeitverlust in Halle beim Uebergang von einer Bahn auf die andere vermieden wird. Die Bahn ist so gut wie vollendet und wird dem Verkehr, wie ich höre, im nächsten Frühjahre übergeben werden. Von sonstigen Bahnprojecten, an denen natürlich trotz der ungünstigen Zeiten auch bei uns kein Mangel ist, scheint dasjenige einer Bahn über Gera und Jena, zur Verbindung der Sächsisch-Bairischen und der Thüringischen Bahn, sich bei einem großen Theil unserer Bevölkerung einer besondern Gunst zu erfreuen. Ja, diese günstige Stimmung ging stellenweise sogar so weit, daß man diesem bisjetzt noch völlig in der Luft schwebenden gera-jenaschen Project die bereits so nahegerückte Ausführung der Werrabahn zum Opfer bringen wollte. Das wäre nun jedenfalls ein sehr übereilter Schritt gewesen, und können wir es daher nur billigen, wenn man sich nachträglich eines Andern besonnen hat. Dabei aber muß das Project selbst als höchst beachtenswerth bezeichnet werden; wenn auch die neue geraer Bank sich auswärts bisjetzt noch keines besondern Ansehens erfreut, so ist doch übrigens die Industrie des fleißigen und gewerbthätigen Orts im raschen Aufblühen begriffen und auch für Jena und dessen Umgegend würde die unmittelbare Verbindung mit der Eisenbahn ein höchst wünschenswerther Fortschritt sein. Auch zweifle ich keineswegs, daß die Bahn über kurz oder lang ebenfalls noch gebaut werden wird, trotz der großen technischen Schwierigkeiten, die ihr theilweise entgegenstehen. Die gegenwärtige unnatürliche Spannung aller Verhältnisse kann ja doch nicht ewig dauern, einmal, und sollte auch erst noch ein Krieg vorhergehen, gegen den der gegenwärtige nur Kinderspiel ist, muß es doch wieder Friede werden und in dem Füllhorn, das derselbe dann auch über unsere Gegenden ausstreuen wird, dürfte sich aller menschlichen Berechnung nach auch diese Bahn befinden. Damit wollen die eifrigen und patriotischen Männer, welche das in Rede stehende Project unterstützen, sich einstweilen genügen lassen; einen Schritt nach dem andern, so kommt der Mensch vorwärts und wenn die Werrabahn nur erst einmal im Gange ist, so wird das ein Grund mehr sein, auch die Gegend von Gera und Jena der Segnungen theilhaftig werden zu lassen, welche die Eisenbahnen mit sich führen.

Von diesem industriellen Ereigniß abgesehen, ist der Rest des Jahres bei uns ziemlich still verlaufen und auch das neue läßt sich bisjetzt noch ziemlich bescheiden an. Die kürzlich stattgehabten Landtagswahlen sind überall

mit außerordentlich geringer Betheiligung vor sich gegangen, was indessen weniger an unsern Institutionen liegen dürfte als an der allgemeinen Erschlaffung, die sich der Nation bemächtigt hat und die sich denn natürlich auch bei uns fühlbar macht. Der Zusammentritt des Landtags wird dem Vernehmen nach in den ersten Tagen des künftigen Monats erfolgen; Verlegenheiten wird er der Regierung voraussichtlich nicht bereiten, da das Resultat der Wahlen mit wenigen Ausnahmen, die sich aber auch im Grunde gefährlicher anhören als sie sind, im conservativen Sinne ausgefallen. Auch denkt bei uns für den Augenblick noch Niemand an Politik, am wenigsten an innere: der Januar ist bei uns der eigentliche Monat der Bälle, Bälle aber sind der Gipfel, um nicht zu sagen das A und O unserer geselligen Freuden und so hüpft und dreht unsere junge Welt sich denn nach Herzenslust, während die alte sich mit möglichster Resignation in die Rolle des Zuschauers findet. Im Theater war die bedeutendste Neuigkeit Julius Mosen's „Bernhard von Weimar". Die Absicht der Intendanz, einem verdienten deutschen Dichter durch Aufführung seines neuesten Werkes einen Beweis ihrer Hochachtung zu geben, verdient alle Anerkennung, umsomehr, als unserm Publicum dadurch Gelegenheit geboten ward zu interessanten und lehrreichen Vergleichen. Denn bekanntlich ist derselbe Stoff erst kürzlich von einem einheimischen Dichter in einem Stücke behandelt worden, welches hier, wenigstens bei einem Theil unsers Publicums, großen Anklang gefunden und sich den Ruf eines brauchbaren und wohleingerichteten Bühnenstücks erworben hat. Und der soll dem Genast'schen Stücke denn auch bleiben, ebenso gewiß, wie dem Mosen'schen Stücke der Vorzug der höhern Begabung und des eigentlichen poetischen Genius zugesprochen werden muß. Unser Theaterpublicum freilich schien bei der ersten Aufführung von Mosen's „Bernhard von Weimar" nicht geneigt, diesen Unterschied anzuerkennen, die Aufnahme war kalt, ja die Localkritik entblödete sich nicht, Mosen's Stück als ganz verfehlt zu bezeichnen und die Intendanz gewissermaßen zur Rede darüber zu stellen, wie sie sich hätte unterfangen können, uns nach dem Genast'schen Meisterwerk noch diese Mosen'sche Fehlgeburt vorzuführen. Das ist denn auch Patriotismus, aber schwerlich der richtige; man soll einheimische Talente ermuntern, ganz gewiß: aber ziemt es sich deshalb, auf hämische Weise den Lorberkranz eines Mannes zu zerzupfen, der, selbst angenommen, sein neuestes Stück wäre minder gelungen, denn doch wol außerdem noch Dies und Jenes geleistet hat, was ihm gerechten Anspruch gibt auf die Achtung und Theilnahme der Nation? Eine Anzahl interessanter Theaterabende stellt uns das demnächst bevorstehende Gastspiel des Hrn. Dawison aus Dresden in Aussicht. Dasselbe beschäftigt unser Publicum schon jetzt sehr lebhaft, theils wegen des großen Rufes, der dem Künstler vorangeht, theils auch wegen eines Zerwürfnisses zwischen der Intendanz und unserm Oberregisseur Hrn. Marr, zu welchem dasselbe Veranlassung gegeben hat und infolge dessen Letzterer seiner Functionen bis auf weiteres enthoben ist. Eine gütliche Beilegung des Streites, zu der von Seiten des Hrn. Marr die Hand geboten sein soll, hält man im Publicum für unwahrscheinlich und in der That scheint nach Allem, was mir darüber zu Ohren gekommen, die Sache von Seiten der Behörden mit einer Entschiedenheit verfolgt zu werden, die es Hrn. Marr kaum möglich machen dürfte, sich in seiner gegenwärtigen

Stellung zu behaupten. Was übrigens solch ein Theaterereigniß in einer kleinen Stadt, wie unser Weimar trotz alledem und alledem nur immer ist, zu reden gibt, können Sie sich leicht vorstellen. Die unerbittliche Schärfe, mit welcher Hr. Marr in seiner Stellung als Oberregisseur in die Vetterschaften hineingeschnitten hat, die sich ganz besonders bei unserm Theater eingenistet hatten und die durch ihre langjährige Dauer gleichsam heilig geworden waren, hat ihm zahlreiche Feinde erweckt und auch er selbst scheint sich in den vergleichsweisen kleinen Verhältnissen unserer Bühne von Anfang an nicht recht wohl gefühlt zu haben. Ob sein etwaiger Nachfolger glücklicher sein und ob namentlich Gutzkow, den man von gewisser Seite her mit großer Bestimmtheit als solchen bezeichnen hört, sich besser bei uns acclimatisiren wird, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Deutsche Theatervorstände sind, glaube ich, nirgends auf Rosen gebettet: aber das Theater in einer Stadt leiten, die Residenz ist, 15,000 Einwohner zählt und zu alledem eine Vergangenheit hat wie Weimar, das scheint mir ein ganz besonders undankbares Unternehmen.

Von sonstigen Neuigkeiten aus der Gesellschaft erwähne ich zwei Jubiläen, die im Laufe der letzten Wochen unter allgemeiner Theilnahme stattgefunden haben und die sich beide darin ähnlich, daß die Gefeierten Männer sind von echt bürgerlichem Schlage, weshalb ihre Ehrentage denn auch nicht blos in einzelnen bevorzugten Kreisen, sondern recht eigentlich bei der Masse des Publicums Anklang fanden. Das eine war das 50jährige Amtsjubiläum unsers großherzoglichen Bibliothekars, Rath Kräuter. Wer irgend jemals Veranlassung gehabt hat, die Schätze unserer Bibliothek in Anspruch zu nehmen, sei es zu wissenschaftlichen Zwecken, sei es auch (was hier sehr häufig geschieht) der bloßen Neugierde halber, der wird auch den unermüdlichen Eifer, die Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit kennen gelernt haben, mit welcher Rath Kräuter seinem Amte vorsteht. Rath Kräuter gehört noch zu den immer spärlicher werdenden Ueberresten unserer großen classischen Epoche; er war sogar eine zeitlang als Archivar Goethe's beschäftigt und noch jetzt weiß er von dem alten Herrn (der seiner in den „Tages- und Jahresheften" sehr ehrenvoll gedenkt, ihm auch sogar ein eigenes Verschen gewidmet hat: s. Bd. XLVII, S. 155 der Ausgabe in 55 Bdn.) eine Menge interessanter und charakteristischer Züge zu erzählen, die wol einmal einer gelegentlichen Aufzeichnung werth wären. Einige Wochen nach ihm feierte Musikdirector Goetze ebenfalls sein 50jähriges Jubiläum: auch er ein Ehrenmann vom alten Schlage, der sich durch seine langjährigen eifrigen Dienste die allgemeinste Anerkennung erworben hat. Dagegen hat unsere Stadt einen andern hochverdienten, auch in frühern Jahren in der Oeffentlichkeit vielgenannten Bürger durch den Tod verloren: das ist der Buchbindermeister und ehemalige Bürgervorstand Adam Henß, der besonders in vormärzlicher Zeit zu den Celebritäten unserer Stadt gehörte. Henß war ein echter deutscher Bürgersmann, fleißig und thätig, mit offenen Sinnen für jedes höhere Interesse, auch wenn er mitunter nicht ganz im Stande war, die Bedeutung desselben recht zu erfassen. Die erste Bekanntschaft seines Namens erlangte er durch sein tapferes und kräftiges Auftreten gegen gewisse Misbräuche unserer damaligen städtischen Verwaltung; der glückliche Erfolg, den er dabei hatte, verleitete ihn späterhin zuweilen, seine Kräfte zu überschätzen und

Eigenſinn und Rechthaberei mit bürgerlicher Strenge und Wachſamkeit zu verwechſeln. Verhängnißvoll für ihn und ſeine Geltung beim hieſigen Publicum wurde der Deutſch-Katholicismus, dem er ſich (er war als Katholik geboren) in Gemeinſchaft mit Franz Schuſelka, der damals bei uns wohnte, mit großem Enthuſiasmus in die Arme warf und deſſen rückwärtsſchreitende Bahn er in der Meinung des Publicums denn getreulich mitmachen mußte. Doch iſt die Reinheit ſeines Strebens ſowie die Unabhängigkeit und Gediegenheit ſeines Charakters niemals verkannt worden. Wer ihn von ſeiner liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der leſe ſeine um Mitte der vierziger Jahre bei Frommann in Jena erſchienene Selbſtbiographie, nach meinem Dafürhalten eins der beſten Volksbücher, das wir beſitzen.

Aus literariſchen Kreiſen iſt wenig Neues zu melden. Profeſſor Biedermann hat die Redaction der „Weimarer Zeitung“ (denn ſo und nicht mehr „Weimariſche Zeitung“ heißt ſie ſeit einigen Tagen, zum großen Leidweſen unſerer Spießbürger) ſeit einigen Monaten angetreten; der Aufſchwung, den das Blatt dadurch gewonnen hat, iſt unverkennbar und wird ſich gewiß noch immer deutlicher zeigen, je mehr es dem Herausgeber gelingt, auch von auswärts her entſprechende Kräfte an ſich zu ziehen. Das mit der Zeitung verbundene „Weimariſche Sonntagsblatt“ erſcheint ſeit Neujahr in verändertem Format und zierlicherer Ausſtattung; das Blatt verfolgt ein tüchtiges ehrenhaftes Streben und wenn es ihm ebenfalls gelingt, zu den erprobten einheimiſchen auch gediegene auswärtige Kräfte an ſich zu ziehen, ſo wird es ſeinen Platz in der Literatur gewiß mit Ehren behaupten. Die Froriep'ſchen „Notizen“, die der Herausgeber vor einigen Jahren wegen Ueberhäufung mit anderweitigen Geſchäften aufgeben mußte, ſind ſoeben im Verlag von Maucke in Jena wieder erſchienen; der vortheilhafte Ruf, den das Blatt ſich während ſeiner frühern langjährigen Exiſtenz erworben, berechtigt zu der Vorausſetzung, daß auch die gegenwärtige Erneuerung deſſelben die frühere günſtige Aufnahme beim ärztlichen Publicum finden wird.

Ueber unſere Schweſterſtadt Jena wage ich, früherer Gewohnheit zuwider, nichts hinzuzuſetzen, ich könnte mir ſonſt wieder eine Zurechtweiſung zuziehen, ähnlich jener, wie mein letzter Brief an Sie in Ihrem eigenen Blatte von Jena aus erfahren hat, trotz der (wie ich mir ſchmeichle) unverkennbaren wohlmeinenden Abſicht, welche mich in jenem Briefe ſowie überhaupt in Allem, was ich jemals über Jena geſchrieben habe, leitete. Indeſſen die Herren von Jena erklären ja, ſelbſt „Feder und Tinte“ zu haben und alſo unſer Gutmeinen entbehren zu können. So beſchränke ich mich denn auf die Erwähnung einiger neuen Ernennungen, welche theils ſchon erfolgt ſind, theils gutem Vernehmen nach in Ausſicht ſtehen und die inſofern erfreulich ſind, als ſie die zahlreichen Verluſte, welche Jena in jüngſter Zeit betroffen haben, wenigſtens theilweiſe und auf würdige Art zu erſetzen verſprechen. In Siebert's Stelle iſt, nachdem Profeſſor Richter in Dresden den Antrag leider abgelehnt hat, Dr. Leubuſcher aus Berlin berufen worden: ein junger ſtrebſamer Gelehrter, der ſowol auf phyſiologiſchem Gebiete wie namentlich auch auf dem Gebiet der Seelenkunde bereits recht Anſehnliches geleiſtet hat. Für die Profeſſur der Chemie wurde Lehmann aus Leipzig gewonnen. Der Wiederbeſetzung der beiden durch den Tod von Bachmann und Reinhold erledigten philoſophiſchen Profeſſuren iſt von den hohen Nutritoren

eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden; die Wahl soll endlich auf Professor Zeller in Marburg gefallen sein, eine Ernennung, zu der man der Universität nur Glück wünschen könnte. Auch von Berufung eines jungen, in neuester Zeit vielfach mit Auszeichnung genannten Gelehrten, eines fleißigen Mitarbeiters Ihrer Zeitschrift, für das Fach der deutschen Alterthumswissenschaft, besonders der Sagenforschung, ist die Rede und auch er würde für Jena eine erfreuliche Acquisition sein; doch vermag ich nicht zu sagen, wie viel Aussicht zur Verwirklichung des Gerüchts ist. Jedenfalls beginnt das neue Jahr auch für unsere akademische Schwesterstadt unter glücklichen Zeichen; mögen sie sich bestätigen — das ist ein Wunsch, der mir wie gewiß vielen Ihrer Leser vom Herzen kommt und den die jenaischen Herren mit „Tinte und Feder" ja auch wol einem Nicht-Jenenser gestatten werden.

Aus Berlin.

15. Januar 1856.

N.O. Wenn ich Ihnen heute schon wieder schreibe, so geschieht es hauptsächlich, um meinen neulichen Bericht über den Wagner'schen „Tanhäuser" zu vervollständigen. Die Oper ist seitdem zwei mal wiederholt worden und sowol im Publicum wie in der Kritik hat das Urtheil über dieselbe sich so ziemlich festgestellt. Und zwar in beiden Kreisen mit seltener Einstimmigkeit: Publicum wie Kritik sind einig darüber, daß die Oper den großen Erwartungen, die ihr vorausgingen und die zum Theil auf so geschäftige Weise künstlich erregt wurden, nicht entspricht, daß zwischen der Theorie des Componisten und seiner Praxis eine himmelweite Kluft liegt und daß überhaupt die ganze Wagner'sche Richtung, wenn sie nichts Bedeutenderes produciren kann als diesen „Tanhäuser", gar nicht des vielen Aufhebens verlohnt, das davon gemacht worden ist. Mit Einem Wort also: der „Tanhäuser" hat bei uns Fiasco gemacht, was freilich nicht hindert, daß die bisherigen Wiederholungen immer noch bei überfülltem Hause stattgefunden haben und daß die Oper auch in den nächsten Wochen und Monaten noch eine beträchtliche Anzahl von Wiederholungen erleben wird. Berlin ist eben eine große Stadt; bis alle Diejenigen, die sich bei uns für ein musikalisches Ereigniß wie dieser „Tanhäuser" denn doch immer ist, interessiren, und sollte es auch nur aus Neugierde sein und aus dem echt berliner Motiv, um darüber mitsprechen zu können — bis, sage ich, alle Diese, deren Zahl gerade im gegenwärtigen Augenblicke noch durch eine außerordentliche Menge wohlhabender und vergnügungslustiger Fremder vermehrt wird, den „Tanhäuser" Mann für Mann gesehen haben, bis dahin kann und muß derselbe noch oft aufs Repertoire gebracht werden und die königliche Theaterkasse wird noch manche gesegnete Ernte davon halten, ohne daß damit für den künstlerischen Werth der Oper oder auch nur für den Beifall, den sie hier findet, irgendetwas entschieden wäre. Was das hiesige Publicum dabei am meisten überrascht und verstimmt zu haben scheint, das ist der auffallende Mangel an Erfindung sowie überhaupt an eigentlicher schöpferischer Kraft, der sich in der oft genannten Oper ausspricht. Gerade von einem Componisten wie Wagner, das heißt also von einem Componisten, der zugleich als Kritiker, ja sogar als Reformator seiner Kunst auftritt und Alles, was von ihm geschaffen

worden, ſelbſt einen Gluck, einen Mozart, einen Beethoven nicht ausgenommen, mit Heroſtratiſchem Eifer für veraltet und abgethan erklärt — gerade von einem ſolchen himmelſtürmeriſchen, titanenhaften Geiſte glaubte man auch etwas Titanenhaftes und Himmelſtürmeriſches erwarten zu dürfen; man war gefaßt auf Uebertreibungen und Ungeheuerlichkeiten aller Art, ja man war geneigt, ſie ihm zu vergeben und zwar um ſo lieber, je ärger ſie wären — und nur auf Eins war man nicht gefaßt und gerade dies Eine fand man: Trivialität und Nachahmung längſt bekannter, von dem Theoretiker Wagner mit großer Geringſchätzung behandelter Muſter. Namentlich ſind, wie die hieſige Kritik zum Theil ausführlich nachgewieſen hat, Weber (beſonders ſeine „Euryanthe", die freilich Weber ſelbſt für ſein beſtes Werk erklärte und die ſich alſo ſchon einigermaßen verlohnte nachzuahmen) und Marſchner auf eine faſt unbillige Weiſe benutzt worden. In einzelnen Partien jedoch und zwar gerade in dramatiſch höchſt bedeutenden Partien, wie z. B. in dem eigentlichen Sängerkampf, iſt der Componiſt noch viel tiefer heruntergeſtiegen und hat Töne angeſchlagen, die an Proch und ähnliche Salonhelden des allerleichteſten Gepräges erinnern. Andererſeits aber ſteht der Componiſt auch dem von ihm ſo hart geſchmähten Meyerbeer viel näher, als man eben ſeinen Schmähungen nach für möglich halten ſollte. Er iſt ein Eklektiker wie Meyerbeer, er arbeitet auf den Effect wie Meyerbeer, er misbraucht das Orcheſter wie Meyerbeer, er benutzt alle ſceniſchen Mittel und ſteigert ſie zum Uebermaß, Decorationen, Verwandlungen, Balleteinlagen, künſtliche Beleuchtungen ꝛc., Alles genau wie bei Meyerbeer: und nur in der geſchickten Benutzung dieſer Mittel, in dem Raffinement und der Erfindungskraft, die Meyerbeer gerade auch in dieſem Punkte bewährt, ſteht der Componiſt des „Tanhäuſer" ſeinem berühmten Vorgänger bei weitem nach. Und ebenſo auch an dramatiſchem Leben. Ich gehöre keineswegs zu den abſoluten Bewunderern Meyerbeer's und glaube die Schwächen, welche dem Talent des gefeierten Maeſtro anhaften, ſowie die noch viel bedenklichern, zu denen er ſelbſt aus falſcher Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeſchmack ſich abſichtlich und freiwillig herabgeſtimmt hat, ziemlich genau zu kennen. Aber daß der Schöpfer des „Robert der Teufel", der „Hugenotten", des „Prophet" wenigſtens in einzelnen Momenten und Situationen eine Fülle dramatiſchen Lebens und dramatiſcher Kraft entwickelt hat wie kein anderer Componiſt der Gegenwart, das ſcheint mir denn doch ebenfalls eine Thatſache zu ſein, die nur der Fanatismus oder die abſolute Taubheit (denn gegen eine gewöhnliche Taubheit weiß die Meyerbeer'ſche Muſik ſich bekanntlich noch immer ihr Recht zu verſchaffen) in Abrede ſtellen kann. Alles zuſammengenommen, dürfte mit dieſem Experiment des „Tanhäuſer" über das Schickſal der Wagner'ſchen Richtung in Berlin wol entſchieden ſein. Dieſe Richtung, das läßt ſich danach dreiſt behaupten, hat hier keine Zukunft, wenigſtens nicht bei dem lebenden Geſchlecht; wir haben hier Gluck, Mozart, Beethoven zu lange und in zu guten Aufführungen gehört und auch gegen den kritiſchen Humbug, der von Wagner's Freunden und Verehrern getrieben wird, ſind die Nerven der Berliner durch vielfache Uebung zu abgehärtet, als daß dem Componiſten des „Tanhäuſer" bei uns noch viel beſondere Lorbern erwachſen könnten — es wäre denn, er wendete ſelbſt dem „Kunſtwerk der Zukunft" den Rücken und begnügte ſich, das beſcheidene Talent, das ihm

verliehen, im Studium guter Muster zu bilden und abzuklären, wozu aber freilich, nach Allem, was man über die Persönlichkeit des Componisten vernimmt, nicht die mindeste Aussicht ist. Erwähnen muß ich übrigens noch, daß in das ungünstige Urtheil über den „Tanhäuser" selbst von solchen Blättern mit eingestimmt wird, die ihrer politischen Richtung nach auf Seiten des Componisten stehen und also gewiß gern bereit wären, den Glanz der Partei durch den Ruhm des Componisten zu erhöhen, wenn es nur ginge. Daß es eben nicht geht, das scheint mir ein neuer und sehr kräftiger Beweis für das Verfehlte der Composition, während es andererseits die Unabhängigkeit und Aufrichtigkeit der berliner Kritik, die sich überhaupt in dieser ganzen Angelegenheit mit großer Würde betragen hat, im günstigsten Lichte erscheinen läßt.

Und da ich mich nun einmal solange beim Theater verweilt habe, so gestatten Sie mir wol, auch noch einige andere Neuigkeiten verwandten Inhalts hinzuzufügen. Hr. Stawinsky, dessen bevorstehende Pensionirung ich neulich meldete, wird der königlichen Bühne erhalten bleiben; das Entlassungsgesuch, das der verdiente Künstler vor einiger Zeit einreichte, ist von dem König selbst in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgelehnt worden. In der That hat Hr. Stawinsky erst in diesem Augenblick wieder durch die Inscenirung des „Tanhäuser", die wesentlich sein Werk ist, einen Beweis seiner ungewöhnlichen Bühnenkenntniß und seines feinen, echt künstlerischen Geschmacks gegeben, sodaß wir dem Institute nur Glück wünschen können, wenn diese ausgezeichnete Kraft, die sich dabei durch eine heutzutage seltene Collegialität und eine immer bereite Dienstwilligkeit auszeichnet, ihm noch recht lange erhalten bleibt. Einige Spannung unter den hiesigen Theaterfreunden erregt die Nachricht von dem bevorstehenden Abgang des Frl. Seebach vom wiener Burgtheater. Diese in ihrer Art einzige Künstlerin genießt auch bei uns eines so vortheilhaften Rufes, daß man nur mit einer Art von Neid vernimmt, wie die dresdener Hofbühne, die schon einen so seltenen Verein von Talenten besitzt, im Begriff steht, auch Frl. Seebach zu der Ihrigen zu machen. Wie geht es zu, fragt man sich in den Kreisen unserer Theaterfreunde, die freilich alle Tage enger werden, wie geht es zu, daß dabei von Berlin gar nicht die Rede ist? Und warum läßt unsere Intendanz sich die Gelegenheit, eine der empfindlichsten Lücken unserer Bühne auf die glänzendste Weise auszufüllen, wenigstens dem Anscheine nach so ganz entgehen? Gerade das Fach der tragischen Liebhaberinnen ist bei uns, seitdem Frau Crelinger, durch ihre Jahre genöthigt, demselben den Abschied gegeben hat, außerordentlich schwach bestellt. Frl. Fuhr ist ein braves Mädchen, aber keine Schauspielerin, wenigstens keine nach dem Maßstabe, den die königliche Bühne anzulegen berechtigt und sogar verpflichtet ist. Frau Hoppé aber, die frühere Klara Stich, ist durch die Eigenthümlichkeit ihres liebenswürdigen und anmuthigen, aber nicht besonders umfangreichen Talents auf eine zu enge Sphäre angewiesen, als daß eine Künstlerin wie Frl. Seebach nicht auch neben ihr noch immer einen höchst bedeutenden Wirkungskreis finden sollte.

Noch mehr Aufsehen, aber freilich von anderer Art hat unter den Theaterfreunden ein Erlaß unserer Polizeibehörde an die Directionen unserer Vorstadttheater erregt, durch welchen denselben, wenn auch nicht in der Form

eines eigentlichen Verbots, doch als polizeilicher guter Rath (und was solche guten Rathschläge bedeuten, weiß man) die Weisung ertheilt wird, das Lorettendrama, das dieselben neuerdings mit so vielem Eifer cultiviren, allmälig wieder verschwinden zu lassen, indem es der öffentlichen Sittlichkeit unmöglich vortheilhaft sein könne, wenn fortwährend Stücke aufgeführt würden, in denen gefallene Mädchen und andere anrüchige Personen die Hauptrolle spielen. In diesem letztern Punkte kann man der Polizei möglicherweise Recht geben; ob es aber überhaupt Sache der Polizei ist, die bedrohte Sittlichkeit in dieser Weise zu schützen und ob sie dies Amt nicht vielmehr der Kritik sowie überhaupt der öffentlichen Meinung überlassen sollte, darüber dürfte ein gelinder Zweifel denn doch wol gestattet sein.

Uebrigens nehmen unsere Vorstadttheater zum Theil schon von selbst einen höhern Schwung oder versuchen es doch wenigstens. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wird zum Frühjahr Hr. Dawison aus Dresden einen Cyklus von nicht weniger als 20 Gastrollen, für die ihm ein Honorar von mindestens 4000 Thlrn. garantirt sein soll, erwartet. Auch hier wieder liegt die Frage nahe, warum die königliche Bühne dies Gastspiel sich entgehen läßt, da sie doch von dem vorjährigen Auftreten des Hrn. Dawison wissen muß, wie beliebt dieser Künstler bei einem großen Theil des hiesigen Publicums ist und da sie doch auch in finanzieller Hinsicht gewiß keine schlechten Geschäfte dabei gemacht hat. Das Personal des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters freilich wird sich sehr zusammennehmen müssen, wenn der Abstand zwischen den fremden und den einheimischen Künstlern nicht gar zu fühlbar werden soll. Ueberhaupt ist diese Bühne neuerdings in der Gunst des Publicums einigermaßen gesunken; seit Hr. Wallner das Theater in der Blumenstraße übernommen hat, ist ihr eine Concurrenz erwachsen, die mit jedem Tage gefährlicher wird, besonders wenn gewisse Gerüchte sich bestätigen sollten, welche die Verlegung der Wallner'schen Bühne in einen andern comfortablern und minder abgelegenen Stadttheil als nahebevorstehend verkündigen. Dagegen ist das Kroll'sche Theater ganz gesunken, wenigstens was künstlerisches Interesse anbetrifft; in seiner jetzigen Beschaffenheit ist es nur noch eins von den vielen Spectakeln, welche das Kroll'sche Local den Schaulustigen darbietet und auch die Zahl dieser letztern würde beträchtlich kleiner sein als sie ist, wenn nicht die vielen Fremden, die besonders um diese Zeit hier zusammenströmen, „Kroll's Wintergarten" noch immer in ihrem Reisekatechismus als eine Sehenswürdigkeit hätten, die unter keinen Umständen übergangen werden darf. Endlich haben wir dann noch das sogenannte „Vorstadttheater" in der Rosenthaler Vorstadt. Doch habe ich mich in diese gesegneten Regionen seit langem nicht verirrt und weiß Ihnen daher auch nichts von dem Zustande des dortigen Kunsttempels zu melden.

So sind denn also im Ganzen fünf, ja zuweilen, wenn die königliche Oper spielt, sogar sechs Schauspielhäuser geöffnet, die theatralischen Bedürfnisse des hiesigen Publicums zu befriedigen: eine erkleckliche Zahl, besonders wenn man dabei an frühere Zeiten zurückdenkt; doch zweifle ich, ob die Kunst oder auch nur das Vergnügen des Publicums viel dabei gewonnen hat. Wenigstens findet das Letztere noch immer Zeit und Stimmung und sogar auch Geld, neben diesen fünf oder sechs Theatern noch eine Menge anderer Belustigungen und Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Be-

sonders im gegenwärtigen Augenblick ist die Zahl derselben ungemein groß; Berlin, scheint es, will seinen Carneval feiern und da die Leute hier nicht gewohnt sind, sich selbst zu amüsiren, nun natürlich, so lassen sie sich amüsiren. Regelmäßig alle Abende öffnen zwei oder gar drei Reiterbuden ihre riesenhaften Räume, unter denen namentlich der Circus von Renz sich eines großen Beifalls erfreut. Im Hôtel de Russie zaubern Hr. Robin nebst Gemahlin, während im Gesellschaftshaus die angeblichen Azteken der unverbesserlichen Leichtgläubigkeit des Publicums spotten. Ihre Leser erinnern sich wol noch des Aufsehens, das diese angeblichen Ueberreste amerikanischer Urbevölkerung bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten in Amerika und England erregten. Doch wurden auch gleich damals sehr erhebliche Zweifel gegen die Echtheit der beiden Wunderkinder sowie überhaupt der ganzen Völkerschaft geäußert, der sie entstammen sollten. Diese Zweifel sind nun während ihres hiesigen Aufenthalts durch unsern berühmten Physiologen Johannes Müller aufs nachdrücklichste bestätigt worden. Aus physiologischen und anatomischen Gründen, die an sich keinen Zweifel zulassen, zum Ueberfluß aber auch noch durch authentische Documente bestätigt werden, hat derselbe den Nachweis geführt, daß diese angeblichen Azteken nicht mehr noch weniger sind als ein paar unglückliche blödsinnige Krüppel, genau von derselben Misbildung und auch von demselben Grade geistiger Verkümmerung wie dergleichen unglückliche Kinder auch bei uns geboren werden: sodaß also die Mulattenfarbe das Einzige ist, wodurch sie sich von unsern einheimischen Idioten unterscheiden. Das Alles, wie gesagt, hat Johannes Müller aufs genaueste nachgewiesen, die hiesigen Zeitungen haben über seinen Nachweis ausführlichen Bericht erstattet — und nichtsdestoweniger läuft unser Publicum und drängt und stößt sich und gibt sein gutes Geld — warum? um zwei blödsinnige Mulattenkinder zu sehen!! In der That, wenn unsere Polizeibehörde denn doch einmal aus Sittlichkeitsrücksichten gegen gewisse öffentliche Schaustellungen einschreiten will und soll, so scheint mir die Gelegenheit hier weit dringender als bei der „Dame aux camélias" oder dem „Demimonde".

Aber auch an eigentlichen und ausdrücklichen Carnevalsfreuden werden wir keinen Mangel leiden. Unsere Vorstadttheater haben einige Fastnachtspossen in Vorbereitung, unter denen auch eine Parodie des „Tanhäuser" namhaft gemacht wird, und auch die königliche Oper hat soeben auf Allerhöchsten Befehl einen Cyklus von Carnevalsopern eröffnet; die erste, „Figaro's Hochzeit", wird morgen zur Aufführung kommen. Auch die früher unter dem Grafen Brühl so beliebten, späterhin in Verfall gekommenen Subscriptionsbälle im königlichen Opernhause versucht man dies Jahr wieder in Gang zu bringen; Kenner der hiesigen gesellschaftlichen Zustände zweifeln jedoch, daß das Experiment gelingen wird. Unsere Minister haben ihre Salons eröffnet und auch bei Hofe wird eine Reihe glänzender Festlichkeiten stattfinden, sodaß also nichts am officiellen Carneval fehlt — als vielleicht die Carnevalslaune, die aber unverbürgten Nachrichten zufolge überhaupt kein berliner Gewächs sein soll.

Notizen.

Richard Wagner ſoll mit der Compoſition einer neuen Oper „Die Walkyre“ beſchäftigt ſein; vermuthlich gehört dieſelbe zu dem ſchon früher von ihm angekündigten Nibelungencyklus. Julius von Rodenberg iſt von Hannover nach Göttingen übergeſiedelt, theils um gewiſſe ſprachliche Studien zu vollenden, theils um ein größeres Werk zum Abſchluß zu bringen, in welchem er ſeine Erinnerungen an Paris und Frankreich, wo er kürzlich einige Monate verlebte, niederzulegen gedenkt. Von Karl Goedeke, der Hannover ebenfalls verlaſſen hat, um in ſeine Vaterſtadt Celle zurückzukehren, iſt die zweite Abtheilung ſeines „Philipp Gengenbach“ (Hannover, Rümpler) erſchienen, eines für die Geſchichte unſerer Literatur im Zeitalter der Reformation höchſt wichtigen Werkes, über das wir gelegentlich Genaueres berichten.

In Ludwig Follen's Nachlaß ſollen ſich, wie die Zeitungen melden, verſchiedene theils halb, theils ganz vollendete Werke vorgefunden haben, von denen Einiges wol demnächſt zur Veröffentlichung kommen dürfte. So namentlich umfangreiche Fragmente eines epiſchen Gedichts „Hutten“; eine Reihe von Sonetten gegen den Materialismus der neueſten Naturforſchung, ſowie ein großes Epos in 20 Geſängen „Triſtan's Aeltern“; letzteres ſoll ganz vollendet ſein und manche Schönheiten, aber auch freilich mancherlei Härten und Wunderlichkeiten enthalten, wie ſie uns in Follen's Dichtungen zu begegnen pflegen.

Auf dem Kirchhof zu Stralſund iſt kürzlich in aller Stille ein Denkmal zu Ehren Schill's errichtet worden, deſſen verſtümmelter Leichnam hier begraben liegt. Leider wird der populäre Zweck des Monuments durch die daran angebrachte lateiniſche Inſchrift, eine an und für ſich nicht übel gewählte, dem Volke jedoch vollkommen unverſtändliche Stelle aus Virgil's „Aeneide“, weſentlich beeinträchtigt. — Auch zu einem Denkmal für Immermann werden in Düſſeldorf Anſtalten getroffen, hauptſächlich auf Betrieb des trefflichen N. Hocker, der, wie früher gemeldet, neuerdings die Redaction des „Düſſeldorfer Journal“ übernommen hat.

Auf dem hamburger Stadttheater, das mehr und mehr zu einer bloßen Opernbühne wird, ſind des verſtorbenen Otto Nicolai „Luſtige Weiber von Windſor“, mit Karl Formes, dem berühmten Baſſiſten, als Fallſtaff mit großem Beifall gegeben worden; auch in München gehört die Oper zu den Lieblingen des Publicums, während ſie bekanntlich in Berlin nur einen halben Erfolg erlangt hat. — Die kaiſerliche Oper in Wien ſtudirt eine neue Oper von Flotow ein, „Albin“; der Componiſt ſelbſt wird die erſte Aufführung leiten. — In Frankfurt a. M. iſt Wilhelm Jordan's „Tauſchen täuſcht“ mit mäßigem Beifall gegeben worden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Die Zeitschrift Europa

unter Redaction von Dr. **F. Gustav Kühne**

erscheint vom Januar 1856 ab im Verlage des Unterzeichneten und zwar wöchentlich in einer Nummer von wenigstens 1½ Bogen (24 Spalten) 4. in Umschlag zu dem Preise von 1 Thlr. vierteljährlich.

Novellistische Schilderungen, kritische Aufsätze über Literatur, Wissenschaft, Kunst, sociales Leben, interessante Mittheilungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde sowie der Naturwissenschaften werden den Inhalt bilden. Anerkannte Kräfte sind für das Unternehmen gewonnen, sodaß Redaction und Verlagshandlung mit Grund hoffen dürfen, daß sich dies Blatt den besten ähnlicher Tendenz anreihen wird, während der billige Preis es nicht allein für Journalcirkel und Museen, sondern auch als Familienblatt für das Haus besonders empfiehlt.

Inhalt von Nr. 1—3.

Kraft und Stoff, Geist und Materie. Von F. Gustav Kühne. — Das Judenmädchen. Eine Historie von H. C. Andersen. — Der Gaucho und die argentinischen Pampas. Von Karl Andree. — Ein Schwert im Orient. Von Karl Koch. — Aus dem siebenbürgischen Weinland. Von Franz Obert. — Zur Bücherschau: Hermann Marggraff's „Fritz Beutel". – Lenau's Briefe. – Fechner-Mises gegen Schleiden. – Neue Romane und Erzählungen: König Jeröme's Carneval. Nach Jahren. Hermine und der Briefträger. Ideal und Kritik. — Zur Chronik: Ein Hospital in Mailand. – Eine Gesellschaft dramatischer Dichter in Italien. – Briefe von Calvin. – Zur Tellsage. – Was gute Kost thut! – Ludwig Follen †. – Der Brand von Moskau.

Leipzig, im Januar 1856. **Carl B. Lorck.**

Ludwig Tieck's Biographie.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Tieck.

Erinnerungen aus dem Leben des Dichters

nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von **Rudolf Köpke.**

Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine liebevolle biographische Schilderung des verstorbenen Dichters, gleichsam ein biographischer Commentar seiner Werke, von **Rudolf Köpke**, der namentlich während der letzten Lebensjahre **Ludwig Tieck's** sein vertrauter Freund war und auch soeben seinen literarischen Nachlaß herausgegeben hat.

Letzterer erschien unter dem Titel:

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 5.** 31. Januar 1856.

Inhalt: Die bildende Kunst und die Confessionen. Von **Melchior Meyr.** — Paris. Ein Nach- und Widerruf aus der Vendée. Von **Ernst Naumann.** — Gedichte: I. Drei Gedichte. Von **Julius Sturm.** 1. Süden und Norden. 2. Zimmerfrühling. 3. Die junge Mutter. — II. Du bist mein Letztes. Von **Friedrich Staufing.** — Literatur und Kunst. Neue Romane. (Koenig, „König Jerôme's Carneval", 3. Thl.; Lobedanz, „Narren des Glücks"; Hammer, „Einkehr und Umkehr".) — Diplomatische Literatur. (Ghillany, „Diplomatisches Handbuch", 2. Thl., 2. Lief.) — Zur Shakspeareliteratur. („Wilhelm von Kaulbach's Shakspeare-Galerie erläutert von M. Carriere. 1. Heft: Allgemeine Einleitung, Macbeth".) — Correspondenz. (Aus Turin. — Aus München. — Aus Wien.) — Notizen. — Anzeigen.

Die bildende Kunst und die Confessionen.

Von

Melchior Meyr.

Auf dem Felde der Kunsthistorie hat sich vor etwa einem Jahre ein Streit entsponnen, der allgemeineres Interesse hat und zu einer besondern Erörterung auffodert. R. von Rettberg, ein in München lebender Hannoveraner, seit vielen Jahren kunstgeschichtlicher Forschung lebend und selbst der Malerei kundig, hat unter dem Titel „Nürnbergs Kunstleben" ein Buch erscheinen lassen, das, Alles umfassend, was in und durch diese Stadt von ihren Söhnen und Gästen an Werken der bildenden Künste hervorgebracht worden ist, exact und lebendig, im Zusammenhang mit der politischen Entwickelung darstellt und als Führer auf diesem speciellen Gebiete und als Gedenkbuch für Nürnberg umsomehr empfohlen werden kann, als es mit Illustrationen nach Originalzeichnungen vorzüglicher Werke der Malerei und Plastik ausgestattet ist. Rettberg ist vorzugsweise der deutschen Kunst zugethan; die Werke, die der deutsche Genius geschaffen hat, in ihrer Gemüthstiefe, in ihrer sittlichen Würde als hervorragend zu erweisen, ist sein ausgesprochenes Bestreben. Bei dieser Gesinnung ist ihm Albrecht

Dürer die Gestalt geworden, die er durch liebevolles Eingehen auf Wesen und Leistungen am genauesten zu charakterisiren, am höchsten zu verherrlichen sucht. Die Werke Dürer's im Zusammenhange studirend — er besitzt eine reiche Sammlung von seinen Stichen und Holzschnitten —, hat Rettberg nun die Ueberzeugung gewonnen und in seinem Buch ausgesprochen: daß der Meister (dessen Sympathie mit Luther und seiner Lehre bekannt und durch eine Stelle in dem Tagebuch seiner niederländischen Reise documentirt ist) von dem Geiste der Reformation durchdrungen war; daß eben dieser Geist ihn zu seiner eigenthümlichen Vollendung als Künstler geführt hat; daß mithin Albrecht Dürer ein evangelischer Maler, „der Stolz Deutschlands und der evangelischen Kirche ist".

Man kann sich denken, was dies auf Jene, die zu behaupten nicht müde werden, daß der Protestantismus der Entwickelung der bildenden Künste zuwider und am Verfalle derselben schuld sei, für Eindrücke hervorbringen mußte. Der Darstellung Rettberg's traten nicht nur mehre Journalartikel entgegen, sondern in Wien erschien unter dem Titel „Die religiöse Kunstrichtung Dürer's" eine eigene Broschüre, welche sich ihre Prüfung und Widerlegung zur Aufgabe macht. Der Angegriffene hat auch nicht geschwiegen und seine Gedanken in einem Kunstjournal weiter zu begründen gesucht; — es liegen mithin Acten vor, auf welche eine Untersuchung und ein Urtheil gegründet werden kann.

Die Einwendungen der katholischen Gegner unsers protestantischen Kunsthistorikers lassen sich auf zwei hauptsächliche reduciren. In Bezug auf das Prädicat eines evangelischen Malers, das Rettberg Albrecht Dürer zugetheilt hat, wird hervorgehoben, daß eine Reihe von Werken, womit diese Bezeichnung gerechtfertigt werden soll, vor dem Auftreten Luther's geschaffen sei. Zum andern wird auf die mannichfaltigen Bilder hingewiesen, worin der Meister Gegenstände behandelt, die genau mit Lehre und Cultus der katholischen Kirche zusammenhängen.

Gegen den ersten Einwand hat es Rettberg leicht, geltend zu machen, daß die Reformation nicht im Jahre 1517 vom Himmel gefallen sei, daß die Ideen und Foderungen, die in Luther ihren siegreichen Vertreter fanden, schon vorher in den Geistern lebten und sich regten — und daß in seinem Buche von Dürer ausdrücklich bemerkt sei: „Die frohe Botschaft war längst in ihm wirksam, bevor Luther sie an die Thür heftete." In der That hatten die Gegner den Verfasser in dieser Beziehung nicht durch Hinweisung auf die Jahre, in welchen die fraglichen Werke entstanden sind, vielmehr durch den Nachweis zu widerlegen, daß jenen Werken kein evangelisch-protestantischer, sondern ein römisch-katholischer Geist innewohne. Dies haben sie unterlassen, weil sie schon die Jahreszahlen für entscheidend hielten. Würden sie nun aber den Be-

weis nachträglich führen wollen, so hätte ihnen Rettberg freilich schwerwiegende Thatsachen entgegenzustellen.

In den großartigen Compositionen zur Offenbarung Johannis, die schon 1498 entstanden sind, hat der Meister über die Repräsentanten der römisch-katholischen Hierarchie vom höchsten bis zum niedrigsten ein Gericht ergehen lassen, wie es nur ein Geist zu denken vermochte, der mit dem Urheber der Reformation eine sehr genaue Verwandtschaft hatte. Wendet man ein, eine solche Stellung gegen Päpste, Cardinäle, Bischöfe und Mönche hätten sich in jener Zeit und früher auch Andere gegeben, die gleichwol der katholischen Kirche treu geblieben wären, — so ist eben zu entgegnen, daß Albrecht Dürer sich entschieden für Luther erklärt, der neuen evangelischen Anschauung gehuldigt und den Geist, der sich vorher schon analog in ihm ausgesprochen, zur Uebereinstimmung mit der Reformation fortgebildet hat. Die Wirksamkeit dieses Geistes erblickt Rettberg nun mehr oder weniger auch in andern Schöpfungen Dürer's: in seinen Marien, die uns nicht die sinnlich-schöne Jungfrau, sondern die sittlich-edle Mutter anschaulich machen, — in dem Ritter, der trotz Tod und Teufel mannhaft seinen Weg reitet, — in dem Genius der Wissenschaft, — in den Bildnissen evangelisch-gesinnter Männer, die der Künstler mit Vorliebe malte, — in den vier Kirchenstützen (auch die vier Temperamente und die vier Apostel genannt), worin er nicht Petrus und Paulus, sondern Paulus und Johannes in den Vordergrund gestellt hat. Ist nicht zu leugnen, daß der Geist in diesen Bildern viel mehr dem Geiste der Reformation als dem der alten Kirche entspricht, und zählen eben diese Werke zu den hervorragendsten des Meisters, so muß man zugeben, daß Rettberg guten Grund hatte, Albrecht Dürer einen evangelischen Maler zu nennen und den Ausspruch zu thun, daß ihm diese seine evangelische Gesinnung auf dem Gebiete der Kunst nicht geschadet, sondern genützt habe.

Die Hinweisung der Gegner auf die Werke, in welchen Dürer specifisch katholische Gegenstände behandelt hat, kann den Ausspruch Rettberg's nicht umstoßen, wol aber dazu dienen, ihn dem wahren Sachverhalt entsprechend zu modificiren. Albrecht Dürer ward erzogen und lernte seine Kunst in einer Zeit, wo der römisch-katholische Geist herrschte und die Richtung, die später in der Reformation zum Durchbruch kam, als ein untergeordnetes Element zum Ganzen zu gehören schien. War es anders möglich, als daß die Künstlernatur die Stoffe ergriff, die ihr Lehre, Cultus und Geschichte der Kirche boten? Daß der junge Dürer an seine Vorgänger sich anschloß und die von ihnen überkommene Malerei des Mittelalters, die in der Anschauung der katholischen Christenheit wurzelt, fortbildete? Wenn der denkende, tiefsinnige deutsche

Künstler von den in der Kirche herrschenden Misbräuchen früh sich abgestoßen fühlte und nach und nach eine Gesinnung in ihm sich entwickelte, die den Reformatoren freudig und leidenschaftlich Beifall zollte, so blieb er doch immer ein Künstler und als solcher über pedantischen Parteigeist erhaben. Gegenstände, denen er die Seele seiner Kunst einhauchen zu können sich bewußt war, ließ er deswegen nicht beiseite liegen, weil sie speciell mit den Ideen des Mittelalters zusammenhingen; er führte künstlerisch aus, was er poetisch empfunden hatte. Indem er aber auf der andern Seite Bilder schuf, in denen er mit evangelisch-protestantischer Gesinnung einen geistigern, höhern Aufschwung nahm, hat er in der Geschichte der Kunst eine Stellung gewonnen, die zu den seltensten gehört: er schließt zugleich eine Epoche ab und beginnt eine neue. Als Nachfolger der Künstler des Mittelalters wird er Lehrer der nächsten Generation und — Prophet künftiger Entwickelungen.

Die Höhe, welche die in der alten Kirche sich entwickelnde Malerei erreicht hat, bestreitet Niemand. Protestantische Forscher erkennen die Meisterwerke jener Epoche so begeistert an wie katholische, und sehen darin ewig gültige Musterbilder für productive, strebende Kräfte. Wenn aber gewisse Verehrer derselben in der Kunst, die nach ihr folgte, nur Verfall erblicken und für dieses Unglück die Reformation und den Protestantismus verantwortlich machen wollen, so ist das eine Meinung der Befangenheit, die dem Entwickelungsgange der Menschheit nicht zu folgen vermag.

Die Künstler der mittelalterlichen Epoche haben die kirchlich-religiösen Stoffe aufs reichste ausgebeutet und in gewissem Sinn erschöpft. Wäre es im Interesse der Kunst und der Menschheit nun dessenungeachtet zu wünschen gewesen, daß man auch im 17. und 18. Jahrhundert die Stoffe des Mittelalters in der Weise jener Künstler behandelt hätte? Wäre dadurch, daß man ausschließlich religiöse Bilder im Stile der frühern Jahrhunderte malte, der „Verfall" etwa aufgehalten worden? Diese Fragen beantworten sich von selbst. Die Macht, welche den Geschicken der Menschheit vorsteht, liebt derartige Wiederholungen nicht. Wenn eine Seite in dem Buche der Geschichte vollgeschrieben ist, treibt sie die kommenden Geschlechter an, das Blatt umzuwenden und eine neue Seite mit einem Inhalt zu füllen, der ihnen von Herzen geht und ihrer Zeit gemäß ist. Und durch diese Schrift wird das Buch der Geschichte wahrhaft bereichert, wenn der Inhalt der neuen Seite auch von geringerer Bedeutung wäre als der der alten. Es ist jedenfalls etwas Neues und Anderes, ein Thun und Schaffen, das seine eigenthümlichen Vorzüge, seine Glanzpartien hat, und das außerdem noch Arbeiten erledigen kann, welche allein die letzten und höchsten Entwickelungen möglich machen.

Die Maler des 17. und 18. Jahrhunderts ſtehen nicht auf der Höhe derer des Mittelalters — die Gegenſtände ihrer Bilder ſind minder erhaben und drängen weniger zur Anſpannung der edelſten Kräfte in Verſinnlichung göttlicher Eigenſchaften — ohne Zweifel! Aber die neuern Künſtler haben den Kreis der mittelalterlichen Stoffe nur verlaſſen, um einen neuen zu erobern. Nachdem Alles, was die Religion in damaliger Auffaſſung, was die Geſchichte der Kirche und die Legende an Gegenſtänden bot, genugſam dargeſtellt und wiederholt und ein Schatz von Kunſtwerken zutage gefördert war, in welchem die religiöſen Bilder bei weitem als die hauptſächlichſten hervorſtechen, wenn es auch an Bildern aus der Welthiſtorie und dem Leben nicht fehlt, — ſo wandte ſich der Pinſel der neuern Künſtler überwiegend der Natur und dem Leben zu und verleugnete ihren an der Wirklichkeit herangebildeten Genius auch nicht in Behandlung religiöſer Stoffe. Nach dem Heiligen erhielt nun auch das ſogenannte Profane: der Menſch in ſeinem häuslichen und öffentlichen Leben, in ſeinen Ergötzungen, ſeinen kleinen komiſchen und ſeinen großen tragiſchen Conflicten, die Thierwelt und die Landſchaft in der Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen, die künſtleriſche Verklärung. Der große Stil der alten Malerei wurde verloren, aber ein anderer, den neuen Gegenſtänden entſprechender, wurde gefunden und der reichen Wirklichkeit eine Menge echter, charakteriſtiſcher Züge abgewonnen. Wer möchte nun die Schöpfungen dieſer neuern Kunſt hingeben für Wiederholungen der mittelalterlichen? Wer möchte in unſern Muſeen und Pinakotheken die Niederländer und die ihnen verwandten Malerwerke anderer Nationen miſſen, um dafür einige Säle mehr Heiligenbilder zu finden? Gewiß kein unbefangener Geiſt und kein denkender Kunſtfreund! Die echten Gebilde jener großen religiöſen Malerei werden ſelbſt nur um ſo tiefer empfunden und begriffen, wenn ſie mit echten Gegenſätzen verglichen werden können, während die Stimmung, die das ewige Einerlei hervorbringen müßte, auch gar wohl den Muſterbildern ſchädlich werden könnte. Iſt dies nicht anzufechten, ſo haben wir unſtreitig Recht, wenn wir ſagen: die Kunſt der neuern Zeit ohne weiteres als Verfall charakteriſiren zu wollen, iſt das Zeichen einer parteiiſchen Vorliebe und eines unfreien Geiſtes.

Man könnte an der ſo gerechtfertigten neuern Kunſt wol den Proteſtantismus ſchuld ſein laſſen, in gewiſſem Betracht iſt er es auch; — aber freilich nicht der Proteſtantismus im engern Verſtande, ſondern jener Geiſt, der gegen die beſchränkte Welt des Mittelalters überhaupt proteſtirt hat und über ihre Grenzen allenthalben hinausgegangen iſt. Dieſer Geiſt hat ſich auf andern Gebieten noch viel bedeutender ausgeſprochen als auf dem der Kunſt, wenn auch im Zuſammenhang mit ihr; und wenn man ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen will, ſo muß

man alle seine Erweisungen vor Augen haben. Man muß seine Leistungen auf den verschiedenen Gebieten in ihrer Verbindung betrachten und überdies noch die weltgeschichtlichen Zwecke dieser seiner Gesammtthätigkeit, wenn man hinsichtlich seiner Schöpfungen auf einem einzelnen Felde die Wahrheit erkennen will. Unter dieser Voraussetzung wird man sich überzeugen, daß die neuere Zeit auf dem einen Felde die Leistungen des Mittelalters nur darum nicht erreichte, weil sie auf andern es zu übertreffen hatte, daß sie aber gerade durch die Arbeiten auf diesen andern Gebieten die Bedingungen verwirklicht hat, unter welchen die Menschheit auch auf jenem Einen Gebiete zu höhern Schöpfungen gelangen kann.

Wenn die neuere Kunst nicht an sich schon Verfall war, so ist sie doch zuletzt in Verfall gerathen — das wird Niemand leugnen. Jene deutschen Männer in Rom am Ausgang des 18. Jahrhunderts und im ersten Viertel des 19. haben sich das Verdienst erworben, Erneuerer der Kunst zu werden, indem sie von der damaligen Ueberlieferung sich abwendeten, um die erhabenen Gegenstände und den großen Stil früherer Zeiten wieder zu gewinnen. Das Mittelalter, das von dem Geiste der neuern Zeit einseitig betrachtet und ungerecht beurtheilt war, kam nun wieder zu Ehren; man suchte seine Tugenden sich anzueignen, und einzelne protestantisch geborene Künstler glaubten, die ihnen vorschwebende Höhe der Ausbildung nur dann erreichen zu können, wenn sie das katholische Bekenntniß annahmen. Diese regenerirte Kunst hat ihre Geschichte und auch schon einen Gipfel der Ausbildung. Wer stellt aber diesen Gipfel dar? Welchem von jenen Künstlern muß die Alles erwägende Kritik die Palme zuerkennen? Keinem der Protestanten, die zum Katholicismus übergetreten sind — wie groß ihre künstlerischen Verdienste sein mögen! sondern einem geborenen Katholiken, der zu naturkräftig war, um von sentimentaler Religiosität auch nur einen Zug anzunehmen, der die Bildung der neuern Zeit in sich aufgenommen und endlich sogar von einem protestantischen Fürsten Aufgaben erhalten hat, die nur gelöst werden konnten, wenn der Künstler von der specifisch-katholischen Anschauung Umgang nahm und sich in einer Christlichkeit hielt, die — von den deutschen Reformatoren wäre willkommengeheißen worden!

Für die Behauptung: daß Albrecht Dürer in denjenigen seiner Werke, die als evangelisch-protestantisch angesprochen worden sind, nicht nur der Lehrer der nächsten Generation, sondern zugleich Prophet künftiger Entwickelungen geworden sei, haben wir jetzt schon Einen Hinweis. Die Compositionen zum Campo-Santo in Berlin von Cornelius gehören zu diesen Entwickelungen! Und nicht nur, daß diese Compositionen den erwähnten von Albrecht Dürer in ihrem positiven Geiste entsprechen, und daß man sie, von untergeordneten Einzelheiten abgesehen,

ſelber als evangeliſch-chriſtliche charakteriſiren müßte — Cornelius verleugnet auch ſpeciell Dürer'ſche Einflüſſe nicht. Wenn Rettberg in ſeinem Buche ſagt: „Cornelius hat Dürer ganz verſtanden, weil er ſeines Gleichen war, er hat etwas Tüchtiges von ihm gelernt und er hat der deutſchen Kunſt durch ein richtiges Anknüpfen an ihn wieder einen Zuſammenhang und eine Folge gegeben", ſo wird gegen dieſen Satz in richtiger Auffaſſung nichts einzuwenden ſein. Cornelius gehört einer andern Zeit an, er iſt ein Charakter und ein Talent für ſich, er hat ebenſo von den großen Italienern und den Alten gelernt; aber zwiſchen ihm und Albrecht Dürer beſteht doch eine eigene Verwandtſchaft: deutſche Kraft und deutſche Gemüthstiefe charakteriſiren die Werke Beider in gleich ungewöhnlichem Maße und verleihen ihnen einen gemeinſamen Zug, durch den wir bei den einen unwillkürlich an die andern erinnert werden.

Indeſſen Cornelius iſt ein Katholik, und wenn er als Künſtler auch Werke geſchaffen hat, die über confeſſionelle Beſonderheit erhaben ſind und im Weſentlichen der altevangeliſchen Anſchauung entſprechen, ſo können wir doch nicht gemeint ſein, ihn deswegen dem Proteſtantismus vindiciren zu wollen; — wie wahr es auch ſei, daß jeder Deutſche, der vaterländiſche Dichtung und Wiſſenſchaft auf ſich hat wirken laſſen, ſeine Geiſtesbildung guten Theils dem Proteſtantismus verdankt. Hat Albrecht Dürer in den Werken, die nach Rettberg „evangeliſches Blut in den Adern haben", die erſten proteſtantiſchen Bilder geſchaffen und den Weg angedeutet, auf welchem eine evangeliſch-religiöſe Kunſt ins Leben gerufen werden kann, ſo müſſen wir zeigen, daß eine ſolche religiöſe Kunſt von dem heutigen Proteſtantismus aus eine Möglichkeit iſt, daß wir Hoffnung haben, die Anfänge Dürer's von proteſtantiſchen Künſtlern fortgeſetzt zu ſehen.

Die Reformation hat damit angefangen, das innerliche Leben zu fördern, im Gegenſatz zu einer Veräußerlichung, die in damaliger Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte; und in einer ſeiner Parteien iſt die Leidenſchaft gegen das misbrauchte Bild zu entſchieden kunſtfeindlichen Grundſätzen fortgegangen. Die Miſſion des Proteſtantismus war nicht, unmittelbar die Cultur des Schönen zu fördern: es galt, die chriſtliche Lehre nach dem Evangelium wiederherzuſtellen und zugleich die freie wiſſenſchaftliche Forſchung zu ermöglichen, — den menſchlichen Geiſt in den Stand zu ſetzen, die chriſtliche Lehre ſelber zu prüfen und nach ihrer Wahrheit frei zu erkennen. Ob dies Letztere im Willen der Reformatoren gelegen habe, thut nichts zur Sache: thatſächlich iſt es ſo gekommen, die Geſchichte hat es gewollt! Durch die Reformation wurde ein geiſtiger Proceß begonnen, der die freie Erkenntniß des Chriſtenthums, die tiefere und geiſtigere Auffaſſung deſſelben zur Folge haben muß;

denn der Geist des Protestantismus ruht nicht eher, bis er an diesem Ziel angelangt ist. Wenn nun aber diese Erkenntniß errungen und gesichert sein wird, — was wird die Folge sein? Kann sie bloße Erkenntniß bleiben? Müssen productive Geister sich nicht getrieben fühlen, von ihr aus zu handeln und zu schaffen? Und werden bildende Künstler, denen sie geworden, nicht nach der Foderung dieser Erkenntniß die ihnen sich bietenden Stoffe bearbeiten? Werden sie mit ihr nicht aufs neue die religiösen Gegenstände wählen, denen sie jetzt aus neuem Geiste neuen Sinn und neue Ausprägung zu geben befähigt sind?

Der Protestantismus hat einseitig begonnen — es fällt uns nicht ein, dies leugnen zu wollen. Aber er ist nicht einseitig geblieben, und er konnte es nicht. Der protestantische Geist hat die Freiheit, die ihm gegeben war, benutzt: er ist fortgeschritten von einer Stufe der Erkenntniß zur andern und jetzt schon angelangt auf einem Standpunkt, wo er der gerechten Beurtheilung sogar seines Gegensatzes fähig geworden. Die Geschichtsforschung und die Philosophie, ja auch die wissenschaftliche Theologie des Protestantismus setzt ihre Ehre darein, den Katholicismus in seinem welthistorischen Beruf zu begreifen, seine Verdienste auf allen Gebieten anzuerkennen und unter Umständen einseitigen Angriffen der Glaubensgenossen selber entgegenzutreten. Von Protestanten vorzugsweise ist die Wissenschaft des Schönen ausgebildet worden, die uns befähigt, die größten Werke mittelalterlicher Malerei in ihrer eigenthümlichen Hoheit zu erfassen — protestantische Denker haben das Wesen der Kunst ergründet, ihr Verhältniß zur Wissenschaft, ihre Sendung für Menschheit und die allseitige Durchbildung derselben erwiesen; — und der Protestantismus sollte überhaupt und auch jetzt noch der Pflege und der Entwickelung der bildenden Künste entgegensein?

Wie man weiß, ist die religiöse Malerei auch in Ländern, die sich vom Protestantismus rein erhalten haben, keineswegs auf der Höhe des 15. und 16. Jahrhunderts stehengeblieben, sondern eben dort recht eigentlich in Verfall gerathen. Und das ist begreiflich. Wenn der künstlerische Geist von einem gewissen Standpunkte aus sich in einer Entwickelung ausspricht und einen Gipfelpunkt erreicht, wie dies z. B. in Italien der Fall war, so muß nach dem Gipfelpunkt ein Sinken eintreten, das in Verfall endet — sofern der künstlerische Geist auf jenem Standpunkt festgehalten wird! Was auf demselben zu sehen und zu schaffen war, ist schon gesehen und geschaffen; neue und gleich große Schöpfungen sind nicht mehr möglich, nur Nachahmungen und Wiederholungen; — und in Nachahmungen und Wiederholungen verfällt die Kunst. Neues und gleich Großes ist nur wieder möglich, wenn der Geist zu einem höhern Punkt hinansteigt, von welchem aus in erweitertem Horizont wieder Neues und Großes gesehen werden kann. Und

wenn der Menschheit eine neue religiöse Malerei bestimmt ist, eine Malerei, die sich ebenbürtig der Kunst des Mittelalters zur Seite stellt, dann wird sie nur eine Folge sein können des höhern Standpunktes, den der menschliche Geist überhaupt erreicht hat, eine Folge der Macht, durch welche er ihn erreicht hat — eine Folge des Protestantismus.

Verfallen wir aber auch hier nicht in den Fehler der Gegner, in Einseitigkeit und Parteilichkeit! Die Thatsache, daß die Kunst eine Regeneration erfahren hat durch katholische und katholisch-gesinnte Künstler und durch deren liebevolles Eingehen auf die Musterschöpfungen des Mittelalters — sie stehe als mahnendes Zeichen vor uns!

Wenn der vorgeschrittene religiöse Geist einer neuen religiösen Malerei, einer neuen Darstellung des Göttlichen und Heiligen in sinnlicher Erscheinung fähig wird, dann wird er es einerseits der protestantischen Wissenschaft, die ihn zu einem höhern Gesichtspunkt erhoben hat, andererseits aber jenem alten, das evangelisch-protestantische Element noch in sich tragenden Katholicismus verdanken, aus welchem die Malerei des Mittelalters erblüht ist. Die größten Werke dieser Kunst werden als Musterbilder vor dem Geiste stehen und nur im Lernen von ihnen — wenn auch in freiem Lernen zu neuem und eigenthümlichem Schaffen — wird die künstlerische Kraft das Höchste hervorbringen. Die großen Kunstperioden in der Geschichte der Menschheit sind aufeinander berechnet; auch die christlich-mittelalterliche Kunst in Italien hat ihren Gipfel nur erreicht unter Einwirkung antiker Schöpfungen, und die kommende Zeit wird mehr als irgendeine frühere ihre Aufgaben nur lösen können in freier Erfassung und Benutzung des schon Geleisteten. Die Menschheit geht zwar vorwärts in Gegensätzen, und wenn die Eine Stufe durchgebildet ist, dann kommt das Neue nur im Widerspruch und Kampf gegen sie in die Welt. Hat aber in diesem Kampfe auch die folgende Stufe sich dargestellt und sind durch beide die beiden Seiten des Lebens verwirklicht, dann steht nur noch Ein Weg des Fortschritts offen: der Weg von der Einseitigkeit und Parteilichkeit zur Gerechtigkeit und zur Anerkennung des erprobten Guten auf beiden Seiten — der Weg zur Verschmelzung der sich ergänzenden Tugenden beider Stufen! Die productiven Kräfte der neuen Zeit werden lernen von allen Größen und Zierden der Menschheit; — die künstlerischen Talente werden lernen von den Meistern des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit; — der deutsche Maler, der religiöse Stoffe zu behandeln strebt, wird aber noch ganz insbesondere von dem Künstler lernen, der auf der Scheide zweier großen Epochen steht, der mit überschwänglicher Begabung im Geiste der einen wie der andern bewundernswerthe Werke geschaffen hat — von dem reichsten und tiefsinnigsten deutschen Genius — von Albrecht Dürer.

Es gibt eine Höhe der Betrachtung, wo dem Parteigeist der Athem ausgeht, wo man keinen andern Trieb empfindet, als Jedem das Seine zu geben, und die Hand zur Versöhnung bieten kann Allen, die fähig sind, sie anzunehmen. Mit jenem kleinlich unehrlichen Geist, der seine Partei nur weißzubrennen und die andere nur anzuschwärzen sucht, der jene sentimental preist und diese hämisch verleumdet — mit diesem Geist ist kein Friede zu schließen, er muß gerichtet werden, indem er entlarvt wird. Aber Diejenigen, die sich wehren gegen Ungerechtigkeiten von der andern Seite, die das wirkliche Verdienst ihrer Seite erkannt und geehrt sehen wollen — sie sollen haben, was sie zufriedenstellt und auch ihrerseits zur Gerechtigkeit befähigen kann.

Bleiben wir gegenüber dem Absprechen der blinden Parteilichkeit und des Unglaubens ganz ruhig: die Kunst wird der Menschheit nicht abhanden kommen! Das Große in ihr wird freilich nicht der parteiisch-befangenen Kraft, wenn sie sich auch eine evangelische nennen sollte, — das Große wird nur dem guten, edeln und freien Geist gelingen, und nur ihm können wir neue und dauerhafte Erfolge auf diesem Gebiete prophezeien. Wer kleinlich, engherzig und knechtisch denkt, der wird auch kleinlich, engherzig und knechtisch malen. Wer sich aber zu großen und freien Ideen erzogen hat, der wird seine edle Seele auch dem Kunstwerk einhauchen; wer die Stoffe durch Erkenntniß bewältigt hat, der wird auch im Stande sein, sie in Schönheit zu verklären.

Wir müssen uns zum Schluß noch zu dem Verfasser des Buchs wenden, das uns zu dieser Erörterung Anlaß gegeben hat. Er ist in seinen kunsthistorischen Untersuchungen mit Vorliebe Deutscher und wie man sieht mit Vorliebe Protestant. Diese Liebe schärft ihm die Augen für die eigenthümlichen Vorzüge deutscher Kunst und hat ihn in Dürer'schen Werken das „evangelische Blut" erkennen lassen. Will er aber mit dieser einsichtsvollen Liebe zum Eigenen die gerechte Anerkennung des Andern noch mehr verbinden, als es bisher vielleicht geschehen ist, so glauben wir nicht, daß dies seiner speciellen Aufgabe schaden, vielmehr dazu dienen wird, seine Beobachtungen genauer zu redigiren und ihnen eine Fassung zu geben, die den Widerspruch weniger herausfodern, zugleich aber empfänglichen Menschen um so leichter eingehen wird.

Wenn oben behauptet ist, daß die protestantische Wissenschaft in ihrer dermaligen Ausbildung ihre Ehre darein setze, dem Katholicismus und den Erzeugnissen, die auf seinem Boden gewachsen sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so ist dies jedem Unterrichteten bekannt, sowie auch, daß einzelne anerkennende Sätze von gewissen katholischen Schriftstellern utiliter acceptirt werden, ohne daß übrigens bei ihnen bisjetzt ein großer Eifer bemerklich geworden wäre, Revanche zu nehmen. Es ist uns indeß lieb, bei dieser Gelegenheit auf ein Buch hinweisen zu

können, das zu jener Behauptung einen eclatanten Beweis liefert, und zwar ebenfalls auf dem Gebiete der Kunsthistorie. Dieses Buch führt den Titel: „Erinnerungen an Emil August von Schaden.“ Herausgegeben von Heinrich Thiersch, enthält es zunächst Worte der Freundschaft zu Schaden's Gedächtniß, dann aber aus dem Nachlaß des 1852 Verstorbenen „Briefe aus Italien“ (1845), „Aus Paris und London“ (1850), „Drei Vorträge über italienische Malerei“, einen Aufsatz „Ueber Musik und Entwickelung im Alterthum“. Die Briefe und namentlich die Vorträge sind es, die wir hier zu betrachten haben.

Schaden war Professor der Philosophie in Erlangen und als er starb erst 38 Jahre alt. In den Kreisen, in welche das „Deutsche Museum“ vorzüglich gelangt, könnte er möglicherweise nicht zu seinem Vortheil bekannt sein. Indem er vom Katheder und in Büchern Dinge lehrte, welche den herrschenden Ansichten widersprachen, und zwar zum Theil in schwerverständlicher, barock erscheinender Fassung, begegnete es ihm, daß absurdklingende Dicta zur Belustigung von Hörern und Lesern als die seinigen verbreitet wurden und daß er von literarischen Gegnern höchst feindselige Beurtheilungen erfuhr. Die Frage, inwieweit Schaden, inwieweit seine Gegner wissenschaftlich Recht haben, kann uns hier nicht beschäftigen; wir überlassen sie der Folgezeit, die diesen Philosophen nicht ignoriren und ihm in der Geschichte der Wissenschaft den gebührenden Platz anweisen wird. Wie es sich aber damit verhalte — dem Eindruck der erwähnten Briefe und Vorträge werden auch solche Leser nicht widerstehen können, die von Schaden als Denker und Darsteller die schlimmste Meinung gewonnen haben.

Der Werth dieser Arbeiten liegt in der Beurtheilung der vorzüglichsten Werke und in der Zusammenbeziehung der einzelnen Künstler und Kunstschulen zu einem vollendeten geschichtlichen Ganzen. Die „Briefe aus Italien“ schildern die Eindrücke jener Werke in erster Frische, und man sieht schon hier, wie die Hauptgestalten der italienischen Maler in dem Kopf des Betrachters sich ordnen, um eine zusammenhängende Reihe zu bilden, wo jeder einzelne an seinem Platze zu seiner Ehre kommt. In den Vorträgen, die zu Erlangen vor einem gemischten Publicum gehalten wurden, ist der Bau wissenschaftlich vollzogen. Schaden hatte Alles, was dazu gehörte, um auf diesem Gebiete eine höchst erfreuliche und anregende Arbeit zu liefern: einen Geist, der im Stande war, in die Ideenwelt der Künstler einzudringen und ihren tiefsinnigsten Compositionen zu folgen; ein Herz, fähig, ihre zartesten und ihre erhabensten Empfindungen in sich zu erwecken; eine Darstellungsgabe, womit er jede Versinnlichung der Ideen in ihren eigenthümlichen Lebensfarben vor uns erstehen läßt. Der erklärte Wille und die Fähigkeit, Jedem das Seine zu geben, lassen ihn die einzelnen Maler in den

Grenzen ihres Könnens, in ihrem bestimmten historischen Berufe sehen; innerhalb dieser Grenzen aber faßt er jeden mit dem innigsten Antheil auf und läßt die besondere Schönheit seiner Werke im höchsten Glanze strahlen. Er spricht über die Bilder, die vorzugsweise ein liebliches religiöses Leben vor Augen stellen, mit der Sympathie eines Eingeweihten, charakterisirt in andern die Naturkraft, die leidenschaftliche Gewalt des Ausdrucks in markigen Worten und erhebt sich bei gigantischen Darstellungen in kühnem Schwunge zu gleich gewaltiger Schilderung. Er lehrt die Künstler lieben und bewundern, und indem er die größten Meister bespricht, gewinnen wir eine Anschauung von den staunenswerthen „Tiefen der Kraft und des Vermögens, die in der menschlichen Natur verborgen liegen". Was an einzelnen Urtheilen auszustellen sein mag, hat menschlich zufällige Gründe; aus Vorurtheil, Engherzigkeit und Parteilichkeit ist nirgends gefehlt und konnte nicht gefehlt werden. Auch die Meister, die in die Periode des Zurückgehens und Sinkens fallen, sind mit Gerechtigkeit beurtheilt, und das Schöne und Gute, was ihnen noch gelang, in Unterscheidung von ihren Mängeln und Einseitigkeiten ꝛc. mit Liebe hervorgehoben.

Da das Buch, in welchem die kunsthistorischen und kunstphilosophischen Darstellungen bei weitem den größten Raum einnehmen, nicht nach seinem Werthe verbreitet ist — vielleicht auch infolge des Titels, der eigentlich nur biographische Materialien erwarten läßt —, so theilen wir einige Stellen daraus mit, die unser Urtheil bestätigen und katholischen Gegnern beweisen mögen, wie heutzutage ein Protestant — und zwar einer, der es wirklich war und nicht zu den Aesthetikern gehörte, welche die Unterschiede der Confessionen aus den Augen verloren haben — wie ein Philosoph, der auf der geistigen Entwickelung der neuern Zeit ruht, Heroen mittelalterlich-katholischer Kunst beurtheilt.

Zuerst ein Wort über den lieblichen Fiesole. „Eine tiefe Harmonie der Zeichnung und der Farbe", lautet das abschließende Urtheil im ersten Vortrag, „geht durch alle Werke dieses Künstlers. Mit wenig Mitteln erreicht er jenes Höchste, das er erstrebt: das Stillleben der Seele mit sich und ihrem Gott. Dies Geheimniß erschließt sich mit kindlicher Großheit in seinen Physiognomien, deren milder Reiz unwiderstehlich ist. Der Kreis seiner Kunst ist, wenn man will, beschränkt. Eine gewisse Aengstlichkeit geht durch alle seine Gruppen und Gestalten; auch seine Physiognomien sind nicht frei davon. Aber Das, was der Sprachgebrauch der Asceten «die erste Liebe» nennt, dies jungfräuliche Beben der Seele, — das ist der Zauber, der immer von neuem an ihn fesselt. Fiesole stellt nur die von ihm selbst lebendig an seiner Seele erfahrenen Mysterien des Glaubens dar. Daher die stille, süße

Sehnſucht wie nach längſtvergangenen ſeligen Tagen, die ſie in der Bruſt des Beſchauers erwecken."

Eine Stelle über Michel Angelo führt uns den entſchiedenen Gegenſatz des eben beſprochenen Künſtlers vor und beweiſt unſern Ausſpruch über die Congruenz der Darſtellung mit dem Gegenſtand. „Das Großartigſte", heißt es in der Beurtheilung der Sixtiniſchen Kapelle, „ſind unſtreitig die zwiſchen den Fenſtern befindlichen Geſtalten von Propheten und Sibyllen, die keinen Gemälden, ſondern wahrhaft erhabenen Geiſtererſcheinungen gleichen. Und doch ſind ſie ſo feſt und umriſſen dargeſtellt, wie aus Marmor gehauen. Als Nächſtes ſchließt ſich an ſie an die «Schöpfung von Sonne und Mond und die Erſchaffung des Menſchen». In ein weites, rothes, hochaufgeblähtes Gewand gekleidet, ſchwebt nicht, nein ſtürmt Gott Vater einher. Es iſt der olympiſche Zeus mit ſich ſträubenden gewaltigen Locken und fliegendem Barte in leidenſchaftlicher Bewegung. Die Arme ſind weit ausgebreitet und vor den geöffneten Händen ſtehen, wie aus ihnen hervorgeſchleudert, die Geſtirne der Nacht und des Tages am dunkeln Himmel. Um ſie und den Schöpfer ziehen ſich in mächtigen Bogen die Zeichen des Thierkreiſes. Aehnlich iſt der Schöpfer gebildet da, wo er den Menſchen aus dem Nichts ins Daſein ruft. Nur iſt er von mächtigen Engeln umgeben und der rechte Arm weit vorgeſtreckt. Ihm gegenüber ſitzt aufgerichteten Leibes, wie aus tiefem Schlaf erwacht, der jugendliche Menſch, der Erſtling der Geſchichte, und auch er ſtreckt den Arm gegen den daherbrauſenden Gott. Die Finger berühren ſich faſt: es iſt, als wenn der lebendige Funke ſoeben aus dem Gott in das Geſchöpf übergeſprungen wäre. Es hat Idealiſten gegeben, deren Gefühl ſich gegen jede Abbildung der unſichtbaren Gottheit ſträubte. Sie haben Recht, inſofern die Schwäche ſich an ein ſolches Unternehmen wagt. Vor den geſchilderten Gottesdarſtellungen Michel Angelo's verſtummt jeder Einwurf."

Ungern verſagen wir uns die Wiedergabe der Charakteriſtiken Leonardo's da Vinci und Rafael's. Der Schluß der letztern lautet: „Was Ghirlandajo und Pietro Perugino, Orcagna und Fieſole, ja ſelbſt was Leonardo gemalt hat, — von alle Dem das Schönſte, Edelſte und Feinſte, wie die höchſten und vollendetſten Momente, welche dann und wann die Natur bietet, — das Alles iſt in Rafael's Werke übergegangen, zu einer Einheit und Harmonie geläutert, deren unſterblicher Zauber in Wahrheit eine unmittelbare Offenbarung des Geiſtes inmitten der Sinnlichkeit genannt zu werden verdient. Nichts fehlte ihm als die gigantiſche, himmelſtürmende Gewalt eines Michel Angelo. Wo er dieſer nachſtreben will, da verſagt es ihm ſeine milde und maßvolle Seele, die zwar die Seligkeit des Himmels, nicht aber die Schauer des Abgrunds wiederzugeben verſtand. Aber ſelbſt hier zwang er einmal ſeine

Muse. Das kleine Gemälde im Palast Pitti zu Florenz, welches die Vision des Propheten Hesekiel — Gott den Vater, von Stier, Adler, Löwe und Engel getragen — darstellt, athmet Michel Angelo'sche Größe und Erhabenheit."

Die letzte unserer Mittheilungen möge eine Zusammenstellung der drei größten Künstler bilden. „Es wäre ein vergebliches Bemühen", heißt es am Schluß des zweiten Vortrags, „abwägen zu wollen, welcher, ob Leonardo da Vinci, Michel Angelo oder Rafael, der Größere oder der Größte gewesen sei. Zwar ist nicht zu leugnen, daß unter ihnen Rafael die bedeutendsten Merkmale allseitiger Vollendung besitzt. Er hat das Meiste dazu beigetragen, daß man vollkommene Schönheit als die wesentlichste Eigenschaft jeder Kunst und also auch der Malerei aufgestellt hat: ein Satz, den schon Michel Angelo immer bestritt, weil er dadurch die Kunst eingeengt und dem Gigantischen, Kolossalen und Gräßlichen die ihm innerhalb der Kunst gebührende Stellung entzogen glaubte. Rafael ist der menschlichste Künstler; er will nie das Unmögliche möglich machen, nie versucht er, die mit unserer Sinnlichkeit gesetzten Schranken zu überspringen. Aber die tiefe, allseitige, bis zum Gemeinsten herab und bis zum Höchsten und Idealsten hinaufsteigende Charakteristik Leonardo's, die architektonische Gewalt, die titanhafte Conception und großartige Durchführung Michel Angelo's haben auch ihre Rechte. Nicht Einer von diesen Dreien, sie Alle zusammen stellen das Höchste und Vollendetste vor. Wie die ihnen vorangegangenen Schulen sich in einzelne Richtungen zerspalteten und dadurch die künstlerischen Möglichkeiten durchmaßen und erschöpften, so jene drei großen Geister selbst. Ja, man kann sagen, daß jene Zeiten und Richtungen des Anfanges in ihrer eigenthümlichen Theilung sich in unsern drei großen Heroen wiederholen und die Grundlagen für die Virtuosität jedes Einzelnen abgeben. Michel Angelo ist der vollendete Orcagna und Luca Signorelli, die florentinische Richtung von Masaccio bis Ghirlandajo besitzt ihren Gipfelpunkt in Leonardo, und Fiesole und Pietro Perugino schimmern immer selbst durch die reizendsten und kühnsten Werke Rafael's hindurch: — obgleich dies nicht hindert, daß alle Drei zugleich aus jeder der andern Schulen das ihrer individuellen Natur besonders Zusagende in sich verarbeitet haben."

Hat der Katholicismus und die mit ihm zusammenhängende Lebensanschauung die eminente Ausbildung religiöser Kunst herbeigeführt, so rühmt sich der Protestantismus, die nothwendige Voraussetzung zu eminenter Ausbildung der Wissenschaft geworden zu sein und mit ihr den Boden bereitet zu haben für eine neue, auf den Ergebnissen dieser Wissenschaft ruhenden Kunstentwickelung. Ueber diesen Hauptsatz unserer Betrachtung noch einige Worte.

Nach der Anerkennung, die wir der Kunſt der neuern Zeit, der Kunſt des ſogenannten Profanen gezollt haben, können wir nicht in den Verdacht gerathen, die religiöſe Malerei einſeitig begünſtigen zu wollen. Wir ſind überzeugt, daß die Natur und das Leben, daß die Entwickelungen der Menſchheit und die Conflicte der hiſtoriſchen Gegenſätze den bildenden Künſtlern reiche Stoffe bieten und daß ihnen die Behandlung derſelben ganz eigenthümliche Vortheile gewähren wird, ſofern ſie die Idee hinter der Erſcheinung zu erkennen und ihre Werke durch das Licht der Idee zu adeln verſtehen. Allein ebenſo überzeugt ſind wir, daß die tiefſten Künſtlernaturen die religiöſen Gegenſtände ſich niemals werden entziehen laſſen, weil ſolchen Naturen eben eine Fülle idealiſirender Kraft innewohnt, die ſich bei Gegenſtänden der Natur und der Geſchichte nicht genugthun könnte.

Die hiſtoriſche Perſönlichkeit, wie groß und bedeutungsvoll ſie ſein möge, iſt immer nur eine individuell beſtimmte und abgegrenzte Geſtalt. Hat der Künſtler das Recht, dieſe Geſtalt zu idealiſiren, ſo wird er es doch nur in genau bemeſſenen Grenzen thun dürfen — die Nothwendigkeit, auch in ſeiner idealen Behandlung dem Porträt zu entſprechen, wird ihm den höchſten Aufflug und die reichſte Entfaltung ſeiner künſtleriſchen Kraft nicht geſtatten. Man bilde einen Cäſar, einen Friedrich den Großen, einen Napoleon wie man wolle, und man denke von jedem ſo groß als möglich — die Vortheile, die Phidias bei ſeinem Zeus, Michel Angelo bei ſeinem Gott Vater gehabt hat, wird man dabei doch nicht haben. Nur Gottheiten und göttliche Perſönlichkeiten ſind die Gefäße, in welche der Künſtler ſeinen tiefſten und erhabenſten Gehalt legen kann, deren Idee ihn in die höchſten Höhen erhebt, ſodaß er ſchaffen kann, was er ſelber anſtaunen muß. Wie könnte nun eine geniale Kraft gerade dieſer Möglichkeiten ſich berauben laſſen!

Der Künſtler ſoll nur darſtellen, was in ihm Leben und Gehalt gewonnen, was er durchdacht und durchempfunden hat — darum wird die Behandlung jener höchſten Gegenſtände freilich nicht Jedermanns Sache ſein. Aber ſo gewiß die ſpecielle Erforſchung der Natur und Geſchichte nur ein Durchgangspunkt, nur eine Vorarbeit iſt, die zur Erkenntniß Gottes und der Welt führen muß, ſo ſicher werden die Künſtler, die im Lichte der Wiſſenſchaft ſich entwickeln, göttliche Eigenſchaften in Werken darzuſtellen vermögen, die der tiefern Erkenntniß des producirend fortgeſchrittenen Geiſtes entſprechen.

Die Welt iſt groß genug, daß die Mannichfaltigkeit der Dinge Raum in ihr hat; und wenn ſchon frühere Zeiten das Verſchiedene zugleich cultivirt haben, ſo wird dies in der kommenden Zeit noch unvergleichlich mehr der Fall ſein. Lehrt uns doch ein Blick auf den Stand der Kunſt, daß gegenwärtig ſchon jede Richtung ihre Vertreter hat, von dem klein-

ſten Genre an bis zu den erhabenſten Darſtellungen hiſtoriſcher Malerei. Der Parteigeiſt will der Menſchheit vorſchreiben, was ſie zu thun und zu laſſen hat; der Philoſoph will erkennen, welches Ziel ſie aus ſich ſelber erſtrebt und nach ihrem Weſen geſetzmäßig erreichen ſoll.

Paris.

Ein Nach- und Widerruf aus der Vendée.

Von

Ernſt Naumann.

„Sie haben die Freiheit begraben, aber die Freiheit iſt unſterblich und wächſt auch im Grabe fort"; ſo ſchließt der erſte pariſer Brief Börne's, den er auf franzöſiſchem Boden ſchrieb. Als ich ihn in dieſem Sommer nach langer Vergeſſenheit wiederlas, da war mein erſter Gedanke: was muß das für ein Land ſein, dem bei der erſten Berührung ſolche Gedanken entſprießen, würdig eines Shakſpeare, was das für eine Stadt, die ſolchen Gedanken ihr Gepräge aufdrückt! Mein zweiter Gedanke aber war: haſt du ihr nicht unrecht gethan, als dich ein allerdings gerechter Groll „Auch einen pariſer Brief" zu ſchreiben trieb? („Deutſches Muſeum", 1855, II, 97.) Gewiß, man muß das Kind nicht mit dem Bade verſchütten und — man muß in die Provinz gehen, um gerecht gegen Paris zu werden. Nicht, daß mein Groll ganz ohne Grund geweſen wäre, nicht, daß ich Unrecht gehabt hätte gegenüber gewiſſen Abgeſchmacktheiten deutſcher Correſpondenten und Touriſten: nein, in dieſem Punkte widerrufe ich nichts und habe nichts zu widerrufen. Aber im Ganzen und Großen rufe ich dem „mächtigen Zauberkeſſel der Freiheit" ein Catoniſches „trotz alledem" nach. Denn nur im Ganzen und Großen kann man es faſſen dieſes Paris, das, wo man es packt, intereſſant iſt, aber doch nur einſeitige Urtheile hervorruft, und zwar in Raum und Zeit. Denn „das theure Lutez" Julian's des Apoſtaten iſt von dem Paris der Merovinger ebenſo verſchieden als die römiſchen Thermen von der Kirche Chilperich's, St.-Germain des Prés; das ummauerte feudalhafte Paris Philipp Auguſt's iſt ein anderes Bild als das Franz' I., ſchimmernd im Morgenlicht der Renaiſſance; dieſelbe Stadt, die die Bartholomäusnacht ſah, ſah auch die Septembermorde; und da wo einſt die Eiſerne Maske geſpenſterhaft in den Mauern der Baſtille umging, herrſcht jetzt der helle Tag der Volksluſt. Der Hiſtoriker Michelet, mit dem ich einmal über die Rolle ſprach, welche die franzöſiſche Armee in den verſchiedenen Revolutionen geſpielt hatte, ſagte: „Die Armee iſt wie ein Strom; war ſie geſtern trüb, ſo iſt ſie morgen klar." Daſſelbe läßt

ſich vom Volk überhaupt und beſonders von dem pariſer ſagen; heute flucht man ihm, morgen ſegnet man es. Wie die Geſchichte, ſo hat auch die Topographie von Paris einen wahren Chamäleonscharakter, der nur aus der Alles umfaſſenden Vogelſchau ein treues Bild aufzufaſſen erlaubt. Es iſt wahr, das Fieberleben der Weltſtadt hat ſeinen Pulsſchlag in dem Börſenviertel, deſſen Grenze die Tuilerien bilden, „Grenze", ſage ich, nicht: Centrum. Aber das Blut circulirt doch durch den ganzen großen Körper, nur mit veränderter Stärke und Function. Man überſpringt nur den Pont-Royal und man ſieht ſich im Faubourg St.-Germain wie in einer andern Welt; die Straßen ſind philiſterhaft öde, nur hier und da ein Kram-, ein Putzladen, ſelten ein Reſtaurant oder Kaffeehaus; es iſt, als wandelte man in Mons oder Orléans oder ſonſt einer großen Provinzialſtadt. Schneide man eine Straße quer durch und die ſteife Langweiligkeit des Adelsviertels macht der ungenirten Junggeſellenwirthſchaft des Quartier latin Platz. Wenige Straßen weiter müht und ſorgt ſich die Arbeiterbevölkerung des Faubourg St.-Marceau ab; die Rue Mouffetard hier vereinigt die Dimenſionen einer Weltſtadt mit dem ärmlich-bürgerlichen Alltagsleben einer kleinen Stadt. Aber das wechſelvollſte Gemälde bietet ein Spaziergang, der die Stadt des rechten Ufers durchſchneidet. Man läßt die Börſe hinter ſich und verfolgt über den großen Gemüſemarkt hinweg die Rue Rambuteau. Zuerſt hatte man die Ausſicht auf die Rue Montmartre, für mich die liebſte Straße: denn ſie gibt für ſich allein ein genügendes Bild von Paris, ſoweit es einer einzigen Straße möglich iſt und zwar ohne ſo modern geleckt zu ſein wie die nivellirenden Neubauten und doch auch ohne den zu beſchränkten einſeitigen Charakter anderer Stadttheile; man fühlt ſich hier inſtinctmäßig in einem Weltcentrum. Von da an durchſchneidet man die alten vom Kleinhandel belebten Straßen St.-Denis, St.-Martin und du Temple; je weiter man vorrückt, deſto ärmlicher iſt das Ausſehen, aber doch von jenem großartigen Elend, das die Heimat der „sainte canaille" andeutet, wie Jules Barbier die Julikämpfer nannte. Dazwiſchen erinnern alte Gebäude an vergangene Zeiten und um recht pikant zu ſchließen, wandelt man aus der perückenhaft-idylliſchen Place-Royale auf den lärmenden Baſtillenplatz. Aber auch Das iſt nur Eine Seite und oft, wo man es am wenigſten vermuthet, wird man von einer pikanten Ausſicht überraſcht. Höchſt intereſſant und von romantiſchen wie revolutionären Erinnerungen belebt iſt der Anblick über den Platz des Stadthauſes weg nach dem Châtelet zu, und erſchütternd, rührend wieder ein Spaziergang in dem unlängſt eröffneten Garten des Erzbiſchofs hinter der Notre-Dame, dem Boulevard des Italiens, des zerlumpteſten Proletariats, deſſen Antlitz ebenſo verdorrt und verhungert ausſieht als der niemals benetzte ſonnenverbrannte Raſen, auf dem es hier wandelt.

Aber man fände kein Ende, wollte man durch Schilderungen Börne's Worte beweisen: „In Paris sind Stadtviertel Provinzen.“ Und so glaubt ihr es verurtheilt zu haben, wenn ihr aus dieser üppigen Vegetation einzelne Giftpilze hervorhebt, wie das Lorettenwesen? Als ob nicht euer Urtheil in einem andern Viertel Lügen gestraft werden könnte! Und so glaubt ihr es geschildert zu haben, wenn ihr die Boulevards, die Champs Elysées und was sonst noch beschreibt? Als ob Paris nicht eine unerschöpfliche Fundgrube von „Geheimnissen“ wäre! Und so glaubte ich selbst es zu hassen, weil es eitel, veränderlich, charakterlos u. s. w. sei?

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter,
Sie sagt von dir, mein schönes Kind,
Du habest keinen Charakter.

Diese Verse hat Heinrich Heine ganz gewiß an die Zauberin Lutetia gerichtet; sie hat alle diese Fehler und man muß sie doch lieben. Wer könnte auch mit seiner Geliebten ewig schmollen; sie braucht nur zu lächeln und wir fallen ihr mit reuigem Entzücken in die Arme. Ja, ich liebe Paris. O daß ich diesem Volk ein Börne wäre, um es mit dem ganzen Zorne meiner Liebe aufzurütteln. Kann man denn Deutschland nicht lieben, ohne Frankreich zu schmähen?!

Dieser letztere Gedanke war mir doch von meinem letzten Briefe her wie ein Stachel der Reue in Gewissen geblieben, trotz meiner Verwahrung gegen kreuzritterliche Misdeutung. Mit gewissen Leuten muß man deutlich sprechen; nur zu oft aus der Löwenhaut des deutschen Patriotismus gucken die Eselsohren des Junkerthums und des Servilismus hervor. Die Spitze der Abgeschmacktheit erreichte dieser deutsche Junkerpatriotismus in einem Artikel der „Leipziger Zeitung“ über die deutsche Stenographie von Dr. Krause (Mai 1854), demselben Krause, der erst im sächsischen Liberalismus soviel Lärm gemacht hatte, um dann in den Sold des sächsischen Adels zutreten. Der deutsche Geist, sagt er ungefähr, beweist seine Ueberlegenheit auch durch die Bestimmtheit seiner stenographischen Methode. Das heißt doch eine Ueberlegenheit, die zu erkennen man Luchsaugen haben muß. Hat das französische Volk denn nicht gleiches Recht, seine Sprache „la plus analytique et la plus précise de toutes les langues“ zu nennen, wie es sie nennt, und ist dies nicht eine Ueberlegenheit von ganz anderm Gewicht? Man kennt freilich jene Taktik „deutscher Patrioten“, die der Nationaleitelkeit schmeichelt, um die Nationalehre zu schänden. Diese Tartüffe! Wie sie z. B. über die markloſe Literatur der Gegenwart schmähen und in ihren officiellen Blättern die deutsche Bühne herabgekommen nennen, nachdem sie doch erst Alles, was Charakter und Natur ist, unterdrückt haben, als ob sie

nicht wüßten, daß eine Bühne nur geſund und kräftig blühen kann, wo eine Nation iſt! Ueberlegenheit des deutſchen Geiſtes!! Wo iſt denn der Seſſel des deutſchen Volks im Rathe der Nationen? Während Frankreich Geſchichte macht, habt ihr den „deutſchen Geiſt" — doch Jeder vollende ſich den Satz nach ſeinem Geſchmack.

Das Große an Paris iſt eben, daß hier die Nation herrſcht. Ja, die Nation und auch noch jetzt! Der Stempel ihrer Souveränetät iſt Allem aufgeprägt. „Durch den Willen der Nation" herrſcht hier der Kaiſer; wie es Dahlmann's Danaergeſchenk erging, wiſſen wir noch Alle. Der Prinz Napoleon proclamirte im Induſtriepalaſt das Princip der Demokratie und nannte das franzöſiſche Volk eine demokratiſche Nation und am Schluſſe der Ausſtellung erklärte der Kaiſer ſelbſt, daß „die öffentliche Meinung in letzter Inſtanz und ſouverän entſcheide". Und wäre es auch nur, daß man dem Volke ſchmeichelt, um es zu überliſten, ſo iſt ſchon die Schmeichelei an ſich eine Anerkennung, daß die Nation herrſcht. Auch iſt das Volk keineswegs ſo beſchränkt, als es manchmal ausſieht; es iſt nur träge, wetterwendiſch, vergnügungsſüchtig. Speciellere Belege für alles Dies gehören in politiſche Blätter; hier genüge die Andeutung.

Und als ich nun am Abend, bevor ich Paris verließ, mich unwillkürlich auf den Montmartre verirrte, da nahm ich es für einen Wink, als führe mich der Genius dieſer Stadt ſelbſt bei der Hand, um ſie noch einmal zu ſegnen. Welch herrlicher impoſanter Anblick über dieſe ungeheure Häuſermaſſe hinweg, aus der man die Straßen kaum verworren wie Wogen unterſcheidet und aus der es dumpf wie nahende Meeresflut brauſt! Von keinem andern Punkte aus macht Paris einen ſo gewaltigen Eindruck: denn mit Einem Blick umfaßt man es hier in ſeiner ganzen Größe. Da weſtwärts unter dem dunklen Gebüſch, das links in der Ferne ſich am Horizont erhebt, auf dem Friedhof Père-Lachaise liegt Börne begraben, der grollende Prophet. Es iſt vielleicht keine Zeit, der die Wiedervornahme ſeiner Schriften ſo noth thäte als die unſerige. Denn nichts verjüngt ſo wie Börne, wenn man alt wird an Leib und Seele. Und das ganze deutſche Volk iſt alt geworden und klug dabei, das macht zuſammen altklug. Aber nur die Jugend thut Wunder, weil ſie daran glaubt in ihrer Thorheit, weil ſie es glaubt, was er ſagte: „Sie haben die Freiheit begraben, aber die Freiheit iſt unſterblich und wächſt auch im Grabe fort." Du aber ſei geſegnet, Paris, heiliger Altar der Freiheit, auf dem das Herz des edelſten Patrioten, auf dem das Herz unſers Börne verglühte: lebe wohl!

Gedichte.

I. Drei Gedichte.

Von

Julius Sturm.

1. Süden und Norden.

Die Roſe blüht und die Nachtigal ſchlägt
Und freundlich leuchten die Sterne;
Ich habe mein Haupt in die Hand gelegt
Und träume mich weit in die Ferne.

Im Norden ſteht ein kleines Haus
Umwirbelt von ſchimmernden Flocken;
Wer ſeufzt wol dort in die Nacht hinaus
Und netzt mit Thränen den Rocken?

2. Zimmerfrühling.

Um meine Fenſter rankt ſich junges Grün
Und würz'ge Düfte haben ſich ergoſſen,
Die Veilchen und die Maienglöckchen blüh'n,
Und auch die Roſe hat den Kelch erſchloſſen.

Da ſtimmt mein Vöglein ſeine Kehle rein
Und hüpft im gold'nen Bauer auf und nieder
Und ſträubt die Federn auf im Sonnenſchein
Und ſingt dann jubelnd helle Frühlingslieder.

Doch blieb mein Herz von ſüßem Zauber frei
Und ſpricht zu mir mit witzigklugem Flüſtern:
„Ich glaubte gern, mein Freund, an deinen Mai,
Hört' ich im Ofen nicht die Flammen kniſtern.“

3. Die junge Mutter.

Spät am Abend, früh am Morgen
Muß ich wachen, muß ich ſorgen,
Muß ich an der Wiege ſteh'n
Und nach meinem Kindlein ſeh'n.

Keine Ruh' an keinem Tage,
Immer neue Laſt und Plage,
Ach, wie flohſt du doch ſo weit,
Schöne, freie Jugendzeit!

Horch! was regt ſich? Herzig Bübchen,
Blüh'nde Wangen, feine Grübchen,
Aeuglein dunkel wie die Nacht:
Gott, wie mich das ſelig macht!

II. Du biſt mein Letztes.

Von

Friedrich Stauſing.

Du biſt mein Letztes in der Nacht,
Eh' ſich die Lider ſenken,
Und wenn ich Morgens kaum erwacht,
Biſt du mein erſt' Gedenken.

Du immer fröhliche Geſtalt,
Du Maitag ſonder Ende,
In deine ſanfte Lieb'sgewalt
Ergeb' ich Herz und Hände.

Du bringſt ins müde Herz hinein
Viel reiches Frühlingsleben,
Drum mußt du auch der Frühling ſein,
Dem ſich mein Herz ergeben.

Du biſt mein Letztes in der Nacht,
Eh' ſich die Lider ſenken,
Und, wenn ich Morgens kaum erwacht,
Biſt du mein erſt' Gedenken.

Literatur und Kunſt.

Neue Romane.

Wir ſind unſern Leſern noch unſern Bericht ſchuldig über den dritten und letzten Theil von Heinrich Koenig's „König Jerôme's Carneval" (Leipzig, F. A. Brockhaus), der ſeinen beiden Vorgängern ſchon vor einigen Monaten nachgefolgt iſt. In der That jedoch hat dieſer Schluß des Werks uns keine Veranlaſſung geboten, unſer früher geäußertes Urtheil über dieſes neueſte Product des geiſtvollen Verfaſſers zu ändern. Namentlich alſo haben wir die Anerkennung zu wiederholen, die wir dem Anfang des Werks zollten: nämlich daß der Verfaſſer darin eine der intereſſanteſten, wenn auch niederſchlagendſten Epochen unſerer neuern Geſchichte mit großer Lebendigkeit und Sorgfalt zur Anſchauung gebracht hat; der Fleiß, mit dem er ſich in das kleinſte Detail der damaligen Zuſtände vertieft hat, iſt außerordentlich und auch in der Zeichnung der zahlreichen, faſt allzu zahlreichen Figuren erkennen wir überall die gewandte und ſichere Hand des erfahrenen Künſtlers. Allein auch die Bedenken, die wir bei Beginn des Werks äußerten, ſind durch die Vollendung deſſelben nicht widerlegt worden. Dahin gehört alſo vor allem das Misverhältniß, in welchem das Beiwerk des Romans, die zahlreichen Localſchilderungen, die Nebenfiguren und Epiſoden zu dem eigentlichen Kern und Mittelpunkt deſſelben ſtehen. Eine ſoweit ausgedehnte, bunte Umgebung zu beherrſchen und zuſammenzuhalten, dazu gehörte ein bedeutenderer Charakter als dieſer Hermann Teutleben, der mit ſeiner jugendlichen Unreife, ſeinen Gefühlsſchwankungen und Unbeſonnenheiten wol ſchwerlich der richtige Mann, die idealen Elemente jener gährenden Zeit zu repräſentiren. Selbſt für das Intereſſe des gewöhnlichen, nur auf Unterhaltung ausgehenden Leſers iſt er zu unbedeutend, faſt hätten wir geſagt zu langweilig. Nun iſt eine gewiſſe ſpießbürgerliche Langweiligkeit gewiß ein Zug des deutſchen Nationalcharakters, am Romanhelden aber wollen wir ihn doch nicht ſehen oder wenigſtens nur in humoriſtiſcher Beleuchtung, während der Held dieſes Koenig'ſchen Romans ſeine Langweiligkeit und Farbloſigkeit, ſeinen Mangel an Thatkraft und Entſchiedenheit, mit einem Wort ſeinen Mangel aller heldenhaften Eigenſchaften ganz ernſthaft und mit großem Nachdruck zur Schau trägt. Dieſem nüchternen farbloſen Helden entſpricht auch die Fabel des Romans: ſie iſt ebenfalls ziemlich intereſſelos und wo ja einzelne ſpannende Fäden hervortreten, wie z. B. in dem Verhältniß Hermann's zu dem Polizeichef Bercagny ꝛc., da läßt der Dichter ſelbſt dieſelben gleich wieder fallen, ſodaß die Spannung des Leſers unbefriedigt bleibt. Dagegen hat der Verfaſſer in der Charakteriſtik zum Theil Vortreffliches geleiſtet, wenn auch mehr auf der Schatten- als auf der Lichtſeite, mehr in der hiſtoriſchen Porträts als in den poetiſch erfundenen Geſtalten. Unter letztern iſt Lina ohne Zweifel die bedeutendſte und anmuthigſte und auch diejenige, an welche der Verfaſſer ſelbſt die meiſte Sorgfalt verwendet hat; wenn ſie dem Leſer bei alledem keinen ganz reinen und wohlthuenden Eindruck hinterläßt, ſo liegt dies offenbar an der pikanten, aber ſittlich unwahren und unmög-

lichen Doppelstellung zwischen Mann und Geliebten, welche der Dichter ihr gegeben und die allenfalls durch einen tragischen Ausgang versöhnt werden, nimmermehr aber zu dem komödienhaften Ende führen durfte, das der Dichter ihr zu geben für gut befunden. Mit großer Schärfe und Feinheit dagegen ist der König mit seiner leichtfertigen Umgebung gezeichnet; auch der Finanzminister von Bülow, Johannes Müller, der Kapellmeister Reichardt sind sehr gelungene Porträts und selbst in den untergeordneten Figuren des Romans, den zahlreichen Spionen, Kupplern ꝛc. zeigt sich eine große Lebendigkeit und Frische der Charakteristik. Das Ganze ist, wie wir es schon früher bezeichneten, mehr ein Memoirenwerk als ein Roman; halten wir diesen Standpunkt fest und räumen wir dabei dem Memoirenschreiber das Recht ein, stellenweise den Farbentopf des Dichters zu Hülfe zu nehmen (ein Recht, beiher bemerkt, das ja die meisten Memoirenschreiber sich schon von selbst zu nehmen pflegen), so schwindet damit die Mehrzahl unserer ästhetischen Bedenken, ja Manches, was am Roman tadelnswerth erscheint, wie z. B. die schon erwähnte Ueberfülle von Figuren, die allzu große Ausführlichkeit mancher Schilderungen ꝛc., unter denen sich viele in poetischer Hinsicht ganz müßige finden, z. B. die sehr langgesponnene Geschichte der Nathusius'schen Familie — mancher derartige Auswuchs, sage ich, verwandelt sich dann sogar in einen Vorzug des Buchs und erhöht das Interesse einer Lectüre, die den patriotischen Leser jedenfalls schon durch die Wahl des Stoffs fesselt und ihm Gelegenheit bietet zu manchen ernsten Vergleichen zwischen ehemals und jetzt.

Wie schwer es überhaupt ist, den richtigen Stil des historischen Romans zu treffen und wie leicht es selbst talentvollen Schriftstellern begegnet, nach der einen oder andern Seite hin auszuschweifen, das zeigt auch der in demselben Verlag erschienene historische Roman in drei Theilen von Edmund Lobedanz: „Narren des Glücks." Unter diesem etwas seltsam gewählten Titel wird uns die bekannte Geschichte Struensee's und der schönen Königin Mathilde vorgeführt. Der Verfasser hat sehr gründliche historische Vorstudien angestellt; ob es ihm jedoch gelungen, dieselben überall gehörig zu verarbeiten und poetisch zu durchdringen, das scheint uns mehr als zweifelhaft. Vielmehr scheinen uns die beiden Elemente des historischen Romans ziemlich unvermittelt nebeneinander zu liegen: hier die Historie, dort die Romantik und zwar beide in möglichst derben, compacten Massen; während der Historiker den Romantiker an einzelnen Stellen so weit überholt, daß uns förmliche geschichtliche Digressionen vorgesetzt werden, verschmäht es an andern Stellen auch der Romantiker nicht, zu jenen trivialen Effecten zu greifen, die man im übeln Sinne als romanhaft zu bezeichnen pflegt. Der eigentliche Held des Buchs ist ein ausgesetztes Kind aus einer edeln dänischen Familie, das nach allerhand wundersamen Abenteuern und Anfechtungen endlich zur Anerkennung seiner Rechte und zum Besitz seiner Geliebten gelangt. Auch hier muß der Einwand wiederholt werden, den wir gegen Koenig's Roman erhoben: nämlich daß im Verhältniß zu der reichen, weit ausgedehnten Staffage der Held des Romans als sein eigentlicher Kern und Mittelpunkt nicht bedeutend genug ist. In der Charakteristik der Nebenfiguren ist ebenfalls manches recht Gelungene, wie überhaupt die Sicherheit der Darstellung anerkannt werden muß, freilich bei einer Breite, die häufig noch mehr als episch

wird. Dagegen scheinen uns Struensee und die Königin stark verzeichnet; wir wissen, daß der Erstere kein Tugendheld war und auch kein großer Mann im vollen Sinne des Worts, eine so haltungslose Figur aber, wie uns hier vorgeführt wird, war er ganz gewiß auch nicht und scheint uns der Verfasser hier, bewußt oder unbewußt, einer Antipathie gefolgt zu sein, über deren Motive wir natürlich keine Vermuthung wagen.

Weit gelungener als dieser im großen historischen Stil angelegte Roman von Lobedanz ist das bescheidene, echt bürgerliche Stillleben, das uns in „Einkehr und Umkehr. Roman von Julius Hammer" (ebenfalls bei F. A. Brockhaus in Leipzig, 2 Theile) vorgeführt wird. Der Verfasser hat sich durch seine lyrischen Dichtungen, in denen ein Geist sanfter milder Beschaulichkeit weht, ein zahlreiches und dankbares Publicum erworben; mit Vergnügen wird dasselbe diesen milden beschaulichen Geist auch in dem vorliegenden Roman wiederfinden, den wir allen Freunden einer gemüthlichen, Herz und Geist nicht besonders aufregenden Lectüre bestens empfehlen können. Es ist eine echt dresdener Geschichte, diese „Einkehr und Umkehr", und wer unser Elbflorenz kennt, d. h. nicht blos vom Gasthaus aus oder von der Brühl'schen Terrasse, der weiß auch, was wir mit dieser Bezeichnung meinen und welche Vorzüge und welche Schwächen des Buchs wir damit andeuten. Man wirft unsern modernen Poeten sonst vor, daß sie ihre Helden zu häufig unter dem Auswurf der Gesellschaft wählen und mit zu großer Vorliebe bei schauerlichen und haarsträubenden Situationen verweilen. Auf Julius Hammer und seinen Roman kann dieser Vorwurf keine Anwendung finden; hier sind die Menschen alle außerordentlich gut, die beiden einzigen Bösewichter des Romans, ein verruchter Wucherer und Geizhals und sein misrathener Sohn, werden schon im ersten Theile abgethan und was nun übrigbleibt, ist Alles so brav und so tugendhaft und so gemüthlich — nun ja doch, wie es sich für eine richtige dresdener Geschichte eben gehört. Zum Ueberfluß spielt der Roman, dessen Fabel ebenso einfach und gemüthlich ist wie die Charaktere, zum großen Theil in Dresden selbst und alle die theuern Namen, denen kein dresdener Herz widerstehen kann, als da sind der Plauensche Grund und die Villa und die Reknitzer Höhe, die „Boomblut" nicht zu vergessen, winken uns daraus entgegen. Auch die Darstellung athmet denselben idyllischen friedlichen Geist; sie ist geschmackvoll und sorgfältig durchgearbeitet; gewisse Längen, besonders bei gewissen Schilderungen, z. B. wie die Leute essen und trinken und ob die Kaffeekanne noch halb oder ganz voll ist (I, 229), dürften kaum getadelt werden, da sie offenbar zum Localcharakter dieser echt dresdener, ja vielleicht müssen wir sagen echt sächsischen Geschichte gehören. Das Ganze macht einen anmuthigen und harmlosen Eindruck und wünschen wir dem Verfasser nur ebenso harmlose und reine Gemüther zu Lesern, so wird es ihm so wenig an Beifall wie den Lesern an Befriedigung fehlen. R. P.

Diplomatische Literatur.

Mit der soeben erschienenen zweiten Lieferung des zweiten Theils hat das „Diplomatische Handbuch. Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten und sonstigen Staatsurkunden vom Westfälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Ein-

leitungen herausgegeben von Dr. F. W. Ghillany, K. Würtembergiſchen Hofrath, Ritter des K. Niederländiſchen Eichenkronordens, Profeſſor und Stadtbibliothekar in Nürnberg" (Nördlingen, Beck) ſeinen Abſchluß erreicht. Das Werk darf ſowol um ſeines reichen Inhalts willen wie wegen der klaren und überſichtlichen Ordnung, in welcher derſelbe vorgeführt wird, nicht nur Diplomaten vom Fach als ein bequemes Hülfsmittel zum Nachſchlagen ꝛc. empfohlen werden, ſondern auch der gebildete Zeitungsleſer ſowie überhaupt Jeder, der die Ereigniſſe des Tags in ihrem Zuſammenhange zu verſtehen und zu würdigen wünſcht, wird darin eine reiche und leicht zugängliche Quelle der Belehrung finden. Beſonders im gegenwärtigen Augenblick, wo die Geſtalt Europas vielleicht bald ein verändertes Ausſehen gewinnen dürfte, iſt es doppelt intereſſant, ſich dieſe Geſtalt und ihre allmälige Entſtehung durch die verſchiedenen Friedensſchlüſſe, Congreſſe und ſonſtigen diplomatiſchen Verhandlungen noch einmal vor Augen zu rufen. Sowol in der Auswahl der mitgetheilten Actenſtücke als auch in ihrer Anordnung hat der Verfaſſer ſich als gründlichen Kenner ſeines Fachs, zugleich aber auch als einen praktiſchen Kopf bewährt, dem die Bedürfniſſe des Publicums nicht unbekannt ſind und der ebenſo geneigt wie fähig iſt, ſie zu befriedigen. Das geſammte Werk zerfällt in neun größere Abſchnitte, denen als Einleitung eine reichhaltige und wohlgeordnete Ueberſicht über die Literatur des hier behandelten Gegenſtands vorausgeht. Der erſte Abſchnitt enthält die ältern Friedensſchlüſſe vom Weſtfäliſchen Frieden bis zum Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution. Es folgen dann die Friedensſchlüſſe und Verträge bis zur Reſtauration; die Friedensſchlüſſe von Amiens, Presburg, Tilſit und Schönbrunn, welche der Herausgeber anfänglich als minder wichtig für unſere Zeitverhältniſſe weggelaſſen, ſind ſpäterhin, mit Rückſicht auf den allgemeinen Krieg, mit welchem die orientaliſche Frage vor kurzem noch drohte und weil die gegenwärtige Gebietseintheilung in Deutſchland noch theilweiſe auf dieſen Friedensſchlüſſen beruht, nachträglich am Schluß des zweiten Bandes eingeſchaltet worden. Der dritte Abſchnitt umfaßt die Actenſtücke über die innern Verhältniſſe Deutſchlands ſeit Auflöſung des Deutſchen Reichs, wobei Schleswig-Holſtein von der Constitutio Waldemariana (1326) angefangen bis zum däniſchen Erbfolgegeſetz vom 31. Juli 1853 ein beſonders reichhaltiges und inhaltſchweres Capitel bildet. Der vierte Abſchnitt iſt der Türkei, der fünfte Griechenland, der ſechste Italien, Spanien und Portugal, der ſiebente Belgien und Holland, der achte der Schweiz, der neunte und letzte Dänemark, Schweden und Norwegen gewidmet. Jedem dieſer Abſchnitte ſowie auch jedem wichtigern Actenſtücke ſelbſt geht eine hiſtoriſche Einleitung voraus, welche den Zuſammenhang der Thatſachen in Kürze darlegt und dadurch weſentlich zur raſchen Orientirung des Leſers beiträgt. Eine dankenswerthe Zugabe iſt, außer den ausführlichen und ſorgſam gearbeiteten Regiſtern, die am Schluß mitgetheilte Zeittafel, die wichtigſten Ereigniſſe ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden bis auf unſere Tage enthaltend. Dieſelbe bildet, wie wir aus einer Anmerkung des Verfaſſers entnehmen, nur den Vorläufer einer ausführlichern chronologiſchen Darlegung der wichtigern politiſchen Ereigniſſe der neuern Zeit, welche er demnächſt unter dem Titel „Chronologiſches Handbuch für Freunde der Politik" heraus-

zugeben gedenkt und auf die wir Freunde und Kenner der Zeitgeschichte zum voraus aufmerksam zu machen nicht verfehlen. HFk.

Zur Shakspeareliteratur.

Unter dem Titel: „Wilhelm von Kaulbach's Shakspeare-Galerie erläutert von Moriz Carriere. 1. Heft: Allgemeine Einleitung, Macbeth" (Berlin, Nicolai), hat der Verfasser, bekannt als gründlicher Kenner der modernen Literatur sowie als geist- und geschmackvoller Aesthetiker, angefangen, die berühmte Kaulbach'sche Shakspeare-Galerie mit einem ästhetisch-kritischen Commentar zu begleiten. Derselbe erscheint in selbständigen Heften, von denen das erste, soeben erschienene in einem längern Aufsatz Shakspeare's dichterische Eigenthümlichkeit und Weltstellung im Verhältniß zur bildenden Kunst beleuchtet. Der Verfasser weist nach, was zur Hervorbringung von Bildern zu Shakspeare's Werken gehöre, und findet die Begabung dazu vorzugsweise in Kaulbach, den er durch Naturell und Bildungsgang für ein solches Unternehmen bestimmt hält. Er beurtheilt die ersten Bilder der Kaulbach'schen Galerie: Macbeth, Banquo und die drei Hexen — Lady Macbeth schlafwandelnd — Macbeth zum letzten Kampfe sich waffnend. In jedem Hefte will er eine Abhandlung bringen, welche, abgesehen von der besondern Erläuterung der Kaulbach'schen Zeichnungen, das Verständniß des Dichters und Künstlers erleichtern soll. Da Carriere Shakspeare und seine Welt zu seinem besondern Studium gemacht und an der münchener Universität mit großem Glück Vorlesungen darüber gehalten hat, so sind in diesen Heften eine Reihe werthvoller und ästhetisch unterrichtender Arbeiten zu erwarten, wozu in der einleitenden Charakteristik Shakspeare's ein trefflicher Anfang gemacht ist. rn.

Correspondenz.

Aus Turin.

Januar 1856.

F. C. Das wichtigste Ereigniß während der letzten Monate war für uns unstreitig die Reise des Königs nach Paris und London: eine Reise, welcher gewiß mit Recht nicht blos bei uns, sondern überall in Europa eine große politische Bedeutung beigelegt wird. Europa begrüßte bei Gelegenheit dieser Reise in unserm Könige nicht nur den bürgerfreundlichen, verfassungstreuen Monarchen, der trotz der zahlreichen und nicht selten sehr heftigen innern und äußern Reactionsstürme die Verfassungshinterlassenschaften seines Vaters, des unglücklichen Karl Albert, unversehrt zu bewahren wußte, ja denselben eigentlich ihren lebenskräftigen Bestand und Ausdruck gab: es begrüßte in ihm auch den einzigen italienischen Fürsten, der die Hoffnungen und Sympathien der ganzen Nation in sich vereinigt und den Italien selbst würdig hält, 25 Millionen Italiener um sein Banner zu versammeln. Nächst unserer eigenen Presse war es besonders die französische und englische, welche

die Zukunftfragen Italiens mit der königlichen Reise in Beziehung brachte, und zwar mit einer Wärme und einem Enthusiasmus, daß selbst die weniger betheiligte, gleichsam nur von fern zuschauende deutsche Oeffentlichkeit lebhaft davon berührt wurde. Mir, dem Deutschen, der in Italien ein zweites Vaterland gefunden hat, ohne daß ich deshalb aufhörte, den Geschicken meiner deutschen Heimat die aufrichtigste und regste Theilnahme zu schenken — mir gereichte es zu wahrhafter Genugthuung, die geachtetsten deutschen Blätter in die wohlverdiente Anerkennung einstimmen zu sehen, welche der Westen Europas den Verdiensten Victor Emanuel's sowie den patriotischen Bestrebungen seines Volks zollt. Besonders wohlthuend aber war es mir zu sehen, wie die unabhängige deutsche Journalistik trotz so mancher Nöthen, mit denen sie selbst zu kämpfen hat, doch den Muth besitzt, ihre Sympathien für eine große und gerechte, wenn auch fremde Nationalsache zu manifestiren, die das Unglück hat, in Deutschland mehr als irgend anderwärts von feilen Federn angegriffen, entstellt, verleumdet und beleidigt zu werden. In der That ist die Rehabilitation, welche dem italienischen Namen jenseit der Alpen zutheil wird, nicht nur gleich ehrenvoll für Deutschland wie für Italien, sondern sie wird auch, wenn nicht alle Hoffnungen täuschen, für beide Theile noch dereinst gleich fruchtbar werden.

Obwol der König nun bereits seit einigen Wochen wieder in seinen Staaten weilt, deren Grenzen er, beiläufig bemerkt, vor dem Besuch an den verbündeten Höfen nie überschritten hatte, so gestatten Sie mir doch wol, hier nachträglich einige Einzelheiten aus seiner Reise hervorzuheben, welche bleibender verzeichnet zu werden verdienen. Dem Könige selbst, seinem männlichen und unabhängigen Charakter gemäß, war bei der ganzen Reise offenbar am meisten darum zu thun, daß auch seinem zunächst dem Tuilerienhofe geltenden Besuche der Stempel der vollständigsten Unabhängigkeit aufgedrückt sei; regierender Sprosse einer der ältesten und ruhmvollsten Dynastien Europas, die während ihres 800jährigen Bestehens stetig an moralischer, militärischer und territoritaler Bedeutung zugenommen hat, wollte Victor Emanuel in seinem auswärtigen Erscheinen jeden Schatten von Sollicitation vermieden sehen. Deshalb hatte er schon wenige Tage vor der Abreise in seiner Thronrede mit ausdrücklichen Worten erklärt, daß er sich aus absolut freiem Antriebe und nicht etwa infolge auswärtiger Nöthigung der Allianz der Westmächte angeschlossen habe: weshalb er ihnen denn auch, ungeachtet seiner geringern Macht, als gleichberechtigter Kämpfer zur Seite stehe. Noch ein anderer, zufälliger Umstand, welcher einen Fürsten von weniger ritterlichem Charakter und geringerm persönlichen Unabhängigkeitssinn in Verlegenheit würde gebracht haben, bot dem Könige erwünschte Gelegenheit, dem Besuche in Paris einen seine Absicht sehr bezeichnenden Act vorhergehen zu lassen. Die Witwe Ludwig Philipp's, Königin Marie Amélie, war nämlich in Begleitung ihrer Söhne nach Genua gekommen, um den Winter über in der Nähe dieser Stadt zu verweilen. Kaum war der König in Genua eingetroffen, als er sich beeilte, der vom Throne Frankreichs gestürzten und verbannten Königsfamilie seinen Besuch zu machen und ihr in freimüthiger und herzlicher Weise seine Theilnahme auszudrücken. Die bloße Courtoisie hatte an diesem Besuche offenbar einen nur sehr untergeordneten Antheil.

Aus dem kurzen, aber von glänzenden Festlichkeiten begleiteten Aufenthalt des Königs in Marseille scheint mir besonders die Begegnung mit mehren geistlichen Würdenträgern des südlichen Frankreichs, unter ihnen der Cardinal Bonald, Erzbischof von Lyon, von Wichtigkeit. Dieselben eilten dem Könige zur Begrüßung entgegen und erwiesen ihm, dem kürzlich excommunicirten Fürsten, eine so ostensible Ehrfurcht und Ergebenheit, daß sie damit wenn nicht ihre Misbilligung, so doch ihre vollständige Desavouirung der römischen Feindseligkeit gegen Piemont und seinen Monarchen zu erkennen gaben. Ueberhaupt lag in dem Aufenthalt der höhern französischen Geistlichkeit, auch bei spätern Gelegenheiten, keine Spur von dem Grolle der päpstlichen Curie, und selbst der Vertreter der katholischen Kirche in London, Cardinal Wiseman, kam dem Könige mit zuvorkommender Herzlichkeit entgegen. In Paris war das Benehmen des päpstlichen Nuntius und des Erzbischofs wenigstens sehr unbefangen. Aber in Frankreich und England hat sich auch die katholische Geistlichkeit schon seit langen Jahren an die Unabhängigkeit der Staatsgewalt von der kirchlichen und an den Verlust jener Privilegien gewöhnt, die in Sardinien erst in neuester Zeit über den Haufen geworfen wurden. Außer der Neuheit des Kampfes gegen den übermächtigen kirchlichen Einfluß ist hier aber noch in Erwägung zu ziehen, daß dieser Kampf in Italien selbst ausgebrochen, also in demjenigen Lande, welches Rom und sein Priesterheer bisjetzt als eine ihnen ganz besonders zugehörige und unterworfene Glaubensdomäne betrachteten, über die sie ohne Einspruch zu schalten und zu walten gewohnt waren. Daher die leidenschaftliche, unversöhnliche, selbst bis in die höchsten Regionen andringende Erbitterung in der Mehrzahl der römischen Geistlichkeit.

Die Manifestation einiger tausend in Marseille und den benachbarten Städten ansässiger Italiener (denn solche waren es, nicht Flüchtlinge) ist aus den Zeitungen bekannt. Die französische Regierung selbst schien nicht ganz angenehm davon berührt. Jedenfalls, wenn diese Begrüßung etwas Anstößiges hatte, so gebührt dem französischen Gouvernement das Zeugniß, Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, die Wiederkehr solcher anstößigen Scenen zu verhüten, besonders in Paris, wo dem Gerücht zufolge eine ähnliche großartige Manifestation in Vorbereitung sein sollte. Die Ankunft des Königs in Paris wurde in den Journalen um mehr als einen halben Tag später angekündigt, als sie in Wirklichkeit statthatte. Bei der großen Revue aber, die der Kaiser zu Ehren Victor Emanuel's abhielt, sowie bei der Abreise des Königs wurde nicht nur die von den Blättern gemeldete Stunde, sondern auch der Weg gewechselt, den der König mit seiner glänzenden Suite durchziehen sollte. Dennoch wurden ihm auch in Paris überall, wo er sich öffentlich zeigte, namentlich aber bei der Revue, wo eine immense Volksmenge versammelt war, stürmische Acclamationen und Hochrufe zutheil, auch von Seiten der Truppen. Napoleon selbst aber krönte die Jubelgrüße, indem er das Militärkreuz von seiner Brust löste und es seinem Gaste anheftete, dem tapfern Krieger, wie der Kaiser ausrief, der seine Stirn auf dem Schlachtfelde mit Ruhm bedeckt, und dem es deshalb zieme, mit der höchsten militärischen Auszeichnung vor den Soldaten Frankreichs zu erscheinen.

Den siebentägigen Aufenthalt in England hat die dortige, durch keine

Rücksichten gebundene Presse so ausführlich beschrieben und commentirt, daß ich mich jedes Zusatzes enthalten kann. Nur auf die in italienischer Sprache abgefaßte Rede, mit welcher Victor Emanuel die Beglückwünschungsadresse der Citydeputation beantwortete, erlauben Sie mir wol zurückzukommen, da diese Rede in der That von Gewicht ist. Sie war offenbar weniger an die Deputation als an des Königs eigenes unglückliches italienisches Vaterland gerichtet, welches er aus der Ferne bei einer der feierlichsten Gelegenheiten mit Worten des Trostes und der Hoffnung aufrichten wollte. Nicht eher, sagte der König, werde er sein Schwert niederlegen, als bis die billigen Wünsche der Nation Befriedigung gefunden, indem er zugleich zu verstehen gab, wie Sardinien durch die bedeutenden Opfer, welche es dem gegenwärtigen Kriege bringe, sich ein Recht auf die Mitwirkung der Westmächte zur bessern und würdigern Gestaltung der italienischen Geschicke erworben habe — Aeußerungen, die scheinbar ganz unverfänglich sind, deren Gewicht aber vielleicht schon in nächster Zeit sehr fühlbar in die Wagschale fallen wird.

Und gewiß ist es: bessere Geschicke thun Italien noth, namentlich auch im Interesse der europäischen Ruhe. Der Drang nach nationaler Einigung, von welcher die bestehenden Dynastien Italiens ja weniger zu fürchten haben als von der gegenwärtigen künstlich zusammengehaltenen Zerstückelung, verbunden mit dem Bedürfniß nach verständiger Freiheit, ist unter den Italienern zu mächtig erwacht, als daß die heutige Lage auf die Dauer möglich wäre, ohne unterwühlende, fieberhafte Conspirationsumtriebe oder blutige Erhebungen zu erzeugen, wie sie leider während der letzten Jahrzehnde so häufig über Italien gekommen sind. Diejenigen, welche wähnen, daß Victor Emanuel den Titel und die Krone eines Königs von Italien ambitionirt, sind von schwerem Irrthum befangen. Er erkennt besser als der venetianische Dictator Manin oder die constitutionellen Unitarier, daß die Idee eines italienischen Gesammtstaats sich nicht mit dem Nationalcharakter verträgt, und vielleicht trotz der immer mehr erbleichenden Municipaltendenzen noch für lange Zeit nicht vertragen wird. Aber er will — und derselbe Gedanke beherrscht das patriotische Volk, dessen Haupt er ist — jenen ehernen Despotismus gebrochen sehen, der im übrigen Italien die edelsten Keime der Nation erstickt und es gewaltsam verhindert, den Weg zu betreten, auf welchem es einheitlich, stark und selbständig werden kann.

Hoffen wir denn, daß er in diesem Bestreben nicht blos treu und ausdauernd, sondern auch glücklich sein wird. Die Reise des Königs hat seinem Namen bis in die fernsten Theile Italiens neuen Glanz verliehen und die Hoffnungen, zu welchen das vorkämpfende Sardinien schon unter dem Scepter Karl Albert's berechtigte, überall neu gestärkt; sie gehören der Zukunft an und so kann und wird auch nur die Zukunft über sie entscheiden.

Aus München.

Mitte Januar 1856.

pl. Warum ich Ihnen solange nicht geschrieben habe? Nun versteht sich, aus Mangel an Stoff nicht; wie dürfte man das auch einer Stadt nachsagen, die nicht blos berühmt ist weit und breit als Jsarathen, sondern in der auch, nach der neuesten Entdeckung einiger scharfsinnigen Politiker, die

Fäden der europäischen Staatskunst zusammenlaufen?! Ihr Correspondent hat nicht die Ehre, in dies feine und künstliche Gewebe, von dem freilich die Augen gewöhnlicher Sterblichen selbst an Ort und Stelle nichts zu entdecken vermögen, eingeweiht zu sein und was bei uns außerdem von innerer Politik passirte, schien mir nur wenig geeignet, die Aufmerksamkeit auswärtiger Leser zu fesseln. Davon will ich selbst die Verhandlungen unserer Kammern nicht ausgenommen haben, ja selbst nicht die langwierigen und heftigen Debatten, welche die bekannten pfälzer Wahlen in der Zweiten Kammer hervorriefen und mit denen denn die ersten Monate der Session glücklich verbracht wurden. In den Zeitungen gelesen, haben diese Debatten sich gewiß recht dramatisch ausgenommen, besonders da Leser, welche das Terrain nicht ganz genau kennen, dabei wol leicht auf den Gedanken gerathen mochten, als könne daraus irgendeine größere Veränderung für den Gang der bairischen Politik oder deutlicher zu sagen, eine Ministerkrisis hervorgehen. Hiesigen Orts wußte man mit ziemlicher Sicherheit, daß eine derartige Katastrophe von keiner Seite beabsichtigt, oder, um noch genauer zu sprechen: daß die Möglichkeit oder gar die Nothwendigkeit derselben auf beiden Seiten, sowol von Seiten der Kammer wie des Ministeriums, vorsätzlich vermieden wurde. Was die Debatte dadurch, aus der Nähe angesehen, an dramatischem Interesse verlor, hat sie jedenfalls an praktischem Nutzen gewonnen: beide Theile haben nachgegeben, die Kammer hat darauf verzichtet, die ganze strenge Consequenz ihres Verfahrens herauszukehren und das Ministerium, ohne seine Beamten eigentlich zu desavouiren, hat sich doch auch der Cassirung der angefochtenen Wahlen nicht widersetzt. Auch die Neuwahlen haben bereits stattgefunden, ja die Gewählten, unter denen sich einige sehr tüchtige Capacitäten befinden, haben ihre Plätze bereits eingenommen und so ist diese ganze anfangs so bedrohlich aussehende Angelegenheit zwar nicht ohne bedeutenden Zeitverlust, aber doch übrigens auf die friedlichste und zweckmäßigste Weise ausgeglichen und beigelegt worden. Wen dies Resultat aber bei alledem noch nicht befriedigen sollte, den möchten wir ersuchen, seine Blicke nordwärts zu richten nach einem andern berühmten „Knotenpunkt" der europäischen Politik, wo fast um dieselbe Zeit ganz ähnliche und sogar noch viel dringendere Beschwerden vorlagen. Man kann vielleicht mit unserer Kammer rechten, daß sie die Gelegenheit nicht kräftiger benutzt hat, obwol selbst nach einem etwaigen Sturz des Ministeriums noch immer die Frage geblieben wäre, was nun —; unserm Ministerium selbst aber muß man wenigstens dies zugestehen, daß Erklärungen und Grundsätze, wie sie die preußischen Minister kürzlich bei ganz ähnlicher Veranlassung verlautbarten, aus seinem Munde nicht vernommen worden sind. Ein solcher Vergleich liegt zu nahe, um nicht gemacht zu werden, besonders da das Resultat für unsern bairischen Patriotismus so erfreulich ist, selbst auch wenn man die Großmachtsträume Denen überläßt, die sie ausgeheckt haben.

Desto rühriger dagegen sieht es in diesem Augenblick in unsern literarischen Kreisen aus. Schon längst hatten die Dichter und Schriftsteller, welche im Lauf der letzten Jahre durch die Munificenz des Königs hierher berufen worden, den Wunsch, ein eigenes journalistisches Organ zu besitzen, durch welches sie in den Stand gesetzt würden, sowol nach innen wie nach außen gemeinschaftlich aufzutreten und sich als eine compacte geistige Macht zu be-

währen. Wer die Stellung, welche dieſe auswärtigen Berühmtheiten zu dem Kern der hieſigen Bevölkerung einnehmen, etwas näher kennt; wer da weiß, wie vereinſamt die „Colonie“ iſt und welche Dornen ihr Neid und Unverſtand und Fanatismus auf den Weg ſtreuen; wer mit einem Worte weiß, daß auch bei uns nicht Alles Gold iſt was glänzt — der kann dieſen Wunſch nicht anders als höchſt gerecht finden. Auch iſt dies an entſcheidender Stelle von Anfang an geſchehen und bereits ſeit geraumer Zeit ſind verſchiedene Verſuche gemacht worden, den billigen Wunſch zu befriedigen. Namentlich hat man, wie ich höre, ſich längere Zeit mit dem Gedanken getragen, das ſtuttgarter „Morgenblatt“ hierher zu verpflanzen. Auch verſprachen die Verhandlungen den günſtigſten Erfolg, bis zuletzt, wie man ſagt, die allzu hoch geſpannten Foderungen Derjenigen, in deren Händen das „Morgenblatt“ ſich augenblicklich befindet, das Project doch noch zum Scheitern brachten. Auch an die Ueberſiedelung einer namhaften norddeutſchen Zeitſchrift ſoll mehrfach gedacht worden ſein und ſoll dies Project namentlich bei unſern Schriftſtellern ſelbſt lebhafte Unterſtützung gefunden haben. Höhern Orts mag man indeſſen doch wol ein nicht ganz ungerechtfertigtes Bedenken getragen haben, noch mehr „norddeutſches“ und alſo „ketzeriſches“ Gift hierher zu ziehen und auch die politiſche Färbung des in Rede ſtehenden Blattes ſowie die perſönlichen Antecedentien ſeines Herausgebers möchten es denn doch wol zu einer literariſchen Hofzeitung (auch im beſten Sinne des Worts) nicht ganz geeignet gemacht haben. So hat man ſich denn endlich entſchloſſen, die Beilage unſerer Neuen Münchnerin, die ſchon ſeit einiger Zeit regelmäßig literariſch-kritiſche Artikel brachte, in ein eigenes literariſches Abendblatt umzuwandeln, das nun vornehmlich den neu hierher berufenen Schriftſtellern und Gelehrten zum Mittelpunkt ihrer journaliſtiſchen Thätigkeit dienen wird. Was bisher davon erſchienen, berechtigt zu den beſten Erwartungen und da auch die äußern Mittel des Blattes, wie ich höre, mit großer Liberalität geordnet ſind, ſo dürfen wir wol hoffen, hier endlich eine Zeitſchrift entſtehen zu ſehen, die ſich auch außerhalb München mit Ehren zeigen kann. Leicht freilich iſt das Unternehmen bei alledem nicht; die Verbindung mit der Neuen Münchnerin, wie äußerlich ſie ſein mag, dürfte dem Blatte doch hier und da, beſonders im nördlichen Deutſchland, kein ganz günſtiges Vorurtheil erwecken. Auch muß ſich nun ja zeigen, wie viel Wahres an den innern Spaltungen und Eiferſüchteleien iſt, welche einem Gerücht zufolge, das ſeinen Weg ſogar ſchon in auswärtige Organe gefunden hat, unter der „Colonie“ ſelbſt beſtehen ſollen. Einſtweilen hat dieſelbe einen höchſt erfreulichen Zuwachs gewonnen an Franz Löher: ein Mann, den ich Ihren Leſern nicht erſt zu rühmen brauche, da er denſelben als fleißiger Mitarbeiter Ihrer Zeitſchrift längſt bekannt iſt. Zugleich hat die Berufung Löher's auch Dasjenige beſtätigt, was ich Ihnen vor Monaten über die Entlaſſung des Hrn. von Dönniges und deren Motive ſchrieb: nämlich daß dieſelbe vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, aus perſönlichen Motiven hervorgegangen und daß dabei von einem Wechſel des Syſtems keine Rede geweſen iſt. Hr. Löher hat bekanntlich neben der Profeſſur des römiſchen Rechts auch dieſelbe perſönliche Stellung zum König als literariſcher Rathgeber, wie Hr. von Dönniges ſie ſolange eingenommen; Hrn. Löher's freiſinniger und unabhängiger Charakter iſt über jeden Zweifel erhaben und auch übri-

gens macht seine anspruchslose und liebenswürdige Persönlichkeit, wo er sich sehen läßt, den besten Eindruck. Ueber Hrn. von Dönniges' demnächstige Zukunft herrschen noch immer die widersprechendsten Gerüchte; unabhängig gestellt durch einen ansehnlichen Ruhegehalt sowie durch eigenes Vermögen, kann und wird er die Entwickelung der Dinge in Ruhe abwarten. Daß seine öffentliche Laufbahn bei uns wirklich schon zu Ende, glaube ich nicht und selbst seine Widersacher, trotz ihres augenblicklichen Triumphs, wagen es wol ebenfalls nicht zu glauben.

Im Theater haben wir seit Prechtler's „Cäcilie", die spurlos vorüberging, nur Eine Neuigkeit gehabt: „Ein Heirathsgesuch" von M. Schleich, dem Herausgeber des „Münchener Punsch" und Verfasser des mit so großem Beifall aufgenommenen Localstücks „Bürger und Junker", in welchem er bekanntlich einen wohlgelungenen Versuch gemacht hat, Sitten und Zustände der deutschen, speciell der bairischen Vergangenheit zu schildern. Sein neuestes Stück dagegen ist nach der Chablone der Franzosen gearbeitet, ein Intriguenstück à la Scribe; es enthält einige gelungene Scenen, im Ganzen aber scheint das Talent des Verfassers für diese Gattung doch nicht leicht, fast hätte ich gesagt nicht leichtfertig genug, und so hoffen wir umsomehr, daß er in seinen fernern Versuchen auf den Boden des Vaterlands und zur alten vaterländischen Weise zurückkehren wird. Die Aufnahme, die das Stück beim hiesigen Publicum fand, war ehrenvoll, wenn auch lange nicht so lebhaft, wie sie „Bürger und Junker" zutheil geworden. Dagegen hat Dingelstedt mit seiner Bearbeitung von Shakspeare's „Sturm", mit der Musik von Taubert, entschiedenen und wohlverdienten Beifall geerntet. Unsere Shakspearomanen freilich, die nicht blos den Shakspeare wollen, sondern auch nichts als Shakspeare, schütteln den Kopf zu der luxuriösen Ausstattung und den vielen opernhaften und balletartigen Zuthaten, mit denen Dingelstedt das Stück für den Geschmack der Menge zurechtgemacht hat. Ich glaube indessen, daß jedes neue Stück von Shakspeare, welches die deutsche Bühne sich aneignet, ein Gewinn ist für die deutsche Kunst selbst und wenn zu dem Ende auch der Rock des Stücks ein wenig nach der Mode zurechtgestutzt werden muß, nun so ist das etwas, was wol Shakspeare selbst unter ähnlichen Umständen genau ebenso gemacht haben würde; die Beweise dafür liegen ja zum Theil in seinen eigenen Stücken vor. Große Trauer dagegen erregt unter unsern Theaterfreunden das Gerücht von dem bevorstehenden Abgang unserer ersten Heldin, des Frl. Damböck, infolge eines Rufs, den dieselbe in die Stelle des Frl. Seebach nach Wien erhalten haben soll. Wirklich hat Frl. Damböck, begünstigt durch seltene Naturgaben, sich unter Dingelstedt's einsichtiger Leitung in ihrer Kunst dermaßen vervollkommnet, daß sie jetzt wol mit zu den besten Darstellerinnen der deutschen Bühne gezählt werden darf und würde ihr Verlust bei uns jedenfalls nicht leicht zu ersetzen sein.

Aus Wien.

Mitte Januar 1855.

R. D. Die Friedensbotschaft, welche uns jüngst aus Petersburg zugeflogen kam, hat auch hier die freudigste Sensation erregt; die Papiere an der Börse gingen sofort, wie vom Sturmwind erfaßt, in die Höhe. Auch

werden ſie ſich wol länger darauf erhalten, da man den Frieden bei uns ſchon wie eine ausgemachte Sache anſieht und ſich von ihm die Wiederkehr goldener Zeiten verſpricht. Und dieſe freudige Stimmung iſt allgemein; nicht nur Diejenigen theilen ſie, die den Krieg an ſich als ein Unglück betrachten, ſondern vor allem auch Jene — und ihre Zahl iſt Legion —, die, unter dem Drucke der gegenwärtigen Verhältniſſe leidend, ſich an jede Hoffnung anklammern, die irgend einige Erleichterung verſpricht. Möge man nur nicht zu früh triumphirt haben; auch im verfloſſenen Jahre, ziemlich um dieſelbe Zeit, gab es eine ähnliche Epoche des Jubels und der Hoffnungen — und was wurde dann aus ihr?!

Doch was man wünſcht, das hofft man, beſonders wenn man ſo leichten Blutes iſt und unangenehme Erfahrungen ſo raſch vergißt wie der Wiener. Das eben abgelaufene Jahr iſt für uns in vieler Hinſicht ein ſehr ſchweres geweſen; außer der Theuerung, die ich in meinem letzten Briefe beſprach und die noch keine Abnahme ſpüren läßt, hat die Cholera ihre Geißel mit großer Heftigkeit über uns geſchwungen und noch in dieſem Augenblick wüthet der Typhus bei uns dermaßen, daß allein in verfloſſener Woche 400 Typhuskranke in das Hauptſpital gebracht wurden. Auch zeigen, eben infolge der Cholera, die Bevölkerungsliſten unſerer Stadt für das verwichene Jahr einen erheblichen Ueberſchuß der Geſtorbenen über die Geborenen, deren Zahl ſich überhaupt gegen frühere Jahre vermindert hat. Aber das Alles, Krankheit, Tod, Theuerung und mögliche Kriegsgefahr, ſtört unſere Vergnüglinge nicht; die Carnevalsfreuden ſind im vollen Gange, ſchon ſind der Mediciner- und Juriſtenball mit altgewohntem Glanz in Scene gegangen und andere, kaum zu zählende Feſtlichkeiten für die verſchiedenſten Kreiſe der Geſellſchaft folgen nach.

Im Mittelpunkte des geſelligen Lebens ſteht aber doch, wie immer in dieſer Zeit, die Muſik. Zwei Ereigniſſe ſind hier vor allem zu nennen: ein freudiges für die echten Freunde der Kunſt und ein anderes, das wenigſtens dem großen Haufen imponirt. Jenes ſind die Concerte der Frau Klara Schumann, dieſes die Aufführungen des Meyerbeer'ſchen „Nordſtern". Volle zehn Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich Klara Schumann, da ſie zuletzt mit ihrem jetzt ſo unglücklichen Gatten in Wien war, gehört habe: aber denſelben Eindruck wie damals empfing ich auch jetzt, nämlich daß es nie eine Künſtlernatur gegeben hat, die mit reinerm Sinne reproducirt als dieſe hochbegabte, in jeder Beziehung verehrungs- und liebenswürdige Frau. Das ſchwere Geſchick, welches ihr ein dunkles Verhängniß auferlegt hat und das ſie in ſeiner ganzen Tiefe empfindet, mit einem bewundernswerthen Heldenmuthe ertragend, iſt ſie ein leuchtender Beweis dafür, welch eine wunderbare, für alle Lebenslagen ſtärkende Kraft die wahrhaft Auserwählten mit der Feuertaufe der Kunſt empfangen. Die Theilnahme für die hohe Kunſt und das außerordentliche Unglück dieſer Frau iſt aber auch eine ſo allgemeine und herzliche, daß wir ſeit Jahren keine äußerlich ſo glänzenden, innerlich ſo bewegten Concerte geſehen haben, wie diejenigen waren, welche ſie bisher gegeben.

Welch einen Contraſt dagegen bildet Meyerbeer! Dort die reine keuſche Flamme wahrer Kunſt, hier ein glänzendes Irrlicht, das jedoch ſeit dem „Prophet" ſeinem gänzlichen Erlöſchen mit unaufhaltſamen und immer raſchern Schritten entgegengeht. Meyerbeer macht die krampfhafteſten An-

ſtrengungen, um ſich auf jener Höhe zu erhalten, auf welche ihn die Kraft ſeines combinatoriſchen Talents und ſeine unleugbar großen Gaben in dem „Robert“ und den „Hugenotten“ gehoben hatten: aber ſchonungslos reißt die Nemeſis ihn herunter und deckt die Kernloſigkeit ſeines Schaffens ſelbſt vor den Augen der immer mehr ernüchterten Menge auf. Auch der Erfolg des „Nordſtern“, den ich nur als ein muſikaliſches Sodom und Gomorrha bezeichnen kann, war keineswegs beſonders glänzend, namentlich wenn man, wie man doch zur Steuer der Wahrheit thun muß, von den äußern Zeichen des Beifalls denjenigen Theil in Abzug bringt, welchen das Publicum ſchon dem Namen Meyerbeer wie einen gewohnten Reſpectstribut darbringt und den auch die immer thätige Claque, deren Anweſenheit gerade diesmal ſehr bemerkbar war, regelmäßig zu erzwingen weiß. Auch bin ich in Beziehung auf dies ſein neueſtes Werk noch nirgends im hieſigen Publicum auf eine Spur jenes Enthuſiasmus geſtoßen, der ſich doch z. B. noch beim „Prophet“ hier und da kundgab; im Gegentheil, ſelbſt die Laien in der Muſik beklagen ſich, daß in dieſem „Nordſtern“ Alles gemacht ſei und nirgends eine Ader von Phantaſie und freier, natürlicher Schöpfungsluſt. Die Localkritik freilich, mit geringen Ausnahmen, ſchwebt auch diesmal wieder im ſiebenten Himmel; doch iſt es ja auch längſt ein offenes Geheimniß, wie Meyerbeer ſich mit der Kritik zu ſtellen weiß und auch unſere wiener Kunſtrichter, denk' ich mir, werden durchſchnittlich nicht ſpröder ſein als ihre Collegen an Seine, Spree und Elbe.

In der bildenden Kunſt iſt ſchon ſeit längerm nichts emporgetaucht, was in höherm Grade die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Doch habe ich kürzlich bei einem Beſuche in Rahl's Atelier eins von den Gemälden geſehen, die er für das Arſenal auszuführen gedenkt, vorausgeſetzt nämlich, daß die künſtleriſche Ausſchmückung ihm, worüber jedoch noch immer kein definitiver Beſchluß gefaßt iſt, übertragen wird. Es iſt eine allegoriſche Darſtellung der Stärke, in Geſtalt einer auf einem Löwen ruhenden impoſanten weiblichen Figur; dieſelbe iſt mit hinreißender Phantaſie, mit entzückender Farbenkraft und Friſche gemalt. Jeder, der auch nur dies eine Gemälde des reichbegabten Künſtlers geſehen hat, wird mir beiſtimmen, daß es eine künſtleriſche Schmach für uns wäre, wenn Rahl bei dieſer Gelegenheit, wo ſeine große Kraft erſt ihr eigenſtes Gebiet fände, übergangen werden könnte.

Das Burgtheater brachte kürzlich mit Wiederaufführung von Grillparzer's „König Ottokar's Glück und Ende“ eine Art Feſtvorſtellung, dem Geburtstag des Dichters zu Ehren: eine Auszeichnung, die ihm ſicherlich gebührt, und auch die Wahl des Stücks kann nur gebilligt werden. Denn die beiden erſten Acte dieſes Dramas dürften leicht das Beſte ſein, was Grillparzer hervorgebracht hat; ſie ſind mit außerordentlicher plaſtiſcher Kraft ausgeführt, die freilich in den ſpätern, wo auch die tendenziöſe Färbung zu grell hervortritt, immer mehr abfällt. Hackländer's neues, auf dem Culminationspunkt der Trivialität ſich bewegendes Luſtſpiel „Zur Ruhe ſetzen“ hat gänzliches Fiasco gemacht und mußte ſogleich wieder „zur Ruhe geſetzt“ werden.

Notizen.

Der Tod hat in den letzten Wochen eine Reihe bekannter preußischer Persönlichkeiten hinweggerafft. Am 15. Januar starb in Berlin der ehemalige Cultusminister Johann Albrecht Friedrich Eichhorn. Geboren zu Wertheim 1779, bezog er schon 1796 die Universität zu Göttingen, um daselbst die Rechte zu studiren und siedelte dann nach Preußen über. Daselbst gelang es ihm im Jahre 1800, als Auscultator bei der kleveschen Regierung angestellt zu werden. 1806 wurde er Assessor, 1810 Rath beim berliner Kammergericht; auch wurde ihm das Syndicat der neuerrichteten Universität zu Berlin anvertraut. In dieser Stellung trafen ihn die Ereignisse von 1813, die er mit Enthusiasmus begrüßte. Die Errichtung der berliner Landwehr war großentheils sein Werk; auch trat er persönlich in die Reihen der Kämpfenden, bis nach der Schlacht von Leipzig der Minister von Stein ihm einen neuen höchst wichtigen Wirkungskreis eröffnete, indem er ihn in die Centralregierung der von den Verbündeten eroberten Länder berief. Er selbst hat über diese Thätigkeit Bericht erstattet in der 1814 erschienenen, für die Zeitgeschichte nicht unwichtigen Schrift: „Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein", in der er besonders als Vertheidiger des Letztern auftrat. Während des Kriegs von 1815 nahm er an der Verwaltung der von den Alliirten besetzten französischen Provinzen theil, und da er sich auch bei diesem schwierigen und mühsamen Geschäft als ein gewandter und zuverlässiger Arbeiter bewährte, so wurde er nach wiederhergestelltem Frieden als Geheimer Legationsrath ins Ministerium des Auswärtigen versetzt, auch bald darauf zum vortragenden Rath beim Staatskanzler von Hardenberg sowie zum Mitglied des Staatsraths befördert. Von hier an gehörte seine Thätigkeit vornehmlich den Verhandlungen, durch welche Preußen damals seine Handelsbeziehungen zu den übrigen deutschen Staaten zu ordnen suchte; insbesondere wird ihm ein großes Verdienst um das Zustandekommen des Zollvereins zugeschrieben. Seit 1831 Wirklicher Geheimer Legationsrath und Director im Ministerium des Aeußern, zog er 1840, da es sich darum handelte, dem kürzlich verstorbenen Altenstein einen Nachfolger zu geben, das Auge des neuen Herrschers auf sich. Seine Ernennung zum Cultusminister, bei der er Männer wie Alexander von Humboldt, Keßler, Böckh ꝛc. zu Mitbewerbern gehabt hatte, wenigstens in der öffentlichen Meinung, wurde vom Publicum anfangs mit großer Befriedigung vernommen, da er noch von den Freiheitskriegen her als ein gebildeter und freisinniger Beamter galt. Wie sehr diese Erwartung getäuscht und wie verhängnißvoll gerade sein Ministerium für die Entwickelung Preußens und Deutschlands wurde, ist allbekannt und bildet eins der dunkelsten Blätter in der preußischen Geschichte. Seine Verwaltung war gleichsam der allgemeine Blitzableiter, der alle Unzufriedenheit und alle Misstimmung im Publicum an sich zog; Alles, was in jenen Jahren in Preußen Unheilvolles und Verfehltes geschah, wurde ihm und seinem Einfluß zugeschrieben; ohne das Ministerium Eichhorn kein 18. März. Nach seinem Rücktritt, der am 19. März 1848 erfolgte und seit welchem er, ein kurzes Debüt in Erfurt abgerechnet, in der Oeffentlichkeit nicht wieder erschien, hat das Publicum in

mancher Beziehung milder über ihn urtheilen gelernt. Doch dürfte dies weniger sein eigenes Verdienst sein als das Verdienst Derer, die nach ihm gekommen. — Ebendaselbst starb wenige Tage später die letzte militärische Berühmtheit aus den Befreiungskriegen, Johann August Friedrich Hiller von Gärtringen, geboren in Magdeburg 1772. Früh in den preußischen Kriegsdienst getreten, machte er die Feldzüge in Holland und am Rhein mit; 1806 gerieth er in französische Gefangenschaft. Beim Ausbruch des Befreiungskriegs wurde er zum Adjutanten York's ernannt, dessen Vortrab er führte. Seine Tapferkeit war sprichwörtlich, Blücher und Gneisenau pflegten ihn „ihren Löwen" zu nennen; bei Möckern wie bei Waterloo, wo er die Erstürmung von Planchenoit leitete, gab er die Entscheidung. Nach dem Frieden commandirte er nacheinander in Stettin, Posen und Breslau, bis er 1830 als Generallieutenant seinen Abschied nahm. Seitdem lebte er vorzugsweise in Berlin, den öffentlichen Angelegenheiten, besonders auf religiösem Gebiet, bis in sein hohes Alter eine lebhafte Theilnahme zuwendend. — Ferner starb in Berlin Karl Friedrich von Klöden, bekannt durch seine langjährige pädagogische Wirksamkeit sowie durch historische Forschungen, vorzüglich auf dem Felde der brandenburgischen Geschichte. Geboren zu Berlin 1786, widmete er sich dem Lehrerberufe, wobei er sich mit Begeisterung an die Pestalozzi'schen Grundsätze anschloß. Nachdem er längere Jahre hindurch an verschiedenen Privatanstalten thätig gewesen, wurde er 1817 zum Director des Schullehrerseminars zu Potsdam ernannt, von wo er 1824 an die Spitze der kölnischen Realschule sowie der städtischen Gewerbschule zu Berlin befördert ward. Die erstere Stelle legte er schon 1827 nieder, in der letztern dagegen übte er bis vor wenigen Jahren eine umfassende und segensreiche Thätigkeit. Als Schriftsteller hat er sich vorzüglich durch sein Werk: „Die Quitzow's und ihre Zeit" sowie durch seine „Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg" bekannt gemacht. — Auch der Tod des Geheimen Raths a. D. Esser, frühern Mitglieds des rheinischen Cassationshofs, der Nationalversammlung und der aufgelösten Zweiten Kammer, eines wegen seiner praktischen Tüchtigkeit sowie wegen der Unabhängigkeit und Biederkeit seines Charakters allgemein geschätzten Mannes, verdient erwähnt zu werden.

Mit dem kürzlich erschienenen 135. Hefte ist der elfte Band der Brockhaus'schen „Gegenwart" vollendet. Derselbe ist wieder ungemein reich an interessanten und wichtigen Abhandlungen, besonders aus dem Gebiete der Zeitgeschichte. Wir heben namentlich hervor die Abhandlungen über „Schweden in seinen gegenwärtigen Zuständen"; „Der Deutsche Zollverein in seiner historischen Entwickelung"; „Das Königreich beider Sicilien in seinen gegenwärtigen Zuständen"; „Westindien nach seinen innern und äußern Verhältnissen"; „Norwegen in seinen physischen, socialen und politischen Verhältnissen"; zwei Abhandlungen über Oestreich, nämlich „Oestreich seit der Verleihung der Märzverfassung bis zu ihrer Aufhebung" und „Die östreichische Monarchie in Bezug auf ihre materiellen Kräfte und ökonomischen Verhältnisse"; ferner „Deutschland seit der Auflösung der Nationalversammlung bis zur Mitte des Jahres 1855"; „Mexico und Mittelamerika und die Stellung dieser Länder zum Weltverkehr"; endlich ein „erster Artikel"

über „Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwickelung", der schon durch den Namen seines Verfassers, Professor Wurm in Hamburg, die allgemeinste Aufmerksamkeit verdient. Die socialen und gewerblichen Fragen der Gegenwart werden erörtert in: „Die Auswanderung in nationalökonomischer, polizeilicher und staatsmännischer Rücksicht" und „Das heutige Credit- und Bankwesen", während die Naturwissenschaften durch eine Abhandlung von Ferdinand Cohn über „Die mikroskopische Welt", Literaturgeschichte und Aesthetik aber durch zwei gediegene Aufsätze über „Die englische Literatur vom Tode Byron's und Walter Scott's bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt" und „Die Literatur Frankreichs seit der großen Revolution bis in die Gegenwart" vertreten sind. Zur Vollendung des Werks gehört nun nur noch ein Band, der zwölfte des ganzen Unternehmens, mit dem dasselbe seinen Zweck, ein vollständiges abgerundetes Bild unsers Zeitlebens darzubieten, erreicht haben wird. Auch von diesem letzten Bande werden monatlich in der Regel zwei Hefte erscheinen, sodaß der Vollendung des Ganzen bis Mitte des laufenden Jahres mit Bestimmtheit entgegengesehen werden darf.

Seit Dingelstedt die Leitung der münchener Hofbühne übernommen hat, veröffentlicht dieselbe alljährlich eine tabellarische Uebersicht, in welcher sie gleichsam Rechnung ablegt über die Leistungen des verwichenen Jahres. Auch im Betreff des Jahres 1855 liegt uns eine solche Uebersicht vor, der wir Folgendes entnehmen. Die Gesammtzahl der Vorstellungen betrug 241; in ihnen wurden gegeben 105 verschiedene Schauspiele und Possen zusammen 172 mal, 39 Opern und Singspiele 97 mal, 9 Ballets und Divertissements 29 mal, wozu dann noch 3 Concerte kommen. Die Zahl der Neuigkeiten betrug 30, nämlich 24 neue und 6 neueinstudirte Werke. Unter den erstern befanden sich der „Fechter von Ravenna", Geibel's „Meister Andrea", Schleich's „Bürger und Junker", Otto Müller's „Charlotte Ackermann", „Liebe um Liebe, Treue um Treue" von Melchior Meyr, „Die Pfälzer in Irland" von Paul Heyse, Otto Ludwig's „Makkabäer", „Pitt und Fox" von Gottschall, „Die Gäste von Belle-Esperance", von August May, Benedix' „Auf dem Lande", Shakspeare's „Sturm", bearbeitet und eingerichtet von Dingelstedt, mit der Musik von Wilhelm Taubert, „Cäcilie" von Otto Prechtler, sowie die Opern „Undine" von Lortzing, „Tanhäuser" von Wagner und Donizetti's „Favorite". Neu einstudirt dagegen wurden Shakspeare's „Macbeth" und „Julius Cäsar", Karl Töpfer's „Tagsbefehl", Goethe's „Laune des Verliebten", Weber's „Euryanthe" und ein Ballet von Perrot. Außerdem zeigt das Repertoire noch Namen wie Bauernfeld, Benedix (4 mal mit 4 Stücken), Birch-Pfeiffer (7 mal mit 2 Stücken), Dingelstedt, Freytag, Geibel, Goethe (11 mal mit 6 Stücken), Gutzkow, Hackländer, Halm, Hebbel, H. von Kleist, Laube, Lessing (2 mal mit 2 Stücken), Mosenthal („Der Sonnwendhof" 3 mal), Schiller (11 mal mit 8 Stücken, worunter das „Lied von der Glocke" 4 mal), Scribe (10 mal mit 6 Stücken), Shakspeare (15 mal mit 11 Stücken), sowie von Componisten Adam, Auber (10 mal mit 4 Opern), Beethoven, Bellini (5 mal mit 3 Opern), Donizetti (10 mal mit 4 Opern), Flotow (6 mal mit 2 Opern), Lortzing (3 mal mit 2 Opern), Meyerbeer (11 mal mit 3 Opern), Mozart (4 mal mit 3 Opern), Otto Nicolai („Die lustigen Weiber von Windsor 7 mal), Rossini (2 mal mit

2 Opern), Weber (4 mal mit 2 Opern). Die meiſten Aufführungen unter ſämmtlichen Opern aber hat Wagner's „Tanhäuſer" erfahren, nämlich 10 und zwar hat er dies gethan, obgleich er erſt am 12. Auguſt auf das Repertoire gebracht und 8 mal mit erhöhten Preiſen gegeben ward. Ihm zunächſt kamen die ſchon genannten „Luſtigen Weiber von Windſor" und Meyerbeer's „Prophet", der 6 mal gegeben ward. Im Schauſpiel trug Schleich's „Bürger und Junker" mit 8 Vorſtellungen den Preis davon; ihm zunächſt kam der „Fechter von Ravenna" mit 7 Aufführungen. Dagegen erlebte Geibel's „Meiſter Andrea" nur 2, Ludwig's „Makkabäer", Benedix' „Auf dem Lande", Prechtler's „Cäcilie", Melchior Meyr's „Liebe um Liebe, Treue um Treue" nur je 1, Paul Heyſe's „Pfälzer in Irland" aber gar keine Wiederholung. An Gaſtſpielen fanden im Schauſpiel überhaupt nur 3 ſtatt, von denen das des Frl. Seebach aus Wien das bedeutendſte; die beiden andern führten zu Engagements. Auch von den fünf Gaſtſpielen in der Oper führten zwei zu dauernden Verhältniſſen, während im Ballet Frl. Lucile Grahn 21 mal, die berühmte Pepita aber in zwei Gaſtſpielen 11 mal tanzte.

Die Univerſität Göttingen, die ſoeben erſt den ausgezeichneten Philologen Hermann verloren, hat ſchon wieder einen neuen Todesfall zu beklagen: am 10. Januar ſtarb daſelbſt Profeſſor Schneidewin, ebenfalls Philolog, ein Mann noch in den rüſtigſten Jahren, der ſich beſonders durch ſeine Herausgabe griechiſcher Autoren bekannt gemacht. In der That iſt es ein eigenthümliches Verhängniß, das über den claſſiſchen Studien in Deutſchland herrſcht: während der ſchlaffe und markloſe Geiſt des Zeitalters ſich immer weiter von ihnen abwendet, werden die Zierden derſelben Schlag auf Schlag durch den Tod dahingerafft und vergeblich blicken wir umher nach neuen aufkeimenden Größen, welche im Stande wären, die Stellen auszufüllen, welche jene leer gelaſſen. Aber freilich, wozu auch noch claſſiſche Studien? Wir haben ja Dampfmaſchinen und Induſtrieausſtellungen, haben Concordate und Regulative, da können wir die böſen „Heiden" ja wol entbehren.

Im Verlag von Fiſcher und Kürſten in Leipzig erſcheint ſeit Neujahr unter dem Titel „Deutſcher Courier für die Handels- und Geſchäftswelt" eine wöchentliche Ueberſicht der neueſten Regulativ-, Betriebs- und Taxbeſtimmungen für den Poſt-, Eiſenbahn-, Schiffs- und Telegraphenverkehr". Bei dem großartigen Aufſchwung, welchen der öffentliche Verkehr in Deutſchland ſeit einigen Jahren genommen hat ſowie bei den zahlreichen Veränderungen und neuen Einrichtungen, die auf dieſem Gebiete noch täglich ſtattfinden, darf ein Blatt des bezeichneten Inhalts, mit Sachkenntniß und Aufmerkſamkeit geleitet, auf ein allſeitiges Entgegenkommen ſeitens des geſchäfttreibenden Publicums rechnen, beſonders da der „Deutſche Courier" lediglich amtliche Quellen benutzen will, alſo im Punkt der Zuverläſſigkeit die größten Garantieen bietet. Als verantwortlicher Redacteur und Herausgeber wird Bernhard Schier, Referendar bei der königlich ſächſiſchen Oberpoſtdirection zu Leipzig, namhaft gemacht.

Das Hoftheater in Berlin ſoll mit Einſtudirung eines neuen Stücks von Gutzkow: „Ella Roſe“ beſchäftigt ſein. Auch ein neues Schauſpiel von Frau Birch-Pfeiffer, „Die Lady von Warley-Hall“, ſteht ebendaſelbſt in Ausſicht. In Dresden wird ein Schauſpiel von Julius Hammer „Die Brüder“, ſoviel wir wiſſen der erſte dramatiſche Verſuch des Dichters, erwartet, während in Breslau ein neues Luſtſpiel von A. Wilhelmi „Mit den Wölfen muß man heulen“ mit Beifall gegeben worden iſt. Das hamburger Stadttheater, bekanntlich ſeit kurzem das Eigenthum des Schiffsrhebers Hrn. Sloman, ſoll vom Letztern dem gegenwärtigen Pächter deſſelben, dem Theateragenten Sachſe, auf weitere zehn Jahre überlaſſen worden ſein; beſtätigt die Nachricht ſich, ſo dürften damit vorausſichtlich alle die hochfliegenden Reformpläne, die man für die hamburger Theaterzuſtände hegte, ihr frühzeitiges und gründliches Ende erreicht haben.

Frankreich hat einen ſeiner erſten bildenden Künſtler verloren, Pierre Jean David, gewöhnlich von ſeiner Vaterſtadt David von Angers genannt. Geboren 1793 (wonach die in verſchiedenen deutſchen Blättern curſirende Angabe, als ſei er im 47. Jahre ſeines Alters geſtorben, zu berichtigen iſt), widmete er ſich frühzeitig und unaufgehalten durch die Schwierigkeiten ſeiner äußern Lage der Bildhauerkunſt, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß er ſchon 1811 einen erſten Preis errang, der ihn in den Stand ſetzte, ſich nach Rom zu begeben, wo er bis 1816 verweilte. Nach einem längern Aufenthalt in London nach Paris zurückgekehrt, wurde er 1826 Mitglied des Inſtituts und Profeſſor an der pariſer Kunſtſchule. Als ſeine bedeutendſte Arbeit gilt das Hautrelief am Giebelfelde des pariſer Pantheon, das er 1837 vollendete. Außerdem hat man von ihm eine Menge von Porträtſtatuen, unter denen der Jean Barth für Dünkirchen, Corneille zu Rouen, Racine für Laferté-Milon, Talma für das Théâtre français, Jefferſon für Philadelphia die berühmteſten ſind. Daneben ſchuf er zahlreiche Büſten und Medaillons, die eine faſt vollſtändige Galerie ſeiner berühmteſten Zeitgenoſſen in Politik, Literatur und Kunſt bilden. In Deutſchland iſt er beſonders bekannt durch die Koloſſalbüſte Goethe's, zu deren Anfertigung er 1828 perſönlich nach Weimar reiſte. Das Werk iſt, jedoch nicht ganz glücklich, in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufgeſtellt und läßt die kühne und großartige, wiewol nicht immer ganz correcte Manier des Künſtlers deutlich erkennen. Bei einer zweiten Reiſe nach Deutſchland im Jahre 1834 modellirte er in derſelben koloſſalen Weiſe Dannecker in Stuttgart, Schelling in München, Tieck in Dresden, Rauch in Berlin. Gleich ſeinem berühmten Namensvetter, dem Maler David, dem „Königsmörder“, war er auch eifriger Politiker; gleich ihm gehörte er der radicalen Partei an, von der er auch 1848 in die Conſtituante gewählt ward. Auch als Schriftſteller, namentlich als Journaliſt, war er in derſelben Richtung thätig; mit H. Carnot gab er Barrère's Memoiren heraus.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **C. Merseburger** in Leipzig ist soeben erschienen:

Anregungen
für Kunst, Leben und Wissenschaft.

Unter Mitwirkung von Schriftstellern und Künstlern
herausgegeben von
Dr. Franz Brendel.
Ersten Bandes erstes Heft.

Inhalt: Einleitung. Grundzüge zum neuen Opernterte. Die Melodie der Sprache. Zur Organisation von Theaterschulen. Das Kunstwerk der Zukunft. Gluck und Wagner. Die Zwischenactsmusik im Schauspiel. Shakspeare's Sturm (Aufführung in München). Anregungen vermischten Inhalts.

Jährlich erscheinen 6 Hefte, die einen Band bilden. Preis jedes Heftes 7½ Sgr.

(Vorräthig in allen Buch- und Musikhandlungen.)

Bei **J. Wallerstein** in Zerbst erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dorfgeheimnisse aus dem nord-östlichen Thüringen.

Von
Wilhelm Künstler.
Geh. 24 Ngr.

Dies Werk, das in Preußen Gegenstand der Verfolgung gewesen und erst vor kurzem durch richterliches Erkenntniß wieder frei gegeben worden ist, ist allen Freunden einer geist- und gemüthsreichen Lectüre auf das wärmste zu empfehlen.

Soeben erschien im Verlage von **H. Schindler** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben der Seele.

In Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze
von **M. Lazarus.**
Erster Band. Kl. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Inhalt: I. Bildung und Wissenschaft. II. Ehre und Ruhm. III. Der Humor als psychologisches Phänomen.

Der den Lesern des deutschen Kunstblatts und des Morgenblatts durch seine gedankenreichen psychologischen und ästhetischen Aufsätze wohlbekannte Verfasser bietet hier den Anfang einer Reihe von höchst anziehenden und zeitgemäßen Abhandlungen aus den intellectuellen, sittlichen und ästhetischen Gedankenkreisen. Verdienen schon Werke, welche in die Ideenwelt einführen, eine doppelte Beachtung in einer Zeit, wo die grobsinnliche Auffassung der Naturpropheten den Materialismus allzu laut verkündigen, so verdient dieselbe umsomehr ein Buch, welches, den klar bewußten Zweck mit sittlichem Ernst ergreifend, die Resultate wissenschaftlicher Forschung in populärer, allgemein verständlicher und leicht faßlicher Darstellung dem größern Publicum zugängig und durch geistreiche Detaillirung anmuthig zu machen versteht.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 6.** 7. Februar 1856.

Inhalt: Aus Gottfried Chaucer's „Canterbury-Erzählungen". Die Erzählung des Weibes von Bath. Ueberſetzt von **Wilhelm Hertzberg.** — Das menſchliche Auge und ſeine Sprache. Von **Karl Landsberg.** I. — Brüſſeler Briefe. Von **Karl Grün.** IX. — Literatur und Kunſt. Luiſe von Gall. („Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Luiſe von Gall. Herausgegeben von Levin Schücking.") — Nordamerika. („Lebensgeſchichte Georg Waſhington's. Von Waſhington Irving. Aus dem Engliſchen von dem Ueberſetzer der Werke Prescott's", 1. Bd. — Reimann, „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" ꝛc.) — Correſpondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Aus
Gottfried Chaucer's „Canterbury-Erzählungen".

Die Erzählung des Weibes von Bath.

Ueberſetzt
von
Wilhelm Hertzberg. *)

In unſers Königs Arthur alten Tagen,
Von dem viel Rühmliches die Briten ſagen,
War dieſes Land erfüllt mit Feeerei.
Der Elfenkön'gin munt're Companei
Tanzte gar oft auf manchen grünen Matten.
Dies war die Meinung, die die Alten hatten.

*) Bereits Jahrgang 1854, II, 193, haben wir ein Bruchſtück dieſer Ueberſetzung mitgetheilt; ſie iſt nicht blos die erſte vollſtändige Uebertragung des ehrwürdigen und dabei doch ſo naiven, ſo ſchalkhaften Vaters der engliſchen Poeſie, die jemals in Deutſchland gefertigt worden (die von Fiedler in Deſſau, 1844 begonnene iſt Fragment geblieben), ſondern auch, wie jeder Kenner des Originals uns einräumen wird, ein Meiſterſtück von ſprachlicher Virtuoſität und Anmuth, das unſerer Ueberſetzungsliteratur zu einer beſon-

Das iſt ſchon manche hundert Jahre her;
Doch jetzo ſieht man keine Elfen mehr;
Jetzt iſt durch Beten und durch fromme Lieder
Der Bettelmönch' und and'rer heil'gen Brüder,
Die Ström' und Land durchzieh'n ſo dicht an Zahl
Wie Stäubchen wimmeln in dem Sonnenſtrahl
Und Hallen ſegnen, Kammer, Küch' und Scheuer,
Flecken und Städte, Thurm und Burggemäuer,
Gemach und Speicher, Dorf und Meierei —
Dadurch iſt nun das Land von Feeen frei,
Da jetzo auf den frühern Elfenwegen
Die Bettelmönche ſelbſt zu wandeln pflegen
Und morgens früh und an den Vormittagen
Die Metten leſen und Gebete ſagen
Und ordnungsmäßig ihr Revier durchſchreiten.
Ein Weib kann ſicher jetzt nach allen Seiten
Jedes Gebüſch und jeden Wald durchzieh'n
Und findet keinen Incubus als ihn.
Und der wird nimmermehr ihr Leides thun.

In König Arthur's Haushalt lebte nun
Ein Rittersmann, ein Burſch von lockern Sitten.
Der kam einſt von der Reiherjagd geritten
Und ſah ein Mädchen einſam auf dem Pfad
Vor ihm daherzieh'n, den auch er betrat,
Und arg verging der wilde Ritter ſich
An dieſer Maid und höchſt unritterlich.
Um dies Vergeh'n ward ſolch ein Lärm gemacht
Und ſolche Klag' an Arthur's Hof gebracht,
Daß er verdammt ward, wie das Recht es wollte,
Daß er's mit Haupt und Leben büßen ſollte;
Denn alſo war's damals Geſetz und Brauch.
Doch bat die Königin, es baten auch
Viel and're Damen um des Ritters Leben,
Bis Arthur ihm Begnadigung gegeben.
Er hieß die Königin frei mit ihm ſchalten:
Sie möcht' ihn tödten oder ihn erhalten.

---

dern Zierde gereichen und einem Dichter, der dem deutſchen Publicum bisher höchſtens dem Namen nach bekannt war, endlich auch bei uns die ihm gebührende Achtung erwerben wird. Denn hoffentlich haben wir recht bald die Freude, das vollendete Werk, die Frucht langjähriger ſorgſamer Studien, im Buchhandel zu begrüßen. Uebrigens wollen unſere Leſer das nachſtehende in ſich abgeſchloſſene Bruchſtück, bei dem der Ueberſetzer ſich nur aus Rückſichten der Decenz (Rückſichten, die der alte Chaucer, der Zögling des Boccaz, freilich nicht kennt) einige leichte Abänderung geſtattet hat, nur als Vorläufer einer umfaſſenden Charakteriſtik Chaucer's betrachten, die wir demnächſt aus derſelben gelehrten und geiſtvollen Feder bringen werden. D. Red.

Sie dankt dem König wie ſie immer kann,
Und ſpricht darauf ſo zu dem Rittersmann,
Als eines Tags ſie ihre Zeit erſeh'n:

Du biſt noch ſo geſtellt durch dein Vergeh'n,
Daß dir noch nicht geſichert iſt dein Leben.
Ich ſchenk' es dir, kannſt du mir Auskunft geben,
Was jedes Weib am eifrigſten begehrt.
Bewahre dein Genick wohl vor dem Schwert.
Und kannſt du mir's nicht auf der Stelle künden,
Geb' ich dir Urlaub, um es zu ergründen,
Ein Jahr und einen Tag; laß dir's gelingen,
Die rechte Antwort mir zurückzubringen.
Auch ſtellſt du mir, eh' du von dannen fährſt,
Bürgſchaft, daß du perſönlich wiederkehrſt.

Weh ward dem Ritter und er ſeufzt' betrübt.
Was hilft's? Er kann nicht thun, wie ihm beliebt
Und ſo entſchließt er ſich zuletzt zur Reiſe,
Am Jahresſchluß die Antwort in der Weiſe
Zurückzubringen, wie es Gottes Rath;
Nimmt Abſchied dann und ziehet ſeinen Pfad.
Er forſcht in jedem Hauſ', an jeder Stelle,
Wo er zu finden hofft die Gnadenquelle,
Aus der des Weibes höchſten Wunſch er lerne.
Doch kam an keinen Strand er nah und ferne,
Wo er auch nur zwei Menſchenkinder fand,
Die in dem Punkte gingen Hand in Hand.
Der ſprach, der höchſte Wunſch der Frauen wäre
Reichthum, Der Scherz und Jubel, Jener Ehre;
Ein And'rer Putz; Der Liebesſchäkerei'n,
Und Witwe oft und neu vermählt zu ſein.
Der ſprach, daß es am meiſten uns behage,
Wenn man uns Lob- und Schmeichelworte ſage.
Und wirklich trifft der nah' am Ziel vorbei:
Man lockt am beſten uns durch Schmeichelei.
Dienſtfertigkeit und Eifer iſt die Schlinge,
Die fängt uns Alle, Hohe wie Geringe.

Ein And'rer ſprach, das Höchſte unſ'rer Ziele
Sei Freiheit und zu thun was uns gefiele,
Daß Niemand möchte unſ're Fehler ſchelten,
Daß wir für klug ſtets, nie für albern gälten.
Und wirklich, Keine von uns Allen iſt,
Die, kratzt man ſie am wunden Widerriſt,
Nicht ausſchlägt, weil man laut're Wahrheit ſpricht.
Verſuch's, und du wirſt ſeh'n, ich lüge nicht.

Mag sie im Innern noch so schadhaft sein,
Will klug sie scheinen und von Sünden rein.
Auch sagte man, daß es uns sehr gefällt,
Wenn man für fest uns und verschwiegen hält,
Standhaft bei einem Vorsatz zu verweilen
Und Anvertrautes Keinem mitzutheilen.
Ein Pappenstiel! wer euch das mag erzählen.
Fürwahr, wir Weiber können nichts verhehlen.
— — — — —

Als nun der Ritter, dem jetzt mein Bericht
Ausdrücklich gilt, sah, er erführ' es nicht
— Nämlich, was Weibern gilt als höchste Lust —
Da ward sein Herz bekümmert in der Brust.
Doch geht er heim; er darf nicht länger weilen.
Der Tag ist da, wo er zurück muß eilen.
Und als er kummervoll auf seinem Wege
Dahinritt, sah an einem Waldgehege
Er viele Damen sich zum Tanze reih'n:
Es mochten mehr als vierundzwanzig sein.
Er nahte sich dem Tanzplatz mit Verlangen
In Hoffnung, dort Belehrung zu empfangen.
Doch eh' er noch zu seinem Ziele ganz
Gekommen — sieh', verschwunden war der Tanz.
Er sah nichts Lebendes sonst in der Runde:
Nur saß ein Weib da auf dem Rasengrunde,
So häßlich, wie man sich's kaum denken kann.
Das alte Weib erhob sich und begann
Zum Ritter: „Herr, hier führt kein Weg hinaus!
Doch sagt mir treulich, worauf geht Ihr aus?
Am Ende kann es Euer Glück noch machen,
Wir altes Volk versteh'n gar viele Sachen."

„Ja, Mütterchen", sprach drauf der Rittersmann,
Mich trifft der Tod, wenn ich nicht sagen kann,
Was alle Frau'n am eifrigsten erstreben.
Lehrst du mich das, will reichen Lohn ich geben."
„„Gib mir die Hand"", sprach sie, „„bei deiner Ehre
Mir Das, was ich zuerst von dir begehre,
Zu thun, steht irgend es in deiner Macht,
Dann geb' ich dir Bescheid, eh' es noch Nacht.""

Der Ritter sprach: „Nimm Wort und Handschlag hier."
„„Dann"", sagte sie, „„verheiß' ich sicher dir,
Du sollst nicht sterben: denn bei meinem Leben,
Die Kön'gin wird dieselbe Auskunft geben
Wie ich. — Ihr mögt die Stolzeste nur fragen
Von Allen, die Kopftuch und Hauben tragen,

Sie wagt mein Wort gewiß nicht zu beſtreiten.
Doch jetzt laß unverweilt uns fürbas ſchreiten.““
Worauf ein Sprüchlein ſie ins Ohr ihm raunt,
Und heißt ihn furchtlos ſein und wohlgelaunt.

Bei Hofe hat der Ritter dann berichtet,
Daß er den Tag, zu dem er ſich verpflichtet,
Einhalte und zur Antwort ſei bereit.
Gar manche edle Frau, manch' holde Maid
Und manche Witwe, die als weiſe galten,
(Die Königin will ſelbſt Gerichtstag halten),
Waren den Spruch zu hören hier vereint.
Alsbald ruft man den Ritter. Der erſcheint.
Drauf heißt man ſchweigen Jedermann und hören;
Der Ritter ſolle die Verſammlung lehren,
Was in der Welt das Weib am liebſten will.
Nicht wie ein Thier ſteht unſer Ritter ſtill;
Vielmehr gibt er mit männlich ſtarkem Ton,
Den Jeder hört, die Antwort vor dem Thron:

„Gnädigſte Frau, im Allgemeinen ſteht
Der Weiber Wunſch nach — Souveränetät,
Daß den Geliebten oder Mann in Haft
Sie halten unter ihrer Meiſterſchaft.
Dies wünſcht am meiſten ihr. Nehmt mir mein Leben,
Wenn's Euch gefällt. Euch iſt's anheimgegeben.“

Kein Weib, kein Fräulein, keine Witwe wagte
Am ganzen Hof zu leugnen, was er ſagte.
Sie ſprachen ihn vom Tode frei ſofort.

Auf ſprang die alte Frau bei dieſem Wort,
Die auf dem Raſen ſitzend er erblickt.

„„Gnade, Frau Königin““, ſo rief ſie, „„ſchickt
Den Hof nicht fort, eh' mir mein Recht gewährt.
Die Antwort habe ich den Herrn gelehrt.
Er hat dafür ſein Ritterwort gegeben,
Zu thun, was ich von ihm zuerſt im Leben
Erbäte, wenn in ſeiner Macht es ſtehe.
Nun denn, Herr Ritter, vor dem Hof hier flehe
Ich Euch: gebt mir als Euerm Weib die Hand!
Vom Tod erlöſt' ich Euch, wie Euch bekannt;
Lüg' ich, ſo ſage Nein, bei deinem Eid.““

Worauf der Ritter Ach und Wehe ſchreit:
„Ich weiß gar wohl, was ich verſprochen habe.
Um Gott, erheiſche eine and're Gabe,
Nimm all mein Gut und laß mir meinen Leib.“

„„Dann Fluch uns allen Beiden!"" rief das Weib;
„„Ob ich gleich alt und arm und häßlich bin,
Geb' alles Gold und Erz ich gern dahin,
Das in der Erde liegt und auf der Erde,
Wenn ich dafür dein Weib und Liebchen werde.""

„Mein Liebchen? Du? Nein, meine Höllenqual!
Ach, daß jemals aus meines Volkes Zahl
Ein Mann also beschimpft ward und geschändet!"

Doch half ihm nichts. Der Streit ward so beendet:
Er mußte sie zu freien sich versteh'n
Und mit dem alten Weib zu Bette geh'n.

Zum Tadel ist wol Mancher schon bereit
Und meint, ich wolle aus Nachlässigkeit
Nichts sagen von dem stattlichen Gelage,
Das fröhlich man gefeiert an dem Tage.
Darauf antwort' ich kürzlich Dieses nur:
Von Freud' und Festgelag war keine Spur.
Es gab hier nur Bekümmerniß und Sorgen;
Er ließ sich in der Stille trau'n am Morgen,
Hielt sich am Tag wie eine Eule häuslich,
So weh war ihm; sein Weib war gar zu scheußlich.
Und groß war erst des Ritters Weh' zur Nacht,
Als mit der Frau er war zu Bett gebracht.
Er wälzt und wendet sich nach hier und dort.

Das alte Weib lag lächelnd immerfort
Und sprach: „„Mein theurer Mann, Gott helfe mir!
Thut jeder Ritter seiner Frau wie Ihr?
Ist dies Gesetz bei König Arthur's Schar?
Macht jeder seiner Ritter sich so rar?
Ich bin ja Euer Liebchen, Euer Weib,
Ich rettete vom Tode Euern Leib,
Und niemals hab' ich unrecht Euch gethan;
Müßt Ihr mich so die erste Nacht empfah'n?
Ihr treibt's wie Einer, dem's im Kopf nicht recht.
Was that ich Euch? Um Gottes Willen, sprecht!
Und wenn ich's kann, so soll's gebessert sein.""

„Gebessert?" sprach der Ritter, „Nein! o nein!
Dafür wird Bess'rung nimmermehr geschafft.
Du bist so alt und bist so ekelhaft,
Und stammst von gar zu niederem Gesinde.
Kein Wunder drum, wenn ich mich wälz' und winde.
Ach, wollte Gott, es bräche mir das Herz."

„„Ist das"", sprach sie, „„der Grund zu deinem Schmerz?' ""

„Ja“, ſagt' er, „und kein Wunder iſt's fürwahr.“

„„Nun““, ſprach ſie, „„Herr, das Alles könnt' ich zwar,
Wollt' ich es, ändern in noch nicht drei Tagen,
Nur müßt Ihr gegen mich Euch gut betragen.
Doch was Ihr da erwähnt von edelm Blut
Als angeſtammt von altererbtem Gut,
Woher ein Edelmann Ihr ſelber wär't:
Die Anmaßung iſt keinen Heller werth.
Auf ihn ſieh' hin, der tugendhaft ſtets lebt,
Daheim und öffentlich am meiſten ſtrebt
Nach edeln Thaten, wo und wie er kann:
Ihn halte für den größten Edelmann.
Chriſt will, daß wir durch ihn geadelt ſei'n,
Nicht durch den Reichthum langer Ahnenreih'n.
Denn ob ſie uns vererben all ihr Gut,
Darum wir rühmen unſer hohes Blut,
Doch können ſie als Erbſchaft nie uns geben —
Keinem von uns — ihr tugendhaftes Leben,
Darob man ſie als Edelleute preiſt
Und das auf ihrem Pfad uns wandeln heißt.
Schön gibt der weiſe Dichter von Florenz,
Der Dante heißt, dieſelbige Sentenz.

Es lauten Dante's Verſ' in dieſer Weiſe:
Gar ſelten ſprießt aus eig'nem ſchwachen Reiſe
Des Menſchen Tugend. Denn nur Dem gewährt
Den Adel Gott, der ihn von Ihm begehrt.
Nur zeitlich Gut wirſt du vom Ahnherrn erben,
Das man verſtümmeln kann und auch verderben.
Auch weiß es Jedermann ſo gut wie ich:
Pflanzte der Edelſinn von ſelber ſich
In einem Hauſe weiter, Mann für Mann,
Geheim und offen, Jeder würde dann
Des Adels ſchönen Pflichten ſtets entſprechen
Und keinen Schimpf begeh'n und kein Verbrechen.
Suche von hier zum Kaukaſus ein Haus,
So dunkel als du irgend magſt, dir aus,
Thu' Feuer drein; verſchließ' die Thüren dann,
Geh' fort: und wie wenn zwanzigtauſend Mann
Darüber wachten, brennt es fort und bleibt
Treu dem Geſetz, das die Natur ihm ſchreibt,
So wahr ich lebe, bis es hingeſchwunden.
Nicht iſt der Adel innerlich verbunden
Mit dem Beſitz, wie Ihr hierbei gewahrt;
Da nicht die Menſchen, wie in ſeiner Art
Das Feuer thut, ſtets ihrem Werk nachgehen.
Gar oft kann eines Herren Sohn man ſehen,

Weiß Gott, der niedrig handelt und gemein.
Und wer als Edelmann geehrt will ſein,
Weil er aus einem edeln Haus entſproß,
Weil ſeine Väter tugendhaft und groß
Geweſen — und doch ſelbſt nichts Edles ſchafft,
Und nicht nachfolgt der edeln Ahnherrnſchaft,
Der iſt — ob Fürſt, ob Graf — kein Edelmann.
Gemeine That macht den gemeinen Mann.
Denn Adel iſt nur deiner Ahnherr'n Ruf,
Den ihnen ihre hohe Tugend ſchuf;
Dir ſelbſt perſönlich iſt er fremd und fern;
Dein Adel kommt allein von Gott dem Herrn.
Drum wird der wahre Adel uns geſandt
Aus Gnade, nicht vererbt mit unſerm Stand.

Wie edel war, von dem Valerius
Berichtet, Tullius Hoſtilius,
Den aus der Armuth ſo erhöht man ſah.
Leſ't den Boëthius und Seneca:
Da ſteht ausdrücklich, daß unzweifelhaft
Der edel iſt, der edle Thaten ſchafft.
Und darum, lieber Mann, ſchließ' ich jetzt ſo:
Sind meine Ahnen niedrig auch und roh
Geweſen, kann doch Gott mir Gnade geben
(Und alſo hoff' ich) tugendhaft zu leben.
Dann bin ich edel, wenn der Tugend Pfad
Ich folg' und meide jede böſe That.

Dann werft Ihr mir auch meine Armuth vor:
Der Gott, zu dem wir gläubig fleh'n empor,
Hat ſelbſt der Armuth Loos erwählt auf Erden.
Und Alle, Mann und Frau und Jungfrau, werden
Geſteh'n, daß nicht ein Stand verwerflich iſt,
Den ſich erkor der Himmelskönig Chriſt.
Vergnügte Armuth iſt ein Stand der Ehren,
Wie Seneca und and're Meiſter lehren.
Wen ſeine Armuth nicht im Frohſinn hemmt,
Gilt mir als reich, und hätt' er auch kein Hemd.
Wen Habſucht quält, der iſt ein armer Mann;
Denn er begehrt, was er nicht haben kann;
Doch wer nichts hat und nichts begehrt, iſt reich,
Und hältſt du ihn auch einem Schelmen gleich.
Die wahre Armuth iſt ein ſündhaft Herz.
So ſpricht von Armuth Juvenal im Scherz:
Hat übers Feld der Arme einen Gang,
Mag er vorm Dieb herzieh'n mit Sang und Klang.
Gehaßt wird Armuth und bringt doch Gewinn,
Sie iſt gar mancher Kunſt Erfinderin.

Sie kann den Menſchen große Weisheit lehren,
Der in Geduld ſie ruhig läßt gewähren.
Die Armuth, klingt's auch in der That verkehrt,
Iſt ein Beſitzthum, das kein Menſch begehrt.
Oft hat der Menſch erſt in der Armuth Stand
Sich ſelbſt und ſeinen Schöpfer recht erkannt.
Die Armuth möcht' ich eine Brille nennen,
Wodurch die echten Freunde wir erkennen.
Drum laßt mich, Herr, da ich Euch ja nichts thue,
Mit meiner Armuth künftig auch in Ruhe.

Nun, Herr, wollt Ihr auch noch mein Alter ſchänden:
Wenn ſich auch nicht Autoritäten fänden,
In keinem Buch: verlangt Ihr Herr'n von Ehre
Nicht ſelber, daß man alte Männer ehre?
Sie Vater nenne nach dem Ritterbrauch?
Und, traun, Autoritäten fänd' ich auch.
Doch ſagt Ihr, daß ich alt und häßlich ſei.
Nun denn, mein Herr, ſo tragt Ihr kein Geweih;
Alter und Häßlichkeit, bei meinem Eid,
Sind gute Bürgen für die Züchtigkeit.
Doch da ich einmal weiß, was Euch ergötzt,
Sei Eure weltliche Begier geletzt.
Wählt Euch denn Eine Gabe von den zwei'n:
Soll alt und häßlich bis zum Tod ich ſein,
Doch Euch als Gattin hold und treu ergeben,
Daß ich Euch nie betrüb' in meinem Leben —
Oder begehrt Ihr mich nur jung und ſchön
Und wollt den Kampf mit dem Beſuch beſteh'n,
Der meinetwegen Eures Hauſes Pforte
Umlagern wird — vielleicht auch and're Orte?
Wählt ſelbſt nun, was am meiſten Euch ergötzt."

Der Ritter ſinnet nach und ſpricht zuletzt,
Nachdem er tief geſeufzt, in dieſer Weiſe:
„Gattin, Geliebte, theures Weib; ſo weiſe
Iſt Euer Wort, ich will mich gern Euch fügen.
Wählt ſelbſt, was Euch und mir zumeiſt Vergnügen
Und auch die meiſte Ehre ſcheint zu bringen.
Ich will zu keinem Euch von beiden zwingen.
Wie's Euch gefällig, ſo gefällt's mir eben."

„„So habt Ihr mir die Herrſchaft übergeben,
Da ich kann ſchalten nach dem Willen mein?""

„Ja, Frau, ich denk', es wird das Beſte ſein."

„„Küßt mich"", ſprach ſie, „„und fort mit unſerm Leide!
Denn ich gewähre dir die Wünſche beide.

Ich werde Beides ſein, ſo ſchön als gut.
Gott laſſe ſterben mich in Wahnſinns Wuth,
Wenn ich nicht ſtets ſo treu und gut dir bin,
Als je ein Weib war ſeit der Welt Beginn.
Und wenn ich morgen nicht ſo ſchön ſein werde,
Daß mir von Oſt bis Weſt kein Weib der Erde
Gleichkommt, ob Kön'gin oder Kaiſerin,
So nehmt, wenn's Euch beliebt, mein Leben hin.
Zieht auf den Vorhang; ſeht, ob es nicht wahr.""

Und als der Ritter all' Das ward gewahr,
Daß ſie ſo ſchön war und ſo jung dabei,
Schloß in die Arm' er ſie mit freud'gem Schrei.
Es ſchwamm ſein Herz im ſeligſten Genuß,
Und tauſendmal gab er ihr Kuß auf Kuß.
Und ſie gehorchte ihm in allen Stücken,
Die ihn erfreuen mochten und beglücken.
So lebten ſie bis an ihr ſel'ges Ende
In höchſter Luſt. Und Jeſus Chriſtus ſende
Uns Männer, ſanft, jung und im Bett voll Feuer,
Und daß wir überleben jeden Freier.
Auch kürze Jeſus die an ihren Tagen,
Die ihren Frau'n das Regiment verſagen,
Und alten Knickern, die am Heller zwacken,
Schlag' Gottes Peſtilenz gleich in den Nacken.

Das menſchliche Auge und ſeine Sprache.

Von

Karl Landsberg.

I.

Raſtlos, in bunter Reihenfolge ſchweben Bilder und Gedanken vor dem ſinnenden Menſchengeiſte vorüber, bald regelmäßig aneinander gereiht, bald ſich wild überhüpfend. Bewegung, ewige, ununterbrochene Bewegung iſt das nothwendige Geſetz alles Seins; wie im Reiche der Natur Alles, was beſteht, nur durch die Bewegung beſteht, ſo im Reiche des Geiſtes nur in der Bewegung. Daher iſt auch bei normalem Zuſtande des Gehirns eine völlige Gedankenruhe, völlige Gedankenleere ſchlechthin unmöglich. Wol aber, wie ja auch in der äußern Natur das Bilden, Werden und Vergehen in ſehr verſchiedenen Zeitmaßen auftritt, ſo drängen in der innern Welt die Gedanken ſich bald lebhafter hervor, bald folgen ſie ſich langſam, gleichſam mit ſchleppendem Schritte. Ebenſo tauchen die Vorſtellungen empor, bald als undeutliche verſchwimmende

Bilder, verwaschene Schatten, bald in scharfen Umrissen, mit einer Deutlichkeit, als könnten wir sie mit Händen greifen; hier flattern sie einzeln auf, gleich Sonnenstäubchen im Entstehen verschwindend; dort, gleich Krystallen anschießend, sich vereinigend, gestaltend, Form annehmend und gebend, entfalten sie sich in ununterbrochener regelmäßiger Entwickelung zu lebensfähigen, fruchtbaren Keimen, aus denen endlich die That gewappnet hervorspringt.

Diese unaufhörliche innere Thätigkeit des Geistes, an welcher der Körper in vielen Fällen gar keinen Antheil zu haben scheint, geht dennoch äußerlich keineswegs so ganz unvermerkt vorüber, selbst dann nicht, wenn durchaus keine Mittheilung jener innern Vorgänge beabsichtigt wird; vielmehr verräth, wenigstens bei dem natürlichen und unverbildeten Menschen, jede innere Erregung sich sofort durch eine entsprechende äußere Erscheinung.

Auch bei jenem bunten, scheinbar willkürlichen Spiel der Gedanken selbst sind wir keineswegs so ganz unabhängig von der Außenwelt, wie es auf den ersten Anblick scheint. Nicht genug, daß jede äußere Erscheinung, sobald wir sie auf uns wirken lassen, den Gedankengang ändert, beschleunigt oder ihm eine neue Richtung mittheilt: auch alle Vorstellungen, deren der Geist überhaupt fähig ist, tragen Form und Färbung sinnlicher Wahrnehmungen, das ganze Material, welches wir denkend verarbeiten, mußte zuvor von außen in uns aufgenommen werden, ja unser gesammtes Denken kann sich überhaupt nur in einem Kreise bewegen, welcher durch die Summe der Wahrnehmungen und Erfahrungen beschrieben wird, die uns zugänglich sind, sei es daß wir sie selbst gemacht, sei es, daß Andere sie uns mitgetheilt haben. Angeborene Vorstellungen, Vorstellungen, welche a priori ohne alle Vermittelung der Außenwelt existiren, gibt es nicht; weder Anschauungen des Geistes noch der Sinne. Wo z. B. der Sinn des Gesichts fehlt, da fehlt auch nothwendig der Begriff der Farbe und auch mit Hülfe der andern Sinne kann derselbe nicht definirt werden. Wie aber in der Natur selbst gewisse Gesetze für das Dasein aller Dinge enthalten sind, wie der forschende Geist auf Gesetze stößt, die allen Erscheinungen als gemeinsam und nothwendig zugrunde liegen, so existiren und erschließen sich uns auch gewisse Gesetze des Denkens, und diese Gesetze des Denkens erzeugen nothwendig gewisse Formen der Anschauung, welche allem Denken zugrunde liegen.

Um uns klar zu werden über das allgemeine Verhältniß der Außenwelt, müssen wir zuvor im Klaren sein über den Weg, den unsere Erkenntniß nimmt, über die Art und Weise, wie wir überhaupt zu geistigen Vorstellungen gelangen. Nicht dadurch, daß die Materie, daß die Kraft überhaupt existirt, existirt sie auch schon für uns: sondern nur insofern,

als durch ſie Erſcheinungen geweckt und als dieſe Erſcheinungen uns bewußt werden, nur inſofern tritt die Materie, tritt die Kraft für uns ins Daſein. Es kann nun aber keine Erſcheinung zu unſerm Bewußtſein gelangen ohne Vermittelung der Sinne; daß ſie aber für dieſe auch wirklich exiſtirt, daß unſer Geiſt Kenntniß von ihr nimmt, das wird ſchließlich bedingt durch einen geiſtigen Proceß, durch den geiſtigen Act der Wahrnehmung des Sinneneindrucks. Die bloße Wirkung einer Erſcheinung auf unſere Sinnesorgane, die bloße Leitung des Sinneneindrucks zum Gehirn genügt dazu keineswegs; erſt wenn auf Vermittelung des Sinneneindrucks, auf Vermittelung der Leitung im Gehirn eine entſprechende Bewegung ſtattfand, erſt wenn eine geiſtige Thätigkeit dadurch erweckt wurde, tritt die Erſcheinung in unſer Bewußtſein und ſomit für uns in ihr Daſein. Jedes Ding wird durch eine unendliche Menge von Eigenſchaften beſtimmt, jeder Eigenſchaft entſpricht eine beſtimmte Erſcheinung. Haben ſich uns alle Eigenſchaften eines Dings erfahrungsmäßig offenbart, d. h. ſind alle Eigenſchaften eines Gegenſtandes zu geiſtigem Vernehmen gekommen, ſo haben wir den Gegenſtand vollkommen in unſere Kenntniß eingetragen. Fehlt uns hingegen ein Organ für die Vermittelung dieſer Wahrnehmungen, ſo muß unſere Kenntniß nothwendig lückenhaft bleiben. Für den Taubgeborenen exiſtirt die Welt nicht ſo, wie wir ſie erkennen; ein ganzes Gebiet von Wahrnehmungen fehlt ihm, alle Erſcheinungen, die uns mittels des Gehörs zugehen, ſind für ihn verloren. Das Gehör ſelbſt aber kann nicht blos durch Zerſtörung des äußern Organs verlorengehen, ſondern auch dadurch, daß die Leitung auf das Gehirn oder auch ein Theil des Gehirns ſelbſt zerſtört wird.

Die erſten Momente alles Wiſſens alſo ſind immer Sinneneindruck, Wahrnehmung, Erfahrung. Allein bei dieſen Anfängen bleibt der menſchliche Verſtand nicht ſtehen. Iſt das Material durch ſinnliche Wahrnehmung geliefert, ſo tritt daſſelbe nun erſt recht unter die Herrſchaft des Geiſtes, um durch geiſtige Thätigkeit Werth und Verhältniß zu empfangen. Durch das Denken wird geordnet, vereinigt oder zergliedert; wir können die Erſcheinungen in einen beſtimmten Zuſammenhang bringen, können Urſache und Wirkung unterſcheiden, können das Geſammtbild einer Wahrnehmung auflöſen, eine Einzelrichtung, einen einzelnen Eindruck abgeſondert verfolgen, können endlich den Erſcheinungen ſelbſt denkend ein Geſetz unterbreiten. Der Menſch vermag ſomit allerdings ſich zu ganz neuen Begriffen zu erheben, die nicht ſinnlich wahrgenommen ſind: entſtanden jedoch ſind auch dieſe neuen Begriffe immer nur durch Vermittelung ſinnlicher Wahrnehmungen.

Dieſe Betrachtung, indem ſie das Verhältniß des Geiſtes zu der Materie kennen lehrt, führt uns zugleich darauf, daß die Sinnesorgane

uns nicht nur über das vegetative Leben erheben, sondern uns auch als Menschen, d. i. als denkenden Wesen, das Material liefern zu Allem, was das menschliche Leben bereichert und verschönt, zu allen Erfindungen, allen Künsten und Wissenschaften. Den ersten Rang dabei nimmt unstreitig das Organ des Gesichts ein. Denn nicht nur übertrifft das Auge die gesammten übrigen Sinne hinsichtlich der Summe seiner Wahrnehmungen, sondern auch die Reinheit und Genauigkeit seiner Mittheilungen ist größer als bei allen übrigen Sinnen. Das Auge ist ferner das einzige Sinnesorgan, welches künstlich (durch Fernrohr und Mikroskop) einer solchen Erweiterung fähig ist, daß sein Wirkungskreis fast unbegrenzt genannt werden darf. Auch hat ja längst der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens die vorherrschende Wichtigkeit dieses Organs hinlänglich anerkannt, indem er das „Oeffnen" und das „Brechen der Augen" auf Geburt und Tod des Menschen angewendet hat, in der richtigen Erkenntniß, daß von diesen Momenten, wo das Kind das Auge öffnet und wo der Greis es schließt, in der That das ganze buntfarbige Gewirr des irdischen Lebens umschlossen ist.

Und doch ist die Bedeutung des Auges mit alledem noch lange nicht erschöpft. Wir haben es bisher nur als ein Sinnenwerkzeug betrachtet, als das wichtigste Vermittelungsglied des menschlichen Geistes mit der Welt außer uns, als die Brücke gleichsam, über welche die meisten sinnlichen Wahrnehmungen der Seele zugeführt werden, mit Einem Wort als eine Quelle der Geistesthätigkeit. Es bietet aber noch eine andere, fast möchte man sagen entgegengesetzte Seite der Betrachtung: nämlich insoweit der Geist sich selbst durch das Auge offenbart, insofern er dadurch nicht blos empfängt, sondern insofern er sich auch dadurch äußert und mittheilt. Ist der Geist angeregt, ist ein lebhafter Gedanke oder ein Gefühl auf diesem oder einem andern Wege in uns erweckt, so ist wiederum das Auge dasjenige Organ, durch welches diese geistige Erregung sich am ersten nach außen kundgibt: es ist gleichsam das Fenster, durch welches die Seele hinausschaut. Auch diese Eigenschaft des Auges hat der Sprachgebrauch wieder sehr sinnig aufgestellt: er hat das Auge den Spiegel der Seele genannt. Das Auge steht somit in doppelter Beziehung zu der innern und äußern Welt des Menschen: wie der Körper durch die Lungen, so athmet der Geist durch das Auge aus und ein.

Diese vielfachen Beziehungen, in welchen das Auge zu allem Körperlichen und Geistigen steht, machen die ungemeine Aufmerksamkeit erklärlich, welche dem Auge gewidmet wird und die ebenso mannichfach ist wie jene Beziehungen selbst. Der Naturforscher liest im Auge und erkennt darin das edelste Glied des menschlichen Körpers, ja überhaupt

das merkwürdigſte organiſche Gebilde; der Arzt lieſt im Auge und erkennt darin Geſundheit und Krankheit, nicht nur des Geiſtes, ſondern auch des Körpers; der Menſchenkenner lieſt im Auge und erkennt den Charakter, die geiſtige und ſittliche Eigenthümlichkeit ſeines Nebenmenſchen, die Wallung ſeines Gemüths, den unausgeſprochenen Gedanken, Alles, was in Kopf und Herzen vorgeht, offenbart ſich ihm im Auge. Ja und erſchließt ſich nicht im Auge das Süßeſte und Köſtlichſte, was je ein menſchliches Herz verbarg — das Geheimniß der Liebe?!

Fragt die Dichter: ſie wiſſen wohl, warum ſie, von Urzeiten her, immer und immer wieder das Auge der Geliebten beſingen: verborgen in der dunklen Höhle der Augen, wunderbar verſchleiert hinter durchſichtigen Häutchen, ruht eine Fülle unendlicher Poeſie und glücklich der Dichter, der nur mit halben Worten nachzuſtammeln vermag, was das Auge der Geliebten ihm verrieth! Shakſpeare, dieſer größte aller Dichter, unter Anderm auch deshalb, weil er alle andern übertrifft durch klare Auffaſſung natürlicher Dinge, mag uns auch hier jeder weitern Ausführung überheben; auf die Frage:

Sag', woher ſtammt Liebesluſt?
Aus den Sinnen, aus der Bruſt,
Iſt euch ihr Lebenslauf bewußt?

antwortet er („Kaufmann von Venedig", Act III, Scene 2):

In den Augen erſt gehegt,
Wird Liebesluſt durch Schau'n gepflegt.

In ähnlicher Weiſe läßt Goethe ſeinen Fauſt, indem er die höchſte Innigkeit der Liebe ſchildern will, zu Gretchen ſagen:

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir?

Und wie das größte Glück und der tiefſte Kummer der Liebe ſich im Auge ſpiegelt, ſo findet auch jedes andere Gefühl, welches mit größerer oder geringerer Schwingung das Gemüth durchzieht, im Auge ſeinen Ausdruck; die ganze Welt verſchönt ſich, indem wir ſie im Auge der Geliebten ſich ſpiegeln ſehen:

Märchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Flur und Au,
Und das Alles ſah ich glänzen
In dem Aug' der ſchönſten Frau. (Heine.)

Ja einen ſolchen Grad der Verſtändlichkeit nimmt der Ausdruck des geiſtig belebten Auges zuweilen an, daß eine Mittheilung der Gefühle und Gedanken allein dadurch, ohne alle Vermittelung der Rede möglich wird: weshalb wir denn auch nicht unpaſſend von einer „Sprache der Augen" reden; ſie iſt gleichſam die Blüte der Gebehrdenſprache, ein ſtummer und dennoch allgemein verſtändlicher Dolmetſcher der Seele.

Doch tritt uns eben hierbei eine befremdliche Thatsache entgegen. Das vieldeutige Spiel der Augen wird von Jedermann im Leben vielfach erkannt und geübt, Jedermann nimmt den Unterschied z. B. eines vertrauenden, eines boshaften, eines neidischen Blickes ꝛc. sinnlich wahr und doch ist fast Niemand im Stande, das Charakteristische eines derartigen Blicks deutlich auszusprechen. In diesem Sinne sagt Georg Forster: „Wer beschreibt uns das unnennbare Etwas, wodurch in demselben Auge, bald stärker, bald gedämpfter, das inwohnende geistige Wesen hervorstrahlt? Gleichwol fassen wir mit den Sinnen diese zarten Schattirungen und der Künstler selbst vermag ihr Gleichniß in seinen Werken darzustellen, sobald er sie scharf ergriffen in seine Phantasie getragen hat.“ Der berühmte Physiolog Johannes Müller, dem die Kenntniß des Gesichtssinnes so unschätzbare Bereicherungen verdankt, hat auch diesen Gegenstand zuerst einer genauern Prüfung unterworfen; durch seine Bemühungen sind Grundlagen gewonnen, welche dereinst vielleicht zu einer wissenschaftlichen Physiognomik führen können. Diese Physiognomik würde dann natürlich etwas ganz Anderes sein, als was Lavater darunter verstanden haben wollte. Lavater wollte mit dem Worte Physiognomik nur die beschränkte Fertigkeit bezeichnen, „aus der Form und Beschaffenheit der äußern Theile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichts, ausschließlich aller vorübergehender Zeichen der Gemüthsbewegung, die Beschaffenheit des Geistes und Herzens zu bestimmen, den Charakter vorherzusagen“. Von diesem Gesichtspunkte aus war es also ganz richtig, daß Lavater die Nase für das wichtigste physiognomische Organ erachtete, indem die Affecte der Seele auf sie am wenigsten einwirken. Ebenso, da für ihn nur der bleibende Ausdruck des Gesichts, gleichsam das Gesicht in Ruhe von Bedeutung war, so konnte ihm für seine Zwecke auch der bloße Schattenriß, die bloße Contour des Gesichts genügen. Umgekehrt handelt es sich hier darum, inwieweit man gerade das Bewegliche des menschlichen Antlitzes zu einer Quelle der Erkenntniß, einem Maßstab der Beurtheilung machen kann.

Wir gehen dabei aus von der unleugbaren Thatsache, daß jede Bewegung der Seele gewisse Bewegungen der Gesichtsmuskeln hervorruft, unter denen wiederum die Bewegungen des Auges die erste Stelle einnehmen. Allerdings mag es hier und da einzelne Individuen geben, die es in der Kunst der Selbstbeherrschung so weit gebracht haben, daß wirklich kein Zug ihres Antlitzes verräth, was in ihrer Seele vorgeht. Doch wird die Zahl dieser Individuen überall nur sehr klein sein, verschwindend klein gegen die Masse Derer, welche die Regel bestätigen, und auch in Betreff der Ausnahmen dürfte es wol zweifelhaft bleiben, ob sie sich auch wirklich unter allen Umständen und in allen, auch den unerwartetsten, den drohendsten Lebenslagen als solche bewähren werden.

Der innige Zuſammenhang, welcher erfahrungsmäßig zwiſchen der Thätigkeit des Auges und den geiſtigen Vorgängen ſtattfindet, ſtellt ſich phyſiologiſch dar als ein Zuſammenhang der innern Ausbreitung des Sehnerven, als desjenigen Organs, welches die Licht- und Farbeneindrücke empfängt und fortpflanzt, mit dem Gehirn, als dem Centralorgan geiſtiger Thätigkeit. Die Nachweiſung dieſes Zuſammenhangs iſt anatomiſch und phyſiologiſch gegeben. Ja bei der großen Analogie im Bau der Retina und des Gehirns könnten die anatomiſchen Unterſuchungen ſogar auf die Vermuthung führen, daß der Sehnerv eine Fortſetzung des Gehirns, daß alſo ein Theil des Gehirns ſelbſt in das Auge verlegt ſei und mithin der Sinneneindruck im Auge ſelbſt zur Wahrnehmung komme. Dieſe Vermuthung beſtätigt ſich jedoch nicht, indem z. B. eine Hirnverletzung (Verletzung der Vierhügel des Gehirns) bei unverſehrtem Geſichtsorgan nichtsdeſtoweniger bleibende oder vorübergehende Blindheit erzeugen kann. Ebenſo ſprechen auch die ſubjectiven Geſichtserſcheinungen dagegen, die bei krankhafter Erregung des Gehirns, bei Blutandrang nach dem Kopfe, bei Schwindel ꝛc. ohne Zuthun des Auges eintreten können.

Jede Verſchiedenheit des Blicks ſetzt eine Veränderung deſſelben voraus und dieſe Veränderung wird durch Bewegung hervorgebracht; wollen wir alſo die verſchiedenen Arten des menſchlichen Blicks in ihrer Beſonderheit auffaſſen, ſo müſſen wir unſere Aufmerkſamkeit zuvörderſt auf die Bewegungen des Auges lenken. Dieſelben beſtehen erſtlich in Bewegung des Augapfels, ferner in Bewegung der das Auge umſchließenden Organe, namentlich der Augenlider, endlich in Verengung und Erweiterung der Pupille. Alle dieſe Vorgänge ſtehen unter ſich in engſtem Zuſammenhange; die Bewegung der Augenlider beſtimmt ſich zum Theil mit Nothwendigkeit durch die Richtung des Blicks, während die Verengung und Erweiterung der Pupille, die durch Ausdehnung und Zuſammenziehung der Iris entſteht, weſentlich von der Entfernung des fixirten Gegenſtandes abhängt. Bemerkenswerth iſt dabei, daß die Bewegung der Iris keine willkürliche, mit Bewußtſein vollführte iſt, ſondern nothwendig mit der durch das Licht bewirkten Reizung der Retina correſpondirt; viel Licht verengt die Pupille, während ſchwache Erleuchtung der geſehenen Gegenſtände ſie erweitert, ſodaß alſo die Pupille beim Sehen in der Nähe kleiner erſcheint als bei dem Blick in die Ferne. Den ſicherſten Anhaltepunkt gewährt uns bei der ganzen Unterſuchung die Stellung und Bewegung des Augapfels. Beim normalen Sehen, von dem hier allein die Rede ſein kann, nehmen beide Augen gleichmäßig am Sehen theil. Sollen alsdann deutliche Bilder im Auge entſtehen, ſo müſſen beide Augen auf denſelben Punkt des Gegenſtandes gerichtet ſein, d. h. die Verlängerungen der imaginären Augenachſen müſſen ſich

an dem gesehenen Punkte schneiden; er heißt der Fixations- oder auch, weil beide Augenachsen gegen denselben convergiren, der Convergenzpunkt. Am deutlichsten wahrgenommen wird der Raum um den fixirten Punkt; einfache deutliche Bilder aber empfängt das Auge auch von allen denjenigen Punkten, welche im Umfange eines Kreises liegen, der durch beide Augen und den Fixationspunkt gelegt gedacht wird.

Diesen Kreis nennt man den Horopter. Alle außerhalb oder innerhalb desselben liegenden Objecte erzeugen mehr oder weniger undeutliche Bilder. Denn da die Bilder dieser Gegenstände nicht in beiden Augen an identischen Orten liegen, so treten an jedem Object zwei undeutliche Bilder auf, die sich in dem Bewußtsein nicht zu einer Gesichtsvorstellung, einem einzigen Bilde vereinigen. Identisch sind die Mittelpunkte beider Augen, die mit der Sehachse zusammenfallen, sowie diejenigen Stellen gleicher Entfernung von diesen Centren, welche umgekehrte Lagenbeziehung zu der Gesichtsmitte haben, also des einen Auges nach außen, des andern nach innen. Damit eine einheitliche klare Gesichtsvorstellung entstehe, müssen die Bilder in beiden Augen auf identischen Stellen liegen, welches bei der erwähnten Achsenstellung für die Objecte des Horopters der Fall ist. Davon, daß wir wirklich doppelt sehen, kann man sich leicht überzeugen, indem man z. B. zwei Gegenstände, etwa Zirkelspitzen oder Bleistifte, in einige Entfernung hintereinander hält und bald den vordern, bald den hintern Gegenstand mit beiden Augen fixirt. Der nicht fixirte Gegenstand wird alsdann doppelt erscheinen; doch können die Bilder zum Theil übereinanderfallen. Die Gesichtsvorstellung ist in allen diesen Fällen eine undeutliche, sehr abgeschwächte.

Ueberhaupt ist das Gesichtsfeld für das scharfe, deutliche Sehen weit kleiner, als man wol gemeiniglich denkt. So kann man auf eine Entfernung von zwei Fuß kaum einen Kreisraum von einem Zoll Durchmesser genau übersehen, ohne die Augen zu bewegen. Daher ist der Muskelapparat, der die Bewegungen des Auges vermittelt, von hoher Wichtigkeit für das Sehen; nur aus der großen Beweglichkeit der Augen läßt sich erklären, daß wir z. B. eine Landschaft, ein Gemälde ꝛc. genau zu übersehen glauben, während in der That jedesmal nur eine kleine Umgrenzung des gesehenen Gegenstandes deutlich ins Auge aufgenommen wird. Unterstützt wird diese Täuschung noch durch die Dauer des Licht- und Farbeneindrucks auf der Retina, vermöge deren die Gesichtswahrnehmung noch geringe Zeit nachklingt, auch wenn das Object bereits aus dem Gesichtsfelde verschwunden ist. Bewegen die Augen sich dergestalt, daß der Fixationspunkt den Horopter beschreibt, so bleibt der Winkel, den die Augenachsen miteinander bilden, derselbe; gehen dagegen die Augen in einen andern Horopter über, so ändert sich dieser Winkel. Und zwar

wird er um ſo ſpitzer, je ferner der fixirte Gegenſtand ſich befindet; für ſehr entfernte Gegenſtände, für parallel eintretendes Licht ſind beide Augenachſen parallel, ſodaß der Horopter dann alſo unendlich groß iſt.

Für jeden Menſchen gibt es einen Horopter, welchen man als den Horopter der Ruhe ſeiner Augen anſehen kann. Wenn nämlich kein beſtimmter Gegenſtand fixirt wird, wenn das Auge unbeſchäftigt iſt, ſo nimmt es eine Stellung ein, die ſeiner Ruhelage entſpricht; verharren die Augen auch nicht in vollkommener Ruhe, ſo bleibt doch auch während der Bewegung die gegenſeitige Lage dieſelbe, der Winkel beider Sehachſen ändert ſich nicht; der Kreuzungspunkt der Augenachſen bewegt ſich daher in einem Horopter, welcher in dieſem beſondern Falle der Meſoropter genannt wird. Dieſe Ruheſtellung der Augen nähert ſich gemeiniglich dem Parallelismus der Sehachſen, ohne denſelben jedoch immer zu erreichen; vielmehr hängt die Convergenz der Sehachſen, alſo auch die Größe des Meſoropters durchaus von der Individualität der Perſon ſowie von deren Gewöhnung ab. Menſchen, die von Natur weitſichtig ſind oder, durch Beſchäftigung und Gewohnheit veranlaßt, viel in die Ferne ſehen, z. B. Jäger, Ackerbauer, Seeleute ꝛc., werden ſtets einen weiten Meſoropter haben, wogegen der Meſoropter für Stubengelehrte, Künſtler, die meiſten Handwerker ꝛc. verhältnißmäßig eng iſt.

Sobald wir uns nun von der Beobachtung der Außenwelt abwenden, ſobald wir uns ſinnenden Betrachtungen überlaſſen, kehrt auch das Auge in dieſen Meſoropter zurück. Bei tieferm Nachdenken über einen abſtracten Gegenſtand verharren die Augen ziemlich ſtarr in derſelben Lage, während bei einem Nachſinnen, durch welches das Gemüth angenehm erregt wird, z. B. wenn liebe Bilder der Erinnerung an der Seele vorüberziehen, die Augen ſich in leichten, etwas unbeſtimmten Bogen im Meſoropter bewegen. Mitunter ſtellen die Augen ſich nicht in den ihnen eigenthümlichen Meſoropter ein; dies geſchieht alsdann, wenn in der dem Meſoropter angehörenden Sehweite ein Gegenſtand ſich befindet, der die Aufmerkſamkeit leicht auf ſich zieht, wo dann der Sinnende den Convergenzpunkt der Sehachſen unwillkürlich auf eine Stelle richtet, an welcher ein ſehr merkbares Object fehlt. Die Bilder, die ſich auf dem Augengrunde abmalen, werden alsdann keine ſcharfen Umriſſe zeigen und das iſt eben der Grund, weshalb jene Bilder in dieſem Zuſtande nicht zum Bewußtſein gelangen. Die Seele ſchließt ſich in ſolchen Momenten möglichſt von der Außenwelt ab; kann ſie auch die Zugänge zu den Sinnesorganen nicht geradezu verſchließen, ſo meidet ſie doch das Zuſtandekommen genauer Sinneneindrücke, alſo für das Auge des Entſtehen ſcharfer Bilder. Geht während dieſer ſtillſinnenden Beſchäftigung im Geſichtsfelde eine Bewegung vor, wird ein Gegenſtand dermaßen vor die Augen gerückt, daß auf der Retina ein deutliches Bild

entsteht, so wird in vielen Fällen der Sinnende durch die plötzlich zum Bewußtsein getragene Wahrnehmung erschreckt und aus seiner brütenden Stimmung aufgescheucht werden, während sonst Manches in seinem Sehfelde vorgehen kann, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. Befindet sich in unmittelbarer Nähe des Convergenzpunktes kein bemerkbarer Körper, so scheinen in dem Bewußtsein des Sinnenden Form und Farbe der Gegenstände zu verschwimmen, in einem solchen Grade, daß das Sensorium eben nur noch die Fähigkeit behält, Licht und Dunkelheit zu unterscheiden:

Wer sinnt, dem schweben Licht und Schatten wechselnd vor. (Platen.)

Bei großer Geschäftigkeit der Phantasie, indem gleichzeitig die Vorstellungskraft der Seele sehr groß ist, können an die Stelle der objectiven Wahrnehmungen subjective Gesichtserscheinungen treten. Diese Erscheinungen sind entweder lebhafte phantastische Ausschmückungen der im Gesichtsfelde befindlichen Gegenstände — die mit schwachen Contouren gezeichneten Bilder der Retina werden dem Geiste vorgeführt, welcher selbstschaffend in reger Gestaltung die Grenzen erweitert, die Farben greller ausmalt, den Sinneneindruck zu ganz neuen Vorstellungen erhebt, — oder die Vision entlehnt gar nichts aus der sinnlichen Wahrnehmung. Letztere Gebilde, hervorgegangen aus reiner Hirnthätigkeit, ohne Mitwirkung der Sinnesorgane, eine Schöpfung der gestaltenden Kraft der Seele, werden auf umgekehrtem Wege in die Außenwelt projicirt. Die erste Art dieser Phantasmen verschwindet mit der Bewegung der Augen, mit dem Verschwinden der mitwirkenden Objecte aus dem Gesichtsfelde, während letztere, von der Außenwelt unabhängig, erst mit der Erschlaffung der sie erzeugenden Geistesthätigkeit sich abschwächen und zerrinnen. Wenn diese Gestaltungen (Hallucinationen) an Stärke den realen Sinneswahrnehmungen gleichkommen, wenn die Seele durch sie so erfüllt ist und so beschäftigt, daß objective Sinneneindrücke nicht mehr zum Bewußtsein kommen, so werden sie für wirkliche in der Außenwelt existirende Erscheinungen gehalten. Das Genie des Künstlers beruht wesentlich mit auf dem Reichthum der Phantasie, auf dieser bildenden, gestaltenden Kraft der Seele; ihr verdanken wir die höchsten Schöpfungen der Kunst. Wo dagegen bei gesteigertem Auftreten derselben der Geist sich seiner eigenen Gestaltungen nicht mehr bewußt bleibt, wo die Außenwelt den Sinnen entschwindet und das Phantasiegebilde unbewußt in die Außenwelt versetzt wird: da gehören diese Vorgänge in die Reihe der krankhaften Geisteserscheinungen, wie sie denn auch in ihrem weitern Verlauf, bei wiederholtem Auftreten, zu völliger Verstandeszerrüttung führen können. Diese Gefahr liegt besonders nahe in allen denjenigen Fällen, wo das Phantom so sehr nach außen objectivirt wird, daß es den Vermittelungen mehrer Sinne entspricht. In

dieſen Fällen bleibt dem Geiſte kaum ein Mittel, ſeiner eigenen Täuſchung gewahr zu werden; das Ohr beſtätigt, was das Auge zu ſehen glaubt. Wieder muß ich hier an Shakſpeare erinnern, der auch einen Seelenzuſtand dieſer Art mit gewohnter Meiſterſchaft geſchildert hat, nämlich in jener berühmten Scene, wo er uns die nachtwandelnde von den Furien der Rache gepeitſchte Lady Macbeth vorführt. Hier hat das ſchuldbeladene Gewiſſen die Phantaſie in eine krankhafte Thätigkeit verſetzt, welche die quälendſten Phantasmen erzeugt. Alle Sinne nehmen an dieſer qualvollen Täuſchung theil; die Unglückliche fühlt nicht nur das Blut des Ermordeten an ihrer Hand kleben, ſie ſieht es auch, ja ſie hat ſelbſt den Geruch des Blutes, während ſie gleichzeitig das Geräuſch des Klopfens vernimmt wie in der unſeligen Mordnacht: „Zu Bett, zu Bett; es wird ans Thor geklopft. Komm, komm, komm, komm, gib mir die Hand —: Was geſcheh'n iſt, kann man nicht ungeſcheh'n machen: zu Bett, zu Bett, zu Bett!“

Brüſſeler Briefe.

Von

Karl Grün.

IX.

(S. „Deutſches Muſeum“, 1855, I, 715.)

December 1855.

Seit dem Monat September dieſes Jahres erſcheint hier eine neue Monatsſchrift, „La libre recherche“, der Form nach ſehr unfranzöſiſch, da „die freie Forſchung“ ungleich beſſer lautet. Herausgeber iſt der Exulant Hr. Pascal Duprat, ehemaliges Mitglied des franzöſiſchen Berges. Hr. Duprat hat eine vortreffliche Idee gehabt, und wir wollen dieſe Idee nicht länger unter den Scheffel halten: ein periodiſches Blatt, den freien Denkern aller Nationen geöffnet, mit vollſtändiger Preßfreiheit für die Ideen des Fortſchritts, mit Ausſchluß nur aller Perſönlichkeiten und directer Angriffe, als Organ die franzöſiſche Sprache. Selbſt die letztere Clauſel kann kein Hinderniß mehr bieten, ſeit die Kritik in Perſon franzöſiſch ſchreibt, zumal Hr. Duprat mehre Sprachen lieſt und ſo den Staatsſtreichen der Proten abhelfen kann.

Drei Monatshefte liegen vor mir, und ich will die bedeutendern Artikel hervorheben, um in den Kreiſen der verſchiedenen Intereſſen zu werben. Was zunächſt Hrn. Duprat ſelbſt betrifft, der zuerſt eine echt deutſche Profeſſoreneinleitung bringt, dann aber auch in jeder folgenden Nummer wieder erſcheint, ſo paßt er vielleicht deshalb am beſten zum Herausgeber, weil er der Philoſoph des guten Willens iſt. Er hat in

der That den besten Willen, ein rechter Fortschrittsmensch zu sein, ein beständiger Radicaler, ein vermittelnder Kosmopolit: lauter negative, aber höchst vorzügliche Eigenschaften in einer so bunten Gesellschaft wie die der Herren Tiberghien, Krauseaner an der hiesigen Universität; Arnold Ruge, bekannt; Ludwig, Ex-Reichstags-Secretär von Pesth und Debreczin; Joachim Lelewel; dall' Ongaro, von der römischen Constituante; Toledo, ein Spanier; Daniel Stern, Gräfin d'Agout, Verfasserin der „Histoire de la révolution de 1848"; Alexander Dumas, der den Papierkorb ausschüttet; van Meeren, junger belgischer Gelehrter von Verdienst; de Luc, französischer Physiker und Chemiker; Professor Laurent zu Gent, deutschgelehrter Verfasser einer vielbändigen Religionsphilosophie; Brofferio, radicales Mitglied der turiner Deputirtenkammer; Godwie, Engländer; Houznau, vortrefflicher belgischer Geograph; Bilbao, sprudelnder Radicaler aus Chile; Orts, Abgeordneter und Professor der Rechte zu Brüssel; van Kerkhoven, ausgezeichneter vlämischer Geschichtschreiber und Sprachforscher; Karcher, ich weiß nicht ob Vlame oder Deutscher, schreibt über David Strauß; Morel, gelehrter belgischer Philolog und Sprachgeschichtsklitterer; Lehardy de Beaulieu, freihändlerischer belgischer Nationalökonom; Pierre Lachambaudie, der classische französische Fabulist; L. Hymans, brüsseler Feuilletonist vom Orden der Blühenden. Inmitten aller dieser Völker, welchen Ausdruck ich ganz Homerisch und durchaus nicht studentisch verstanden wissen will, stellt sich der Stoiker des guten Willens, Hr. Pascal Duprat, und sagt ihnen: Wir sind hier Alle freundschaftlich radical, jeder in seiner Weise, laßt uns etwas von den letzten Dingen reden!

Hr. Duprat ist Nationalökonom, aber davon verlautet in der „Libre recherche" nichts; Hr. Duprat ist Franzose, aber er läßt die Frans-quillons derb angreifen, und die vlämische Bewegung predigen; Hr. Duprat gehört dem Volke der Skeptiker an, und die Krause'sche Gefühlsausdünstung flüchtet sich unter seine Schwingen. Was Hr. Duprat will, ob Republik, ob Nationalwerkstätten, ob wohlfeilen oder Gratiscredit, davon werden wir nichts gewahr; er hat nur den besten Willen, eine anständige radicale Revue zu schreiben. Er scheint die ehemalige „Revue indépendante", die zeitweilige Nebenbuhlerin der „Revue des deux mondes", das Organ Pierre Leroux' und George Sand's, fortsetzen zu wollen.

Die erste Nummer der „Libre recherche" enthält einen höchst pikanten Beitrag des ehemaligen Reichstagssecretärs Ludwig aus Ungarn: „Skizze der ungarischen Verfassung". Herr Ludwig bekämpft den Irrthum, als ob die zuletzt aufgehobene Verfassung die wahre Constitution der Magyaren gewesen sei; er steigt vielmehr in die Nacht der Zeiten hinauf, um darzuthun, daß das Gemeinde- und Comitatwesen vor Ein-

führung des Christenthums auf völlige Gleichheit basirt war, ohne Königthum und Aristokratie, mit einem Worte: „die Regierung des Volks durch das Volk", wie Ledru-Rollin und Hr. Rittinghausen sagen. Der sogenannte heilige Stephan, aus dem die lateinische Kirche einen Heiligen gemacht, habe Monarchie und Christenthum zugleich eingeführt und damit den Grund zu allem Uebel gelegt. Die Taufe verlieh nun Rechte, und die Krone vergab deren. Darauf fußte die östreichische Herrschaft. Dessenungeachtet erhielt sich in der Gemeinde die allgemeine Wahlfähigkeit activ und passiv. Katholische wie protestantische Gemeinden wählten ihre Geistlichen und Lehrer selbst, desgleichen die Priester und bürgerlichen Beamten; auch die Frauen wählten. Ungarn emancipirte also zuerst die Frau oder das „Weib"! Die Comitate waren etwas den Schweizercantonen oder den Staaten Nordamerikas Vergleichbares. Von Rechtswegen figurirten dort: die Erzbischöfe, Bischöfe, katholischen, griechischen und reformirten Geistlichen; die Adeligen, arm oder reich, Fürsten oder Bediente, die Witwen oder ihre Mandatare, die Gelehrten, Professoren, Advocaten, Aerzte, Apotheker, Ingenieure, die man alle zusammen Honoratiores nannte; die Deputirten der Städte und Klöster als Corporationen. Ein großer Theil der Nation genoß also die politischen Rechte; nur der unfreie Bauer war ausgeschlossen — weil er nicht Bürger war: das aber widersprach dem wahren magyarischen Geiste, das war der Einfluß von Christenthum und Monarchie. Doch war noch die Landbevölkerung von Nagy-Körös und Keß-Kemet im Comitate zu Pesth vertreten, im Gebiete der Haiducken, Jazygen und Kumanen hatte Jedermann bürgerliche Rechte, die Frohnarbeiter und Armen saßen neben dem Adel und den Reichen — das war ein Ueberbleibsel der alten Gleichheit. Die ungarische Freiheit trat stets bewaffnet auf, in den Comitaten, auf dem Reichstag, selbst in den Tribunalen mußte der freie Mann beschwertet erscheinen, während im Abendlande „bewaffnete Volksversammlungen" verboten sind — bisweilen auch unbewaffnete.

Die königlichen Befehle und Ordonnanzen mußten erst vor die Comitate gebracht und dort dem Gesetz gemäß erfunden werden, ehe sie rechtsgültig waren. Vom Ausspruch der Tribunale sogar appellirte man an die Comitate. Der Reichstag mit zwei Köpfen war eine Verfälschung der Urverfassung, von dem Adler mit zwei Köpfen eingeschmuggelt. Jeder Deputirte konnte abberufen werden, die Wähler hatten das Recht, ihren Mandatar zu ersetzen, ohne weder die Regierung noch den Reichstag selbst davon in Kenntniß zu setzen, ja ohne den Grund anzugeben. Das Mandat war also so imperativ, wie es 1848 nur irgend verlangt worden ist. Der Deputirte war gehalten, zu Hause um Instructionen nachzusuchen. Kurz, wie Montesquieu die englische Freiheit in den

deutschen Wäldern entdeckte, so findet Hr. Ludwig das absolute Selfgovernment auf den Pußten Ungarns.

Ich will dem braven Herrn Ludwig, der ein tüchtiger Patriot und ein Märtyrer ist, nicht die ungarische Geschichte des Grafen Mailáth entgegenhalten, nach welcher das ideale Selfgovernment der Magyaren doch durch die Realität etwas berichtigt wird; ich will ihm seinen ganzen Oppositionsstandpunkt einräumen — politisch sind wir kaum getrennt; aber Hr. Ludwig leistet einem ganz neuen Demokratismus Vorschub, den ich längst für bedenklich gehalten habe. Gewisse Theoretiker, die sich nicht allzu weit von der Friedrich Schlegel'schen Romantik entfernen, haben das politische Paradies wieder in die Vergangenheit zurückverlegt, und sie, die Kühnsten der Zergliederer, die Radicalsten der Reformers, drohen als Laudatores temporis acti zu Leichenbittern der Gegenwart und Zukunft zu werden. Christenthum und Monarchie haben die Freiheit untergraben! Du lieber Gott, wenn in der Welt überhaupt nichts passirt wäre, so sähe es freilich anders in ihr aus! Wenn man so die wichtigsten Ereignisse aus dem Geschehenen wegescamotiren könnte, so brauchten wir uns viel Kopfzerbrechens nicht zu machen. Die Schwierigkeit des Lebens besteht in der Zurechtlegung der Gegensätze, und die Wissenschaft wie die Politik müßte sich wol zur Verdauung dieser Dinotherien anschicken. Wenn in der Welt irgend etwas radical, demokratisch und gesund war, so gewiß das urdeutsche Gerichtsverfahren, noch bis zur zweiten fränkischen Dynastie. Unter den Karolingern, namentlich unter Karl dem Großen, tritt eine Revolution ein, die Rachimburgen waren die erste Einführung gelehrter Richter, dieser absolutesten Contradictio juris publici. Die Verfasser deutscher Rechtsgeschichten, indem sie blos diesen Uebergang constatiren, sind alle so radical wie Hr. Ludwig, und der gelehrte Hr. Zöpfl (dieses Diminutivum von Zopf) kann dem modernen Demokratismus als stets bereite Quelle fließen. Die Geschichte ist nun aber einmal so verlaufen und nicht anders, und die Frage ist nicht: wie sind die Urzustände herzustellen? sondern: wie ist der jetzigen Entwickelung verständig weiterzuhelfen? Auch unser tüchtiger Freund Bucher huldigt zu viel dieser geschichtlichen Chemie und Atomistik. Das Common Law spielt bei ihm dieselbe Rolle wie die ungarischen Urzustände bei Hrn. Ludwig, das Parlament vertritt bei ihm Oestreich und Rom. Der „Parlamentarismus" ist sehr belehrend, sehr geistreich, aber zugleich möglichst unpraktisch, sogar irreleitend. Es sind in die Entwickelung der Völker noch ganz andere Elemente eingetreten als das formale Recht; die Arbeitstheilung, die Massenproduction, der Credit, die Vertheilung der Güter sind heutzutage unendlich wichtiger als das politische Wahlrecht; und wer auf unsere ökonomischen Zustände tels quels die anglisch-magyarischen Rechtsformen pfropfen wollte, der würde geraden-

wegs — dem Imperialismus in die Arme laufen. Vestigia terrent. Der Oekonomie in des Wortes verwegenſter Bedeutung gehört die Discuſſion, die Reform, die Bewegung; unſer heutiger Fabrikproletarier, unſer ländlicher Hungerleider, ſo wie ſie ſind, können definitiv weder in den Gemeindeverſammlungen, noch in den Comitaten, noch auf der Geſchworenenbank, noch endlich im Reichstag figuriren — ſchon aus dem einfachen Grunde nicht, weil ſie keine Zeit haben. Sie ſind ökonomiſch unfrei. Und wie die Dinge gehen, wie die Induſtrie um ſich greift, wie die alten Verbände durch neue Nothwendigkeiten geſprengt werden, wie Oeſtreich ſelbſt ökonomiſche Revolutionen vornimmt und anderthalb Milliarden Francs zeichnen läßt — auf offener Straße — möchten ſich gewiſſe Demokraten wohl hüten müſſen, bei aller Betonung des Selfgovernment, nicht reactionär zu ſein. Revolutionen ſind deshalb nicht erledigt, weil man ihnen, von providentieller Geißel gepeitſcht, andere und tiefere Betten gräbt. . . . .

Hr. Laurent von Gent hat die Communalfrage von einer andern, jedenfalls dankbarern Seite aufgegriffen. In zwei bereits erſchienenen Artikeln erörtert er nach deutſcher Art den Urſprung der mittelalterlichen Gemeinden aus dem Weſen des Mittelalters, d. h. der Feudalität. Alles war damals Privilegium, Alles war Monopol: die Communen des Mittelalters erſtritten oder erkauften ſich ihre Freiheit, aber ihr höchſtes Ideal war, Collectivritter zu werden. Hr. Laurent polemiſirt gründlich gegen die gouvernementale Theorie des Franzoſen Auguſte Thierry, deſſen herrlich geſchriebenes Buch über den Dritten Stand (als Einleitung zur Sammlung der ſtädtiſchen Charten) an dem Grundfehler laborirt, die Communalfreiheit auf römiſche Reminiscenzen zurückzuführen und von den belgiſchen und rheiniſchen Communalbewegungen gar keine Notiz zu nehmen. Die erſten Charten, die Thierry veröffentlichte, waren doch die von Amiens und Umgegend; der Verfaſſer befand ſich hart an der Grenze des vlämiſchen Landes, dieſes Mutterbodens der „geſchworenen Gemeinde", wo man noch jetzt Charten aus dem 11. Jahrhundert beſitzt; aber der Franzoſe ſteckte ihm zu tief im Leibe, und der ſüdliche „Conſul" verführte ihn. Ob Hr. Laurent im Verfolg ſeiner Arbeit auch von der Auflöſung der Communen, welche durch die „Staaten" und das „Geld" vollbracht wurde, gehörig Rechenſchaft ablegen wird, wollen wir abwarten.

Monatliche ſehr klare Ueberſichten über die neueſten naturwiſſenſchaftlichen Entdeckungen und Fortſchritte liefert Hr. de Luc, früher Repetent an der pariſer Normalſchule, jetzt Exulant; nur wäre dieſen Berichten etwas weniger Fachmiene und etwas mehr populäre Ausführlichkeit zu gönnen. Das verſteht Hr. Babinet, der Akademiker, in der „Revue des deux mondes" beſſer; ſeine Theorie der Erdbeben oder der Kometen

lieſt ſich wie eine Novelle. Man muß es überhaupt der „Revue des deux mondes" laſſen, daß ſie die beſten Federn und das weiteſte Programm von allen Revuen hat. Hr. Houzeau, der ein claſſiſches Buch über phyſikaliſche Geographie Belgiens geſchrieben hat, liefert einen Aufſatz: „Einfluß des Menſchen auf das Klima", nachdem wir ſeit Herder's „Ideen" zur Genüge mit dem Einfluß des Klimas auf die Menſchen bekannt gemacht worden. Das Thema der läſterlichen Entwaldungen, die jüngſt von dem deutſchen Agronomen Röder auf Stechau ſo vorzüglich gegeißelt wurden, beſchäftigt auch Hrn. Houzeau, der folgendes ſchlagende Reſultat zuſammenſtellt: In Polen decken die Wälder die Hälfte der Bodenfläche, in Deutſchland, Preußen und am Rhein ein Drittel, in Belgien ein Sechstel, in England und Schottland zuſammen ein Zwanzigſtel. Daß der Regen uns beherrſcht, anſtatt wir ihn, daß unſere Miſernten ſich häufen müſſen, daß der Wind und die Feuchtigkeit unſere Natur ganz anders verwüſten als die chemiſchen Fabriken und die Dampfkeſſel — das weiß Hr. Houzeau wie Hr. Röder.

Was die Schreibſchnellpreſſe Alexander Dumas' in der „Libre recherche" zu thun hat, weiß ich durchaus nicht; ich weiß nur, daß er hier in Brüſſel „frei" nach allen möglichen Sujets „forſchte", um neue Bände daraus zu ſchmieden, daß er den Hendrik Conſcience plünderte, und in deutſchen Buchläden nach Kotzebue fragte, um das Minimum von Metalldichte noch unendlich platter zu ſchlagen. Zu einer politiſchen Anekdote hat jedoch dieſe Mitarbeiterſchaft Dumas' gedient; am Schluſſe eines Briefes an Pascal Duprat hieß es: „Mein Leib iſt in Paris, aber mein Geiſt, wie mein Herz iſt in Brüſſel und Jerſey." Das ſtand gedruckt. Der Oberprocurator in Paris citirte den Romantikus und fragte ihn: was ſein Herz in Brüſſel und Jerſey zu ſchaffen habe? Alexander Dumas: Was hat der Code Napoléon mit meinem Herzen zu ſchaffen? Der Oberprocurator: Wenigſtens verwarne ich Sie hiermit, Ihren Dualismus ferner drucken zu laſſen. Der unverwüſtlich gutgelaunte Dumas ſchrieb die Geſchichte nach Brüſſel und ſchloß: „Und ſo bleibt es denn beim Alten, nur muß es jetzt heißen: In Brüſſel und in Guernſey." Mittlerweile hatte nämlich die berühmte Hedſchra ſtattgefunden. Doch ward die Variante nicht gedruckt.

Eine erquickende Erörterung über die vlämiſche Sprachbewegung, bei der er ſelbſt ſo rühmlich thätig geweſen, gibt Hr. van Kerkhoven, der es gerade herausſagt, daß die Revolution von 1830 eigentlich ein Misverſtändniß war, daß der König Wilhelm von Holland die beſten Abſichten hatte, nur zu weit ging, indem er auch die walloniſchen Provinzen zu germaniſiren dachte, und daß die Revolution ſelbſt vollkommen ins Gegentheil umſchlug, indem Belgien bis jetzt dem ſüdlichen Einfluſſe erlegen ſei. Hendrik Conſcience, der im Auslande als Ban-

nerträger des Vlamismus gilt, ist nach Hrn. van Kerkhoven nichts als ein populäres Talent, von der Pfaffheit erkauft, ein Diener der Kirche, die ihm Absatz versprochen und gehalten, ein Apostat an der wahren volksthümlichen Bewegung der Vlamen, die geschichtlich wie absichtlich nie etwas Anderes haben wollen können als die Freiheit, die ganze Freiheit, auch im Gebiete des Glaubens. Dieses schwertscharfe Urtheil würde ich ohne die gewichtige Autorität des Historikers von Antwerpen nicht in die Welt gesandt haben.

Das aber kann ich constatiren, daß der Haß und die Abneigung zwischen Belgen und Bataven schon dem Gedanken der Möglichkeit einer Wiedervereinigung Platz gemacht hat. Die Septemberfeste sind antiquirt, und die Holländer haben jüngst den generösen Witz gemacht, belgische Liedertafeln mit der Brabançonne zu empfangen. Dynastien sterben, aber moderne Völker sind ewig. Ich spreche diese Hochverrätherei um so unbefangener aus, als ich noch Niemand anvertraut habe, wer das ganze Niederland haben soll, Oranien oder Koburg.

Die Presse sei das Ende. Hr. Lehardy de Beaulieu berichtet aus officiellen amerikanischen Quellen, aus den Tabellen des Census und dem Staatsalmanach über die Presse der Vereinigten Staaten. Es ist der Mühe werth, die Ziffern zu wiederholen. 5 Millionen in Abonnements, auf jede Familie ein Abonnement! Kein Haus, kein Blockhaus, kein Squatterzelt ohne die 24 Soldaten Gutenberg's! Da verlohnt sich's zu schreiben. Tagesblätter bestehen 350, drei mal wöchentlich erscheinen 150, zwei mal wöchentlich 125, wöchentlich 2000, halbmonatlich 50, monatlich 100, vierteljährlich 25 Blätter. Der Abonnenten sind, wie gesagt, 5 Millionen und der einzelnen Nummern 422,600,000. Der Preßbengel streift an die Differentialrechnung!

Literatur und Kunst.

Luise von Gall.

Als ein würdiges Denkmal der reichbegabten und liebenswürdigen Verfasserin, die durch ein finsteres Geschick allzu früh ihren poetischen Bestrebungen wie dem Kreise ihrer Freunde entrissen ward, zugleich aber auch als eine dauernde Bereicherung unserer novellistischen Literatur erschien soeben: „Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Luise von Gall. Herausgegeben von Levin Schücking" (2 Thle., Leipzig, F. A. Brockhaus). Johanna Udalrika von Gall wurde 1815 zu Darmstadt geboren, aus einem alten freiherrlichen Geschlechte, welches, ursprünglich schwäbischen Stammes, sich seit mehren Generationen im Großherzogthum Hessen niedergelassen und sich besonders durch militärische Talente ausgezeichnet hat. Ihr Vater war

der General von Gall, ein verdienter Offizier, welcher, nach verschiedenen rühmlichen Waffenthaten, im Sommer 1815, wenige Monate vor der Geburt seines einzigen Kindes, durch einen Sturz aus dem Wagen getödtet ward. Es war ein zartes und schwächliches Kind, das sich jedoch unter der sorgsamen Pflege der Mutter bald erholte und namentlich auch in geistiger Hinsicht zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Zur Vollendung ihrer Ausbildung begab sie sich mit ihrer Mutter im Jahre 1840 nach Wien, wo sich ihr die bedeutendsten Kreise öffneten. Ihre Lieblingsneigung war damals die Musik, wobei sie durch eine ausgezeichnet schöne Stimme unterstützt ward. Bald jedoch entwickelte sich neben dem musikalischen Talent auch ein schriftstellerisches und zwar war es Friedrich Witthauer, der damalige Redacteur der „Wiener Zeitschrift", der sie zuerst ermuthigte, mit kleinen Erzählungen und Lebensbildern, welche er in seinem Journal abdrucken ließ, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der plötzliche Tod der Mutter im Sommer 1841 versetzte das junge Mädchen in die tiefste Trauer: denn mit einer ungewöhnlichen Innigkeit, deren Spuren sich auch in ihren Schriften zeigen, hatte sie an der Verstorbenen gehangen. Wohlwollende Freunde derselben nahmen sich ihrer tröstend an und eine Reise nach Ungarn, welche sie in dieser Zeit in Gesellschaft einer befreundeten Familie machte, richtete nicht nur ihren Geist auf, sondern gab ihm auch neue und interessante Eindrücke, die wir besonders in dem Roman „Gegen den Strom" wiederfinden. Im Sommer des folgenden Jahres hielt sie sich einige Zeit in St.-Goar am Rhein auf, das damals durch Freiligrath, Simrock, Geibel, Longfellow und Andere ein Sammelplatz poetischer Geister geworden war. In dieser anregenden Gesellschaft entwickelte das Talent der jungen Dichterin sich mit überraschender Schnelligkeit; sie schrieb eine Reihe von Erzählungen, welche zuerst im stuttgarter „Morgenblatt" abgedruckt, später unter dem Titel „Frauennovellen" gesammelt und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Vom Rhein begab sie sich nach Darmstadt zurück, in das Haus eines Oheims, des Landjägermeisters von Gall, und hier war es, wo Levin Schücking sie kennen lernte. Im Frühjahr 1845 wurde sie seine Gattin. Der Sommer desselben Jahres wurde von dem jungen Paare theils am Rhein, theils in Darmstadt verlebt, im Herbst aber siedelte es nach Augsburg über, wo die „Allgemeine Zeitung" einen Kreis interessanter und bedeutender Persönlichkeiten um sich versammelte, denen nun auch Schücking und seine Gemahlin sich anschlossen. Reisen in die Schweiz und nach Ostende brachten angenehme Abwechselung und bereicherten den Geist der lebhaften und strebsamen Frau. 1845 begleitete sie Schücking nach Köln, wo derselbe das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" redigirte und wo das Schücking'sche Haus „in einer grünen Gartenwelt, neben der kölner Apostelkirche" nun bald der Mittelpunkt eines geistvollen und traulichen Kreises wurde. 1847 besuchte Luise von Gall in Begleitung ihres Gemahls Italien, seit langem der Gegenstand ihrer innigsten Sehnsucht; der politisch so bedeutende und ereignißreiche Winter von 1847 auf 1848 wurde in Rom verlebt und daselbst eine Menge interessanter und anregender Bekanntschaften angeknüpft. Bis 1853 verweilte sie dann wieder in Köln, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, ohne darum die Pflichten der Hausfrau und Mutter zurückzusetzen. Im Herbst des genannten Jahres zog sie mit ihrem Manne auf dessen Besitzung Sassen-

berg bei Münster in Westfalen. Der Aufenthalt auf dem Lande, in völliger Abgeschiedenheit nur ihrer Familie und ihrem Talente lebend, hatte anfangs große Reize für sie. Leider jedoch sagte das Klima ihrer Gesundheit nicht zu; sie fing an zu kränkeln, der Tod eines geliebten Kindes drückte mit der Seele zugleich den Körper nieder und so erlag sie am 16. März 1855 einem heftigen Fieber, das, endlich in eine Lungenlähmung übergehend, sie sanft und schmerzlos dem Leben entrückte.

Dies der Lebenslauf einer Dichterin, welche, ohne je nach dem Beifall der Menge zu jagen oder jemals aus dem Kreise strengster Weiblichkeit herauszutreten, durch die Anmuth ihres Talents und die Wahrheit und Innigkeit ihrer Schöpfungen sich nah und fern zahlreiche und dankbare Freunde erworben und sich einen Namen gegründet hat, der nicht vergessen werden wird. Wie im Leben war Luise von Gall auch in ihren Schriften durchaus und vor allem streng weiblich und wenn darin nach der einen Seite hin eine unvermeidliche Schranke ihres Talents ausgesprochen ist, so gab es ihren Productionen andererseits jene strenge sittliche Reinheit, jene tiefe und warme Empfindung und jenes edle liebenswürdige Maß, das sie jedem gebildetern Sinne so anziehend und erfreulich macht. Luise von Gall zählte nicht zu den Dichterinnen, welche sich in die Literatur flüchten, weil sie mit der Gesellschaft, ja mit sich selbst zerfallen sind und deren Bücher nur gleichsam die Asche früherer, verhängnißvoller Flammen: sondern klar und harmonisch, in natürlicher Entwickelung, wie ihr Lebensgang, waren auch ihre Schriften und wie sie selbst von einem tiefen Schönheitssinn und einem lebendigen Gefühl für das Gute und Edle erfüllt war, so zeigen auch ihre poetischen Schöpfungen überall ein hohes reines Streben und eine tiefe Ehrfurcht vor jenen sittlichen Grundsätzen, auf denen das Heiligthum der Familie beruht und ohne die auch die Gesellschaft nicht existiren kann. Zu größern Productionen fehlte ihr die rechte nachhaltende Kraft; doch enthalten ihre beiden Romane „Gegen den Strom" und „Der moderne Kreuzritter" manche recht gelungene Einzelheiten, und auch im Drama hat sie sich mit gutem Erfolg versucht. Am reichsten und glücklichsten aber entfaltete ihr Talent sich in dem begrenzten Rahmen der Novelle und der kleinern Erzählung. Namentlich in der Schilderung des häuslichen und geselligen Lebens hat sie Vortreffliches geleistet, am meisten wo es sich um die Schilderung weiblicher Zustände und Empfindungen handelt; da besitzt ihr Pinsel eine Zartheit und Weichheit und doch zugleich eine Naturwahrheit und Frische der Farben, die nur von wenigen unter den jetzt Lebenden erreicht, von keinem übertroffen wird. Auch die im Eingang genannte Sammlung aus dem Nachlaß der Dichterin gehört diesem Gebiet der kleinern Erzählung an. Es sind Seelengemälde, in denen die verschiedenen Seiten der weiblichen Natur mit ebenso zarter wie sicherer Hand und einer oft bewundernswerthen Schärfe des Blicks bloßgelegt werden. Auch die Geschicklichkeit, mit welcher die Dichterin gewisse bedenkliche Charaktere und Situationen schließlich doch noch in den Grenzen des Wahren und Schönen zu erhalten weiß, verdient alle Anerkennung, umsomehr, als sie nur der Ausdruck der natürlichen Anmuth und jenes sittlichen Taktes ist, welcher die Dichterin selbst innerlich belebte. Wir heben beispielsweise die Novelle „Gretchen" im zweiten Theile hervor; auch „Eine fromme Lüge" (im ersten Theil) mit der tragisch erschütternden und doch so wohlmotivirten Schlußkatastrophe ist vor-

trefflich erfunden und durchgeführt. Ueberhaupt dürfte die ganze Sammlung wol ohne Vergleich das Reifste und Vollendetste sein von Allem, was die Dichterin geschrieben. Aber nur um so lebhafter ist der Schmerz und um so gerechter die Klage über das unerbittliche Geschick, das ein so reiches und liebenswürdiges Talent mitten in seiner glücklichsten Entwickelung so grausam dahingerafft und damit so viele hoffnungsvolle Keime für immer vernichtet hat. R. P.

Nordamerika.

Während unsere Reisebeschreiber und Sittenschilderer ganze Bibliotheken über Nordamerika zusammengeschrieben haben und während unser Publicum sich mit Heißhunger auf Alles wirft, was das Leben und Treiben jenseit „des großen Wassers" in einem neuen Licht darzustellen verspricht, gleichviel ob in einem wahren oder falschen: so ist dagegen die Geschichte der Nordamerikanischen Freistaaten und ihrer politischen Entwickelung bei uns verhältnißmäßig nur wenig bekannt. Wir begnügen uns, den Riesenbaum der nordamerikanischen Freiheit anzustaunen, bekritteln seine Auswüchse, flüchten uns auch wol bei Gelegenheit persönlich in seinen Schatten: aber daß auch dieser Baum einmal ein kleines schwaches Reis gewesen und daß gewaltige Anstrengungen und Kämpfe dazu gehört haben, Amerika zu Dem zu machen, was es jetzt ist, dafür haben die Wenigsten von uns ein Gedächtniß. Zwar lebt der Freiheitskampf der Amerikaner gegen das Mutterland in Aller Munde: aber wie viele sind unter uns, welche die Einzelheiten dieses Kampfes nur halb so genau im Kopfe haben wie z. B. die Details der Französischen Revolution? Oder, wer von uns hat von den großen und edlen Charakteren, welche die Freiheit Amerikas gründeten und die gegründete schützten und entwickelten, nur ein halb so genaues Bild und halb so bestimmte Anschauungen, wie von den Marat und Robespierre und den übrigen blutgetränkten Helden der Guillotine, die man uns von gewisser Seite her noch immer so gern als die wahren Helden der Freiheit anpreisen möchte? Und doch ist Frankreich durch drei Revolutionen nur immer tiefer gesunken, während die Freiheit Amerikas zu einem Felsen geworden ist, der allen Stürmen Trotz bietet. Gerade uns Deutschen, die wir schon so viele Anläufe genommen haben, unser politisches Dasein auf entsprechendere Grundlagen zu stellen und die wir nach jedem neuen Versuch nur immer in tiefere Ohnmacht und Verdrossenheit zurücksinken — gerade uns Deutschen würde das Studium der nordamerikanischen Geschichte und ihrer Helden eine höchst nützliche und heilsame Lectüre sein. Denn wir würden daraus sehen, daß diese Helden keineswegs immer Helden des Schwertes waren, sondern daß auch die bescheidene Tugend des Bürgers, ja des bloßen Hausvaters unter Umständen ein Fundament ist, auf welchem die Größe der Staaten und das Heil der Nationen errichtet wird. Und ebenso würden wir uns auch daraus überzeugen, daß die glückliche Losreißung von England nur erst die eine und sogar die kleinere Hälfte der nordamerikanischen Freiheit und daß nach dem Kampf der Waffen noch ein anderer, noch weit gefährlicherer Kampf zu bestehen war: ein Kampf der Meinungen und Ansichten, der Interessen und Leidenschaften, der nur um deswillen so glücklich zu Ende geführt wurde,

weil die Väter der jungen amerikanischen Freiheit ebenso gute Patrioten wie Staatsmänner waren und ebenso viel Kraft zur Entsagung wie zum Erringen und Behaupten hatten. Auch diese nordamerikanische Verfassung, die älteste überhaupt von allen geschriebenen Verfassungen der modernen Welt, die uns jetzt so aus einem Guß zu sein scheint und uns so durchaus nothwendig und naturwüchsig vorkommt, ist erst nach einem heftigen Kampfe der Parteien, aus mühsamen und langwierigen Berathungen hervorgegangen; auch sie befriedigte bei ihrem ersten Inslebentreten keineswegs alle Erwartungen, auch sie kam dem Einen zu eng, dem Andern zu weit vor. Aber der Amerikaner war geduldiger als wir Deutsche: er rechnete darauf, daß Rock und Leib sich zuletzt doch wol ineinanderschicken würden und wenn es auch hier und da ein wenig drückt und preßt, thut nichts, wenn der Rock nur hält und keine nothwendige und heilsame Bewegung des Leibes hindert. Wie gesagt, das ist eine Lehre, die wir Deutsche uns sehr zu Herzen nehmen sollten und darum freut es uns doppelt, das Erscheinen zweier Schriften anzeigen zu können, welche, jede in ihrer Weise, vollkommen geeignet sind, die Lücken unserer Kenntniß in Betreff Nordamerikas und seiner Verfassungsgeschichte auszufüllen und unserm Nachdenken (da wir ja für den Augenblick doch wieder auf das bloße Denken beschränkt sind) eine ebenso natürliche wie heilsame Richtung zu geben: das ist die „Lebensgeschichte Georg Washington's. Von Washington Irving. Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's“ (erster Band, Leipzig, F. A. Brockhaus) und „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Uebergange vom Staatenbunde zum Bundesstaate. Von Dr. E. R. Reimann, ordentlichem Lehrer an der Realschule zum heiligen Geist in Breslau“ (Weimar, Böhlau). Das erstgenannte Werk bedarf zu seiner Empfehlung nichts als den Namen seines Verfassers, einen Namen, der in zwei Hemisphären gekannt und geliebt ist und der durch dieses neue Werk nur mit neuem Ruhme gekrönt wird. Was Washington Irving als Historiker zu leisten vermag, ist aus seiner „Geschichte des Columbus“, seiner „Eroberung von Granada“, seiner „Geschichte Mohammed's“ ꝛc. hinlänglich bekannt. Aber wenn man schon in diesen frühern Werken die Gedankenfülle und die glänzende Darstellung des berühmten Verfassers bewunderte, so ist es, als ob seine historische Muse eine noch viel größere Kraft und eine noch viel reichere Fülle gewonnen hätte, indem sie den Boden des Vaterlandes, die Geburtsstätte der amerikanischen Freiheit betrat. Die „Lebensgeschichte Washington's“ entspricht allen Anfoderungen, welche der strenge historische Forscher zu machen berechtigt ist; sie ist mit Benutzung der besten Quellen geschrieben, sowol der gedruckten wie der handschriftlichen, welche in den Staatsarchiven aufbewahrt werden. Daneben aber ist das Werk mit all dem Zauber der Darstellung ausgestattet, der Washington Irving's Schriften seit bald 50 Jahren zur Lieblingslectüre der ganzen gebildeten Welt gemacht hat. Es hat einen eigenen Reiz, die scharfe Zeichnung des Novellisten, seine sorgfältige Charakteristik, seine geschickte Vertheilung des Stoffs ꝛc. auf einen Gegenstand übertragen zu sehen, der den ganzen Ernst und die ganze Würde geschichtlicher Wahrheit in Anspruch nimmt: und dieser Reiz wirkt um so wohlthuender, als er jenem Ernst und jener Würde niemals den geringsten Eintrag thut. Zugleich zeigt das Werk aber auch die unge-

wöhnliche Frische des Geistes, welche der berühmte Verfasser des „Skizzenbuch“ sich bis in sein hohes Alter (Washington-Irving ist 1783 geboren, steht also gegenwärtig im 73. Lebensjahre) sich bewahrt hat; es ist mit Jünglingskraft und Feuer geschrieben und nur der Mäßigung und Reife des Urtheils merkt man die Erfahrungen eines langen und thatenreichen Lebens an. Der vorliegende erste Band der deutschen Uebersetzung reicht bis auf die Schlacht von Bunkershill und Washington's Ankunft im Lager: ein Moment von besonders dramatischer Spannung, der die Erwartung des Lesers in hohem Grade anregt und ihn der Fortsetzung mit um so größerm Verlangen entgegensehen läßt. Die Uebersetzung selbst ist von derselben geschickten und fleißigen Hand, der wir bereits die Werke Prescott's verdanken; sie ist mit sichtlicher Liebe gearbeitet und schließt sich den Eigenthümlichkeiten des Originals, die bekanntlich nicht leicht zu treffen sind, mit großer Gewandtheit an.

Gegen dies glänzende und farbenreiche Werk des berühmten Novellisten sieht sich die Schrift von Reimann freilich ein wenig nüchtern an. Doch ist sie die Frucht echt deutschen Fleißes; die Amerikaner selbst besitzen nichts Aehnliches, sie haben nur große Materialiensammlungen, aber dem Fleiß eines Deutschen blieb es überlassen, dieselben zu durchforschen und das wahrhaft Wichtige zu einem übersichtlichen und lehrreichen Gemälde zusammenzustellen. Als Hauptquelle haben dem Verfasser Elliot's „Debates in the several state conventions, on the adoption of the federal constitution etc.“ und die bekannten „Madison papers“ gedient. Aber auch was die nordamerikanische Literatur sonst von Biographien berühmter Staatsmänner, Memoiren, Briefwechseln ꝛc. besitzt, ist sorgfältig und mit kritischer Einsicht benutzt und dadurch ein Werk zustande gebracht worden, von dem man mit Grund behaupten darf, daß es eine Lücke in der Literatur ausfüllt. Das Ganze umfaßt 17 größere Abschnitte; als besonders interessant heben wir daraus hervor: der Unionsplan vom Jahre 1754; die Bundesartikel vom Jahre 1781; Zustände des Bundes und Zustände in den Einzelstaaten, während der Jahre 1783—87; Vorschläge zu einer Reform der Bundesartikel; die Krisis; der Congreß ꝛc. Die Einführung der neuen Bundesverfassung macht den Beschluß des Werks, das bei mäßigem Umfang einen großen Reichthum neuer oder doch wenig beachteter Thatsachen enthält und das nicht nur neben der „Lebensgeschichte Washington's“ mit Interesse gelesen werden wird, sondern auch einen höchst zweckmäßigen und passenden Commentar dazu bildet. Mögen denn beide Werke recht viele Leser bei uns finden und zwar Solche, die nicht blos mit dem Auge, sondern auch mit dem Kopfe und nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen zu lesen wissen. Fkg.

Correspondenz.

Aus Berlin.

30. Januar 1856.

NO. Gewisse Leute, die das Hoffen nicht lassen können, auch wenn sie längst keinen Grund mehr dazu haben — ich muß Ihnen dies angenehme Geschlecht doch nächstens einmal ausführlicher beschreiben, es ist die wahre alte Garde unserer politischen Kannegießer, die wahre Elite unserer Staatsweisen im Verborgenen, sie lieben eine gesinnungstüchtige Opposition und schwärmen für eine starke Regierung, sie rufen Vivat die Freiheit und laufen mit der Gewalt durch Dick und Dünn — also diese gewissen Leute, deren Zahl gerade bei uns in Berlin außerordentlich groß ist, schmeichelten, als die gegenwärtige Zweite Kammer vor einigen Monaten zusammentrat und das unverhältnißmäßige und unbestreitbare Uebergewicht der Rechten sich sofort aufs deutlichste herausstellte, sich auch mit der Hoffnung, die Rechte würde sich dieses ihres Uebergewichts nur mit „Mäßigung" bedienen. Ja aus dem Schooße der Rechten selbst wurden Stimmen laut, welche ebenfalls das Princip der „Mäßigung" declarirten und die jungen Heißsporns der Partei warnten, sich nicht allzu eifrig in das Gefecht zu stürzen, der Sieg sei ja sicher, man habe den Feind in der Falle mit Mann und Maus und könne statt unnöthiger Wagstücke die Erfolge ruhig an sich herankommen lassen. Was von jenen Hoffnungen und diesen Stimmen zu halten, das hat die parlamentarische Geschichte der letzten Wochen zur Genüge dargethan; glich unser berühmter Rechtsboden schon früher einem Sieb, so wird er nun nächstens dem bekannten „Loch ohne Einfassung" gleichen. Die Revisionsanträge regnen nur so; Aufhebung der Standesvorrechte, Gleichheit der religiösen Bekenntnisse, Freiheit der Rücken, allgemeine Wechselfreiheit, freie Bewegung des Handels — man muß einen sehr langen Athem haben, um Alles aufzuzählen, was in Verfassung und Gesetzgebung nach den Anträgen der Rechten Alles revidirt und aufgehoben und abgeschafft werden soll. Und es wird revidirt und abgeschafft werden, verlassen Sie sich darauf, trotz der Hoffnungen unserer Spießbürger und trotz der Mäßigkeitsversicherungen, mit denen die Wortführer der Rechten vorangegangen. Allerdings schmeicheln die Erstern sich auch in diesem Augenblick wieder, dem aus seinen Ufern getretenen Strom der Revisions- und sonstigen Anträge werde demnächst ein Damm gesetzt werden und zwar von der Regierung selbst. Und in der That, wenn die extremen Anträge der äußersten Rechten wirklich abgeworfen werden sollten, so würde dazu ein sehr entschiedenes Vorgehen der Regierung nöthig sein. Denn von den Kammern selbst ist kein Widerstand zu hoffen. Die Linke ist schlechthin ohnmächtig, nicht blos ohnmächtig durch ihre Minderzahl, sondern auch ohnmächtig an hervortretenden rednerischen Talenten. Die Linke besitzt unter ihren Mitgliedern einige ausgezeichnete Geschäftsmänner, das kann Niemand in Abrede stellen, den Parteihaß und Leidenschaft nicht ganz verblenden; Hr. von Patow, Hr. Wentzel und einige Andere sind Autoritäten in ihrem Fache, bei denen die Rechte selbst nicht umhinkann, sich von Zeit zu Zeit Raths zu erholen. Aber die oratorischen Talente mangeln

ihr gänzlich; sie hat keinen einzigen Redner von Schwung und Feuer oder auch nur von der Schlagfertigkeit, die Hrn. von Vincke auszeichnete und die für ihn zuweilen so verhängnißvoll wurde. Kein peinlicherer Anblick jetzt, als diese parlamentarischen Kämpfe: die Rechte, siegsgewiß, schwelgend im Bewußtsein ihrer Ueberzahl, ihres Einflusses und auch wol der guten Früchte, die sie von diesem Einflusse zu ziehen versteht — und ihr gegenüber das Häuflein der Linken, zerstreut, zersplittert, führerlos, an sich selbst und der Möglichkeit ihres Erfolgs verzweifelnd. Es gehört jetzt viel Muth und viel Aufopferung dazu, auf den Bänken der Linken zu sitzen, von ganzem Herzen erkenne ich das an und zolle den Männern, die gleichwol auf ihrem Posten ausharren, meine vollste Hochachtung. Aber bei alledem scheint es mir ein erlaubter Wunsch, daß diese Aufopferung weniger kleinlaut auftreten und das Schwert der Rede und seine Siege nicht so ausschließlich an die Rechte überlassen möchte, selbst wenn damit nichts weiter erreicht werden sollte (und gewiß würde es nicht) als — ein schöner Tod.

Von der Linken also ist keine Rettung vor dem Revisionsfanatismus und den sonstigen hinterpommerschen Gelüsten unserer Rechten zu hoffen und so ist es denn sehr natürlich, daß die Hoffnung Derer, welche, wie gesagt, das Hoffen nicht lassen können, sich der Regierung selbst zuwendet. Ein vor einigen Tagen erschienener Artikel der „Zeit", die bekanntlich als officiöses Blatt gilt, hat diese Hoffnungen wesentlich bestärkt. Derselbe spricht sich allerdings mit großer Entschiedenheit gegen das Treiben unserer äußersten Rechten aus, ja er trägt kein Bedenken, diese Art von „conservativer" Gesinnung geradezu als „revolutionär" zu bezeichnen. Bei dem etwas mysteriösen Dunkel, welches über den Beziehungen des genannten Blattes zur Regierung schwebt, hält es einigermaßen schwer, die Tragweite dieses Artikels zu bestimmen. Sie wissen, daß ich selbst nichts so hasse als den Pessimismus und so will ich die Hoffnungen unserer Braven nicht niederschlagen. Nur darauf glaube ich als getreuer Berichterstatter Sie denn doch aufmerksam machen zu müssen, daß die Regierung, wo es zur Verhandlung und Beschlußfassung über die Anträge der Rechten gelangt, denselben bisjetzt regelmäßig beigetreten ist oder sich doch wenigstens passiv verhalten hat. So hat noch in den letzten Tagen in der Commissionsberathung über den famosen Wagener'schen Antrag wegen Abschaffung der Standesvorrechte der Regierungscommissar ausdrücklich erklärt: die Regierung halte den Antrag zwar eigentlich nicht für nöthig, indessen habe sie auch nichts dagegen einzuwenden. Den Commentar dazu machen Sie sich wol selbst und verlasse ich dies ganze unerquickliche Gebiet, indem ich nur noch nachtrage, daß das berühmte Diergardt'sche Tabacksmonopol, das bei seinem ersten Bekanntwerden eine so gewaltige Sensation erregte, zu einem sehr bescheidenen Antrag auf Inbetrachtziehung einer eventuellen Möglichkeit einer Erhöhung der Tabacksteuer zusammengeschrumpft ist. Einstweilen also können wir unsere Regalia oder unsere Uckermärker, je nachdem, noch mit Gemüthsruhe rauchen.

Desto rosiger sieht es auf dem Gebiet der äußern Politik bei uns aus. Die unerwartete Friedensbotschaft aus Petersburg ist auch hier mit großem Jubel aufgenommen worden und hat den Geschäften sofort einen merklichen Aufschwung gegeben, während zugleich die Preise der Cerealien und anderer nothwendigsten Lebensbedürfnisse einen nicht unwesentlichen Rückgang erfahren

haben. Wie lange dieser Jubel anhalten wird, ist freilich eine andere Frage, da, wie die Erfahrung gelehrt hat, zwischen Friedensconferenzen und einem wirklichen Friedensschluß noch ein gewisser Unterschied stattfindet. Ja es gibt auch bei uns noch einige verstockte Gemüther, welche, so sehr sie den Krieg an sich verabscheuen, sich doch nicht überreden können, daß der richtige Moment zum Friedensschluß schon jetzt gekommen; vielmehr glauben sie, daß ein Krieg von noch ein oder zwei Jahren, mit ein paar wohlorganisirten Feldzügen an der Donau und in der Ostsee, der wahren Ruhe Europas mehr nützen und die Welt dem Ewigen Frieden näher bringen würde, als die pariser Conferenzen, die man uns soeben ankündigt. Ob Preußen an diesen Conferenzen theilnehmen wird, ist eine Frage, die unserm Philister ebenfalls viel Kopfzerbrechen macht; durch seine Privatdepeschen hat er in Erfahrung gebracht, daß es eigentlich Preußen gewesen und nur Preußen, was Rußland zur Nachgiebigkeit vermocht hat und so schwört er nun Stein und Bein, wenn Preußen nicht zugelassen würde, so könne das auch kein gesunder und ordentlicher Frieden werden und lieber, ehe er England und Frankreich das große Wort lasse (es wird noch von einem Dritten gesprochen, den ich hier aber als guter Deutscher nicht nennen mag), lieber wolle er sich geradezu zu den Russen schlagen, die überhaupt nicht so übel, besonders was die russischen Talglichte betrifft und die juchtenen Stiefel und die Kaftane mit Pelz verbrämt.....

So der Philister. Und in der That muß man ja ein Philister sein, um sich in diesem Augenblick um ein so gleichgültiges Ding wie Krieg oder Frieden ist überhaupt noch zu bekümmern: Berlin feiert seinen Carneval, es lebe der Carneval! Ueberall Feste und nichts als Feste; überall strahlende Säle, geschmückte Schönen, Herren mit hohen weißen Halsbinden, den Hut unterm Arme, und große Berge von Pfannkuchen und Gefrorenem mit obligatem Punsch dazu. Alles tanzt oder läßt wenigstens tanzen: der Hof tanzt, die Minister tanzen, die Aristokratie, der behagliche Mittelstand, das Proletariat, sowol jenes in Sammet und Seide wie das in der Tuchjacke — Alles tanzt, lacht, jubelt; überall (würde ein rheinischer Correspondent sagen) steckt Held Carneval seine Fahnen aus, die Köche schwitzen, den Musikanten geht der Athem aus, ganz Berlin ist ein einziges — Narrenhaus? Ach nein, auch der berliner Carnevalsjubel ist noch immer ein sehr nüchterner, verständiger Mann: nur ein einziger großer Ballsaal ist daraus geworden, in welchem getanzt und gejubelt wird, zwar nicht von früh bis spät, aber doch von spät bis früh. Es ist merkwürdig und dürfte ein nicht uninteressantes Problem für Statistiker und Nationalökonomen — von dem Moralisten schweige ich — abgeben, woher gerade in diesem Winter, der übrigens seiner drückenden Theuerung und seines allgemeinen Nothstandes halber in so üblem Rufe steht, die Geldmittel zu Lustbarkeiten und Vergnügungen aller Art reichlicher vorhanden sind und bereitwilliger fließen als in frühern, minder schweren Jahren je der Fall gewesen. Den ersten Rang dieser Lustbarkeiten, so recht eigentlich was man den Rang nennt, nehmen natürlich die Subscriptionsbälle im Opernhause ein. Meine neuliche trübe Prophezeiung hat sich nicht bestätigt: die beiden Bälle, welche bisher stattfanden, waren außerordentlich besucht und werden als das Glänzendste geschildert, was Berlin jemals in diesem Genre gehabt hat. Freilich ist nicht Jedermann

im Stande, drei Thaler für eine Einlaßkarte zu zahlen, und da, wie Sie aus „Kladderadatsch" wissen, auch Diejenigen, die gern drei, ja dreißig Thaler zahlen möchten, darum noch lange nicht Alle Zutritt gefunden haben, so begreift es sich vollkommen, daß die Auserwählten, welche wirklich so glücklich gewesen sind, in das Drei-Thaler-Paradies eingelassen zu werden, die Genüsse desselben gar nicht prächtig genug zu schildern wissen. Die Andern trösten sich und gehen zu Kroll, ins Gesellschaftshaus ꝛc. und amüsiren sich auch hier göttlich; das Kopfweh kommt in einem wie in dem andern Falle nach, bei Einigen schon am folgenden Morgen, bei Andern aber auch erst weit später. Das ist nun einmal im Carneval nicht anders, ja es wäre gut, wenn es nur im Carneval so wäre .....

Auch die Theater haben in dieser Zeit allerhand Neuigkeiten gebracht. Leider muß ich meinen Bericht gleich nicht nur wieder mit einer Todesnachricht, sondern auch mit einer Abbitte beginnen. Ihr königsberger Correspondent in Nr. 48 dieser Blätter hat nicht zu schwarz gesehen, wie ich ihm, verführt durch die lobenden Berichte der königsberger und der breslauer Zeitungen, in meinem letzten Briefe schuld gab: Gottschall's „Diplomaten" sind wirklich ein verfehltes Stück und es ist ein eigener Unstern für den talentvollen und strebsamen Dichter, daß er, nachdem die königliche Bühne so viele bessere Stücke von ihm zurückgewiesen, gerade mit diesem den Zutritt bei ihr erlangt hat. Ihr königsberger Correspondent hat das Stück so genau zergliedert und auch sein Urtheil ist im Allgemeinen so treffend, daß ich demselben nichts hinzuzufügen weiß und berichte ich daher nur, daß das Stück bei seiner ersten Aufführung auf der hiesigen königlichen Bühne trotz einer im ganzen vortrefflichen Darstellung und trotz des günstigen Vorurtheils, das bei dem größten Theil des Publicums herrschte, doch entschieden misfallen hat. Schon die zweite Aufführung fand vor leeren Bänken statt und ich zweifle sehr, daß die Regie nur den Muth haben wird, noch die herkömmliche dritte Aufführung folgen zu lassen; dieser Kranke ist wirklich zu schwach, ihm kann nur ein schneller Tod helfen. Auch die Kritik hat das Stück einstimmig verdammt, ohne dabei Gottschall's sonstige Verdienste und die Tüchtigkeit seines poetischen Strebens zu verkennen; möge dieser letztere Umstand dem Verfasser Balsam auf seine Wunde sein und möge er sich dadurch recht bald zu neuen und hoffentlich glücklichern Schöpfungen ermuthigt fühlen. Aber — da ich einmal bei Wünschen bin — möge er auch nie wieder in die Sphäre der Scribe und Consorten gerathen; für diese Gattung des Intriguenlustspiels, die er in den „Diplomaten" angestrebt hat, ist seine Natur zu deutsch, seine Hand zu schwer, sein Witz nicht fein und flüchtig genug. Im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater hat ein Drama von Wolffsohn „Nur eine Seele" großes Glück gemacht. Ich habe das Stück noch nicht gesehen, kann also auch nicht beurtheilen, wie viel von diesem Erfolg dem Drama selbst gebührt und wie viel dem glücklichen Umstand, daß seine erste Aufführung, nachdem die Zettel schon gedruckt waren, polizeilich inhibirt wurde, angeblich (das Stück spielt in Rußland) auf Requisition der russischen Gesandtschaft.*) Die hiesige Kritik äußert sich über

*) Dieses Gerücht ist seitdem widerlegt worden: die Beanstandung der Aufführung ist lediglich vom berliner Polizeipräsidium ausgegangen, die russische Gesandtschaft hat nichts damit zu thun gehabt. D. Red.

das Stück sehr vortheilhaft und auch die Darstellung soll so gut gewesen sein, wie die Kräfte dieser Bühne, die freilich für die ernste Gattung nicht geschaffen sind, nur immer verstattet haben. Das Königstädtische Theater brachte Benedix' „Auf dem Lande" und „Poesie und Wirklichkeit" von Jerrmann nach Augier bearbeitet; beide mit ziemlich günstigem Erfolg. Dagegen hat die Wiederaufnahme von Kalisch „Münchhausen", mit einer Parodie des „Tanhäuser" als Einlage, die Erwartungen nicht befriedigt. Eine wahrhaft erhebende Feier mitten in dem leichtfertigen Treiben dieser Tage war unser Mozartfest, namentlich in seinem musikalischen Theile, der theils in der Singakademie, theils im Opernhause verlief, an beiden Orten vor einer glänzenden Versammlung und mit dem glänzendsten Succeß. Auch das Festmahl am Abend war recht animirt und weniger ledern, als solche Festmahle bei uns sonst zu sein pflegen; nur hätten Reden und Saucen etwas kürzer, Poesien und Schüsseln etwas inhaltvoller sein können.

Ueber den Verlauf des Behse'schen Processes sind Sie durch die Tagesblätter unterrichtet; der Eindruck war ein höchst kläglicher. Eine andere zu ihrer Zeit vielbesprochene cause célèbre ist den Berlinern zu Wasser geworden: Prinz Leo von Armenien ist, wie ich soeben in der „Neuen Preußischen" lese, nach Belgien ausgeliefert worden, um eine daselbst früher verwirkte Freiheitsstrafe abzubüßen. — Der Name Eichhorn, dem Ohre der Berliner früher so ominös und dann so verschollen, wird bald wieder ein sehr bekannter und verbreiteter werden: eine der neuen prächtigen Querstraßen zunächst der Potsdamerstraße wird, wie die Zeitungen melden, den Namen Eichhornstraße erhalten; auch von einer Schellingstraße ist die Rede. Wünschen Sie der Neuigkeiten noch mehr? Nicht? Gut, so lege ich meine Feder nieder bis zum nächsten male.

Notizen.

In Dresden ist die neue Oper des Herzogs von Koburg-Gotha „Santa-Chiara" mit großem Glanz der Ausstattung und, wie die Zeitungen versichern, auch mit glänzendem Erfolg gegeben worden. Dagegen hat M. Schleich's neues Lustspiel „Das Heirathsversprechen" (nicht „Ein Heirathsantrag", wie es in der münchener Correspondenz in der letzten Nummer dieser Blätter infolge eines Schreibfehlers heißt), das in Köln unter dem Titel „Irren ist menschlich" gegeben ward, daselbst nur getheilten Beifall gefunden. Dasselbe Schicksal ist auch dem neulich erwähnten Lustspiel von Wilhelmi „Unter den Wölfen muß man heulen" auf dem Stadttheater zu Hamburg zutheil geworden. Ueber die Aufnahme, welche Gottschall's „Diplomaten" in Berlin gefunden, wird in unserer heutigen berliner Correspondenz ausführlicher berichtet.

Die Reiseliteratur ist um zwei interessante und wichtige Werke reicher geworden. Ida Pfeiffer, die berühmte wiener Reisende, hat die Geschichte ihrer neuesten Weltfahrten unter dem Titel: „Meine zweite Weltreise" (Theil 1 und 2, Wien, Gerold's Sohn) herausgegeben, während von J. G.

Kohl, der noch immer in Amerika verweilt, als erste Frucht dieses Aufenthalts „Reisen in Canada und durch die Staaten von Neuyork und Pennsylvanien" (Stuttgart, Cotta) erschienen sind. Andere bemerkenswerthe Neuigkeiten des Buchhandels sind: „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. Von Karl Gustav Carus" und „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert. Von Feodor Wehl", beide bei F. A. Brockhaus in Leipzig; „Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Bodenstedt" (Berlin, Decker); „Erinnerungsblätter von A. von Sternberg. Zweiter Theil" (Berlin, Schindler). Hermann Hettner in Dresden veröffentlichte soeben den ersten Band seiner langerwarteten „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" (Braunschweig, Vieweg). Derselbe enthält die Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770; das Ganze wird aus drei Bänden bestehen, von denen der zweite der französischen, der dritte der deutschen Literatur gewidmet sein wird. Von dem „Vaterlandsbuch", das F. Körner in Halle in Verbindung mit Director K. Vogel in Leipzig und Schulrath Jos. Wenzig in Prag bei Otto Spamer in Leipzig herausgibt und über das wir in Nr. 51 des vorigen Jahrgangs ausführlicher berichteten, ist der erste Band der Abtheilung „Preußen" erschienen. Von L. Häusser's „Geschichte der Rheinpfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen", einem Werke, das besonders auch in culturgeschichtlicher Hinsicht viel Interessantes enthält und wol eine größere Verbreitung verdiente, als ihm bisher zutheil geworden zu sein scheint, wird eine zweite Ausgabe in zehn Lieferungen (Heidelberg, Mohr) angekündigt.

In München hat sich wie schon seit einigen Jahren eine Anzahl der namhaftesten dortigen Gelehrten zu öffentlichen Vorträgen vor dem gebildeten Publicum vereinigt; der Ertrag des diesjährigen Cyklus ist der Schiller-Stiftung bestimmt. Eröffnet wurde derselbe durch einen Vortrag Liebig's über Thierchemie. Derselbe hat großes Aufsehen gemacht, besonders dadurch, daß der berühmte Schöpfer der modernen Chemie darin Gelegenheit nahm, sich mit voller Entschiedenheit gegen die Koryphäen des modernen Materialismus zu erklären und zwar, wie wol nicht erst hinzugesetzt zu werden braucht, aus rein wissenschaftlichen, speciell aus chemischen und physiologischen Gründen. Diesem ersten Liebig'schen Vortrag werden noch drei andere desselben Redners folgen; die übrigen werden von Bluntschli (über arische Völker), Bodenstedt (Stellung der Frauen im Orient und Occident), Carriere (Shakspeare's Seelenleben und Geistesgeschichte), Dingelstedt (die französische Bühne unter der Schreckensherrschaft), Jolly (über die Grenzen des Ermeßlichen), Kobell (die Formen der unorganischen Natur), Franz Löher (die Winebagoindianer), Pettenkofer (über das Verhältniß zwischen Naturwissenschaft und Industrie), Riehl (Joseph Haydn), F. von Schack, dem Geschichtschreiber des spanischen Drama (Granada, eine historische und topographische Skizze), M. Wagner (über den Zustand der Neger in den Vereinigten Staaten von Westindien) gehalten werden. Nach diesem Programm zu urtheilen, weht in diesen münchener Vorlesungen denn freilich ein anderer Geist als in dem „Wissenschaftlichen Verein" in der berliner Singakademie, der sich auch dies Jahr wieder vergeblich abmüht, seinen marasmus senilis durch das Zugpflaster fremder Berühmtheiten zu curiren; — man sollte doch füglich die Todten ihre Todten begraben lassen.

Auf den Theatern von Paris sind im vergangenen Jahre im Ganzen 293 neue Stücke aufgeführt worden. Darunter befanden sich 24 Opern, nämlich 6 ernsthafte und 18 komische; ferner 22 Operetten, 3 große Ballets, 23 Pantomimen und 3 sogenannte Revüen (Weihnachtsstücke, bei denen Decorationen und Ausstattung die Hauptsache). Am stärksten vertreten war die echte französische Gattung des Vaudeville, nämlich mit 104 Stücken, während von Schauspielen nur 21, von Dramen 19, von Melodramen und Trauerspielen nur je 1 neu in Scene gesetzt wurden. Dazu kommen endlich noch 72 verschiedene Stücke, die unter keine der obigen Gattungen vollständig passen. Ist es nun auch richtig, daß die Theaterneuigkeiten von Paris zugleich die Theaterneuigkeiten von ganz Frankreich sind, so bleibt die Zahl doch immer außerordentlich groß, besonders wenn wir damit das deutsche Theater vergleichen; wir zweifeln, daß die Neuigkeiten sämmtlicher Bühnen Deutschlands im verwichenen Jahre, deren Zahl sich bekanntlich weit in die Hunderte beläuft, nur ein Drittel der obigen Ziffer erreicht haben. Um so auffallender freilich und wiederum ein deutliches Zeichen von dem Verfall, in welchem das geistig-sittliche Leben Frankreichs sich befindet, ist die kaum glaubliche Armuth, die auf dem höchsten Gebiete der Poesie, auf dem tragischen herrscht. Unter den Dutzenden von Tragödien, welche unsere deutschen Dichter jährlich in die Welt setzen, ist wenig Gescheites, Apoll und die Musen wissen es: aber daß sie überhaupt noch geschrieben werden können, daß poetischer Idealismus und sittlicher Ernst noch nicht so ganz aus der Nation gewichen sind, das ist ein Vorzug, auf den wir allen Grund haben, stolz zu sein und um dessenwillen wir die einzelnen mislungenen Stücke gern verzeihen wollen.

Freunde der deutschen Sagengeschichte machen wir aufmerksam auf P. Gärtner's „Geschichte der baierisch-rheinpfälzischen Schlösser und der dieselben ehemals besitzenden Geschlechter, nebst den sich daran knüpfenden romantischen Sagen", die kürzlich in zwei Bänden bei Lang in Speier erschienen ist. Das Buch bietet ein reiches Material, insbesondere auch zur Statistik und Genealogie; nur könnte dasselbe besser geordnet sein und auch die Darstellung leidet an großer Trockenheit und Einförmigkeit.

Die katholische Wissenschaft in Deutschland hat einen ihrer namhaftesten Repräsentanten verloren: am 20. Januar starb Franz Anton Staudenmaier, zuletzt Domcapitular und Professor der Philosophie in Freiburg im Breisgau. Geboren im Würtembergischen im Jahre 1800, wurde er, nachdem er seine Studien auf verschiedenen vaterländischen Gymnasien sowie zuletzt im Priesterseminar zu Rottenburg vollendet, sich auch schon als 24jähriger junger Mann durch seine Preisschrift: „Geschichte der Bischofswahlen mit Berücksichtigung des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben" vortheilhaft bekannt gemacht hatte, als Repetent am Wilhelmsstift zu Tübingen angestellt. 1830 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie in Gießen, von wo er 1837 nach Freiburg übersiedelte. Unter seinen zahlreichen Schriften, welche sich sämmtlich bestreben, die Resultate der modernen Philosophie mit dem positiven Christenthum und namentlich mit den Satzungen der katholischen Kirche in Uebereinstimmung zu bringen, haben be-

ſonders „Der Geiſt des Chriſtenthums, dargeſtellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunſt“ (Mainz 1835, dritte Auflage 1842); „Johannes Scotus Erigena und die Wiſſenſchaft ſeiner Zeit“ (Frankfurt a. M. 1840); „Die Philoſophie des Chriſtenthums oder Metaphyſik der Heiligen Schrift“ (Mainz 1840); „Darſtellung und Kritik des Hegel'ſchen Syſtems aus dem Standpunkte der chriſtlichen Philoſophie“ (ebendaſelbſt 1844), ſowie ſeine „Chriſtliche Dogmatik“ (vier Bände, Freiburg 1844—52) die Aufmerkſamkeit der Gelehrten, auch von proteſtantiſcher Seite, auf ſich gezogen. Auch als akademiſcher Lehrer ſoll er ſich durch Beredtſamkeit und Feuer in hohem Grade ausgezeichnet haben, beſonders während ſeiner gießener Epoche. Seine letzten Jahre waren durch Kränklichkeit und Trübſinn geſtört; er wurde todt in einem Waſſer in der Nähe von Freiburg gefunden. — Aus Darmſtadt wird der Tod des Geheimen Oberforſtraths Georg Wilhelm Freiherrn von Wedekind gemeldet. Derſelbe war 1796 zu Strasburg geboren, ein Sohn des berühmten Arztes gleichen Namens, ehemaligen kurfürſtlich mainziſchen, ſpätern großherzoglich heſſiſchen Leibarztes. Der Sohn ſtudirte 1812 zu Göttingen und bildete ſich dann auf der berühmten Bechſtein'ſchen Lehranſtalt zu Dreißigacker zum Forſtmann aus. 1816 in den großherzoglich heſſiſchen Staatsdienſt getreten, ſtieg er allmälig zum Geheimen Oberforſtrath empor, als welcher er 1852 auf ſein Anſuchen in den Ruheſtand verſetzt ward. Auch politiſch machte er ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten bemerkbar, wie er denn auch 1848 im Vorparlament ſaß. Doch fehlte es ihm an Energie und Standhaftigkeit des Charakters, um die liberalen Principien, denen er anhing, mit Entſchiedenheit zur Geltung zu bringen. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind ſehr zahlreich, ſie gehören ſämmtlich dem Gebiet der Forſtwiſſenſchaft an. Auch redigirte er bis an ſeinen Tod die „Neuen Jahrbücher der Forſtkunde“ (geſtiftet 1828), ſowie die 1840 gegründete „Allgemeine Forſt- und Jagd-Zeitung“. — In der Strafanſtalt zu Waldheim ſtarb der ehemalige griechiſche Oberſtlieutenant Heinze, bekannt als militäriſcher Anführer des dresdener Mai-Aufſtandes; er hatte ſeit ſieben Jahren in Einzelhaft geſeſſen. — Auch dem deutſchen Buchhandel iſt einer ſeiner älteſten und namhafteſten Vertreter durch den Tod entriſſen worden: am 21. Januar ſtarb zu Leipzig B. G. Teubner, Begründer und langjähriger Leiter der unter ſeinem Namen blühenden buchhändleriſchen und typographiſchen Geſchäfte zu Leipzig und Dresden. Der Verſtorbene, der ein Alter von 72 Jahren erreichte, hatte von der Pike auf gedient und nur ſeinem Fleiß und ſeiner Rechtlichkeit verdankte er es, daß er ſich allmälig zu einem der erſten Verleger Deutſchlands emporſchwang, beſonders auf dem Gebiete der Alterthumswiſſenſchaft, die ihm eine Reihe vortrefflicher und allgemein anerkannter Unternehmungen verdankt.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Froschmäusekrieg

zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens.
Mit einer Zueignung an Professor **Karl Vogt.**
Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.**
8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer höchst interessanter Beitrag zu dem **Vogt-Wagner**'schen Streite, eine humoristisch gehaltene Schrift, die sich gegen die materialistischen wie gegen die spiritualistischen Hypothesenmacher richtet und durch Mischung von Scherz und Ernst die „unfruchtbare Zänkerei zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens" zu beendigen sucht. Der Verfasser ist als geistvoller politischer und namentlich militärischer Schriftsteller (z. B. durch seine jüngst erschienene „Militärpolitik") rühmlichst bekannt. Sein „Froschmäusekrieg" hat durch tiefeingreifenden Inhalt wie durch unterhaltende Form — in welcher Beziehung die „Schlußrede von Karl Vogt" besondere Beachtung verdient — Anspruch von Allen gelesen zu werden, welche die Schriften von **Vogt, Büchner, Schaller, Frauenstädt** u. s. w. kennen.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**
Dritte Folge. Siebenter Jahrgang. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die Gründung des englischen Reichs in Indien. Von **K. M. Neumann.** — II. Peter Paul Rubens im Wirkungskreise des Staatsmannes. Von **K. L. Klose.** — III. Kurze Uebersicht über die Geschichte der scholastischen Philosophie. Von **H. Ritter.** — IV. Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Erste Abtheilung: Schweden in der sogenannten Freiheitszeit. Von **E. Herrmann.** — V. Historisch-politische Gespräche, wie man sie hört und führt. Niedergeschrieben durch **F. von Raumer.** — VI. Die orientalische Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung. Eine weitere geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von **J. W. Zinkeisen.**

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge, 10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis sechster Jahrgang (1850—55) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1856. **F. A. Brockhaus.**

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 7.** 14. Februar 1856.

Inhalt: Neue Lieder des Mirza-Schaffy. Von **Friedrich Bodenſtedt.** — Das menſchliche Auge und ſeine Sprache. Von **Karl Landsberg.** II. — Literatur und Kunſt. Rechtsgeſchichte. (Möllner, „Die deutſchen Juriſten und die deutſche volksthümliche Geſetzgebung ſeit 1848“.) — Neue Lyriker. (Betty Paoli, „Lyriſches und Epiſches“; Grimm, „Gedichte“; Strahlau, „Klänge aus dem Norden“; Percival, „Tannengrün“; Biedermann, „Epheuranken“; Vogl, „Neue Gedichte. Epigrammatiſches und Sprüchliches“ und „Poetiſches Sylveſterbüchlein“; Ille, „Gedichte“; Bernhard, „Des Dichters Tempel“; Storm, „Gedichte“.) — Correſpondenz. (Aus Paris. — Aus Königsberg. — Aus München.) — Notizen. — Anzeigen.

Neue Lieder des Mirza-Schaffy.*)

Von

Friedrich Bodenſtedt.

1.

Als ich der Weisheit nachgeſtrebt,
Kam ich den Thoren thöricht vor,
Und klug, da ich wie ſie gelebt —
Für weiſe hält ſich nur der Thor.

2. Mirza-Juſſuf.

Gemüthlich nennt ihr dieſen Dichter?
Ja, ja, in ſeinen Verſen ſpricht er
Viel von Gemüth, iſt fromm und zart,
Ein keuſcher Joſeph ohne Bart —
Drum hält die Welt ihn auch gewöhnlich
Für ſo gemüthlich; doch perſönlich
Iſt er ein Schlingel eig'ner Art,
Ein Grobian von unten bis nach oben.
Und das iſt noch zumeiſt an ihm zu loben!

*) Aus der demnächſt erſcheinenden vierten vermehrten Auflage.

Wär' er so zart wie seine Lieder,
So ohne Sinn:
Wär' mir der Kerl noch mehr zuwider
Als ohnehin.

3. An den Großvezier.

Blick' nicht so stolz, o Großvezier!
Man scheut nicht dich, nur deine Macht —
Erweist man offen Ehre dir,
Wirst du doch heimlich ausgelacht.
O Großvezier, blick' nicht so stolz!
Ob auch die Brust von Orden strahlt:
Du bist geschnitzt aus schlechtem Holz,
Mit gold'nem Firniß übermalt.

Du rühmst dich deines stolzen Scheins,
Gehst hinterm Sultan ein und aus;
Die Nullen, folgen sie der Eins,
Wird eine große Zahl daraus.

O Großzezier, blick' nicht so stolz,
Ob du auch golden übermalt:
Du bist geschnitzt aus schlechtem Holz,
Hast Glanz, der dir zur Schande strahlt.

4. Freundschaft.

Mirza-Schaffy kam einst auf einer Reise
Zu einem reichen Mann; da sprach der Weise:
Ich will dein Gast für heut und morgen bleiben,
Bereit' ein Fest, lad' gute Freunde ein,
Wir wollen froh und guter Dinge sein!
— Ich habe keine Freunde! — sprach der Mann.
Mirza-Schaffy sah ihn verwundert an:
So kann ich nicht dein Dach zum Obdach wählen,
Dem selbst beim Reichthum gute Freunde fehlen!
Er schüttelte den Staub von seinen Füßen,
Verließ den Reichen ohne ihn zu grüßen,
Sprach: Wem der Himmel keinen Freund beschert,
Weh' ihm! der Mann ist keines Grußes werth!

5. Bitte.

Laß den Muckern ihre Tugend,
Was daran ist, Herr, du weißt es!
Nur erhalte mir die Jugend
Meines Herzens, meines Geistes!

Wo ſo edle Weine fließen,
Muß die Quelle doch wol echt ſein;
Wo ſo duft'ge Blumen ſprießen,
Kann der Boden nicht ganz ſchlecht ſein.

Mache fruchtbar meinen Acker,
Segne meine Liederquelle,
Und das Herz erhalte wacker,
Und den Blick erhalte helle!

Das menſchliche Auge und ſeine Sprache.

Von

Karl Landsberg.

II.

Wir ſtehen hier an einem jener merkwürdigen Punkte, wo die höchſte Entwickelung geiſtiger Fähigkeiten und der tiefſte Irrſinn ſich berühren. Dieſelbe Kraft, welche hier bei harmoniſcher Entwickelung anderer Geiſteskräfte dem Menſchen die höchſte künſtleriſche Weihe gibt, indem ſie eine göttliche Strahlenkrone um das Haupt des Irdiſchen flicht, vermag dort bei geringer Steigerung oder bei geringem Zurücktreten anderer Geiſteskräfte ihn in die Nacht des Wahnſinns zu ſtürzen; hier ſehen wir dieſelben Kräfte die höchſten Schöpfungen der Sculptur, der Malerei, der Poeſie hervorbringen, dort die bizarren Ausgeburten des Teufelswahns, des Hexenglaubens, der Geiſterſeherei; hier ſchafft dieſelbe Kraft eine höhere ideale Welt, worin die amorphen Geſtalten des Lebens ſich zu glänzenden Kryſtallen verwandeln, dort ſchafft dieſelbe Kraft den vernunftbaren Aberglauben, die maßloſe Religionsſchwärmerei und in deren Gefolge alle Gräuel des Fanatismus und der Verfolgungsſucht.

Furchtbare Extreme, ganz gewiß: allein wie nahe ihre Berührungspunkte liegen und wie ſchwer hier die Grenze zu finden iſt zwiſchen Traum und Wachen, Wahn und Wahrheit, davon liefert die Lebensgeſchichte der reichbegabteſten Naturen zahlreiche erſchütternde Beiſpiele. Der Dämon, von welchem Sokrates ſich beherrſcht glaubte und der ihn zuweilen in offenbaren Vergnügungen verfolgte, iſt bekannt; Taſſo, der Dichter des „Befreiten Jeruſalem", hatte Viſionen, in denen er Geiſter ſah; Luther diſputirte mit dem Teufel in Perſon. Und wenn ſolche markige mannhafte Charaktere wie Letzterer der zerſtörenden Gewalt ſolcher Anwandlungen nicht erlagen, ſo ſehen wir dagegen, um der großen Menge von Religionsſchwärmern hier gar nicht weiter zu gedenken, einen vielſeitigen Gelehrten und ſcharfen Denker, Swedenborg, in Aberglau-

ben und Geisterseherei untergehen. Der Blick, welcher diese Visionen begleitet, ist ein außerordentlich starrer, die Augenachsen sind parallel, die Pupille meist weit geöffnet, durch die Anstrengung aller Muskeln wird das Auge etwas hervorgedrängt. Bei längerer Fortdauer der Vision tritt gewöhnlich ein krampfhaftes Zucken der Augenmuskeln ein.

Bei Denjenigen, welche viel zu sinnenden Betrachtungen aufgelegt sind, werden wir diese Einstellung der Augen in den Meseropter sehr oft beobachten, nicht nur in der Einsamkeit, sondern auch in der anregenden Umgebung der Natur, im Verkehr mit Andern, selbst während des Gespräches, wo wir diesen Zustand als Gedankenlosigkeit oder Zerstreutheit auffassen. Lebhafte, praktische Menschen dagegen, scharfe Beobachter, energische Charaktere entziehen den Blick nur selten der Fixation der Außenwelt; sie sind gewohnt, mit dem Gedanken den Gegenstand zu sehen, die Sinneswahrnehmung, das sichtbare Object regt sie sogleich zu Handlungen an, die dem mehr philosophirenden Denker erst nach einer Reihe von stillen und lauten Monologen kommen. Es gehört wol zu den schwierigsten Aufgaben des Porträtmalers, diese geistige Individualität, die im Blicke liegt, wiederzugeben und doch darf sie einem Porträt im höhern Sinne, welches zugleich ein geistiger Abdruck des innerlichen Lebens sein soll, niemals fehlen. Wem würde z. B. Schiller's Bildniß genügen ohne diesen sinnend ruhenden Blick, wem ein Porträt Goethe's ohne den offen klaren Blick in die Welt, ohne bestimmte Fixation der Augen?

Besonders charakteristisch für einen Gedankengang, eine Gemüthsstimmung ist die Art und Weise, wie wir aus einem Horopter in einen andern übergehen. Im Zustande der Sehnsucht schwebt der Seele ein entferntes Object vor, daher wird der Fixationspunkt bei diesem Blick weit hinausgeschoben, die Augenachsen sind parallel oder nahezu parallel, die Pupille erweitert sich. Der Blick der Andacht, bei der Erhebung der Seele zum Göttlichen, strebt von dem vorher fixirten Gesichtspunkte aufwärts, die Augenachsen sind ebenfalls parallel, das Auge scheint mehr gefeuchtet als im gewöhnlichen Zustande. Bei dem Blick der Liebe erscheinen alle Augenmuskeln etwas angezogen und in großer Thätigkeit, das Auge bewegt sich mit Schnelligkeit und der Convergenzpunkt fällt gewöhnlich etwas vor den fixirten Gegenstand, die Augenachsen richten sich dann nach leichtem Schwanken mehr parallel. Der erhöhte Glanz des Auges wird durch das Straffe des Augapfels und durch etwas vermehrte Augenflüssigkeit bewirkt. Bei heiterer Gemüthsstimmung richtet sich der Blick auf das Object, während er bei hellem Lachen meistens über das Object hinausgeht. Ein tückischer Blick zeichnet sich durch die Schnelligkeit aus, womit er von einem Horopter zum andern überspringt; er trifft dabei mit vieler Sicherheit das zu fixirende Object, verläßt es

aber ebenso schnell, um auf einen andern Gegenstand überzugehen. Vielleicht mit noch größerer Schnelligkeit und Sicherheit trifft der Zorn seinen Gegenstand; doch geht sein Blick in gerader Linie vorwärts, der Zornige durchdringt, durchbohrt gleichsam seinen Gegenstand, während alle Augenmuskeln gewaltsam arbeiten, wobei der Augapfel etwas vorgedrängt wird, die Iris aber in schwankender Bewegung ist. Durch sehr plötzlich eintretende Gemüthszustände, z. B. Schreck, wird das Sehvermögen momentan gelähmt, die Augen werden nicht selten nach verschiedenen Seiten abgelenkt, die richtige Achsenstellung hört auf; im Allgemeinen ist der Horopter alsdann weit und die Pupille erscheint groß. Daß blitzschnelle Augen sowol den Furchtsamen bezeichnen wie den Verwegenen, hat schon Aristoteles bemerkt. Doch läßt sich auch hier noch eine große Verschiedenheit nachweisen. Nämlich nur der Muthige richtet die Augen mit Bestimmtheit auf den Gegenstand, der sich ihm in den Weg stellt und gegen den er deshalb ankämpfen will; ihm ist eine sichere schnelle Fixation eigen, mittels welcher er das Object erkennt und alle Bewegungen desselben verfolgen kann. Der schnelle Blick des Furchtsamen dagegen wendet sich von der Seite, wo die Gefahr ist, ab; da er sie aber auch wieder nicht völlig aus dem Auge verlieren will, eben weil er sich davor fürchtet, so eilt der Blick dorthin zurück, doch ohne sichere Einstellung der Augen, der Fixationspunkt irrt entweder über das Ziel weit hinaus oder fällt weit vor dasselbe. Daher der unsichere Blick des Furchtsamen, daher die unrichtige Abschätzung aller Größenverhältnisse, zu welcher die Furcht uns verführt; die Doppelbilder lassen den Gegenstand weit größer erscheinen, der unbestimmte Eindruck derselben wird durch die aufgeregte Phantasie bedeutend ausgeweitet zum Bewußtsein getragen und gestaltet sich somit zu erschreckenden Vorstellungen.

Allen denjenigen Gemüthsbewegungen, welche die Seele angenehm bewegen, sie freudig stimmen, ihre Spannkraft erhöhen, scheint eine große Sehweite mit erweiterter Pupille anzugehören, z. B. Hoffnung, Vertrauen, Bewunderung ꝛc. Das Umgekehrte gilt von den Gemüthsstimmungen, welche beklemmend auf der Seele lasten und ihren freien Aufschwung hemmen, z. B. Trauer, Mismuth, Zweifel, Furcht. Zugleich lassen erstere größere Bewegungen der Augen zu, wobei der Blick in kreis- oder wellenförmigen Linien fortschreitet, während die Bewegungen bei letztern beschränkter sind und etwas ungleichmäßig und unsicher ausgeführt werden.

Eine eigenthümliche Lieblichkeit, ja ein poetischer Zauber ruht in dem Ausdruck des kindlichen Auges; selbst die härteste, verstockteste Seele verschließt sich nicht leicht dem offenen hellen Blick des Kindes, in dem wir die ganze Unschuld des kindlichen Alters, seine ganze Unbefangen-

heit und Vertraulichkeit zu leſen meinen. Unterſuchen wir dieſen Blick phyſiologiſch, ſo werden wir finden, daß die Eigenthümlichkeit deſſelben vorzugsweiſe in dem Parallelismus der Augenachſen bei allem Sehen liegt, alſo in der Unkenntniß der Geſetze, die dem Sehen ſelbſt zugrunde liegen. Denn um ein deutliches Sehen zu erreichen, müſſen, wie der Leſer ſich aus dem Frühern erinnert, die Augenachſen gegen den fixirten Gegenſtand convergiren, ſodaß alſo Parallelismus der Augenachſen erſt bei unendlicher Sehweite eintreten darf. Dieſe richtige Stellung aber erlernt das Kind erſt allmälig und bis das geſchieht, beſchreiben die Kinderaugen bei allen Bewegungen in gleichen Zeiten ſtets gleiche Bogen. Die Contractilität der Iris iſt noch gering, daher iſt die Pupille ſtets weit geöffnet. Es kommt dazu, daß das menſchliche Auge in der früheſten Jugend regelmäßig eine helle, liebliche blaue Farbe hat, indem die Hinterwand der Iris ſich erſt ſpäter mit einem dunklen Pigment füllt, das, je nach der Verſchiedenheit ſeiner Anhäufung, die verſchiedene Färbung der Augen bewirkt.

Wie nun aber der Parallelismus der Augenachſen der Typus des kindlichen Blicks iſt, ſo treffen wir eben denſelben in der Regel auch wieder als Typus des Greiſenalters. Der Parallelismus, der dort Reſultat der Unerfahrenheit war, iſt hier Reſultat der Gewöhnung. Betrachten wir die gewöhnliche Beſchaffenheit der Augen in den verſchiedenen Altersperioden, ſo finden wir, daß nur dem reifern Jugendalter die volle Elaſticität des Auges zugehört, vermöge deren für alle Entfernungen des Sehens eine richtige Einſtellung (Accommodation) des Auges möglich iſt. Schon nach dem 40. Jahre pflegt dieſe Fähigkeit mehr und mehr abzunehmen, ſodaß von da ab nur parallele oder nahezu parallele Strahlen ein deutliches Bild auf der Retina formen und da die Achſenſtellung der Augen der Richtung der einfallenden Strahlen gemäß iſt, ſo findet ein deutliches Sehen nur bei paralleler Einſtellung ſtatt, und das zunehmende Alter wird daher einen immer weitern Horopter haben. Es offenbart ſich alſo auch hier jene Verwandtſchaft des Kindes- mit dem Greiſenalter, wiewol es auch andererſeits wieder nicht an Verſchiedenheiten fehlt. Die Erſcheinungen ähneln ſich, aber ſie treten auf ſehr verſchiedene Weiſe auf; dort der Charakter des auftretenden, umſichgreifenden Lebens, hier der Charakter der zerfallenden, hinſinkenden Natur. Und nun gar erſt im Glanz der Augen, welch ein Unterſchied! Die Fülle des von der Hornhaut und den innern Häuten des jugendlichen Auges zurückſtrahlenden Lichts, wie ganz anders wirkt ſie auf uns ein als der matte Schimmer, der durch das alternde Auge bricht. Die Gründe dieſer letztern Erſcheinung hier zu entwickeln, würde uns in zu tiefgehende phyſikaliſche und phyſiologiſche Unterſuchungen führen; daher genüge die Bemerkung, daß das Schwinden des Glanzes

mit der im Alter entstehenden Verminderung der Straffheit des Augapfels zusammenhängt.

Alle freudigen Affecte der Seele zeichnen sich dadurch aus, daß sie das Auge in leichte wohlthuende Bewegungen versetzen, die Augen Bogen beschreiben lassen, die in gefälliger Verschlingung ineinander übergehen. Auch auf den Zuschauer macht dies Spiel der gleichsam wellenförmig bewegten Augen einen angenehmen Eindruck, gern und freudig schauen wir in ein freudebewegtes Auge und entziehen uns nur schwer seinen Reizen. Deprimirende Gemüthsstimmungen dagegen veranlassen die Augen zu Bewegungen, deren Ausdruck unangenehm und unschön ist. Diese Thatsache mag uns zur Veranlassung dienen, noch einen Schritt weiter in diesen Betrachtungen vorzugehen und einige Bemerkungen über das Sehen selbst hinzuzufügen. Wie oben erwähnt worden, ist das Sehfeld des schärfsten Sehens nur sehr klein, sodaß also, will man die Form eines Gegenstandes genau ins Auge fassen, der Kreuzungspunkt der Sehachsen allen Contouren des Gegenstandes folgen, alle Lineamente desselben durchlaufen muß. Eine analoge Bewegung der Augen ist erfoderlich bei genauer Verfolgung eines bewegten Körpers, indem man hier statt der Form die Bahn zur Auffassung zu bringen sucht. Ein eigenes Muskelsystem erlaubt und vollstreckt allseitige Drehbewegungen des Augapfels in der Augenhöhle, jedoch um einen ruhenden idealen Mittelpunkt. Die Bewegungen beider Augen geschehen gleichzeitig und werden mit der größten Leichtigkeit ausgeführt, wenn beide Augen in gleichen Zeiten gleiche Winkel beschreiben, wie dies bei der Bewegung des Fixationspunktes im Horopter der Fall ist. Schreitet der Convergenzpunkt in Kreis- und Wellenlinien, in elliptischen Linien u. s. w. fort, so können die entsprechenden Bewegungen der Augen meistens mehr oder weniger ohne innern Zwang und mit Leichtigkeit ausgeführt werden. Doch ist dies nicht bei allen Gegenständen der Fall. Verfolgt der Blick z. B. die gerade Linie, so sind die Winkel, welche beide Augen beschreiben, nicht gleich, es werden mithin in gleichen Zeiten ungleiche Bogen durchlaufen, woraus eine gewisse Spannung während der Ausführung der Bewegung hervorgeht. Am angenehmsten scheint unser Sensorium angeregt zu werden, wenn das Auge durch das Gesichtsobject zu allseitigen Bewegungen veranlaßt wird, welche ohne Zwang ausgeführt werden können. Darum ist uns die Betrachtung des gestirnten Himmelsgewölbes, einer ausgedehnten Landschaft ꝛc., so angenehm; aus denselben Gründen macht es dem Kinde Vergnügen, die Bahn einer von verschiedenen Luftströmungen bewegten Feder zu verfolgen. Umgekehrt haben gewisse Körper eine solche Gestalt, daß der Blick ihren Contouren nicht folgen kann ohne eine gewisse unbequeme Spannung, oder sie veranlassen die Augen auch wol, plötzlich von einer Bewegungsrichtung in

eine andere überzuſpringen. Beides erfodert eine gewiſſe Anſtrengung des Muskelſyſtems und eine Rückwirkung dieſer Anſtrengung äußert ſich auf die Empfindung beim Sehen und kann im Stande ſein, den Genuß der Sinnenwahrnehmung zu ſchwächen und zu verkümmern. Geſchieht dies und übertragen wir den Einfluß auf das Geſichtsobject ſelbſt, ſo nennen wir daſſelbe unſchön. Eine Wellenlinie regt das Auge zu vielſeitigen Bewegungen an, alle Bewegungsrichtungen ſind ohne ſchroffe Uebergänge miteinander verbunden; der Eindruck einer ſolchen Linie iſt daher ein angenehmer. Wegen der übereinſtimmenden Beziehungen muß Daſſelbe von der Verfolgung eines wellenförmig bewegten Körpers gelten. Das Vergnügen, welches wir bei dem Anblick des bewegten Waſſers empfinden, erklärt ſich wenigſtens theilweiſe aus dieſem Umſtand; die ſtets erneuerte Wiederkehr der vielfachen Bewegungen des Wellenſchlags gewährt dem Auge ſtets neue gefällige Beſchäftigung und auch der Geiſt verſenkt ſich gern ſinnend in jene univerſale Lebendigkeit, jene allſeitige Thätigkeit, in deren Regelmäßigkeit er ein beſtimmtes Geſetz ahnt, bis endlich auch die Phantaſie ihre bunten Geſtalten in dies flüſſige, ſelbſt mit Form und Färbung der Körper ſpielende Reich des Proteus hineinwebt, indem ſie es mit Nereiden und Najaden bevölkert. Auf ähnliche Weiſe wirken auch die gleichſam fließenden Bewegungen des Tanzes ſehr angenehm auf das Auge; ja ſelbſt die Bewegungen des Taktirſtocks in der Hand eines tüchtigen Muſikdirectors erhalten auf dieſe Weiſe zuweilen eine beſondere Fülle von Schönheit, es iſt gleichſam eine Muſik für das Auge.

Dahingegen ſind alle eckigen, ſcharfen Bewegungen, z. B. die ſchnellen, unzuſammenhängenden Geſten ſchlechter Schauſpieler, dem Auge ungefällig. Doch müſſen wir uns hüten, dem Satz eine zu große Allgemeinheit zu geben und zu behaupten, als ob ſchlechthin alle Bewegungen, welche bei genauer Beobachtung dem Muskelapparate der Augen Zwang anthun, das Senſorium unangenehm anregten und deshalb unſchön ſeien. Rufen wir uns beiſpielsweiſe die verſchiedenen Empfindungen in die Seele, welche der Anblick von Landſchaften entgegenſtehenden Charakters in uns zu wecken vermag. Verſetzen wir uns in eine jener lieblichen Gegenden, wo Berge und Thäler in gefälligen Wellenlinien ſich heben und ſenken, wo das Auge überdies die vielfach gewundenen Umgrenzungen der Waldungen, der Felder und Fluren oder das Schlängeln der Wege und Flüſſe verfolgen kann: ſo wird die Betrachtung dieſer Formen, ſelbſt abgeſehen von der Schönheit der Färbung, der Beleuchtung ꝛc. ein Luſtgefühl in uns erwecken; indem das Auge willig dieſen Linien folgt, entſteht ein Wohlbehagen, welches ſich von dem Senſorium aus über alle Empfindungen ausbreitet, welche der Anblick in uns erweckt. Betrachten wir dagegen jene wild-romantiſche Landſchaft. Steil, ſchroff

vortretend, ragen die zerklüfteten eckigen Felswände empor, unregelmäßig thürmt sich das zackige Gestein auf- und aneinander, nirgends eine Wellenlinie, nirgends ein sanfter Uebergang; Alles, was dort bei der Betrachtung unser Vergnügen hervorrief, fehlt hier, selbst die zarte Färbung, die Abwechselung des Colorits. Aber nennen wir darum den Anblick widerwärtig, die Gegend häßlich? Nein: vielmehr erweckt uns gerade das Anschauen solcher Gegenden einen ganz besondern Genuß und wir preisen sie als hochromantisch. Dieser Genuß wird nicht hervorgebracht durch die objective Schönheit der Formen oder des Colorits, sondern durch das Ueberwältigende der Gedanken und Gefühle, die auf uns einströmen. Mit klarem Bewußtsein oder im dunkeln Gefühle steht vor uns die gigantische Gewalt, welche diese Wände aufthürmte, stehen vor uns die mächtigen Umwälzungen, von denen die Zerrissenheit dieses Gesteins Zeugniß ablegt. Die Formen, die auf unserer Retina sich abspiegeln, sind so neu, so seltsam und ungewohnt, die Verfolgung derselben bringt unsere Augenmuskeln allerdings vielleicht in eine unangenehme Spannung: aber auch diese Spannung ist etwas Neues, Ungewohntes und vermehrt somit nur den erhabenen, überwältigenden Eindruck, der freilich bei längerer Dauer sich auch leicht wieder bis zum Aengstlichen, Beklemmenden steigern kann. Der Reiz, den der Anblick dieser letztern Landschaft gewährt, besteht mithin vornehmlich in der Stärke der Anregung, die unser Staunen, unsere Bewunderung weckt, während er bei der erstern in einem gewissen Wohlbehagen, einer gewissen innern Uebereinstimmung aller Empfindungen seinen Grund fand.

Die Empfindungen, welche ein Gegenstand in uns erzeugt, der Eindruck, den er hinterläßt, sind immer das Resultat mehrer unter sich verbundener Einwirkungen und wir würden daher unstreitig gleichfalls zu ganz falschen Consequenzen gelangen, wollten wir das Gesetz aufstellen, ein Gesichtseindruck sei um so angenehmer, eine Form um so schöner, je mehr sie der Bedingung genügt, das Muskelsystem des Auges während der Beobachtung in angenehm spielende Thätigkeit zu setzen. Allerdings ist Letzteres im Allgemeinen eine Bedingung für die Behaglichkeit, das freudige Sichversenken in die Sinnenwahrnehmung, unbedingt leiten aber kann es unser Gefühl nur dann, wenn keine störenden Einwirkungen von dem Objecte des Gesichts ausgehen oder wenn keine stärkere Anregung unser Gefühl und Urtheil umstimmt. Gewiß ist der Gesammteindruck weit mehr abhängig von der Summe der Gedanken und Gefühle, die das Object zu erwecken im Stande ist, als von irgendeinem einzelnen derselben. Bei allen Gesichtswahrnehmungen beschränkt unsere Thätigkeit sich nicht darauf, daß wir eine Figur oder Form sehen, sondern mit deren Auffassung ist auch ein Gedanke, eine geistige Vorstellung eng verbunden, die gewissermaßen in dem Objecte enthalten ist und sofort mit ihm er-

kannt wird. Iſt dies ſchon in den vorhin gewählten etwas complicirten Beiſpielen aus der Naturbetrachtung zur Anſchauung gekommen, ſo muß es ſich noch weit concreter darſtellen in einem einfachern Falle. Nehmen wir als das Allereinfachſte die Darſtellung einer mathematiſchen Figur, ſo liegt darin ein gewiſſes Geſetz ausgeſprochen, für welches die mathematiſche Formel der Ausdruck iſt. Eine tiefere Einſicht in die vielfachen innern Verhältniſſe, die erſt der weitere Calcül kennen lehrt, wird der bloße Anblick ſchwerlich gewähren: aber ſelbſt wenn unſere Gedanken gar nicht weiter auf dieſer Geſetzmäßigkeit, der Symmetrie der Anordnung ruhen, ſo gibt doch die flüchtigſte Anſchauung der Figur immer ſchon eine dunkle Vorſtellung derſelben als eines harmoniſchen, nach einem beſtimmten Plane hervorgetretenen Ganzen, und darin liegt denn ſofort eine innere Befriedigung, die ſich von der Empfindung beim Sehen nicht lostrennen kann. Die gerade Linie genügt den angegebenen Anfoderungen des Muskelapparats der Augen nicht, und doch läßt ſich ihr eine gewiſſe, wenn auch ſehr unentwickelte Schönheit nicht abſprechen. In der zutage liegenden Einheit der Richtung iſt ſo unabwendbar eine Geſetzmäßigkeit ausgeſprochen, die Symmetrie und volle Gleichheit aller Theile tritt ſo ſichtbar als ein beſtimmter abgeſchloſſener Gedanke auf, alle Beziehungen der geraden Linie ſind ſo einfach, ſo frei von jeder individuellen Auffaſſung, daß der Eindruck derſelben durchaus kein unangenehmer iſt. Für ſich allein trägt ſie indeß mehr den Charakter der Zweckmäßigkeit als der Schönheit, wir fühlen immer heraus, daß ſie der kürzeſte Weg zwiſchen zwei Punkten iſt.

Dieſe Fäden hier weiter auszuſpinnen müſſen wir uns verſagen. Doch wird es erlaubt ſein, darauf hinzuweiſen, wie die verſchiedenen Bereiche menſchlichen Wiſſens, in unſerm Falle Naturwiſſenſchaft und Aeſthetik, nicht nur ſich überall berühren, ſondern ſogar ineinander verwachſen, wie ſelbſt das Gebiet der Kunſt nicht etwas ſchlechthin Abſolutes iſt, ſondern abhängig bleibt von den Geſetzen unſers ganzen Daſeins und den allgemein menſchlichen Erkenntnißquellen und Erkenntnißformen, — und wie endlich nichts den Geſetzen zuwiderlaufen kann, die wir in der Natur ausgeſprochen finden. Nur indem wir von den in der Natur bedingten Vorausſetzungen ausgehen, nur indem wir deutlich ausgeprägte Erſcheinungen in ſteter Beziehung zu den urſächlichen Bedingungen betrachten, werden wir einigermaßen geſichert ſein, uns nicht in nebelhafte Abſtractionen zu verlieren.

Um aber ſchließlich zu unſerm Ausgangspunkte zurückzukehren, nämlich zu dem Satze, daß das Spiel der ſanftbewegten Augen auf Andere einen ſehr angenehmen Eindruck mache: ſo haben wir jetzt nachzuweiſen verſucht, daß die Objecte, welche das Auge in ſolche ſanfte wellenförmige Bewegungen verſetzen, ſehr geeignet ſind, in dem Beobachter ange-

nehme Empfindungen zu erwecken. Blicken wir in ein durch sanfte Gemüthsschwingungen lieblich-bewegtes Auge, so werden wir veranlaßt, diesen Blicken zu folgen, also ähnliche Bewegungen der Augen auszuführen, die eine ähnliche angenehme Stimmung in uns erzeugen. Andererseits geht ein Theil jener Empfindungen, die in Andern erweckt waren, durch unsere Erkenntniß derselben und unsere Theilnahme in uns über. Macht es uns Vergnügen, in dem bewegten Wasser dem Spiel der Wellen nachzuforschen, so wird es gewiß ein nicht minderes Vergnügen sein, den harmonischen Wallungen des Gemüths nachzuforschen. Noch lieblicher aber, unendlich lieblicher als Alles, was die Pracht der Natur uns bieten kann, ist das Spiel der Augen, wenn Liebe die Blicke lenkt, wenn der Blick der Holden flüchtig auf dem Manne weilt und dann schalkhaft abirrt, um in süßem Sinnen mit dem Bilde des Geliebten zu tändeln; dann mag wol jede Trübniß wie ein Frühlingsnebel zerrinnen und wir fühlen die Wahrheit des schönen Wortes, das Walter von der Vogelweide singt:

Das kann den trüben Muth erquicken,
Und löschet alles Trauern an derselben Stund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr rother süßer Mund
Und Pfeile aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzensgrund.

Literatur und Kunst.

Rechtswissenschaft.

Gegenstände der Rechtswissenschaft in einer klaren und allgemein verständlichen Sprache zu verhandeln, sodaß auch der Laie im Stande ist, der Darstellung zu folgen und sich ein Urtheil über die in Anregung gebrachten Gegenstände zu bilden, ist ohne Zweifel ein höchst verdienstliches Unternehmen, und die deutschen Rechtsgelehrten sollten sich in dieser Hinsicht nicht so spröde und saumselig zeigen, als sie, mit wenigen Ausnahmen, zu denen wir z. B. Reinhold Köstlin's Schrift über die Geschworenengerichte rechnen, zur Zeit noch thun. Nur muß eine solche Populariſirung juriſtiſcher Fragen dann anders angefangen und durchgeführt werden, als es in dem vor einiger Zeit erschienenen Werke des Dr. Friedrich Nöllner, großherzoglich hessischen Hofgerichtsraths in Gießen: „Die deutschen Juristen und die deutsche Gesetzgebung seit 1848. Zugleich als Prognose für nationale Rechtsreform" (Kassel, Fischer) geschehen ist. Wer Andere belehren und wer namentlich als Lehrer des Volks auftreten will, der muß vor allem erst sich selbst klar sein über Das, was er eigentlich will. An dieser so höchst unentbehrlichen Klarheit fehlt es jedoch dem Verfasser des eben genannten Werks vollständig; man kann das dickleibige, an 500 Seiten starke Buch sehr aufmerksam durchgelesen haben und kann doch schließlich in großer Verlegenheit sein, wenn man sagen sollte, was der Verfasser eigentlich damit bezweckt hat und in welchem Sinne er die von

ihm so dringend begehrte Rechtsreform geleitet und ausgeführt wissen will. Allerdings spricht er viel von volksthümlichem Rechte, aber was er sich dabei denkt, wird nirgends klar; daß es der gewöhnliche Begriff nicht ist, den man auch sonst mit diesem Worte verbindet, versichert er selbst unzählige mal, wie er denn überhaupt nicht Worte finden kann, seinen Abscheu und seine Verachtung gegen Alles, was irgendwie nach Volksrechten im Sinne der modernen Zeit, nach Demokratie und Revolution ꝛc. schmeckt, kräftig und lebhaft genug auszudrücken. Er ist eben mit Allem unzufrieden, was in der deutschen Rechtswissenschaft besteht; er eifert gegen die gelehrten Juristen und verachtet die Praktiker, er betrachtet die Einführung des römischen Rechts in Deutschland als die Quelle unsaglichen Elends und spottet über die Reste ursprünglicher deutscher Gesetzgebung, die sich in einigen Provinzialrechten noch hier und da erhalten haben; er ruft Wehe über den geheimen Inquisitionsproceß und blickt auf die Anfänge unserer Geschworenengerichte mit dem ganzen Hochmuth eines Juristen herab, der außer Corpus juris und Acten kein Heil kennt. Wer soll in dieses Chaos Licht und Ordnung bringen? Der Verfasser selbst hat es verschmäht und der Laie, für den sein Buch hauptsächlich bestimmt scheint, vermag es nicht. Es bleibt somit als Resultat des Ganzen nichts übrig als die Thatsache, daß es mit unserer Jurisprudenz von A—Z verzweifelt steht und daß Niemand weiß, wo und wie zu helfen. Das mag so sein; allein um diese traurige Wahrheit zu erhärten, brauchte nicht erst ein so dickleibiges Opus geschrieben zu werden, und noch weniger braucht der Laie es zu lesen. Und so gehört das Röllner'sche Werk denn zu jener Art von populären Schriften, die auch bei uns nachgerade ziemlich häufig werden: nämlich zu denen, die mehr Schaden als Nutzen, mehr Verfinsterung als Aufklärung verbreiten und vor denen daher eine gewissenhafte Kritik das Publicum nach Kräften zu warnen hat. ER.

Neue Lyriker.

Die Gewässer der deutschen Lyrik fließen munter fort; so dürr die Zeit auch übrigens ist und so ausgetrocknet die Herzen des Volks, dieser Brunnen der „Liebe und Triebe", der „Herzen und Schmerzen" ist und bleibt unversiegbar. Selbst die Kritik, die mit Steinen darein wirft, vermag ihn nicht zuzuschütten; so hoch sie ihre Dämme auch thürmt und so gründlich sie nachweist, daß die beste Lebenskraft der Nation in Gefahr ist, in dieser ewigen Lyrik zu verfließen — es hilft doch Alles nichts, die Wasser fließen ihren Weg, ja für jeden lyrischen Eimerträger, den die Kritik zerspaltet, stehen wie im Märchen flugs zwei andere auf:

Naß' und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen;
Welch' entsetzliches Gewässer!

Aber warum auch nicht? Seit das „Singe wem Gesang gegeben" im „Deutschen Dichterwald" proclamirt worden, betrachtet es jeder Deutsche als ein angeborenes und unveräußerliches Recht, seinen lyrischen Wässern freien Lauf zu lassen, und da er bekanntlich sonst an unveräußerlichen Rechten nichts weniger als reich ist, so können wir es ihm allerdings nicht verdenken, daß er wenigstens diesem nicht entsagen will. Lassen wir denn alle kritischen Bedenken beiseite und

nehmen wir die lyrische Fruchtbarkeit des deutschen Volks als eine Thatsache hin, die einmal vorhanden ist und gegen die sich daher auch mit Worten nicht ankämpfen läßt; Moses brachte durch sein Gebot das Rothe Meer zum Weichen, der Kritiker aber, der durch ästhetische Machtsprüche die Flut unserer lyrischen Dichtung zum Stehen bringt, soll noch erst geboren werden.

Und so werfen wir denn, statt uns in müßige Klage zu verlieren, vielmehr einen Blick auf Das, was der Strom des Tages mit sich führt. Viel edle Perlen werden es freilich nicht sein: aber wenn die Quelle nur klar und frisch ist und wenn sich nur der Himmel einer natürlichen und wahren Empfindung darin widerspiegelt, so finden sich ja wol zuletzt immer noch einige theilnehmende Seelen, die an dem wechselnden Spiel der Wogen ihre Freude haben und ihnen mit Vergnügen zuhorchen, wie sie rauschen und plätschern und brausen und tosen, bis endlich das allgemeine Geschick sich auch an ihnen erfüllt und Vater Ocean sie alle in seine unergründlichen Tiefen versammelt. Da ist zum Beispiel „Lyrisches und Episches von Betty Paoli“ (Pesth, Heckenast): ein kleines, elegantes Büchlein, aber der Geist, der darin wohnt, hat nichts gemein mit jener geleckten Salonpoesie, jenen zierlichen Nichtigkeiten, die jetzt so gern für die wahre Poesie gelten möchten. Es braust in diesem Buche ein Strom starker, heftiger Leidenschaft, fast zu heftig für das Herz einer Frau, wenn nicht weibliche Anmuth und ein lebendiger Sinn für das Schöne ihn in Schranken hielte. Die Sammlung zerfällt in drei Bücher, von denen das erste das schwächste ist, indem es neben einigen tiefempfundenen Schilderungen gemüthlicher Zustände auch eine Anzahl ziemlich unerheblicher Gelegenheitsgedichte und andere untergeordnete Schöpfungen bringt. Dagegen enthält das zweite Buch vieles höchst Ausgezeichnete; in kurzen Liedern die wechselnden Eindrücke der Seele widerspiegelnd, liefert es uns die Geschichte einer Liebe, welche trotz ihrer Innigkeit, ja trotz der flammenden Leidenschaft, zu der sie sich stellenweise erhebt, ihren Abschluß endlich doch nur in stillschmerzlicher Entsagung findet. Auch das dritte Buch, in welchem uns zwei erzählende Gedichte geboten werden „Mac Dugald“ und „Ada“ enthält viel Gutes und zeigt namentlich das darstellende Talent der Dichterin im besten Lichte. Die nachstehenden beiden Proben scheinen uns ihre Eigenthümlichkeit treffend wiederzugeben; die eine, dem Gedichte „Einem Freunde“ (S. 69) entlehnt, zeigt die starke, fast männliche Kraft ihres Geistes, während die andere, dem Schluß des zweiten Buchs entnommen, dem Leser einen Begriff geben mag von der Innigkeit der Empfindung und der Grazie des Ausdrucks, welche die Dichterin sich neben jener Männlichkeit bewahrt hat:

Grolle nicht dem Widerspruch
Der dein Inn'res spaltet,
Bald als Segen, bald als Fluch
Wechselnd sich gestaltet;

Lern' in gut' und böser Zeit
Dich ertragen eben
Und bedenk' im schwersten Streit:
Widerspruch ist Leben.

* * *

Vom Hauch der Nacht umweht,
Von ihrem Duft umwoben,
Hab' still ich im Gebet
Mein Herz zu Gott erhoben.

Ich habe mein Geschick
Gelegt in seine Hände,
Ihm dargebracht mein Glück
Als reine Opferspende.

Und nur gesteht, daß dir,
Für den so tief ich glühe,
Des Lebens beste Zier
Im reichen Flor erblühe.

Daß, was des Schicksals Groll
Dir hat bestimmt an Schmerzen,
Sich früher brechen soll
An meinem eig'nen Herzen!

Nun fühl' ich stark und frei
Mich tief im Seelengrunde;
Mich dünkt, vorüber sei
Des Lebens schwerste Stunde.

So tief und leidenschaftlich also empfindet eine Frau, so kräftig sprudelt der Strom ihrer Dichtung daher. Desto zahmer scheinen unsere Männer geworden; da haben wir gleich eine ganze Gruppe von Dichtern beisammen, die alle so sanft und still daherschleichen, recht wie die Wiesenbächlein. Zuerst: „Gedichte von Friedrich Grimm" (Leipzig, Serig). Das ist echte Jugendpoesie, nämlich wie die Jugend heutzutage wieder geworden ist: sehr sanft, sehr bescheiden, sehr thränenreich, sehr voll Todesgedanken und vor allem sehr verliebt. Der Dichter hat gewiß den besten Willen: doch müssen wir bezweifeln, daß diese bescheidene Welle seinen Namen jemals zur Unsterblichkeit tragen oder daß außer der „Aline", der er sein Büchlein „zum Zeitvertreib" (auch ein Standpunkt!) widmet, noch Jemand viel Notiz von seinen Versen nehmen wird.

Auch die „Klänge aus dem Norden, Gedichte von Bruno Strahlau" (Hannover, Rümpler) klingen gar trübselig in die Welt; der Dichter versichert uns:

Wo des Lebens Wellen flugs gerinnen
An dem Pole der Vergänglichkeit,
Gräberdüfte mit der Nacht sich minnen:
Ist der Zukunft höchste Seligkeit.

Dort begrab' ich meine schönsten Träume,
Eisig lächelt mir die Wirklichkeit,
Und des Lebens leichte bunte Schäume
Rinnen in das Meer der Ewigkeit.

Das ist denn freilich eine Melodie, die wir auf dem heutigen Parnaß kaum noch zu vernehmen glaubten, so abgespielt ist sie; hoffentlich wird der Dichter, der offenbar noch sehr jung ist (er selbst liefert S. 4 den „Wunsch eines Unmündigen" — absit omen!), sich mit der Zeit aus diesen Unklarheiten herausarbeiten und auch zu der Einsicht wird er alsdann gelangen, daß man mit dieser Wiederholung schlechter und längst veralteter Muster heutzutage unmöglich mehr den Namen eines Dichters erwirbt, auch wenn man es, wie das Titelblatt der „Klänge aus dem Norden" uns versichert, bereits zu einer „zweiten Auflage" gebracht haben sollte.

Eine ähnliche schwermüthige, lebensmüde Stimmung, doch gemildert durch größere Klarheit und Männlichkeit des Geistes, finden wir in „Tannengrün. Dankes-, Trost- und Liebesbüchlein von Ludwig Percival. Zweite vermehrte Auflage" (Frankfurt a. M., Brönner) und „Epheuranken, Gedichte von Friedrich Biedermann" (Bremen, Schünemann). Die erstere Sammlung haben wir schon früher besprochen und das Gute, was sie enthält, anerkannt. Leider scheint sich dasselbe bei dieser zweiten „vermehrten Auflage" nicht mit vermehrt zu haben; gleich das Widmungsgedicht ist höchst trivial, nach Form wie Inhalt, und auch übrigens treffen wir auf manches Unbedeutende, was das Büchlein zwar stärker, aber nicht besser gemacht hat. F. Biedermann singt „Nachtlieder" (S. 21), in denen er sich mit wahrhaft wunderbarer Naivetät in gewissen allbekannten Reminiscenzen ergeht (z. B. S. 25)

und auch sein Humor, mit dem er es stellenweise versucht, ist nicht viel glücklicher; eine Liebeswerbung, die mit Bossard's „Seelenkunde" beginnt (S. 160), ist selbst als Scherz so ungeschickt, daß man sie wenigstens nicht noch mit Sonetten verherrlichen sollte.

Wo von neuen deutschen Gedichten die Rede ist, darf natürlich Johann Nepomuk Vogl nicht fehlen. Hrn. Vogl's Muse war ursprünglich ein frisches, munteres Gebirgswasser; seit er dasselbe jedoch als guter Industrieller benutzt, Mühlräder zum täglichen Bedarf damit zu treiben, ist die Welle seiner Dichtung etwas träg und flach geworden. Doch zeichnen die „Neuen Gedichte, Epigrammatisches und Sprüchliches" (Leipzig, Kollmann) sich vor Dem, was der allzu fruchtbare Dichter in den letzten Jahren geleistet hat, durch größere Frische und Innigkeit der Empfindung vortheilhaft aus; die gedrungene Form hat auch den Inhalt gediegener und kräftiger gemacht, während in den bandwurmartigen Balladen, mit denen Hr. Vogl das Publicum sonst zu überschütten pflegt, sich der Geist allmälig völlig verflüchtigt hat. Auch hier wieder überwiegen die weichen, wehmüthigen Empfindungen; die deutsche Muse scheint wirklich nahe daran, in Thränen zu zerfließen, wodurch denn die allgemeine lyrische Ueberschwemmung natürlich nur noch höher steigen würde. Doch finden sich gerade unter den Stücken dieser Gattung einige sehr gelungene; wir führen eins davon als Probe an (S. 136):

Ich komme nach.

Fast Alle sind vorausgegangen,
An denen meine Seele hing,
Nicht wird sie mehr mein Arm umfangen,
Der sie so liebewarm umfing.
Ach! nimmer aus der Schläfer Kreise,
Ruft sie mein heißes Sehnen wach,
Doch mir zum Troste flüst'r ich leise:
Ich komme nach, ich komme nach.

In deines Lebens Blütetagen
Entschwandest du zur stillen Gruft,
Die tief im Herzen ich getragen
Als wie den Edelstein die Kluft;
Nun bist du mir für immer ferne,
Du Rose, der der Dorn gebrach,
Doch wo du weilst auf welchem Sterne,
Ich komme nach, ich komme nach.

Auch du, der mir im flücht'gen Wandern
Die Hand als treuer Bruder bot,
Und du, und du, und all ihr Andern,
Die mir vereint in Lust und Noth,
Ihr seid dahin! Und trüb und trüber
Umzieht die Nacht mich allgemach,
Doch ruf' ich froh zu euch hinüber:
Ich komme nach, ich komme nach.

Von demselben Verfasser liegt uns auch vor: „Poetisches Sylvester-Büchlein. Mit Illustrationen. Zweite Auflage" (Wien, Zamarski). Es sind Balladen und Schwänke in der bekannten redseligen Manier des Verfassers; den Beschluß macht unter dem etwas stark wienerischen Titel: „Sandkörnchen aus dem Stundenglase des Saturn", eine Reihe kurzer Reime und Denksprüche, unter denen sich ebenfalls einiges recht Sinnige und Anmuthige befindet.

„Gedichte von Eduard Ille" (Weimar, Jansen). Auch in ihnen überwiegt das Trübe, Wehmüthige der Stimmung; „Frühlings Tod", „Welkes Blatt im Frühling", „Doppelherbst", „Finstere Nacht", das sind so die Themata, die uns gleich in der ersten Hälfte des Buchs entgegentreten.

Doch sind sie mit Geschmack und poetischer Wärme behandelt und auch die Sprache hat einen anmuthigen melodischen Klang, dessen sanfter weicher Fluß sich wohl eignet zu den weichen träumerischen Empfindungen, welche der Poet mit Vorliebe behandelt. In der zweiten Hälfte des Buchs weht dann ein frischerer, zum Theil sogar derb humoristischer Ton; das „Sprachgeschichtliche Intermezzo, sechs deutsche Liebeslieder in sechs Jahrhunderten (1050—1850)" ist ein wohlgelungener Scherz und auch in den „Gestalten" tritt uns das Talent des Verfassers markiger und mit größerer Kraft entgegen, als der Anfang des Buchs ahnen läßt. Mit besonderer Virtuosität weiß der Verfasser die Terzine zu behandeln; nur wendet er sie nicht immer richtig an, indem er auch Stoffe darin vorträgt, die für dies feierliche, fast erhabene Maß zu leicht und unbedeutend sind. Auch hier wollen wir zur genauern Charakteristik eine Probe mittheilen; wir wählen dazu den schon genannten „Doppelherbst" (S. 49), aus dem wir nur das „'s Röslein" in der zweiten Strophe hinwegwünschten, um uns der sanften Schwermuth, in welche das Gedicht den Leser versenkt, ganz ohne Störung hingeben zu können.

Hast dich wieder einmal recht,
Recht umsonst gefreut, —
Herbstwind hat, wie welkes Laub
All dein Glück verstreut.

Fiel von deinem Rosenstock
's letzte Röslein ab,
Sanken alle Freuden dir
Auf einmal zu Grab.

Fliegt der letzte Vogel fort,
Fort in fernes Land,
Wie mit einem male dir
All dein Hoffen schwand.

Kalter Nebel hüllet Stadt,
Menschen, Land und Welt,
Schneeluft streichet pfeifend hin
Uebers Stoppelfeld.

Flocken wirbeln eisigkalt
Wirren Flugs herab
Auf die öde Welt und auf
Deiner Freuden Grab.

Hast dich wieder einmal recht,
Recht umsonst gefreut, —
Herbstwind hat wie welkes Laub,
All dein Glück verstreut.

Aber wenn wir die bisher besprochenen Dichter mit sanften stillen Wiesenwässerchen verglichen, wohlan, hier ist ein Dichter, dessen Muse braust und tost wie ein Katarakt; schade nur, daß wir vorläufig nicht viel mehr davon zu sehen bekommen als den — Schaum: „Des Dichters Tempel. Dichtungen von Gustav Bernhard" (Leipzig, Roßberg). Der Dichter selbst spricht von einer „Brandung der Phantasie", der er das „Walten der Vernunft" gegenüberstellt; beide, unter der Ueberschrift: „Die Brandung der Phantasie und das Walten der Vernunft" (eine Ueberschrift, die allein schon eine ganze Charakteristik enthält), besingt er folgendermaßen (S. 93):

— Die Feder her — und rasch!
Es ist nicht lange Zeit zur Ueberlegung;
Die Nerven zucken in der dichterischen,
Hold lüsternen, begeisterten Erregung.
Der unbezähmbaren, der dichterischen
Glut ist erwacht im Geiste mir, im tollen,
Und die Gedanken drängen sich heraus
Wie Menschen, die in Flucht sich retten wollen,
Wenn plötzlich Feuersbrunst entstand im Haus.

Nun in der That, wenn schon des Dichters eigene Gedanken vor sich selbst ausreißen wie Menschen, die einem brennenden Hause entspringen, so darf er sich freilich nicht wundern, wenn die Leser ihm ebenfalls nicht

Stand halten mögen. Die mitgetheilte Stelle iſt noch lange nicht die ſchlimmſte, auf jeder Seite wimmelt es von den wunderlichſten Uebertreibungen und Kraftausdrücken; mit dem lebhafteſten Drange, Alles recht nachdrucksvoll, recht pomphaft auszuſprechen, hat der Verfaſſer in der Wahl ſeiner Ausdrücke ein wahrhaft komiſches Misgeſchick: er will erhaben ſein und iſt nur confus, und in dieſer Confuſion wird er nicht ſelten lächerlich. Wir behaupten nicht, daß hinter dieſem Schwulſt und dieſen Geſchmackloſigkeiten nicht ein gewiſſes Talent ſtecke, noch wollen wir dem Dichter die Fähigkeit abſprechen, ſich mit der Zeit aus ſeinen gegenwärtigen Unklarheiten, die zum Theil bis zum völligen Nonſens gehen, hervorzuarbeiten und dann vielleicht noch recht Gelungenes und Tüchtiges zu leiſten: aber Poeſie werden dieſe Geſchmackloſigkeiten darum noch immer nicht, noch können wir einen Dichter, der noch ſo ſehr in der erſten rohen Gährung ſteckt und der noch ſo völlig jener Klarheit und jenes Schönheitsſinns ermangelt, ohne den überhaupt kein Dichter denkbar — unmöglich, ſagen wir, können wir einem Solchen das Recht zugeſtehen, öffentlich vor dem Publicum als Poet aufzutreten und „Tempel des Dichters" aus ſeinen eigenen Verſen zu gründen.

Und ſo führt der breite Strom, den wir ſoeben haben an uns vorüberziehen laſſen, denn alſo wirklich keine einzige Perle mit ſich? Es wäre nichts darin, was den Wechſel der Tage zu überdauern verſpricht, und woran auch noch künftige Geſchlechter ſich erbauen werden? O ja doch, eine Perle zum wenigſten führt er mit ſich: das ſind die „Gedichte von Theodor Storm", die ſoeben in zweiter vermehrter Auflage bei H. Schindler in Berlin erſchienen ſind. Auch über dieſe Sammlung haben wir ſchon früher berichtet und haben dabei unſere innige Freude ausgedrückt über den glänzenden Erwerb, den unſere moderne Lyrik an Theodor Storm gemacht hat, und ſo bleibt uns denn hier nur übrig, unſere Genugthuung darüber auszuſprechen, daß auch das Publicum dieſen Erwerb zu ſchätzen weiß und daß mitten unter der Unzahl lyriſcher Neuigkeiten, welche faſt von Woche zu Woche erſcheinen, die Gedichte von Theodor Storm nicht ohne die Anerkennung geblieben ſind, die ihnen in ſo hohem Grade gebührt. Wenigen Dichtern der jüngſten Zeit ſteht die Sprache der innigſten Empfindung, der leiſen Wehmuth, des verhaltenen Schmerzes ſo zugebote wie Theodor Storm; wenige wiſſen die kleinen Vorfälle des täglichen, insbeſondere des häuslichen Lebens mit ſolcher Fülle von Poeſie zu verklären wie er; wenige endlich verbinden mit ſolcher zarten Innigkeit zugleich ſolchen kräftigen Patriotismus, einen ſolchen köſtlichen geſunden Humor und ſolche naive echt volksthümliche Komik. Seine Märchen und Kinderlieder ſind unübertrefflich ſchön; wir wiſſen unſere Anzeige nicht beſſer zu ſchließen, als indem wir eins der letztern hier mittheilen, nicht das beſte, nur das kürzeſte, ein bloßes lyriſches Epigramm gleichſam und doch von welcher Anſchaulichkeit, welchem Leben, welcher Wärme und Wahrheit der Empfindung! Es ſind nur wenige Zeilen, und doch iſt Alles damit geſagt, was das glücklichſte Vaterherz nur ſagen und empfinden kann:

Mein Häwelmann, mein Burſche klein,
Du biſt des Hauſes Sonnenſchein;
Die Vögel ſingen, die Kinder lachen,
Wenn deine ſtrahlenden Augen wachen.

R. P.

Correspondenz.

Aus Paris.*)

Ende Januar 1856.

E. N. Wissen Sie es schon oder erfahren Sie es erst heute, was, einem hier allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge, dem Denkzettel zugrunde lag, den neulich der „Moniteur" dem Senat anhing? Es soll sich um nichts Geringeres handeln als um die Umstoßung des Salischen Gesetzes, im Fall die Kaiserin ihrem Gemahl eine Tochter statt eines „Königs von Algerien" (oder Corsica) schenkt. Jetzt, wo der Krieg Frankreich und seine Dynastie so hoch in Ansehen und Machtübung gehoben hat, werden wir überhaupt manche überraschende Pläne ins Werk treten sehen, die bisher noch im Jupiterhaupte geschlummert haben. Auf das linke Rheinufer wird man vor der Hand verzichten, Preußen ist — vorsichtig genug gewesen, Rußland ernstlich zum Frieden zu mahnen. Desto mehr wird man im Innern zu ändern suchen; ohne aber weiter den Propheten zu spielen, will ich Sie nur von Einem unterhalten, was interessant genug ist und worüber Sie vielleicht noch keine Details erhalten haben. Nachdem man schon von einer Modificirung der Polytechnischen Schule gesprochen hatte, angeblich weil die Zöglinge den Kaiser bei einer der letzten Revuen nicht mit Vive l'empereur empfingen, und sie selbst schon nach Versailles verlegte, heißt es jetzt, die Rechtsschule solle nach Orléans verpflanzt werden, das bekanntlich im Mittelalter eine blühende juristische Facultät besaß, nicht nur um die studirende Jugend dem sittenverderbenden Einfluß der pariser Grisetten zu entziehen, sondern namentlich um die Hauptstadt von einem stets empfänglichen Zündstoffe zu befreien, der eben vor kurzem wieder seine Reizbarkeit tumultuarisch bewiesen hat. Der Lärm fing vor zwei Monaten an bei der Aufführung des Drama „Florentine" im Odéon; die Unzufriedenheit einiger unbequem sitzenden Studenten ließ sich in lauter Kritik des Stücks aus, und komisch war es z. B., wenn der Dialog mit Corbleu, Madame, anfing und das Parterre ihn donnernd mit que faites vous ici endete, wie ein Vers in dem grotesken Volksliede des Sire de Franc-Boisy lautet, das man kennen muß, um die dramatische Wirkung zu fühlen. Aber man ging weiter, man entdeckte auch politische Anspielungen im Stücke und der Tumult wiederholte sich täglich, ohne jedoch die Direction zu stören, der es nicht blos das Haus mit Lärmen, sondern auch die Kasse mit Thalern füllte. Nur wurde ersterer doch bald zu laut und störte die Herren im nahen Luxembourg, die darauf die Ruhestörer „an die Luft setzen ließen".

Das war das Vorspiel gewesen. Nun kam der Tod David's von Angers. In Paris ist es alte revolutionäre Tradition, Leichenbegängnisse zu politischen Demonstrationen zu benutzen; der Bildhauer war beliebt im Quar-

*) Nicht von unserm gewöhnlichen K. S.-Correspondenten, sondern von einem zweiten, der sich aber ebenfalls durch vieljährigen Aufenthalt in Frankreich eine genaue Kenntniß der dortigen Zustände erworben hat und den unsere Leser überdies aus andern Mittheilungen bereits als einen fleißigen Mitarbeiter dieser Blätter kennen. D. Red.

tier latin, sein Atelier lag darin, hinter dem Luxembourg, und oft hatte er sich im Studentenkreise in der Closerie des lilas von seinen Arbeiten erholt. Als man den Kirchhof verließ, ertönten „ungelegene" Rufe und Béranger ward von der Jugend auf den Armen getragen. Das gab der Polizei Grund zu strengerer Ueberwachung und bald sollten sich auch der Gründe noch mehre finden. In der Medicinschule war durch Placate zum Leichenbegängniß aufgerufen worden und ein Professor hatte sich erlaubt, eins derselben abzureißen, was ihm einige Unannehmlichkeiten zuzog: doch ohne Nachhaltigkeit, da die Herren Aggregirten der Facultät zugleich auch die Examinatoren sind. Der Lärm begann einige Tage darauf von neuem bei der Eröffnung der Vorlesungen Nisard's im Collége de France. Schon im letzten Jahre hatte Sainte-Beuve seine Vorlesungen wegen ähnlichen Lärms einstellen müssen. Die Fama erzählte, Hr. Nisard habe auf dem Katheder erklärt, es gebe zwei Moralen, eine für das gemeine Volk, eine andere für die Gebildeten. Die Gutgesinnten nannten es Bierbankgeschwätz, propos d'estaminet; einige böswillige Studenten dagegen glaubten es und ließen sich vom Moraleifer zu lärmenden Interpellationen während der Vorlesung hinreißen, ja nach Beendigung derselben ward Hr. Nisard von einem Schwarm Studenten gefolgt, der ihm (eine Art Katzenmusik) das Lied vom Sire de Franc-Boisy nachsang, das gewissermaßen die Marseillaise des Scandals bildet. Indessen die Polizei folgte ebenfalls und verhaftete die Hauptstimmen des Chors, nicht ohne in der Hitze des Gefechts einige Wunden davonzutragen. Die Untersuchung soll (ich verbürge es nicht) auf die Spur von Aufwieglern geführt haben, die nicht zur Jugend gehören; ja es mangelt sogar nicht an Solchen, welche diese Unruhen in der Provinz verzweigt sein lassen und sie z. B. mit den letzten Verhaftungen in Larochelle ꝛc. in Verbindung setzen. Man hat nun die Idee einer Verlegung wieder aufgenommen, die man wegen ähnlicher Unruhen schon den Regierungen der Restauration und der Julirevolution geliehen hat; ist sie auch schon zwei mal aufgegeben gewesen, so bürgt doch nichts dafür, daß sie es ein drittes mal wieder werde. Für die Medicinschule freilich dürfte die Verlegung ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten haben: denn wo in der Welt findet sich ein so reiches Feld der Belehrung als in den Spitälern von Paris?!

Der Name Orléans erinnert mich an ein anders Factum, das in ganz Frankreich widerhallt und wie ein Echo des Widerrufs des Edicts von Nantes klingt. Sie in Ihrem protestantischen Norden haben keinen Begriff von dem Haß, der hier noch zwischen Protestanten und Katholiken unter der Asche glimmt, Ihre Theologen und Philosophen achten den Katholicismus als eine todte Sache, verfallen mit dem Mittelalter und auf seine Literatur werfen Sie keinen Blick. Was Sie Unrecht haben! Schon in einer frühern Mittheilung machte ich Sie aufmerksam auf die Thätigkeit des französischen Klerus, der seit 1848 mehr wiedergewonnen hat, als er 1830 verlor. Nur vereinzelte Fälle bisjetzt verlauten davon im großen Publicum; wer aber nahe stand, hat tiefer blicken können. Und wem hätte jetzt das Verfahren der lombardischen Bischöfe die Augen nicht geöffnet? Der „Siècle" that recht, als er diesem Treiben kürzlich einen langen Artikel: „Die schwarze Bande", widmete. Dasselbe Blatt brachte vor kurzem die Details eines Processes, der sich in Orléans vor dem Civiltribunal abspinnt. Ein Offizier,

der von untenauf gedient und vor zwei Jahren den Capitänsrang errungen hat, verlor vor einigen Jahren seine Frau, die ihm mehre Kinder hinterließ; die Familie war katholisch. Seitdem bekehrt ihn die Lectüre der Bibel zum Protestantismus, er heirathet zum zweiten male, diesmal eine Protestantin, und sucht jetzt auch seine Kinder, die noch zur Schule gehen, diesem Bekenntniß zuzuwenden. Darüber entsteht Spaltung mit seiner ersten Schwiegermutter und ein Familienrath entsetzt ihn der Vormundschaft, sich auf Artikel 444 des Code Napoléon stützend, wonach Leute von notorisch schlechter Aufführung oder deren Verwaltung von Unfähigkeit oder Untreue zeugt, als Vormund abgesetzt werden können; Unfähigkeit und Untreue soll aber der Vater (Goëtschy ist sein Name) dadurch beweisen, daß er seine katholisch geborenen und getauften Kinder dem Protestantismus zuführt. Andere Anschuldigungen kamen hinzu, die bald als Geschwätz oder Verleumdung zurückgewiesen wurden; die Hauptsache blieb der Religionshaß. Die Aufregung in der Stadt war groß; Kinder von 7—10 Jahren haben noch keine Urtheilskraft, sagte man, um den Vater der Gewissensbedrückung zu zeihen, ganz vergessend, daß unter Ludwig XIV. protestantische Kinder im Alter von 7—10 Jahren zu Hunderten ihren Familien entrissen wurden, weil sie durch Begrüßung eines Muttergottesbildes oder einen andern Act, zu dem sie spielend verleitet wurden, den Protestantismus abgeschworen haben sollten! Heute freilich ist der französische Staat als Staat atheistisch und der Staatsanwalt, allen religiösen Einfluß ablenkend, hat nach glänzender Plaidoierie der Advocaten auf Annullirung des Familienbeschlusses angetragen. Das Tribunal wird in acht Tagen entscheiden, allem Anschein nach zu Gunsten des Vaters. Kaum aber verstummt dieser Proceß, so erhebt der Klerus seine Stimme von neuem; in Blois verweigerte ein Geistlicher einem Protestanten die Aufnahme in eine Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung, weil derselbe, mit einer Katholikin gesetzlich vor der Mairie verheirathet, die Ehe nicht in der katholischen Kirche hatte einsegnen lassen wollen; eine solche Ehe, behauptet der Geistliche, ist ungültig.*) Der Protestant klagt und das Gericht verurtheilt den Geistlichen als Verleumder; Letzterer hat nun an das Tribunal von Orléans appellirt. Es ist kein Friede mehr möglich mit dem Klerus; lesen Sie nur sein Organ, den „Univers", das die legitimistische „Gazette de France" selbst einen Strick um den Hals des französischen Klerus nannte. Den gesunden Sinn des Volks zu verwirren, schildern die Priester den Fall Sewastopols als den Sturz der Vormauer des Schisma, als den Sieg Roms. Neuerdings hat auch ein Jesuit in Venedig die Kanzel des Apostels Marcus entdeckt, die von Alexandrien dorthin geschenkt sein soll und deren Inschrift ausdrücklich seine Abhängigkeit von Rom und Petrus angibt. Wie ketzerisch also ist die griechische Kirche, dem heiligen Marcus nicht zu folgen! Das Hauptaugenmerk hat der katholische Klerus auf England gerichtet, er geht mit Bewußtsein (lachen Sie nur!) auf dessen Wiedergewinnung aus; die Bekehrungen vermehren sich

*) Also ganz ein ähnlicher Fall wie kürzlich in der preußischen Rheinprovinz, in Koblenz; nur hat der französische Geistliche nicht den Bann ausgesprochen und der koblenzer Ehemann hat nicht geklagt. In der Goëtschy'schen Angelegenheit übrigens ist, wie die Zeitungen melden, die Entscheidung des Gerichts seitdem erfolgt und zwar ist sie für den Vater ausgefallen. D. Red.

und wieder unterwerfen ſich Mitglieder der oxforder Univerſität in Rom der frommen Belehrung. Ein Hauptſchlag wäre es, Indien zu entreißen oder doch Englands Einfluß daſelbſt zu vernichten und auch daran wird allen Ernſtes gedacht. Haben Sie im „Constitutionnel“ neulich den Bericht über den General Orgoni geleſen und ſeinen Einfluß am Hofe von Ava? Derſelbe hat den katholiſchen Miſſionären daſelbſt Eingang und Schutz verſchafft und Rom hat die Miſſion ins Reich der Birmanen organiſirt, denn nicht für die Tuilerien, ſondern für den Vatican ſchafft Orgoni in Indien einen Stützpunkt. Sie ſchütteln vielleicht den Kopf bei alledem, Sie lächeln? Es iſt wahr, Sie mögen Recht haben, Preußen iſt ein proteſtantiſcher Staat und ich bin ein Träumer. Aber wer zuletzt lacht, lacht am beſten.

Aus Königsberg.

Ende Januar 1856.

Dt. Der Inhalt meiner Correſpondenzen droht ſtereotyp zu werden: zum dritten male entnehme ich denſelben dem Theater. Doch habe ich mich ja ſchon früher darüber ausgeſprochen, wie wenig ich einverſtanden bin mit dem vornehmen Schweigen, welches die Mehrzahl unſerer Zeitſchriften über die dramatiſchen Verſuche unſerer zeitgenöſſiſchen Dichter beobachtet: und da iſt es ja wol ganz in der Ordnung, daß ich ſelbſt thue, was ich auch von Andern gethan wünſche. Außerdem aber bietet ja auch der Gang der öffentlichen Angelegenheiten ſo wenig Erfreuliches dar, daß man ſich gern wieder aus der düſtern Wirklichkeit in das lichte Gebiet der Kunſt zurückflüchtet. Oder wo man es nicht gern thut, nun gut, da thut man es ungern, vielleicht ſogar mit tiefem Schmerz — aber man thut es dennoch, weil Einem eben nichts Anderes übrigbleibt und weil man doch irgendwo jene idealen Mächte wieder antreffen will, die aus der Wirklichkeit ſo völlig geſchieden ſind — wenn auch hoffentlich nicht für immer.

Freilich rechne ich dabei darauf, daß mein Bericht nicht wieder von andern Correſpondenten Ihres Blattes benutzt wird, pädagogiſche Experimente damit anzuſtellen. Mein Urtheil über Gottſchall's „Diplomaten“ iſt von Ihrem berliner Berichterſtatter als zu ſtreng bezeichnet worden*); nach den glaubwürdigen Zeugniſſen der königsberger Zeitungen ſoll das Stück weit verdienſtlicher ſein und auch weit mehr Beifall beim hieſigen Publicum gefunden haben, als ich ihm in meinem vorletzten Briefe zugeſtanden. Ihr berliner Berichterſtatter ſcheint danach nicht nur mit den Verhältniſſen der hieſigen Preſſe ſehr unbekannt zu ſein, ſondern er ſcheint auch überhaupt in Betreff der Zeitungskritik noch in einer ſehr löblichen Unſchuld zu leben. Denn ſonſt müßte er ja doch wiſſen, wie ſolche Zeitungsberichte zuſtande gebracht werden, und daß es der Reclame, die allmälig an die Stelle der Kritik getreten iſt, bei uns ſogut wie anderwärts, nichts weniger als ſchwer fällt,

*) Der berliner Berichterſtatter hat bereits in der letzten Nummer dieſer Blätter ſeine frühere, gegen das Urtheil unſers königsberger Correſpondenten gerichtete Aeußerung zurückgenommen und daſſelbe als vollkommen richtig und ſachgemäß anerkannt. Dennoch haben wir das Nachfolgende nicht unterdrücken mögen, theils um dem königsberger Correſpondenten die gewünſchte Genugthuung nicht zu verſagen, theils weil ſeine Bemerkungen auch wol noch weiter reichen als auf dieſen einzelnen Fall. D. Red.

aus einem halben Erfolg einen ganzen Sieg, ja selbst noch aus einer offenkundigen Niederlage einen glänzenden Triumph zu machen. Das „Deutsche Museum" hat sich bisher zu unabhängig gezeigt von allem Coteriewesen und zu unzugänglich gegen alle jene Einflüsse, offene wie heimliche, freundschaftliche wie feindselige, die wol anderwärts das Urtheil der Presse bestimmen, als daß ich nicht hätte glauben sollen, vollkommen in meinem Rechte zu sein, indem ich auch über das Stück eines Mannes, der übrigens mit Recht eine der hervorragendsten Stellen unter den Dichtern der Gegenwart einnimmt, und den auch das „Deutsche Museum" selbst, wie ich sehr wohl weiß, zu seinen Mitarbeitern zählt, dessenungeachtet mit der Offenheit und Unpartheilichkeit, aber auch mit der ästhetischen Strenge urtheilte, welche dies Blatt sich übrigens zur Richtschnur gemacht hat und gewiß auch ferner machen wird. Ich verzichte daher auch darauf, mein Urtheil über das genannte Stück gegen die Beschuldigung Ihres berliner Berichterstatters, der ja seitdem wol selbst Gelegenheit gehabt hat, sich von der Richtigkeit desselben zu überzeugen, zu vertheidigen, und führe nur die Thatsache an, daß Gottschall's „Diplomaten" auf der hiesigen Bühne allerdings zwar eine dritte Aufführung erlebt haben, zu welcher der Dichter selbst aus Breslau herübergekommen war, daß diese Aufführung jedoch, trotz der Anwesenheit des Dichters, vor leerem und stillem Hause stattfand, und daß die Regie das Stück seitdem für immer zu den Todten geworfen hat.

Soviel hiervon, und wende ich mich nun zu der dramatischen Neuigkeit, welche mir zu meinem heutigen Briefe Veranlassung gibt: nämlich zu Wolfsohn's „Nur eine Seele". Das Stück ist hier rasch hintereinander vier mal gegeben worden und zwar jedesmal vor einem zahlreichen und lebhaft erregten Publicum. Schon dies Factum allein — Sie erinnern sich an Das, was ich Ihnen früher über die kritische Nüchternheit des hiesigen Publicums mittheilte, daß es aber auch nur eines tüchtigen und erfolgreichen Strebens bedarf, um diese kritische Nüchternheit sofort in die lebhafteste und herzlichste Theilnahme zu verwandeln — schon dies Factum allein, sage ich, würde hinreichen den Beweis zu führen, daß wir es hier wirklich mit einer mehr als gewöhnlichen Erscheinung zu thun haben: mit einem Stücke, das zwar keineswegs ein poetisches Meisterwerk ist, das aber übrigens so viel gesunde Kraft verräth und so viel dramatisches Leben, wie den Versuchen unserer jungen Dichter eben zu wünschen ist, wenn sie sich die Theilnahme des Publicums erwerben und die Ehre der deutschen Muse gegen die französischen Aftergeburten, mit welchen unsere Bühne neuerdings wieder bevölkert wird, aufrechterhalten wollen. Die Fabel des Stücks ist trotz der großen, ja übergroßen Fülle der Personen und Scenen sowie trotz des häufigen Wechsels der Situationen im Grunde höchst einfach. Ein russischer Edelmann, Alexander Wolinsky, der sich — was allerdings einigermaßen verwunderlich ist — in dem Lande des raffinirtesten Egoismus, in Nordamerika, die Grundsätze der edelsten Humanität angeeignet hat, trifft, von seiner Reise zurückgekehrt, in dem Salon der Gräfin Rajew zu Petersburg auf ein junges Mädchen, das einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn macht. Dasselbe, Helene mit Namen, ist die Pflegetochter der Gräfin, welche, angeregt durch Rousseau's „Emil", sie, die ursprünglich eine Leibeigene des Fürsten Michel ist, in ihr Haus aufgenommen hat, um an ihr gewisse

pädagogiſche Verſuche anzuſtellen. Nicht eben zu ihrem Vortheil oder zu ihrer Freude: die Schönheit Helenens thut der Gräfin Marie weſentlichen Abbruch; während Jene von Anbetern umſchwärmt iſt, bleiben die geſelligen Künſte des gnädigen Fräuleins fruchtlos. Die Gräfin, und noch mehr ihre Schweſter, eine Generalin, ſehen darin den höchſten Undank von Seiten des Pfleglings. Um denſelben zu ſtrafen, ſchicken ſie, nachdem ſie ihrem Groll auf die härteſte Weiſe an der Alleinſtehenden Luft gemacht, Helenen in Begleitung ihres greiſen Vaters, eines leibeigenen Bauern des vorhin genannten Fürſten Michel, an dieſen Letztern zurück. Wir machen die Bekanntſchaft deſſelben auf dem Schloſſe Wolinsky's, der ſoeben die Verwaltung ſeiner Güter angetreten und zur Feier des Tags eine zahlreiche Geſellſchaft um ſich verſammelt hat. Bei Tiſche heißt der Fürſt ſeine Kapelle, welche er mitgebracht hat, in das Zimmer treten und die Geſellſchaft durch Muſik unterhalten. Vor allem rechnet der Fürſt dabei auf den Geſang Helenens, welche er ſeiner Muſikbande eingereiht hat und durch deren köſtliche Stimme er den Verſammelten einen Genuß bereiten will. Allein Helene, gekränkt durch die herriſche Auffoderung, weigert ſich zu ſingen, und nur die Dazwiſchenkunft Wolinsky's rettet ſie vor den körperlichen Mishandlungen, mit welchen der Fürſt ſeine „Seele" bedroht. Das Unwürdige dieſer Drohungen entlockt dem Beſitzer des Schloſſes harte Worte und ſchäumend vor Zorn, bricht der Fürſt von der Tafel auf. Inzwiſchen findet ſich ein guter Freund, der den Streit beilegt und Alexander die Möglichkeit eröffnet, die „Seele" aus der Gewalt des Fürſten zu befreien: der Dichter Anatole, des Fürſten Vetter und ein Univerſitätsfreund Wolinsky's, räth Letzterm, er möge den Auftritt bei der Tafel damit erklären, daß er in Helenen verliebt ſei, ſie zur Maitreſſe wünſche und ihre Vertheidigung gegen den Fürſten nur deshalb unternommen habe, um ſich dadurch in die Gunſt des Mädchens einzuſchleichen. Der Fürſt, ein Cavalier aus guter Schule, weiß ſolche Abſichten zu würdigen; er iſt entzückt über den ſchlauen Anſchlag und verſpricht Alexander die „Seele" zu ſchenken, ſie ſammt ihrem Vater, ſobald Helene ſelbſt ihn darum bitten wird. Der junge Edelmann ſpricht mit Helenen, die er, als Bäuerin gekleidet, bei der Feldarbeit trifft, welche ſie für ihren erkrankten Vater verrichtet. Hingeriſſen von ihren Reizen, gerührt durch den Widerſpruch zwiſchen der Anmuth des Mädchens und dieſer groben, niedrigen Beſchäftigung, geſteht er ihr ſeine Liebe. Allein Helene weiſt ihn ab, ſie hat geſchworen, ſich für ewig fernzuhalten von jenen Kreiſen, wo ſoviel Bitterkeit ihr Loos geweſen. Alexander jedoch wiederholt ſeine Liebesverſicherungen und Bewerbungen und ſo verſteht Helene ſich endlich dazu, die verhängnißvolle Bitte an den Fürſten zu richten. Dieſer, in dem ganzen Uebermuth eines Beſitzers von ſoundſoviel tauſend „Seelen" und eine unedle Rache ſuchend für die Anmaßung, mit welcher Helene ſich Tags zuvor ſeinem Befehle widerſetzt, befiehlt ihr niederzuknien und ihn fußfällig um die Ehre zu bitten, Alexander's Dirne ſein zu dürfen. In dieſem Augenblick ſpringt Alexander vor, weiſt den ſchmählichen Irrthum des Fürſten zurück und begehrt Helenen als ſein Weib. Der Zorn des Fürſten über dieſe Enttäuſchung iſt grenzenlos, er verweigert dem „Revolutionär" und „Freidenker" Helenen um jeden Preis und beſchließt ein Exempel an derſelben zu ſtatuiren. Sofort werden ſeine Unterthanen zu einer Hochzeit commandirt, Helene, hinweggeriſſen von

dem Bette ihres todtkranken Vaters, wird gezwungen, an dem Tanze der Hochzeitgäste theilzunehmen und ein häßlicher, schmuziger Bauer ihr selbst zum Bräutigam bestimmt. Vergebens weigert sie sich, vergebens hält sie dem Fürsten seine Gewaltthätigkeit und Ruchlosigkeit vor: seine ganze Antwort ist der Befehl, hinzugehen und den ihr bestimmten Bräutigam zu küssen. Schon soll Gewalt die Ausführung dieses Befehls erzwingen, als Wolinsky, von dem Vorgang unterrichtet, herbeieilt, Jedem eine Kugel durch den Kopf zu jagen droht, der die Hand gegen seine Geliebte erheben wird, und die Bauern des Fürsten zum Aufstand gegen ihren Herrn aufruft. Allein in demselben Augenblick wird Wolinsky selbst infolge einer heimlichen Anzeige, welche der Fürst schon früher gegen ihn eingereicht, als Aufrührer und Verschwörer von dem Gouverneur der Provinz verhaftet; der Proceß gegen ihn wird eingeleitet, er verliert Adel und Güter und wird zur Deportation nach Sibirien verurtheilt. Die kaiserliche Gnade jedoch cassirt den Spruch, Michel, eine Untersuchung wegen zu harter Behandlung seiner Leibeigenen befürchtend, stellt Helenen den Freibrief aus, den sie an der Leiche ihres Vaters erhält, worauf dann ihre Vereinigung mit Alexander erfolgt.

Dies das Gerippe des Stücks. Was letzteres selbst betrifft, so muß man unterscheiden zwischen der ursprünglichen Intention des Dichters und seiner Ausführung. Die erstere verdient alle Anerkennung; sie macht nicht nur seinem Charakter Ehre, sondern zeigt auch eine richtige Erkenntniß Dessen, was wirklich tragisch und dramatisch ist. Den brutalen Misbrauch der Gewalt, das Unrecht des Starken, der sich seiner Uebermacht schrankenlos gegen die schutzlose Schwäche bedient, will uns der Dichter veranschaulichen. Mit glücklichem Griff findet er für seinen Gedanken das entsprechende historische Costüm und die passende Umgebung; sociale, politische und rein menschliche Conflicte treffen in dem Verlauf zusammen, die reichsten und buntesten Fäden waren dem Autor gegeben, er hatte nur gleichsam den Knoten zu schlingen, um das Gewebe zu vollenden.

Und auch Das hat er größtentheils mit lobenswerther Geschicklichkeit gethan. Die einzelnen Scenen sind lebendig und theatralisch wirksam, in dem ganzen Stücke herrscht ein frisches, anschauliches Leben. Wir stoßen auf eine Fülle von Begebenheiten, die allerdings nicht immer zur straffen dramatischen Einheit nothwendig gewesen wären, die aber doch durch wirksame Bilder und Gruppen den Zuschauer beschäftigen und unterhalten, ohne dabei die Gesammtentwickelung wesentlich zu stören oder zu verzögern. Aber wenn auch die Composition hier und da zu sehr ins Breite geht, wie namentlich im ersten Act, so bekundet dagegen die Diction ein energisches und glückliches Bestreben nach Concentration; der Dialog bewegt sich rasch und ungezwungen, die Sprache ist durchgängig edel und erhebt sich stellenweise zu wahrhaft poetischem Schwunge. Dagegen läßt die Charakteristik Vieles und Erhebliches zu wünschen. Die Charaktere haben sämmtlich etwas Unfertiges an sich, der Dichter hat meistens nur Andeutungen, nur Skizzen gegeben: lebendige, farbenreiche Skizzen, aber doch flüchtiger, als die Würde des Drama eigentlich gestattet. Noch schlimmer freilich ist, daß einzelne dieser Skizzen auch stark verzeichnet sind. So namentlich der Charakter der Helene; soviel Ehre ihre geistvollen Plaudereien ihrer französischen Gouvernante und den petersburger Pensionaten auch machen mögen, die forcirte Senti-

mentalität, durch welche sie an die „Waise von Lowood“ erinnert, die resignirte Passivität, in welcher sie sich durchgehends erhält, macht sie als dramatische Heldin vollkommen unbrauchbar, um nicht zu sagen unmöglich. Dem Dichter selbst scheint dieser Mangel nicht entgangen zu sein; ihn zu verstecken, scheint er jene beiden Scenen eingelegt zu haben, in denen Helene, aus ihrer sonstigen Passivität heraustretend, einmal vor der Generalin, dann vor dem Fürsten ihrer Leidenschaft Ausdruck und Sprache verleiht. Allein so wirksam diese beiden Scenen auch in declamatorischer Hinsicht sind, so enthalten sie doch nur Worte, Worte, keine That, keine Handlung, und überdies wird noch der Effect durch die Wiederholung geschwächt; die zweimalige Anwendung des nämlichen Hebels hebt den Eindruck auf. Auch in der Motivirung werden uns mitunter seltsame Widersprüche zugemuthet. Die nämlichen stumpfsinnigen Bauern, denen der trunkene Staroſt die Begrüßung des Herrn einprügelt, diese nämlichen stumpfsinnigen Bauern kommen kurz darauf aus freiem Antriebe in die Gouvernementsstadt und wollen ihren gefangenen Herrn, der sie aus der Leibeigenschaft freigegeben, mit dem Opfer eben dieser Freiheit loskaufen. Wie sollen wir das glauben von denselben Wesen, die wir soeben erst in so tiefer Erniedrigung gesehen haben? Wie vereinigt sich diese heroische Selbstaufopferung und Entsagung mit dem tristen Cynismus, dem die Knute das Hurrah in das Gedächtniß prägt? Das Schwächste von dem Stücke aber und sein eigentlicher wunder Fleck ist der Schluß; Alles war auf einen tragischen Ausgang angelegt, und so macht dieser kaiserliche Gnadenbrief, der da so unerwartet als Deus ex machina auftritt, nur einen höchst unbefriedigenden Eindruck, der auch durch die gänzliche Strafloſigkeit, mit welcher Fürst Michel ausgeht, nicht eben verbessert wird.

Doch bleibt das Stück bei alledem, wie gesagt, eine höchst achtbare Leistung, die sich auch allem Anschein nach noch längere Zeit auf der Bühne behaupten wird. Auf den Vergleich mit Raupach's „Isidor und Olga“, der allerdings nahe liegt, bin ich hier absichtlich nicht eingegangen; diese ewigem Vergleiche mit Dem, was vor ihnen geleistet worden, ist auch eins von den unverschuldeten Leiden, mit denen unsere modernen Dichter zu kämpfen haben und sollte daher eine verständige und wahrhaft billig denkende Kritik sich dieser Vergleiche möglichst enthalten.

Von sonstigen Vorfällen des hiesigen Lebens erwähne ich nur die Festrede, welche unser würdiger Veteran, Geheimrath Lobeck, bei Gelegenheit des Krönungsfestes gehalten, und in der er sich mit gewohntem Freimuth gegen die Feinde der Wissenschaft und der freien Forschung ausgesprochen hat. Die Rede, doppelt gewichtvoll aus solchem Munde, hat großen Eindruck gemacht, den größten wie es scheint bei Denen, gegen die sie gerichtet war, und die allerdings bei der allgemeinen Erschlaffung der Gemüther und der Widerstandsloſigkeit, mit welcher man sich in ihre Netze gefangengibt, an solche kräftige männliche Sprache längst nicht mehr gewöhnt sind. Wie ich soeben höre, hat der ehrwürdige Verfasser, um den im Dunkel schleichenden Denunciationen und Verdrehungen ein Ende zu machen, das Manuscript seiner Rede bei dem Oberpräsidenten der Provinz Hrn. Eichmann eingereicht; hoffentlich wird er hier eine parteiloſere und gerechtere Beurtheilung finden, als ihm in den Organen der „guten Presse“ zutheil geworden, die sich auch bei dieser Gelegenheit wieder ihres alten Rufes vollkommen würdig gezeigt haben.

Aus München.

Anfang Februar 1856.

pl. Wiewol ich erst neulich an Sie geschrieben, lasse ich doch heute schon wieder einen neuen Bericht nachfolgen. Sie wissen, daß es sonst meine Art nicht ist, Sie mit Briefen zu überhäufen; wo sich indessen so Wichtiges zuträgt wie jetzt bei uns, wo Griechen und Troer, Schwarze und Weiße so aneinanderprallen wie in diesem Augenblick, zwar nicht in den Straßen unsers Isarathen, aber doch in den Spalten unserer Zeitungen, da würde ich selbst es für eine schwere Verletzung meiner Correspondentenpflicht erachten, wollte ich Ihnen nicht wenigstens eine flüchtige Schilderung eines so denkwürdigen und drohenden Kampfes übersenden. Natürlich errathen Sie sogleich, wovon ich spreche: von der Ringseis'schen Rectoratsrede und dem Zeitungskampfe, zu welchem sie Veranlassung gegeben. Daß irgend so etwas bevorstehe, das wußte schon seit längerm ein Jeder, der die hiesigen Verhältnisse überhaupt zu beurtheilen versteht; die Luft war gar zu schwer, die Schwalben flatterten so niedrig und die Regenwürmer und Blindschleichen und anderes Gewürm, das bei herannahendem Unwetter seine Schlupfwinkel zu verlassen pflegt, kroch Einem gar zu unverschämt über den Weg. Oder ohne Bild zu sprechen: die Unzufriedenheit unserer Altbaiern über die vielbesprochenen Berufungen sowie über die Auszeichnungen, mit denen König Max die Berufenen persönlich beehrt, steigerte sich mit jedem Tage, unsere Ultramontanen schürten das Feuer, die kleinen Localblätter gossen Oel hinein mit Verdächtigungen und Lügen, die um so besser zündeten, je unverschämter sie waren, die öffentliche Meinung gerieth ins Schwanken, in der „Colonie" selbst sollten Zwistigkeiten und innere Zerwürfnisse ausgebrochen sein, kurz es war Alles reif, einen Hauptschlag zu führen, einen Schlag, der, wenn er traf, wie er treffen sollte, den „Fremden" den Aufenthalt in München gründlich verleiten und der ganzen „norddeutschen" und „protestantischen" Wirthschaft ein erwünschtes Ende machen mußte. Diesen entscheidenden Schlag zu führen, konnte sich natürlich Niemand berufener fühlen als Hr. von Ringseis, ein Mann, der seit mehr als einem Menschenalter zu den Koryphäen unserer ultramontanen Partei gehört, und dem auch die Würde der Wissenschaft, ja seine eigene persönliche Würde niemals zu theuer gewesen ist, wo es sich darum handelte, der alleinseligmachenden Kirche zu einer neuen Glorie zu verhelfen. Auch Ort und Zeit des Schlages war nicht übel gewählt. Hr. von Ringseis war, nicht ohne heftige Opposition, aber genug, er war zum Rector der Universität gewählt worden. Schon diese Wahl an sich war ein Sieg seiner Partei und so beschloß Hr. von Ringseis denn, mit jenem eigenthümlichen Muthe, welcher ihn von jeher ausgezeichnet hat, und überdies erbittert und gereizt durch allerhand kleine und große, wahre und vermeintliche persönliche Kränkungen, die er in den letzten Jahren erlitten und durch die sein Ansehen beim großen Publicum denn allerdings einigermaßen erschüttert worden — er beschloß, sage ich, den Antritt seines Rectorats mit einer Philippika zu feiern, welche für seine Gegner um so vernichtender sein mußte, als sie ihm dabei großentheils Auge im Auge gegenüber saßen und doch, gebunden durch die Würde des Orts, alle seine Invectiven geduldig hinunterschlucken mußten. „Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!" Außer der Kirche kein Heil: das war in Kürze das neue und doch im Grunde sehr

alte Programm, welches Hr. von Ringseis auch für die moderne Wissenschaft und ihre Jünger proclamirte. Schon vor 25 Jahren, versicherte der Redner, habe er sich an derselben Stelle über den „revolutionären Geist" ausgesprochen, der damals gedroht habe, sich der deutschen Universitäten zu bemächtigen. Diese Zeit aber und diese Gefahr seien jetzt wieder gekommen. Der „revolutionäre Geist" trage zwar jetzt eine andere Maske, aber der Kern sei derselbe, nämlich „Auflehnung" gegen die „Gesammtvernunft der Kirche", in der wir doch in der That „das einzige Rettungsmittel vor der Confusion des Geistes" besäßen. Jetzt seien es die Naturwissenschaften, wo dieser verderbliche Geist seinen Haupttummelplatz aufgeschlagen; eine Art „Aftertheologie" suche man aus den Naturwissenschaften zu machen, durch welche die wahre und allein berechtigte Autorität der Kirche gestürzt werden solle. Was der „altheidnische Geist" ehemals durch „seine Apostel, die Humanisten und Philologen" zum Verderben der Menschheit gewirkt habe, das werde jetzt von den modernen Priestern der Naturwissenschaften versucht; es sei dieselbe „Geisteshoffart und Ausschließlichkeit", derselbe „Dünkel" und dieselbe „Tyrannei". Der „Rückschritt um Jahrhunderte" sei offenbar; aber wohlan, wenn doch einmal zurückgeschritten werden solle, so möge man doch gleich ein Stück weiter zurückschreiten, bis zum 13., zum 12., ja zum 11. Jahrhundert. Damals, im 11. Jahrhundert, sei unsere Nation in der größten geistigen und politischen Machtentwickelung begriffen gewesen, aber freilich habe man damals auch Respect gehabt vor den höchsten Autoritäten in Kirche und Staat, und habe sich gedemüthigt vor Gottes Geboten.

Und als ob es noch nicht genug gewesen wäre an diesen doch in der That sehr verständlichen Anspielungen, so fügte der Redner sofort noch einige directe Ausfälle gegen die „Fremden" hinzu, die ich indessen hier um so lieber übergehe, als diese Melodie ja hinlänglich abgespielt ist, auch das ganze Thema sowenig Erfreuliches hat. Alles in Allem war die Rede des Hrn. von Ringseis für ihre Zwecke außerordentlich wohlberechnet. Wer auf das hiesige Publicum wirken will, der darf in Betreff seiner Mittel nicht allzu wählerisch sein; die derbe Natur des Baiern verlangt auch eine etwas derbe Behandlung. Nun, und an dieser Derbheit fehlte es der Ringseis'schen Rede gewiß nicht, im Gegentheil: solange es deutsche Universitäten gibt, hat vielleicht noch keine von ihnen jemals eine so plumpe, so zornschnaubende Rectoratsrede gehört wie diese. Der Eindruck war groß nach beiden Seiten hin, am größten aber bei der akademischen Jugend, die denn natürlich auch das nächste Interesse bei der Sache hatte, und der es nicht gleichgültig sein konnte, eine Anzahl ihrer berühmtesten und beliebtesten Lehrer als Verführer des Volks, ja gerade herausgesagt als Werkzeuge des Satans geschildert zu hören.

Dies war die Lage der Gemüther, als in den „Neuesten Nachrichten", dem verbreitetsten der hiesigen Localblätter, ein anonymer Artikel erschien, welcher die derben Angriffe des Hrn. von Ringseis mit derselben Derbheit zurückwies und die Widersprüche und Verkehrtheiten aufdeckte, zu welchen eine consequente Befolgung des von Hrn. von Ringseis aufgestellten Princips: außer der Kirche keine Wissenschaft, nothwendig führen müsse. Auch dieser Artikel machte große Sensation und diese Sensation steigerte sich noch, da man erfuhr, daß derselbe von niemand Geringerm ausgegangen

als vom Professor Bluntschli, dem berühmten Staatsrechtslehrer. Beiden Lagern gleich fernstehend, weiß ich nicht, ob es Zufall oder ob es vielleicht infolge einer Uebereinkunft unter den „Fremden" geschehen, daß gerade Hr. Bluntschli die Vertheidigung derselben übernommen; ist Letzteres wirklich der Fall, so zeugt das von einer sehr geschickten und richtigen Taktik. Freilich hat es für Den, der die Vergangenheit des Hrn. Bluntschli kennt, etwas (um mich gelinde auszudrücken) Wunderbares, den ehemaligen Communistenriecher aus der Schweiz, den Schüler der Rohmer und Consorten, jetzt als Vorkämpfer der Freiheit zu erblicken. Allein für die Mehrzahl des hiesigen Publicums existirt dieser Widerspruch nicht, man kennt Hrn. Bluntschli hier nur als einen sehr gelehrten, sehr geistvollen und dabei entschieden conservativen Mann, dem selbst der helle Wahnsinn nichts „Revolutionäres" andichten kann. Insofern also war es, wie gesagt, eine sehr geschickte Wahl, daß gerade Hr. Bluntschli ausersehen ward, den Streich der Ringseis'schen Rede zu pariren. Auch that er es mit soviel Glück, daß die Wage sich zu Gunsten der „Fremden" zu neigen begann. Ein Theil der Studentenschaft wollte Hrn. Bluntschli als Verfasser des erwähnten Artikels durch einen Fackelzug ehren und der Umstand, daß Hr. von Ringseis in seiner Eigenschaft als Rector die vorschriftsmäßige Erlaubniß dazu erst ertheilte, dann wieder zurücknahm, mußte die Aufregung natürlich nur noch vermehren. Diese Aufregung währt denn auch noch jetzt fort, überall wohin man hört, in den Auditorien der Studenten, in allen Kaffeehäusern, in den Bierstuben der Bürger, ja selbst im Schooße der Familien, überall ist nur von Ringseis und Bluntschli und den „Fremden" die Rede. Auch in der Localpresse wird der Kampf noch munter fortgesetzt, namentlich brachten die „Neuesten Nachrichten" erst kürzlich wieder einen Artikel für Ringseis, in welchem die Culturbestrebungen, die jetzt von höchster Stelle ausgehen, mit dem bittersten Spott übergossen, Männer wie Carriere, Geibel ꝛc. als „kaum aus dem Ei geschlüpfte Gelbschnäbel" und „ästhetische Schwätzer" bezeichnet wurden — und in diesem lieblichen Stile weiter. Wohin dieser Kampf endlich führen und auf welche Seite schließlich der Sieg bleiben wird — ich rede natürlich nur von dem Sieg in der öffentlichen Meinung —, ist schwer zu sagen; die Baiern sind, wie ihr eigener Bewunderer in den „Neuesten Nachrichten" rühmt, ein etwas massiver Menschenschlag, den man wol für den Augenblick mit „der Tünche" der Cultur „anschmieren" kann, aber wenn sie eine zeitlang „trocken" geworden ist, so „fällt sie von selbst wieder ab" — und so ist denn auch schwer vorauszusagen, wie lange sie in diesem Falle haften wird. Bekanntlich sind es gerade 50 Jahre, daß hier ganz ähnliche Kämpfe durchgefochten wurden; der Ausgang, den sie damals nahmen, zu einer Zeit, wo die Kirche im Verhältniß zu heute noch naiv zu nennen war, läßt für die Gegenwart nur wenig hoffen.

Wie weit übrigens die Partei, die endlich in Hrn. von Ringseis ihr os magna sonaturum gefunden hat, ihre Geschosse richtet, und wie tief ihre Angriffe von den davon Betroffenen empfunden werden, dafür liefert ein Artikel, den die augsburger „Allgemeine Zeitung" vor einigen Tagen brachte, einen höchst auffälligen Beweis. Derselbe verbreitet sich über die literarischen Abendgesellschaften, welche König Max wöchentlich um sich zu versammeln pflegt und bei denen, wie man weiß, die „Fremden" den Hauptbestandtheil

der Gäste bilden. Das Thema ist zu delicat, um mich hier weiter darüber zu verbreiten; auch fühlt wohl Jeder, selbst unter den Fernstehenden, daß es weit gekommen sein muß, wenn man es für nöthig erachtet, einen solchen Gegenstand in solcher Weise öffentlich durch die Presse rechtfertigen zu lassen. Der Artikel geht hier von Hand zu Hand und erregt überall das lebhafteste Erstaunen, nicht sowol durch seinen Inhalt — denn der ist unverfänglich genug — als durch die Thatsache seiner Veröffentlichung.

Auf die Vorlesungen, welche hier seit einiger Zeit zum Besten der Schiller-Stiftung stattfinden und unter denen besonders die Liebig'schen wegen ihrer heftigen Polemik gegen Vogt, Moleschott ꝛc. großes Aufsehen erregen, komme ich wol ein andermal ausführlicher und im Zusammenhange zurück. Unser sonstiges öffentliches Leben ist sehr still, und auch der Carneval scheint ziemlich geräuschlos vorüberzugehen. Selbst der Künstlerball im Odeon, sonst der eigentliche Glanzpunkt unserer Carnevalsfreuden, war diesmal weder so besucht noch so glänzend wie in frühern Jahren. Doch hatte er die Ehre, von König Ludwig besucht zu werden; die Rüstigkeit und Frische des königlichen Gastes, der seine vorjährige schwere Krankheit völlig überwunden zu haben scheint, erregte unter den Versammelten allgemein die freudigste Bewegung. Morgen, am Fastnachtsdienstag, steht uns ein neues Stück von M. Schleich „Die letzte Hexe" bevor; möge es einen ebenso glücklichen Erfolg haben wie desselben Verfassers „Bürger und Junker", der im vorigen Jahre an demselben Tage zum ersten male über die Bretter ging und sich seitdem als ein Lieblingsstück des hiesigen Publicums darauf behauptet hat. Die Vorstellung findet, einem hiesigen Fastnachtsgebrauch gemäß, Vormittags statt; Abends wird Meyerbeer's „Nordstern", der gestern zum ersten mal für die hiesigen Theaterfreunde aufgegangen, wiederholt werden. Die gestrige Vorstellung soll — ich berichte nur aus zweiter Hand — sehr glänzend, das Haus sehr besucht, der Eindruck des Ganzen aber doch nur ziemlich matt gewesen sein.

Soeben, da ich diese Zeilen absenden will, lese ich noch im hiesigen „Volksboten", einem Hauptorgan der klerikalen Partei, daß König Ludwig Hrn. Geheimen Rath von Ringseis mit einem Besuch beehrt, um ihm die allerhöchste Anerkennung für seine vielbesprochene Rectoratsrede auszudrücken. Sollte diese Nachricht sich (wie kaum zu bezweifeln) ihrem ganzen Umfange nach bestätigen, so wäre der Streit damit in ein neues Stadium getreten, König Ludwig, nach dem alten Erfahrungssatz, daß der Mensch nichts leichter vergißt als überstandene Leiden, steht bei der Masse der hiesigen Bevölkerung in ganz außerordentlich hohem Ansehen, seine Aussprüche gelten als wahre Orakel; — ist es Hrn. von Ringseis wirklich gelungen, diesen hohen Verbündeten für sich zu gewinnen, so mögen die „Fremden" ihre Koffer nur bei Zeiten packen....

Notizen.

Der Fürst Paskewitsch, dessen Krankheit den Zeitungen seit Monaten soviel zu berichten gab, ist endlich am 1. Februar seinen langwierigen Leiden erlegen. 1782 zu Pultawa geboren, war er zuerst Leibpage Kaiser Paul's I., trat dann im Jahre 1800 in die Armee, focht bei Austerlitz, wurde bald darauf zur Donauarmee versetzt, und stieg hier allmälig bis zum Generalmajor. Auch an dem Kriege von 1812 sowie an den darauf folgenden Feldzügen in Deutschland und Frankreich nahm er ruhmvollen Antheil. Seine wahren Lorbern jedoch erwarb er sich erst in den Kriegen gegen Persien und die Pforte, seit Mitte der zwanziger Jahre. Infolge derselben zum Feldmarschall ernannt, übernahm er nach dem Tode des Grafen Diebitsch im Juni 1831 den Oberbefehl gegen die polnische Insurrection. Dem Falle Warschaus folgte seine Erhebung in den Fürstenstand sowie seine Ernennung zum Vicekönig von Polen, in welcher Stellung er sich bis zu seinem Tode behauptet hat. Durch welche Mittel, ist ebenso bekannt wie sein Auftreten in Ungarn 1849. Rußland verliert an ihm nicht nur einen seiner glücklichsten Feldherren, sondern auch einen seiner ausgeprägtesten Charaktere, an welchem namentlich der jüngstverstorbene Kaiser, in dessen Regierung auch die eigentliche Glanzzeit des Fürsten fällt, ein immer bereites Werkzeug seiner Politik fand, nach innen sowol wie nach außen. — In Naumburg starb der Geheime Hofrath John, bekannt als ehemaliger, langjähriger Redacteur der „Preußischen Staats-Zeitung". In frühern Jahren war er eine zeitlang Secretär bei Goethe gewesen; Fürst Hardenberg zog ihn in den preußischen Staatsdienst, wo er in verschiedenen Stellungen verwendet wurde, irren wir nicht, auch als Censor, bis er endlich H. Clauren's Nachfolger in der Redaction der „Preußischen Staats-Zeitung" wurde. Seine Redactionszeit fiel noch in eine sehr naive Epoche der deutschen und namentlich der preußischen Journalistik und der Verstorbene war nicht der Mann, diese Harmlosigkeit zu stören; Rothstift und Schere waren sein Hauptredactionsapparat, dessen er sich mit großem Eifer bediente, bis er endlich infolge des Thronwechsels im Jahre 1840 und der veränderten Ansichten über die Bedeutung der Presse, welche damit zur Herrschaft kamen, von seinem Posten entfernt ward. — Auch Helmina von Chézy, geborene von Klencke, die Enkelin der Karschin, ist endlich von ihren langjährigen Leiden, zu denen auch noch äußere Entbehrungen der drückendsten Art sich gesellten, durch den Tod erlöst worden. 1783 zu Berlin geboren, vermählte sie sich bereits in ihrem 16. Jahre mit einem Hrn. von Hastfer; die Ehe fiel jedoch so unglücklich aus, daß sie schon nach Jahresfrist wieder geschieden werden mußte. Helmina begab sich nun infolge einer Einladung der Frau von Genlis nach Paris, wo sie im Jahre 1803 eine zweite Ehe mit dem Orientalisten von Chézy einging. Dieselbe war jedoch nicht glücklicher als die erste; die beiden Gatten trennten sich 1810 freiwillig. Seitdem lebte Helmina abwechselnd in Deutschland und Frankreich, in den letzten Jahren aber in Genf, wo sie auch der Tod ereilt hat. Als Schriftstellerin trat sie zuerst 1812 mit einer Sammlung „Gedichte" auf; später versuchte sie sich auch im Roman. Auch der Text zu Weber's „Euryanthe" (1824) stammt aus ihrer Feder. — Aus

Paris wird der Tod des Vicomte d'Arlincourt (geboren 1786) gemeldet, eines bekannten Romanschriftstellers, der namentlich unter der Restauration eine zeitlang sehr in Mode war. Später, als dies Geschäft nicht mehr ging, versuchte er es mit Reisebeschreibungen und zuletzt, unter dem gegenwärtigen Regiment in Frankreich, machte er den Schildträger der Reaction und stimmte den guten Bürger durch blutgetränkte Schilderungen der Revolution und ihrer Gräuel zu doppeltem Dank für die Sicherheit, deren er unter dem neuen kaiserlichen Scepter genießt.

Der „Literarische Verein" in Stuttgart hat soeben seine 36. Publication, die erste des neunten Jahrgangs (1855), erscheinen lassen. Dieselbe enthält: „Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, nach alten Drucken und Handschriften, herausgegeben von Dr. Wilhelm Ludwig Holland." Die Schauspiele des fürstlichen Dichters (über den Heinrich Pröhle kürzlich in diesen Blättern einiges Nähere berichtete: s. Jahrgang 1855, Nr. 26, S. 935) gehören bekanntlich zu den größten Seltenheiten unserer Literatur; selbst so reiche Bibliotheken wie die kaiserlich königliche Hofbibliothek zu Wien, die königliche Bibliothek zu Dresden ꝛc. besitzen nicht ein einziges Stück von ihm und so waren denn auch die Mittheilungen unserer Literarhistoriker über ihn und seine Werke bisher höchst unvollständig und mangelhaft. Um so größer ist das Verdienst, das der gelehrte und fleißige Herausgeber sich durch die vorliegende Sammlung erworben hat; dieselbe ist mit sorgfältigster Benutzung der ältesten Drucke sowie der noch vorhandenen Handschriften veranstaltet, und erschließt somit eine ganz neue Kenntniß eines Dichters, der für seine Zeit von nicht geringer Bedeutung, und der doch bisher selbst unter den Männern von Fach mehr genannt war als wirklich gekannt. Indem wir uns vorbehalten, auf das interessante und wichtige Werk noch des Nähern zurückzukommen, begnügen wir uns für heute sowol dem Herausgeber wie dem „Literarischen Verein", durch den die Herausgabe ermöglicht wurde, im Namen aller Literaturfreunde unsern herzlichen Dank abzustatten. Die nächsten Lieferungen des genannten Vereins werden Konrad's von Würzburg „Trojanischen Krieg" enthalten, herausgegeben mit Benutzung von G. K. Frommann's Abschriften und Vergleichungen von Franz Roth. Dann wird Fischart an die Reihe kommen, für den bekanntlich eine ganz neue Epoche begonnen hat, seitdem die Meusebach'sche Sammlung der königlichen Bibliothek zu Berlin einverleibt und damit der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht worden ist.

Paul Heyse, der sich bekanntlich, bevor er sich in München ansiedelte, längere Zeit in Italien aufhielt, veröffentlicht soeben eine gelehrte Frucht dieses Aufenthalts „Romanische Inedita" (Berlin, Hertz), eine Sammlung lyrischer, vorzugsweise aber erzählender Dichtungen in altromanischer, provençalischer, altfranzösischer und altitalienischer Sprache. — Von Otto Roquette bringt das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung' eine Novelle „Der Maigraf". — Ferdinand Gregorovius, der noch immer in Rom verweilt, arbeitet an einer „Chronik von Rom im Mittelalter".

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von

Carl B. Lorck in Leipzig.

---

1) Huc und Gabet,

Wanderungen in der Mongolei.

Herausgegeben von Karl Andree.

2) Huc und Gabet,

Wanderungen im Chines. Reiche.

Herausgegeben von Karl Andree.

3) Amedée Thierry,

Attila und die Attila-Sagen.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt. 2. verm. Ausgabe.

4) Amedée Thierry,

Die Söhne und Nachfolger Attila's.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.

5) Washington Irving,

Das Leben George Washington's.

1. Band. Vollständig in 3 Bänden.

6) **Historisches Jahrbuch 1854—1855.**

Mit dem Porträt Palmerston's.

7) Prof. Dr. K. Koch.

Die

Kaukasischen Länder u. Armenien.

8) J. H. Schnitzler,

Geschichte des Russischen Reiches.

Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt.

9) Dr. E. C. Brewer,

Katechismus der Naturlehre.

Durchgesehen von Prof. Dr. O. Marbach.

10) Dr. G. A. Jahn,

Handbuch der Witterungskunde.

Mit 26 Abbildungen.

11) Graf d'Escayrac de Lauture,

Die Afrikanische Küste.

Herausgegeben von Karl Andree.

12) James F. W. Johnston,

Chemische Bilder a. d. Alltagsleben.

Preis eines jeden Bandes von 20—30 Bogen 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 8.** 21. Februar 1856.

Inhalt: Die „Wiener Kirchenzeitung“ und das „Deutsche Museum“. — Geoffrey Chaucer's Leben und schriftstellerischer Charakter. Von **Wilhelm Hertzberg.** — Gedichte. I. Harre aus! Von **Felix Dahn.** — II. Ein Grab. Von **German Mäurer.** — III. Im Winter. Von **Ludwig Bauer.** — Literatur und Kunst. Neue Zeitschriften. („Germania. Vierteljahrschrift für die deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Pfeiffer“; „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Herausgegeben von Johannes Müller und Johannes Falke“; „Monatsschrift des Wissenschaftlichen Vereins in Zürich. Herausgegeben von dem Redactionsausschuß desselben.“) — Naturwissenschaftliches. („Aus der Natur“, 7. Bd.) — Correspondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Die „Wiener Kirchenzeitung“ und das „Deutsche Museum“.

Die „Wiener Kirchenzeitung, Redacteur und Eigenthümer: Dr. phil. et theol. Brunner“, ein Blatt, das höchst vermuthlich der Mehrzahl unserer Leser noch in diesem Augenblick ebenso unbekannt ist, wie es dem Verfasser dieser Zeilen bis vor kurzem war, hat dem „Deutschen Museum“ und dem Herausgeber desselben die Ehre angethan, in ihrer Nr. 8 des gegenwärtigen Jahrgangs eine heftige Polemik gegen beide, das Blatt und den Herausgeber, hauptsächlich aber gegen den Letztern persönlich, zu eröffnen. Nun ist der Unterzeichnete zwar von jeher viel zu lebhaft durchdrungen gewesen von dem unbedingten Recht freier Meinungsäußerung, als daß er sich jemals hätte verletzt fühlen sollen, wo die geäußerte Meinung für ihn und seine Bestrebungen ungünstig war. Vielmehr hat er jederzeit Jedermann getrost überlassen, über ihn zu urtheilen und drucken zu lassen was ihm beliebt, — nicht aus Geringschätzung der öffentlichen Meinung, sondern im Gegentheil, weil er überzeugt ist, daß auch in dem einseitigsten, ja ungerechtesten Urtheile immer noch etwas liegt, woraus der davon Betroffene lernen kann und weil er überdies zu der Einsicht des Publicums das Zutrauen hegt, daß

es über kurz oder lang doch immer das Richtige von dem Falschen, die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden weiß. Darum, so wenig er sich rühmen darf, ohne Gegner geblieben zu sein oder daß ihm jene Dornen erspart worden, mit denen Unverstand und Misgunst den Weg des Schriftstellers, namentlich aber des deutschen Schriftstellers bestreuen, — hat er sich doch niemals zu irgendeiner Art von Polemik gegen seine Beurtheiler hinreißen lassen; seit mehr denn 20 Jahren als Schriftsteller thätig und zweifelsohne mit literarischen Sünden reichlich beladen, hat er doch wenigstens von der Sünde, jemals irgendeinen der gegen ihn und seine Schriften gerichteten Angriffe beantwortet oder überhaupt irgendetwas geschrieben zu haben, was einer Antikritik ähnlich sähe, sich jederzeit frei erhalten.

Wenn er nun von dieser jahrelang beobachteten Regel mit den nachstehenden Zeilen scheinbar eine Ausnahme macht, so ist das eben nur scheinbar; auch die „Wiener Kirchenzeitung“ und auch ihr „Redacteur und Eigenthümer Dr. phil. et theol. Brunner“ haben das Recht, über den Unterzeichneten und die von ihm geleitete Zeitschrift zu urtheilen, was und wie ihnen beliebt, und sollen dies Recht auch ferner behalten. Wol aber, als Herausgeber einer Zeitschrift, die es sich zur vornehmsten Aufgabe gestellt hat, den Zustand des deutschen Volks und seiner Entwickelung in Kunst, Wissenschaft und öffentlichem Leben zu schildern, fühlt er seinen Lesern gegenüber die Verpflichtung, ihnen nichts vorzuenthalten und nichts unerwähnt zu lassen, was nach der bezeichneten Richtung hin charakteristisch und denkwürdig ist.

Und das scheint der in Rede stehende Artikel der „Wiener Kirchenzeitung“ denn in hohem Grade. Man gibt uns seit einiger Zeit so viel zu hören von dem neuen Leben, das in der katholischen Kirche erwacht ist, man sieht so achselzuckend herab auf die angebliche Zerfahrenheit, die Unfruchtbarkeit und Hohlheit der protestantischen Bildung, ja schon glaubt man von einer neuen katholischen Wissenschaft sprechen zu dürfen, einer Wissenschaft, die sich in allen Stücken treu an das kirchliche Dogma schließt und dabei doch die strengsten Foderungen des Denkens, die tiefste Sehnsucht des Wissensdurstigen erfüllen und befriedigen soll: daß es sich wol verlohnt, die einzelnen Specimina dieser katholischen Wissenschaft etwas näher ins Auge zu fassen, auch wenn sie nur in einem gelegentlichen Artikel der „Wiener Kirchenzeitung“ bestehen sollten; geht auch die Wissenschaft selbst dabei leer aus, so dürfte doch die Culturgeschichte einigen Vortheil haben — und jedenfalls gewinnen unsere Leser dabei: denn in diesen aschgrauen, trübseligen Zeiten, wen sollte es nicht freuen, einmal so recht aus Herzensgrund lachen zu können?!

Und diesen Genuß hat uns der polemische Artikel der „Wiener Kir-

chenzeitung“ verschafft, in einem solchen Maße, daß wir uns beeilen, ihn mit unsern Lesern zu theilen. Schon die Ueberschrift ist höchst drastisch und einer „Wiener Kirchenzeitung“ vollkommen angemessen: „Prutz-, Schmutz- und Trutz-Nachtigall“; wer sieht nicht bei diesen Worten den Schatten Abraham a Santa-Clara's leibhaftig auftauchen?! Aber leider, es bleibt nur bei seinem Schatten, einem recht trüben, unsaubern Schatten.

Der ungenannte Verfasser leitet seine Polemik mit einigen Bemerkungen über die poetischen Versuche des Unterzeichneten ein; sie wären zwar, meint er, nicht besonders erheblich, scheinen ihm aber doch immer gut genug, um den Witz von der „Nachtigall“ und dem „eigenen Vogelhaus“, das der Unterzeichnete sich in dem „Deutschen Museum“ gegründet, daran anzuknüpfen. Nun, Witze gelingen nicht immer und so wollen wir auch diesen nicht besonders auf die Wagschale legen; was aber die poetischen Versuche des Verfassers betrifft, so muß er allerdings bekennen, daß er einer Epoche angehört — einer längst antiquirten, versteht sich —, wo es noch nicht Sitte war unter den deutschen Poeten, um den Beifall katholischer Kirchenzeitungen zu geizen: weshalb es ihm denn auch außerordentlich gleichgültig ist, was die „Wiener Kirchenzeitung“ von seinen Poesien denkt und urtheilt. Ja im Gegentheil, er selbst würde noch argwöhnischer gegen den Werth derselben werden und noch geringer von ihnen denken, als es jetzt schon der Fall ist, sollten sie jemals so unglücklich sein, den Beifall der „Wiener Kirchenzeitung“ auf sich zu laden; „Eines schickt sich nicht für Alle“, und da die Herren von der „Wiener Kirchenzeitung“ ja ihre Redwitze und Consorten haben, so können sie ein so kleines Licht wie Unsereins füglich entbehren.

Das also wäre erledigt, in der That jedoch ist es auch nur die Einleitung, mit welcher der eigentliche Angriff vorbereitet wird, gleichsam der Hieb in die Luft, mit welchem der erfahrene Fechter die Klinge prüft, bevor er sich in Positur legt. Sehen wir denn, was unser Sir John von der „Wiener Kirchenzeitung“ für Streiche austheilt. Der eigentliche Gegenstand seines Grimms ist ein Aufsatz, der in Nr. 39 dieser Blätter vom vorigen Jahre veröffentlicht wurde: „Preußen im Sommer 1842. Von Robert Prutz.“ Freilich rühmt der unbekannte Kritiker demselben nach, daß er eine „interessante Schilderung der Zustände in Preußen in den ersten vierziger Jahren, vorzüglich der religiösen und kirchlichen“ enthalte. Doch ist auch wol dies Lob nur noch ein nachträglicher Hieb in die Luft, wenigstens, damit der Verfasser nicht allzu stolz darauf werde, beeilt unser Kritiker sich sofort, dasselbe durch die Versicherung zu beschränken, der Standpunkt, von dem aus der Aufsatz geschrieben, sei der Standpunkt eines „protestantisch getauften Juden“.

Und eine Schilderung von diesem Standpunkt aus heißt dem Kritiker selbst „interessant“?! Das ist mehr Toleranz, als wir ihm zugetraut hätten und als er selbst vermuthlich beansprucht.

Indessen auf einen Widerspruch mehr oder minder kommt es einem Manne wie unser Kritiker nicht an; mit dem „protestantisch getauften Juden“ ist es ihm wie ein Knebel vom Munde geflogen und in saftiger Fülle rauscht der Strom seiner Rede weiter. Zunächst tritt er als Vertheidiger des Ministeriums Eichhorn auf. Dasselbe habe sich die Aufgabe gestellt gehabt, den „Unglauben“ und den „Indifferentismus in der protestantischen Kirche“ zu „bekämpfen“ und derselben eine „bessere äußere Gestalt“ zu geben. „Es ist wahr“, fährt er wörtlich fort, „die Sache machte viel Aufsehen und Eichhorn hatte bittern Tadel und viele Schmähungen zu ertragen. Allein hatte Eichhorn von Seiten der Protestanten diesen Tadel und diese Schmähungen wol verdient? Hätten sie es ihm nicht vielmehr Dank wissen sollen, daß er bei dem Aufschwunge, welchen die katholische Kirche damals nahm, auch die protestantische heben wollte? Die Absichten Eichhorn's waren unstreitig ehrenwerth, und man kann ihn nur darum tadeln, daß er sich ein Ziel gesteckt, was bei dem Verfall des Protestantismus zu erreichen nicht möglich war. Sein Nachfolger, der jetzige Cultusminister von Raumer, verfolgt dasselbe Ziel, er will es aber mittels der Schule erreichen, da die Geistlichkeit nun einmal unter einen Hut nicht zu bringen ist, daher die drei Regulative. Wird es ihm besser gelingen? Schwerlich!“

Wie über literarische Productionen, so und noch viel mehr muß natürlich auch über historische Thatsachen und Persönlichkeiten Jedermann das Urtheil freistehen. Aber Act wollen wir doch davon nehmen, daß der verstorbene Minister Eichhorn und Die nach ihm in seinen Spuren wandeln, also die Männer, die nach ihrer Meinung so recht die eigentlichen Säulen der protestantischen Kirche sind, ihre lautesten Vertheidiger und Bewunderer finden — wo? auf Seiten der „Wiener Kirchenzeitung“! Freilich ist es immer noch eine etwas mitleidige Anerkennung, die sie erntet: die guten Leute wollen wol, aber du lieber Himmel, als Protestanten, was können sie?! Doch wird die Sache, dünkt uns, gerade durch diese Wendung nur um so charakteristischer und pikanter.

Endlich aber gelangt unser Kritiker zu denjenigen Punkten unsers Aufsatzes, die ihn am meisten erbittert haben und gegen die daher auch seine kapuzinerhafte Beredtsamkeit vorzüglich gerichtet ist. Das ist die Art und Weise, wie der Verfasser des oft gedachten Aufsatzes sich über „die katholische Kirche oder, wie er sich ausdrückt, die ultramontane Partei“ geäußert hat. Nun möchte man sich allerdings versucht fühlen, in dieser Behendigkeit, mit welcher der Kritiker dem von uns gebrauchten

Ausdruck „ultramontane Partei“ die „katholische Kirche“ als gleichbedeutend unterschiebt — man möchte sich, sage ich, versucht fühlen, darin eine jener Escamotagen zu erblicken, in denen die geistlichen Herren, hüben wie drüben, von jeher stark gewesen sind. In diesem Falle jedoch trifft der Verdacht nicht zu, unser Kritiker handelt wirklich vollkommen naiv, „ultramontane Partei“ und „katholische Kirche“ sind ihm wirklich völlig Eins, ja mit großer Emphase behauptet er, es gebe überhaupt keine Ultramontanen noch eine ultramontane Partei. „Wir selbst“, ruft er aus, „die wir Mitglieder der über den ganzen Erdboden verbreiteten katholischen Kirche sind, kennen keine solche Partei. Wir, die wir uns Katholiken nennen, haben einen Glauben, eine kirchliche Ordnung, ein Oberhaupt, den Summus Pontifex in Rom, es gibt bei uns weder eine cismontane noch eine ultramontane Partei“. Wir lassen die etwas tappige Art, mit welcher der Kritiker gleich darauf seinen Landesherrn, den Kaiser von Oestreich, in den Streit zieht, beiseite, und bemerken nur, daß das Wort „Ultramontane“ von uns nicht erfunden, daß es im Gegentheil seit mehr denn zwei Menschenaltern in Frankreich und Deutschland eingebürgert ist und tagtäglich von Unzähligen gebraucht wird — und daß also, wenn unser Kritikus wirklich nicht weiß, was es bedeutet, dies offenbar mehr seine Schuld ist als die unsere. Uns seiner Unwissenheit anzunehmen, finden wir keine Veranlassung, „er hat Moses und die Propheten“ — wir meinen, er hat das neue östreichische Concordat dicht in der Nähe, wer daraus nicht merkt und einsieht, was Ultramontanismus heißt und ist, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Der Kritiker führt dann weiter aus dem mehrerwähnten Aufsatz eine Reihe einzelner Punkte auf, welche ihm besonders anstößig gewesen sind und über die er denn nun die volle, wenn auch nicht sehr saubere Schale seines Zorns ausgießt. Der Verfasser dieser Zeilen darf nicht mit dem Geständniß zurückhalten, daß dieser Theil der Kritik ihm ganz besonders angenehm, ja schmeichelhaft gewesen ist. Denn trotz seines Eifers und trotz der silbenstechenden Genauigkeit, mit welcher der Kritiker die geschichtliche Darstellung des Verfassers zergliedert, vermag er ihm doch nicht den kleinsten historischen Irrthum, die kleinste Ungenauigkeit oder Verwechselung im Factischen nachzuweisen, im Gegentheil, er bestätigt die Darstellung des Verfassers, soweit sie das Thatsächliche betrifft, durchweg und nur die Auffassung der Thatsachen ist es, was seine Galle erregt. Daß aber die „Wiener Kirchenzeitung“ und das „Deutsche Museum“ nicht dieselbe Auffassung kirchengeschichtlicher Thatsachen haben können — nun, das dächt' ich, versteht sich doch von selbst, ja mit aller persönlichen Ehrerbietung vor dem „Redacteur und Eigenthümer Dr. phil. et theol. Brunner“ würde ich und mit mir ohne Zweifel auch die Leser

dieses Blattes es als ein großes Unglück betrachten, wenn es jemals anders wäre:

Raum für Alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Heerde?

Daher können wir es auch nur aufrichtig bedauern, daß der Kritiker gerade in dieser Partie seiner Arbeit sich gegen den Verfasser des Aufsatzes „Preußen im Jahre 1842" zu Ausdrücken und Wendungen hat hinreißen lassen, die allerdings zum Theil recht drastisch sind, auch der Art und Weise, wie man das Andenken Abraham a Santa-Clara's heutzutage in Wien erneut, vollkommen entsprechen mögen, aber doch bei alledem mit den Begriffen des literarischen Anstands, ja selbst nur des gesetzlich Statthaften in bedenklichem Widerspruch stehen. Den sublimen Einfall mit dem „protestantisch getauften Juden" haben wir schon oben mitgetheilt. Es erweckt kein gutes Vorurtheil für die Erfindungskraft unsers Kritikers, daß er solch abgetragenes Stichwort, das schon längst dem „Zuschauer" der „Neuen Preußischen Zeitung" verfallen ist, wieder aufnimmt. Ihm jedoch gefällt es so gut, daß er es eine Spalte weiter sogleich noch einmal anbringt, indem er dem Verfasser einen „übermüthigen Juden" an den Hals wirft. Der Verfasser hat sich den „Redacteur und Eigenthümer" oder wer sonst der Autor dieser liebenswürdigen Kritik ist, nicht zum Beichtvater gewählt, und hat ihm mithin auch keine Erklärungen über seine religiösen Verhältnisse abzugeben; nur zu seiner persönlichen Beruhigung und damit er gelegentlich auf etwas treffendere Witze denkt, ertheilt er ihm hiermit die Versicherung, daß er aus einer so altchristlichen Familie geboren ist, wie es nur eine im guten Lande Pommern gibt und daß daher das Hep Hep-Schreien wenigstens in diesem Falle nichts nützt. Im Uebrigen scheint der Kritiker über die Zustände der protestantischen Kirche eigenthümliche Vorstellungen zu haben, ungefähr ebenso wie über seine eigene katholische Kirche, wo er ja auch nicht weiß, was Ultramontane sind: nachdem er den Verfasser zu wiederholten malen des heimlichen Judenthums beschuldigt, rückt er ihm einige Zeilen weiter vor, ein „leipziger Protestant" könne freilich nicht begreifen u. s. w. Sind denn die leipziger Protestanten durchweg getaufte Juden? Oder hat der leipziger Protestantismus sonst ein specifisches Gebrechen? Ich habe mir im Gegentheil sagen lassen, daß der heutige „leipziger Protestantismus", nämlich was sich vorzugsweise so gerirt, im Punkt der Strenggläubigkeit nichts zu wünschen läßt und daß es schon mehr als einen „leipziger Protestanten" gibt, dem Hr. Dr. phil. et theol. Brunner dreist die Bruderhand reichen könnte....

Im weitern Verlauf seiner Polemik steigert der Grimm unsers Kritikers sich einmal so weit, daß er den Verfasser mit „Jämmerlicher Wicht" apostrophirt. Das ist nun gewiß mehr grob als witzig, als

Beitrag indessen zur Charakteristik der neuen katholischen „Wissenschaftlichkeit" acceptiren wir auch dies bestens. Wie wir denn überhaupt zum Schluß dieser Zeilen (welche, wir wiederholen es ausdrücklich, durchaus keine Antikritik, nur ein einfaches Referat sein sollen zu Nutz und Frommen derjenigen unserer Leser, denen die „Wiener Kirchenzeitung" selbst nicht zu Gesichte kommt) nicht umhin können, dem ungenannten Verfasser der Kritik unsern aufrichtigen Dank zu sagen für den Dienst, den er uns damit geleistet — sowol unsern Principien wie unserm Blatte. Es fällt mitunter erstaunlich schwer, den schwarzen Herren die Kutte vom Gesicht zu ziehen; dieser „Schmutz- und Trutz"-Artikel aber ist eine Selbstenthüllung des neuesten Pfaffenthums, wie man sie gar nicht besser wünschen kann. Und auch der Verbreitung unsers Blattes in katholischen Kreisen können Angriffe wie dieser seitens der „Wiener Kirchenzeitung" nur vortheilhaft sein; — also nur keine Gêne, meine Herren.... **R. P.**

Geoffrey Chaucer's

Leben und schriftstellerischer Charakter.

Von

Wilhelm Hertzberg.

(Der nachstehende Aufsatz verdankt seinen Ursprung einem vor einer größern Zuhörerschaft gehaltenen Vortrag. Manche für die Geschichte der ältern englischen Literatur wichtige und zum Theil noch streitige Punkte haben nur angedeutet, manche neue Ansichten nur als Behauptungen hingestellt werden können. Der Verfasser hofft Gelegenheit zu finden, an einem andern Orte jene auszuführen und diese zu begründen. Was das Leben Chaucer's betrifft, so ist hier nichts als Thatsache hingestellt, was sich nicht als solche entweder aus Chaucer's Werken selbst oder aus den von Tyrrwhitt und Sir H. Nicolas mitgetheilten Documenten ergibt. In den geläufigen Literaturwerken hat sich durch den zu bereitwilligen Glauben, den man den völlig unzuverlässigen ältesten Biographen des 16. und 17. Jahrhunderts (Leland und Speght) geschenkt hat, das Leben des Dichters zu einem förmlichen Mythus ausgesponnen. Selbst der vortreffliche Behnsch, dessen „Geschichte der englischen Sprache und Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Buchdruckerkunst" (Breslau 1853) ein in jeder andern Beziehung ausgezeichnetes und empfehlenswerthes Werk ist, kann von dem eben angedeuteten Vorwurf nicht freigesprochen werden. Uebrigens ist es auch hier wieder ein Deutscher, Fiedler, der zuerst sich ein nüchternes Urtheil bewahrt und die herkömmlichen Ueberlieferungen kritisch zu sichten versucht hat.)

Geoffrey Chaucer gehört mit seiner ganzen Lebenszeit demjenigen Jahrhundert an, in welchem auf den britischen Inseln die Verschmelzung des niederdeutschen, angelsächsischen Volkselements mit dem französisch-normännischen dauernd vollzogen wurde, wodurch die Engländer als eine

nach innen einige, nach außen geschlossene, besondere Nation in die europäische Völkerfamilie eintraten. Chaucer selbst hat bei diesem Vorgang von welthistorischer Bedeutung entscheidend mitgewirkt, ja er hat recht eigentlich durch seine literarische und dichterische Wirksamkeit demselben das Siegel der Vollendung aufgedrückt, er hat den nächsten Jahrhunderten einen Schatz von Dichtungen hinterlassen, deren Ausdrucksweise unbestritten als mustergültig betrachtet wurde, er hat einen Einigungspunkt in das Chaos schwankender Idiome gebracht, er hat dadurch die Sprache und mit der Sprache die Nationalität selbst fixirt. Die Umwandelungen, welche das Englische seit seiner Zeit und bis zu Shakspeare erlitten, sind zwar nicht unbedeutend gewesen, sie haben sich aber durchaus innerhalb der Grenzpunkte bewegt, die wir bereits von Chaucer abgesteckt finden, sie sind nur eine Weiterbildung der sprachschöpferischen Principien, welche der große Dichter mit richtigem Instinct und feinem Ohr dem dunkeln Stimmengewirr der werdenden Volksdialekte abgelauscht hatte. Darum darf noch nach zwei Jahrhunderten Spencer, der ältere Zeitgenoß des großen britischen Dramatikers, auf Chaucer als auf den „reinen Born des ungetrübten Englisch" hinweisen.

In einer Zeit, wo Deutschland nach dem vorübergehenden Glanze seiner romantischen Culturperiode durch die Gräuel der kaiserlosen Zeit und des Faustrechts in tiefe, langdauernde Barbarei versank, wo in Frankreich aus verwandten Ursachen eine ähnliche dunkle Kluft den Fortgang der poetischen Entwickelung unterbrach, in derselben Zeit trat die eben erwähnte segensvolle Umwandelung für England ein. Dieser Zeit leuchtet auf dem Gebiete der Poesie Chaucer voran, den seine dankbaren Landsleute deshalb den „Morgenstern der englischen Dichtkunst" genannt haben.

Chaucer ward um das Jahr **1340** (nicht **1328**, wie die geläufigen Literaturgeschichten angeben) zu London geboren. Er gehörte dem ritterlichen Stande an, wiewol er selbst niemals die eigentliche Ritterwürde erlangt hat. Daß er jedoch, wenigstens von Vaterseite aus, einer ursprünglich normännischen Familie entsprossen sei, bezeugt sein Name: Chaucer (afr. Chaucier) hat die wenig poetische Appellativbedeutung: Strumpfwirker. Er hat die gewöhnliche Erziehung eines jungen Mannes von Stande erhalten und eine der beiden Hochschulen des Landes, Oxford oder Cambridge, besucht; welche, bleibt unermittelt. Daß er dort die geläufigern Schriftsteller des Alterthums studirt hat, wäre, wenn es nicht aus der Einrichtung der englischen Universitäten von selbst erhellte, aus zahlreichen Citaten in seinen Schriften zu ersehen. Von einem Fachstudium, welchem er sich nach Erwerbung dieser allgemeinen Kenntnisse gewidmet hätte, ist aus denselben Quellen nichts zu entnehmen. Dagegen scheint er einer gelehrten Passion nachgehangen zu

haben, die weder mit ſeinem ſpätern Beruf als Weltmann noch als Dichter in der geringſten Verbindung, die vielmehr mit beiden in ſonderbarem Contraſte ſteht. Er hat ſich offenbar viel und ernſtlich mit Aſtronomie beſchäftigt, einem Studium, das in jener Zeit unendlich trocken und troſtlos ſein mußte, da ihm eine wiſſenſchaftliche Grundlage ſo gut wie ganz abging und keine andern Reſultate daraus zu erzielen waren als die Berechnung täglicher Himmelserſcheinungen nach höchſt complicirten und ſchwerfälligen Formeln. Chaucer hat für den Gebrauch ſeines Sohnes Louis eine Abhandlung in Proſa „Ueber das Aſtrolabium" verfaßt, deren Authenticität durch den ein wenig ſpätern Dichter Lydgate bezeugt wird. Er weiß überdies ſein lebhaftes Intereſſe für dieſen Gegenſtand ſo wenig zu zügeln, daß er mit den dahinſchlagenden abſtruſen Ausdrücken und techniſchen Erörterungen zuweilen mitten in ſeine dichteriſche Darſtellung hineinbricht in einer Weiſe, die wir einem Dichter der Gegenwart nicht verzeihen würden.

Im Uebrigen hat er ſich nach Vollendung ſeiner Studien viel mehr im Gewühl des Lebens als in der Einſamkeit ſeines Zimmers gebildet. Im Jahre 1359 trat er in die Armee. Es war um dieſelbe Zeit, als Eduard III. jenes Aufgebot zum Heereszug nach Frankreich erließ, das eine größere und ſtattlichere Schar um ſeine Fahnen verſammelte, als die Zeitgenoſſen jemals zuvor zuſammen geſehen hatten. Wahrſcheinlich auf dieſem Feldzuge gerieth Chaucer in die franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft, aus welcher ihn dann wol der Friede von Brétigny ſchon im nächſten Jahre befreite. Wenigſtens ſehen wir ihn bald darauf nicht nur auf freiem Fuße, ſondern bei Hof in Gunſt und in ſolchen Ehrenſtellen, wie ſie ſeinem Alter und den mäßigen Anſprüchen, zu denen ihn ſeine Geburt berechtigte, angemeſſen waren. Er trat zunächſt in die Charge eines Edelknechtes (Valet, Yeoman) ein, die unter den niedern Hofämtern die zweite Stelle einnahm. Es wird ihm bei derſelben durch ein Patent von 1367 ein Jahrgehalt von 20 Mark (280 Thlr.) zugeſichert, was nach Campbell („Specimens of the British poets", ed. 1845, S. 2) dem zwanzigfachen jetzigen Werthe der gleichen Summe gleichkommen dürfte. Wenn damit Dienſtleiſtungen der Art verknüpft waren, wie ſie etwa denen eines Hoflakaien unſerer Zeit entſprechen mögen, ſo muß man ſich erinnern, daß das Feudalſyſtem ſich auf ganz perſönliche dienerſchaftliche Verpflichtungen ſtützte, daß ſolche ariſtokratiſche Titel, auf welche die erſten Fürſten und Würdenträger des Reichs ſtolz waren und zum Theil noch ſind, wie Truchſeß, Mundſchenk, Küchen- und Kellermeiſter, urſprünglich und in jener Zeit noch bitterlich ernſt gemeint waren. Solche Dienſte, wie: bei Tiſch aufwarten, den Steigbügel halten, den Herrn ankleiden, der Dame die Schleppe tragen, Bote reiten, die Waffen und das Ritterpferd putzen und anſchirren, wurden auch an

den kleinern Herrenhöfen durch junge Leute von Adel versehen. Es lag darin nicht im mindesten etwas Entehrendes. Vielmehr lernten sie, indem sie zugleich in nützlichen Beschäftigungen verwandt wurden, ritterliche Sitte und Anstand auch in solchen äußern Verrichtungen entfalten, sie lernten den jugendlichen Trotz und Standesübermuth bezwingen, der in den handfesten Zeiten des Mittelalters nur zu geneigt war, sich nach allen Seiten thätlich und schädlich Bahn zu brechen. Galten nun solche Dienste, einem schlichten Ritter geleistet, schon als ehrenvoll, so mußte eine derartige Stellung an dem Hofe des Monarchen selbst für einen jungen Mann aus dem niedern Adel als ein glänzendes und beneidenswerthes Ziel des Ehrgeizes erscheinen. Eine Stufe höher als der Valet, dessen Stelle in kleinern Haushaltungen noch durch einen nichtadeligen, wiewol freien Dienstmann versehen wurde, stand der Squiere — eigentlich und wörtlich Schildhalter (ecuyer, scudiere, scutifer), der als Bediensteter am Königshofe etwa einem heutigen Hofjunker entsprochen haben mag. Wie nun der Rittersmann mit seinem Squiere, obwol entschieden seinem Diener, dennoch wie mit einem ebenbürtigen Familienliede vertraulich verkehrte, so konnte der Hofjunker des Monarchen bereits zu Aufträgen verwandt werden, die das höchste Vertrauen des Fürsten voraussetzten und die zu allen Zeiten als höchst ehrenvoll gelten würden.

Schon als Valet war Chaucer (im Jahre 1370) in königlichem Auftrage über das Meer (wahrscheinlich nach Frankreich) geschickt. Durch ein Patent vom Jahre 1372 wird er nun zum königlichen Squiere erhoben und in dieser Eigenschaft mit zwei andern edeln Herren als Botschafter an die Republick Genua gesandt. Seine Einkünfte vermehrten sich inzwischen auch. Chaucer hatte sich mit einer Hofdame der Königin Philippe verheirathet, die in ihrem Vornamen ebenfalls Philippe hieß. Sie soll die Tochter des Ritters Pagan de Rouet (oder Roett) und eine Schwester der Katharina von Swynford, nachmaliger Geliebten und Gemahlin des königlichen Herzogs John von Lancaster, gewesen sein. Sie brachte ihm eine lebenslängliche Rente von zehn Mark als Mitgift zu. Einen weitern und wie es scheint sehr beträchtlichen Zuwachs erhielten seine Einnahmen durch seine im Jahre 1374 erfolgte Ernennung zum Steuercontroleur über die Abgaben von Wolle und Wein im londoner Hafen. Mit Rückblick auf diese Stelle besonders war es wol, daß er nachmals in den Zeiten seines Unglücks schrieb, „er habe einst in glänzendem Wohlstande gelebt und soviel irdische Güter besessen, daß er reich zu nennen gewesen sei". Uebrigens war diese Stelle keineswegs eine Sinecure. In dem betreffenden Bestallungspatent wird ihm zur ausdrücklichen Bedingung gemacht: „daß der besagte Gottfried mit seiner eigenen Hand die Register schreibe, die zum

beſagten Dienſte gehören, daß er ſich daſelbſt dauernd aufhalte und Alles, was beſagten Dienſt betreffe, in eigener Perſon, nicht durch einen Stellvertreter thue und ausrichte.“

Das klingt allerdings ſehr proſaiſch. Aber man mache darum dem guten und glorreichen König Eduard keinen Vorwurf, daß er keine Ahnung gehabt, was ſich für einen Dichter, den größten Dichter ſeiner Zeit paſſe. Es bedarf nicht einmal der Entſchuldigung, daß Eduard III., der ſein Lebelang nur Franzöſiſch ſprach, ebenſo wenig Notiz von der werdenden Poeſie Englands zu nehmen Veranlaſſung hatte als Friedrich der Große ſeiner Zeit von der deutſchen. Die Hauptſache dabei iſt die, daß die Dichter jener Periode noch keineswegs ſo überſchwängliche Vorſtellungen von dem idealen Beruf eines Muſenjüngers hatten als die des 18. und 19. Jahrhunderts, daß Chaucer ſelbſt, der Weltmann und Lebemann, ſich bei ſeinem Aemtchen und Dem, was es abwarf, ſehr wohl befand und trotz ſeines Controlirens und eigenhändigen Regiſtrirens noch Zeit und Laune für ſeine Verſe in Hülle und Fülle erübrigte, da er deren an 50,000 und darüber uns hinterlaſſen hat. Noch zwei mal wurde er übrigens während derſelben Regierung zu Botſchaften in das Ausland verwendet, das letzte mal zu einer Friedensverhandlung mit dem franzöſiſchen Hofe.

Aber auch nach dem Tode Eduard's war er noch mehre Jahre im Genuß ſeiner Aemter und Revenüen und erfreute ſich des Vertrauens bei dem neuen Herrſcher Richard II. in dem Maße, daß dieſer ihn aufs neue zu höchſt wichtigen Sendungen auserſah; zuerſt als Mitglied einer Geſandtſchaft an den franzöſiſchen Hof, um wegen der Verheirathung Richard's mit einer Tochter des Königs von Frankreich zu unterhandeln; dann in gleicher Eigenſchaft zu einer Miſſion an den mächtigen Bernhard Visconti von Mailand in einer politiſchen Angelegenheit, deren Details aus den betreffenden Urkunden nicht erhellen.

Alle dieſe Umſtände zeugen ebenſo ſehr von Chaucer's geſchäftlicher Gewandtheit als von ſeiner Beliebtheit und ſeinem Anſehen in den Regionen des Hofes. Daß er zu John von Gaunt, dem Herzog von Lancaſter, der in verſchiedenen Zeitpunkten dieſer Periode einen mächtigen Antheil an der oberſten Leitung des engliſchen Staats hatte, in näherer Beziehung ſtand, iſt keinem Zweifel unterworfen. Es zeugt davon ein Trauergedicht, das er auf den im Jahre 1369 erfolgten Tod der jugendlichen Herzogin Blanca, der Gemahlin John's, verfaßt hat; aber noch entſchiedener ein Jahrgehalt von 10 Mark, welches Chaucer's Gattin Philippe ſeit dem Jahre 1372 von dem Herzoge bezog, und die reichen Geſchenke, die ſie ſpäterhin als Ehrendame der zweiten Gemahlin des Herzogs, Konſtanze de Padilla empfing.

Plötzlich aber, wie es ſcheint im Jahre 1387, trat ein verhängniß-

voller Glückswechsel im Leben des Dichters ein, der ihn nicht nur seiner Ehren und Einkünfte beraubte, sondern auch zu wiederholten malen unter dem Vorwande seiner Theilnahme an gewissen Verschwörungen in den Kerker brachte. So viel erfahren wir aus des Dichters eigenen Mittheilungen im „Testament der Liebe". Wir ersehen ferner daraus, daß jene Verbindungen, in die sich Chaucer auf Veranlassung hochstehender Gönner eingelassen hatte, politischer Natur waren, und daß sie, da er sie selbst als Verirrungen seiner frühern Jugendzeit bezeichnet, offenbar nur den ostensiblen Grund zu seinem Sturze und seiner Verhaftung hatten abgeben müssen. Ueber die eigentliche und nächste Veranlassung dazu läßt er uns völlig im Dunkel. Man hat dieselbe mit einem unbedeutenden Cithaufstand vom Jahre 1367 in Verbindung gebracht, bei dem ein gewisser John von Northampton eine hervorragende Rolle spielte, welcher wiederum in intimen Beziehungen zum Herzog von Lancaster stand. Man hat die durch Wicliffe's Reformversuche veranlaßten religiösen Unruhen und andererseits den Aufstand der Leibeigenen unter Wat Tyler und Jack Straw hineingezogen und daraus eine bis ins Detail gehende Leidensgeschichte zusammengebraut, in welcher der edle Dichter zuletzt sogar die jämmerliche Rolle eines Renegaten und Angebers seiner Mitschuldigen spielen muß. Von alledem ist nicht das Geringste nachweisbar, von einigen Momenten dieses Romans läßt sich sogar die Unmöglichkeit darthun. Wenn Chaucer ein Bundesgenoß John's von Gaunt und der Wicliffiten war, so konnte er mit Jack Straw und den Meuterern nichts zu thun haben: denn diese waren die Todfeinde gerade des Herzogs und seiner Anhänger. Die Wicliffiten hatten ebenso wenig mit den politisch nivellirenden Bauern zu thun, wie oft man dies auch nach der Analogie der deutschen Bauernaufstände während der Reformationszeit behauptet hat. Keinem Zeitgenossen Wicliffe's ist es auch nur eingefallen, diese Beschuldigung auf den Vorläufer der Reformatoren zu werfen. Ueberhaupt war Chaucer darin ein echter Engländer, völlig wie Macaulay seine Nation im Ganzen und Großen schildert. Er war ein Feind sowol der politischen als der religiösen Extreme. Er erkannte allerdings mit den Aufgeklärtern seiner Zeitgenossen die großen Misbräuche der Hierarchie und eiferte freimüthig und warm dagegen. Er verabscheute den Ablaßkram, er verabscheute die schleichenden Umtriebe und die unverschämte Herrschsucht der schmuzigen Bettelmönche. Aber er war den puritanisch-eifernden, ascetisch-nüchternen Lollharden kaum minder abhold. Die schlichte Einfalt des redlichen Landpfarrers, der das Evangelium Christi nicht nur rein lehrt, sondern auch durch ein evangelisches Leben bethätigt, sie allerdings preist er mit ungeheuchelter und rührender Verehrung. Sonst hat er alle Achtung auch für die höhern Würdenträger der Kirche. Selbst ihre Verweltlichung gibt

ihm, dem Weltmann, keinen erheblichen Anstoß. Er scherzt darüber, aber keineswegs in beißender Weise und so, daß man ihm ansieht, wie er doch den lebenslustigen feisten Herren im mindesten nicht gram ist. Der Cultus der Heiligen liegt ihm so am Herzen, daß er einige Legenden mit Liebe und Fleiß zu Gedichten verarbeitet und in seine „Canterbury-Geschichten" aufgenommen hat. Schwerer ist es zu sagen, wie er sich zur Auffassung des katholischen Dogmas stellt. Ich denke wol, er wird sich im Allgemeinen wenig Kopfbrechen darüber gemacht haben.*)

Ganz so hält er sich auf politischem Gebiet in dem mittlern Strom eines gesunden vernünftigen Fortschreitens. Er warnt die Mächtigen der Erde vor Ueberhebung, Jähzorn und Leidenschaftlichkeit jeder Art. Er achtet und preist das Gold edler Menschlichkeit auch im niedrigsten Pflüger. Der Seelenadel gilt ihm höher als der angeerbte, ja dieser gilt ihm nichts, wenn jener mangelt. Eine Jungfrau aus niedrigstem Stande zu den höchsten Ehren erhoben gibt ihm den Stoff zu zwei mit besonderer Liebe und Zartheit durchgeführten Erzählungen. Aber sonst rüttelt er nicht an Standesunterschieden. Er ist für den Glanz des Königsthrons ebenso wie für den des Ritterthums begeistert. Prachtliebe, ja an Verschwendung grenzende Freigebigkeit scheint ihm ein unerlaßliches Attribut beider, das er, ganz im Sinne des ritterlichen Mittelalters, in eine Reihe mit den höchsten Regententugenden stellt. Er liebt die niedern Stände, zeichnet sie mit besonderer Neigung und ausnehmendem Geschick, er weidet sich an ihrem derb-gesunden Wesen, aber unendlich lächerlich erscheint ihm eine misglückte Standesüberhebung. Jack Straw's und seiner communistischen Mordgesellen gedenkt er mit dem entschiedensten Abscheu und Ekel.

---

*) Beachtenswerth ist in dieser Beziehung „Erzählung des Ritters", 2811 fg.:

Sein Geist hat sich ein and'res Haus erlesen,
Wo, weiß ich nicht; ich bin nie dagewesen.
Und bin kein Priester; drum schweig' ich davon.
Von Geistern meldet nichts mein Chronikon,
Noch lüstet's mich, die Meinungen zu geben
Von Denen, die beschreiben, wo sie leben.

Andererseits aber: „Erzählung der zweiten Nonne", „Canterbury-Geschichten", 15801:

Da sprach Tiburtius: „O Schwester werth,
Hast du nicht eben erst mit Recht erklärt,
In Wahrheit sei Ein Gott und Herr allein?
Wie kannst du Zeugniß geben jetzt von drei'n?
Dies sei, bevor ich geh', euch noch bekannt:
Wie eines Menschen Geist ist der Verein
Von Phantasie, Gedächtniß und Verstand,
So g'rade schließt der Einen Gottheit Sein
Auch unbedenklich drei Personen ein."

Wenn dennoch politische Gründe Chaucer's Misgeschick herbeigeführt haben — und daran läßt sich keineswegs zweifeln —, so dürfen sie nicht in seiner Combination mit einer jener extremen Parteien gesucht werden.

Wir werden vielmehr den Schlüssel dazu in der neuerdings,*) wie es scheint mit Sicherheit an das Licht gezogenen Thatsache finden, daß Chaucer im Jahre 1386 von der Grafschaft Kent ins Parlament gewählt ward. In dieser stürmischen Versammlung nämlich wurden die Minister der Krone in den Anklagestand versetzt, des Königs Liebling Graf de la Pole zu Gefängnißstrafe und zu unerschwinglichen Geldbußen verurtheilt und dem König selbst ein Verwaltungsrath aufgenöthigt, der ein Jahr lang factisch souveräne Gewalt im Lande übte und namentlich die Revision aller königlichen Verleihungen und aller Zweige der Hof- und Verwaltungsausgaben sowie die Abstellung dahin schlagender Beschwerden in die Hand nahm. Eine Reaction, welche durch die entsetzten Minister in Gang gebracht wurde, scheiterte und hatte die vollständige Niederlage der Camarilla, die Absetzung, Verbannung und Hinrichtung mehrer ihrer Mitglieder und Anhänger zur Folge. Das Parlament verfuhr dabei vielfach höchst ungerecht und ließ sich von blindem Parteihaß zu den gesetzlosesten Verfolgungen hinreißen. Herzog Gloceſter führte nebst vier andern Baronen bis in das Jahr 1389 eine eiserne Herrschaft über den König. Um dieselbe Zeit war John von Lancaster, Chaucer's Gönner, außer Landes. Als aber endlich durch Richard's eine zeitlang wirklich gemäßigtes und kluges Benehmen Gloceſter's Einfluß beseitigt war, sehen wir auch Chaucer wieder im Besitz wenigstens seines Jahrgehalts als Hofjunker, welches durch Umwandlung einer frühern Weinlieferung in eine Baarzahlung von 20 Mark auf das Doppelte erhöht war. Aber die Erlaubniß, die Jahresrente verkaufen zu dürfen, welche in dem betreffenden Patent ausgesprochen ist, sowie die häufigen Vorschüsse, die er sich auf sein kleines Gehalt aus der Kasse der Schatzkammer vor Ablauf der halbjährigen Termine zahlen ließ, deuten mit Bestimmtheit darauf hin, daß der Inhaber sich in sehr bedrängten Verhältnissen befinden mußte. Nach Lancaster's Rückkehr ward er zwar (im Jahre 1390) als Rechnungsführer bei den königlichen Bauten zu Westminster und im folgenden Jahre bei denen zu Windsor angestellt, auch später ein neues Jahrgehalt von 20 Mark für ihn ausgeworfen, das unter derselben Regierung noch durch eine jährliche Gabe Wein vermehrt wurde; aber schwerlich hat ihm diese Stellung einen Ersatz für den Verlust jenes frühern lucrativen Postens geboten.

Man sieht deutlich: sein Festhalten an der Hofpartei, der er nach

*) Von Sir H. Nicolas vor Pickering's Ausgabe (London 1845).

Stellung wie nach Neigung angehörte, hat ihn in das Misgeschick gebracht. Er stimmte ohne Frage in jener aufgeregten Sitzungsperiode des Parlaments mit der unterliegenden Minorität und ward dadurch der siegenden Partei Glocester's hinlänglich gekennzeichnet, um ihn zum Opfer ihrer Rache werden zu lassen. Die Revision des königlichen Haushalts durch die Fünfercommission gab dazu eine bequeme Handhabe. Frühere Pläne aus seiner Jugendzeit, bei denen er sich mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf betheiligt hatte, mochten dabei an den Tag kommen und einen schicklichen und erwünschten Vorwand zu seiner Verhaftung und Amtsentsetzung bieten. Als Richard sich nachmals ermannte, gedachte er zwar der alten Anhänger; aber er mußte bei ihrer Begünstigung anfangs vorsichtig verfahren. In Chaucer's Lage waren gewiß noch viele andere Hofbeamte. An eine völlige Schadloshaltung für erlittene Verkürzungen war zunächst nicht zu denken. Später aber, als Richard die Maske völlig abwarf und dem jahrelang verhaltenen Ingrimm gegen seine Feinde freien Lauf ließ, ward er bei Ausführung seiner Rachepläne von einer so verzweifelten und kopflosen Hast und Wuth getrieben, daß er schwerlich noch ein rechtes Interesse für den alternden Dichter übrigbehielt, dessen politische Bedeutung denn doch im Ganzen untergeordneter Natur war. Vielleicht auch, daß Chaucer bei dem jetzt völlig ungezügelten Auftreten des Königs sich selber mehr zurückhielt, da er dasselbe seiner Natur nach unmöglich im Herzen billigen konnte und mit vielen andern besonnenen Männern einsehen mußte, daß es für Richard selbst ein schlimmes Ende nehmen würde.

Erst als John von Lancaster's Sohn Heinrich Bolingbroke den Thron bestieg, wurde Chaucer's kleinem Jahrgehalte von 20 Mark die erhebliche Summe von 40 Mark zugelegt. Aber der Dichter genoß diese Unterstützung kaum ein Jahr. Er starb nach der Angabe seiner allerdings viel später verfaßten Grabschrift am 25. October 1400 und wurde, der erste Dichter Englands, in dem Theile der Westminsterabtei beigesetzt, der seitdem den Namen des Poetenwinkels erhalten hat.

Ein dankbarer Schüler Chaucer's, Occleve, hat in einer Handschrift seiner eigenen Gedichte eine Zeichnung von dem Brustbilde seines bewunderten Meisters hinterlassen. Die Züge desselben stimmen genau mit einem alten Oelgemälde überein, das in der Bodleygalerie zu Oxford bewahrt wird und mit einem andern, das sich früher in Warton's Besitz befand. Daher stammt auch das Porträt, das in verschiedenen Ausgaben von Chaucer's Gedichten und in einem besonders saubern Stahlstich der neuesten Auflage von Tyrrwhitt's Bearbeitung hinzugefügt ist. Es stimmt sehr wohl mit der Schilderung, die Chaucer selbst von sich dem launigen Wirth der „Canterbury-Geschichten" in den Mund

legt.*) Ein schmächtiger Wuchs, eine saubere, schön geformte, fast weibliche Hand, ein feiner Kopf, eine kurze, aber sanftgewölbte Stirn; die Augen niedergeschlagen. Sie würden fast schläfrig erscheinen; aber um den kleinen, festgesetzten und charaktervollen Mund, den der knappe zweigetheilte Bart mehr hervorhebt als versteckt, spielt ein Zug leisen Lächelns. Er sagt aus, daß der scheinbare Träumer in der That ein Beobachter sei und ein Schalk obenein.

Chaucer verdankt seine dichterische Bedeutung und Eigenthümlichkeit nächst der Uranlage seines Genius, die denn doch der eigentliche Quell jeder schöpferischen Thätigkeit ist, allerdings auch den Zeitverhältnissen, seiner Lebensstellung und dem eigenthümlichen Gang seiner Bildung. Letztere hat er mehr aus dem Leben als aus den Büchern geschöpft, wiewol er auch in diesen nicht fremd war. Daß er des Französischen vollkommen Herr sein mußte, versteht sich aus den Zeitverhältnissen und aus seiner Stellung von selbst. Er verstand aber auch das Flamländische und scheint mit den Sitten und der Denkweise dieses eigenthümlichen Stammes, der damals einen nicht unwichtigen Bruchtheil der Bevölkerung Englands bildete, sehr vertraut gewesen zu sein.

Seine verschiedenen Gesandtschaftsreisen nach Italien setzen seine Bekanntschaft mit der Sprache auch dieses Landes voraus, wie sie andererseits seine Gewandtheit im Verständniß derselben erhöht haben müssen. Dies war von dem wesentlichsten und unverkennbarsten Einfluß auf seine eigene dichterische Productionsweise. Denn wiewol er den Stoff zu einer großen Anzahl seiner Gedichte aus den ihm unmittelbar zugänglichen Schätzen der altfranzösischen Literatur schöpfte, wiewol eben dieser Umsatz des nur halb vaterländischen Gutes in das volle Eigenthum seiner Nation eins seiner Hauptverdienste ist, so blieb er doch keineswegs dabei stehen. Italien war allen Völkern Europas in der Schöpfung einer neuen classischen Literatur vorangeschritten. Dante's unsterbliches christliches Epos hatte sich längst die Anerkennung und Bewunderung erworben, die dem großen Dichter bei seinen Lebzeiten ver-

*) Reim des Sir Thopas. Prolog. „Canterbury-Geschichten", 13624 fg.:

Erst sah mich er an (Der Wirth)
Und sprach zu mir: „Wer bist denn du, mein Mann?
Du siehst ja aus, als wollt'st du Hasen jagen;
Ich seh' dich stets den Blick zu Boden schlagen.
Rück' näher her, blick' auf, erheit're dich;
Habt Acht, ihr Herr'n und gönnt dem Mann ein Plätzchen.
Er ist so fein im Wuchs beinah' wie ich.
Solch eine Puppe hielte gern als Schätzchen
Manch Weib im Arm; ein schmales saub'res Frätzchen!
Nach seinen Mienen muß er elfisch sein;
Er läßt mit Niemand sich in Späße ein."

ſagt wurde. Petrarca ſtand in den Jugendjahren Chaucer's auf der Sonnenhöhe ſeines Ruhms. Die Biographen unſers Dichters bemühen ſich zu beweiſen, daß er mit dem Sänger von Vaucluſe perſönlich in Italien zuſammengetroffen ſei und aus ſeinem Munde die Geſchichte „Von der geduldigen Griſelde" vernommen habe, die er ſpäter ſeinen „Canterbury-Geſchichten" einverleibte. Aber mit Nothwendigkeit folgt es keineswegs aus der angezogenen Stelle Chaucer's.

Neben Petrarca blühte, in der erzählenden Proſa ausgezeichnet, aber auch nicht unberühmt durch ſeine Jugendgedichte in gebundener Rede Giovanni Boccaccio. An ihren Poeſien bildete Chaucer ſein empfängliches Ohr für den Wohllaut des Verſes und Reimes, ſeinen Geiſt für das Verſtändniß maßvollerer Compoſitionen, als ihm die wirre Romantik ſeiner franzöſiſchen Vorbilder bieten konnte. Von ihnen entlehnte er einen Theil ſeiner Stoffe, an ihnen vor allem ſchulte er ſeine Technik. Zwar Dante's erhabener Ernſt lag ſeiner weltmänniſchen Leichtigkeit, ſeinem ganzen heitern Naturell zu fern, um ihn zur Nachbildung zu reizen. Er begnügte ſich, ihn an verſchiedenen Stellen mit dem Ausdruck verehrender Anerkennung zu nennen und dieſe und jene tiefſinnige Sentenz des Florentiners in ſeine Gedichte einzuflechten. Petrarca's Sonette andererſeits konnten in ihrer transcendenten und faſt ſeraphiſchen Auffaſſung der Liebe unmöglich der ſubſtantiellen angelſächſiſchen Natur unſers Dichters zuſagen. Dagegen haben wir bereits geſehen, daß er die Geſchichte der „Griſeldis" ihm entlehnte. Boccaccio endlich hat ihm durch die „Theſeide" den Stoff zu der „Erzählung des Ritters", durch den „Filoſtrato" zu der umfangreichen bis Shakſpeare's Zeit hin viel geleſenen Compoſition „Troilus und Creſſida" geboten. Von andern komiſchen Erzählungen, deren Grundzüge, aber mit bedeutend veränderter Scenerie und Ausſtattung, ſich ſowol bei Chaucer als Boccaccio vorfinden, nimmt man mit Recht an, daß ſie von beiden Autoren aus ältern franzöſiſchen Fabliaux geſchöpft ſind.

Aber viel bedeutender als auf den Stoff iſt der Einfluß der Italiener auf die formelle Seite der Chaucer'ſchen Poeſien geworden. Dieſe war zu einer Zeit, wo es ſich darum handelte, die noch rohe Sprache für die Dichtkunſt zu brechen und zu ſchmeidigen, von außerordentlicher Wichtigkeit.

Mit dem geſundeſten Takt hat Chaucer herauserkannt, daß der von den Italienern von Anfang an allgemein und für größere Compoſitionen ausſchließlich gebrauchte Vers, den ſie ſelber endecasillabo, die Engländer jetzt den heroiſchen Vers nennen, der bei uns unter dem Namen des fünffüßigen Jambus bekannter iſt, der Natur der engliſchen Sprache für größere Compoſitionen am beſten zuſage. Er hat ihn zuerſt unter ſeinen Landsleuten und zwar in der bei weitem überwiegenden Anzahl

seiner Gedichte angewendet. Durch seinen Vorgang ist dieses Metrum seitdem in England für epische wie für dramatische Stoffe gewissermaßen das einzig gesetzliche geworden und von dort in derselben Eigenschaft für das Drama durch Lessing auch auf den deutschen Boden dauernd verpflanzt.

Aber diese Herübernahme des italienischen Metrums in das Englische war nicht so leicht wie im 18. Jahrhundert in Deutschland. Es bedurfte dazu erst einer Fixirung der Prosodie, wie sie Chaucer weder im Französischen noch im Angelsächsischen vorfand. In jener Sprache wurden die Silben beim Versbau gezählt, in dieser, wie im ältern Deutsch überhaupt, die Hebungen. Das letztere Verfahren behielten im Wesentlichen die englischen Romanzendichter bei und vererbten es auf die spätern Balladensänger. Ja gerade um Chaucer's Zeit begann die ursprüngliche Versbildung der Angelsachsen mit Aufgeben des Reims und Wiederaufnahme der Alliteration durch die „Vision des Pierce Ploughman" und ähnliche religiöse Tendenzgedichte in den untern Volksschichten wiederum populär zu werden. Hier nun erscheint Chaucer entschieden reformatorisch. Er nahm den gesetzmäßigen Wechsel der Hebungen und Senkungen, der als Rest der quantitirenden Metrik des Alterthums sich bei den Italienern mit gewissen Beschränkungen noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in seine Sprache auf, sodaß die betonten Silben die Längen, die unbetonten die Kürzen vertraten. Dies Princip hat bekanntlich seitdem in der englischen Poesie Geltung gewonnen und wenn es von Chaucer nicht sofort ganz consequent durchgeführt wurde, vielmehr das französische System des Silbenzählens bei ihm noch hin und wieder durchblickt, auch andererseits die englische Silbenmessung aus verschiedenen Gründen einer gleich strengen Regelung sich widersetzt, wie sie in der Deutschen zur Herrschaft gekommen ist, so nimmt doch Chaucer durch seinen maßgebenden Vorgang eine ganz ähnliche Stellung in der Geschichte der englischen Prosodie ein wie Ennius in der lateinischen und Opitz in der deutschen.

Daß Chaucer's Verse nicht den melodischen Wohlklang wie die in der glockenreichen Zunge Toscanas gedichteten haben, wird ihm kein Mensch, der die Verschiedenheit der Sprachen erwägt, zum Vorwurf machen. Aber sie ermangeln keineswegs einer eigenthümlichen Anmuth und Leichtigkeit. Freilich können das wenige der heutigen Engländer begreifen, da sie durch unwillkürliche Auslassung des stumpfen Schluß-e, das allerdings längst aus der jetzigen Aussprache verschwunden ist, das Versmaß verstümmeln. Außerdem haben auch schon bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst sorglose und unwissende Abschreiber alle die Aenderungen in den Text eingeschwärzt, welche die Weiterentwickelung der englischen Sprache mit sich brachte. Das Uebel ist noch vermehrt

durch den Einfluß der Dialekte, durch den lange nach Chaucer's Zeit noch schwankenden Sprachgebrauch und durch die unglaublich inconsequente und confuse Orthographie der frühern Zeiten. Erst durch Tyrrwhitt's dankenswerthe Bemühungen *) ist einigermaßen System und um sozusagen Grund in den verwahrlosten Text gekommen. Aber leider erstrecken sich dieselben nur auf die „Canterbury-Geschichten". Die übrigen Gedichte sind in den gegenwärtigen Abdrücken kaum lesbar, geschweige denn, daß sie ein Bild von der Originalabfassung des Autors geben könnten. Besonders anzuerkennen ist bei Chaucer die außerordentliche Reinheit der Reime, an der die jetzigen englischen Dichter sich wol ein Muster nehmen könnten.

Jedenfalls gewann Chaucer durch seine vergleichsweise umfassende Kenntniß der antiken Dichter, durch den Anflug von Gelehrsamkeit, den er aus seinen sonstigen Studien davongetragen, am meisten aber durch seine Vertrautheit mit den neu entstehenden classischen Werken Italiens, denen er in Reinheit der Form nachzueifern bemüht war — er gewann durch alle diese Elemente, die er tief in sich aufnahm und in seine Poesien verarbeitete, das Bewußtsein, daß er den Besten seiner Nation etwas Neues, den bisherigen stammelnden und rohen Versuchen der Volkspoesie oder richtiger den vagabundirenden Minstrels bei weitem Ueberlegenes darbiete. Nimmt man hinzu, daß er in den gebildeten und feinsten Kreisen seiner Zeit sich bewegte, daß er dem Hofstaat eines Fürsten angehörte, welcher anerkanntermaßen die Blüte der christlichen Ritterschaft um sich vereinigt hatte und selber als Spiegel jeder adeligen Sitte galt, endlich daß er seine Poesien eben in der Geschmackshöhe dieser Kreise zu halten verstand — dann schwindet etwas von der Verwunderung, der wir uns nicht ganz erwehren können, wenn wir sehen, daß Chaucer jenen Volksdichtern gegenüber bereits als ein kritischer Kostverächter sich gebehrdet, als ein Classiker gegenüber romantischen Barbaren.

Dieser Kampf zwischen Classicität und Romantik erhebt sich allerdings bei allen andern Völkern aufs neue, sobald die Elemente einer überlegenen fremden Cultur, durch bevorzugte höfische oder gelehrte Stände auf den heimischen Boden verpflanzt, der Literatur einen neuen Auf-

*) Dies Verdienst sollte dem Mann, der vor 80 Jahren an das schwierige Werk ging, ohne sich auf irgendeine Vorarbeit stützen zu können, nicht in der Weise geschmälert werden, wie es neuerdings von Wright („Anecdota literaria", S. 28) geschehen ist. Von letzterm, um die ältere englische Literatur allerdings hochverdienten Philologen ist eine neue Bearbeitung Chaucer's unter der Presse, auf deren Ergebnisse man mit Recht gespannt sein darf. Eine gerechtere Würdigung haben Tyrrwhitt's Bemühungen bei F. W. Gesenius gefunden, dessen wenig bekannte Dissertation „De lingua Chauceri" (Bonn 1847) das Beste und Gründlichste enthält, was über die grammatische und lexikalische Seite der Chaucer'schen Sprache geschrieben ist.

schwung gaben und sie als Kunstpoesie über die volksthümlichen und naturwüchsigen Productionen erhoben. Nur erscheint dem oberflächlichen Beobachter dieser Conflict bei Chaucer doch etwas verfrüht. Denn Chaucer's Gedichte selbst machen auf uns ganz und gar nicht den Eindruck von Dem, was wir jetzt uns unter dem Namen Classicität oder Kunstpoesie zu denken gewohnt sind. Sie erscheinen uns vielmehr einestheils so bunt romantisch, anderntheils so derb natürlich, daß wir sehr scharf hinschauen müssen, um den materiellen Unterschied zwischen ihnen und den Versuchen seiner Vorgänger zu entdecken.

Chaucer ist, wie sein ganzes Zeitalter, dem Hang zum Wunderbaren zugethan. Ein großer Theil seiner ernst gemeinten Gedichte bewegt sich auf diesem Gebiet oder entnimmt von daher seinen Schmuck. Selbst dem Abenteuerlichen und Phantastischen ist er nicht abhold. Eine seiner ausgezeichnetsten Productionen, deren Sujet dem Orient entlehnt ist (die „Erzählung des Junkers" — leider unvollendet), verdankt ihre Wirksamkeit dieser Potenz. Es liegt darin gar kein Tadel, sobald der Dichter, selber gläubig, Andern das Unglaubliche glaubhaft darzustellen vermag, nicht durch Ueberladung des Uebernatürlichen, Schreckhaften zur Fratze und zum lächerlichen Popanz macht. Aber dies Alles ist doch entschieden romantisch, nimmermehr classisch, wie man das Wort sonst versteht.

Wenn wir ferner als ein Merkmal wahrer Classicität von dem Dichter auch die Fähigkeit verlangen, sich so in ein Object, und sei es auch ein fernliegendes, zu versenken, daß seine eigene Individualität darin verschwindet, und daß er bei seiner Reproduction die Menschen und Dinge genau in ihren eigenen Formen und Farben, dem Geist der Zeit und des Orts getreu darstellt, der sie erzeugt hat, so geht auch diese Eigenschaft Chaucer in hohem Grade ab. Er kennt trotz seiner classischen Studien nur die Zeit, in welcher er selbst lebt. Der Glanz des Ritterthums und seiner eigenthümlich idealen Ziele begeistert, ja blendet ihn so, daß er das Hohe und Große aller Zeiten nur in diesem Lichte zu sehen vermag. Er führt uns die Heroen der griechischen Sage, Theseus und die Helden von Theben genau in Costüm und äußerlicher Haltung, genau in der Denk-, Rede- und Lebensweise seiner ritterlichen Zeit vor; ja selbst den Gott Apollo, da er zur Erde hinabstieg, stellt er völlig wie einen jungen Herrn von Stande aus Eduard's III. höfischer Umgebung vor.*) Aber auch mit den antiken Göttern in ihrer Göttlichkeit weiß er sich abzufinden. Er behandelt sie wie Heilige der ka-

*) Erzählung des Stifts-Schaffners, „Canterbury-Geschichten", 17054 fg.:

Als Phöbus, wie uns alte Bücher sagen,
Auf Erden seinen Wohnsitz aufgeschlagen,
War er der lebensfroh'ste junge Held
Und beste Bogenschütz der ganzen Welt.

holiſchen Kirche, die in Kapellen mit Geſang und Meſſedienſt, mit Weihrauch und Kniebeugungen verehrt werden, völlig ſo, wie er es täglich vor Augen ſah. Kurz er iſt ſo anachroniſtiſch, wie man es nur von einem Romantiker erwarten kann.

Freilich was Chaucer dadurch dem geläuterten Geſchmack und dem beſſern Wiſſen unſerer Zeit gegenüber verliert, das gewinnt er reichlich wieder an Intereſſe durch das lebensvolle Bild, welches er uns von den Zuſtänden ſeiner eigenen Zeit entwirft und ſelbſt durch den zuerſt befremdenden Contraſt, den es erregt, wenn wir durch die bunte Vermummung mittelalterlichen Prunkes die wohlbekannten Züge antiker Götter und Heroen durchblicken ſehen.

Mit einem Wort, Chaucer theilt in dieſen Beziehungen die allgemeine Denk- und Anſchauungsweiſe, und wenn wir ſo reden dürfen, die Schwächen aller mittelalterlichen Dichter, auch der größten. Wir können nicht verlangen, daß ein Mann ſich Dem entſchlage, was das Weſen ſeiner Zeit ausmacht. Aber auch in der Auswahl, Anordnung und poetiſchen Erweiterung der überlieferten Stoffe zeigt ſich Ungehöriges, Schleppendes, Ueberhängendes, ſelbſt Langweiliges. Aber wohlverſtanden, nur hin und wieder und in weit geringerm Maße, als man es bei irgendeinem mittelalterlichen Epiker irgendeines andern Volkes außer dem italieniſchen zu finden gewohnt iſt. Und von allen dieſen Fehlern ſind überdies ſeine komiſchen Erzählungen faſt durchgängig und in wunderbarem Maße frei. Sie ſind vorzüglich angelegt und haben einen draſtiſchen Verlauf.

Dennoch bieten auch ſie uns eine Seite dar, auf welcher der Einfluß des Terrains und der Zeiten, denen ſie ihren Urſprung verdanken, als den abſoluten Kunſtwerth der Dichtungen ſchmälernd ſich bemerklich macht. Dieſer Punkt iſt aber von um ſo größerm Intereſſe, als er die Rolle, welche der Dichter bei der Verſchmelzung der beiden Nationalitäten übernommen hatte, auf das charakteriſtiſchſte erläutert.

Die Saiteninſtrumente ſpielt' er alle
Und ſang, daß ſeiner lauten Stimme Schalle
Zu lauſchen eine Wonne war von Klang.
Amphion, Thebens König, deß Geſang
Die Mauern ſeiner Stadt hat aufgebaut,
Sang wahrlich nicht mit halb ſo ſchönem Laut.
Dazu war er der beſtgeſtalte Mann,
Der iſt und war, ſeitdem die Welt begann.
War außerdem von feiner Lebensart
Mit höchſter Würd' und Ehrgefühl gepaart.
Der Phöbus nun, des jungen Adels Blüte
In Ritterſchaft ſowol als edler Güte,
Trug einen Bogen. u. ſ. w.

Es würde voreilig sein, wenn wir annehmen wollten, daß diese Verschmelzung durch Chaucer's Dazwischentreten plötzlich und ein für alle mal für die Literatur vollzogen wäre. Dies würde über die Wirksamkeit hinausgehen, welche die Vorsehung einem einzelnen Menschen in der Entwickelungsgeschichte der Völker einräumt. Aber was diese Wirksamkeit Chaucer's dennoch so wichtig, seine Productionen so überaus interessant macht, ist der Umstand, daß er die beiden Nationalitäten mit ihren Unterschieden und im Widerstreit untereinander in seiner einzigen Person beherbergt, daß er ein Doppelmensch ist mit einem Januskopf, halb höfischer und chevalereske Franzose, halb derb naturwüchsiger Angelsachse, daß er bald das eine Gesicht, bald das andere uns zukehrt und dadurch namentlich in seinen komischen Gedichten die überraschendsten und ergötzlichsten Contraste zuwege bringt. Schon in seiner Sprache sind die französischen Elemente nur zum kleinsten Theil mit den deutschen organisch verwachsen, sie liegen meistens nur mechanisch damit gemengt neben und zwischen ihnen, leicht erkennbar wie die geognostischen Bestandtheile in der äußerlich vereinigten Masse des Granits. Chaucer spricht nicht mit englischem Accent: vértue, licour, coúrage, sondern Französisch vertúe, licoùr, couràge. Und ebenso bunt wie seine Sprache ist seine Anschauungsweise. In die feinsten mit der gewandtesten Hand gezeichneten Charakteristiken schlägt er plötzlich mit einer plattdeutschen Eulenspiegelei hinein, so derb, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Und, was das Schlimmste ist, an diesen Tölpeleien, die oft, die Wahrheit zu gestehen, genau wie Eulenspiegel's praktische Späße unverantwortlich schmuzig sind, hat er eine ordentliche Lust. Er übt sie mit vollem Bewußtsein. Es ist fast, als wolle seine angelsächsische Natur, die übrigens auch aus seiner schon vorher berührten Vorliebe für handfeste Volkscharaktere hervorleuchtet, sich an der fremdbärtigen französischen Cultur in ihm recht gründlich dadurch rächen, daß sie dieser empfindsamen, vornehm thuenden parfümirten Hofdame eine Handvoll des allernaturwüchsigsten plumpesten Bauernwitzes ins Gesicht wirft. Man wende hier nicht etwa ein, daß solche Polissonnerien keineswegs blos plattdeutsch und angelsächsisch seien, daß die Neigung dazu in dem unentwickelten Schicklichkeitssinn dieser Jahrhunderte überhaupt liege, daß sie trotz des äußern Firnisses etiketmäßiger Formen an dem Hofe Eduard's III. durch die französischen Fabliaux ebenso geläufig gewesen wie in dem hochgebildeten Italien. Man berufe sich nicht auf Boccaccio's ebenso elegante als schlüpfrige Novellen, deren Nachahmung Chaucer so nahe lag. Man würde dadurch Chaucer im höchsten Grade unrecht thun. Boccaccio ist bei seiner blendenden und gleichmäßig gefeilten, niemals plumpen Diction dennoch im Herzen lascív, er ist schlüpfrig, lüstern und darum wirklich unsittlich und gefährlich. Bei Chaucer dagegen ist von Lüstern-

heit nirgends die geringste Spur. Es kommt ihm nicht entfernt in den Sinn, sich in verblümten, aber eben darum verführerischen Schilderungen zweideutiger Situationen zu ergehen, wie Jener es mit Vorliebe thut. Er läßt zu Zeiten ein unschickliches, sehr unschickliches Wort fallen — aber es nicht unsittlich. Man mag die betreffenden Stellen roh, ungeschlacht, pöbelhaft nennen, der gebildete Anstandssinn mag dabei erröthen: die Unschuld und Tugend ist sicher vor ihm — ebenso sicher wie bei den groben Späßen Eulenspiegel's und was sonst aus unserer ältern deutschen Volksliteratur in dieselbe Rubrik gehört. Könnte es nach dem eben Gesagten noch zweifelhaft sein, daß wir es in der That hier mit dem noch unversöhnten Gegensatz der bis dahin nur den niedern Volksschichten eigenen plattdeutschen Weise und des feinen Tones der französisch gebildeten adeligen Cirkel zu thun haben, so würde er uns selbst darüber durch die denkwürdigen Worte belehren, mit welchen er an einer Stelle der „Canterbury-Geschichten" sich wegen dieser groben Manieren entschuldigt. Der trunkene Müller hat sich vorgedrängt, um eine Geschichte zu erzählen. Der Wirth sucht ihn vergeblich daran zu hindern. Da fährt der Dichter fort:

Was soll ich noch von diesem Müller sagen:
Er wollte sich nicht seiner Mär' entschlagen
Und trug sie in der gröblichen Manier
Auch vor, wie ich sie wiederhole hier.
Und jeden seinen Mann bitt' ich deswegen,
Mir's nicht als bösen Willen auszulegen,
— Bei Leibe nicht! — geb' ich nach Fug und Recht
Jede Geschichte, ob sie gut, ob schlecht,
Ohn' alle Fälschung, wie sie sich verhält;
Und Jeder mag sie, dem sie nicht gefällt,
Umschlagen und sich eine and're wählen;
Es soll an großen nicht und kleinen fehlen:
Geschichtliches, darin von Höflichkeit
Gehandelt wird, Moral und Heiligkeit.
Wählt ihr nicht recht, so dürft ihr mich nicht tadeln.
Plump ist der Müller — ich kann ihn nicht adeln
So der Verwalter und noch And're mehr;
Zoten erzählte Dieser sowie Der.
Rathet euch selbst, laßt mich nicht drunter leiden;
Denn Spaß und Ernst muß Jeder unterscheiden.

Alle diese seltsamen Auswüchse nun, die übrigens zum Theil nur dazu dienen, das historische Interesse an dem Dichter zu erhöhen, hindern auf der andern Seite doch keineswegs, Chaucer's Auftreten in der englischen Literatur als epochemachend, den Fortschritt von der Romanzendichtung der englischen Minstrels zu ihm als einen riesenhaften und für alle Zeiten entscheidenden zu bezeichnen. Es kam vor allem darauf an, den klaffenden Zwiespalt zwischen den höchsten und herrschenden

Ständen und dem Gros der englischen Bevölkerung auch in der Literatur zu schließen. Jene betrachteten die Sprache der Ueberwundenen immer nur noch als ein verächtliches Patois, dessen sie sich zwar zur Nothdurft des gemeinen Lebens bedienten, das sie aber sofort im Stich ließen, wie es sie im Stich ließ, so oft es sich um den elegantern Ausdruck derjenigen Begriffe und Empfindungen handelte, in denen sich das geistige Leben der höhern Gesellschaft bewegte. Es galt also, gerade ihnen die neue Zunge mundgerecht zu machen, und das konnte nur geschehen, wenn ihnen in glücklich gewählter Diction auch zugleich ein Inhalt geboten wurde, der ihrem Geschmack zusagte und ihr Interesse fesselte. Chaucer wirkte in dieser Beziehung ähnlich, wiewol unendlich eindringender und umfassender, wie im 18. Jahrhundert Wieland auf die Französisch redenden aristokratischen und höfischen Kreise Deutschlands. Zu einer solchen Vermittelung waren die vagabundirenden, die mittelalterliche Denk- und Anschauungsweise carikirenden Minstrels aus vielen Gründen, deren Auseinandersetzung mich hier zu weit führen würde, außer Stande. Chaucer hat auch diese Aufgabe gelöst und dadurch ihnen gegenüber allerdings die Bedeutung eines Classikers gewonnen, freilich in einem andern Sinne, als welchen man gegenwärtig mit dem vieldeutigen Worte zu verknüpfen pflegt. Dieser Ruhm kann ihm durch keine mismüthige Vergleichung mit den volksthümlichern und allerdings in ihrer Art zum Theil vortrefflichen Balladensängern der nächsten Jahrhunderte geschmälert werden, umsoweniger, da Chaucer eine Eigenthümlichkeit für sich ausschließlich in Anspruch nimmt, in Bezug auf welche kein einziger Dichter aus jenem Kreise, ja kein englischer Dichter bis Shakspeare selbst mit ihm in die Schranken zu treten vermag. Diese Eigenthümlichkeit, in der That eine der Grundbedingungen künstlerischen Schaffens, ist bei ihm in so hohem Maße zur Entwickelung gekommen, daß alle diejenigen Stellen seiner Werke, die unmittelbar aus diesem Charakterzuge entspringen, einen absoluten dichterischen Werth, einen Werth für ewige Zeiten haben.

Es ist dies die aus der feinsten sinnlichen wie psychologischer Beobachtungsgabe entspringende Fähigkeit, die Wechselbeziehung zwischen den Details der äußern Erscheinung eines Menschen und den dieser Erscheinung entsprechenden geistigen Charakterzügen rasch aufzufassen und scharf und schlagend darzustellen. Hier schmilzt die Person des Weltmanns und des Dichters in Eins zusammen. Wir wissen nicht, ob wir die tiefe Menschenkenntniß oder die Gewandtheit, uns ihre Resultate anschaulich klar und ohne Bodensatz vor Augen zu führen, mehr bewundern sollen. Chaucer's Charakteristiken lösen eins der schwierigsten Probleme der Kunst: Sie sind individuell und typisch zugleich; das heißt, sie machen auf uns einestheils den Eindruck einer concreten lebendigen Per-

ſönlichkeit und ſtellen doch andererſeits eine ganze Claſſe von Perſonen dar, und da ſie die Darſtellung der äußern Erſcheinung an Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Geiſtes knüpfen, die zu allen Zeiten, wenn auch unter andern Formen weſentlich dieſelben bleiben, ſo werden wir dadurch unwillkürlich und wie durch magiſchen Zwang in diejenigen Zeiten und Sitten zurückverſetzt, deren Schilderung die nächſte Aufgabe des Dichters iſt. Wir verſtehen den Geiſt dieſer Zeiten ſelbſt in ſeiner detaillirteſten Entfaltung gleichſam plötzlich und ohne gelehrte Interpretation beſſer als durch langathmige hiſtoriſche und antiquariſche Auseinanderſetzungen, wir verkehren mit dem Ritter und der Priorin, mit dem Bettelmönch und dem Ablaßkrämer wie mit alten Bekannten, als ſähen wir ſie täglich, als hätten wir ſie geſtern erſt geſehen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Beobachtungsgabe des Dichters, durch den Verkehr mit vielerlei Menſchen am Hof, im Felde und auf Reiſen geſchärft, ihm unendlich mehr Eindrücke von Unzulänglichem, Verkehrtem, Hinfälligem zugeführt hat, als von Vollendetem, Schönem, Erhabenem. Er verſchließt ſich nun zwar weder der aufrichtigen Begeiſterung für das Edle noch dem tiefen Abſcheu gegen das Böſe; er hält der Tugend einen ebenſo getreuen Spiegel vor als dem Laſter. Aber die natürliche Heiterkeit des Dichters, die Grundſtimmung ſeines Gemüths wendet ſich am liebſten den gemiſchten und unvollkommenen Charakteren zu, die das Leben bunt und unterhaltend machen — und die einen Spaß vertragen. Ich habe ſchon bemerkt, daß die komiſchen Erzählungen vortrefflich, zum Theil meiſterhaft angelegt ſind; Chaucer's Hauptſtärke liegt aber doch in den komiſchen Charakterzeichnungen. Es ſteht ihm jeder Grad der Satire zugebote. Den Hochmuth, die Unverſchämtheit, vor allem aber die Heuchelei geißelt er mit den ſchärfſten Hieben. Das kleine Gebrechen, das Steckenpferd, die Thorheit — er ſtraft ſie allerdings auch ſchon, indem er ſie ſchildert, aber er ſtraft ſie lachend — oder vielmehr lächelnd. Es iſt nichts Superkluges, keine Selbſtüberhebung in dieſer Ironie, es liegt darin das gutmüthige Einverſtändniß, daß Jedermann hienieden, daß auch Er, der Dichter, ſein Päckchen Thorheit trage, daß wir Alle des Ruhms mangeln, den wir haben ſollen, nicht blos weil wir allzumal Sünder, ſondern auch — mehr oder weniger — allzumal Narren ſind. Und hiermit glaube ich, auf den feinſten und merkwürdigſten Zug in Chaucer's dichteriſchem Charakter hingewieſen zu haben — auf einen Zug, der von allen Dichtern der Welt zuerſt bei ihm zur klaren Entfaltung gekommen, der ſeitdem der eigenſte und vielleicht der liebenswürdigſte Zug des engliſchen Volkscharakters geworden iſt: Chaucer iſt der erſte Humoriſt.

Gedichte.

I. Harre aus!

Von

Felix Dahn.

Harre aus bei deinen Fahnen, Sohn des Lichts, mein freier Geist
Wandle fort auf deinen Bahnen, wo du dich unhemmbar weißt.

Alle Sonnen, die da prächtig vorwärts zieh'n in Glanz und Licht,
Jeder Frühling, der da mächtig Dunkelheit und Winter bricht,

Jeder Stern ist dir verbündet, mit dir ist, was licht und frei,
Jeder Lichtstrahl, der dir kündet, daß er unaufhaltsam sei!

Machtlos jede Erdenschranke vor dem Schritt des Geistes fällt,
Denn ein Gott ist der Gedanke und wer denkt, beherrscht die Welt!

II. Ein Grab.

Von

German Mäurer.

Im alten Kirchhof ist ein Grab,
Wen es verbirgt, weiß Keiner mehr,
Denn seit man ihn gesenkt hinab,
Ist's nun schon viele Jahre her.

Es war ein Grab von frischem Staub,
Als man den Todten drein gelegt,
Bewachsen ist es nun mit Laub,
In dem der Wind sich säuselnd regt.

Manch Auge war von Thränen feucht,
Als schollernd drin der Sarg verschwand:
„Dem Guten sei die Erde leicht!"
So seufzten Die, so ihn gekannt.

Es war ein Mann, der früh und spät,
Mit treuem Fleiß und reger Kraft,
Voll echter Menschenmajestät,
In seinem kleinen Kreis geschafft;

Ein Mann, dem nie die Welt das Glück,
Den Preis der herben Mühe gab,
Doch Kummer viel und Misgeſchick
Und dann am Ende dieſes Grab.

Ach, Gott, den Mann vergeſſ' ich nicht,
Und wär' er todt auch hundert Jahr',
Der ſtets im Leben recht und ſchlicht
Und noch dazu mein Vater war.

III. Im Winter.

Von

Ludwig Bauer.

Nun bin ich ledig aller Bande,
Und ruhig geht des Herzens Schlag,
Das Leben liegt, wie rings die Lande,
Vor mir, — ein klarer Wintertag.

Die ſchwarzen Raben drüben ſchwanken
Mit wildem Krächzen übern See: —
Hinweg, ihr dämmernden Gedanken
Von halber Luſt und halbem Weh!

Ob Lenz, ob Winter, ohne Klagen
Seh' ich die Liebe nun verweh'n,
Der Muth der Jugend wird mich tragen,
Und nimmer werd' ich ſtille ſteh'n.

Glück auf! Schon fühl' ich deinen Segen;
Du kühler, klarer Wintertag!
Dem Lenze führſt du uns entgegen —
Nun komme, was da kommen mag!

Literatur und Kunſt.

Neue Zeitſchriften.

Mit dem neuen Jahre iſt eine Anzahl neuer Zeitſchriften ans Licht getreten, welche ſowol durch die Namen ihrer Herausgeber wie durch Zweck und Richtung der Unternehmungen ſelbſt ganz beſondern Anſpruch auf die Theilnahme des Publicums haben; das ſind die „Germania, Vierteljahrsſchrift für deutſche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer“ (Stuttgart, Metzler); ferner die „Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte, Bilder und Züge aus dem Leben des deutſchen Volks, herausgegeben von Johannes Müller, Conſervator der Alterthumsſammlung am Germaniſchen Muſeum und Johannes Falke, erſtem Secretär am Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg“ (Nürnberg, Bauer und Raspe); endlich drittens die „Monatsſchrift des Wiſſenſchaftlichen Vereins in Zürich. Herausgegeben von dem Redactionsausſchuß deſſelben: Ferdinand Hitzig, Eduard Oſenbrüggen, Heinrich Frey, Adolf Schmidt, Eduard Bobrik [Hauptredacteur Adolf Schmidt]“ (Zürich, Meyer und Zeller). Alle drei gehören, wie man ſchon aus den angeführten Titeln erkennt, der Wiſſenſchaft an: aber alle drei haben es ſich auch zur ausdrücklichen Aufgabe geſetzt, die Feſſeln zu ſprengen, welche die Wiſſenſchaft bei uns in Deutſchland noch immer vom Leben trennen, ohne darum irgendwie in jene aufgeputzte Flachheit zu verfallen, welche übrigens ſo gern unter dem Titel der Popularität auftritt und die dann (wie dieſe Blätter erſt ganz kürzlich ein Beiſpiel davon anführten) weder dem Volke nützt noch der Wiſſenſchaft, und überhaupt mehr Schaden als Nutzen anſtiftet. Mit aller Schärfe äußert ſich das Programm der züricher „Monatsſchrift“ über dieſen Punkt. „Nichts wahrlich“, heißt es darin, „liegt uns ferner als jener matten und ſchwächlichen Oberflächlichkeit das Wort reden zu wollen, die gegenwärtig unter dem lockenden Namen volksthümlicher Darſtellung ſo zahlloſe literariſche Erzeugniſſe aus dem Boden hervorwuchern läßt. Dem Studium ſelbſt bringen dieſe keinen Gewinn; dem Ernſte der Wiſſenſchaft treten ſie oft als Entweihungen entgegen; ihr größtes Verdienſt dürfte darin beſtehen, daß ſich ſchon mancher gründliche Forſcher, um ihnen entgegenzuwirken, zu geſchmackvollerer Behandlung, zu vollendetern Formen und zur Nacheiferung dem hierin voranſchreitenden Ausland gegenüber bewogen fand. Und nicht jene, nur dieſe Art der Populariſirung iſt es, die auch wir erſtreben“. Gewiß werden auch die beiden andern der obengenannten Zeitſchriften kein Bedenken tragen, dies Programm zu dem ihrigen zu machen, wie andererſeits auch die züricher „Monatsſchrift“, obwol auf dem Titel davon nichts erwähnt wird, in derſelben nationalen Richtung ſteht und von derſelben patriotiſchen Geſinnung erfüllt iſt, der jene beiden andern Zeitſchriften ausdrücklich gewidmet ſind. Ueber Zweck und Anlage der „Germania“ haben wir ſchon Bericht erſtattet; das vorliegende erſte Heft gibt einen glänzenden Begriff von den Mitteln, welche der Redaction zur Ausführung ihres Planes zugebote ſtehen, ſowie von der Umſicht und Sorgfalt, mit welcher ſie dieſe Mittel zur Anwendung bringt. Gleich der

erste Name, welcher die Zeitschrift eröffnet, ist ein solcher, dem jedes deutsche Herz mit Ehrerbietung entgegenschlägt und der allein schon hinreicht, das neue Unternehmen zu einem volksthümlichen im schönsten und edelsten Sinne zu machen: Ludwig Uhland liefert eine Abhandlung „Zur schwäbischen Sagenkunde", speciell über die Pfalzgrafen von Tübingen. Uhland's Verdienste um die deutschen Sagenforschung sind bekannt und ebenso die außerordentliche Genauigkeit und Sorgfalt seiner wissenschaftlichen Untersuchungen überhaupt. Leider gehört der verehrte Mann nicht blos persönlich, sondern auch mit der Feder zu den schweigsamen Naturen, die sich nur selten entschließen können, das von ihnen mit der größten Sorgfalt Erforschte und Zusammengetragene dem Publicum mitzutheilen: nicht sowol aus Abneigung gegen das Publicum, als weil sie den strengen Foderungen, die sie an sich selber richten, noch immer nicht genug gethan, den von ihnen behandelten Gegenstand noch immer nicht hinlänglich erschöpft zu haben glauben. Bedenken solcher Art sind es ohne Zweifel, welche uns noch immer den zweiten, man darf wol sagen, wichtigsten Band von Uhland's „Volksliedern" vorenthalten; möge die allgemeine Freude, welche das Wiederauftreten des verehrten Verfassers in der Pfeiffer'schen Monatsschrift nothwendig erregen wird, ihm zur Ermunterung dienen, sich der allzu großen Gewissenhaftigkeit endlich zu entschlagen und uns recht bald mit der Vollendung eines Werks zu erfreuen, welches jedenfalls den schönsten und edelsten Schlußstein eines dem Volke so treu gewidmeten, vom Volke selbst mit so treuer Liebe geschmückten Dichterlebens bilden wird. Auf Ludwig Uhland folgt ein nicht minder verehrter und volksthümlicher Name: Jakob Grimm „Ueber die zusammengesetzten Zahlen". Das Thema hat, wie der Verfasser im Eingang in Kürze auseinandersetzt, seine besondern Schwierigkeiten, weshalb es um so dankenswerther ist, daß ein Meister wie Jakob Grimm sich demselben zuwendet; machen die hier mitgetheilten Beobachtungen (vornehmlich über die Art und Weise, wie sich einfache Zahlen zu den Zehen und Zig gesellen) auch keinen Anspruch darauf, den Gegenstand zu erschöpfen, so zeichnen sie doch den Plan künftiger, noch speciellerer Untersuchungen vor, und werden gewiß nicht verfehlen, den nacheifernden Fleiß jüngerer Kräfte auf das interessante und schwierige Thema hinzulenken. Aufgefallen sind uns am Schlusse der Abhandlung einige Sätze, die wir hier mittheilen wollen, indem wir dem Leser überlassen, sich über die Consequenzen derselben selbst klar zu machen; das Gewicht, das sie in einem Munde haben wie dieser, wird Niemand verkennen. „Wer die hier in dem Umfange der Zahlwörterlehre entsprungenen Beobachtungen aufmerksam liest, wird nicht verkennen, daß sie lauter elementarische Dinge angeben, die auf dem Gebiete unserer Sprache zuweilen unentbehrlich sind. Fast befürchte ich, Manches darunter wird den Lesern unbekannt erscheinen. Am Beginn dieser neuen Zeitschrift für deutsches Alterthum mag sich schicken, das Bekenntniß abzulegen, daß die deutsche Grammatik unter uns nur lässig und nicht mit der Anstrengung betrieben wird, deren es bedarf, um den ganzen Bau unserer Sprache aus ihren eigenen Mitteln zu ergründen. Mängel und Lücken der begonnenen Forschung bleiben allenthalben zu berichtigen und auszufüllen. Man läßt es aber an den gangbaren Ergebnissen für andere Zwecke genügen und trachtet nicht weiter." In der That, wenn der Schöpfer der deutschen Sprachwissenschaft sich genöthigt sieht, solche Klagen

auszusprechen, so muß er Grund dazu haben. Man redet so viel von dem wissenschaftlichen Sinn unserer Zeit, und wie viel ernster die Studien betrieben werden, seitdem keine Philosophie und keine sonstigen Allotria mehr die lernbegierige Jugend vom Gebiete des Positiven entfernen. Nun, hier ist ein Gebiet, das ist gewiß positiv genug und dazu das Urtheil eines Kenners, wie es keinen zweiten gibt: allein dasselbe fällt, wie man sieht, nicht zum Vortheil der Gegenwart aus, und so muß es denn noch andere und kräftigere Hebel zur Erweckung wahren wissenschaftlichen Sinnes geben, als die jetzt so beliebte und von oben her so lebhaft empfohlene Richtung auf das Positive. Aus dem übrigen Inhalte des vorliegenden Heftes heben wir hervor: „Die Trojasage der Franken" von K. L. Roth; ferner eine Untersuchung von Friedrich Zarncke über „Kaspar von der Roen", durch welche, wenn das Resultat derselben sich bestätigt, wie nach den mitgetheilten Documenten allerdings nicht zu bezweifeln steht, die bisherige Auffassung des genannten Autors eine wesentliche Veränderung erfahren würde, insofern man ihn nämlich aus der Reihe der deutschen Autoren überhaupt ausstreichen wird müssen. Auf Grund einer Handschrift der dresdener Bibliothek galt Kaspar von der Roen bisher als ein fränkischer Volksdichter, ein Bänkelsänger, der gewisse Stücke der deutschen Heldensage umarbeitete und namentlich abkürzte. Die genaue Prüfung jedoch, welcher Hr. Zarncke die dresdener Handschrift neuerdings unterworfen, hat ihn zu dem Resultat geführt, daß Kaspar keineswegs der Umdichter jener Lieder gewesen, sondern einer der zwei oder drei Schreiber, welche bei Herstellung der Handschrift beschäftigt waren, und zwar ist er gerade Derjenige von ihnen gewesen, welcher an der Umdichtung keinen Theil hat, sodaß also, wie gesagt, der Name Kaspar von der Roen in Zukunft völlig aus unsern literarischen Handbüchern zu entfernen sein wird. Wolfgang Menzel liefert eine Abhandlung über das altdeutsche „Sonnenlehen" (erbeigene Güter freier, von keinem irdischen Lehnsherrn abhängiger Männer). Der Herausgeber selbst hat eine sehr sorgfältige Untersuchung über den „Gunzenle" beigesteuert, eine in der Nähe von Augsburg gelegene, in Chroniken und Urkunden des 11.—15. Jahrhunderts häufig genannte, ja berühmte Oertlichkeit, welche von ihm mit vielem Scharfsinn definitiv festgestellt und nach Ursprung, Namen und sonstiger Beschaffenheit erläutert wird. Albert Hoefer liefert Beiträge zur Mythologie und Sittenkunde aus Pommern. Adolf Holtzmann, dessen Polemik gegen die Lachmann'schen Nibelungen soviel Aufsehen in der gelehrten und ungelehrten Welt gemacht hat, gibt den ersten Abschnitt einer Abhandlung „über die alten Glossare, welche bekanntlich die frühesten uns erhaltenen Denkmale unsere Sprache bilden, auch schon vielfach gesammelt, gedruckt und zu lexikographischen Zwecken benutzt sind, im Ganzen aber doch noch nicht die eingehende Behandlung gefunden haben, welche sie theils ihres Alters, theils ihrer sprachlichen, theils auch ihrer culturgeschichtlichen Wichtigkeit halber verdienen. Es folgt Moriz von Stürler mit einer Notiz über das Bernische Geschlecht der Boner; dieselbe ist archivlichen Quellen entnommen und dient zur Bestätigung der bisherigen, mit Unrecht von Einigen bezweifelten Annahme, daß Ulrich Boner in der That der Verfasser der unter dem Namen „Der Edelstein" bekannten Fabelsammlung ist, welche daher auch nicht höher als etwa in die Mitte des 14. Jahrhunderts hinauf gesetzt werden darf. Den Schluß der Abhandlungen bildet „Die Heimat der Eckensage"

von J. von Zingerle, worin der Verfasser sich bemüht, die genannte Sage, als deren Schauplatz bisher nach der zuerst von Karl Simrock aufgestellten Annahme die Gegenden am Drachenfels und Köln galten, für seine Heimat Tirol und zwar für das südliche Tirol zu reclamiren, wohin bekanntlich auch „König Luarin" und andere mittelhochdeutsche Heldendichtungen gehören. Es folgt dann noch eine kurze Notiz zur „Gudrun" von Professor Holland in Tübingen, sowie unter der Ueberschrift „Bibliographie" eine Reihe kleiner kritischer Artikel von Holtzmann, Holland und dem Herausgeber. Der Inhalt des Heftes ist, wie man sieht, ebenso gediegen wie reichhaltig; die namhaftesten Kräfte der deutschen Alterthumswissenschaft unterstützen den Herausgeber, und so wird das Unternehmen hoffentlich auch von Seiten des Publicums die Theilnahme finden, die ihm in so hohem Grade gebührt.

Noch mehr für populäre Kreise berechnet ist die Müller-Falke'sche „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte". Auch über den Plan, der ihr zugrunde liegt, haben wir schon früher in Kürze berichtet und begnügen uns daher, den Inhalt des vorliegenden Heftes anzuführen. Den Anfang desselben macht eine Abhandlung „Ueber die deutsche Culturgeschichte" von Johannes Falke, in welcher Entstehung, Zweck und Umfang dieser jungen und doch so wichtigen und hoffnungsreichen Wissenschaft in klarer und beredter Sprache dargelegt und ihr naher und inniger Zusammenhang mit den edelsten und tiefsten Richtungen des deutschen Geisteslebens nachgewiesen wird. G. Brückner schildert „Die Bettler zu Effelder des Jahres 1667 und ihre Zeit"; Karl Seyffart (den Lesern unserer Zeitschrift durch seine Beiträge zur Sittengeschichte des deutschen Mittelalters bekannt) berichtet über „Tafelrunden und Schildbäume in Hildesheim". Sehr unterhaltend ist der Artikel „Wohlleben und Prachtliebe der Gesellschaft Limburg zu Frankfurt am Main im Mittelalter", nach einer nicht mehr vorhandenen unedirten Handschrift des Bernhard Rohrbach (starb 1482) mitgetheilt von Dr. Römer-Büchner, Verfasser der Schrift „Die Entwickelung der Stadtverfassung und die Bürgervereine der Stadt Frankfurt am Main", durch welche besonders auch die bisherigen unkritischen Angaben über die Gesellschaft Limburg widerlegt worden sind. Was die vorliegende Abhandlung anbetrifft, so gibt sie ein höchst anschauliches Bild von der wüsten Schlemmerei, welche damals, in der hochgepriesenen alten Zeit, in den deutschen Städten herrschte und gegen die der Luxus unserer Tage nur höchst bescheiden aussieht. Namentlich machen wir auf das Wirthschafsregister aufmerksam, das S. 71 mitgetheilt wird und aus dem man sieht, was für beneidenswerther Mägen, aber freilich auch welcher beneidenswerthen Billigkeit der Preise unsere Altvordern sich erfreuten. Eine Anzahl kleiner Notizen unter dem Titel: „Buntes" (Zur Geschichte des Rauchens, das Heidelberger Faß ꝛc.) bildet den Schluß des Heftes; wir benutzen wol davon gelegentlich Eins oder das Andere für unsere Notizen.

Die züricher „Monatsschrift" bringt zuerst eine Abhandlung von J. J. Hottinger „Ueber die Ausbildung der confessionellen Verhältnisse nach Zwingli's Tode und den Einfluß derselben auf das Staatsleben"; ferner eine juristische Untersuchung von Eduard Osenbrüggen, „Der Centralpunkt des Verbrechens" (worin in scharfsinniger Weise Motiv, Vorsatz und Absicht des Verbrechers unterschieden und durch die verschiedenen Verbrechen hin verfolgt werden),

den ersten noch ziemlich allgemein gehaltenen Abschnitt einer „Diagnose des gegenwärtigen Zeitalters" von Adolf Schmidt, sowie endlich eine kurze Notiz zum „Evangelium der Hebräer" von Fritzsche. Sämmtliche Artikel, die somit, mit Ausnahme der Natur- und Sprachwissenschaften, das gesammte Gebiet der Wissenschaften umfassen, sind in klarer und eleganter Sprache abgefaßt und sehen wir daher auch der Fortsetzung dieses Unternehmens, das so wohl geeignet ist, das Band zwischen Deutschland und der Schweiz immer fester zu knüpfen, mit Interesse entgegen. R. P.

Naturwissenschaftliches.

Von dem bekannten Sammelwerke „Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften" (Leipzig, Abel), über das wir schon zu verschiedenen malen berichteten, ist vor kurzem der siebente Band erschienen. Derselbe enthält wiederum einige recht gelungene Abhandlungen, wie über „Die Riesenthiere der Vorwelt", über „Wachsthum und Bau des Holzes" ꝛc. Auch der Aufsatz über „Deutsche Wandmalerei", obwol dem Plane des Werks nur zum Theil entsprechend, enthält viel Interessantes, ja in manchem Betracht, namentlich was die klare und dabei doch warme und lebendige Darstellung betrifft, möchte er vielleicht die gelungenste Arbeit in dem ganzen Bande sein. Nur die beiläufige Polemik gegen die Potichomanie, womit er eingeleitet wird, scheint uns nicht ganz am Orte; wenigstens hätte sie bei weitem kürzer gefaßt werden dürfen. Die Stereochromie oder deutsche Wandmalerei (mit dem sogenannten Wasserglas, einer Auflösung von Sand, Pottasche und Kohle, welche, mehre Stunden hindurch bei starker Hitze durcheinander geschmolzen, ein Glaspulver bilden, das sich in siedendem Wasser auflösen und so in der mannichfaltigsten Weise verwenden läßt), ist eine Erfindung des Professors Nepomuk Fuchs in München. Dieselbe wurde schon 1824 gemacht, brauchte jedoch lange Zeit und hatte vielerlei Anfechtungen und Unfälle zu bestehen, bis sie endlich zur Anerkennung gelangte. Und auch dies geschah erst, seitdem Kaulbach sich der Entdeckung annahm und sein ausübendes künstlerisches Talent mit dem Erfindungsgeist des wackern Fuchs vereinigte. Die berühmten Fresken im Neuen Museum zu Berlin sind in dieser neuen, alle ältern Methoden weit überragenden Manier ausgeführt und haben den Beweis geliefert, daß damit für die Frescomalerei in der That eine ganz neue Epoche begonnen hat. Außerdem enthält der vorliegende Band noch zwei Abhandlungen „Ueber Erdmagnetismus" und „Ueber die Sinne", speciell über das Fühlen; die letztere ist mit großer Sachkenntniß und vielem Geist, aber in einer etwas dunkeln und schwerfälligen Sprache geschrieben, wodurch der Eindruck wesentlich beeinträchtigt wird. abs.

Correspondenz.

Aus Berlin.

12. Februar 1856.

NO. Eine Schwalbe macht keinen Sommer und ebenso wenig sind eine oder zwei liberale Abstimmungen hinreichend, die Meinung umzustoßen, welche sich über die diesjährige Session unserer Kammern im Publicum gebildet hat. Eine solche Schwalbe oder richtiger gesagt ein solcher weißer Sperling flog unlängst durch unser Haus der Abgeordneten, indem dasselbe sich ermannte, zwei jener berüchtigten Revisionsanträge, mit welchen unsere äußerste Rechte diesmal so muthig und im Ganzen auch so siegreich ins Feld rückt, mit bedeutender Stimmenmehrheit durchfallen zu lassen. Der erste Antrag, welchem dies unerwartete Schicksal widerfuhr, ging dahin, den alljährlichen Eröffnungstermin der beiden Häuser, der gegenwärtig durch Art. 76 der Verfassung auf den November festgesetzt ist, in den Monat Januar zu verlegen, vorgeblich aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit, vielleicht auch weil die Bewilligung des Budgets dadurch noch illusorischer werden würde, als sie im Grunde schon gegenwärtig ist. Durch den zweiten Antrag, der die Bewilligung des Herrenhauses bereits erhalten hatte, sollte die durch Art. 107 festgesetzte Frist zwischen den beiden Abstimmungen, welche zu Aenderung der Verfassung nöthig sind, von 21 Tagen auf sieben oder höchstens zehn Tage herabgesetzt werden, wodurch denn das Revisionswerk selbstredend noch eine bedeutende Beschleunigung erfahren würde. Bei der Commissionsberathung über den erstern Antrag hatte der Regierungscommissar sich zu Gunsten desselben ausgesprochen; nichtsdestoweniger erklärte bei der Verhandlung im Plenum der Minister des Innern sich persönlich dagegen, was zur Folge hatte, daß der Antrag mit nicht weniger als 217 gegen 76 Stimmen verworfen wurde. Der zweite Antrag dagegen wurde von Hrn. von Westphalen ausdrücklich in Schutz genommen. Dennoch, sei es, weil das Haus einmal ins Verwerfen gerathen war, oder sei es, weil man die stückweise Durchlöcherung der Verfassung denn doch nicht gar zu sehr erleichtern und zum wenigsten den äußern Anschein beobachten will — genug, der Antrag hatte dasselbe Schicksal wie sein Vorgänger.

Unsere Hoffeguts (ich ersuche Sie, sich meines letzten Briefes zu erinnern) triumphirten über diesen unerwarteten Ausgang natürlich höchlich; sie sahen im Geist schon den Siegeszug der äußersten Rechte gehemmt und das kleine Häuflein der „Verfassungstreuen" zu einem riesigen Heere anschwellen. Wie thöricht diese Hoffnungen waren, bedurfte für Den, der die Situation kennt, keines Beweises; zum Ueberfluß jedoch wurde wenige Tage später auch dieser Beweis geführt und zwar wiederum von den Kammern selbst und in so schlagender Weise, daß der eingefleischteste Sanguiniker darüber zum Kopfhänger werden mußte. Drei Tage nach den eben erwähnten Abstimmungen begannen die Verhandlungen über den Schwerin'schen Antrag, betreffend den gesetzwidrigen Einfluß, welcher durch gewisse Organe der Regierung auf die letzten Abgeordnetenwahlen ausgeübt worden. Derselbe lautet wörtlich dahin: „das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, die Erwartung auszusprechen,

daß 1) das Staatsministerium eine Untersuchung darüber eintreten lasse, in wieweit durch Organe der Regierungsgewalt eine die Freiheit der letzten Abgeordnetenwahlen beeinträchtigende Einwirkung geübt worden ist, und daß 2) von dem Resultat dieser Untersuchung demnächst dem Hause der Abgeordneten Mittheilung gemacht werde." Darauf, daß dieser Antrag die Mehrheit der Versammlung erhalten werde, hatte Graf Schwerin selbst natürlich nicht von weitem gerechnet; vielmehr konnte es ihm nur darauf ankommen, eine Gelegenheit herbeizuführen, bei der die Einwirkungen, welche die Regierung sich auf die letzten Wahlen gestattet, öffentlich von der Tribüne und also gewissermaßen unter den Augen der Nation zur Sprache gebracht würden — und hatte er daher auch ganz richtig gehandelt, indem er vor der Commission, die überdies ausschließlich aus Gegnern des Antrags und seines Urhebers zusammengesetzt war, jede Auslassung über die Motive seines Antrags verweigerte. Die Commission hatte infolge dessen auf einfachen Uebergang zur Tagesordnung angetragen; ohne Zweifel würde sie Dasselbe gethan haben, auch wenn Graf Schwerin ihr ganze Berge von Beweisen vorgelegt hätte. Die Hauptsache bei dem Antrag also, ja der ganze Kern desselben war die Debatte und da ist es denn doppelt beklagenswerth, daß dieselbe von Seiten der Linken mit so unzureichenden Mitteln und darum auch im Ganzen mit so geringem Erfolge geführt ward. Nicht als ob es dem Grafen Schwerin und seinen Freunden an Beweisen dafür gefehlt hätte, daß von Seiten einzelner Regierungsorgane wirklich ein unstatthafter und gesetzwidriger Einfluß auf die Wahlen geübt worden. Im Gegentheil, die Beweise dafür fielen hageldicht und es gehörte die ganze — wie sage ich doch gleich? nun ja, die ganze Unerschütterlichkeit des Regierungscommissarius dazu, als welcher heute zum erstenmal Hr. Geheimerath Dr. Ludwig Hahn, Verfasser einer dürftigen Compilation über die Geschichte Friedrich's des Großen ꝛc. fungirte — es gehörte, sage ich, die ganze Unerschütterlichkeit des genannten Herrn dazu, um diesen gehäuften Beweisen gegenüber noch von der „sittlichen Unbefangenheit" der Regierung sprechen zu können. Aber was helfen die besten Truppen, wenn man sie nicht zu führen, was nützen die schlagendsten Beweise, wenn man sie nicht zu gebrauchen weiß? Alles, was ich in meinem letzten Briefe über die oratorische Unfähigkeit der Linken äußerte, fand in dieser Debatte, die übrigens ein außerordentlich zahlreiches Publicum herbeigeführt hatte, seine vollste und traurigste Bestätigung; nicht ein einziger unter Allen, die auf Seiten der Linken in dieser Frage das Wort ergriffen, stand auf der Höhe des Gegenstandes, noch wußten sie unter den Zuhörern die Sympathien zu erwecken, die doch in der Sache selbst so wohl begründet waren. Die Herren Reichensperger und Matthis sprechen allerdings manches Treffende und zur Sache Gehörige. Allein Hr. Matthis mit seinem unverständlichen Organ und seinen langen, künstlich gedrehten Perioden, denen man immer noch den alten Bureaukraten anhört, ist kein Redner, höchstens ein Stammler, und was Hrn. Reichensperger betrifft, so macht derselbe die natürliche Beredtsamkeit, die ihm innewohnt, regelmäßig durch die unerträgliche Breite seiner Vorträge selbst wieder zuschanden. Der Antragsteller selbst, Graf Schwerin, ergriff das Wort erst am Schluß; aber auch da that er es in so verdrossener, unkräftiger Weise, mit einem so deutlichen Ausdruck der Hoffnungslosig-

keit, ja mit so offenbarem Ekel an diesem ganzen fruchtlosen Gezänke, daß es in der That besser gewesen wäre, er hätte überhaupt auf das Wort verzichtet. Desto lustiger ließ die Rechte die Raketen ihre Beredtsamkeit steigen; namentlich hielt Hr. von Blanckenburg, schon von früher her bekannt als einer der gefährlichsten Redner der Rechten, wiederum eine Standrede, die nicht schlimmer hätte ausfallen können, hätte die gesammte Linke schon (mit Respect zu sagen) unter dem lichten Galgen gestanden, und Hr. von Blanckenburg hätte den Auftrag gehabt, den armen Todescandidaten vor ihrem Ende noch einmal alle ihre Missethaten ins Gedächtniß zu rufen. Einen unerwarteten Succurs erhielt die Linke am zweiten Tage der Debatte an der Rede eines Polen, eines Hrn. von Morawski. Derselbe gehört seinen sonstigen Abstimmungen nach zur Rechten; um so mächtiger war der Eindruck der Thatsachen, welche er in Betreff der Wahlen im Großherzogthum Posen beibrachte und die sämmtlich darauf hinausliefen, daß wenigstens im Posenschen von Seiten der Behörden ein Einfluß geübt worden, für den es schwer hält, den parlamentarischen Ausdruck zu finden. Der Eindruck, den die Rede des Hrn. von Morawski hervorbrachte, war außerordentlich; er steigerte sich aber zu einer der bewegtesten und leidenschaftlichsten Scenen, die ich je in einer preußischen Kammer erlebt habe, als der Redner zum Schluß seines Vortrags auf die allgemeine Lage seines Vaterlandes überging und in gewaltigen, dem Herzen entquollenen Tönen an das Unrecht erinnerte, welches die Polen seit Menschenaltern erfahren und auch an die Rache des Himmels, welche die Urheber desselben ereilt habe. Hr. von Morawski ist nichts weniger als ein kunstgerechter Redner: aber wenn das alte „pectus est quod facit disertum" sich jemals bewährt hat, so war es in diesem Falle; selbst die Rechte, trotz ihres Schreiens und Tobens, vermochte nicht, sich des ungeheuern Eindrucks zu erwehren, ich sah auf der Tribüne Personen, die gewiß nicht dahin gekommen waren, um die Reden der Opposition zu bewundern und denen nichtsdestoweniger die hellen Thränen in den Augen standen — solche Gewalt übt der Todesschrei eines untergehenden Volkes, selbst wenn dieser Untergang von dem Volke selbst nicht unverschuldet ist. Die „National-Zeitung", indem sie über den Vorfall berichtete, sprach ihre Freude darüber aus, daß es doch wenigstens noch einen Fleck auf dem Festlande von Europa gebe, wo das unglückliche Polen seine Stimme öffentlich erheben könne. Das ist sehr richtig; doch scheint mir eine andere Betrachtung noch näher zu liegen, wenigstens für einen preußischen Berichterstatter: nämlich die schmerzliche und beschämende Betrachtung, daß es erst eines Polen bedurfte, also eines Fremden, um Leben und Schwung in eine Debatte zu bringen, bei welcher das Wohl und die Ehre des preußischen Volks so wesentlich betheiligt war. Das endliche Schicksal des Antrags ist Ihren Lesern durch die Zeitungen schon längst bekannt; mit 92 gegen 220 Stimmen wurde die von der Commission vorgeschlagene einfache Tagesordnung angenommen; — was damit noch weiter angenommen ist, wird die Zukunft lehren.

In Betreff der äußern Politik ist es bei uns in der letzten Zeit sehr still geworden. Das Zustandekommen des Friedens wird allgemein als gesichert betrachtet; allein für ebenso sicher hält man es auch, daß Preußen keinen Zutritt zu den Friedensverhandlungen erhalten wird. Unsere Borussomanen trösten sich damit, daß dafür auch die neuesten Anträge Oestreichs

beim Bundestage keine Aussicht auf Erfolg haben; ob dies wirklich ein Trost ist, und wie lange derselben gegenhalten wird, muß wiederum die Zukunft lehren.

Der Carneval währt hier, trotz des Aschermittwochs, noch munter fort; sogar ein vierter Subscriptionsball im Opernhause wird dem Vernehmen nach noch stattfinden und dadurch zahlreichen Wünschen des Publicums die ersehnte Befriedigung werden. Das königliche Theater hat „Götz von Berlichingen" neu einstudirt. Das Stück hat bekanntlich im Ganzen wenig Bühnenwirkung und hat sich auch niemals, selbst nicht in der Zeit seiner Entstehung, da ganz Deutschland dafür schwärmte, auf den Bretern behaupten können. Dennoch sind wir ganz damit einverstanden, daß die Intendanz dasselbe von Zeit zu Zeit wieder hervorsucht; nur müßte diese Erneuerung dann freilich in minder verkehrter, ja unwürdiger Weise geschehen, als es diesmal der Fall war. Nur die Hauptrolle, welche von Hrn. Hendrichs, der mehr und mehr in das Fach der Väter übergeht, mit ziemlichem Glück gespielt ward, besonders wenn man in Anschlag bringt, daß er sie zum ersten male spielte, sowie den Selbitz des Hrn. Döring und allenfalls noch den Blinzkopf des Hrn. Gern nehme ich aus; alles Uebrige war wahrhaft kläglich und beweist aufs neue den tiefen und wie es scheint unaufhaltsamen Verfall, in welchen die königliche Bühne, wenigstens was das höhere Drama anbetrifft, gerathen ist. Bei herumziehenden Truppen kommt es wol zuweilen vor, daß sie zur Belustigung des Publicums und zur Aufhülfe der aufs Trockene gerathenen Kasse Stücke mit sogenannter „verkehrter Besetzung" geben: d. h. Männerrollen werden von Frauen, die Frauenrollen von Männern gegeben, der ehrwürdige Vater spielt die Liebhaber-, der Liebhaber die Väterrolle, der erste Komiker muß den Kothurn besteigen, während der Heldenspieler als Hanswurst agirt — und in diesem Stile weiter. Etwas Aehnliches scheint der Regie der königlichen Schauspiele (auf dem Zettel war Hr. Düringer als Regisseur genannt) bei Besetzung des „Götz" vorgeschwebt zu haben; die meisten Rollen waren genau in den Händen, die am wenigsten dafür paßten: die sanfte, schmachtende Frau Hoppé gab die kokette Adelheid, Frl. Viereck, unsere Kokette par excellence, die schmachtende Marie; Hr. Liedtke, unser erster Bonvivant, mishandelte den Weißlingen; die kleine hübsche, aber künstlerisch ganz unfähige Frau Bost, die höchstens als lebendes Bild zu verwenden ist, figurirte als Elisabeth; Hr. Hiltl, der in gewissen niedrig-komischen Rollen, als naseweiser Kellner, windbeutliger Friseur, dümmlicher Bauerbursche ꝛc. ganz Passables leistet, spielte die köstliche Rolle des Georg im Jargon eines berliner Schusterjungen; Hr. Reger, diese jüngste und unbegreiflichste Acquisition der königlichen Bühne, machte aus dem wackern Lerse einen heimtückischen Intriganten, Hr. Grua aus dem Bruder Martin einen emeritirten Landpastor — kurz, es war, mit Ausschluß der wenigen vorhin genannten Rollen, ein schauderhaftes Vergnügen, das ich mir, wie gesagt, nur erklären kann, wenn ich annehme, die Intendanz hat einmal versuchen wollen, wie „Götz von Berlichingen" sich als Fastnachtsstück ausnimmt mit „verkehrter Besetzung". Da möchten wir denn aber für die Zukunft doch vorgebeten haben, solche Versuche wenigstens nicht mit Goethe'schen Stücken anzustellen. An der Friedrich-Wilhelmsstadt fährt „Nur eine Seele" fort, Furore zu machen; das Stück ist geschickt ge-

macht und paßt gut zur Stimmung des Tages, ohne daß ich ihm deshalb einen höhern poetiſchen Werth einräumen möchte.*) Ueber einige andere Tagesneuigkeiten in meinem nächſten Briefe, da, wie ich eben ſehe, der heutige ſchon wieder das vorgeſchriebene Maß zu überſchreiten droht. Auch über den franzöſiſchen Komiker Levaſſor hoffe ich Ihnen alsdann aus eigener Anſchauung berichten zu können; derſelbe hat ſeine Vorſtellungen ſeit einigen Tagen auf einer im Concertſaale des königlichen Schauſpielhauſes improviſirten Bühne eröffnet und wird von Allen, die ihn geſehen haben, als eine wahrhaft außerordentliche Erſcheinung gerühmt. — Die Waſchanſtalt in der Schillingſtraße, über die ich in meinen frühern Briefen Ausführlicheres berichtete, iſt ſeit Anfang des Monats eröffnet und erfreut ſich einer über alle Erwartungen ſtarken Benutzung. Auch von einer großen auf Actien zu errichtenden Brotbäckerei iſt die Rede; hoffentlich wird das Project zur Ausführung kommen, trotz des leidenſchaftlichen Widerſpruchs, den unſere Bäckermeiſter dagegen erheben.

Notizen.

Bodenſtedt's „Demetrius" wird Ende März oder Anfang April auf dem Hoftheater zu München zur Aufführung kommen; die Vorbereitungen dazu haben bereits begonnen. — Albert Türke, Verfaſſer der „Portenſer", „Johanna Gray" und einiger andern Stücke, welche von den Freunden des Dichters über Gebühr erhoben worden ſind, während eine unbefangene Kritik darin nur die Anfänge eines noch im Kampf mit ſich ſelbſt befangenen Talentes erkennen kann, hat ein neues hiſtoriſches Drama „Der Winterkönig" vollendet. — Von J. M. Hutterus, der ſich ſchon früher durch einige gelungene Stücke, wie „David", „Die Montenegriner" ꝛc., vortheilhaft bekannt gemacht hat, erſchien ſoeben ein neues Drama „Jephtha und ſeine Töchter". — Von Alexander Roſt in Weimar, der Mitte der vierziger Jahre mit zwei Dramen: „Friedrich mit der gebiſſenen Wange" und „Kaiſer Rudolf in Worms", auftrat, ſeitdem jedoch verſtummt war, wird ein neues hiſtoriſches Drama angekündigt, zu dem er den Stoff aus dem Dreißigjährigen Kriege entnommen hat: „Das Regiment Madlo." — Adolf Glaſer, deſſen „Moſes in Aegypten" in Wiesbaden mit ſo vielen Beifall aufgenommen worden, iſt, wie wir nachträglich erfahren, derſelbe, der unter den Namen Reginald Reinmar ſchon verſchiedene andere Stücke hat erſcheinen laſſen; ſeiner „Penelope" wurde auch bereits in dieſen Blättern vor längerm lobend gedacht.

Die Redaction des Feuilletons des „Hannoverſchen Courier" (Dr. E. Frederichs) macht das Reſultat des von ihr im vorigen Jahre veranſtalteten Preisausſchreiben im Fach der Novelle bekannt. Als Preisrichter fun-

---

*) Ueber „Nur eine Seele" haben wir in der letzten Nummer dieſer Blätter einen ausführlichen Bericht aus der Feder unſers königsberger Correſpondenten gebracht, auf den wir hier verweiſen. D. Red.

girten H. Marggraff in Leipzig, Otto Müller in Frankfurt am Main und Th. Colshorn in Hannover; die Zahl der eingesandten Novellen belief sich auf nicht weniger als 106, ein tröstlicher Beweis, daß es Deutschland wenn auch vielleicht an Dichtern, doch nicht an Novellenschreibern fehlt. Davon ist der erste Preis der Novelle „Die stille Mühle" von Elfried von Taura, der Zweite der Novelle „Anton und Cordelia" von Arnold Schloenbach zugesprochen worden. Auch die Novelle „Das Mädchen von Treppin" von Paul Heyse wurde ebenfalls des zweiten Preises würdig befunden, konnte ihn jedoch nicht erhalten, weil sie den im Programm festgestellten Anfoderungen nicht völlig entsprach. Außerdem haben die Preisrichter noch folgende Novellen einer öffentlichen Anerkennung werth erachtet: „Vater und Tochter" von Dr. Ludwig Eckardt aus Wien, der Zeit in Bern; „Nenuphar" von Julie Burow in Bromberg; „Gebrüder Spalding" von Godo Raimund in Göttingen; „Esto mihi" von Adolf Zeising in München.

Die bekannte Geschichte des Wagenfeld'schen „Sanchuniathon", die schon an der Verfälschung Schiller'scher Handschriften in Weimar ein würdiges Seitenstück erhielt, hat sich soeben durch einen Griechen Simonides in großartigstem Maßstabe wiederholt. Wiewol die wunderbaren Funde alter Handschriften, welche Hr. Simonides auf dem Berge Athos und sonst gemacht haben wollte, den Gelehrten schon längst verdächtig, ja wiewol einige seiner angeblichen Entdeckungen bereits als grobe Täuschungen constatirt waren, so gelang es ihm doch, in Leipzig und Berlin gläubige Käufer zu finden für einen angeblich uralten, in Wahrheit aber von ihm selbst fabricirten Palimpsest, die ägyptische Geschichte des Uranios, eines verlorenen griechischen Historikers, enthaltend. Selbst die berliner Akademie, welcher das Manuscript vorgelegt worden, hatte sich im ersten Augenblick täuschen lassen und schon war eine bedeutende Summe an den schlauen Fabrikanten ausgezahlt worden, als der Betrug noch rechtzeitig entdeckt, der Anstifter desselben, der eben im Begriff stand, von Leipzig nach London zurückzureisen, verhaftet und das ihm ausgezahlte Geld glücklich wieder abgenommen ward. Die Sache macht in der gelehrten Welt großes Aufsehen und hat bereits zu verschiedenen pikanten Erörterungen von Seiten der dabei betheiligten Gelehrten, den Herren W. Dindorf, Lepsius, Tischendorf ꝛc. Veranlassung gegeben.

Einer Zeitungsnachricht zufolge soll Emil Devrient im Begriff stehen, das dresdener Hoftheater, dem er seit bald 25 Jahren angehört, zu verlassen, angeblich um die Intendanz des herzoglich gothaischen Hoftheaters zu übernehmen. Doch sind ähnliche Nachrichten seit Jahren so oft verbreitet worden, daß es, im Interesse der dresdener Bühne, die in Emil Devrient eine ihrer ersten Zierden verlieren würde, wol erlaubt ist, einstweilen noch an der Richtigkeit derselben zu zweifeln. Dagegen ist, Briefen aus Weimar zufolge, alle Aussicht verschwunden, daß Hr. Marr, über dessen Conflict mit der Intendanz des dortigen großherzoglichen Hoftheaters unsere weimarische Correspondenz in einer der letzten Nummern berichtete, seiner gegenwärtigen Stellung erhalten bleibt: die Intendanz hat den Vorfall zur gerichtlichen Anzeige gebracht und infolge davon ist Hr. Marr kürzlich in öffentlicher Sitzung des großherzoglichen Kreisgerichts schuldig befunden und

zu einer mehrwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Nach der Meinung des weimarischen Publicums ist seine Stellung bei der dortigen Bühne dadurch völlig unhaltbar geworden und rechnet man fester als je darauf, Gutzkow demnächst an seiner Stelle zu sehen.

George Sand, deren Fruchtbarkeit nachgerade bedenklich zu werden anfängt, hat schon wieder ein neues Drama beim Théâtre français eingereicht; dasselbe soll jedoch zur Aufführung nicht geeignet befunden sein. Auch Lamartine verfällt immer mehr und mehr dem Handwerk; seine neueste Speculation — denn in der That sind die Schriften des Dichters der „Méditations" nur noch kaufmännische Speculationen — ist der Plan zu einer literarischen Monatsschrift, welche, von ihm allein geschrieben, in Gesprächsform zwischen dem Autor und dem Leser sich über alle merkwürdigen Erscheinungen sämmtlicher modernen Literaturen verbreiten soll. Also ein vollständiger cours de littérature der Gegenwart, vorgetragen mit all dem Glanz der Rhetorik und verschönt durch jene einzelnen Geistesblitze, an denen der Verfasser der „Geschichte der Türkei" noch immer so reich, fast allzu reich ist. Nun, wenn das nicht lockt, so ist in Frankreich mit der Literatur überhaupt kein Geschäft mehr zu machen.

In Leipzig ist ein neues historisches Drama von Theodor Apel: „Günther von Schwarzburg, erwählter König der Deutschen", gegeben worden, ohne jedoch recht durchdringen zu können. Die beiden ersten Acte sollen höchst wirksam sein und demgemäß eine sehr günstige, ja glänzende Aufnahme gefunden haben. Dagegen soll die zweite Hälfte des Stücks an Längen leiden, welche die Wirkung dermaßen beeinträchtigen, daß die Vorstellung, ungeachtet des glänzenden Anfangs sowie trotz der freundlichen Gesinnung, welche das leipziger Publicum für den Dichter hegt, doch nur sehr matt und kühl zu Ende gegangen ist. Ueber die Aufnahme, welche Gutzkow's „Ella Rose" bei der kürzlich stattgehabten ersten Aufführung in Dresden gefunden hat, wird unser dortiger Correspondent demnächst ausführlicher berichten. Schleich's neues Fastnachtsstück „Die letzte Hexe" hat in München Furore gemacht; die münchener Kritik setzt es, sowol was den poetischen Werth als was die Bühnenwirkung anbetrifft, noch über desselben Verfassers „Bürger und Junker", der bekanntlich in München zum Kassenstück geworden ist. Auch das wiener Burgtheater hat sich eines glänzenden Erfolgs zu rühmen, mit einem anonymen „Graf Essex". Seit dem „Fechter von Ravenna" scheinen die anonymen Stücke Mode zu werden; man sollte dabei nicht vergessen, daß ein und derselbe Puff selten zwei mal gelingt. Uebrigens wird in Wien selbst die Autorschaft des „Graf Essex" Niemand Geringeres zugeschrieben als Heinrich Laube. Dagegen ist Wilhelm Jordan's neues Lustspiel „Tauschen täuscht", in Frankfurt a. M., wie sich jetzt deutlich herausstellt, gründlich durchgefallen; schon die zweite Aufführung spielte vor völlig leerem Hause und was über den Inhalt des Stücks berichtet wird, läßt diese Abneigung des Publicums vollkommen begreiflich erscheinen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Ludwig Tieck's literarischer Nachlaß.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften.

Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von **Rudolf Köpke**. Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der dichterische und literarische Nachlaß **Ludwig Tieck's** erscheint hier in einer von Prof. Rudolf Köpke, einem vertrauten Freunde des verstorbenen Dichters, veranstalteten Auswahl. Er enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beabsichtigten Werks über Shakspeare). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort u. A.: „Wer an der Entwickelung dieses reichen und eigenthümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugenddichtungen voll Pietät den Dichter ehren, welcher das deutsche Siebengestirn abschließt."

Von dem Herausgeber erschien gleichzeitig eine liebevolle biographische Schilderung Ludwig Tieck's unter dem Titel:

Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von **Rudolf Köpke**. Zwei Theile. 12. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Kritische Schriften von **Ludwig Tieck.** Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen **Tieck's**, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse sein. Der dritte und vierte Band, auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunsch von **Eduard Devrient** geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgischen Blätter", welche 1826 bereits gesammelt erschienen, sondern auch viele später geschriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils noch gar nicht publicirte. Diese letztern sind für die Besitzer der frühern Ausgabe der „Dramaturgischen Blätter" (zwei Bändchen, 1826), in einem dritten Bändchen (1 Thlr.) besonders zusammengestellt.

In Commission von **Franz Köhler** in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Müller, Moritz, Lichtbilder aufgenommen auf einer Sommerreise nach Venedig und zurück im Juni und Juli 1855. Zweite verbesserte Auflage, zum Besten eines Schulfonds. Gr. 8. Geh. Preis 1 fl. Rhein. oder 18 Sgr.

Kein Buch aus Büchern, sondern das Ergebniß frischer, unbefangener Anschauung eines hochgebildeten Mannes aus dem höhern Bürgerstande, der mit treffendem Urtheil ein warmes Gefühl für alles Schöne in Natur und Kunst und ein Herz für das Volk und seine Eigenthümlichkeiten hat. Eine sehr anregende Lectüre für jeden denkenden Gebildeten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 9.** 28. Februar 1856.

Inhalt: Die Sage vom Ewigen Juden in mythischer, historischer und ethischer Beziehung. Von **Georg Wilhelm Roeder.** — Entre chien et loup oder das Land Retz. Reiseskizze aus Frankreich. Von **Ernst Naumann.** — Literatur und Kunst. Zur Kenntniß Rußlands. („Menschen und Dinge in Rußland. Anschauungen und Studien.") — Erziehungskunde. (Körner, „Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule.") — Deutsches Theater. (Koffka, „Die karlsruher Hofbühne in der ersten Zeit ihrer Reorganisation"; „Die Theateragenten. Ein Zeitbild, der gesammten deutschen Theaterwelt gewidmet von der Zeitschrift für Theater und Musik.") — Correspondenz. (Aus Paris. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Sage vom Ewigen Juden
in mythischer, historischer und ethischer Beziehung.

Von

Georg Wilhelm Roeder.

Auf dem reichhaltigen Felde der historischen Literatur gewahren wir neben den beglaubigten Thatsachen der ernsten Geschichte auch ein buntes Völklein von Traumkindern der dichtenden Historie, die als Sagen, Märchen und Legenden in dichterischem Gewande entweder scherzhafte Bilder und Gemälde aus dem Leben der Natur und der Menschenwelt, oder ernste Wahrheiten und mitunter tieferschütternde Lehren und Wahrsprüche der Sittenlehre und Lebensweisheit von Mund zu Mund durch die Jahrhunderte und Völkersitze der Menschen dahintragen.

Auch die Sagen gehören zur Geschichte; sie sind gleichsam die Blümlein auf der Wiesenflur, welche das Einerlei des Nützlichen und Ernsten durch bunten Schmuck anmuthig beleben. Wer die Sagen geringachtet, gleicht dem engherzigen Landmann, der auf seinem Acker, auf der Wiese oder im Gartenfeld nur nach der Menge der ährentragenden Halmen, nach dem viehnährenden Grase oder den Krautköpfen sieht, dagegen der Blumen nicht achtet, die neben dem Nützlichen und Guten durch Farbenschmuck und Blütenduft unser Auge, Sinn und Gemüth ergötzen.

Diese Sagen, entsprungen aus der Verbindung von Historie, Poesie und Moral, tragen, je nachdem einer dieser Factoren in ihrer Erzeugung vorgewaltet, nach Stoff, Form und Tendenz bald mehr erheiternde, scherzhafte Bilder der Phantasie, bald ernstere Gestalten menschlicher Erlebnisse, bald auch nur tiefsinnige ethische Wahrheiten in Liedern und Volksgeschichten, und überhaupt die Lehren und Sinnbilder der Weisheit und Tugend in solcher leibhaften und sinnlichen Anschaulichkeit oder Abspiegelung allgemeiner Wahrheiten in lebendigen Einzelfällen vor, daß es uns scheint, als seien sie überall und nirgends geschehen und dennoch für alle Zeiten und Bildungszustände wahr und lehrreich.

Die Volkssagen sind ihres stofflichen Inhalts und ihrer Tendenz nach demzufolge entweder reinhistorischer Natur oder sinnbildlich-ethische Erzählungen und in beiderlei Gestalt lehrreiche Zeitenspiegel, Sittengemälde und Wahrsprüche erlebter oder erdichteter Weltweisheit. Nach Ursprung und Ausbildung, aber auch in ihrer Glaubwürdigkeit und Bedeutsamkeit für das Leben und die Geschichte, gehören sie vorherrschend solchen Zeiten an, wo in kindlicher Natürlichkeit das jugendlich-gläubige Gemüth dafür noch empfänglich und noch nicht zu der Verständigkeit übergegangen ist, die in allen Ueberlieferungen und Erscheinungen der Welt, der Naturgestaltung und des Menschenlebens strenge Grenzen zwischen Wirklichkeit und Dichtung, zwischen Glauben und Aberglauben oder zwischen Wahrheit und Ueberglauben zu ziehen nicht blos geneigt, sondern durch innern Trieb genöthigt ist.

Jeder Lebenskreis und jede Landesnatur hat in der Jugendgeschichte der Völker und Individuen eine andere Art von Sagen und Märchen aus demselben Naturgrunde des menschlichen Wesens erzeugt und gestaltlich entwickelt, sodaß wir bei den Hirtenstämmen der Alpen wie bei den Nomaden der Wüste, bei den Fischern, Schiffern, Jägern, Bergleuten, bei allen noch der Natur näher stehenden Menschengeschlechtern scheinbar eigenthümliche und doch wesentlich ähnliche und fast ebendieselben Gebilde der dichtenden Historie finden; alle sind Ueberlieferungen oder Bilder aus einer Zauberwelt oder aus den Strafgerichten tückischer oder sittlicher Weltmächte, die ins irdische Leben der Menschheit neckend, warnend, richtend und strafend hereinragen.

Zur Gattung der bedeutsamen sowol historischen als ethischen Sagen, die etwas mehr als blos einfache historische Dichtungen sind, die folglich schon eine allgemeine lehrreiche Lebenswahrheit in sich tragen, gehört neben der ihr verwandten Faustsage, neben der bekannten Sage von Robert dem Teufel und ähnlichen Gebilden der altdeutschen und skandinavischen Epik, die bei allen Völkern des Abendlandes ausgebreitete Sage vom Ewigen Juden, die in ihren verschiedenen Formen der Ausbildung stets einen und denselben Sinn zur Belehrung und

Warnung, und zwar immer den Grundgedanken in ſich trägt: daß der Menſch nimmermehr den innern Frieden, weder das Glück des Lebens noch die Hoffnung im Tode finden könne, der Chriſtum den Erlöſer und die rettende Hand Gottes freventlich von ſich ſtößt. In allen Ausſchmückungen dieſer Sage hat ſie auf dem chriſtlichen Völkerfelde aber auch die nähere tröſtliche Beſtimmung in ſich aufgenommen: daß der Ungläubige doch nur ſo lange der innern Seelenruhe ermangeln werde, bis der Heiland wiederkomme, d. h. bis der Herr des Lebens und der Erlöſung im Herzen und Glauben des Sünders die ſittliche und gläubige Wiedergeburt des väterlichen Menſchen vollziehe und im Tempel des verſöhnten Menſchenherzens als das alleinige und höchſte Gut des Erdenſohnes ſeine gläubige Verehrung finde.

Dieſer Volksglaube an einen Ewigen Juden ſcheint mit ſeinen Wurzeln bis in die Jugendperiode und die Anfänge der chriſtlichen Kirche hinaufzureichen. Allein nur nach Stoff und Form iſt er ſo alten Urſprungs, hiſtoriſch tritt er erſt in der Mitte des 13. Jahrhunderts in der geſchichtlichen Literatur und Dichtung, vielleicht auch im Bewußtſein der Völker nicht früher auf. Seine Elemente mögen wol älter ſein, vielleicht Gebilde aus den abergläubigen Zeiten vom 9. bis 12. Jahrhundert, wo die Phantaſie und Dichtung der abendländiſchen Nationen infolge tiefer Unkenntniß der evangeliſchen Geſchichte und einer bei Volk und Klerus übermächtigen, tief und faſt allgemein herrſchenden Unwiſſenheit im Glauben und Leben, beſonders infolge der Ueberwucht eines legendenreichen Mönchsgeiſtes ſich von den alten kräftigen Bildern und Geſtalten aus der Heldenperiode der Nationen abwendeten und dafür in einer kirchlich-asceticiſchen Richtung ſich den Fabeln des mönchiſchen Aberwitzes gläubig und abergläubiſch hingaben.

Im Grunde war jene Periode reicher an Ueberglauben und Misglauben als an chriſtlicher Gläubigkeit: denn abgeführt vom Boden der göttlichen Offenbarung und ihrer evangeliſchen Geſchichte, lief ſie den Menſchengebilden und Götzen ihrer eigenen umdüſterten Herzen nach und wollte das Erdenleben, den Himmel und die Ewigkeit durch die Asceticik eigener Werkheiligkeit beherrſchen und unter Vermittelung der Prieſtermacht und unter Beihülfe der Heiligen und Nothhelfer in dem eigenen Verdienſte des kirchlichen Gehorſams ſich die Seligkeit des Paradieſes mehr erkaufen als erflehen.

Die Sage vom Ewigen Juden hat übrigens weder in den Evangelien und apoſtoliſchen Schriften noch in der kirchlichen Tradition irgendeinen bekannten Anknüpfungspunkt; auch die Kirchenväter und die Hiſtoriker der acht erſten Jahrhunderte wiſſen nichts von einem Ewigen Juden, wie ihn die ſpätere Volksſage ausbildete und umhertrug. Wahrſchein-

lich ist der Ausgangspunkt derselben ein Gebilde des Mittelalters, dem man im Sinne der pia fraus eine Vorgeschichte andichtete, um den Faden der Erzählung an die Geschichte unsers Heilandes anzuknüpfen.

Der erste Historiker, welcher diese Sage anführt, ist der englische Benedictinermönch Matthäus Paris, der ums Jahr 1250 eine „Historia anglica" schrieb, die jedoch erst 300 Jahre später gedruckt und, wie nicht unwahrscheinlich, auch mit neuen Zugaben interpolirt und ausgeschmückt wurde; denn frühere Citate aus diesem freisinnigen Historiker stimmen nicht überall mit der später herausgegebenen Druckschrift zusammen. Matthäus Parisensis hatte im Geiste britannischer Unabhängigkeit mit Freisinn viele Irrthümer der römischen Kirche und die Gaukeleien der Klosterlegenden getadelt und wird deshalb zu der damaligen Opposition gerechnet. Man könnte daher überhaupt bezweifeln, daß er der Erfinder oder erste Verbreiter jener Fabel vom Ewigen Juden sei, und auch sein Bericht darüber stimmt mit der spätern Gestalt und dem stofflichen Inhalt jener Sage so wenig überein, daß man ihn gar nicht unter den Gewährsmännern aufführen darf. Er gibt auch seine Mittheilung nicht als eine eigene Erfahrung oder bestimmte Zeitbegebenheit, sondern als eine Ueberlieferung aus fremder Hand, ohne sich für deren Glaubwürdigkeit irgendwie zu verbürgen.

Der Grundstoff der Sage tritt aber schon früher im Mittelalter in zwei unter sich abweichenden Hauptformen im Munde und im Glauben des Volks auf. Es gibt zwei Ewige Juden oder Büßer, einen, der ewig wandert und einen, der ewig harrt; beide sind mit der Schuld eines und desselben Frevels belastet; beide sind ernstmahnende Zeugnisse aus der Vorzeit an die Nachwelt; beide sind Prediger der Lehre, daß die Sünde wider den Heiligen Geist in dieser Zeitlichkeit nicht vergeben werde; aber beide lehren auch, daß das ewige Erbarmen selbst den größten Sündern dereinst die Straffessel lösen und die Gnade der Vergebung zuwenden werde, damit sie, wie die Schrift sagt, sich bekehren und leben. Wie das thränende Steinbild der alten Niobe und wie die Salzsäule von Lot's Weib treten hier zwei mythische Gestalten der Vorzeit unter der Bezeichnung des Ewigen Juden auf, doch nur der Eine ist jüdischer Abkunft, der Andere ursprünglich ein Heide; der Erstere heißt Ahasverus, der Andere Carthaphilus, Beide werden aber in der Sage nach empfangener Taufe Josephus genannt und häufig miteinander verwechselt, also daß die eine Sage in die andere übergeht und sowol die Namen als den Stoff der Begebenheit miteinander vermengt.

Ahasverus war nach der gewöhnlichen Sage ein Schuhmacher zu Jerusalem, Carthaphilus ein römischer Krieger oder Pförtner am Palaste des Landpflegers Pontius Pilatus, Beide Zeitgenossen Christi und seiner Kreuzigung. Beide versündigten sich in fast gleicher Weise an

dem zur Richtstätte abgeführten Christus und wurden, obschon sie unwissend am Messias sündigten, doch wegen der Härte ihrer Handlungsweise von der Strafgerechtigkeit Gottes der Welt zum Beispiel und den Nachkommen zum Zeugniß, alsbald zur Erkenntniß ihres Frevels und zum Schuldbewußtsein erweckt, dadurch von Seelenangst getrieben zu bleibenden Weltboten gemacht, welche durch alle Zeiten und Völker den unschuldigen Tod und das Wunder der Auferstehung des Heilandes verkündigen mußten. Obgleich Beide sich bekehrt und die Taufe empfangen hatten, konnten sie dennoch nicht die so heiß gesuchte Begnadigung vor Gott und ihrem Schuldbewußtsein, selbst nicht bei der sündentilgenden Macht der kirchlichen Priestersühne finden. Dieser Umstand spricht für die Annahme, daß der Ursprung und die Ausbildung der Sage bedeutend älter gewesen als das Aufkommen des kirchlichen Dogmas von der unbegrenzten Kraft der christlichen Taufe. Man darf hieraus schließen, daß die Ahasverussage vor dem vierten lateranischen Concilium, also vor Anfang des 13. Jahrhunderts, eine feste Gestalt gewonnen habe: denn später würde der Glaube an die Ewigkeit der Strafe trotz der kirchlichen Gnadenmittel in Buße und Taufe eine Ketzerei und eine fast noch größere Gottlosigkeit gewesen sein als selbst die Thatsünde der beiden Bußbrüder.

Der Kern des stofflichen Inhalts in beiden Erzählungen läßt sich auf folgende Hauptpunkte zurückführen.

Die Ahasverussage erzählt: Als der zum Kreuzestod verurtheilte Jesus durch die Straßen von Jerusalem hinaus auf Golgatha geführt wurde, wollte er, gedrückt von seiner Kreuzeslast, unfern vom Thore an dem Hause des Schuhmachers Ahasverus einen Augenblick ausruhen. Was ihm die Kriegsknechte gestatteten, verweigerte mitleidslos der Hausbewohner, der, an seiner Thür stehend, auf dem einen Arme sein kleines Kind haltend, in der andern Hand einen Leisten tragend, den ruhesuchenden Jesus von seiner Pforte wegstieß und mit dem Leisten schlug. Da soll ihn der Herr mit zürnendem Blick und den drohenden Worten angefahren haben: „Ich zwar will hier ruhen, du aber sollst hinfort gehen und keine Ruhe finden bis ich wiederkomme!“ Darauf habe Ahasverus sein Kind niedergesetzt, den Leisten weggeworfen, der Kreuzigung auf Golgatha beigewohnt, sei hier zur Erkenntniß gekommen, daß er den wahren Messias und Gottessohn von sich gestoßen und eine niemals zu tilgende Schuld aufgeladen habe. Von Stund' an kehrte er nicht wieder nach seinem Hause oder in die Stadt zurück, sondern sei von Seelenangst erfüllt in die weite Welt hinausgewandert, habe aber den verlorenen Frieden und selbst den erlösenden Tod, auch den Untergang auf gewaltsame Weise in Wasser, Feuer und Kriegsgedränge vergeblich gesucht, endlich sich bekehrt, sich taufen lassen und den Namen

Joseph erhalten, dennoch aber die Ruhe nicht gefunden, und wandere seitdem fort und fort durch alle Jahrhunderte und Völkersitze, überall die Wunder und die Göttlichkeit des Heilands verkündigend, sich selbst aber als ein schreiendes Zeugniß von der Schuld und Strafwürdigkeit aller Derjenigen darstellend, die ungeachtet der evangelischen Verkündigung nicht an Den glauben wollen, welcher auf Golgatha für alle Menschheit gestorben und am dritten Tage siegreich über Tod und Grab auferstanden sei.

Die Carthaphilussage berichtet: Als Jesus aus dem Palaste des Landpflegers heraustrat und einen Augenblick zögerte, da habe der römische Krieger oder Pförtner Carthaphilus ihm mit der Faust einen Schlag oder Stoß gegeben und gesagt: „Gehe geschwind, was säumst du?“ Auch hier soll der Heiland sich umgewendet und mit ernstem Blick zu dem Dränger gesprochen haben: „Ich gehe, du aber sollst warten, bis ich wiederkomme!“

Carthaphilus, durch Christi Tod und Auferstehung zur Erkenntniß seiner schweren Schuld gekommen, bekehrte sich, empfing die Taufe, fand aber weder Ruhe noch Tod, sondern lebte durch die Jahrhunderte fort und fort, nach einer Ueberlieferung in einer Höhle in der Nähe von Jerusalem, nach einer andern in den Gebirgen Armeniens. Dort harre er der Wiederkunft Christi und frage alle hundert Jahre die Menschen der Umgegend: ob die Weiber noch Kinder gebären. Aus der bejahenden Antwort entnehme er, daß der Jüngste Tag und die Wiederkunft des Erlösers zu seiner Rettung noch nicht nahe sei. Dieser Einsiedler soll die alte römische Kleidung noch tragen; Bart und Haupthaar habe er solange anwachsen lassen, daß er darin seinen ganzen Körper hüllen könne. Obschon getauft und in steter Buße lebend, könne er weder den Ort verlassen noch sterben, renne aber oft mit dem Kopfe wider die Felsen seiner Höhle oder zerschlage sich die Brust mit den Händen und warte harrend und sehnsüchtig auf die Wiederkunft des Herrn.

So gewahren wir also den Einen auf der ewigen ruhelosen Wanderung, den Andern auf der friedlosen Büßerstätte im Harren und Hoffen. Im Abendlande hat der wandernde Jude eine ungleich größere Bedeutsamkeit gewonnen als jener einsiedlerische harrende Heide, vermuthlich weil der Eine seine Bußzelle nicht verläßt und daher unbekannt geblieben ist, der Andere aber von Zeit zu Zeit bald hier bald da in Deutschland, England, Spanien, Gallien, auch im hohen Norden und in fernen Osten bis nach Moskau hin erschienen und von sich und dem Heiland Zeugniß gegeben haben soll.

Infolge dieser Wanderung durch alle Länder, Völker und Zeiten spielt die Sage von einem Ewigen Juden in der Volksliteratur aller abendländischen Nationen eine Rolle. Sie ist seit der „Historia anglica“

des Matthäus Paris in faſt allen Chroniken des Mittelalters erwähnt; aber es gibt auch eigene Bearbeitungen und Sagenbücher, welche dieſe Geſchichte unter verſchiedenen Geſichtspunkten aufgefaßt und entwickelt haben. Man kann daher den Stoff dieſer Sage unter drei Formen der deutſchen Literatur nachweiſen:

1) Als Volksbuch iſt alt und weit verbreitet die bekannte Volksſchrift: „Vom Ewigen Juden Ahasverus", die „zu Köln in dieſem Jahre gedruckt" in unzähligen Ausgaben in die Hütten und Häuſer des Volks eingedrungen und die Quelle des Volksglaubens geworden iſt. Denſelben Stoff, nur in ſchönerer Faſſung, haben dann Görres und Guſtav Schwab in weitern Umlauf geſetzt.

2) Als hiſtoriſche Perſönlichkeit iſt die Exiſtenz und Wanderung des Ewigen Juden in einer Menge von Abhandlungen und Geſchichtswerken theils behauptet, theils beſtritten worden.

Der eifrigſte Vertheidiger eines wirklichen Weltwanderers iſt in Deutſchland Chryſoſtomus Duduläus, Westphalus, in ſeiner „Gründlichen und wahrhaftigen Relation von einem Juden" (1614) geworden, worin er ſich hauptſächlich auf den Bericht und das Erlebniß des Dr. Paulus von Eitzen ſtützt.

Beſtritten wird ſowol die Glaubwürdigkeit der Sage als die Exiſtenz des Ewigen Juden von einer großen Anzahl von Gelehrten, von welchen wir hier nur Julius Cäſar Bulinger, Dieſenbach, Schaub, Pfeiffer, Mitternacht, Thilo, Chriſtoph Schulz („De Judaeo non mortali") anführen; noch ausführlicher geſchah es von Basnage in ſeiner „Histoire des Juifs", und ebenſo vom Hiſtoriker und Geographen Cluverus in ſeiner „Epitome historiae totius mundi". Alle Nachrichten und Quellen hat darauf mit beſonderer Sorgfalt beleuchtet Johann Jakob Schudt, Conrector des Gymnaſiums zu Frankfurt am Main, in ſeinem umfangreichen Werke: „Jüdiſche Merkwürdigkeiten" (Frankfurt a. M. 1714).

3) Auch in Gedichten, ſowol epiſchen Erzählungen als Dramen, iſt theils in hiſtoriſchem, theils in ethiſchem Sinne die Sage vom Ewigen Juden bearbeitet worden, von Schubart, Franz Horn, Karl Witte, Schreiber, Theremin („Abendſtunden", 2. Band), von Nikolaus Lenau, Wittich, Schenk, Julius Moſen und vielen Andern.

Es hat bekanntlich auch der Franzoſe Eugène Sue einen politiſch-hiſtoriſchen Roman „Le Juif errant" geſchrieben, der längere Zeit eine große Leſewelt in Frankreich und Deutſchland beſchäftigte. Ihm aber iſt der Ewige Jude nur ein metaphoriſches Bild unſerer Arbeiterclaſſe, um in dieſer Perſonification den Druck des wuchernden Geldcapitals auf Koſten des von Handarbeit lebenden niedern Volks zu zeichnen und in communiſtiſcher Richtung den leidenden Theil der Nichtbeſitzenden gegen die Geldhanſe aufzureizen.

Digitized by Google

Dieſer kurzgefaßte Ueberblick über die reichhaltige Literatur unſers Sagenſtoffs wird es rechtfertigen, wenn ich daraus wenigſtens einige Auszüge anbiete, und zwar zuerſt einige der wichtigſten Angaben über angebliche hiſtoriſche Erſcheinungen des Ewigen Juden als einer wirklichen Perſon, die ſeit Chriſti Zeiten fortlebe und wandere, und zweitens etliche Gründe und Anſichten aus dem Gebiet der Controverſe, auf welche ich dann drittens die ſinnbildlich-ethiſche Deutung dieſes Sagenſtoffs in der Geſchichte des jüdiſchen Volks zu veranſchaulichen ſuche.

Der literarhiſtoriſche Ausgangspunkt iſt, wie oben geſagt wurde, der Benedictinermönch Matthäus Paris in ſeiner „Historia anglica“ aus dem 13. Jahrhundert. Derſelbe berichtet als Ueberlieferung:

Nach England kam vor Zeiten ein armeniſcher Erzbiſchof mit einem Dolmetſcher. Da nach dem Volksglauben in Armenien noch der merkwürdige Mann Joſeph leben ſoll, welcher bei der Kreuzigung Chriſti als Augenzeuge geweſen, ſo wurde er um Auskunft über denſelben befragt, und ob er ihn jemals geſehen oder Näheres von ihm vernommen habe. Der Erzbiſchof ſoll durch den Mund des Dolmetſchers weitläufigen Bericht gegeben, noch mehr aber der Letztere darüber erzählt haben. Dieſer verſicherte: ſein Herr, der Erzbiſchof, kenne den Mann Joſeph gar wohl, denn noch kurz vor ihrer Abreiſe nach dem Abendlande habe Joſeph bei dem Erzbiſchof an der Tafel gegeſſen und Vieles über Chriſti Perſon und Leiden, über die Apoſtel und Jünger des Herrn, ihre Schickſale und Martyrerleiden, endlich auch Vieles über ſich ſelbſt, ſeine Wanderungen und Erlebniſſe erzählt. Uebrigens gebe dieſer Bußbruder auf alle Fragen gewöhnlich nur kurze Antwort, ſei mit geringer und wenig Speiſe zufrieden, ſchlage alle Geſchenke aus oder vertheile ſolche Gaben an die Armen, und obwol er ſeine tiefe Verſündigung erkenne, ſo ſetze er doch ſeine Hoffnung auf Begnadigung in den Umſtand, daß er unwiſſend geſündigt, ſowie auf die Gnade des milden Heilands, der ſelbſt für ſeine Feinde am Kreuze gebetet habe.

Bei näherer Betrachtung dieſes Berichts ſtellt ſich heraus, daß jener Erzbiſchof und ſein Dolmetſcher nicht ſowol vom wandernden Ewigen Juden, ſondern von jenem Pförtner am Palaſte Pilati ſprechen; auch iſt der Widerſpruch auffallend, daß der Mann Joſeph an der Tafel des geiſtlichen Herrn theilnimmt, und daß im geſammten Inhalt kein Haltpunkt für Ort, Zeit und Perſönlichkeit des beſprochenen Büßers ſich darbietet. Man fühlt es ſogleich heraus, daß Matthäus Paris ein Gerede vom Hörenſagen aufgenommen hat, das in dieſer Form zum Legendenſtoff gehört.

In den Jahren **1641** und **1643** erſchienen dann zwei Berichte von einem Ungenannten, denen zufolge ein öſtreichiſcher Baron, der in Paläſtina geweſen, jenen ewigen Büßer in ſeiner Höhle bei Jeruſalem ge-

ſehen und geſprochen habe, worüber Sebaſtian Niemann in ſeiner „Dissertatio theologica de duobus testibus vivis Passionis Dominicae“ (Jena 1668) weitere Auskunft gibt.

Die Hauptſtütze des Glaubens an die leibhaftige Erſcheinung des Ewigen Juden in Deutſchland iſt der Bericht des Paulus von Eitzen, der Heiligen Schrift Doctor und Biſchof von Schleswig, eines Schülers von Melanchthon, der im Weſentlichen Folgendes erlebt haben ſoll, wie der obengenannte Chryſoſtomus Duduläus in ſeiner „Gründlichen und wahrhaftigen Relation von einem Juden“, als aus dem Munde des Dr. von Eitzen empfangen, uns mittheilt:

Als der von Eitzen zu Wittenberg ſtudirte, ſei er im Winter 1547 zu ſeinen Aeltern nach Hamburg gereiſt und habe dort am nächſten Sonntag gepredigt. Während der Predigt ſei eine lange hagere Perſon mit lange herabhängenden Haaren, barfuß, in auffallender Tracht — mit zerriſſenen Hoſen, einem Leibrock und Gürtel, darüber einen langen Mantel — in die Kirche eingetreten, habe ſich der Kanzel gegenüber aufgeſtellt, aufmerkſam zugehört, beim Namen Jeſu jedesmal ſich verneigt, geſeufzt und inbrünſtig an ſeine Bruſt geſchlagen. Von Ausſehen habe er das Alter eines 50jährigen Mannes gehabt. Denſelben Mann hätten ſchon früher auch andere Leute in England, Schottland, Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen, Moskau, Livland, Schweden, Dänemark und in Perſien geſehen.

Darüber verwundert, habe von Eitzen den Fremdling aufgeſucht und über ſeine Herkunft und Reiſen aus deſſen Munde in beſcheidener Erzählung vernommen: er ſei ein Jude aus Jeruſalem und heiße Ahasverus; ſeines Handwerks ſei er ein Schuhmacher geweſen und ein Augenzeuge bei der Kreuzigung Chriſti. Weil er ſich in ſeinem Unglauben am Heiland verſündigt, könne er weder altern noch ſterben, noch lebend Ruhe finden, ſondern müſſe ſeitdem wandern durch alle Welt und ſo fort bis zum Jüngſten Gericht. Außerdem habe dieſer Mann alle ſeitherigen Weltbegebenheiten, die Schickſale der Apoſtel, und beſonders alle Ereigniſſe des Morgenlandes aufs genaueſte gekannt und erzählt. Um ihn noch mehr zu prüfen, habe von Eitzen den Rector der Schulen zu Hamburg, einen in der Hiſtorie ſehr bewanderten Mann, zum Zeugen und Prüfungsgenoſſen herangezogen, auf deſſen Fragen der Fremdling alle erfoderliche Auskunft und darin vollſtändige Ueberzeugung von der Richtigkeit ſeiner Ausſagen ſowie über die Authenticität ſeiner Perſon gegeben habe.

Zu Hamburg und Danzig habe man dieſen ſonderbaren Fremdling niemals lachen geſehen, er habe von allen ihm angebotenen Geſchenken nur wenig, nicht mehr als zwei Schillinge, angenommen und auch dieſes Geld ſogleich unter die Armen vertheilt. Uebrigens ſpreche derſelbe die

Sprachen aller Völker und warne mit schweren ernsten Worten, wenn Jemand fluche oder an Christi Martertod und Wunder zweifeln wolle. Dann fahre er die Leichtsinnigen mit den Worten an: „Hättest du wie ich gesehen, wie schwer und sauer dem Herrn seine Wunden meinet- und deinetwegen geworden sind, du würdest dir eher großes Leid anthun lassen, denn daß du umsonst und leichtsinnig seinen Namen verunehrest."

Derselbe Ahasverus sei um diese Zeit außer Hamburg an vielen andern Orten, namentlich zu Rostock, Lübeck, Wismar, Danzig, Königsberg gesehen worden, und über sein Auftreten und Erzählen habe von Eitzen Alles gesammelt und dieses mündlich zu Schleswig dem Berichterstatter Duduläus erzählt.

Eben diesen wandernden Fremdling sollen **1575** der holsteinische Secretär Christoph Krause und Magister Jacobus, wegen Geldsachen nach Spanien gesendet, zu Madrid gesehen haben, ganz in derselben Tracht und Haltung, wie er sich im Norden gezeigt. Im Jahre **1599** soll dieser Wundermann zu Wien, **1610** zu Lübeck, dann zu Krakau und **1634** zu Moskau gewesen und von vielen Personen gesehen worden sein. Nach dem „Theatrum Europaeum" (Tomus XIV) soll dieser unsterbliche Jude auf einer seiner Wanderungen **1694** in England mit den gelehrtesten Männern zu Oxford, Cambridge, London und andern Städten über seine Erlebnisse und die merkwürdigsten Weltbegebenheiten seit Christi Tod gesprochen und sich als ein wirklicher Augenzeuge oder Zeitgenosse derselben ausgewiesen haben. Aehnliche Berichte von einem solchen wandernden und allwissenden Juden sowie von Orten, wo er gesehen worden, gibt es noch eine große Anzahl; doch fügen sie nichts wesentlich Neues zu obiger Erzählung des Duduläus, wenngleich in Nebenumständen manche Abweichungen zum Vorschein kommen.

Gegen diese Berichte sowie gegen die Glaubwürdigkeit der ganzen Sage sind als Kritiker und Gegner eine nicht geringe Zahl von Gelehrten aufgetreten, welche das Unhaltbare, die Widersprüche, das innerlich und äußerlich hervortretende Gepräge einer abergläubischen Erfindung zur Anschauung bringen, und bei Matthäus Paris das Unbestimmte und Confuse, bei Duduläus die leichtgläubige Aufnahme eines wandernden Volksgeredes hervorheben. Der besonnenste unter diesen Kritikern ist unstreitig unser frankfurter Conrector Johann Jakob Schudt, der die ganze Historie vom Ewigen Juden mit zwölf Hauptgründen widerlegt und zum Theil so gründlich bestreitet, daß sein Scharfsinn und seine Freisinnigkeit mit der Würde seiner Anschauung von Christi Milde und Gnade gegen den Sünder um den Vorrang streiten.

Vor allem hebt er hervor, wie des Herrn Fluch über den Schuhmacher Ahasverus oder den Pförtner Carthaphilus mit dem Charakter und der göttlichen Würde des Heilandes in einem schreienden Wider-

ſpruche ſtehe. Er, der für ſeine Feinde gebetet, der nicht wieder ſchalt, da er geſcholten wurde, der, zur Schlachtbank geführt wie ein Lamm, ſeinen Mund nicht aufthat, und den Knecht des Hohenprieſters, der ihm Backenſtreiche gab, nur mit ſanftmüthigen Worten zurechtwies: dieſer Menſchenfreund Jeſus hätte einen Fluch und eine Strafe nicht ausgeſprochen, wie ſie in der Grundlage der erzählten Sage angegeben iſt. Es finde ſich ferner in den Evangelien und Epiſteln, bei den Profan- und Kirchenhiſtorikern, auch bei den Kirchenvätern keine Spur von einem Ewigen Juden, ja bis zum Jahre **1200** berichte darüber kein Chroniſt oder eine Legende, obſchon jene Zeiten ſo fruchtbar an fabelhaften Erfindungen geweſen.

Ebenſo weiſt unſer Kritiker auf die Widerſprüche über die Perſonalien des ſogenannten Ewigen Juden hin, denen zufolge er bald ein Jude, bald ein Heide geweſen, bald Joſephus, bald Gregorius, bald Ahasverus oder Carthaphilus und anders geheißen, bald ein Schuhmacher, Pförtner, Gerber genannt werde, nach dem einen Bericht ſtets wandere, nach dem andern ſtets bei Jeruſalem oder in Armenien lebe, hier mit Speiſe und Trank an biſchöflicher Tafel ſich erquicke, dort ohne Nahrung und Schlaf ſein Leben hinbringe, und vor allem zeigt er auf die Unzuverläſſigkeit der Berichterſtatter hin, die ihre Volksfabel nur von Hörenſagen empfangen und weitergetragen und keinen einzigen glaubhaften Zeugen aufgeführt hätten. Denn als ein ſolcher könne auch Dr. Paulus von Eitzen nicht gelten, da er damals noch ein junger Menſch ohne Welterfahrung geweſen, der ſich von einem Abenteurer oder Irrſinnigen durch phantaſtiſchen Schein habe täuſchen laſſen. Auch habe ſich die Erzählung, daß der wandernde Fremdling **1694** in England mit vielen Gelehrten conferirt und ſich als Zeitgenoſſen Chriſti bewährt habe, als eine ganz grundloſe Erdichtung herausgeſtellt, wovon man in Oxford, Cambridge und London auf geſchehene Nachfrage nichts habe wiſſen wollen.

Vor ſolcher allſeitigen Beleuchtung wird dann freilich die ganze Sage und Glaubwürdigkeit der Erzählung des Duduläus ſo vollſtändig in ihrer Nichtigkeit hingeſtellt, daß an ihr und den darin mitſpielenden Perſonen nichts mehr zu retten iſt. Der Sagenſtoff vom Ewigen Juden fällt damit, wie ſich's gebührt, in die Salbaderei der mittelalterlichen Mönchsfabeln, und wir ſind plötzlich um einen intereſſanten Schatz ärmer geworden, ſodaß ſich auch hier die Wahrheit des Ausſpruchs bewährt, daß ſich der vermeintliche Reichthum öfters als die größte Armuth der Menſchen aufdecke.

Indem alſo die hiſtoriſche Exiſtenz der Perſönlichkeit eines Ewigen Juden in Dunſt zerrinnt, vergeſſen wir nicht, daß es auch ethiſche Sagen als ſinnbildliche Hüllen allgemeiner oder beſonderer Wahrheiten gibt,

Digitized by Google

die zur Lehre, Warnung und Besserung in einem dichterischen Gewande uns eine sittliche Idee vorführen, welche, wenn auch nicht objectiv, doch subjectiv eine Wahrheit in sich trägt und, durch den dichterischen Glanz beleuchtet, zu einem bleibenden zeitlichen oder volklichen Lehrgut geworden, darum doch wahr ist, weil sie nirgends und doch überall geschehen, auch überall anwendbar und lehrreich ist.

Zu diesen sinnbildlichen Dichtungen aus demselben Born der Lehrweisheit, woher auch die Fabeln, Gnomen, viele Sprüche, Epigramme und Märchen stammen, gehört auch die Sage vom Ewigen Juden. Die Geschichte dieses Einen Juden stellt sinnbildlich die Geschichte des ganzen, in alle Welt zerstreuten, unverwüstlichen, mit seinen steinharten Formen der Gesetze, Gebräuche und des Volkscharakters alle Zeitalter überdauernden und alle Einflüsse der Umgebung, alle Veränderungen der Weltzustände von seinem ererbten Nationalgepräge abweisenden Judenvolks dar, eines Volks, das in allen Zonen des Erdkreises, unter allen Volksgestalten der Jahrhunderte und bei allem Verkehr mit den verschiedenartigsten Nationen sich treu geblieben, selbst leiblich sich wenig oder gar nicht veränderte und den ehrwürdigen Ruinen gleicht, die wie Leuchtthürme aus uralter Zeit in jedem Frühroth des zeitlichen Weltlaufs auf den Wechsel der Dinge starr und unveränderlich herabschauen.

Betrachten wir von dieser Seite unsere Sage vom Ewigen Juden, so tritt ein neues, höchst lehrreiches Bild der Weltgeschichte in den Kreis ernster Betrachtung vor unsere Augen.

Unstreitig ist die Mosaische Gesetzgebung, mag sie nun ganz oder nur theilweise von Moses selbst herstammen, ein so überaus merkwürdiger Erziehungsplan und ein so wohl berechnetes System von Bildungstendenzen für ein ganzes Volk, daß die Weltgeschichte nirgends eine ähnliche Erscheinung in der Periode vor Christus, und eine gleiche Kette von Wirkung und Folgen in ähnlicher Tragweite aufzuweisen vermag. Je fester man glaubt, daß die Grundlage und Hauptzüge dieses Bildungscodex das Werk eines einzelnen Mannes gewesen, umsomehr muß unsere Anschauung in die höchste Bewunderung eines so weittragenden Tiefblicks und eines so weithin bemessenen Vorblicks in die Zukunft, aber auch einer so wirksam gewordenen Versteinerung eines in alle Welt zerstreuten Volks übergehen. Die troglodytischen Bauwerke der uralten Hindvölker stehen noch als Räthsel der Vorzeit bis auf unsere Tage da; die Pyramiden Aegyptens, die Obelisken und Sphinxe blicken noch über den Sand oder die Wasserfläche des überströmenden Nilflusses hin, wie vor Jahrtausenden, und gleich fest und geheimnißvoll in ihrem Ursprunge und ihrer Bedeutung; das alte Ninus ersteht mit seinen Palästen und Steinbildern aus seinem Grabe: aber die Völker jener Länder und Zeiten, welche diese Kunstwerke erbauten, das leibliche und geistige

Gepräge der sie umwohnenden Menschengeschlechter, die Kunst, Wissenschaft und Religion jener kastenartig gegliederten und in allen ihren Lebensformen petrificirten Nationen sind untergegangen und bestehen nur noch in der Mythe und Geschichte, und auch darin nur stückweise und theilweise unverständlich, wie die geologischen Ueberreste aus einer großartigen Katastrophe der Urgeschichte unserer Erde. Einzig die Juden, die Zeitgenossen jener Hindus, Aegypter und Assyrer, sind noch in den Nachkommen ihres Geschlechts ebenso vorhanden, wie sie vor drei und vier Jahrtausenden gewesen, ein ewiges Menschengeschlecht, das nicht altert, nicht ruht, nicht stirbt, mit jeder Zeit lebt und von keiner Zeit überwunden wird.

Das ist der Ewige Jude, das der Sinn jener alten Sage, und das ihre objective Wahrheit in der Weltgeschichte!

Dies Alles wird aber erst dadurch in allen Beziehungen klar und bedeutsam, wenn man das Mosaische System in seinem ganzen Erziehungsplan und den Zielpunkt seiner Tendenzen mit Dem zusammenhält, was zuletzt im Laufe der Weltgeschicke aus diesem Volke geworden ist und nach des Gesetzgebers drohender Voraussage und Warnung unter gewissen Bedingungen werden mußte.

Moses wollte das Geschlecht Abraham's, das Haus Jakob's und die Kinder Israel's mitten in der heidnischen Götzenwelt, unter den Verehrern des Sabaismus, unter dem Fetischmus des Stierdienstes und unter den Anhängern des sinnlichen Dienstes der syrischen Liebesmutter und ihrer orgiastischen Ausschweifungen in die Lustgefühle des Fleisches, zur Erkenntniß und Verehrung des namenlosen, unsichtbaren, höchsten und alleinigen Schöpfers des Himmels und der Erde erziehen. Das jüdische Volk sollte eine einzige abgesonderte Familie, ein starkes priesterliches Volk, eine in seiner Volksthümlichkeit von allen Stämmen Syriens, von allen Sitten- und Glaubenslehren der abgöttischen Nachbarn streng abgeschiedene und sowol geistig als religiös wesentlich verschiedene Individualität darstellen; es sollte keinen weltlichen König, sondern allein Den zum Herrscher haben, für dessen Wesen und Herrlichkeit keine Sprache einen hinaufreichenden Ausdruck habe, den nur die Summe der Vocale im Lautaccord „Jehovah" einigermaßen als den Ewigen bezeichne, für dessen Größe die ganze Welt kein Gleichniß oder Ebenbild darbiete.

Dieser Jehovah als Der, so da ist, da war und sein wird, dieser geistige Gott sollte mitten in der auf sichtbare Götzen vertrauenden Heidenwelt sowol Israel's Gott und Schirmherr als sein Regent und König sein. Um sein Volk von allen andern Völkerstämmen, selbst von den verwandten Stämmen aus Abraham's Geschlecht aufs strengste abzusondern, band er es zusammen durch die Beschneidung und das Passahfest; er gab ihm als aus Jehovah's Hand empfangen das Gesetz am Berge

Sinai, und weil er seinem noch ungebildeten und sinnlichen Volke noch nicht die geistige und sittliche Erhebung und Stärke zutraute, daß es einem unsichtbaren Gotte im Himmel treu sein werde, machte er diesen Gott anwesend, aber unsichtbar anwesend im Allerheiligsten der Stiftshütte, wohin kein Sterblicher mit unverhüllten Augen, nicht einmal der Hoheprieſter ohne Hülle eintreten durfte. Durch diesen Monotheismus und die reingeistige Natur des Nationalgottes, der keines andern Volkes Gott sein sollte, wurde das israelitische Volk von allen Polytheisten getrennt.

Man erkennt darin, daß Moses kein Nachahmer irgendeines andern Religions- und Staatssystems, sondern der originale Schöpfer eines ganz neuen Systems und Gottesglaubens war. Denn was die Tempelweisheit der ägyptischen Priesterschaft dazu geliefert, läßt sich nicht in Anschlag bringen, weil deren Weisheit angeblich in einem tiefen Geheimnisse verhüllt blieb, welche selbst der verhältnißmäßig aufgeklärte Herodot zu verrathen sich nicht getraute.

Um die Einheit in diesem Volke beständig zu erhalten und stets zu wecken, mußte das ganze Volk an den drei hohen Festen zum Nationalheiligthum zusammenkommen. Diese Tage der Opfer, der Reinigung, der Freude und des Zusammenlebens sollten ein lebendiges Band um alle Stämme, Geschlechter, Familien und Volksgenossen schlingen und in ihnen stets das Bewußtsein der Einheit und Blutsverwandtschaft, das Gefühl der Geschiedenheit von allen andern Nationen, und das Vorrecht der Auserwählung vor allen andern Geschlechtern der Erde wecken, beleben und darin sein Volk stark machen.

Dadurch, daß er die Leviten unter alle Stämme vertheilte, schlang er ein zweites Band um alle Glieder des Volks; aber damit seine Israeliten im Lande der Verheißung nicht durch Nachbarschaft, Vermischung und Ehebündnisse mit den abgöttischen Kananitern zum Götzendienst des Moloch, des Baal, der Astarte und Cybele verführt würden, gab er das merkwürdige Gebot, alle Kananiter auszurotten und alle ihre Denkmäler zu zerstören, eine Maßregel, die allerdings grausam erscheint, aber darin erklärlich wird, daß er keinen Preis hoch genug achtete, wenn dadurch die über Alles erhabene Aufgabe, sein Volk vom Götzendienst fern und in der alleinigen Verehrung Jehovah's treu zu halten, gefährdet wurde.

Da wandernde Hirtenvölker und Handelsvölker mit andern Nationen in Verkehr und Austausch, wie der Waaren und Bedürfnisse, so der Sitten und religiösen Vorstellungen zu kommen pflegten, so gründete Moses seinen Staat auf den Ackerbau, und damit alle Familien auf diesem Lebenswege gehalten würden, gab er jeder Familie ein unveräußerliches Grundeigenthum, welches selbst verpfändet oder verschuldet nicht

der Familie entzogen werden konnte, sondern am großen Halljahre wieder an die berechtigte Familie zurückfallen mußte. Der Kaufmann, so urtheilte Moses, streift im Handelsverkehr, auf Reisen und durch vielfältige Berührung mit Fremden am ersten das nationale Gepräge seiner Sitten und damit auch den Glauben der Väter und die ausschließliche Verehrung seines Nationalgottes ab; darum erschwerte er so sehr seinem Volke den Handelsbetrieb mit den Nachbarn und untersagte fast allen Verkehr mit dem Abendlande.

Um diese Trennung noch tiefer zu ziehen, verbot er seinem Volke, mit irgendeinem fremden Volke in Bürgerrecht und Ehegenossenschaft zu treten. Selbst gegen verwandte Stämme war er in dieser Beziehung streng. Die Ammoniter und Moabiter sollten nimmermehr das Bürgerrecht erlangen und Gemeinschaft haben mit Israel; gegen die Edomiter und Aegypter war er nachsichtiger, doch unter allen Umständen verbot er, ausländische Weiber zu haben.

Damit aber sein Volk auch niemals auf den Weg der Eroberung und dadurch zu fremder Vermischung verleitet würde, so verbot er durch das Gesetz jegliche Zählung der jungen kriegsfähigen Mannschaft, bestimmte ganz genau die Grenzen des künftigen Staats, gab seinen Israeliten so drückende Gebräuche und Vorschriften, daß kein anderes Volk unter dieses Gesetzesjoch zu treten Lust hatte, sowie infolge ihrer religiösen Pflichten auch die Israeliten fast zu keiner Zeit viel Neigung zeigten, die Sitten anderer Nationen anzunehmen, und im Sinne ihres Nationalstolzes noch weniger Lust hatten, ihren Glauben und ihre Gesetze, sei es auf dem Wege der Proselytenmacherei, sei es durch Gewalt auf andere Völker zu übertragen.

Nachdem er also durch erziehende Gesetze und versteinernde Formen für alle Fälle des Lebens und der Zukunft gesorgt, selbst für den eintretenden Fall des Bedarfs auch ein Königsgesetz gegeben, doch ungeachtet der Beseitigung alles Fremden eine humane Behandlung aller unter den Juden lebenden ausländischen Knechte und Sklaven geboten, und ungeachtet der Strenge des theokratischen Regiments und der Landesgesetze für sein Volk überall die Freiheit als Grundlage des Rechts anerkannt und jede Tyrannei im Staatsleben erschwert hatte, sodaß man behaupten darf, den Gesetzen der Juden gebühre vor allen Gesetzgebungen der antiken Völker die Palme der Humanität und freisinniger Grundsätze, die später im Christenthume zur praktischen Geltung kommen sollten — nachdem er, sage ich, in diesem Sinne sein Werk vollendet, bestieg er am Ende seiner Tage einen Berg und wiederholte nochmals seinem Volke alle Worte des Herrn, verhieß ihm dessen Segen oder Fluch, je nachdem sie sein Gesetz halten oder brechen würden; in feierlicher Weise rief er Himmel und Erde zu Zeugen auf, daß er dem Volke Leben und

Tod, Segen und Fluch an diesem Tage vorgelegt habe, ordnete darauf, daß alle sieben Jahre das ganze Gesetz des Herrn dem Volke vorgelesen werde am Laubhüttenfest, beschwor noch einmal im gewaltigsten Strom der Rede, in Bitten und Klagen, Verheißungen und Drohungen das gesammte Volk, nahm Abschied und verschwand, oder wie die Schrift sagt, er starb und wurde an einem Ort begraben, den Niemand kennt.

Blickt man nun nach Auffassung dieser Grundlage im Mosaischen Gesetzes- und Erziehungssystem auf die spätere Geschichte des jüdischen Volks durch drei Jahrtausende bis auf unsere Zeiten hin, so gewahren wir einen merkwürdigen Gegensatz zwischen den Zuständen, die Moses für alle Zeiten seinem Volke sichern wollte, und denjenigen Schicksalen, die dasselbe Volk seit fast 2000 Jahren bis auf den heutigen Tag betroffen haben. Fast in allen Hauptpunkten eines nationalen Lebens erfuhren die Juden gerade das Gegentheil von Dem, was ihnen Moses bestimmt hatte. Heben wir hier nur die wichtigsten Punkte hervor, um die ethische Deutung unserer Volkssage vom Ewigen Juden ins Licht zu stellen:

1) Das jüdische Volk war in ein Land geführt worden, das ihm als ewiges Erbtheil allein angehören, worin kein Fremdling Bürgerrecht oder Ehebund finden sollte — und seit beinahe 2000 Jahren sind die Kinder Israel's als Volk und Staat aus diesem Lande der Verheißung vertrieben und fremde Völker sind dort gebietende Herren und knechten die Ueberbleibsel Israel's auf dem Boden und den Gräbern ihrer Vorväter.

2) Das ganze Volk war an ein gemeinsames Nationalheiligthum, früher an die Stiftshütte, später an den Tempel, kirchlich und politisch so gebunden, daß alljährlich wenigstens einmal jeder Israelit dort sich einfinden mußte. Hier sollte das Bewußtsein ihrer Einheit geweckt, Freundschaft und Familienbündnisse geschlossen oder unterhalten, und im Anblick der Menge und Stärke zugleich das Selbstvertrauen erhöht werden. Alle sieben Jahre wurde dort am Laubhüttenfest das Gesetz Jehovah's vorgelesen und damit der Bund zwischen dem Volk und seinem Gott erneuert. Seit zwei Jahrtausenden können aber die Israeliten dieser Vorschrift in keiner Beziehung mehr genügen; die Stiftshütte und der Tempel sind verschwunden und nirgends auf der weiten Erde durch einen andern nationalen Centralpunkt ersetzt worden.

3) Dieses Volk sollte nach des Gesetzgebers vorschauender Bestimmung nur Ackerbau treiben und zu dem Zweck unveräußerlichen Grundbesitz haben, den weder Kauf noch Verpfändung oder Vererbung jemals der berechtigten Familie bleibend entziehen durfte. Die Weltgeschichte lehrt, daß das Volk der Juden seit Jerusalems Fall überall, wohin es sich geflüchtet, des Grundbesitzes und selbst des Rechts zu seiner Er-

werbung entbehrt hat und mehrentheils noch unter allen Nationen entbehrt; daß aber auch dieses Volk, wie kaum ein anderes, den Ackerbau flieht und selbst nicht durch Belehrung, Noth oder Zwang dazu geführt werden kann.

4) Das Volk sollte von allem Handel und Verkehr mit andern Völkern außerhalb seiner Landmarken fern gehalten werden — und kein Volk der Erde lebt so ausschließlich und so leidenschaftlich im Handelsbetrieb und Weltverkehr und fast nirgends hat es sich den stillern Geschäften des Handwerkers und des Ackerbaus zugewendet, und wo es in neuerer Zeit geschieht, sind es nur Einzelne, obgleich sie Alle wol dazu besonderes Geschick hätten.

5) Mit keinem andern Volke weder innerhalb noch außerhalb seines Erblandes sollte Israel in Berührung und Vermengung kommen, daher nicht auswandern oder auf Reisen gehen, nicht auf Eroberung sinnen, sondern wie in insularischer Abgeschlossenheit und Begrenzung nur zwischen Dan und Berseba wohnen und leben. Seit 2000 Jahren ist es aber unter alle Völker und in alle Länder und Zonen des Erdkreises zerstreut und unter die Fremdlinge gemischt, ist selbst überall Fremdling geblieben und nirgends im eigentlichen Sinne einheimisch geworden, und entbehrt in der Mehrheit seiner Genossen selbst des Bewußtseins eines Vaterlandes und des Sinnes, volksthümlich mit Herz und Gemüth in das Wesen und Leben eines andern Volkes überzugehen. Ja es ist zweifelhaft, ob die „Kinder der Zerstreuung" mit demselben Gefühle, wie einst die „Söhne der Wegführung" an den Wasserbächen von Babylon um das verlorene Vaterland weinten und in Sehnsucht auf Rückkehr hofften, zum Erblande der Verheißung zurückkehren möchten.

6) Moses wollte, daß die Juden frei und selbständig sein und keinem weltlichen Herrscher oder König, einzig nur Jehovah, dem unsichtbaren König, gehorchen sollten. Durch Wortlaut, Geist und Tendenz in der Gesetzgebung dieses Volks sollte nicht allein die nationale Selbständigkeit, sondern auch eine theokratisch-republikanische Volksfreiheit begründet und jeder Volksgenosse, selbst der fremde Knecht in Israel's Thoren, vor jeder Tyrannei geschützt werden. Und dieses Volk ist seit dem Falle des Reichs unfrei und allenthalben zu tiefer Knechtschaft, Erniedrigung und Schmach herabgedrückt und selbst gesetzlich von seinen Unterdrückern außer dem Recht und der Freiheit aller Andern gestellt, wie ein verworfenes Geschlecht mishandelt worden. Mehr als irgendein anderes Volk träumte Israel von Weltherrschaft. Seine Seher und Weisen verkündeten ihm eine Zukunft, wo es das erste Volk der Erde und das wiedererstandene Zion der Mittelpunkt und Hort aller Nationen sein werde; durch Israel, wie ein Sauerteig unter alle Völker gemischt, sollte die Erleuchtung und Veredelung aller Welt gefördert werden. Und dieses Volk und Erde so

großer Hoffnungen ist am längsten und tiefsten niedergeworfen, zertreten und verachtet worden, ein schreiender Gegensatz Dessen, was seine Seher und sein Nationalstolz ihm als gewisses Gut verheißen hatten!

7) Dieses Volk erwartete am sehnlichsten den Messias und für dasselbe sollte zunächst der Erlöser auf Erden erscheinen und aus seinem Geschlecht hervorgehen; als er aber unter seinem Volke erschien, erkannte es ihn nicht und noch jetzt will es ihn nicht erkennen.

So hat sich denn die alte Sage vom Ewigen Juden in den Geschicken dieses Volks so sichtbar abgespiegelt, daß wir hierin den ruhelosen Wanderer oder harrenden Büßer gewahren, der auf den Tag der Gnade in der Wiederkunft des Herrn wartet. Ob sich dann die in der alttestamentlichen Geschichte und Weissagung ausgesprochenen Ideen von einer Lösung dieses Gegensatzes sowie überhaupt der nationalen Gegensätze und der Völkerfeindschaft auf Erden bewahrheiten werden, wo alle Völker in einer großen Gemeinschaft des Glaubens und des allgemeinen Völkerfriedens zu einer Familie von Gotteskindern sich verschmelzen und einigen sollen: das kann wol Hoffnung aller Guten, mag aber nicht Gegenstand menschlicher Erkenntniß oder der Berechnung von Zeit und Raum werden. Wenn aber, nach den Worten der Schrift, „vor Gott tausend Jahre wie ein Tag sind", wenn die fast in allen uralten Völkerlehren niedergelegte Hoffnung und Verheißung einer endlichen Lösung und Versöhnung aller irdischen Gegensätze zu That und Wahrheit werden: dann, in dem dereinstigen vollen Siege der Humanität, wird auch dem ewigen, ruhelosen Wanderer und Harrer, worin wir nun das ganze Menschengeschlecht erkennen, der Tag der Versöhnung anbrechen, wie Milton's erhabene Gebetsworte das aussprechen:

„Die Zeiten und die Jahrhunderte fließen, o Gott! unter deinen Füßen dahin, und kommen und gehen nach deinem Gebot; und so wie du die Tage unserer Väter mit Offenbarungen über alle vorhergehende Zeiten verherrlichtest, so kannst du auch uns soviel von deinem Geiste ertheilen, als dir gefällt, denn wer will deinen Alles beherrschenden Willen beschränken? Die Macht deiner Gnade ist nicht mit den frühern Zeiten verschwunden, wie thörichte und ungläubige Menschen meinen, sondern dein Reich ist nahe, und du stehst bereit. Komm denn, denn es ruft dich die Stimme der Braut und alle Geschöpfe seufzen auf, daß sie mögen erneut werden!"

Entre chien et loup oder das Land Retz.

Reisebilder aus Frankreich.

Von

Ernst Naumann.

Wenn man in Frankreich reist, so klingen Einem bald Provinznamen entgegen, die mit denen der 86 Departements gar nichts zu thun haben; das sind Reste der Feudalzeit, die sich durch 1789 und 1793 hindurchgerettet haben, trotz aller Einheitsdecrete, wie unter den Maßen la livre und unter den Münzen le liard. Beim Essen macht man Bekanntschaft mit der Brie durch den ausgezeichneten Käse dieser Gegend der Normandie; der Ackerbauer rühmt uns die fruchtreiche Beauce, der Protestant die Saintonge u. s. w. Ich aber machte einen Ausflug in die Seebäder des Landes Retz; fast zweifle ich, daß Sie es kennen und doch war es einst eine mächtige Baronie, ja ein Herzogthum und hohe Herren trugen seinen Namen, unter Andern der berühmte Coadjutor, der eine so wichtige Rolle in der Fronde spielte. Das Land Retz hieß sonst der Winkel Land, den die Loire etwa von Nantes an und das Meer einschließen und der sich landeinwärts an den See Grand-lieu und das Poitou lehnt. Es liegt also mitten zwischen Vendée und Bretagne, zu welch letzterm es auch früher gehörte und doch ist es recht weder die eine noch die andere, obgleich der bretagnische Volkscharakter noch in einigen Spuren zu erkennen ist; man wandelt hier so recht entre chien et loup, wie der Franzose sagt, d. h. im Zwielicht.

Das Badeleben ist in Frankreich nicht so ausgebildet und nicht so angenehm als in Deutschland. Plombières in den Vogesen und les Eaux bonnes in den Pyrenäen sind schön, aber der Franzose zieht doch Baden-Baden vor. Nur die Seebäder sind besuchter, obgleich immer noch nicht so lebensheiter als unsere deutschen Bäder, in denen man sich bekanntlich mehr der Gesundheit erfreut als Krankheiten heilt. An der Manche ist St.-Malo in der Bretagne berühmt, die Normandie hat mehre Bäder und zieht der Nähe wegen viele Pariser an; ein großer Strom Badegäste geht westwärts und vertheilt sich rechts und links von der Loiremündung; rechts in der eigentlichen Bretagne ist namentlich Croisic besucht, aber die Perle des linken Ufers ist das Seebad Pornic im Lande Retz. Es war im heißen Juli, als ich Paris verließ und das schöne Loirethal hinab nach Nantes fuhr. Ein hübscher Dampfer führte uns zur Loiremündung. Der Kai, wo man einsteigt, la Fosse genannt, ist eine der schönsten Promenaden und eine Promenade ist die ganze kurze Fahrt die Loire hinab nach dem freundlichen Städt-

chen Paimboeuf, dem letzten auf dem linken Ufer, wo es von mächtigen Kauffahrteischiffen wimmelt, da der Stromversandung wegen die größten nicht bis nach Nantes fahren können. Ohne die Loire bis zu ihrem Ausfluß zu verfolgen, nimmt man hier den Wagen und fährt landeinwärts über den Flecken St.-Père-en-Retz, wo man noch Spuren römischer Straßen und ein unterirdisches celtisches Grabgewölbe sieht, nach Pornic.

Das Städtchen, das hauptsächlich von den Badegästen lebt, erhebt sich anmuthig amphitheatralisch den Hügel hinauf; im Grunde bietet der zur Zeit der Ebbe trockene Hafen und die Promenade, Terrasse genannt, die sich unter dem uralten verfallenen und zum Theil abgetragenen Schlosse befindet, anmuthige Spaziergänge; höher hinauf hat man herrliche Aussichten in die Ferne, auf das Meer und die drei Stunden entfernte Insel Noirmoutiers. Das Leben ist hier vergnügt, kokett und theuer; von Zeit zu Zeit beleben Concerte die Saison und überhaupt ist hier das Rendezvous der eleganten Welt. Ein Stadtfest ist im September die sogenannte Austermesse, foire aux huitres, so genannt, weil der Jahrmarkt am Tage der Eröffnung der Austernfischerei stattfindet. Die Insel Noirmoutiers tauscht dann Holz und andere Wintervorräthe für ihre Schweine ein; die bunten Costüme, namentlich der vielfach wechselnde Kopfputz der Frauen — auf Noirmoutiers häuslicherweise menagères genannt — geben ein buntes Bild. Die bretagnische Sprache hat keine oder sehr wenige Spuren hier zurückgelassen, doch trifft man auf dem Lande zuweilen ein schwerverständliches Patois. Dagegen liegen hier und da noch celtische Alterthümer zerstreut, z. B. bei Pornic 30 Steine eines Cromlechs (Opferstätte) oder Carneillou (Begräbnißstätte). Unter den historischen Erinnerungen hat aber der Vendéerkrieg alles Andere verdrängt; der 23. und 27. März 1793 werfen auf Charette's Namen ihren Blut- und Feuerschein. Interessant als Naturerscheinung sind in der Nähe von Pornic die sogenannten Kamine: hohle Felsen an der Küste, durch die bei steigender Flut das Meer den Schaum wie Rauch emporwirbelt. Wilder und imposanter aber ist die Seeküste weiter hinauf nach der Loiremündung zu, wo ein anderes Seebad sich befindet, das kleine öde gelegene Préfail. Das Ufer erinnert fast an die schauerlichen Gestade des Finistère in der Bretagne; auch ist hier kein bequemer Strand für die Badenden, sondern nur eine Art Gasse; sich hinauszuwagen in das Meer, das furchtbar in die zerklüfteten grottenreichen Felsen hineinflutet, wäre tollkühn. Von der Uferspitze der Loiremündung, St.-Gildas, hat man eine herrliche Aussicht über das Meer und die Loire hinweg; am andern Ufer sieht man St.-Nazaire, den äußersten Ort des schönen Stroms und nördlich die schimmernde Sandküste von Escoublac, ein Dorf, das gänzlich vom Meersand verschüttet ward und weiter hinein neu erbaut werden mußte. Ueberhaupt

ſoll ſonderbarerweiſe die Loire allen Sand, an dem ſie bekanntlich zum Nachtheil der Schiffahrt von Nantes überreich iſt, bei ihrer Mündung rechts ausſpülen, den Schlamm dagegen links, was die allmälige Vertrocknung der Bai von Bourgneuf, an der Pornic liegt, zur Folge haben muß. Dieſe Bai verengert ſich ſchon im Süden, wo bei der Ebbe man faſt zu Fuß nach Noirmoutiers gehen kann; letztere Inſel wird alſo mit der Zeit zur Halbinſel. Wenn die Freunde wilder Naturſchönheit nach Préfail und der Elegant nach Pornic gehen, ſo zieht ſich, was Ruhe und Einfachheit liebt, nach der Bernerie zurück, einem Dorf, das ſüdlicher zwei Stunden von Pornic in der Bai von Bourgneuf liegt. Alles lebt hier vereinzelt und zurückgezogen, die koketten Toiletten ſind verſchwunden und Spaziergänge an dem traurig-öden Strande oder Fiſchereien im Meere, wobei oft bizarre Geſtalten die Neugierde des Feſtländers unterhalten, bilden das ganze Vergnügen. Ich kam gerade am 15. Auguſt an, dem Tage vor Maria-Himmelfahrt, unter deren Protection bekanntlich ſich die katholiſchen Seeleute ſtellen. Es fand hier eine Proceſſion ſtatt, die unter Anrufung der heiligen Jungfrau von der Kirche ans Meeresufer ging; hier trat der Prieſter hart ans Meer, ſprengte Weihwaſſer hinein und ſegnete es, eine für die gläubige Bevölkerung recht erbauliche Ceremonie. Das Dorf la Bernerie beſitzt auch wie Pornic und Préfail eine für Magenübel ſehr wirkſame eiſenhaltige Quelle, die nur, obgleich ſtärker als jene zwei, ſehr ſchlecht unterhalten iſt. In dem nahen Dorfe les Moutiers — verſtümmelt aus monastère; Maurusmünſter im Elſaß heißt im Franzöſiſchen Marmoutiers — ſieht man auf dem Kirchhofe ein bizarres Denkmal, die „Todtenlaterne" genannt, thurmförmig im Renaiſſanceſtil, wie man wol nur ſelten findet.

Ein anderer Ausflug von Pornic aus iſt zu den um dieſe Zeit ſtattfindenden Wettrennen in Bourgneuf, einem kleinen Städtchen in der Tiefe der Bai, der es den Namen gibt. Auf dem Wege dahin überzeugt man ſich, wie ſich das Meer ſchon zurückgezogen hat: links von der Straße zeigte man mir ein Dorf, an deſſen Kirchthurm die Schiffer ehemals ihre Schiffe anbanden, wie ſich das Volk hyperboliſch ausdrückte, d. h. ſonſt ging das Meer bis hierher und der Ort war ein Hafen. Auch iſt die ganze Küſte baumlos und Muſchelreſte und Seepflanzen bilden zum großen Theil die Erdſchichte, deren Hauptproduct das Salz iſt, das man in oeillets genannten Quadraten bearbeitet und das im Herbſt in Haufen (mulons) aufgeſchichtet den Anblick eines Kriegslagers von Zelten bildet; in dieſer Gegend iſt der Ertrag nicht ſo reich als auf dem rechten Ufer der Loiremündung. Zwiſchen dieſen Salzfeldern wächſt der trefflichſte Weizen und hier und da ſelbſt der Feigenbaum; wie überhaupt das ganze Land reich an Contraſten und Bizarrerien iſt. Bei dem Pferderennen zu Bourgneuf hatte ich ein komiſches Schauſpiel;

eine 54jährige Bauersfrau, die amazonenhaft gekleidet, mit langen schweizerhaften Zöpfen sich um den Preis bewarb, trug den Preis davon und ging triumphirend inmitten ihrer zehn Kinder durch die Menge; es war nicht das erste mal, wie man mir sagte, und doch verrieth der dürre schmächtige Bau durchaus kein Mannweib. Was aber für uns Deutsche hier am interessantesten ist: bei Bourgneuf ist das Grundstück de la Noue, wo 1531 der berühmte Franz de La Noue geboren ward, der tapfere Calvinistenchef, dem bei der Einnahme von Fontenay der Arm zerschmettert und in Larochelle durch einen eisernen ersetzt ward, wovon er den Beinamen „Eisenarm" — bras-de-fer erhielt. Jawol, das ist ein ganzer Götz von Berlichingen und zwar von anderm Gewicht! Denn er ersetzte Coligny; verwundet bei Camballe, starb er den 21. August 1591; Heinrich IV. rief bei der Kunde aus: „grand homme de guerre et plus grand homme de bien!" Ein schöner Nekrolog; wie Götz hinterließ er Memoiren. Andere historische Erinnerungen erwarten uns auf der Rückreise; ich fuhr diesmal, statt die Loire hinauf, durch das Land Retz selbst über Machecoul, ehemals seine Hauptstadt. Jetzt zählt es freilich nur noch 1800 Einwohner: aber noch deutet die Ausdehnung seiner Häuser, die eine halbe Stunde Weges ausmacht, und namentlich die alte Schloßruine, der gegenüber eine hübsche Promenade angelegt ist, auf ehemaligen Glanz. Im 9. Jahrhundert erwarb Nominoé, der Wiederhersteller der Bretagne nach den fränkischen und normännischen Einfällen, das Land Retz, sonst Rais geschrieben. Aber der erste Baron von Retz, den die Geschichte kennt, ist Harcourt im 11. Jahrhundert; von ihm stammt Aliette de Retz, die sich 1280 mit Gérard de Chabot vermählt, in dessen Familie die Baronie bis 1381 bleibt. Nach kurzem Wechsel und Streit fällt die Baronie 1400 an Gui de Laval; dessen Sohn ist Gilles de Laval, jenes Ungeheuer von Grausamkeit und Wolluſt, mit dessen Namen sich in dieser Gegend das Märchen vom Ritter Blaubart verschmelzt, wie denn auch bei Nantes am Fluß Erdre die Ruinen des Schlosses Barbe-bleue gezeigt werden. Heroismus bezeichnet seine Jugend, er ist Waffengefährte der Jungfrau von Orléans, wohnt der Krönung Karl's VII. in Rheims bei, der ihn zum Marschall von Frankreich erhebt. Von da an wird sein Leben ein einziges Gewebe von Verbrechen, sein ungeheures Vermögen (2,465,000 Francs Rente nach heutigem Werthe) unterstützt wol seinen Luxus, schützt ihn aber nicht vor dem Henker; 1440 wird er in Nantes gehenkt und dann verbrannt. Hr. Armand Guéraud in Nantes hat vor kurzem in einer werthvollen Schrift diese interessante Epoche des 15. Jahrhunderts beleuchtet. Uebergehen wir die Geschichte der Erbfolge. 1581 finden wir die Baronie Retz im Besitz des Florentiners Albert de Gondi, zu dessen Gunsten sie zum Herzogthume erhoben wird; von ihm stammt ab Paul

de Gondé, der Coadjutor des Erzbiſchofs von Paris, bekannter unter dem Namen „Cardinal von Retz“. Jedermann kennt ſeine Theilnahme an der Fronde und ſeine vielfachen Schickſale. Der letzte Beſitzer, Hr. de Brie-Serrant, verkaufte die Domäne in einzelnen Theilen. Das ſchöne Schloß von Machecoul, das einſt an Pracht und Macht mit dem von Cliſſon an der Sèvre bei Nantes wetteiferte, ward in der Revolution zerſtört; die Vendéer hauſten damals hier, angeführt von dem Perückenmacher Gaſton, der 300 Republikaner erſchießen ließ; der Käufer der Ruinen benutzte dieſe herrlichen Reſte als Steinbruch. Sic transit gloria mundi!

Von Machecoul nach Nantes führt die Straße durch eine lachendere Landſchaft als die des Meerufers; zuerſt erfriſcht den Körper der ziemlich große Wald von Machecoul, dann durchfährt man ein heiteres Weingeländ. Wir fuhren bei einer Windmühle vorbei; „die gehört dem General Lamoricière“, ſagte man mir, „und die Pachthöfe dort unten am See heißen la Moricière“, von ihnen trägt der berühmte Commandant der Zuaven den Namen. Der erwähnte See iſt der See Grand-lieu, der größte Frankreichs, ungefähr 2 Stunden lang (von Nord nach Süd) und $1^1/_2$ Stunden breit; er bildet die Oſtgrenze des Landes Retz. Das Städtchen St.-Philbert, durch das wir fuhren, liegt am öſtlichſten Ende und wird von dem Handel belebt, den die Schiffahrt auf dem See erleichtert. Ueber den See geht die ſich überall wiederholende Sage, daß auf ſeiner Stelle ehemals eine blühende Stadt Herbadilla geſtanden habe, Hauptſtadt des Landes Herbauge, die ſündhaft wie Sodom und Gomorrha auch gegen Ende des 6. Jahrhunderts ihr Schickſal erfuhr; ihr Untergang ward von dem heiligen Martin hervorgerufen, der damals ein Kloſter in dem unweit an der Sèvre romantiſch gelegenen Vertou (zwei Stunden von Nantes) geſtiftet hatte. In dieſem Kloſter ſoll auch ſein Stock Wurzel geſchlagen haben und noch am Beginn des 18. Jahrhunderts vertheilten die Mönche von Vertou Zweige dieſes wunderbaren Baumes. Sonſt aber trifft man nichts von Sagen oder Aberglauben, das der Bretagne verwandt ſei. Der See, der übrigens zu verſumpfen droht, erhält ſeinen Zufluß durch verſchiedene kleine Flüßchen z. B. die Logne und die Boulogne, Namen, die ſich in Italien wiederfinden, intereſſant für celtiſche Alterthumsforſcher. Ein anderer Fluß bildet ſeinen Ableiter in die Loire; er iſt rings von Landſitzen, Schlöſſern und Dörfern umgeben. Unter den letztern iſt Paſſay intereſſant, weil ſeine Bewohner, die factiſch das Monopol der Fiſcherei haben, ihr Brennmaterial aus dem Waſſer des Sees ziehen, nämlich ganz ſchwarze Stämme, die man im Schlamme findet. Die Binſen, die weit in den See hineinwachſen, hindern die Ausſicht auf die Waſſer-

fläche, nur von der Nordseite her, von dem Parke des Schlosses la Sénègerie aus, genießt man einen weiten Ueberblick.

Daß auf diesem Schauplatz des Vendéerkriegs auch noch die alten legitimistischen Traditionen fortleben, ist natürlich, doch nicht mehr in der alten Reinheit, wie z. B. noch in der Bretagne um St.-Pol-de-Léon. Das Volk ist gut katholisch und füllt die Kirchen; seine Höflichkeit läßt anfangs auf Civilisation schließen, aber sie entspringt gerade aus dem Gegentheil: die Abhängigkeit, in der sie noch wie sonst von den Grundherren, den Seigneurs, stehen, macht sie ergeben gegen Alles, was den höhern Classen angehört. Das alte patriarchalische Verhältniß der Pächter und Tagelöhner zu ihrem Grundherrn ist noch nicht verschwunden, Letzterer nimmt sich noch ihrer an im Elend und unterstützt sie, freilich kümmerlich, durch Almosen. Aber gerade diese Abhängigkeit macht das Volk träge, ihr Erwerbssinn ist nicht geweckt, sie wissen den Boden nicht zu cultiviren und, zu wenig umsichtig und energisch, um selbständig zu benutzen, was ihnen die Natur bietet, verlassen sie sich auf ihre Vorsehung, ihren Herrn; zu träge, um aufzuheben, was vor Augen liegt, warten sie bis ein Fremder es ihnen schenkt. Welcher Unterschied zwischen diesen Leuten und den freien, geweckten, stolzen und aus Stolz fast unhöflichen Bauern der Beauce, des Landstrichs, dessen Hauptstadt Chartres ist! Freilich sind die Vortheile der Revolution hier zu realistisch, um nicht auch den Bauern in die Augen zu springen; da, wo ehemals durch Ginster- und Haideland sich nur Ochsenfuhrwerk mühselig durchschleppen konnte, erleichtern jetzt bequeme Straßen dem Verkehr, dem Wohlstand und — der Aufklärung die Bahn. Auch bringt jetzt Verwirrung und Unsicherheit in die alte Gläubigkeit des Bauern; er, für den sonst Thron und Altar, Seigneur und Pfarrer identisch war, sieht jetzt bei Wahlen und Abstimmungen Letztere oft anders stimmen als die Gutsherren. Der Adel selbst ist freilich auch gesprengt; er kann sich nicht erwehren, der reichen Bourgeoisie zu Manchem Zutritt zu gestatten, was, wie z. B. die Pferderennen in Schlesien und Mecklenburg, für reinadelige Kurzweil gilt. Dazu sind alle Militärgrade dem Bürgerstand offen und manches adelige Geschlecht fühlt sich durch die Hand eines Bauern- oder Handwerkerssohns geehrt, der den Generaltitel errungen hat. Als komisches Gegenstück hierzu vergesse man nicht, wie altadelige Grundsitze in die Hände der Bourgeoisie übergehen; ein sonst fürstliches Schloß zu Langeais an der Loire gehört einem Bürger, und eine Putzmacherin in Nantes, die der Adel zur Millionärin gemacht hat, hat sich, ich weiß nicht gleich welchen Stammsitz eines altberühmten Hauses gekauft, nach dem sie sich benennt. In Nantes bestehen allerdings noch adelige Cirkel, die sich streng von der reichen Bourgeoisie sondern und sich vorzugsweise die Société nennen, ganz wie sonst

die Roture keinen Namen hatte; und wenn man hier mit verbiſſenem Schmerze als eine unwürdige Profanation bemerkt, daß der Kaiſer Napoleon III. eine Aigrette Heinrich's IV. zum Schmuck der Kaiſerin verwendet habe, ſo iſt man andererſeits durchaus nicht ohne Hoffnung. Man ſprach z. B. in Nantes bei meiner Durchreiſe im Herbſt viel von einer Glockentaufe, die nächſtens in St.-Philbert ſtattfinden ſollte und wobei die Generalin Lamoricière, die Gattin des berühmten Verbannten, Pathe ſtehen würde; iſt das nicht wie eine Vermählung von Glocke und Kanone? Nur vor Einem hat die Ariſtokratie Angſt, vor dem Socialismus; und gerade während meiner Reiſe ward dieſe Gegend von einem Aufſtand der Schieferbrucharbeiter bei Angers beunruhigt, der das Daſein einer weitverzweigten Verbindung darthat. Was das Gefährlichſte dabei iſt: das Volk iſt ſelbſtändig geworden, es denkt und leitet ſelbſt; kein Name aus den wohlhabenden oder ſogenannten gebildeten Claſſen verlautete bei der Unterſuchung. Das Wichtigſte aber iſt die Scheidung, die jetzt allmälig zwiſchen Klerus und Adel vor ſich geht; die ewigen Revolutionen haben den erſtern vorſichtig gemacht, er läßt ſie gehen und benutzt ſie alle. Es iſt eine andere Politik, die er von jetzt an befolgt und die Vendée wie die Bretagne verliert an hiſtoriſcher Geltung; Thron und Altar ſind nicht mehr identiſch! Das iſt wenigſtens die Wendung, die der Klerus im eigentlichen Frankreich nimmt, und wie der Leſer jetzt mit mir das Land Retz verläßt, ſo laſſe er auch das alte Vorurtheil hinter ſich. Es geht etwas vor, das fein geſponnen iſt und langſam, leiſe, aber auf lange hinaus wirken ſoll. Und man wiſſe wohl, daß Frankreich und der franzöſiſche Klerus die Stütze des Katholicismus überhaupt iſt; denn nirgends hat ſich das katholiſche Dogma ſo jeſuitiſch ſchlau mit Literatur und Philoſophie zu verbinden gewußt wie hier. Wo hat der deutſche Klerus Männer, die wie Boſſuet, Maſſillon und neuerer Zeit Lacordaire „Literatur gemacht" hätten? Nur ein franzöſiſcher Katholik wie Hr. Saint-Bonnet darf ſich erdreiſten, ein Werk „Sur l'affaiblissement de la raison en Europe" zu ſchreiben und das Mittelalter, das Alter der Scholaſtik, als civiliſirter und intelligenter zu preiſen, weil hier wirklich der Klerus noch ſtudirt. Aber ſtark iſt es freilich und Frechheit muß man es nennen gegenüber der ungeheuern Wiſſenſchaftlichkeit des 19. Jahrhunderts. Doch wir ſind noch nicht am Ende und Stärkeres noch werden wir ſehen; das Seminar von St.-Sulpice in Paris füllt ſich mehr und mehr und immer mehr zieht der Jeſuitismus den Unterricht in ſeine Hände.

Um den Alp wieder von mir abzuſchütteln, den alle dieſe Betrachtungen mir verurſacht haben, muß ich mir zurückrufen, daß ich wieder in Paris wandle auf dem geſchichtlich heiligen Pflaſter, muß ich mir zurückrufen, was der Prinz Napoleon dieſen Sommer im Induſtriepalaſte ſprach:

„Die ernſte Lehre, die wir aus dem großen Erfolge entnehmen, iſt die Macht einer organiſirten Demokratie. In der That, wir ſind eine Nation der Demokratie und Gleichheit durch unſere Sitten, unſere Einrichtungen und namentlich unſern Zweck. Bei uns wird der Beamte Miniſter, der Arbeiter Chef, der Bauer Grundbeſitzer, der Soldat General und das geſammte Volk krönt ſich ſelbſt, indem es eine Dynaſtie ſeiner Wahl auf den Thron hebt!" Wo eine Dynaſtie ſolche Worte ſpricht, kann man nicht verzweifeln; der Schein wird zur Wirklichkeit werden und Paris das Babel der neuen Menſchheit ſein, das nicht verwirrt noch zerſtreut, nein das Alle vereint in Liebe und Brüderlichkeit.

Literatur und Kunſt.

Zur Kenntniß Rußlands.

Bei der Lebhaftigkeit, um nicht zu ſagen der Ausſchließlichkeit, mit welcher das allgemeine Intereſſe gerade in dieſem Augenblick wieder auf Rußland gerichtet iſt, muß das ſoeben veröffentlichte Werk: „Menſchen und Dinge in Rußland. Anſchauungen und Studien. Mit einem Titelbilde" (Gotha, Scheube), als eine höchſt zeitgemäße Erſcheinung begrüßt werden. Freilich hat auch gerade das allgemeine Intereſſe, das an Rußland haftet, eine Maſſe von literariſchen Speculationen erzeugt, welche, nur auf die Tagesſtimmung berechnet, dem Publicum Wunderdinge über Rußland zu offenbaren verſprechen, während ſie doch in den meiſten Fällen nur den alten Kohl aufwärmen, ja ſogar häufig ohne alle Kenntniß des Gegenſtandes, blos um ein Buch zu liefern, das auf dem Markte Curs hat, mechaniſch zuſammengeſchrieben ſind. Zu dieſen Speculanten gehört der ungenannte Verfaſſer des vorliegenden Werks nicht, im Gegentheil zeigt er durchweg eine genaue und gründliche Kenntniß des geſchilderten Landes und ſeiner Zuſtände: eine Kenntniß, die er ſich theils durch längern Aufenthalt im Lande ſelbſt erworben, theils aus mannichfachen literariſchen Hülfsmitteln geſchöpft hat. Dieſer letztere Theil ſeiner Quellen iſt beſonders wichtig, indem ſich darunter zahlreiche ruſſiſche Werke befinden, namentlich auch Aufſätze, die in ruſſiſchen Zeitſchriften zerſtreut ſind und von denen daher, bei der geringen Kenntniß, die wir von der ruſſiſchen Literatur haben, das Meiſte für uns vollkommen neu iſt. Auch iſt der Verfaſſer ſtärker im Berichterſtatten von Thatſachen und Notizen als im Verarbeiten derſelben. Das Buch leidet, bei vielen höchſt intereſſanten und ſchätzenswerthen Einzelheiten, als Ganzes an einer gewiſſen Unſicherheit des Urtheils; der Verfaſſer will (und dieſen Widerwillen können wir ihm nicht verargen) nicht gern in die Reihe jener Autoren geſtellt ſein, die aus dem Anbelfern Rußlands ein Geſchäft machen, er verwahrt ſich in der Vorrede ausdrücklich, daß ſeine Oppoſition nicht Rußland ſelbſt gelte, ſondern lediglich dem ruſſiſchen „Syſtem", und ſo bemüht er ſich denn überall, neben den Schatten- auch die Lichtſeiten hervorzuheben. Auch dies Beſtreben iſt an ſich ohne Frage ſehr löblich; leider nur fehlt es

dem Verfaſſer an principieller Sicherheit des Standpunkts ſowie an umfaſſendem Blick, um nicht ſtellenweiſe in ein ſehr bedenkliches Schwanken zu gerathen, welches dann auch der Schärfe ſeiner Schilderungen hier und da Eintrag thut; ein Autor, welcher ſich durch den Anblick Petersburgs und ſeiner architektoniſchen Pracht (die denn doch nur ſehr ſporadiſch und auch großentheils nur ſehr decorativ) zu dem Geſtändniß hinreißen läßt, daß (S. 15) „brutale Herrſchergewalt und unterwürfiger Sklavenſinn doch auch große Dinge zuſtande bringen können", — ein ſolcher Autor ſcheint uns nicht ganz geeignet, ein ſicheres Urtheil über das Leben und die geſchichtliche Stellung ganzer Nationen zu fällen. Ueberhaupt iſt das erſte Capitel „Zur Orientirung", dem auch obige Stelle entnommen iſt, das ſchwächſte des Buchs; es variirt in nicht ſehr geiſtreicher Weiſe den etwas trivialen Satz, daß „Rußland nicht Deutſchland" iſt und bringt einzelne touriſtiſche Skizzen, die wir aber von Andern, z. B. von Kohl und Buddeus, ſchon außerordentlich viel lebendiger und anſchaulicher erhalten haben. Dagegen enthält das nächſte Capitel, „Rußlands klimatiſche und Bodenverhältniſſe", recht viel Neues und Gediegenes, beſonders in Betreff der Bodenverhältniſſe, wo dem Verfaſſer ſeine Kenntniß ruſſiſcher Statiſtiker und anderer nationaler Schriftſteller trefflich zuſtatten kommt. Auch die drei folgenden Abſchnitte, die ſich über die ethnographiſchen Elemente des europäiſchen Rußland, beſonders über die Großruſſen, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und ihre geſchichtliche Miſſion, ferner über die ländliche Bevölkerung ſowie über die ruſſiſchen Städte, ihren mercantilen, induſtriellen und geiſtigen Verkehr verbreiten, liefern vieles höchſt brauchbare Material. Am meiſten aber hat uns der letzte Abſchnitt des Werks angeſprochen, welcher die deutſchen Elemente in Rußland und ihren Einfluß auf die ruſſiſche Civiliſation ſchildert. Der Verfaſſer gehört zu den Gegnern dieſes Einfluſſes; ohne das deutſche Talent, die deutſche Wiſſenſchaft, die deutſche Fügſamkeit des Charakters wäre Rußland, wie er an vielen einzelnen Beiſpielen nachweiſt, noch lange in ſeiner halb orientaliſchen Barbarei geblieben und Europa hätte noch lange, ja vielleicht für immer Ruhe gehabt vor ſeinen Herrſchaftsgelüſten. Auch das Urtheil des Verfaſſers wird hier ſicher, ſcharf und einſchneidend; es iſt dies Verhältniß der Deutſchen zu und in Rußland offenbar derjenige Gegenſtand von allen, die ſein Buch behandelt, von dem er perſönlich die genaueſte Kenntniß beſitzt und an dem auch ſein Gemüth den meiſten Antheil nimmt; der bis dahin etwas farbloſe Vortrag gewinnt hier Feuer und Leben, beſonders wo er auf die deutſchen Oſtſeeprovinzen zu ſprechen kommt, deren Lage er, übereinſtimmend mit andern Berichten, als hoffnungslos ſchildert — und zwar (S. 329), „wenn die Deutſchen daſelbſt zugrunde gehen, ſo werden bei der Grablegung des deutſchen Geiſtes und ſeines nationalen, kirchlichen und politiſchen Bewußtſeins vornehmlich Deutſche die Sargträger und Leichenbeſtatter ſein!" Bemerkenswerth ſcheint uns noch die Aeußerung (S. 342) über Puſchkin und ſeine äſthetiſche Bedeutung. Danach ſoll es in Petersburg ſelbſt gebildete Männer geben (der Verfaſſer ſagt uns freilich nicht, ob Deutſche oder Ruſſen), welche behaupten, Puſchkin, dieſer im Auslande und namentlich auch bei uns in Deutſchland ſo hoch gefeierte, den erſten aller Zeiten für ebenbürtig erachtete Genius, „erhebe ſich kaum über die beſſern deutſchen Dichter zweiter Ordnung". Vollkommen richtig kann ein Poet allerdings immer nur von

Lesern seiner Nation gewürdigt werden; doch wäre es merkwürdig, wenn die deutsche Kritik in Betreff Puschkin's sich so ganz auf falscher Fährte befinden sollte; es würde dann wirklich scheinen, als ob ein Spiegelbild unserer Laster und Schwächen, im Rahmen einer fremden Nationalität, wirksamer für uns wäre und unsern Augen besser gefiele als die bescheidene einheimische Tugend. Fkg.

Erziehungskunde.

Von dem „Buch der Erziehung in Haus und Schule" (Leipzig, Costenoble), über dessen erste Abtheilung, „Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter" ꝛc. von Julie Burow, wir vor längerm in diesen Blättern berichteten, ist seitdem auch der Schlußband erschienen: „Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Lehrer und Erzieher von Friedrich Körner, Oberlehrer an der Realschule zu Halle." Der Verfasser hat durch zahlreiche pädagogische und Jugendschriften, welche sämmtlich seine begeisterte Hingabe an den von ihm erwählten Beruf als Lehrer bekunden, sich sowol bei seinen Fachgenossen als auch beim größern Publicum einen anerkannten und beliebten Namen erworben und auch das ebengenannte Werk wird diesen vortheilhaften Ruf nur befestigen. Das Buch ist mit großer Sachkenntniß geschrieben; überall gibt sich der praktische Erzieher kund, der die Jugend nicht blos nach Theorien und vorgefaßten Meinungen leiten will, sondern der die Leiden und Freuden der Schul- und Kinderstube persönlich durchgemacht hat und in beiden durch vieljährige eigene Erfahrungen zu Hause ist. Diese Praxis, so nothwendig sie ist, hat doch auch ihre gefährlichen Seiten: sie stumpft leicht ab, sie leitet den Blick einseitig auf das Einzelne und trübt das Verständniß und häufig sogar das Interesse für die allgemeinern Fragen der Erziehungslehre. Und da ist es dem Verfasser nun ganz besonders nachzurühmen, daß er sich dies Interesse vollkommen lebendig erhalten und Allgemeines und Besonderes, Theorie und Praxis in ein ebenso glückliches wie fruchtbares Gleichgewicht gebracht hat. Die Grundlage seiner Erziehungslehre und zugleich ihr erhabenstes Ziel ist Humanität, aber nicht abstracte Humanität, die nur allzu leicht zu charakterloser Schwäche führt, sondern Humanität auf dem Boden des nationalen Lebens. Freilich wird es noch gute Weile haben, bis dieses höchste Ziel volksthümlicher und zugleich menschlicher Erziehung bei uns erreicht oder auch nur allgemein als höchstes und unerlaßliches Ziel anerkannt sein wird — und gerade der gegenwärtige Moment scheint dazu am wenigsten geeignet. Um so nöthiger aber ist es, daß diese höchsten Principien dem lebenden Geschlecht immer und immer wieder ins Gedächtniß gerufen werden und zwar in einer Form, welche auch für die große Menge verständlich und genießbar ist; wer sich der Erziehung der Jugend gewidmet hat, der hat nothwendig auch Geduld — und wie viel langsamer wächst ein Volk heran als der einzelne Mensch! — Das ganze Werk zerfällt in vier Bücher, von denen das erste „Das leibliche Leben und die äußern Bedingungen der Erziehung" behandelt. Es ist die mindest-gelungene Partie des Buchs; der Verfasser ist hier theils zu weitläufig geworden, theils hält er sich zu sehr in Allgemeinheiten, was wol Beides die Folge davon ist, daß er sich dabei zu

tief auf ein Gebiet gewagt hat, auf dem er nicht völlig zu Hause und das er daher besser den Naturforschern vom Fach, insbesondere den Physiologen überlassen hätte. Dagegen enthalten die beiden folgenden Abschnitte: „Bildung der geistigen Fähigkeiten" und „Die Erziehung im engern Sinne" viele sehr schätzbare Bemerkungen; wir heben beispielsweise die Capitel über „Belohnung und Bestrafung" (S. 159), sowie über „Bildung der Gefühle" (S. 205) hervor, die Niemand, der Kinder zu erziehen hat, ohne Nutzen lesen wird. Das vierte und letzte Buch: „Schule und Haus", ist etwas aphoristisch ausgefallen; doch werden über das Verhältniß zwischen Schule und Haus, über die Stellung der Aeltern zu den Lehrern ꝛc. ebenfalls viele sehr treffende Winke gegeben, denen wir nur recht aufmerksame und sorgfältige Beachtung wünschen. Auch die sprachliche Darstellung ist einfacher und durchgefeilter, als wir sie wol sonst bei dem Verfasser gefunden haben, sodaß das Buch also auch in dieser Hinsicht empfohlen werden darf. mmr.

Deutsches Theater.

Wer seinen Blick erheitern will, darf ihn nirgends weniger hinwenden als auf das deutsche Theater; das ist eine allbekannte Thatsache und der Gegenstand unzähliger Jeremiaden, und nur über den eigentlichen Grund dieses allgemeinen Verfalls, in welchem die deutsche Bühne sich nun schon seit Menschenaltern befindet und der von Jahr zu Jahr ärger wird, scheint man noch immer nicht völlig im Klaren zu sein. Die meisten Stimmen nämlich, welche über die Misère unserer Theaterzustände laut werden, schreiben dieselbe nur den Poeten zu; hätten wir, sagt man, noch classische Dichter, würden noch Stücke geschrieben wie die Goethe'schen und Schiller'schen, nun natürlich, so hätten wir auch noch ein classisches Theater. Andere gehen wenigstens noch einen Schritt weiter, indem sie in die Verdammniß der Dichter auch die Darsteller mit hineinziehen; allemal, orakeln diese, wo die Kunst fiel, ist sie durch die Künstler selbst gefallen und so liegt es ja auch auf der Hand, daß der Hauptantheil an dem gegenwärtigen Ruin der deutschen Bühne den Schauspielern gebührt, die es bequemer und vortheilhafter finden, sich als königliche Beamten mit lebenslänglichen Anstellungen belehnen zu lassen als ihr Leben im mühsamen, aber geistig fruchtbaren Dienst der Kunst zu verbringen. Noch Andere endlich sind so vermessen, wenigstens einen, wenn auch nur einen ganz kleinen Theil der Schuld den Theatervorständen zuzuschieben — mit großer Vorsicht natürlich, da diejenigen Theater, die hier allein in Betracht kommen können, ja fast ohne Ausnahme Hoftheater, ihre Vorstände also hohe und höchste Behörden sind, denen unter allen Umständen Respect gebührt; hätten unsere Theatervorstände, flüstern diese — und nur etwa ein malcontenter Schriftsteller, dessen Stücke von den Directoren beharrlich zurückgewiesen worden, ruft es laut in die Welt hinein — hätten unsere Theatervorstände mehr Geschmack und Einsicht und künstlerische Bildung, nähmen sie es ernster mit der Kunst und sähen ihre Stellung der Mehrzahl nach nicht blos als eine Hofcharge an, bei der es zunächst und vor allem auf ein gnädiges Lächeln des fürstlichen Gebieters ankommt, so würde auch der Verfall unsers Theaters vielleicht noch aufgehalten und Grund und Boden für eine bessere Zukunft gewonnen werden

können. — Nun, sie mögen wol sämmtlich Recht haben, diese Ankläger, Dichter, Schauspieler und Directoren mögen wol alle Drei in gemeinsamer Verschuldung sein — aber den größten und unverbesserlichsten Missethäter, den wahren und eigentlichen Verderber der deutschen Bühne hat man uns, meine ich, damit noch immer nicht genannt, der sitzt da, von wo die anklagenden Stimmen sich gerade am lautesten erheben, wo der Ueberdruß am Theater angeblich am allergrößten ist und wo man es doch bei alledem am wenigsten entbehren kann oder mag — mit einem Wort: das Publicum selbst, die Nation im Ganzen und Großen trägt die Schuld, daß es mit dem deutschen Theater nicht tröstlicher aussieht als es thut. Ihr zuckt die Achseln über die Ohnmacht der Poeten von heute, die nichts Dauerndes mehr schaffen können: aber eure Gleichgültigkeit gegen das Edle und Große, eure Lust am Gemeinen, euer Parteienhaß, eure Klatschereien und Verdächtigungen, euer Knechtssinn und eure Feigheit, sind das wol wirklich die Bausteine, aus denen unsterbliche Dichterwerke erwachsen? Ihr klagt ferner über den Verfall der Schauspielkunst und daß überall statt der alten echten künstlerischen Begeisterung ein berechnendes speculirendes Virtuosenthum eingerissen ist — allein wer hat dies Virtuosenthum genährt und großgezogen, wenn nicht ihr selbst? Wer streut das Geld mit vollen Händen, wenn es sich darum handelt, ein paar Triller, den Genuß eines Augenblicks und oft nicht einmal einen Genuß, nur eine Curiosität, zu bezahlen, wer spannt der Pepita die Pferde aus, wer stürmt die Reiterbuden und die Zaubertheater der Taschenspieler, aber „Hamlet" und „Nathan" und „Iphigenie" und „Wallenstein" spielen vor leeren Bänken?! — Auch dem Verlangen nach einer gebildetern und künstlerisch gediegenern Theaterleitung hat man, wenigstens stellenweise, Genüge gethan; man hat Schriftsteller als Dramaturgen angestellt und da diese Neuerung die gehoffte Frucht nicht bringen wollte, so hat man theils selbständige ästhetisch gebildete Directoren eingesetzt, theils hat man Schauspieler von unzweifelhaftem künstlerischen Talent und anerkannter, zum Theil ausgezeichneter literarischer Bildung zur Leitung der Bühne berufen. Und was ist bis jetzt die Frucht davon gewesen? — Um ein völlig endgültiges Urtheil zu bilden, dürfte die Sache selbst wol noch zu jung sein; aber wenigstens Beiträge zu einem dereinstigen Urtheil lassen sich jetzt schon liefern und ein solcher Beitrag liegt vor in einer kürzlich bei Macklot in Karlsruhe erschienenen Broschüre, betitelt: „Die karlsruher Hofbühne in der ersten Zeit ihrer Reorganisation. Von Dr. Wilhelm Koffka." Die Leitung der genannten Bühne wurde bekanntlich vor einigen Jahren Eduard Devrient anvertraut, vielleicht der geeignetsten Persönlichkeit, die sich in ganz Deutschland zur Leitung eines Theaters finden läßt. Wenigstens dürften sich kaum bei einer zweiten so viele für eine Stellung dieser Art erfoderliche und wünschenswerthe Eigenschaften vereinigt finden: in jüngern Jahren ein namhafter und beliebter Sänger, dann ausgezeichneter Schauspieler, Bühnendichter, der mehre mit Beifall gegebene Stücke geliefert hat, geschmackvoller Kritiker, gründlicher Kenner fast aller europäischen Bühnen, endlich Verfasser einer in ihrer Art classischen Geschichte der deutschen Schauspielkunst, dabei ein Mann von großer Leutseligkeit des Charakters und den liebenswürdigsten Manieren — nun, und was hat er als Haupt der karlsruher Hofbühne ausgerichtet? Die soeben genannte Broschüre gibt die Antwort darauf:

er hat Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand und was den Verhältniſſen der karlsruher Bühne angemeſſen war, ſowol in Hinſicht des Perſonals als des Repertoire als der Beſetzung und Ausſtattung der zur Aufführung gebrachten Stücke — und doch iſt er nicht im Stande geweſen, die „Schlafſucht des Publicums" zu ſtören (wie die Broſchüre ſich mit Benutzung eines Tieck'ſchen Motto ausdrückt) und den Verbeſſerungen des Geſchmacks, die er beabſichtigt, eine allgemeine und freudige Zuſtimmung zu verſchaffen. Die Broſchüre führt in dieſer Beziehung zahlreiche Einzelheiten an, wie z. B. daß Shakſpeare's „Komödie der Irrungen" keinen Anklang gefunden oder daß der „Sommernachtstraum" durchgefallen iſt (S. 7 und 8): doch würden uns dieſelben hier zu weit führen und überlaſſen wie es daher Denen, die ſich für dieſen Gegenſtand ſpeciell intereſſiren, dieſelben in der genannten Broſchüre nachzuleſen. Das ganze Schriftchen iſt eine Schutzſchrift der Devrient'ſchen Verwaltung — und ſchon dieſe Thatſache allein, daß dieſe Verwaltung, eine der gediegenſten und beſten, die das deutſche Theater je gehabt hat, einer Schutzſchrift bedarf, ſchon dieſe Thatſache ſcheint uns hinreichend, die Lage der deutſchen Bühne zu charakteriſiren und unſere obige Behauptung, den Antheil betreffend, den das Publicum an dem Verfall derſelben hat, zu rechtfertigen.

Allerdings gibt es noch andere ſchleichende Uebel, die an unſerer Bühne zehren und ihr ein fröhliches Wiederaufblühen unmöglich machen; eins der geheimſten und widerlichſten lernen wir kennen in einer andern, ſoeben bei Wallishauſſer in Wien erſchienenen Broſchüre: „Die Theateragenten. Ein Zeitbild, der geſammten deutſchen Theaterwelt gewidmet von der Zeitſchrift für Theater und Muſik." Die Umtriebe gewiſſer Theatermäkler, welche darin aufgedeckt werden, und die erniedrigenden Speculationen, zu denen das deutſche Bühnenweſen durch ſie benutzt wird, ſind allerdings arg, ſo arg, daß die Sicherheitsbehörde guten Grund hätte, Notiz davon zu nehmen. Dennoch, wenn der Verfaſſer, deſſen ſittliche Entrüſtung nur mitunter einen etwas edlern Ausdruck hätte wählen ſollen, am Schluß ſeines Schriftchens die Hoffnung äußert, „kräftigern Stimmen und ſchärfern Federn werde es wol bald gelingen, die ganze Agentur-Wirthſchaft in Bauſch und Bogen über den Haufen zu werfen", ſo müſſen wir zweifeln, daß dieſer fromme Wunſch ſich ſobald erfüllen wird; das ganze Theater iſt jetzt bei uns Geſchäft, die Poeten wollen Tantièmen, die Schauſpieler hohe Gehalte, die Directionen volle Kaſſen, das Publicum möglichſt viel Zeitvertreib für möglichſt billiges Geld — da ſind auch die Theateragenten, dieſe wahren Geſchäftsmänner, die das Theater sans phrase lediglich und allein als melkende Kuh betrachten, völlig an ihrem Platze. Freilich könnten ſie ſich die Hände etwas öfter dabei waſchen. R. P.

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang Februar 1856.

K. S. Die auf das Höchste gespannte Situation hat sich endlich in freudige Ueberraschung aufgelöst: das französische Volk begrüßt den Frieden mit ebenso unverhohlenem Jubel als das englische, ausgenommen die Pächter und Getreidehändler, Schiffsrheder und Lieferanten, ihn mit heimlichem Vergnügen annimmt. Freilich hat Frankreich zugleich seine Feinde und seine Alliirten gedemüthigt, während England noch Schlappen auszuwetzen und seinen militärischen Ruf erst wiederherzustellen hat. Auch die Einnahme des theilweise von englischen Söldlingen vertheidigten Kars, durch welche der Friede ermöglicht ward und das damit zusammenhängende Wiederaufleben des russischen Einflusses in Kleinasien am persischen Hofe geht zunächst nur England an. Die schon jetzt mediatisirte Türkei wird bei dem Frieden allerdings nichts gewinnen: aber sie wird auch keinenfalls mehr dabei verlieren, als sie bei fortdauerndem Kriege verlöre. Und mit Bestimmtheit läßt sich voraussehen, daß über kurz oder lang, wahrscheinlich aber über kurz, Rußland und England nebst dem Sultan in einer Coalition ihr Heil gegen den überwiegenden französischen Einfluß suchen werden. Wenn Napoleon III. den Sultan zu den bevorstehenden Congreßfeierlichkeiten wie einen boeuf-gras durch Paris führen wollte, so würde derselbe entschieden kommen müssen, um Abd-el-Kader's Rolle zu copiren. Aber man begnügt sich mit einigen Paschas und genießt überhaupt seinen Sieg mit Mäßigung. Schon im gegenwärtigen Momente wird Rußland hier von den großen und kleinen Zeitungen sehr glimpflich behandelt, selbst die Caricaturen der Witzblätter greifen Rußland nicht mehr an; ja an mancherlei Symptomen zeigt es sich leider, daß selbst in den gebildeten Classen das alte Vorurtheil gegen England noch immer nicht erloschen ist und ohne große Mühe bei erster Gelegenheit zu heller Flamme angefacht werden kann.

Indessen wird diese Gelegenheit sobald nicht vor der Thür stehen, wenn auch der pariser Congreß den englischen Staatsmännern viel verdeckte, aber darum nicht minder tief empfundene Kränkungen, um nicht zu sagen Demüthigungen bereiten wird. Aber die Politiker dieser seefahrenden Nation haben stets verstanden, auch mit halbem Winde zu segeln und das Wetter zu nehmen und zu benutzen, wie es gerade kommt. Der Act des großen Schauspiels, welchen wir eben beendet sehen, begann mit den Drohungen der schwedischen Allianz und des in Paris versammelten Kriegsraths, welche andererseits aber von der Duveyrier'schen Broschüre über, d. h. für einen europäischen Congreß begleitet wurden. Dieses Pamphlet, über welches die officiellen und die einflußreichen Journale Englands alsbald ärgerlich herfielen, war, wie sich jetzt ausweist, eine geschickt angelegte, ja beabsichtigte Indiscretion, um der französischen Diplomatie für den Fall des Gelingens ihrer Plane auch vor der Welt den Ruhm der Initiative zu wahren. Wie auch die Zusammensetzung dieses Congresses beschaffen wäre, es würde für dessen Entscheidungen auf die Stimmenmehrheit gar wenig ankommen, Kaiser Na-

poleon wird hier mindestens ein eben solches Uebergewicht behaupten, als vor 40 Jahren Kaiser Alexander von Rußland bei den damaligen pariser Friedensconferenzen eingeräumt war.

Das ist die Antwort der Geschichte! Und man muß gestehen, daß es dieser Replik weder an Schärfe noch an à-propos fehlt. Der ganze Verlauf der Ereignisse, und zumal Englands geschmälerte Weltstellung, ist ein trauriger Beleg für die große Wichtigkeit und fortdauernde Unentbehrlichkeit der stehenden Heere, und die Friedenscongresse der Cobden und Girardin werden auf lange Zeit zum Schweigen gebracht sein, wenngleich sich gegen diese brutale Widerlegung durch die Thatsachen noch Vielerlei einwenden ließe. Tröstlich ist wenigstens, den Unterschied zwischen einer nationalen Armee, wie der französischen, und einer mit der Knute zusammengetriebenen, wie der russischen, zu erblicken. Tapfer geschlagen hat sich alle Welt und das muß die militärischen Fanfaronnaden, mit welchen die heimkehrenden Offiziere alle Salons erfüllen werden, etwas im Preise herabsetzen; was aber den Franzosen das entschiedene Uebergewicht verleiht, das sind eben lauter Producte volksthümlicher und freiheitlicher Einrichtungen. Das Einzige, was sich in diesem Kriege bewährt hat, das ist der kriegerische Muth und die Ausdauer des gemeinen Soldaten. Sonst kann man nicht sagen, daß der Krieg mit Genie geführt worden wäre, daß sich auch nur ein einziges hervorragendes Talent geltend gemacht hätte. Was Plan und Ausführung der Feldzüge betrifft, so ist nichts daran zu loben; die Feldherren folgten auf einander nach Anciennetäts- oder andern Rücksichten, und der erste (St.-Arnaud) hatte vielleicht noch am meisten das Zeug zu einem commandirenden General in sich. Wohl Denen, wie Bosquet, von denen der Soldat noch sagen kann: „Ja, wenn Der dran gekommen wäre!" Es ging auch in dieser Geschichte ungefähr wie mit der revolutionären Bewegung der Jahre 1848 und 1849: die Männer, auf die man am meisten gezählt hatte, bewährten sich am wenigsten, und neue Capacitäten hatten nicht Zeit, aufzukommen; nur die Massen — doch diese Art von Reflexionen ist wol nicht mehr zeitgemäß....

Und doch ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß neben andern Motiven auch solche Betrachtungen am hiesigen Hofe die Friedensbeschlüsse beschleunigt haben. Der Kaiser, dem es nie an Vorsicht fehlt, hat vielleicht seine militärischen Kräfte in diesem kurzen Kriege nur erproben wollen, wie in einem Manöver. Man könnte vielleicht das Ganze als ein bloßes Vorspiel betrachten. Und die Cabinete, welche jetzt so eifrig an dem Friedenswerke arbeiten, könnten vielleicht in einigen Jahren die Reflexion zu machen haben, daß ein längerer Krieg im Oriente ein heilsamer Abzugskanal für Europa gewesen wäre. Immerhin kann sich in zwei bis drei Jahren Vieles ändern. Und so lange wird der Frieden jedenfalls dauern, den ja die Finanzkrisis und die Brottheuerung vor allen Dingen wünschenswerth erscheinen lassen. Der Friedensschluß wird freilich die orientalische Frage nicht lösen: aber wie sollte diese auch auf einmal durch ein paar Federstriche zu lösen sein?! Und selbst wenn man bulgarische, bosnische, serbische, rumänische Fürstenthümer oder Republiken gründete, so wäre damit doch unmittelbar noch nicht viel gewonnen. Aber der Anfang des Endes ist gekommen, die auflösende Fäulniß greift gewaltig rasch um sich; und es ist schon viel gewonnen, daß die

großen Cabinete den Zuſtand der Dinge im Oriente genau kennen gelernt haben. Bisher war die ruſſiſche Regierung die einzige geweſen, welche dort mit Sachkenntniß wühlte; die Engländer, ſelbſt Lord Stratford de Redcliffe nicht ausgenommen, ſahen nur die türkiſche Seite der Dinge, den Divan, die Intriguen der Paſchas, die Dardanellen und die aſiatiſchen Küſten; die franzöſiſchen Agenten conſpirirten zuweilen mit lateiniſchen Mönchen, aber das war auch Alles. Jetzt klopfen plötzlich alle jene halbciviliſirten, aber kräftigen Racen, welche den Panſlawismus unmöglich machen und auch den Magyaren eine modificirte hiſtoriſch-politiſche Bedeutung verleihen, Einlaß heiſchend an die Thür der Weltgeſchichte und werden künftig als bedeutende Factoren mitzählen, ohne bloße Inſtrumente in Rußlands Händen zu ſein. Bisher hatte der Weſten Europas ſie kaum dem Namen nach gekannt. Der gedankenloſe Enthuſiasmus der ſchönen Seelen à la Lamartine für Griechenland war bei den erſten Enttäuſchungen erloſchen oder gar in ſein Gegentheil umgeſchlagen, was z. B. Lamartine ausdrücklich von ſich geſteht. Man ſagte ein Pater peccavi zu der von der Reſtauration und den Ruſſen patroniſirten Gründung des neuhelleniſchen Reichs und fing albernerweiſe an, die Türken als Träger der Sitte und Civiliſation zu betrachten. Die Regierung wird ſich natürlich ſobald nicht veranlaßt finden, ſolche ihrer Herrſchaft im Oriente förderlichen Irrthümer zu bekämpfen: aber die aufgeklärten Geiſter der Nation fangen ſchon an, für ihr beſſeres Verſtändniß der Sachlage Terrain zu gewinnen.

Da nun der Krieg nur mittelmäßig und von Mittelmäßigkeiten geführt wurde, ſo wird auch der Frieden dieſen Charakter der Halbheit und des Proviſoriſchen nicht verleugnen. Immerhin aber hat Frankreich auf dieſem Niveau die erſte Stelle eingenommen. Und dennoch hat der Krieg den Intentionen des Hofes nicht ganz entſprochen, dennoch iſt er nicht populär geworden und hat die innern Parteien nicht zum Schweigen gebracht. Eine Regierung, welche ſich nicht wie Ludwig Philipp der Illuſion ihrer eigenen Popularität hingeben kann und deren ganze Kraft in ihrer unausgeſetzten Wachſamkeit beſteht, durfte in einer Zeit der Theuerung und Noth die mancherlei vulkaniſchen Bewegungen in den Provinzen und den ſtörriſchen Geiſt der Schulen nicht überſehen, und man ſagt, daß auch dieſes Motiv mächtig auf die diplomatiſchen Vorgänge eingewirkt habe. Es wäre ein Irrthum zu glauben, daß Frankreich ſich für alle Ewigkeit bei der Dictatur beruhigt hat oder gar darunter wohlbefindet. Die Regierungsblätter ſelbſt meinten zu wiederholten malen, der Frieden werde geſtatten, was die öffentliche Meinung erheiſche, nämlich ein größeres Maß von Freiheit. Freilich eine verſprochene Octroyirung eines kleinen Maßes von Freiheit, ſo weit als der ſich ausdehnende Induſtrialismus und der Geiſt des Welthandels es bedingen, und zwar von einem Granier de Caſſagnac verkündigt. Das erinnert lebhaft an den Geizhals, der in einem kalten Winter den Seinen für den nächſten Monat etwas heiße Aſche verſpricht.

Aus Berlin.

21. Februar 1856.

NO. Die gegenseitige Erbitterung, mit der die Verhandlungen unserer Zweiten Kammer geführt werden, ist außerordentlich und steigert sich fast mit jeder Sitzung. Ein denkwürdiges Beispiel davon bot die gestern zu Ende geführte Berathung über den Gesetzentwurf, durch welchen, unter Aufhebung des Artikel 42 der Verfassung, den Rittergutsbesitzern die früher besessene Polizeigewalt in vollem, um nicht zu sagen in erweitertem Umfange wiedergegeben werden soll. Jedermann sieht ein, daß es sich dabei um einen Grundstein unsers öffentlichen Lebens handelt: den Rittergutsbesitzern als solchen die Polizeigewalt zurückgeben, heißt nicht blos der heutigen Bildung ins Angesicht schlagen, sondern es heißt auch in der Mitte des Staats eine Reihe kleinerer, durch ihre Anzahl und die Gleichheit der Interessen mächtiger Staaten begründen, die endlich dem Gesammtstaat über den Kopf wachsen und ihn führen werden wohin sie wollen; es heißt den Kern der Bevölkerung den Launen eines Einzelnen preisgeben und Willkür und Unverstand mit dem heiligen Ansehen des Rechts und der Gesetzlichkeit bekleiden. Durch Annahme des Gesetzes (und wie Sie in diesem Augenblick aus den Zeitungen ersehen werden, ist dieselbe in der gestrigen Sitzung in der That erfolgt) werden unsere Junker wirklich, wonach sie so lüstern sind und was sie, in unbegreiflicher Selbstverblendung, als ihren eigensten Beruf ansprechen: „kleine Herren“ —; was Diejenigen werden, die das Gesetz ihnen unterwirft, davon lassen Sie mich schweigen, der Abgeordnete Wentzel hat es mit derben und ungeschminkten Worten ausgesprochen und die Zukunft wird zeigen, wie sehr er Recht gehabt hat.

Daß unter diesen Umständen von beiden Seiten, für und wider, mit großer Heftigkeit um das Gesetz gekämpft ward, begreift sich leicht; es war eine der langwierigsten und lebhaftesten Debatten, die wir seit längerm gehabt haben, selbst die neulich besprochene wegen des Schwerin'schen Antrags nicht ausgenommen. Dennoch war es kein eigentlicher Kampf zu nennen; die Parteien standen sich wieder ganz so gegenüber, wie ich das Verhältniß derselben in meinem vorletzten Briefe schilderte: die Rechte pochend auf ihre Ueberzahl, die jeden Versuch einer Opposition von vorn herein zur Chimäre macht, siegsgewiß, schadenfroh, den Grimm der Linken absichtlich immer höher schürend; diese selbst mit dem besten Willen, aber ohnmächtig, sowol praktisch durch ihre ein für allemal feststehende Minorität, als auch moralisch durch ihren Mangel an hervorragenden rednerischen Talenten. Zwar wie der Zorn, nach dem Sprichwort, zum Poeten macht, so macht er mitunter wol auch zum Redner und in diesem Falle befand sich Hr. Wentzel, als er in kurzen, hastigen Worten, aber in Worten, deren jedes wie ein Schwertstreich auf die Gegner herabfiel, die überraschenden Selbstbekenntnisse, welche Graf Pfeil soeben abgelegt hatte, als Das bezeichnete, was sie in Wahrheit sind und die Consequenzen daraus zog, die der Nation aus der Annahme des Gesetzes nur allzu gewiß bevorstehen. Ich weiß nicht, ob Sie Hrn. Graf Pfeil und seine Vergangenheit kennen; er ist eins von den zahlreichen enfants terribles, deren die Rechte sich erfreut und die ihr mitunter mehr Noth machen als die heftigsten Angriffe ihrer Gegner. Bisjetzt wirkte Graf Pfeil mehr durch die Feder als durch das Wort. Schon im Sommer

1848, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, trat er mit einigen Broschüren über Finanzwesen, Arbeiternoth ꝛc. auf; im großen Publicum hielt man ihn damals für einen Projectenmacher à la Bülow-Cummerow und der Eifer und die Unermüdlichkeit, mit der er sich in den verschiedensten (ich betone das Wort verschiedensten) der damaligen berliner Clubs hervorzudrängen suchte, schien diese Annahme zu bestätigen. Seitdem ist er zum eigentlichen literarischen Chargé d'Affaires der äußersten Rechten avancirt; an dem sogenannten Programm derselben, das vor einiger Zeit soviel Aufsehen machte und gleich darauf von der Partei selbst so eifrig desavouirt wurde, hat, wie ich Sie glaube aus guter Quelle versichern zu können, Graf Pfeil den wesentlichsten Antheil gehabt. Seit kurzem versucht er sich nun auch als Kammerredner; einstweilen indessen sind die Lorbern, die er sich auf diesem Felde erwirbt, nur ebenso viele Dornen für seine Freunde. Auch in der Debatte über das ländliche Polizeigesetz schlug er dermaßen über die Schnur und plauderte die geheimsten Gedanken seiner Partei mit solcher glücklichen Unbefangenheit aus, daß es die allgemeinste Sensation erregte, selbst bei seinen Parteigenossen, ja vielleicht bei ihnen gerade die allerunangenehmste. Wenigstens beeilten die Wortführer derselben, Hr. von Gerlach und Hr. Wagener (ja ja, sehen Sie nur verwundert in die Höhe: Hr. Wagener, der Abgeordnete für Neustettin im Lande Pommern, der ehemalige Redacteur der Kreuzzeitung, dessen erstes Auftreten in der Kammer mit schallendem Gelächter begrüßt ward, ist jetzt wirklich ein Hauptführer der Rechten und also eine parlamentarische Puissance und kaum vergeht eine Sitzung, in der Hr. Wagener nicht zwei, drei mal das Wort ergreift, um regelmäßig mit großer Accurateſſe das Pünktchen übers i zu setzen; — aus solchem Samen zieht man solche Früchte) Hr. von Gerlach und Hr. Wagener, sage ich, beeilten sich, den peinlichen Eindruck, welchen die Selbstbekenntnisse des Grafen Pfeil hervorgerufen (die nämlich in der Kürze darauf hinausliefen, daß er von sich selbst behauptete, bei Ausübung der gutsherrlichen Polizeigewalt verschiedene zuchthauswürdige Verbrechen begangen zu haben) dadurch abzuschwächen, daß sie den allzu offenherzigen Redner desavouirten und von keiner Gemeinschaft zwischen ihrer Partei und den soeben vom Grafen Pfeil geäußerten Grundsätzen wissen wollten. Hr. von Gerlach brachte auch diese Ablehnung in der leichtfertig possenhaften Weise vor, die zu seiner sonstigen Richtung so wenig paßt und die ihm doch, wenigstens was sein Auftreten in der Kammer anbetrifft, mehr und mehr zur andern Natur geworden zu sein scheint. In diesem Falle, wo noch die gewaltigen Zornesworte des Hrn. Wentzel in aller Ohren nachzitterten, war diese scurrile Manier gewiß am wenigsten an ihrem Platze. Ich gebe zu, daß Hr. Wentzel kein Redner ist, dem ein gewisses erhabenes Pathos besonders glücklich zu Gesichte steht: aber wenn es nach Lessing Augenblicke gibt, in denen nur Der den Verstand nicht verliert, der keinen zu verlieren hat, warum soll die Macht des Augenblicks nicht auch die Glut eines edlen, Alles mit sich fortreißenden Zorns in Naturen erwecken, von denen wir eine solche Tiefe der Leidenschaft für gewöhnlich nicht erwarten? Jedenfalls hatte der Zorn des Hrn. Wentzel (den Hr. von Gerlach spöttischerweise mit dem neulichen Nothschrei des Hrn. von Morawski verglich — ach, er ahnte gewiß nicht, wie treffend dieser Vergleich und wie vielen, wie verhängnißvollen Stoff zum Nachdenken er dem preußi-

schen Patrioten gibt!) den wesentlichen Vorzug, wahr zu sein, während der kalte Spott, die spielende Oberflächlichkeit, mit welcher Hr. von Gerlach dagegen auftrat, offenbar nur gemacht war. Hr. Wagener, der fidus Achates des Abgeordneten für Schievelbein, fühlte den Faux pas seines berühmten Freundes denn auch sofort und suchte den üblen Eindruck desselben durch ein höchst ausdrucksvolles und feierliches Desaveu, betreffend die Grundsätze des Grafen Pfeil, zu verwischen. Von der Rechten wurde dies Desaveu natürlich mit der lebhaftesten Zustimmung begrüßt; was indessen die Meinung des Landes über Werth und Bedeutung solcher Desaveus vonseiten der Rechten anbetrifft, so dürfte wol Hr. Wentzel dieselbe am richtigsten getroffen haben, indem er darauf hinwies, daß auch die Grundsätze des Hrn. von Gerlach zur Zeit, als derselbe noch in der frühern Ersten Kammer saß, von seinen politischen Freunden regelmäßig mit großer Emphase desavouirt wurden und jetzt sind es die leitenden Grundsätze der Partei.

Das wahrhaft Tragische bei allen diesen Vorgängen ist nur Dies, daß von der Leidenschaft, mit welcher die Parteien in der Kammer gegeneinander kämpfen, außerhalb der Kammer, im Volke selbst, nicht das Mindeste verspürt wird; Rechte und Linke zerfleischen sich, Hr. Wentzel ruft den „Fluch der Nachwelt" herab auf Diejenigen, welche durch ihre Abstimmungen das Volk absichtlich zu „Sklaven" machen — und das Volk? Je nun wie gesagt, wenn ich nach den hiesigen Erfahrungen urtheilen darf, so kümmert das Volk sich weder um die Einen noch um die Andern, es läßt Reden halten und Gesetze machen nach Belieben und lebt inzwischen frisch in den Tag hinein. Oder wenn es ja noch von den Verhandlungen der Kammern Notiz nimmt, so ist es höchstens, um sich darüber lustig zu machen; mögen unsere Zeitungen über die neuen Gesetzesvorlagen und über die Debatten unserer Abgeordneten leitartikeln soviel sie wollen: der wahre Ausdruck unserer politischen Stimmung, wenigstens soweit sie die innern Verhältnisse des Landes anbetrifft, ist und bleibt doch „Kladderadatsch". Und selbst „Kladderadatsch" erklärte neulich in seinem Briefkasten, er hätte der „Kammerwitze" nun nachgerade genug, sie fingen an langweilig zu werden!

Glauben Sie ja nicht, daß ich diese Sätze leichtfertig oder mit Schadenfreude in den Tag hineinschreibe und nicht dabei fühle, welch herbes Urtheil über unser Volk und unsere Zeit ich damit ausspreche oder welch wahrhaft verhängnißvolles Prognostikon unserer Zukunft damit gestellt ist: eine Nation, deren innerste Lebensfragen so entschieden und festgestellt werden, wie es jetzt bei uns durch die Revisionsanträge der Rechten und was damit zusammenhängt geschieht, und die sich dabei so durchaus gleichgültig zeigt, ja die im Stande ist, die schwerwiegendsten und folgenreichsten Beschlüsse mit diesem frivolen Achselzucken entgegenzunehmen — eine solche Nation ist — des parlamentarischen Lebens überdrüssig? oder noch nicht reif dazu? O nein, Das war es keineswegs, was ich sagen wollte: wol aber zupft der unsichtbare Gendarm, den wir Schriftsteller seit einigen Jahren wieder hinter uns haben, mich beim Ohre und erinnert mich, daß es nicht immer gerathen ist, Alles herauszuschreiben, was in der Feder steckt. Wer unsere politische Lage kennt und auch die Gesetze kennt, nach denen die Entwickelungen der Völker sich bewegen und die in ihrer Art ebenso gewiß sind und ebenso wandellos wie die Gesetze der Natur, der kann sich den abgebrochenen Satz auch leicht er-

gänzen. Ich aber breche mit dem Satz zugleich auch den Brief ab, indem ich mir die schon neulich versprochenen kleinen Tagesneuigkeiten auf mein nächstes Schreiben verspare; ich bin — zum Theil wider meinen Willen — in eine zu ernste Tonart gerathen, um mit einem so frivolen Nachspiel zu schließen.

Notizen.

Die Mozartfeier zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag des großen Tonkünstlers ist fast überall in Deutschland, nicht nur in den großen und mittlern, sondern auch in vielen kleinen Städten in würdigster Weise gefeiert worden: ein erfreulicher Beweis, daß der musikalische Geschmack in Deutschland sich besser und reiner erhält als der literarische und daß auch das „Kunstwerk der Zukunft" die Pietät gegen die großen Namen der Vergangenheit noch keineswegs hat ausrotten oder auch nur vermindern können. Als besonders glänzend und wohlgelungen werden die Festlichkeiten in Wien, Berlin, Prag, München und Frankfurt am Main geschildert. Am erstern Orte wurde der musikalische Theil derselben von Franz Liszt geleitet, der zu diesem Ende vom Festcomité ausdrücklich eingeladen war: eine etwas wunderliche Wahl, besonders wenn man sich dabei erinnert, daß Hr. Liszt nur wenige Wochen zuvor in Berlin war, um daselbst für die Wagner'sche Zukunftsmusik zu agitiren. Auch von einem Mozart-Denkmal ist bei diesen Festlichkeiten vielfach die Rede gewesen; dasselbe soll in Wien errichtet werden, das Wie und Wann jedoch scheint noch in ziemlich weitem Felde zu stehen.

Unter dem Titel: „Lichtbilder. Eine Reise von Venedig im Juni und Juli 1855 von Moritz Müller", ist bei F. Köhler in Stuttgart die zweite verbesserte Auflage eines Reisetagebuchs erschienen, das ursprünglich nur als Manuscript für die Freunde des Verfassers gedruckt war, jetzt aber, in seiner verbesserten und erweiterten Gestalt, auch für einen größern Leserkreis manches Interessante darbietet. Der Verfasser, ein angesehener Fabrikant in Pforzheim, schildert die Erlebnisse seiner Reise in treuherziger, zuweilen sehr drastischer Weise; Kind des Volks, lediglich durch eigenen Fleiß zu seiner gegenwärtigen Stellung gelangt, faßt er vor allem die Lage des Volks ins Auge und dringt dabei besonders auf Verbesserung der Schulen, als den Haupthebel, das Volk in materieller sowol wie in geistiger und sittlicher Hinsicht in die Höhe zu bringen. Auch der Ertrag des Schriftchens selbst ist vom Verfasser zum Besten einer Volksschule bestimmt, die er in seinem Wohnorte zu errichten gedenkt; wir empfehlen das Buch sowol um seiner selbst wie namentlich um des guten Zweckes willen, der damit befördert werden soll.

Auf dem Théâtre français in Paris ist ein neues Lustspiel von Beauplan: „Les piéges d'or", mit Beifall gegeben worden. Von Auber wird

eine neue Oper „Manon Lescaut", von Scribe ein neues Luſtſpiel, angeblich ſein letztes, womit er von der Bühne Abſchied nehmen will, erwartet. Auch von Halévy ſteht eine neue dreiactige komiſche Oper, Text von Carré und Barbier, in Ausſicht. Die vielbeſprochene Expedition der Rachel nach Amerika iſt als völlig geſcheitert zu betrachten. Die Künſtlerin iſt bereits auf der Heimkehr begriffen; vielleicht hat die längere Trennung das pariſer Publicum mit ihr ausgeſöhnt und auch ſie ſelbſt wird wol durch die nicht ganz angenehmen Erfahrungen, die ſie jenſeit des Oceans gemacht hat, von ihren allzu bizarren Künſtlerlaunen einigermaßen geheilt ſein.

Jakob Venedey hat keineswegs, wie die Zeitungen kürzlich von ihm berichteten, der Literatur völlig den Rücken gekehrt und ſich aufs Land zurückgezogen, um daſelbſt (wie die Zeitungen ſich ausdrückten) „ſeinen Kohl zu bauen". Vielmehr befindet er ſich in Heidelberg eifrig mit der Fortſetzung ſeiner, auch in dieſen Blättern mehrfach beſprochenen „Geſchichte der Deutſchen" (Berlin, F. Duncker) beſchäftigt; der dritte Band iſt ſeiner Vollendung nahe und ſo darf man in nicht allzu langer Zeit dem Abſchluß des ganzen, mit großer Hingebung gearbeiteten Werkes entgegenſehen. — Hartwig Floto, der Geſchichtſchreiber „Kaiſer Heinrich's IV. und ſeiner Zeit" (Stuttgart, Beſſer), eines Werkes, aus welchem das „Deutſche Muſeum" vor längerm einige Bruchſtücke mittheilte und das ſich zu unſerer lebhaften Genugthuung raſch die allgemeinſte Anerkennung erworben hat, iſt zum Profeſſor der Geſchichte in Baſel, in die Stelle des verſtorbenen Brömmel, ernannt worden.

Am 17. Februar iſt Heinrich Heine der qualvollen Krankheit, die ihn ſeit acht Jahren gefeſſelt hielt, erlegen. Sein Name iſt ſein Denkmal; ſeit dem erſten Auftreten unſerer Romantiker, ſeit der Blütezeit der Novalis, Tieck, Schlegel, deren geiſtiger Nachkomme Heine war, ſo heftig er ſelbſt ſich auch gegen dieſe Verwandtſchaft ſträubte, hat kein deutſcher Dichter ſo tief und ſo dauernd auf unſere Literatur eingewirkt; mit ihm begann eine ganz neue Epoche im Geiſtesleben unſerer Nation und wenn wir die Epoche ſelbſt auch nicht zu unſern glücklichſten zählen dürfen, ſo bleibt die Energie des Talents, mit welcher er den trüben, krankhaften Inhalt ſeiner Zeit zur poetiſchen Darſtellung brachte, immerhin bewundernswerth und ſichert ihm ein unvergängliches Andenken, das freilich noch bei weitem glänzender ſein würde, hätte dem ausgezeichneten Talent ein ebenbürtiger Charakter zur Seite geſtanden. Heinrich Heine war am 1. Januar 1800 zu Düſſeldorf von jüdiſchen Aeltern geboren. Nachdem er zu Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte ſtudirt, trat er 1825 zum Chriſtenthum über. Im folgenden Jahre erſchienen die beiden erſten Bände ſeiner „Reiſebilder", denen 1827 das „Buch der Lieder" (vor kurzem in 13. Auflage erſchienen) folgte. Seit 1830 lebte er in Paris, Deutſchland ſah er nur im Jahre 1844 wieder auf einer Reiſe nach Hamburg, wo ſeine Mutter noch jetzt in hohem Alter lebt.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Rellstab's Roman „1812" in 4. Auflage.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rellstab (Ludwig), 1812.

Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die **vierte Auflage** eines deutschen Romans, dessen Verfasser noch lebt, ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland, und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich das neueste Werk des Verfassers:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 10.** 6. März 1856.

Inhalt: Die religiöse Berechtigung des classischen Alterthums. Von **Jakob Maehly.** I. — Kurzbolt. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.** — Literatur und Kunst. Zur orientalischen Frage. (Abeken, „Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts"; Weißenhorst, „Die orientalische Frage in ihrer genetischen Entwickelung"; Mundt, „Krim-Girai"; Sauppe, „Skizzen aus der Geschichte der Krim".) — Aesthetik. (Zimmermann, „Ueber das Tragische und die Tragödie".) — Correspondenz. (Aus Paris. — Aus Frankfurt a. M. — Aus Genf.) — Notizen. — Anzeigen.

Die religiöse Berechtigung des classischen Alterthums.

Von

Jakob Maehly.

I.

Die Kunde der Vergangenheit hat für den denkenden und forschenden Geist stets etwas überaus Reizendes, eine Macht der Anziehung, wie sie für das empfängliche Auge und Ohr die Gegenwart der umgebenden Natur ausübt. Und wie diese unser Interesse in höherm Grade fesselt, jemehr sie unserm eigenen menschlichen Wesen verwandt zu sein scheint und Bilder unsers eigenen Geistes uns vorspiegelt, gerade so steigert sich dort die Theilnahme und Liebe mit den Graden der Aehnlichkeit, welche uns aus dem Spiegel der Geschichte entgegentritt. Wir fühlen uns vom Aehnlichen, im Guten wie im Schlimmen, angezogen, und die örtliche wie zeitliche Verschiedenheit, weit entfernt, unser Interesse abzustumpfen, gibt ihm erst den wahren Ernst und Nachdruck. Solange daher das Studium der Geschichte regebleibt — und der Menschengeist müßte neu geschaffen werden, wenn es je anders werden sollte —, solange wird es auch mit Vorliebe denjenigen Gegenden der Welt zugewandt sein, in welchen zuerst reinmenschliche, uns verwandte Gestalten

umherwandelten und ihren Schöpfungen in Wort und That ihren Stempel aufdrückten. Diese sind Griechenland und Rom. Noch hat ihnen, im Großen und Ganzen, keine Beurtheilung dieses Vorrecht entrissen und andern Völkern zugewandt; machte auch hier und da auf irgendeinem Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit eine einseitige Richtung, eine schiefe Ansicht oder ein falscher Eifer Miene, etwas Besseres an die Stelle zu setzen oder sich selbst die Palme zu erringen — stets drängte sich aus der Betrachtung jener beiden Völker, besonders der Griechen, — eine solche sprudelnde Fülle naturwüchsiger Erscheinungen und menschlicher Züge dem Auge entgegen, daß es sich unmöglich für längere Zeit davor verschließen und andern angepriesenen Regionen zuwenden konnte.

Ein Streit also, ob die vergangenen Zeiten jener Völker überhaupt noch eine Berechtigung für die Gegenwart und ihr Interesse in sich tragen, oder ob sie nicht besser als todt und unfruchtbar der Vergessenheit übergeben werden, kann bei Urtheilsfähigen niemals stattfinden und wenn derselbe nichtsdestoweniger hier und da schon mit Heftigkeit geführt worden ist, so beweist dies noch keineswegs seine Berechtigung, sondern nur die geistige Unzurechnungsfähigkeit Derer, die ihn anregen.

Wol aber kann man verschiedener Ansicht sein über das Maß der Theilnahme, die jenen Zeiten und Völkern zu schenken sei, und über die Verwerthung der Resultate, die sich nothwendig daraus ergeben, auf unsere eigene Zeit. Die Geschichte lehrt uns hier, welch eine große Stufenleiter schon durchlaufen worden vom kühlen Beobachter an, der seiner eigenen Gegenwart den Preis zuerkennen möchte, bis hinauf zum begeisterten Jünger, der aus dem Schoos jener Vergangenheit alle und jede Weisheit zu holen, eine jede geistige Aeußerung und Schöpfung derselben als maßgebend noch für unsere Zeiten anzuerkennen geneigt ist. Der richtige Standpunkt wird diesmal wol in der Mitte liegen. Es wäre wahrhaftig ein schlechter Trost für die stufenmäßige Weiterentwickelung der Menschheit, wenn diese bei vergegangenen Zeiten stets nur in die Lehre gehen sollte, um schlechter zu machen, wenn sie nicht soviel eigene Kraft und Ursprünglichkeit besäße, um auf dem schon gelegten Grund weiter zu bauen und die vorgefundenen Anfänge zur Vollendung zu führen. Andererseits aber steht ebenso fest, daß die Geschichte unsere Lehrerin sein soll und sein darf, daß die meisten der bekannten bildungsfähigen Völker zu dem großen Tempel der Menschlichkeit, an dem wir Alle ohne Ausnahme fort und fort weiterbauen müssen, jedes seine Bausteine gesteuert und, in irgendeiner Weise, seinen eigenthümlichen Charakter darin ausgeprägt hat; und je zahlreicher diese Bausteine sind, je schöner in der Form und je dauernder nach dem innern Gehalt, umsomehr Berechtigung wird das Volk in Anspruch nehmen dürfen.

Daß in Betreff dieſer Mannichfaltigkeit die Griechen das auserwählte Volk, beſtreitet Niemand; die Spuren ihrer ſchaffenden Thätigkeit treten überall in den ſchönſten Umriſſen und feſteſten Geſtaltungen hervor. Welche reiche Fülle lebendiger, nie alternder Gebilde drängt ſich ſchon in dem einen Begriff der Schönheit zutage, den ſie nach allen Seiten hin gepflegt und entwickelt haben! Sie haben, um beim einmal angefangenen Bilde zu bleiben, die äußere Form jenes Tempels bis zu der nach unſern Begriffen erreichbaren Vollendung geführt, haben auch ſeine innern Räume mit zartem Sinn ausgeſchmückt und an jedem Pfeiler und jeder Säule ſprechende Zeugen ihrer Künſtlerweihe, an jedem Bilde die Züge ihrer eigenſten reinſten Menſchlichkeit hinterlaſſen. Aber — und jetzt kommen auch Urtheilsfähige mit dieſem bedeutungsſchweren Schlagwort — einen Altar haben ſie darin nicht aufgerichtet, kein Allerheiligſtes, zur Pflege des Göttlichen, haben ſie abgegrenzt, neben der klaren und ſchönen Geſtaltung aller menſchlichen Verhältniſſe haben ſie doch das Höchſte — das Verhältniß zu Gott — vernachläſſigt. Ja, ſie haben ſogar die Idee des Göttlichen durch ihren Götzendienſt getrübt und verunſtaltet und liefern einen Beweis, wie ſelbſt der begabteſte Menſchengeiſt auf gefährliche Pfade abirren kann, wenn das Licht höherer Erkenntniß in ihm nicht aufgegangen iſt.

Ein hartes Urtheil, wenn es ſich wahr erweiſen ſollte! Aber glücklicherweiſe läßt es ſich anfechten, und der Zweck der folgenden Zeilen ſoll eben ſein, das theilweiſe Schiefe und Unwahre jener Anſicht darzuthun; nicht als ob wir den Griechen auch in dieſem Punkte den Preis zuerkennen oder auch nur ihr religiöſes Denken und Leben vertheidigen möchten — denn das wäre Thorheit —, aber doch in dem Sinne, daß wir einem allgemeinen Verdammungsurtheil, das bei ihnen auch gar keine religiöſe Spur, keinen göttlichen Schwung des Geiſtes anerkennen will, entgegentreten und zeigen möchten, wie auch in der Sphäre der Religion und der von ihr durchdrungenen Moral, neben vielem Verkehrten, doch wieder lichte Pfade ſich hinziehen, auf denen Wahrheit und Erkenntniß daherwandeln und laut dafür zeugen, daß auch bei dieſem Volke das Bedürfniß des Göttlichen in hohem Grade vorhanden war. Iſt dies aber der Fall, ſo wird das griechiſche Alterthum neben ſeiner künſtleriſchen Würdigung auch ſeine religiöſe Berechtigung, und vielleicht in höherm Grade als manches andere Volk beanſpruchen dürfen. Der Verſuch, ihm dieſe Anerkennung zu erringen, iſt gewiß ſtets der Mühe werth, nicht nur vom objectiven Standpunkt gerechter Würdigung aus, ſondern auch von dem mehr ſubjectiven des Nutzens und der Reſultate, die infolge davon für uns ſelbſt zu gewinnen ſind. Hat doch eine einſeitige und beſchränkte Auffaſſung des griechiſchen Volksgeiſtes, die in ſeinen religiöſen und ſittlichen Verhältniſſen eitel Verderbniß und Gefahr erblickte, ſelbſt unſerer

Jugend dieses ewig bildende und nie zu ersetzende Element aus den Händen winden wollen, um der kindlichen Unschuld kein Gift zu geben! Wenn diese Ansicht sich einmal allgemeine Geltung zu verschaffen wüßte, so wären wir doch wahrhaftig um viele schöne Resultate gebracht. Darum gilt es, diese zu bewahren und als ein Recht zu bewahren.

Um hier, gelegentlich, an den Jugendunterricht anzuknüpfen, so ist es ja eine allgemeine, nicht blos bei den Griechen und Römern vorkommende Erscheinung, daß die Literatur eines jeden Volks neben schönen Blüten auch Auswüchse und garstiges Unkraut darbietet; — man verzeihe uns diese triviale Bemerkung: aber jene Rigoristen können durch keine andere geschlagen werden. Man wird also natürlich eine sorgliche Auswahl treffen müssen, wo man auch seinen Stoff hernehme, und der Jugend nicht Alles ohne Unterschied als gleich gute Nahrung vorlegen dürfen; manches Wahre und Richtige aus Griechenland wie auch anderswoher paßt auch nur für den reifern Mann. Und nun, wenn dieser Verdammungsgrund wegfällt, welche Klippe bleibt dann noch übrig, woran der leichtbewegte Kahn der Jugend auf ihrer Fahrt durchs Lebensmeer scheitern könnte? Die Ankläger selbst wissen keine mehr; im Gegentheil, wenn sie nicht ganz verstockt und verblendet sind, so müssen sie den Fahrwind, der aus jenen Gegenden weht, für den günstigsten, das Schiff, das mit ihren Erzeugnissen befrachtet ist, für das gesegnetste, die Wellen, die es umspülen, für die klarsten und ruhigsten, den Himmel, der darüber sich wölbt, für den blauesten anerkennen. Die Jugenderziehung ist von höchster Wichtigkeit für das ganze Leben, und wir könnten schon daraus, daß bedeutende Elemente derselben geschöpft werden aus dem Alterthum, dessen moralische Berechtigung erweisen; wer das ganze Leben zu heben und zu veredeln im Stande ist, hat doch gewiß auch mit dem Religiösen eine Verwandtschaft. Indeß wir bedürfen dieser mittelbaren Schlüsse gar nicht, die vielleicht doch nur den Verdacht erwecken könnten, als fehlten unmittelbare, der Sache selbst entnommene Erscheinungen, in welchen das Religiöse offenbar und fertig zutage trete.

Wir wenden uns demnach zu diesen. Wenn wir von Schöpfungen und Aeußerungen des Volksgeistes sprechen, so ist klar, daß wir dabei nur denjenigen Theil des Volks im Auge haben können, der zur Pflege des Geistigen Trieb und Kraft in sich verspürt, den edlern also, dessen Producte uns in der Literatur und Kunst aufbewahrt sind. Denn die große Masse hat, vor alten Zeiten wie auch jetzt, noch ganz andere Interessen zu verfolgen, die ihrem Charakter überall eine gleichmäßige Farbe verleihen; sie bildet stets die große unterschiedslose Fläche, aus deren einförmigem Grün hier und da, mit unterscheidenden Merkmalen und in die Augen fallender Bildung, einzelne Blüten hervorragen. Diese sucht das Auge, wenn es einen richtigen Blick thun will in das geistige Leben eines Volks. Sie

ſproſſen oft ſpärlich hervor, oft aber auch in reicherer Fülle, je nachdem die Grundzüge des Volks von der Natur gelegt worden ſind.

Daß dieſer Satz richtig iſt, kann die Geſchichte jedes Volks beweiſen. Den Juden gebührt das Verdienſt, die Idee des Göttlichen, des Einen Gottes tiefer gefaßt und gepflegt zu haben, als es anderswo geſchah; d. h. das Volk war ſo bildungsfähig, daß aus ſeiner Mitte Männer hervorgehen konnten, welchen jene Pflege Bedürfniß und Lebenszweck war; die große Maſſe ſelbſt ſehen wir nichtsdeſtoweniger von ägyptiſchem Zauberſpuk und dem Goldenen Kalb bethört werden. Und ſo wird es auch bei den Griechen geweſen ſein. Es iſt immer ein gutes Zeichen für die Bildungsfähigkeit eines Volks, wenn es in ſeinen Elementen Unterſchiede aufzuweiſen hat, wenn nicht Alles und Jedes in ewiger typiſcher Einförmigkeit verſchwimmt und keine Beſonderheiten auftauchen. Die meiſten Orientalen leiden an dieſem Verhängniſſe. Und doch hat myſtiſche Liebhaberei, als aus dieſen Gegenden ein neues Licht für die Sprache aufging, daſelbſt auch einen Urgrund von Weisheit geträumt, vor deſſen Tiefe alle griechiſche Speculation nur oberflächlicher Schaum ſei. Es hat lange gedauert, bis man von dieſer Ueberſchätzung zu kühlern Vorſtellungen wieder zurückkam. Die Schätze der Literatur haben ſich ſeither in reichem Maße erſchloſſen; neben einer Flut von Abenteuerlichkeiten, Verzerrungen und Uebertreibungen ſind allerdings auch liebliche und wahrhaft ſchöne Gebilde heraufgeſpült worden — immer aber bietet ihr gegenſeitiges Verhältniß keinen, nicht den entfernten Vergleich mit den Productionen der griechiſchen Welt. Es iſt ſchön, wenn es dort in einem uralten Gedichte heißt: „Du ſollſt deinem Feinde nicht blos vergeben, ſondern ihm auch wohlthun, ſowie der Sandelbaum im Augenblick ſeines Falles noch die Axt, welche ihn traf, mit Wohlgerüchen füllt"; — ſogar noch ſchöner als ein ähnlicher Ausſpruch eines Griechen (Theobulus), der dieſer Lehre ein Nützlichkeitsprincip unterlegt: „Thue dem Freunde Gutes, damit er es bleibe, dem Feinde, damit er es werde." Allein neben wie vielem Unſchönen findet ſich jenes, und wie manche dürre und troſtloſe Steppe muß man zurücklegen, bis man auf eine ſolche Oaſe trifft? Aber, hört man oft ſagen, welche Ahnung des Göttlichen, welche Erleuchtung ſogar gibt ſich oft kund in den Geſtalten der orientaliſchen Mythologie gegenüber der griechiſchen Vermenſchlichung aller Götter? Sind jene nicht unendlich erhabener? Ja, ſogar von gräßlicher Erhabenheit, die uns denn bei jener griechiſchen Vorſtellungsweiſe mit um ſo wohlthuenderm Gefühl verweilen läßt. Und mögen, wie in der orientaliſchen Literatur ſonnige, blumige Stellen, ſo auch in der Mythologie einzelne Lichtblicke ſich erkennen laſſen: wie dicht und weit iſt wieder das Dunkel und die Ungeheuerlichkeit, von der ſie umgeben ſind! Das grobe Sinnbildliche, das zum Fratzenhaften übereinanderge-

häuft ist, welch einen Unterschied bietet es dar zum hellenischen Schönheitsmaße, wo selbst die äußere Form des Symbols mit begeisterter Liebe gepflegt ist! Diese Verschiedenheit schon in der Form bedingt mehr, als es den Anschein haben könnte, und es ist eine gewiß richtige Bemerkung von Raumer, wenn er sagt: „Wer so wohl wußte wie die Hellenen, was schön sei, wer Alles unter seinen Händen in Schönes verwandelte, der konnte von dem Guten und Wahren nicht ganz getrennt sein, und was später Götzendienst ward, verdient in der Zeit der höchsten Blüte kaum diesen Namen.“ Die Pflege der Schönheit ist immer eine Stufe zur Vollendung des Menschlichen und führt uns dem Anschauen des Göttlichen näher; ist es doch, nach dem Ausspruch des göttlichsten aller griechischen Philosophen, die Schönheit, an welcher die Liebe sich entzündet, und ohne Liebe keine Begeisterung, ohne Begeisterung keine Erkenntniß des Göttlichen, ohne diese Erkenntniß keine Glückseligkeit möglich! Freilich muß diese Schönheit stufenweise sich läutern und nach und nach ihren materiellen Gehalts sich entkleiden, um zuletzt als Idee geschaut zu werden; und an dem Unvermögen, diese Entwickelung, diesen Läuterungsproceß in sich selbst geistig durchzuführen, ist mancher Grieche gestrauchelt und nie über die Liebe zu irdischer Schönheit herausgekommen; ja, man darf sich nicht verhehlen, daß gerade dies Haftenbleiben an der äußern Wohlgestalt auf bedenkliche Abwege geführt hat. Indeß der Idee selbst kann dies keinen Abbruch thun; eine Idee verlangt auch ihre Opfer, und wo die Möglichkeit ihrer Erfüllung, ja nur die Erkenntniß derselben vorhanden war — Plato beweist dafür — darf ihre Trübung und Entstellung uns nicht mistrauisch gegen sie selbst machen. Ein berühmter Philosoph der Neuzeit hat die griechische Religion im Ganzen und Großen die Religion der Schönheit genannt; und wenn man den Einfluß der Schönheit auf die geistige Veredelung des Menschen wohl erwägt, so wird man diesen Ausspruch nicht nur nach der weltlichen Seite hin zu würdigen haben und bedenklich den Kopf schütteln über diese Vergötterung des Irdischen, sondern man wird in ihm auch eine Andeutung des Höhern finden müssen, wie dieses ja bei Plato als ausgesprochenes Göttliches uns entgegentritt. Wenn man bei andern Völkern, um das Vorhandensein und die Tragweite irgendeiner Idee zu erforschen, sämmtliche Richtungen, worin die geistige Thätigkeit sich offenbart, eine nach der andern getrennt durchgehen und in jeder einzelnen jenen gesuchten Zug nachweisen kann, so läßt sich diese Scheidung bei den Griechen weniger durchführen, weil eine überaus glückliche Naturanlage ihre geistigen Thätigkeiten so in Einklang gebracht und zu einem Ganzen gemischt hatte, daß auch die Aeußerungen und Schöpfungen derselben nie gesondert dastehen, sondern stets von demselben Geiste beseelt, aus derselben Form gegossen und von verwandtem Inhalt erfüllt

erscheinen. Die Mythologie ist ohne Zweifel das früheste Product des Volksgeistes, da sie selbst jenseits der geschichtlichen Anfänge liegt. Eben darum ist auch ihre erste Form durchaus nicht mehr zu ermitteln; da aber, wo sie uns fertig und in ihrer Vollendung entgegentritt, ist sie schon nicht mehr nur Mythologie, sondern das ganze griechische Grundwesen spiegelt sich darin, besonders also die Kunst. Sie nimmt daher schon die edelsten Kräfte des Menschen in Anspruch — welch ungeheurer Abstand von den düstern Verzerrungen und gräulichen Gestalten, zu welchen der Orientale in seinen Götterbildungen sich so oft verirrte, weil ihm jener Sinn und seine veredelnde Kraft nicht inwohnte! Vom Fetischismus gewahren wir in der griechischen Mythologie keine Spur; der Kunstsinn hat sie davor bewahrt; ihre Götterbilder gleichen dem Schönsten, der Krone der Schöpfung, dem Menschen. Können doch selbst wir Christen, bei unsern so sehr geläuterten Begriffen, sobald wir uns Gott in concreter Gestalt denken wollen, uns zu keiner andern erheben und ist ja selbst der Menschgewordene in ihr erschienen! Die griechischen Götterbilder sollten aber doch auch wieder vom menschlichen Typus sich unterscheiden und über denselben sich erheben. Dies geschah durch Idealisirung der Qualität wie der Quantität; ihren Zügen ward das Gepräge der reinsten ungetrübtesten Urform, ihrer Gestalt eine imposante, über das Menschliche hinausragende Größe gegeben. Der Form nach waren diese Götter eine Vergötterung der menschlichen Natur, dem Inhalt nach eine Vermenschlichung des Göttlichen, wie sich wenigstens der Begriff desselben in uns gebildet hat.

Anfang und Grund aller Gottesverehrung im Alterthume war die Furcht; diese läutert sich aber bei gebildeten Völkern zu einer moralischen Scheu, welche das Gefühl der Erhabenheit einflößt, während bei rohern Völkern die knechtische Furcht das Einzige bleibt. Die Griechen haben diese Stufe weit überschritten; früher mochten sie auch darin befangen sein — „denn", sagt ein Forscher, „jene moralische Scheu weiß die ältere Zeit am wenigsten von dem Begriffe zwingender und drohender Uebermacht zu trennen, und selbst wenn die Götter aufhören, lediglich als überlegene Naturkräfte betrachtet zu werden, so führt doch auch ihre Vermenschlichung die Idee eines quantitativen Unterschieds von dem irdischen Menschen mit sich, der diesem seine Schwäche und Beschränktheit vor die Seele führt und dadurch sein Bedürfniß rege macht, ihren Zorn zu vermeiden und ihre Gnade zu erwerben." Anfänglich können wir den Cultus, sowol der Natur als den Angaben des Alterthums nach, nur als eine rohe Anbetung der unmittelbaren Kräfte denken, deren Gewalt der Mensch in seiner physischen Umgebung empfand. Die Barbaren sind über diese Stufe allerdings auch hinausgekommen, zwar nicht alle, und selbst die vorgeschrittenen unter ihnen wie weit gegenüber dem

Hellenismus? Dieser hatte doch moralische Personen in seinen Göttern; zwar nicht in dem Sinne, daß ihnen immer ein höherer sittlicher Adel unterlegt worden wäre, sondern daß ihnen die ganze moralische Natur des Menschen zugetheilt wurde; jene hatten in ihren Götterbildern nur Personificationen und Unterlagen gewisser Naturgegenstände und Kräfte. Erinnert man sich, wie staatlich zersplittert die griechischen Stämme früher waren, ehe gewaltsame Umwälzungen einen größern politischen Verband herbeiführten, so wird man, was die Zahl der sogenannten Hauptgötter betrifft, die ja durchaus nicht von Anfang an als festgegliederte Reihe dastanden, sondern meist getrennt, nach Stamm und Oertlichkeit verehrt wurden, sich eher wundern müssen, daß sie bei dem Bestreben der Griechen, jedem Cult von Stammgenossen Rechnung zu tragen und Toleranz angedeihen zu lassen, nicht noch größer ausgefallen ist. Zudem ist nicht jedes Glied dieser Zahl gleich berechtigt; es ist den Griechen nie eingefallen, die Leitung und die Geschicke der Welt nach gleichem Maßstabe unter zwölf ebenbürtige Götter zu vertheilen; Zeus ist der Hauptgott, der eigentlich Regierende, und seine Idee hat sich bei Gebildeten schon frühe zu der eines Einzigen geläutert, der nach unwandelbaren Gesetzen Natur und Menschheit regiert.

Weiß man nun, daß das Leben des echten griechischen Bürgers innerhalb zwei Richtungen sich bethätigte und seinen Spielraum fand: in der Erfüllung der Pflichten gegen den Staat einerseits, gegen die Götter andererseits, so wird man es begreiflich finden, daß die Staatsidee, ohne welche der Grieche keine Möglichkeit eines gesitteten Lebens denken konnte, auch auf die Götter übertragen wurde. Das System der altgriechischen Mythologie ward dadurch ein „politisch-ethisches, d. h. das Bild eines Staats, in welchem die Menschen ihre eigenen politischen Zustände geordnet hatten, ist übertragen auf das Regiment der Götter". In diesem Staatshaushalte traten nun allerdings hier und da Schwächen und Mängel hervor, wie sie menschliche Unvollkommenheit bei sich selbst vorfand, und die Philosophen eiferten mit Recht gegen diese Zuthaten, welche entstellend dem göttlichen Bilde umgehängt wurden. Indessen sind sie doch theils keine Erfindungen des Spottes, sondern nur schlecht verstandene Ueberbleibsel einer frühern Naturreligion, theils aber ist zu bedenken, daß den Griechen nach ihrem relativen Maßstabe, womit sie Alles auf sich bezogen und nach sich beurtheilten, eine absolute Vollkommenheit kaum möglich schien. Es schien ihnen ein Genüge gethan zu sein, wenn sie ihren Göttern alle menschlichen Eigenschaften in höherm Grade beilegten; einzelne Fehler und Schwächen damit zu verbinden lag ihnen so nahe, daß sie darin durchaus nichts Ungehöriges oder gar Frevelhaftes fanden. Es war so menschlich als nur irgendetwas, eben darum aber nicht unmenschlich; um göttlich zu werden, muß man die Stufen

des Menſchlichen erſt durchlaufen haben. Die Gebildeten ſtanden auch in jenem Punkte über der Volksreligion.

Waren aber nun die Götter im Allgemeinen keine ethiſchen Muſter, ſo darf man doch der griechiſchen Religion ſelbſt ihren ethiſchen Gehalt nicht abſprechen. Denn erſtens überwogen dort bei weitem die guten Seiten, die Züge der Vollkommenheit, dann aber theilte ſich ja, wie oben bemerkt, die Religion neben dem Staate in die geſammte Bethätigung des ethiſchen Menſchen, und überdies war die Kunſt — die ſchönſte Blüte des griechiſchen Geiſtes — der Verherrlichung der Religion geweiht.

„Die Religion der Griechen war, in ihrer beſten Zeit, weſentlich Kunſtreligion, und die Kunſt der Griechen, in ihrer höchſten Entfaltung, weſentlich religiöſe Kunſt.“ Das heißt: ſie war die Vermittlerin, durch welche die Religion im Volke belebt und ihre Wirkſamkeit auf Gemüth und Geſinnung vorzugsweiſe erzielt wurde, ſowie durch ihren Einfluß, gemäß dem griechiſchen Sinn für ſchöne Form, die religiöſen Geſtalten die Weihe edler Auffaſſung und würdiger Darſtellung erhielten. Was den Griechen an reingeiſtiger Auffaſſung des Göttlichen abging, wurde ihnen zum Vortheil und Gewinn — wenn überhaupt in dieſer Frage eine Vergleichung möglich iſt — in der Kunſt. Unſere unendlich geiſtigere, aber deshalb eben auch abſtractere Vorſtellungsweiſe nimmt der religiöſen Kunſt die Hauptbedingung ihrer Exiſtenz weg: ſinnlich wahrnehmbares Leben. Was uns als großer Nachtheil für das Religiöſe erſcheinen muß: das Unvermögen, eine Gottheit ſich vorzuſtellen, welche trotz ihrer Perſönlichkeit alle Arten der Vollkommenheit, auch der nicht darſtellbaren in ſich begreift, das diente gerade ihrer künſtleriſchen Fähigkeit als das wirkſamſte Förderungsmittel. Und nun, wenn ſelbſt wir, denen durch Offenbarung das Licht reinerer Erkenntniß aufgegangen iſt, bei Betrachtung jener alten Götterbilder noch etwas ganz Anderes in uns verſpüren als nur den Eindruck der ſchönen, vollkommenen Form; wenn die Gewalt der Ideen, welche der Künſtler in die Bilder hauchte, ſelbſt in unſer Bewußtſein dringt und entſprechende Stimmungen in uns zu erwecken vermag (man denke an die ruhige Majeſtät eines Zeuskopfes), wie viel mehr mußte jenes Volk dadurch berührt und in ſeinem ganzen innerlichen Weſen von erhabenen Gefühlen, von geweihten Stimmungen beſeelt werden, wo auch der Glaube als vermittelndes Band hinzukam?

Kurzbolt.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Hei, wie ſo hell die Kunde ſcholl!
Durchs Land geh'n freudige Sagen!
Der Finkler, Heinrich der Sachſe, ſoll
Die deutſche Krone tragen!

Die ſaliſchen Franken ergrimmten in Wuth,
Sie murrten zornentflammet:
In uns fließt Karl's des Großen Blut
Und Königen ſind wir entſtammet.

Und Konrad's Bruder Eberhart
Und Giſelbert von Lothringen,
Sie riefen zur ehernen Kriegesfahrt
Und zogen die blanken Klingen.

Umſonſt mahnt Kuno, Graf von der Lahn:
„Pflanzt keine Aufruhrfahnen!
Auch ich gehöre den Saliern an
Und ehre die hohen Ahnen.

Doch rechtlich iſt des Kaiſers Wahl,
Ihn haben die Fürſten erkoren;
Auf, mehren wir ſeiner Diener Zahl,
Ihm ſei die Treue geſchworen!"

Da ſpotten ſie laut: „Ei, Kurzbolt, ſieh',
Mit deinem höckrigen Rücken,
Den krummen Beinen, dem ſchiefen Knie
Wirſt du den Sachſen entzücken!"

Er aber achtet nicht den Hohn
Und zieht auf waldigen Wegen
Des Reiches echter treuer Sohn
Dem neuen König entgegen.

Und als er in das Lager ritt,
Da raunen Herren und Knechte:
Solch kurzer Leib, ſolch hinkender Schritt
Taugt nimmer zum Gefechte!

Doch raſch begrüßet er im Zelt
Der Heimat Hort und Leiter:
„Es droht Empörung dir, mein Held,
Ich geh' mit dir als Streiter."

Der Finkler dankt, doch will der Mann
Ihm ſeltſamlich erſcheinen.
Indeß er ſinnt: Gar Großes kann
Gott wirken durch den Kleinen!

Und ſieh', ein Haufen Jäger naht
Mit Spießen, Bogen und Stangen,
Sie haben im Harz auf waldigem Pfad
Den wilden Bären gefangen.

Rings jauchzt man dem Unthier gewaltig, groß,
Da bricht es die Seile in Stücke;
O weh, der Kaiſer iſt waffenlos,
Das Thier ſtürzt auf ihn voll Tücke.

O weh, ihm droht ein jäher Tod!
Nur Kurzbolt weiß zu wagen,
Sein raſcher Schwertſchlag bricht die Noth,
Das Unthier liegt erſchlagen.

Und wie es röchelt im rothen Blut,
Umarmt der Finkler den Franken:
„Ich kenne dich kaum, du machſt es gut,
Schon muß ich mein Leben dir danken!"

Bald ritten ſie an den Elbefluß
Entgegen den trotzigen Wenden,
Da ließ ein Rieſe frechen Gruß
Und kühne Botſchaft ſenden:

„Herr König, ich ſchlage Mann um Mann
Im Zweikampf mit deinem Heere!"
Da ging Herr Kurzbolt den Finkler an:
„Ich ſtelle mich zur Wehre!"

Er zog hinaus, dem Rieſen gefällt
Der Zwerg zum Waffentanze:
Doch bald iſt ihm die Bruſt zerſpellt
Von Kurzbolt's klingender Lanze.

Die Feinde fliehen in wirrer Flucht,
Der Finkler umarmt den Franken:
„Im Männerkampf, hei, welche Wucht!
Dir hab' ich mein Heer zu danken!"

Nun ging zum grünen Rhein die Fahrt,
Den Aufruhr dort zu zwingen,
Es gilt dem Salier Eberhart
Und Giſelbert von Lothringen.

Gen Breiſich nahten ſie dem Rhein,
Da flieh'n die Empörer am Strande
Und ſpringen in den Kahn hinein
Und ſtoßen raſch vom Lande.

Der Kurzbolt wirft den Spieß mit Macht
In ſeiner Feinde Runde,
Er trifft das Schiff, daß es zerkracht,
Sie ſinken all' zu Grunde.

Sie finden alle den Tod im Fluß,
Der Finkler umarmt den Franken:
„Nun geb' ich dir den Bruderkuß!
Dir hab' ich das Reich zu danken!

Dir dank' ich Leben, Heer und Reich!"
So ruft Herr Heinrich von Sachſen:
Dem König Heil und dem Land zugleich,
Wo ſolche Treue mag wachſen!"

Seitdem war Kurzbolt in Stadt und Zelt
Des Königs liebſter Genoſſe,
Sie ritten zum Streit in Haide und Feld
Und tagten zuſammen im Schloſſe.

Was hatten die deutſchen Kaiſer doch
Nicht ſämmtlich ſolche Vaſallen!
Es ſtände das Reich, hehr, herrlich, hoch
Noch vor den Reichen allen!

Literatur und Kunst.

Zur orientalischen Frage.

Die Friedenstauben fliegen durch Europa; wie noch vor wenigen Wochen nach dem Osten, an die Gestade des Schwarzen Meers, so sind jetzt Aller Blicke nach Westen, an die Ufer der Seine gerichtet. Nun, wir wollen Niemand in seinen Hoffnungen stören, im Gegentheil, wir wollen es als gewiß annehmen, daß die Arbeit der Diplomaten rascher und glücklicher vonstatten gehen wird als die Arbeit des Schwertes und daß Europa sich wirklich im Lauf weniger Wochen des schmerzlich entbehrten Friedens erfreuen wird. Aber bei alledem ist doch gewiß Niemand sanguinisch genug, um sich nicht selbst zu sagen, daß der Friede, über den in diesem Augenblick unterhandelt wird, unmöglich von langer Dauer, daß er überhaupt nur ein Waffenstillstand sein und daß die Flamme des Kriegs über kurz oder lang aufs neue hervorbrechen wird. Krankheiten des Körpers werden nicht dadurch geheilt, daß man ein Concil von Aerzten citirt und Recepte über Recepte verschreiben läßt, sondern allein dadurch, daß der Grund des Uebels, der eigentliche Krankheitsstoff, die materia peccans, wie die ältern Aerzte es nannten, aus dem Körper entfernt wird. Gerade ebenso steht es auch mit den Krankheiten im Leben der Völker. Die Diplomaten an der Seine haben es sehr leicht, Protokolle aufzunehmen und Noten zu wechseln und den Frieden Europas für hergestellt zu erklären —: solange nicht der Zündstoff entfernt ist, an dem die Flamme dieses Krieges emporloderte, solange nicht Mittel und Wege gefunden sind, die Verhältnisse des Ostens definitiv zu ordnen und die verschiedenen Ansprüche der concurrirenden Mächte in Einklang zu setzen, solange ist auch der Friede ein bloßes Wort und jeder kleinste, zufälligste Umstand wird genügen, alle Schrecken des Kriegs aufs neue zu entfesseln. In der That aber ist bisjetzt nichts geschehen, die materia peccans der großen europäischen Krankheit zu beseitigen; es ist nichts von Dem erreicht worden, um dessentwillen die Westmächte das Schwert aus der Scheide zogen. Die Türkei, der man beispringen wollte, ist ohnmächtiger und abhängiger geworden denn je; die Donaufürstenthümer befinden sich in derselben schwankenden und verwickelten Lage wie früher; kurz, die eigentlichen Aufgaben des Kriegs sind nach der Art, wie er bisher geführt wurde, kaum gestreift, geschweige denn gelöst worden. Auch tröste man sich nicht damit, daß man sagt, wenn die Westmächte auch keine materiellen Vortheile errungen, so sei doch wenigstens das moralische Ansehen Rußlands erschüttert worden. Es ist erschüttert worden, ja, aber noch bei weitem nicht gebrochen; ja wenn man sich die Siegserwartungen ins Gedächtniß ruft, unter denen Frankreich und England ihren ersten Feldzug begannen, so kann man sogar behaupten, Rußland hat sich kräftiger gewehrt und eine größere Zähigkeit des Widerstandes entwickelt, als man dem „Koloß auf thönernen Füßen" bis vor kurzem noch zutraute. Und dann dürfte wol noch zu überlegen sein, ob die Erschütterung, welche das Ansehen Rußlands erlitten, nicht mehr als aufgehoben wird durch den Anblick militärischer Schwäche, schlechter Verwaltung und innerer Zerrüttung, welchen England im Lauf dieses Kriegs dargeboten hat.

Seine Flotte abgerechnet, die den Männern von Fach von jeher mehr als verdächtig war und deren Verlust daher auch für Rußland selbst gar so groß nicht ist, als man uns von Seiten der Westmächte überreden möchte, hat Rußland sich kräftiger vertheidigt, als die Mehrzahl des europäischen Publicums und als namentlich seine Gegner selbst von ihm erwarteten; dagegen sind die Alliirten in ihren Angriffen minder überlegt, minder energisch und darum auch minder glücklich gewesen, als man sich von ihnen versprach. Insbesondere aber hat die englische Seemacht, gleichviel durch wessen Schuld, bei weitem nicht Das geleistet, was man von ihr, der ersten Seemacht der Welt, erwartete und erwarten mußte. Aber, zugegeben selbst, daß Rußland für den Augenblick den Kürzern gezogen, so weiß doch Jeder, daß aufgeschoben nicht aufgehoben ist; gerade die Niederlage, welche Rußland im Augenblick erleidet, wird seine Anstrengungen nur verdoppeln, es wird vielleicht nicht wieder mit der Brutalität auf sein Ziel losgehen wie zur Zeit Mentschikow's und seines berühmten Paletot, es wird feinere und künstlichere Mittel wählen, es wird das drohende Antlitz der Gewalt mit der Maske der Freundschaft vertauschen, es wird sich nach Allianzen umsehen und wird mit alledem früher oder später mehr erreichen, als es jetzt an den paar versenkten Schiffen, den zerstörten Befestigungen und den paarmalhunderttausend Mann einbüßt, welche der Krieg ihm gekostet hat und deren Verlust für Rußland lange nicht so empfindlich als der entsprechende Verlust an Menschenleben für England und Frankreich ist. Unter diesen Umständen, da wir also im besten Fall immer nur auf eine mehrjährige Waffenruhe, nicht aber auf einen wirklichen und dauerhaften Frieden rechnen dürfen und da sich schon jetzt voraussetzen läßt, daß der Orient noch auf lange hinaus der Apfel der Eris sein wird, welcher Europa in Zwietracht versetzt —: so können wir es auch nur billigen, daß die Literatur, unbekümmert um das augenblickliche Friedensgeschrei, nicht aufhört, die Aufmerksamkeit des Publicums auf die eigentlichen Ursachen des jüngsten Krieges hinzulenken; namentlich also auf die geschichtliche Stellung der Türkei und ihre Beziehungen zur europäischen Politik. In letzter Instanz werden es doch weder Kriege noch Friedensschlüsse sein, welche den verhängnißvollen Knoten lösen, sondern hier wie überall wird der endliche Sieg doch nur der öffentlichen Meinung oder, um ein minder zweideutiges Wort zu wählen: der öffentlichen Bildung zufallen und haben wir daher Alles mit Dank entgegenzunehmen, was geeignet ist, diese Bildung zu befördern und auf das richtige Ziel hinzulenken.

Ein schätzenswerther Beitrag dazu liegt uns in einer Schrift vor, in der wir zugleich mit wehmüthiger Freude die letzte Arbeit eines Mannes begrüßen, der durch seine wissenschaftliche und sittliche Tüchtigkeit, seinen Fleiß und Eifer zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte — Hoffnungen, die durch den frühzeitigen Tod des Verfassers leider für immer vernichtet sind. Das Buch ist bei Hertz in Berlin erschienen und führt den Titel: „Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Abeken, ehemals Vorstand des statistischen Bureau zu Hannover. Mit einem Vorworte von Karl Stüve. Mit Actenstücken.“ Der Verfasser, ein Sohn des hochverdienten Rectors zu Osnabrück, des ehemaligen Erziehers der Schiller'schen Kinder und Herausgebers der Möser'schen Schriften, Mitglied einer Familie, die sich auszeichnet durch vielseitiges litera-

riſches Talent und hohe wiſſenſchaftliche Bildung (ſein Bruder Wilhelm Ludwig, geſtorben 1843, iſt Verfaſſer des in ſeiner Art claſſiſchen Werks: „Mittelitalien vor den Zeiten römiſcher Herrſchaft nach ſeinen Denkmalen") wurde 1820 zu Osnabrück geboren. Durch Familienverbindungen beſtimmt, ging er nach Neuyork, um ſich daſelbſt dem Handel zu widmen. 1842 durch ein Bruſtleiden genöthigt, nach Europa zurückzukehren, machte er zu Bonn die Bekanntſchaft des Grafen Görz, Deſſelben, der ſich ſpäter durch ſeine Reiſe um die Welt bekannt gemacht hat. Abeken begleitete ihn nach Göttingen und Berlin, wo Beide ſich dem Studium der Rechte widmeten. Denn der Betrieb des Handels, wie er ihn in Amerika kennen gelernt, hatte den ſtrengſittlichen Jüngling mit Widerwillen erfüllt, ſodaß er mit Begier die Gelegenheit ergriff, die praktiſche Thätigkeit des Kaufmanns mit dem idealen Leben der Wiſſenſchaft zu vertauſchen. Doch ſollte ihm vorläufig noch reichliche Veranlaſſung geboten werden, das Leben auch praktiſch kennen zu lernen. Graf Görz trat im Herbſt 1844 ſeine Reiſe um die Welt an und auf ſeinen Wunſch wurde Abeken ſein Begleiter. Die Reiſenden beſuchten Nord- und Südamerika, trennten ſich jedoch zu Ende 1845, indem Abeken, wenn auch nicht auf dem geradeſten Wege, nach Neuyork zurückging, wo er ſich bald darauf, in der Hoffnung in Amerika ſelbſt eine ihm zuſagende Stellung zu finden, verheirathete. Allein dieſe Hoffnung erfüllte ſich nicht und ſo kehrte er im Herbſt 1846 in die hannöverſche Heimat zurück. Es war damals in Deutſchland eine Zeit allgemeiner politiſcher Aufregung und auch Abeken entzog ſich derſelben nicht. Doch ſuchte er, belehrt durch ſeine amerikaniſchen Erfahrungen, ſchon damals die Illuſionen, denen die Mehrzahl des deutſchen Volks ſich hingab, in ihrer Haltungsloſigkeit nachzuweiſen, ſowie überhaupt die Bewegung in die Grenzen einer vernünftigen und beſonnenen Praxis zurückzuführen. Nachdem er einige Zeit in Bonn und Berlin als Schriftſteller thätig geweſen, gelang es ihm endlich im Sommer 1848, eine Staatsanſtellung in ſeinem Vaterlande Hannover zu erhalten. Und zwar wurde ihm die ſchwierige Aufgabe zutheil, eine hannöverſche Statiſtik zu begründen, zu welcher es bis dahin, bei der Abneigung, welche in dem vormärzlichen Hannover gegen dieſe unbequeme Wiſſenſchaft geherrſcht hatte, ſelbſt an den nöthigſten Vorarbeiten mangelte. Abeken, der ſich ſchon in Amerika hauptſächlich mit ſtatiſtiſchen Arbeiten beſchäftigt hatte, griff das Werk mit Eifer und gutem Muthe an und gewiß würde er daſſelbe in kurzer Zeit zu einem glücklichen Ziele geführt haben, hätten nicht die bald darauf eintretenden wiederholten Miniſterwechſel, durch welche die hannöverſche Staatsverwaltung immer tiefer in die Reaction zurückgeführt ward, ſeine Thätigkeit gehemmt und ſeinen Muth gebrochen. Sich von dieſer Verſtimmung zu befreien und in einer größern wiſſenſchaftlichen Arbeit die Friſche des Geiſtes wiederzugewinnen, welche die ſtatiſtiſche Berufsarbeit ihm geraubt hatte, vertiefte er ſich in hiſtoriſche Studien. Namentlich zog ihn die Geſchichte des 18. Jahrhunderts an, beſonders die letzte Hälfte deſſelben, für die ſich ihm in den hannöverſchen Archiven ſowie in verſchiedenen ihm zugänglichen Privatſammlungen mancherlei neue und wichtige Quellen eröffneten. Allein mitten in dieſen Arbeiten überraſchte den ſtrebſamen Mann, deſſen Geſundheit ſich ſeit dem erſten Aufenthalt in Amerika niemals ganz erholt hatte, der Tod; er ſtarb an den Folgen eines gaſtriſchen Fiebers am 29. April 1855. Ein

Bruchstück seiner Studien zur Geschichte des 18. Jahrhunderts liegt uns in dem obengenannten Werke vor. Es ist ein Bruchstück im eigentlichsten Sinne des Worts. Wie der Herausgeber im Vorwort mittheilt, war es nicht die Absicht des Verfassers, die Politik der europäischen Mächte in Beziehung auf die Türkei bis auf die Gegenwart zu verfolgen, vielmehr gedachte er mit der Wendung abzuschließen, welche durch die Französische Revolution hervorgerufen ward und die ja auch der gegenwärtigen Situation in vielem Betracht so ähnlich ist. Allein auch dieses Ziel war ihm nicht zu erreichen vergönnt; was hier vorliegt, ist nur das erste Buch, die Zeit vom Carloviczer bis zum Belgrader Frieden (1699—1739) umfassend; was das Buch darüber hinaus enthält, ist nur erst skizzirt und auch diese Skizze reicht nur bis zum Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs von 1768. Dagegen sind die Ereignisse bis zum Belgrader Frieden mit großer Genauigkeit und Uebersichtlichkeit dargestellt; der Verfasser stützt sich überall auf die Resultate eigener selbständiger Forschung und weiß sie mit Scharfsinn zu combiniren. Vortrefflich ist das allmälige Sinken der türkischen Macht dargestellt, das selbst durch den „letzten Sonnenblick" des Belgrader Friedensschlusses nicht aufgehalten werden konnte; im Gegentheil, der Uebermuth, zu dem die Türkei sich durch ihre scheinbaren Erfolge verleiten ließ, beförderte nur ihren Verfall. Mit besonderer Ausführlichkeit behandelt der Verfasser, dem Plan seines Werkes gemäß, die diplomatischen Verhandlungen jener Zeit; die zahlreichen neuen Quellen, die er dabei benutzt hat, sowie die klare und lichtvolle Anordnung, in welcher der verwickelte Stoff vorgeführt wird, machen sein Werk zu einer unentbehrlichen Vorarbeit für Alle, welche den Beziehungen der Türkei zu Europa sowie überhaupt der Geschichte des 18. Jahrhunderts ein eingehendes Studium widmen. Das Ganze zerfällt in fünf Abschnitte, geordnet nach den Friedensschlüssen und sonstigen diplomatischen Verhandlungen, welche in dem angegebenen Zeitraume stattfanden. Es beschäftigt sich also namentlich der erste Abschnitt, nach einer gedrängten Einleitung, in welcher die Lage Europas zu Ende des 17. Jahrhunderts flüchtig angedeutet und besonders die Wechselbeziehung zwischen Rußland und der Türkei hervorgehoben wird, mit dem Frieden von Carlovicz; der zweite behandelt den Frieden am Pruth, der dritte den Frieden von Passarovicz. Der vierte Abschnitt ist überschrieben: „Die russisch-türkische Theilung Persiens", während der fünfte und letzte die Entwickelung der Ereignisse bis zum Frieden von Belgrad fortführt. Das Ganze, wie fragmentarisch es ist, muß doch als eine wesentliche Bereicherung unserer historischen Literatur betrachtet werden und ist vollkommen genügend, dem Verfasser bei allen Freunden der Geschichte sowie der Wissenschaft überhaupt ein dankbares Andenken zu sichern.

Ein ähnliches Ziel wie das eben besprochene Werk, sogar noch in weiterm Umfang, nämlich vom Sturz des Byzantinischen Reichs bis auf die Gegenwart, verfolgt O. von Weißenhorst in: „Die orientalische Frage in ihrer genetischen Entwickelung" (St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer). Allein wenn wir dem Werke von Abeken die höchste Selbständigkeit der Forschung nachrühmen mußten, so muß Hr. von Weißenhorst sich zum höchsten mit dem Prädicat eines leidlich geschickten Compilators begnügen. Der Verfasser nennt sein Schriftchen selbst nur eine

„Skizze" und versichert, daß ihm die Anmaßung, als könne sein Schriftchen „eine Lücke der Literatur ausfüllen", außerordentlich fern gelegen. Wir acceptiren dies Geständniß bestens, können aber doch nicht umhin, dem Verfasser bemerklich zu machen, daß auch zu einer bloßen Compilation von Thatsachen immerhin ein gewisses Urtheil, eine gewisse geistige Durchdringung des Stoffs gehört. Und an dieser letztern läßt der Verfasser es gar sehr fehlen; allgemeine Betrachtungen, wie z. B. daß der Krieg ein großes Uebel, daß die sogenannte Staatsnothwendigkeit ein sehr zweideutiges Ding, daß die orientalische Frage ein verwickelter Handel, der nicht so leicht zu schlichten — solche und ähnliche Betrachtungen, sind vielleicht gut, ein Wirthshausgespräch in Gang zu erhalten, aber eine trockene Aufzählung von Thatsachen zu würzen und dem Leser irgendeinen tiefern Einblick in die eigentliche Lage der Dinge zu verschaffen sind sie doch nicht geeignet.

Eine interessante Episode aus den Beziehungen des Orients zu Europa behandelt Theodor Mundt in seinem neuesten Werke: „Krim-Girai, ein Bundesgenosse Friedrich's des Großen. Ein Vorspiel der russisch-türkischen Kämpfe." (Berlin, Schindler.) Krim-Girai war der letzte einigermaßen selbständige Fürst auf der Taurischen Halbinsel; ein wunderliches Gemisch von europäischer Cultur und morgenländischer Barbarei, von Sentimentalität und Roheit, von Enthusiasmus und Hinterlist, ebenso kriegslustig und tapfer wie wollüstig und weibisch, ein Mann großer Entwürfe und kleiner Thaten, machte er verschiedene Versuche, sich selbständig an der europäischen Politik zu betheiligen. Insbesondere begeisterte ihn der Ruhm Friedrich's des Großen und in der mislichen Lage, in welcher der große König sich damals befand, erschien ihm selbst dieser entfernte und unbekannte Bundesgenosse nicht zu klein, sich um seinen Beistand zu bewerben. Die Geschichte der preußischen Gesandtschaft, die zu diesem Ende bei Krim-Girai erschien, bildet den vornehmsten Inhalt des Buchs, das dann in dem raschen und tragischen Untergang seines Haupthelden einen erschütternden Abschluß erhält. Es ist mit derselben Lebendigkeit geschrieben und in demselben halb novellistischen Stil wie der fast gleichzeitig erschienene „Kampf um das Schwarze Meer" von demselben Verfasser, zu dem es überhaupt eine Art von Ergänzung oder Nachtrag bildet. Daß dieser Stil, so angenehm er sich liest und so sehr er dem Geschmack des großen Publicums zusagt, doch in wissenschaftlicher Hinsicht sehr gewichtigen Bedenken unterliegt, wird wol Niemand leugnen mögen. Inzwischen läßt er sich bei einem Stoff, der gleich dem vorliegenden schon an sich selbst mehr dem Roman als der Geschichte anzugehören scheint, noch am ersten ertragen und so nehmen wir keinen Anstand, das Buch allen Freunden einer anregenden und belehrenden Lectüre bestens zu empfehlen.

Schließlich wollen wir noch mit zwei Worten der „Skizzen aus der Geschichte der Krim" gedenken, welche Hermann Sauppe bei Böhlau in Weimar herausgegeben hat. Es ist der Abdruck eines Vortrags, welchen der Verfasser im vorigen Frühjahr, also zu einer Zeit, da die Belagerung von Sewastopol das Tagesgespräch von Europa war, im Stadthause zu Weimar gehalten hat. Der Vortrag nimmt auf jene Zeitbeziehungen wenig oder gar keine Rücksicht und das eben sichert ihm sein bleibendes Interesse. Es ist eine im elegantesten Stile abgefaßte, dennoch streng wissenschaftlich gehaltene Uebersicht über die Geschichte der Taurischen Halbinsel; da eine

gleichmäßige ununterbrochene Entwickelung weder für die Gelegenheit noch den Gegenstand passend gewesen sein würde, so hat der Verfasser seinen Stoff in eine Reihenfolge kleiner Gruppen oder Gemälde zerlegt, wobei ihm als Leitfaden die verschiedenen Nationalitäten gedient haben, die sich im Lauf der Jahrtausende auf dem Boden der Krim niedergelassen. So lernen wir nacheinander erstlich die sagenhaften Kimmerier kennen, ferner die Niederlassungen der Griechen, sodann Scythen, Alanen und Gothen, sowie jene Reihe wilder Nomadenvölker, welche zur Zeit der Völkerwanderung aus Asien über Europa hereinbrachen und auch die Krim nicht verschonten. Es folgt dann das Tatarenreich, die Herrschaft der Genuesen, endlich der immer weiter umsichgreifende Einfluß des russischen Reichs, dem die Krim endlich 1784 auf die Dauer einverleibt ward. Ein kurzer Anhang liefert eine Uebersicht der Quellen, deren der Verfasser sich bedient hat und damit zugleich einen Begriff von den sorgfältigen und mühsamen Studien, aus denen sein äußerlich so eleganter und fließender Vortrag hervorgegangen ist.

HFk.

Aesthetik.

Unter dem Titel „Ueber das Tragische und die Tragödie" (Wien, Braumüller) hat Professor Robert Zimmermann in Prag eine Reihe von Vorlesungen herausgegeben, welche er vor etwa Jahresfrist vor dem gebildeten Publicum zu Prag gehalten. Hr. Zimmermann ist einer der geistvollsten und rührigsten unter den jüngern Gelehrten in Oestreich; die philosophischen und ästhetischen Vorlesungen, welche er an der prager Universität zu halten pflegt, erfreuen sich von Seiten der akademischen Jugend einer lebhaften Theilnahme und auch in der Literatur hat er sich durch seine Schrift über Leibniz einen vortheilhaften Ruf gegründet. Als geistvoller und strebsamer Mann bewährt er sich uns auch in diesen Vorlesungen „Ueber das Tragische"; ob aber bei alledem sein literarischer Ruf durch die Herausgabe derselben gewinnen wird, scheint uns mehr als zweifelhaft. Es ist ein anderer Maßstab, den man an mündliche Vorträge legt, besonders wenn sie, wie in diesem Falle, vor einer gemischten Zuhörerschaft von verschiedenen Bildungsstufen und darum auch von verschiedenen Ansprüchen gehalten werden, und wiederum ein anderer, nach welchem ein gedrucktes Buch beurtheilt wird. Von jenen, den Vorträgen, wird man sich schon befriedigt fühlen, wenn sie nur ihrem nächsten praktischen Zweck entsprechen; ist die Darstellung verständlich und anziehend, die Anordnung klar und übersichtlich, der Eindruck des Ganzen anregend und belebend, so darf der Redner seine Aufgabe als gelöst betrachten und den Dank, den sein Publicum ihm zollt, als einen wohlverdienten hinnehmen. Ganz anders das gedruckte Buch. Das Buch bleibt, während das Wort verhallt; zu dem Buche kehren wir zurück, nicht blos angeregt wollen wir von ihm sein, sondern auch unterrichtet und belehrt; der Vortrag ist eine flüchtige Bekanntschaft, die ebenso rasch verschwindet wie sie erschienen ist, und von der wir daher selbst nichts weiter verlangen als einen pikanten Eindruck, das Buch dagegen soll uns zu einem Freunde werden, dessen Umgang uns auf die Dauer festhält und veredelt. Dieses Unterschiedes scheint Hr. Zimmermann, da er sich zur unveränderten Herausgabe seiner Vor-

träge entſchloß, nicht ganz bewußt geweſen zu ſein. Es mag ſein, daß, wie er im Vorwort behauptet, populäre Vorleſungen „weder philoſophiſche Tiefe noch literariſche Vollſtändigkeit“ zu haben brauchen: ſo hätte er ſich doch erinnern ſollen, daß man von dem gedruckten Buche, einem Buche über Weſen und Geſchichte des Tragiſchen, allerdings ſowol das Eine wie das Andere verlangt und daß ein Werk, welches eine der wichtigſten und ſchwierigſten Fragen der geſammten Aeſthetik in einer für das große Publicum verſtändlichen und fruchtbaren Weiſe zu löſen ſucht und dabei von vornherein auf Tiefe und Vollſtändigkeit verzichtet, einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt und ſeiner eigenen Aufgabe enthält. Und auch Das iſt ganz richtig, was der Verfaſſer an einer andern Stelle ſeines Buchs bemerkt, daß (S. 29) „wie das Blut im raſchen Kreislauf die Gefäße, die es bereiten, ſelber wieder ernährt, ebenſo auch die Wiſſenſchaft die Verpflichtung hat, das Leben, aus dem ſie ſtammt, wieder mit ihren Früchten zu bereichern“: nur können wir einer bloßen Rhetorik, wie blendend ſie ſei, den ehrwürdigen Namen der Wiſſenſchaft nicht zugeſtehen, noch vermögen wir uns überhaupt eine Wiſſenſchaft zu denken, welche freiwillig auf Tiefe und Vollſtändigkeit verzichtet. Das Buch des Hrn. Zimmermann ſucht für das ſpecielle Gebiet des Tragiſchen ungefähr Daſſelbe zu leiſten, was dereinſt A. W. Schlegel mit ſeinen bekannten „Vorleſungen“ für das Geſammtgebiet der dramatiſchen Literatur und Kunſt leiſtete: die Entwickelung der Tragödie wird durch die verſchiedenen Zeiten und Völker verfolgt, wobei zugleich in flüchtigen Strichen die Bildniſſe der bedeutendſten tragiſchen Dichter gezeichnet und ihre vorzüglichſten Werke erläutert werden. Exiſtirte das Schlegel'ſche Werk nicht, ſo könnte den Zimmermann'ſchen Vorleſungen vielleicht, als einem erſten Verſuch, eine gewiſſe Berechtigung zugeſtanden werden; da jenes aber vorhanden und ſeit mehr denn vierzig Jahren Eigenthum der Nation iſt, ſo vermögen wir nicht recht zu ſagen, was das Buch des Hrn. Zimmermann, das in den hiſtoriſchen Partien weit unvollſtändiger und flüchtiger, in den philoſophiſchen aber weit flacher und dabei in ſeiner Art nicht minder einſeitig iſt als das Werk ſeines berühmten Vorgängers, daneben ſo eigentlich noch ſoll. Die erſte Vorleſung verbreitet ſich über den Begriff des Tragiſchen und der Tragödie; es iſt der ſchwächſte Abſchnitt eines Buchs, das überhaupt nicht viele ſtarke Seiten aufzuweiſen hat. Der Verfaſſer hält wörtlich feſt an der bekannten Definition des Ariſtoteles, wonach die Tragödie durch Furcht und Mitleid wirkt: ein ſehr überflüſſiges Unternehmen, unſers Bedünkens, da der Begriff des Tragiſchen durch die neuere Philoſophie und namentlich durch Hegel unendlich tiefer aufgefaßt iſt, ſodaß der Definition des Ariſtoteles (wenn es denn überhaupt eine Definition ſein ſoll), nur noch eine ſehr bedingte Geltung zugeſprochen werden kann. Aber ſelbſt mit dieſer einfachſten und nüchternſten Erklärungsweiſe ſcheint der Verfaſſer nicht ganz fertig geworden zu ſein; wenigſtens iſt es ſonſt unerklärlich, wie er auf den Einfall gerathen konnte, die Plaſtik (S. 17) als diejenige Kunſt zu bezeichnen, durch welche uns das Tragiſche am vollkommenſten zur Anſchauung gebracht werde. Die zweite Vorleſung behandelt neben dem indiſchen das hebräiſche Drama: auch dies Letztere eine Wunderlichkeit, die uns füglich hätte erſpart werden ſollen und die noch auffallender wird durch die Keckheit, mit welcher der Verfaſſer, allen hiſtoriſchen Thatſachen entgegen,

behauptet, der Hebräer habe der dramatischen Poesie näher gestanden als der Inder (S. 49)!! Das ist denn wenigstens eine dramatische Poesie in partibus gewesen, da bekanntlich alle Versuche, das Hohe Lied oder den Hiob zum Drama umzudeuten, lediglich philologische Spielereien geblieben sind. Die beiden folgenden Vorlesungen sind der griechischen Tragödie gewidmet; sie sind verhältnißmäßig die sorgfältigste und gelungenste Partie des Buchs; besonders ist das über Sophokles Gesagte zwar nichts weniger als neu, aber doch recht faßlich und wohl dargestellt. In der fünften Vorlesung werden wir über die kirchlichen Spiele des Mittelalters, ferner über die spanische, die französische und die italienische Tragödie belehrt; es begreift sich, daß bei einer solchen Häufung des Stoffs die Belehrung nicht sehr gründlich ausfallen kann. Auch der folgende Abschnitt, der sich vornehmlich mit Shakspeare beschäftigt, bringt nur das Bekannteste, was eben auf der Oberfläche liegt und auch dies nicht immer mit derjenigen Genauigkeit, deren der populäre Redner sich doch am wenigsten entschlagen sollte, weil gerade ihm die Gefahr des Misverständnisses am nächsten liegt. Ein solches Misverständniß ist z. B. schwer zu vermeiden, wenn Hr. Zimmermann angeblich nach Tieck's Berichten erzählt, der berühmte Garrick habe den Hamlet „im Frack" gespielt (S. 201). Nicht im modernen Frack, der damals noch nicht existirte, sondern in der Hoftracht seiner Zeit, die noch sehr nahe an die Hoftracht Ludwig's XIV. streifte, spielte Garrick den Hamlet; auch hätte nicht Tieck sollen als Quelle angeführt werden, sondern Lichtenberg, der Garrick selbst noch als Hamlet sah und in seinen bekannten Briefen aus England eine classische Schilderung seines Spiels lieferte. Es ist dies nur eine von den vielen Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten, welche Hr. Zimmermann sich hat zuschulden kommen lassen und welche sämmtlich beweisen, daß er fast überall nur aus zweiter und dritter Hand, und sehr selten nur aus den Quellen selbst geschöpft hat. Das ist aber gerade eine Grundbedingung für Jeden, der das größere Publicum bilden und unterrichten will; wer seinen Gegenstand da nicht völlig beherrscht, sich ihn nicht selbständig zueigen gemacht hat, der wird zwar eine Sammlung eleganter Phrasen, witziger Einfälle und blendender Bilder liefern können, aber kein Werk, das dem Volke wirklich zum Nutzen gereicht und ihm eine wahrhaft geistige Nahrung bietet. Dies bringt uns, mit Uebergehung der beiden letzten Vorträge, welche die deutsche Tragödie, hauptsächlich Goethe und Schiller, behandeln, und die ebenfalls nichts Neues enthalten, schließlich auf die Form des Werks. Dieselbe ist außerordentlich glänzend oder will es wenigstens sein; der Verfasser spricht fast durchgängig in Bildern und Gleichnissen; wo man Definitionen von ihm erwartet, gibt er Metaphern; statt uns zu sagen, was und wie die Dinge sind, sagt er uns nur, womit sie sich vergleichen lassen. Da ist es denn freilich leicht, einen sogenannten blühenden Stil zu schreiben; daß aber dieser blühende Stil in der That ein höchst unfruchtbarer ist und daß namentlich wiederum der populäre Schriftsteller sich hüten sollte, in diesen müßigen Prunk der Rede zu verfallen, das scheint uns schwer zu widerlegen. Den östreichischen Lyrikern sagt man nach, daß sie einen gewissen orientalischen Schwulst der Rede lieben und gern Bilder auf Bilder, Vergleiche auf Vergleiche häufen. Es wäre nicht gut und kein besonderer Beweis für die Gediegenheit der Bildung in Oestreich, wenn diese Unart

der Poeten nun auch gar noch in die Sprache der Wissenschaft übergehen sollte; am allerwenigsten, dünkt uns, sollte dazu ein Mann die Hand bieten, der sich selbst als Aesthetiker gibt und das Publicum über ästhetische Gegenstände belehren will. Das erste Gesetz aller Schönheit ist Einfachheit; wo ein Poet in Schwulst verfällt, da werden wir argwöhnisch gegen die Wahrheit seiner Empfindungen; wo aber ein Redner es thut, da kommen wir leicht auf den Verdacht, als habe er eigentlich nichts zu sagen und der überschwängliche Reichthum der Form solle nur als Deckmantel dienen für die innere Armuth. mmr.

Correspondenz.

Aus Paris.

26. Februar 1856.

K. S. Also seit gestern sind die Conferenzen nun wirklich eröffnet. Daß sie der Welt den Frieden bringen werden, daran läßt sich schon jetzt nicht zweifeln; eine andere Frage ist nur, was der Friede selbst bringen wird, namentlich auch für Diejenigen, die jetzt so eifrig sind ihn herzustellen. Wie es scheint, sind Frankreich, Oestreich und Rußland — die drei absolutistischen Kaiser, wie die „Times" sie kürzlich bezeichnete — in allen Hauptpunkten einverstanden, während England mit Sardinien und der Türkei die Kriegspartei zu vertreten und größere Ansprüche geltend zu machen scheinen. Ob die britischen Bevollmächtigten in dieser hoffnungslosen Minoritätsstellung nicht endlich doch gute Miene zum bösen Spiele machen werden, oder ob vielleicht Lord Palmerston jetzt nur böse Miene zum guten Spiele macht, bessere Bedingungen zu erwirken und auch in seinem Unterhause „Frieden" zu haben, das läßt sich vorläufig schwer ergründen. Viele jedoch wollen wissen, Napoleon III. verzichte darum auf die Fortsetzung des Kriegs, weil die großbritannische Regierung nicht in eine Vergrößerung des französischen Territoriums habe einwilligen wollen. Diese Erklärung wird in der That mit Gründen motivirt, denen eine gewisse innere Wahrheit nicht abgesprochen werden kann. Jedenfalls war, wie ich Ihnen auch schon früher schrieb, der Krieg in seiner bisherigen Gestalt und Umgrenzung in Frankreich entschieden unpopulär. Ob er mit andern Endzwecken populär geworden wäre, steht dahin; gewiß dagegen ist, daß auch der mächtigste Autokrat auf die Länge keinen unpopulären Krieg führen kann. Wenn der Friede nun aber vor der Thür steht und wenn Frankreich ohne England keinen großen Krieg führen mag, was sollen in England die fortgesetzten Rüstungen und die angekündigten Staatsanleihen bedeuten?! Bloße Drohungen oder die Hoffnung auf eine schließliche Verständigung gegen die allgemeine Verständigung?! Denn an einen anglo-amerikanischen Krieg denkt ja doch Niemand im Ernste. Daß Frankreich nicht allzu nachgiebig sein werde, dafür spricht die scheinbar unbedeutende, aber doch auffallende Thatsache, daß der „Moniteur" vor einigen Tagen einen polemischen Artikel des oppositionellen „Siècle" gegen das friedliebende „Journal des débats", die Neutralität des Schwarzen Meeres

betreffend, in extenso abdruckte und die verschiedenartigen und sich widersprechenden Erklärungen, die nachträglich über das Aufsehen machende Factum abgegeben wurden, haben die Sensation nur vermehrt. Aber nicht blos das „Journal des débats", auch die andern fusionistischen Blätter, z. B. die „Assemblée nationale", sind für einen wohlfeilen, d. h. Rußland wohlfeilen, Frieden. Ebenso der pariser Bourgeois; die ersten, schon jetzt eintreffenden Russen werden, als Schwalben des Völkerfrühlings, mit Enthusiasmus begrüßt, und trotz Moskau und Sewastopol hat man gar keine Aversion gegen den „reisenden Rubel", der in der That im Quartier Breda und auf dem Boulevard des Italiens sehr geschwind zu reisen pflegt.

Aber genug von diesem dornigen Thema; der Gang der Conferenzen ist für den Augenblick noch von einem tiefen Schleier bedeckt und da Sie, wie ich weiß, kein Freund müßiger Conjecturalpolitik sind, so lassen Sie mich für heute lieber einen Blick auf die hiesigen Literaturzustände werfen. Auch in ihnen spiegelt sich jene ernste Einkehr und Selbstschau des französischen Geistes wider, von der ich in meinem letzten Briefe sprach; auch hier vermag die Gloire ohne Freiheit nicht mehr zu befriedigen. Viele kleine Blätter, wie das „Avenir" (das zwar soeben den wiederholten Angriffen der Polizeigerichte erlegen ist, jedoch vermuthlich in kurzem unter einem andern Titel wieder aufstehen wird), der „Progrès", die „Revue française" und andere mehr, die freilich bei der Ungunst der Zeiten kaum das Alter der Märzrosen erreichen, beschäftigen sich ernsthaft mit philosophischen und namentlich geschichtsphilosophischen Erörterungen. Die Regierungsschriftsteller, welche, Troplong an der Spitze, das römische Kaiserthum, den Tod des Cäsar und seine Folgen als Belegstücke gegen die Republik herbeizogen, haben sich damit entschieden vergriffen. Auch die abstracte Philosophie findet bei diesem erzwungenen Otium cum dignitate ihre Rechnung: da ist Barni, der verdienstliche Uebersetzer Kant's (auch Hegel wird jetzt auf französisch bearbeitet), Pelletan, Limeyrac, Despois und Andere. Schüchtern regen sich auch die Saint-Simonisten wieder, d. h. in der Presse: aber Auguste Comte, der Philosoph des crassen Empirismus, hat in England und Schottland mehr Anhänger als in seinem Vaterlande und der Eklektiker Cousin ist bekanntlich vom Schauplatze der Philosophen abgetreten. Eine philosophische Curiosität ist Jules Simon, Autor des Buchs „von der Pflicht", und populärer Bearbeiter des Descartes, der jetzt in mehren belgischen Städten philosophische Vorlesungen halten wird, deren eine den Titel führt: „Von der Bestimmung der Seele in der andern Welt." Ueberhaupt gehört die Mehrzahl der genannten Schriftsteller dem Deismus, aber auch der Demokratie an. Als demokratisches Parteiorgan soll demnächst die „Revue de Paris" organisirt werden, nur wird die Redaction die Fragen der Tagespolitik darin möglichst zu umgehen suchen. Montalembert's Buch über England, eine Zusammenstellung seiner Artikel aus dem katholischen „Correspondant", macht, zumal durch seine zahlreichen Anspielungen und verdeckten Parallelen mit der Gegenwart, großes Aufsehen. Es gibt noch immer Leute, welche sich über ein liberales Wort in dem Munde eines Reactionärs gleichsam wie über den bekehrten Sünder im Evangelium mehr freuen als über die trefflichste Leistung eines Andern, dessen Leben und Denken in freiheitlicher Harmonie zusammenstimmen. Das Wort eines venetianischen

Geſandten über Cromwell, daß dieſer — nach Auflöſung des Langen Parlament — nun ganz allein rede und lüge, geht hier von Mund zu Munde. Hrn. Eugène Maron's „Literariſche Geſchichte der Revolution", welche zwar nur in einem kurzen Bande die Tageserſcheinungen aus der Zeit der Conſtituante und Legislative umfaßt, hat das Verdienſt plaſtiſcher Abrundung und beſonnen reifer, vielleicht etwas zu ernüchterter Auffaſſung. Wir hoffen, daß der junge Verfaſſer dieſes Studium fortſetzen, aber ſeine nächſten Bände mit den hierher gehörigen anekdotiſchen Thatſachen und Belegſtellen zu würzen nicht verſchmähen werde.

Auf den Bretern iſt Dumas' Bearbeitung der Aeſchyleiſchen „Oreſtie" raſch wieder verſchwunden. Das gebildete Publicum glaubte ſich claſſiſch zu langweilen und in der That war die Verballhorniſirung noch mäßig genug für A. Dumas père, der ſeine eigenen Trilogien weit über die des Aeſchylus ſtellt. „Und ein geſtiefelter Kater bringt den Aeſchylus auf die Bühne!" Aber wie! Jules Janin hat ihm die unpaſſenden Moderniſirungen recht gut nachgewieſen. Das pariſer Publicum, welches ſich, wie ſchon erwähnt, jetzt allmälig aus der Apathie ſeines vierjährigen Winterſchlafs aufrüttelt, beginnt auch wieder ſein dramatiſches Richteramt zu üben. Zum erſten male ſeit undenklichen Zeiten wurde im Odéon, in der Großen Oper und ſelbſt im Théatre français lebhaft geziſcht und immer gegen die Werke der vom Hofe wirklich oder vermeintlich protegirten Autoren. Die äſthetiſche Gerechtigkeit iſt dabei oft nicht weit her. Das Publicum glaubt oft gebildet zu ſein, wenn es ſentimentalen Blödſinn und falſche Moral dem geſunden derben Scherze vorzieht und man ſieht deutlich, daß Molière, Lafontaine und Rabelais noch heute durchfallen könnten, wenn ihre Dichtungen anonym veröffentlicht würden. Molière's „Critique de l'École des femmes" iſt noch heute die paſſende Satire der Salonkritik, und ſeine naive Agnes wird heuer als weinerliche Perſon aufgeführt. Damit will ich nicht ſagen, daß der komiſchen Oper „Gargantua", welche man in des Kaiſers Gegenwart raſch executirt hat, unrecht geſchehen wäre. Aber den „Guillery l'effronté" des Hrn. Edmond About hat man nicht nur zu hart, ſondern ungerecht behandelt. Niemand liebt oder achtet den Charakter dieſes jungen und talentvollen Autors ſehr, aber in ſeinem Stücke iſt echter leichtſinniger Studentenhumor, ſogenannter Esprit Gaulois, und die Hauptrolle ſitzt dem Schauſpieler Got zuleibe wie eine angeborene Haut. Zwiſchen About, Got und Guillery ſcheint eine Art Wahlverwandtſchaft zu walten, die dem Stücke ein eigenthümliches Leben verleiht. Aber Parterre und Logen hatten dafür kein Gefühl. Sie urtheilten mit Moral, wie eine bourgeoiſe Jury, und es geſchehe nicht genug, der Held ſei ein frivoler Menſch, und ſie ärgerten ſich, daß zum erſten male wieder in der neuen Epoche der vor vier Jahren geretteten Geſellſchaft die Ehemänner (auf der Bühne) von dem Liebhaber überrumpelt werden. Die neuen Geſellſchaftsdramen, deren Hauptinhalt die Börſe und die Lorettenwelt bildet, geben doch immer zum Schluſſe dem Laſter ein Vomitiv und der Tugend den Kuchen. Beauplan's „Piéges d'or" dreht ſich rein um die Rente, um Hauſſe und Baiſſe der Dreiprocentigen; der claſſiſche Ponſard, Chef der Ecole du bon sens, hat ein fünfactiges Stück in Verſen fertig: „La Bourse". A. Dumas fils ſchreibt: „La question d'argent", ein Anderer ſchreibt: „Monseigneur le Million", u. ſ. w.

Digitized by Google

George Sand hat vier überschwängliche Stücke bereit, und in allen gehört dem gespenstischen Rouvière die Hauptrolle. Das eine kennt man schon aus einer Salonlectüre, es ist die Bearbeitung des Shakspeare'schen „Was ihr wollt"; mit Beseitigung vieler naiven Schönheiten hat sie darin aus dem „melancholischen Jacques" die Hauptfigur und sogar den glücklichen Liebhaber gemacht. Ihr Feuilletonroman: „Evenor et Leucippe", der die Leser der „Presse" in Verzweiflung brachte und jetzt auch unterbrochen wird, ist eine schlechte Poetisirung der Jean Reynaud'schen Philosophie („Ciel et terre".) Ihre Memoiren scheinen leider ihr Damaskus gewesen zu sein. Viel Spötteleien hat auch die beabsichtigte Aufnahme Fallour' in die Akademie der Vierzig, die große französische Akademie, den Sammelplatz literarischer Unsterblichkeit in Frankreich, erregt. Hr. Fallour ist nichts als der unbedeutende und illiberale Schildknappe Montalembert's, als solcher mag er seine Verdienste haben, doch erwartete man nicht, dieselben von der Akademie belohnt zu sehen — derselben Akademie, die sich übrigens darin gefällt, ohnmächtige Oppositionsgelüste gegen die bestehende Gewalt zu haben und die auch, wie man mich versichert, auf Hrn. Fallour erst gerathen ist, nachdem sie nochmals und nochmals vergeblich versucht hat, Béranger an sich heranzuziehen!

Und letzten Mittwoch Morgen haben sie Heinrich Heine's Leiche auf dem Montmartre bestattet. Er verwarf den Père-Lachaise, nicht wegen Börne's Nachbarschaft, sondern weil dort zu viel Lärmen sei. Auch jedes geistliche Geleit mußte unterbleiben, da er dasselbe in seinem im Jahre 1851 aufgesetzten Testamente ausdrücklich verboten hat, obgleich er, wie es darin heißt, einen Lutherischen Taufschein besitze und auch nicht den starken Geist zu spielen beabsichtige; — ein guter Commentar zu seiner angeblichen religiösen Bekehrung, von der er selbst vor einigen Jahren soviel Wesens machte. Die deutschen Zeitungen werden von Nekrologen überschwemmt werden; sie haben Zeit gehabt, sich vorzubereiten, da Heine sich seit vollen acht Jahren zwar nicht überlebt, aber doch überstorben hat. Sein literarischer Nachlaß ist ohne Bedeutung; schon die letzten von ihm veröffentlichten Bände („Lutetia" ꝛc.) beweisen das. Und gerade diese seine letzten und schlechtesten Leistungen wurden am meisten in Frankreich bekannt und genügten, ihm hier einen großen Namen zu machen. Ein Deutscher, der „esprit" hat, wird hier noch immer als ein weißer Rabe betrachtet; Hr. Philarète Chasles, dieser literarische Geck, dessen unsaglich abgeschmackte Vorlesungen man in Berlin eine lächerliche Aufmerksamkeit geschenkt hat, konnte sich nicht genug darüber verwundern, und stellte Heine auf eine Linie mit — Koreff!! Unglaublich, aber wahr. Heine hat hier wenig Freunde hinterlassen, sein Leichenzug war auffallend klein. Doch folgten seinem Sarge einige französische Literaten, vermuthlich um glauben zu machen, sie verständen Deutsch. Muthen Sie mir nicht zuviel Pietät zu! Es ist freilich gut, daß man jetzt über den großen Dichter den kleinen Menschen vergessen darf; nicht der Dichter, der Mensch, ist gestorben. Und ist es nicht schon seit Swift bewiesen, daß man ein großer Poet sein kann, ohne deshalb ein großes und edles Herz zu besitzen?!

Aus Frankfurt.

Februar 1856.

x—x. Wir leben in den Faſten. So groß der Unterſchied in den rheiniſchen Städten zwiſchen Carneval und Faſtenzeit, ſo wenig bedeutet er in unſerer freien Stadt. Denn wunderbarerweiſe kennt man hier die öffentliche Faſchingsluſt nicht und ſeitdem unſer Theater unter dem Actienregime (ſehr erfreulicherweiſe) keine Maskenbälle mehr abhält, iſt auch die letzte Erinnerung an eine öffentliche Faſchingsluſt verſchwunden. Doch nein — ein Künſtlerball, im Kleinen dem münchener nachgebildet, ſucht alljährlich daran zu erinnern, daß wir hier wol die Elemente hätten, um, wenn nicht auf der Gaſſe, doch im weitern Geſellſchaftskreiſe, den Scherz des Carneval mit Geiſt und Grazie walten zu laſſen. Nur ſchade, daß die Künſtler Alles allein herſtellen müſſen, während Publicus ſeine Kronenthaler nicht bezahlt, um mit eigenen Gaben die Heiterkeit zu erhöhen, ſondern um dem Jocus ebenſo zuzuſehen wie etwa im Theater einer Poſſe. Das heißt: ſchwer zum Lachen gebracht und wenn's dennoch geſchah, am Schluſſe mit ſich ſelber unzufrieden, daß man ſich hinreißen ließ. Freilich ziſcht man nicht auf dem Künſtlerballe, aber man meint, für den einen Kronenthaler aus den Millionen in den freien Lauf der Laune mit befehlshaberiſchen Störungen eingreifen zu können, wenn man ſich etwa vom einen oder andern Wort nicht eben geſchmeichelt fühlt. Es iſt überhaupt ein Krebsſchaden der hieſigen Geſelligkeit, daß die Eingeladenen gewöhnlich gar nichts für die Geſellſchaft thun. Man kommt ſelbſt in die Privathäuſer faſt immer mit der Prätenſion, beſtimmte Veranſtaltungen getroffen zu finden, mit denen man amüſirt werden ſoll. Sie werden faſt nie gefragt: „Wie war die Geſellſchaft bei N.?“ ſondern durchſchnittlich: „Was wurde bei N. gemacht?“ Daß aber bei ſolchen Anſprüchen die nachherige Kritik des Gebotenen ſehr ausgiebig iſt, bedarf kaum der Erwähnung. Daß ferner zwiſchen Faſchings- und Faſtenzeit unter ſolchen Vorausſetzungen im Tone und Geiſte des ſogenannten Geſellſchaftslebens kein Unterſchied bemerklich iſt, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt.

Nur dadurch kennzeichnet ſich etwa die Faſtenzeit, daß die Diners häufiger, die Abendgeſellſchaften ſeltener werden, daneben aber die Concerte überüppig aufſchießen. Was letztere anbetrifft, ſo hat unbedingt das „Pariſer Streichquartett“ mit ſeinen Leiſtungen das bisher unerreichte, leider ausgeſtorbene Quartett der braunſchweiger Müller weit übertroffen; es hat ſelbſt ſehr ſtrenge und ernſte Kunſtrichter zu fanatiſchem Enthuſiasmus begeiſtert. Was die Strenge und den Ernſt anbelangt, war man allerdings über die nachfolgende „Künſtlerfamilie Brouſil“ aus Prag weniger einig; doch wurden die gleich großen materiellen Erfolge faſt noch unzweifelhafter. Jetzt eben ſingt Hr. Sontheim, deſſen Erfolge in Wien die Tagespreſſe genugſam gefeiert hat, um es hier bei der flüchtigen Anführung bewenden zu laſſen.

Hauptintereſſe des größern Publicums bleibt das Theater. Man kann ihm die Anerkennung durchaus nicht verweigern, daß es ein ſo treffliches Schauſpiel bietet, wie es ſeit der altberühmten Epoche der hieſigen Bühne nicht dageweſen iſt. Allerdings iſt das Repertoire noch manchmal etwas wunderlich, man vertheilt die Aufeinanderfolge der verſchiedenen Genres nicht

geschickt. Doch darf man dabei nicht vergessen, daß jede erste Aufführung eine vollkommen neue Arbeit ist, selbst wenn sie ein altes Stück bringt. Beginnt doch sogar das karlsruher Hoftheater, welches man unter Eduard Devrient's Leitung doch so ziemlich als maßgebend betrachten darf, seinen vor kurzem ausgegebenen Jahresbericht mit den Worten: „Die Arbeiten des großherzoglichen Kunstinstituts galten in diesem Jahre wesentlich immer noch der Vervollständigung des Stammrepertoire, mußten aber noch viele Werke der größten Dichter und Tonsetzer zurücklassen, auf welche alle Bühnen von älterm Repertoirebestand mühelos sich stützen können." Und Devrient begann im neuen Hause mit dem neuen Personal im Mai 1853, Benedix in Frankfurt unter ähnlichen Verhältnissen am 5. November 1855. Es wäre also sehr unrecht und dem ästhetischen Gedeihen sicherlich zuwider, wenn man sich hier überstürzen möchte. Wie fleißig man aber ist, davon zeugt z. B., daß uns in den letzten 14 Tagen „Maria Stuart", „Hamlet", „Donna Diana", „Mathilde" nebst einigen leichtern Dingen, ferner „Die Stumme von Portici", „Hugenotten", „Figaro's Hochzeit" und „Norma" geboten wurden. Darunter befand sich keine einzige mislungene, vornehmlich keine einzige Vorstellung, in welcher Mängel oder Nachlässigkeiten der Regie und Oberleitung zutage getreten wären. Mit den eigentlichen Saisonneuigkeiten war man freilich im Ganzen nicht besonders glücklich. Wo aber war man es im laufenden Theaterwinter? Ebenso macht das Publicum noch viel Ausstellungen an der Oper. Doch wohin man hört, tönt dieselbe Klage. Fast scheint es, die Milde des Winters habe die Stimmen der Sänger verwüstet. Man bietet Potosis Minen für Tenore. Aber aller Goldklang vermag keinen Tenor von klarem Silberklang zu verschaffen.

Im literarischen Leben ist's sehr still. Die Verwandlung eines Tageblatts in eine sogenannte Theaterzeitung ist, unsers Wissens, die einzige Veränderung, welche die Tagespresse zu Neujahr erfuhr. Und auch die Buchliteratur hat seit Neujahr nichts von durchschlagender Bedeutung gebracht, außer im Meidinger'schen Romanverlage den „Amerikamüden" von F. Kürnberger, welcher namentlich seiner amerikanischen Studien halber viel Anerkennung findet.

Aus Genf.

Februar 1856.

Hg. Die letzte Woche des Monats Januar 1856 wird in den Annalen der „protestantischen Roma", der frommen Stadt Calvin's, als eine äußerst stürmische bezeichnet werden. Ohne Zweifel kennen Ihre Leser bereits längst die Veranlassung dieser Aufregung, welche, auf einen Augenblick wenigstens, haarscharf an einer Revolution vorbeistreifte: die Rückkehr des infolge des Sonderbundkriegs aus seiner Diöcese verbannten Bischofs von Freiburg, Etienne Marilley, nach Genf. Ich habe Ihnen in meinem Berichte über die genfer Wahlagitation im vorigen Herbst die Stellung der hiesigen Parteien und deren Fractionen zueinander flüchtig skizzirt und damals den dem Radicalismus gemachten Vorwurf, daß er durch eine Verbindung mit der ultramontanen Partei sich den Sieg zu sichern versuche, erwähnt. Daß dieser Vorwurf nicht ganz aus der Luft gegriffen war, darüber konnte schon damals

im Hinblick auf die eifrige Protection der radicalen Candidatur durch die gesammte ultramontane Presse Savoyens und Frankreichs kein Zweifel obwalten. Doch dünkte uns dieser Vorwurf nicht allzu gewichtig, um den strengen Urtheilen der genfer Demokratie par excellence oder unserer orthodox-calvinistischen Altconservativen ein allzu williges Ohr zu leihen — wo in der Welt, sei es in der Schweiz, England oder Amerika wird man uns eine politische Partei zeigen können, die im Gefühl ihrer Unschuld für diesen Fall den ersten Stein auf die genfer Radicalen werfen dürfte, wenn diese zur Erreichung praktischer politischer Zwecke bei einer Wahlagitation die Mitwirkung einer Partei annahmen, um deren Gunst sie wenigstens nicht gebuhlt zu haben behaupten durften?! Für eine Catonische Virtus pflegen unsere modernen schweizerischen Republikaner fast ebenso wenig zu schwärmen wie der heutige Nachwuchs der Richelieu und Talleyrand. Ist die strenge Virtus etwa gewahrt bei der gerühmten berner Fusion, die aus Mangel an sittlichem Halt bei der geringsten äußern Veranlassung in ihr Nichts zu zerfallen droht? Oder erschien sie gewahrt bei der socialistisch-conservativen Coalition unter der gestürzten genfer Regierung? Daß der Zweck die Mittel wenn nicht heilige, so doch entschuldige, ist ein Grundsatz, welchen als den ihrigen anzuerkennen keine unserer Parteien ehrlich genug ist. Weist ihn aber hundert mal theoretisch von euch ab, schmäht und verdammt eure Gegner, die ihn befolgen: sobald ihr selbst in die politische Praxis eintretet, schleicht er sich ein in euer Thun und Lassen, zumal wenn es sich um Sein oder Nichtsein, Herrschen oder Gehorchen handelt.

Wir hielten deshalb diese Bemerkung für nöthig, weil fast die gesammte schweizerische Presse, mit der Miene des größten Erstaunens und gerechter Entrüstung, in dem Beschluß des genfer Staatsraths vom 17. Januar, dem Schweizerbürger, nicht dem Bischof Marilley den Aufenthalt im Canton Genf zu gestatten, nichts Anderes zu erblicken vermochte als eine Frucht jener ungeheuerlichen Verbindung („Coalition monstrueuse" ist zum Stichwort geworden) zwischen Radicalismus und Ultramontanismus: die Rückkehr Marilley's soll die Bedingung gewesen sein, unter welcher die katholische Partei die radicale Candidatur bei den Staatsrathswahlen im November 1855 unterstützen wollte. Wir wollen hier keineswegs in Abrede stellen, daß nicht vielleicht einzelne radicale Führer den Katholiken für ihre Hülfsleistung eine Genugthuung schuldig zu sein glaubten; auch nicht, daß es von radicaler Seite viel loyaler und viel ehrenhafter gewesen wäre, alle Wünsche und Hoffnungen der katholischen Partei rechtzeitig in die nöthigen Schranken zurückzuweisen — allein berechtigt uns denn etwa die Geschichte unsers Parteiwesens überhaupt, an politische Negociationen den Maßstab idealer Tugend zu legen? Was endlich James Fazy anbetrifft — und auf ihn häufte sich zumeist der Zorn des souveränen Volks von Genf und der souveränen Presse der Schweiz —, so dürfte doch der Vorwurf des Verraths am Radicalismus, der geheimen Verbindung mit Rom, des Preisgebens der protestantischen Interessen von Genf u. s. w. einstweilen noch wenig begründet erscheinen. Alle diese gehässigen Beschuldigungen wogten in den Tagen vom 20. Januar, wo Marilley zum ersten mal Gottesdienst in der Kirche St.-Germain hielt, bis zum 23. Januar, wo seine Abreise von Genf wieder bekannt wurde, in dem Sturme der politischen und confessionellen Leidenschaften einer aufgereg-

Digitized by Google

ten Menge chaotisch durcheinander. Der Staatsrath von Genf, seines Präsidenten James Fazy, welcher als Mitglied der Bundesversammlung gerade in Bern war, für den Augenblick beraubt, scheint nicht den Muth gehabt zu haben, dem Andringen der fanatisirten Massen die Stirn zu bieten; er gab nach und hob durch einen Beschluß vom 21. Januar die dem Etienne Marilley ertheilte Erlaubniß wieder auf, und stellte zugleich eine in Freiburg zu haltende Conferenz in Aussicht, auf welcher die gesammten Diöcesanstände, durch Abgeordnete vertreten, über die Rückkehr des Bischofs Marilley entscheiden sollten, ein Versuch, der schon im April vorigen Jahrs ohne Erfolg gemacht wurde. Dieser letzte Staatsrathsbeschluß beruhigte zwar die Menge, bekundete aber zugleich eine Inconsequenz, deren schlimme Folgen wol schwerlich ausbleiben dürften. Nach diesem Beschluß sprach sich nicht die getrübte, leidenschaftlich erregte öffentliche Meinung, sondern das Urtheil besonnener Männer dahin aus: Entweder war der Staatsrath von seinem Rechte bei der Marilley ertheilten Erlaubniß überzeugt; dann mußte er diese mit allen gesetzlichen Mitteln aufrechterhalten. Oder der Staatsrath gab nach, weil er selbst diese Rechtmäßigkeit bezweifelte; dann hatte trotz aller amtlichen Erklärungen die schweizerische Presse wenigstens einen stichhaltigen Grund für ihre Ausfälle. Oder endlich, die Regierung hatte nicht den Muth, ihr gutes Recht gegenüber der aufgeregten Menge zu vertheidigen; dann stellte sie sich selbst das Zeugniß ihrer Schwäche aus. In dieser Nachgiebigkeit der genfer Regierung liegt ihr großes Unrecht und noch mehr ihre große Unklugheit; es wird nicht so leicht sein, die gelockerten Bande der Disciplin der radicalen Partei wieder fester zu spannen. Gegenüber dieser Schwäche gegen den Souverän, die „Boussingots" und „Monteurs de Boite" von Genf, müssen wir es Fazy nachrühmen, daß er in dieser Angelegenheit den von der Loyalität und einer wahrhaft freimüthigen Auffassung der Sachlage gebotenen Weg nicht verlassen hat: mit einer Offenheit, die sehr vortheilhaft gegen die zweideutige Nachgiebigkeit seiner Collegen absticht, erklärt er in einem längern Schreiben in der „Revue de Genève", datirt aus Bern vom 24. Januar 1856, seine Verwunderung über die Aufregung unter seinen „politischen Freunden" in Genf. Wie man doch über eine einfache Messe einen solchen Lärm machen könne! Er seinerseits habe die Religionsfreiheit, besonders wo es sich wie hier um den Gottesdienst innerhalb der Kirche, ohne alle öffentliche Demonstration gehandelt habe, als eins der unabweislichsten Postulate des Radicalismus genommen und zwar in dem Sinne des großen französischen Chansonnier:

Qu'on puisse aller même à la messe,
Ainsi le veut la liberté!

Die dem Citoyen Marilley, der durch einen reinen Willküract aus seinem Vaterlande verbannt sei, ertheilte Erlaubniß gehe nicht auf den Bischof, in Bezug auf welchen die genfer Regierung bis auf Weiteres der Convention vom 31. October 1848 treu zu bleiben gedenke. In einem zweiten Schreiben fügt Hr. Fazy dann hinzu, daß seiner Ansicht nach Conferenzen in dieser Angelegenheit zu keinerlei Ziel führen würden, weshalb er auch die Theilnahme an denselben ablehnt und zum Schluß noch erklärt, daß er in der Staatsrathssitzung vom 21. Januar, wenn er anwesend gewesen wäre, mit aller Entschiedenheit den Beschluß vom 17. Januar auf-

rechtzuerhalten bemüht gewesen sein werde: eine Sprache, die man vom Standpunkt unbefangener Gerechtigkeit aus nur männlich und ehrenwerth nennen kann. Es gehört vielleicht nicht weniger Muth dazu, sich dem Zorn des souveränen Volks auszusetzen, als in monarchischen Staaten dem Zorn des Souveräns von Gottes Gnaden.

Wir lassen hier diese Angelegenheit, auf deren weitern sachlichen Verlauf wir vielleicht später zurückzukommen haben, auf sich beruhen: es galt uns hauptsächlich, gegenüber den auch in deutsche Blätter übergegangenen einseitigen Urtheilen eines großen Theils der schweizerischen Presse einige Anhaltspunkte für eine unparteiischere Prüfung und Auffassung der Frage zu liefern. Als eine nächste Folge der abermaligen Ausweisung Marilley's müssen wir jedoch noch die Bildung eines „Comité zur Wahrung der katholischen Interessen in Genf" erwähnen, welches bereits eine Petition um Rücknahme des Beschlusses vom 21. Januar beim Staatsrath eingereicht hat. Ob die Conferenzen zustande kommen, steht noch dahin; ob sie die so lange schwebende Angelegenheit im Sinne staatskluger Mäßigung erledigen werden, müßte nach frühern Vorgängen bezweifelt werden. Schlimm aber müßte es um den genfer und schweizerischen Protestantismus überhaupt, noch schlimmer um die Solidität der neuen politischen Einrichtungen der Eidgenossenschaft stehen, wenn die Rückkehr eines einzigen Mannes in sein Vaterland solche ernste Befürchtungen auf die Dauer zu erregen im Stande wäre, wie sie im ersten Augenblick in der etwas leichtgläubigen und leichtfertigen schweizerischen Presse auftauchten. Drohen dem Protestantismus und den aus dem Sonderbundskrieg hervorgegangenen staatlichen Institutionen der Schweiz Gefahren — und warum sollte Rom und die Reaction nicht auch hier alle Anstrengungen machen, verlorenes Terrain wieder zu erobern —, so mag der Protestantismus sie nicht von einer einzelnen Person erwarten; das hieße wahrlich Hrn. Marilley zu viel Ehre erweisen!

Von der eidgenössischen „großen" Politik bleibt gegenwärtig, nachdem die Friedensaussichten allerlei (wir glauben ohne Grund oder doch zu früh) befürchtete Gefahren für die schweizerische Neutralität beseitigt haben, wenig zu sagen übrig. Die dermalen in Bern tagenden eidgenössischen Räthe haben in der westschweizerischen Eisenbahnfrage gegen die bundesräthlichen Vorschläge und zu Gunsten Freiburgs entschieden. Nachdem die eidgenössische Centralregierung bereits vor vier Jahren die Eisenbahnangelegenheiten principiell aus der Hand zu geben gezwungen war, dürften einer jeden bundesräthlichen Einmischung hier überhaupt sehr enge Grenzen gezogen sein. Der Centralisationsdrang der Jahre 1848 und 1849 ist im Allgemeinen sehr erkaltet; der alte Grundsatz der Cantonalsouveränetät zeigt sich wieder neubelebt.

Notizen.

Von Guizot's berühmter „Geschichte der englischen Revolution" werden demnächst zwei neue Bände, die Vertreibung der Stuarts unter Jakob II. umfassend, erwartet. Auch von Macaulay's großem Geschichtswerk, von dem bekanntlich Band 3 und 4 soeben erst, nach neunjähriger Pause, erschienen sind, soll der fünfte Band in naher Aussicht stehen; der Verfasser hat, theils seiner geschwächten Gesundheit halber, theils um sich ganz seinen gelehrten Studien widmen zu können, seinen Sitz im Parlament niedergelegt. Uebrigens scheint er mit den beiden kürzlich erschienenen Bänden lange das Glück nicht zu machen, wie mit dem Anfang seines gefeierten Werks; englische sowol wie deutsche Kritiker machen ihm nicht nur die übermäßige Weitschweifigkeit seiner Darstellung zum Vorwurf, sondern es wird auch behauptet, daß er seine Quellen nicht immer ganz vollständig und zuweilen sogar nicht ganz unparteiisch benutzt habe.

Meyerbeer's „Nordstern" ist nun endlich auch in Petersburg über die Breter gegangen. Die Aufführung fand in der kaiserlichen Oper statt, in Anwesenheit des gesammten Hofes, vor einer überaus glänzenden Versammlung und ebenso glänzend soll auch die Aufnahme gewesen sein. Nur der Text, wiewol eine Verherrlichung des Russenthums, hatte dennoch der Schere der petersburger Censur nicht entgehen können: der Schauplatz des Stücks ist nach Schweden verlegt, aus Peter dem Großen ein König Erich, aus dem schönen Mädchen von Marienburg eine schwedische Christine gemacht worden ꝛc. Wie man sich erinnert, wurde die Oper ursprünglich (als „Feldlager in Schlesien") zu Ehren des preußischen Kriegsruhms geschrieben, zum Theil mit Benutzung specifisch preußischer Melodien, wie namentlich des Dessauer Marsches ꝛc. Dieselben Klänge haben nun bereits nach der Reihe als preußische, russische und schwedische Nationalhymnen figuriren müssen und je weiter die Oper dringt, wer weiß, zu wessen Ehren sie noch Alles ertönen müssen. Das ist denn freilich ein eigener Kosmopolitismus der Kunst. — In Gotha sind die drei ersten Acte von Griepenkerl's „Robespierre", unter dem Titel „Danton's Tod", mit Musik von Henry Littolf gegeben worden: ein Versuch, der schwerlich viel Nachahmung finden wird.

Von dem ehemals so berühmten „Bertuch'schen Bilderbuch", dessen wir kürzlich in unserer literarischen Weihnachtschau erwähnten und das seit langem im Buchhandel fehlte, hat der jetzige Inhaber des Landesindustriecomptoir in Weimar (das bekanntlich selbst eine Schöpfung des thätigen Bertuch ist) neuerdings eine Anzahl von Exemplaren completiren lassen; ein solches vollständiges Exemplar besteht aus 237 Heften, von denen jedes fünf ausgemalte Kupfertafeln mit kurzen Erläuterungen in deutscher und französischer Sprache enthält, kostet aber auch nicht weniger als einhundert Thaler. Und das ist, wohlverstanden, der jetzige ermäßigte Preis; der ursprüngliche war noch um mehr als ein Drittel höher, nämlich 158 Thaler. Eine culturhistorische Merkwürdigkeit bleibt es jedenfalls, daß es einmal in Deutschland eine Zeit gegeben hat (das „Bilderbuch" erschien zuerst 1790),

wo es möglich war, ein Bilderbuch für Kinder zum Preise von mehr als anderthalbhundert Thalern herauszugeben; ob aber jetzt die Zeiten sind, diese Merkwürdigkeit zu erneuern, das scheint uns, den Werth des Bertuch'schen „Bilderbuch" unbeschadet, denn doch einigermaßen zweifelhaft.

Nach einer Bekanntmachung des betreffenden münchener Comité haben die Sammlungen zu Gunsten des Denkmals für Platen bereits ein so günstiges Resultat gewährt, daß die Ausführung des ursprünglichen Plans, wonach das Denkmal in der kolossalen Büste des Dichters, aufgestellt im Schloßgarten seiner Vaterstadt Ansbach, bestehen sollte, als gesichert erscheint. Späterhin hat dann bekanntlich König Ludwig von Baiern den Wunsch ausgesprochen und zum Theil auch die Mittel angewiesen, statt der Büste eine Statue zu errichten; das Comité hofft, daß die Fortsetzung der Sammlungen es in den Stand setzen werden, auch diesen größern Plan zur Ausführung zu bringen. — Auch dem unlängst verstorbenen Domcapitular Christoph von Schmid, dem Verfasser der „Ostereier" und anderer weitverbreiteter Jugendschriften, soll in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl ein Denkmal errichtet werden.

Von interessanten Schriften, deren Erscheinen demnächst bevorsteht, nennen wir: „Der Untergang der Hohenstaufen" von Thaddäus Lau in Königsberg, dem Verfasser der „Gracchen", des „Sulla" ꝛc. (Hamburg, Campe); „Leben des Aeneas Sylvius", von Dr. Voigt ebendaselbst; den zweiten Theil von Cholevius' „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Adolf Stahr ist mit neuen Reiseerinnerungen aus Paris: „Nach fünf Jahren. Pariser Studien" beschäftigt; ein Bruchstück daraus, sein letztes Wiedersehen mit Heine, im Herbst vorigen Jahrs, schildernd, wurde soeben im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" abgedruckt. Bereits erschienen sind: „Die Kammerjungfer", ein neuer zweibändiger Roman von Fanny Lewald und „Die Leute von Seldwyla", von Gottfried Keller, beide bei Vieweg in Braunschweig. Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen neuerdings: die zweite vermehrte Auflage von Moriz Carriere's „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk"; „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Von Ferdinand Gregorovius"; „Martin Opitz. Eine Monographie von Friedrich Strehlke"; „Briefe über Gutzkow's «Ritter vom Geiste». Von Alexander Jung". Von demselben Verfasser ist, wie uns aus Königsberg geschrieben wird, auch ein neues philosophisches Werk unter der Presse. Auch von Bunsen's berühmtem historisch-philosophischen Werke „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", dessen beide erste Bände 1845 ans Licht traten, soll die Fortsetzung demnächst bei Perthes in Gotha erscheinen.

Auf den besondern Wunsch unsers königsberger Dt.-Correspondenten erklären wir hiermit, daß der letzte, von der Lobeck'schen Festrede handelnde Absatz der unter seiner Chiffre abgedruckten Correspondenz aus Königsberg in Nr. 7 dieser Blätter nicht aus seiner Feder herrührt, sondern von der Redaction selbst, unter Benutzung einer anderweitigen Quelle, hinzugefügt ist. D. Red.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Phâses et Causes célèbres du droit maritime

des nations. Par le Baron **Ferdinand de Cussy.** Tome premier In-8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein besonders für alle Handelsconsuln wichtiges Werk über das **Seerecht** in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

SCHWEIZERISCHES

UNTERHALTUNGS- UND LITERATURBLATT.

Verlag von **Scheitlin & Zollikofer** in St. Gallen:

St. Galler-Blätter

für häusliche Unterhaltung und literarische Mittheilungen.

Vierter Jahrgang. **1856.** Wöchentl. 1 Nummer.

Preis des ganzen Jahrgangs: 24 Ngr. 1 Fl. 30 Kr. 3 Fr.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jedes Postamt an.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 11.** 13. März 1856.

Inhalt: Zur Geschichte der Presse in Preußen. Von **Robert Prutz.** — Die religiöse Berechtigung des classischen Alterthums. Von **Jakob Mähly.** II. — Sechs Sonette von Shakspeare. Uebertragen von **Friedrich Bodenstedt.** — Literatur und Kunst. Adolf Böttger. (Böttger, „Der Fall von Babylon"; Longfellow's „Lied von Hiawatha, übertragen von Böttger".) — (Jung, „Briefe über Gutzkow's «Ritter vom Geiste»".) — Correspondenz. (Aus Dresden.) — Notizen. — Anzeigen.

Zur Geschichte der Presse in Preußen.

Von

Robert Prutz.

In einigen Artikeln, die wir im letzten Jahrgang dieser Blätter unter der Ueberschrift „Preußen im Sommer 1842" mittheilten, haben wir versucht, den Umschwung zu schildern, den die öffentliche Meinung in Preußen während der gedachten Epoche erlitt, sowie die Schwierigkeiten, welche der Regierung selbst daraus erwuchsen. Es waren hauptsächlich zwei Gegenstände, welche unsere Aufmerksamkeit dabei in Anspruch nahmen: erstens die sogenannte Verfassungsfrage, zu welcher der ostpreußische Huldigungslandtag vom Jahre 1840 das Signal gegeben hatte, und dann zweitens die Furcht vor der überhandnehmenden Reaction in kirchlichen und wissenschaftlichen Dingen, die sich an den Namen des Ministers Eichhorn knüpfte und die selbst Diejenigen in Aufregung und Misstimmung versetzte, welche sich gegen die Verfassungsfrage gleichgültig, zum Theil sogar feindselig verhielten.

Doch gab es daneben noch ein drittes Gebiet, das sich nicht weniger verhängnißvoll erwies und auf dem der Same der Zwietracht nicht minder üppig emporschoß. Das war das Gebiet der Presse. Jetzt, wo seit acht Jahren wenigstens das Princip der Preßfreiheit bei uns aner-

kannt iſt, fällt es einigermaßen ſchwer, ſich zurückzuverſetzen in eine Zeit, wo noch allen Ernſtes und mit großer Heftigkeit darüber geſtritten werden konnte, ob das genannte Princip überhaupt zuläſſig, zum wenigſten für uns Deutſche, und ob nicht an demſelben Tage, wo der letzte Cenſor ſeinen Rothſtift niederlegen würde, eine allgemeine ſittliche Verwilderung, um nicht zu ſagen Mord, Brand und Aufruhr über das arme, jeder Verführung preisgegebene Volk hereinbrechen müßte. Wir überſchätzen das Maß von Freiheit und Sicherheit, deſſen die Preſſe augenblicklich bei uns genießt, gewiß nicht; der Herausgeber einer Zeitſchrift iſt ja wol der Letzte, der ſich einer Täuſchung dieſer Art hingeben könnte. Aber ſelbſt wenn die Ausnahmen von der Regel noch häufiger, die Auslegungen, welche die Praxis der Verwaltung dem theoretiſchen Buchſtaben des Geſetzes gibt, noch bedenklicher wären als ſie ſind: immerhin muß es ſchon als ein unermeßlicher Gewinn anerkannt werden, daß überhaupt der Buchſtabe des Geſetzes die Freiheit der Preſſe ausſpricht und daß Diejenigen, welche ſie nichtsdeſtoweniger zu feſſeln bemüht ſind, zu dieſem ihrem Ziele nur auf krummen Wegen gelangen können — gerade wie umgekehrt in der vormärzlichen Zeit die freie Preſſe ſich nur auf ungeſetzlichem Wege in Deutſchland einſchmuggeln konnte. Geſetze an ſich machen noch nicht frei, ſondern erſt der Geiſt, in dem ſie angewendet werden; dennoch iſt es ein großer Unterſchied, wenn nicht für die Praxis des Augenblicks, ſo doch ganz gewiß für die Entwickelung des öffentlichen Bewußtſeins, für die geiſtige und ſittliche Bildung des Volks, ob das Geſetz die Freiheit ſanctionirt oder die Sklaverei, und ob es daher die Gegner der letztern ſind oder ihre Beſchützer, durch welche das Geſetz gebeugt wird.

Eben deshalb aber, je größer und entſcheidender der Fortſchritt iſt, den wir in dieſer Hinſicht gemacht haben, um ſo intereſſanter ſcheint es uns auch, gelegentlich einen Blick rückwärts zu werfen auf die Bahn, die uns zu dieſem Ziele hingeführt hat. Nicht der Beſitz der Freiheit iſt das wahrhaft Bildende im Leben der Völker, ſondern der Kampf um ſie; der Zuſtand, in dem unſere Preſſe ſich augenblicklich befindet, könnte noch viel günſtiger, ihre Freiheit viel geſicherter, ihr Einfluß viel größer ſein und doch würden wir noch immer keinen Grund haben, mit Gleichgültigkeit oder wol gar mit Geringſchätzung auf die Kämpfe zurückzublicken, welche geführt werden mußten, bevor wir dieſen beſſern Zuſtand erreichten. Wo nun aber im Gegentheil noch ſo viel zu erreichen bleibt, wo der Sieg noch ſo unvollſtändig, die Entſcheidung noch ſo ſchwankend iſt wie in dieſem Falle, da wird es zu einer zwiefachen Pflicht, ſich des Weges zu erinnern, auf dem wir bis hierher vorgeſchritten; nicht blos Muth für die Zukunft werden wir daraus gewinnen, ſondern indem wir noch einmal die Fehler an uns vorübergehen laſſen, die damals, hüben

wie drüben, begangen worden sind, werden wir auch lernen, sie wenigstens unsererseits zu vermeiden.

Wir sagten vorhin, die Preßangelegenheit habe neben der Verfassungsfrage und neben der Furcht vor den Pietisten das Publicum in Aufregung erhalten. Der Ausdruck war nicht ganz genau, wir hätten vielmehr sagen müssen: noch vor der Verfassungsfrage und vor der Opposition gegen das Ministerium Eichhorn. In der That nämlich war die Unzufriedenheit mit den herrschenden Preßzuständen die erste oppositionelle Regung gewesen, die sich überhaupt unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. kundgegeben hatte. Auch sie war anfangs in sehr loyaler Form aufgetreten; seit ein so hochgebildeter, so geistreicher Monarch auf dem Throne saß, mit einer so ausgesprochenen Liebe zu Kunst und Wissenschaft, schien es unmöglich, daß die Presse in ihren alten unwürdigen Fesseln verbleibe, die eigene Ehre der Literatur, ihr Wunsch, sich eines solchen Königs würdig zu zeigen, foderte sie zu neuem Leben, neuer Thätigkeit auf — und zu dieser neuen Thätigkeit bedurfte sie nothwendig neuer Freiheit.

Auch schien die öffentliche Meinung die eigenen Absichten des neuen Herrschers in keinem Punkte richtiger zu treffen als in der Einstimmigkeit, mit der sie sich für Entfesselung der Presse aussprach. Gleich von seiner Thronbesteigung an hatte der König jede Gelegenheit ergriffen, sich als entschiedenen Freund und Förderer einer größern Preßfreiheit zu erkennen zu geben; während er sonst das Drängen der öffentlichen Meinung nicht liebte, hatte er doch diejenigen Kundgebungen, die auf Erleichterung der Presse hinzielten, nicht allein nicht abgewiesen, sondern sogar durch seinen Beifall ermuthigt und bestätigt. Von allen Anträgen und Gesuchen der Provinziallandtage des Jahres 1841 war keins mit so gnädigem Wohlwollen aufgenommen, keinem waren soviel Aussichten auf Gewährung gemacht worden als denjenigen, in denen von dem Druck der Censur und der Nothwendigkeit, der Presse einen größern Spielraum zu geben, gesprochen ward. Wenn von irgend einer, so durfte man von dieser Angelegenheit behaupten, daß sie dem König persönlich am Herzen lag. Auch beschäftigte er sich mit keiner so eifrig, kehrte zu keiner so häufig zurück wie zu dieser; unter den vielfachen Plänen und Projecten, welche die ersten Jahre der neuen Herrschaft bezeichneten, waren die Projecte und Pläne für Umgestaltung der Preßverhältnisse bei weitem die zahlreichsten. Daß sie meistentheils auf dem Papiere blieben und daß, während alle Welt von der Aufhebung oder doch wenigstens von der Milderung der Censur sprach, die Censurbedrückungen und Bücherconfiscationen in Preußen so munter ihren Fortgang nahmen wie noch nie, das war freilich ein Uebelstand. Doch

maß man die Schuld davon stets nur den Schwierigkeiten der Sache oder der ungeschickten Ausführung der Beamten bei, niemals dem Könige selbst, dessen edle und großherzige Absichten vielmehr gerade in diesem Punkt den allgemeinsten Glauben fanden.

Auch sollte dieser Glaube sich nicht getäuscht haben: der Erlaß des Königs vom 24. December 1841, das bekannte „Christgeschenk" des Königs an die Nation, erfolgte und das Publicum jauchzte laut auf über „diese Emanation des Allerhöchsten Willens", die der preußischen Presse eine so glänzende, so glückliche Zukunft zu eröffnen schien.

Doch dauerte der Jubel nicht lange; man sah sich das gepriesene „Christgeschenk" näher an und kam, zur schmerzlichsten Ueberraschung, zu der Einsicht, daß bei aller Anerkennung des edeln königlichen Willens es doch in der That ein sehr zweideutiges, ein sehr unzulängliches Geschenk war. Die Verordnung vom 24. December 1841 hob die Censur nicht auf, beschränkte sie auch nicht, unterwarf sie nicht einmal neuen gesetzlichen Bestimmungen: sie bekräftigte vielmehr das bekannte Censurgesetz vom Jahre 1819 und schärfte es den Censoren als Richtschnur ihres Verfahrens ein, und zwar that sie das in demselben Augenblicke, während sie gleichzeitig die Unvernunft und Zweckwidrigkeit des bisherigen Verfahrens constatirte. Sie stellte also durchaus kein neues Princip auf, sie verlangte nur die richtigere Anwendung des alten, das doch längst als verderblich erprobt war und in Betreff dessen daher auch von richtiger oder unrichtiger Anwendung gar keine Rede mehr sein konnte; sie stellte ein Ideal von Schriftstellern und Censoren auf und wollte namentlich zu letzterm Amte nur solche Männer zulassen, welche „wohldenkend und scharfsichtig zugleich, die Form von dem Wesen der Sache zu sondern und sich mit sicherm Takt hinwegzusetzen wüßten über Bedenken, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an sich diese Bedenken nicht rechtfertigten". Und bei alledem sagte sie doch nicht und konnte selbst nicht sagen, was wohl- und was übeldenkend sei und wo die Bedenklichkeiten anfangen und wo sie aufhören sollten! Der Erlaß vom 24. December war somit, trotz der edeln Absicht des Königs, doch ohne praktische Bedeutung; eine Blumenlese wohltönender, aber inhaltloser Allgemeinheiten, vermochte er in der Sache selbst nichts zu ändern, wol aber steigerte er durch die unbestimmten Erwartungen, die er erregte, die allgemeine Gährung und machte das Publicum in seinen Foderungen noch immer ungeduldiger und stürmischer.

Der größte Theil der Presse hatte sich gleich bei Erscheinen der Verordnung in diesem Sinne geäußert; wenige Monate genügten, ihre Prophezeiungen zu bestätigen und das anfangs so enthusiastische Publicum zu derselben Ansicht zu bekehren. Die Verordnung war unter den Lichtern des Weihnachtsbaums erlassen; als der Schnee schmolz, war

der Freudenrauſch längſt verflogen, Jedermann wußte jetzt, Jedermann ſagte auch, daß der edle königliche Wille beim Ziel vorbeigeſchoſſen und daß durch die Verordnung vom 24. December nichts geändert, nichts gebeſſert, Niemand befriedigt oder erleichtert war.

Auch nicht einmal auf Seiten der Regierung ſelbſt. Das Verfahren der einzelnen Cenſoren war noch ebenſo ungleich, die Beſchwerden noch ebenſo häufig, die Ausſchreitungen und Fehlgriffe und infolge deſſen auch die Beſchlagnahmen und Verfolgungen noch ebenſo zahlreich als früher, ja vielleicht noch zahlreicher. Es war alſo auch die Lage der Regierung der Preſſe gegenüber noch ebenſo unbequem, ihr Gang noch ebenſo widerſpruchsvoll und unſicher wie bisher.

Einen deutlichen Beweis dieſer Unſicherheit gaben einige Erlaſſe, die Hr. von Rochow im Frühjahr 1842, alſo in den letzten Monaten ſeiner Amtsverwaltung in Umlauf ſetzte und die viel von ſich reden machten, weil man darin ein wenn auch vorläufig noch verſtecktes Bemühen der Regierung entdecken wollte, die Vergünſtigungen, welche durch die Verordnung vom 24. December 1841 hatten gewährt werden ſollen, unter der Hand wieder zurückzunehmen und den kaum nachgelaſſenen Zügel aufs neue anzuziehen und zwar ſtraffer als zuvor.

Der erſte dieſer Erlaſſe datirte vom 19. März und betraf die beſſere Beaufſichtigung der Leihbibliotheken. Im Eingang wurde anerkannt, daß „infolge des durch den allgemeinen Volksunterricht erzeugten regen Strebens nach geiſtiger Fortentwickelung“ Lectüre „unleugbar zum Volksbedürfniß“ geworden ſei. Allein ſo „erfreulich“ auch dieſer „lebhafte Bildungstrieb“ in einem Staate ſein müſſe, „deſſen Kraft vor allem auf geiſtigen Hebeln beruhe“, ſo dringend nothwendig erſcheine es, dieſen Trieb durch „ſorgfältige Ueberwachung und Leitung“ vor „Abwegen“ zu bewahren, da derſelbe, „in der Wahl ſeiner Mittel der Befriedigung ſich ſelbſt überlaſſen“, in demſelben Maße „zur Ausartung“ führen könne, wie er, auf das „Gute und Nützliche“ gelenkt, auf geiſtige Entwickelung und ſittliche Veredelung entſchieden einwirken müſſe. Das große Publicum ſei nicht in der Lage Bücher zu kaufen, vielmehr könne es ſeine Leſeluſt nur durch Leihbibliotheken befriedigen; der Einfluß dieſer Anſtalten auf den Volksgeiſt, in einem Lande, wo „ſelbſt der Landmann ſeine Mußeſtunden mit Leſen auszufüllen beginne“, ſei mithin kaum zu berechnen und überſteige „an Umfang wie an nachhaltiger Wirkung den des geſammten Buchhandels und der Tagespreſſe“. Zur Motivirung dieſer gewichtigen Aeußerung (in der Manche freilich nur eine große Uebertreibung erblickten und nicht mit Unrecht: denn die Leihbibliotheken können doch immer nur colportiren, was der Buchhandel producirt hat) wurde angeführt, daß Bücher nur ſehr ſelten von den untern Ständen gekauft, Tagesblätter nur flüchtig geleſen würden, Bücher aus der Leihbibliothek

aber schon wegen der Geringfügigkeit des Abonnement auch den Aermern zugänglich seien. Dazu komme ferner, daß die entliehenen Bücher mit Muße durchgelesen werden könnten und deshalb um so entschiedener auf Gesinnung und Meinung einwirkten, je weniger der Halbgebildete im Stande sei, den Inhalt, „sei er welcher er wolle", zu beherrschen.

Die bisher zur Ueberwachung jener Bücherleihanstalten bestandenen Maßregeln (fuhr der Minister fort) wären „schwierig in ihrer Ausführung" und bei alledem „nicht einmal ausreichend". Gleichwol erheischten die in den Leihbibliotheken ausgegebenen Bücher eine strengere Controle als die im Buchhandel debitirten: weshalb auch alle Bücher, deren Inhalt den Halbgebildeten schädlich werden könne, von den Leihanstalten ausgeschlossen werden müßten. Allerdings seien schon früher „Kategorien für Charakterisirung der zu- und unzulässigen Bücher" festgestellt; doch „genügten sie nicht", da die Anwendung auf den einzelnen Fall immer wesentlich dem „Ermessen der Polizei" anheimfalle. Der Minister räumte ein, daß „ein competentes literarisches Urtheil" von der Mehrzahl der Polizeibehörden, besonders in kleinen Städten, nicht zu erwarten stehe und gehöre dies, „wie so manche andere fast unvermeidlichen Uebelstände", zu den „wesentlichsten Unvollkommenheiten" der bisherigen Anordnungen, besonders da „auch der gesetzliche Bildungsgrad und die Urtheilsfähigkeit der zu concessionirenden Leihbibliothekare keine sichere Gewähr für Sittlichkeit und Loyalität leisten könnten".

Zur Abhülfe dieser Uebelstände sollten nun die Oberpräsidenten der Provinzen, an welche der vorliegende Erlaß in Form eines Circularschreibens gerichtet war, behülflich sein. Daß mit einer bloßen „Verschärfung" der bisherigen Anordnungen „nichts auszurichten" sei, gestand der Minister selber zu. Desto mehr versprach er sich von der „Bildung von Privatvereinen", welche, „indem sie zugleich den Gemeinsinn begünstigten, die obrigkeitliche Controle unterstützen und durch Errichtung von Vereinsbibliotheken, wie schon an mehren Orten geschehen sei, einen durchgreifendern Erfolg sichern würden". Dies würde die „wahre positive Ergänzung" sein zu der Einwirkung der Polizei, die „ihrer Natur nach stets nur negativ sein könnte". Solle nämlich das vorhandene Lesebedürfniß" zu einem wahren Hebel des Fortschritts, der Sittlichkeit und Loyalität" dienen, so dürfe der Nutzen einer wohlfeil gebotenen Volkslectüre zur Kräftigung eines gesunden Sinnes nicht verkannt werden. Die „Gegenwart" zeige eine „unzweifelhafte Neigung" sich zum Besten „gemeinnütziger Zwecke" zu associiren. Hoffentlich werde es nur dieses Anstoßes bedürfen, um diesen Associationstrieb der Zeit auf die Bildung derartiger Vereinsbibliotheken hinzulenken. Zum Schluß folgte dann noch ein heftiger Ausfall gegen die „schlechte Presse"; der Minister stellte es als einen Hauptvortheil der vorgeschlagenen Vereine dar

und der von ihnen gebotenen Geistesnahrung, daß dadurch „namentlich die große Zahl seichter und gesinnungsloser Schriftsteller discreditirt und zum Schweigen genöthigt werden, welche aus der Vielschreiberei ein Gewerbe machen und eine Fülle verderblicher, mindestens zeittödtender Lectüre in die Welt senden, weil sie eines Honorars für ihre Machwerke bei dem gegenwärtig durch die Leihbibliotheken gesicherten Absatze derselben gewiß sein können".

Der Eindruck, den dieses Circular im Publicum, dem es wenige Wochen später durch die Zeitungen bekannt ward, hervorbrachte, war sehr gemischter Natur. Eine gewisse Anerkennung der Literatur und ihres Einflusses lag offenbar darin und namentlich die Schriftsteller selbst würden sich dadurch geschmeichelt gefühlt haben, wäre diese Anerkennung nicht andererseits wieder von soviel Aengstlichkeit begleitet, mit soviel gehässigen, wenigstens für diesen Ort nicht passenden Ausfällen und Verdächtigungen verbrämt gewesen. Das Zugeständniß, daß die Polizei nur immer „negativ" wirken könne, wurde bestens acceptirt und auch was der Minister über den Associationstrieb der Gegenwart äußerte, enthielt ein Anerkenntniß der Zeitrichtung, dessen man sich aus diesem Munde am wenigsten versehen hatte. Aber leider hatte man auch schon erfahren und sollte bald noch schlagendere Beispiele erleben, nach welcher Seite hin die Regierung diesen Trieb der Zeit begünstigte und nach welcher sie ihn unterdrückte. Hatten wir nicht der pietistischen Vereine schon genug? Und wer war blind genug, um nicht vorauszusehen, daß die „Lesevereine", die der Minister hier so dringend anempfahl, mit wenigen Ausnahmen ebenfalls in die Hände der Pietisten gerathen würden und müßten, da man nämlich nur ihnen die Erlaubniß dazu ertheilen würde? Am empfindlichsten aber fühlte das Publicum sich von der Zumuthung berührt, die Polizei bei „Beaufsichtigung" der Leihbibliotheken zu „unterstützen" und so gewissermaßen den Polizeiagenten zu machen. Kostete die Polizeiverwaltung Staat und Gemeinden nicht jährlich so und so viel Millionen? Stand ihr nicht ein ganzes Heer von Beamten zugebote? Steckte sie ihre Nase nicht in Alles und über jeden zerbrochenen Topf und jede ausgetretene Straßengosse saß sie zu Gerichte? Und nun wollte sie nicht einmal im Stande sein, die handvoll Leihbibliotheken zu controliren? Was für eine Polizei war das denn und wozu bezahlten wir sie so theuer, wenn wir selbst noch schließlich ihre Spione machen sollten? Auch ruhiger Urtheilende vermißten in dem Erlaß die Bestimmtheit und Klarheit, welche obrigkeitlichen Verfügungen jederzeit beiwohnen soll; sie beklagten die Unsicherheit und Vieldeutigkeit der von dem Minister aufgestellten Kategorien; sie fragten auch hier wieder, was denn seicht und tiefsinnig, was gut und schlecht, gesinnungsvoll und gesinnungslos, nützlich und schädlich sein solle und wer

ſchließlich darüber zu Gerichte ſitze, wenn nicht Geſchmack und Bedürfniß des Publicums ſelbſt. Sie ſahen endlich in dem ganzen Schreiben des Miniſters nur einen Wiederausbruch jenes Bevormundungstriebes, jener kleinlichen Furcht und Aengſtlichkeit, die in der Verwaltung des Staats ſchon ſoviel Unheil angerichtet und namentlich die Pläne des neuen Königs ſchon ſo oft und auf ſo verderbliche Weiſe gekreuzt hatten.

Einen ganz ähnlichen Eindruck machte die zweite Verfügung, die wenige Wochen ſpäter (7. April) erſchien, jedoch erſt in den letzten Tagen des Mai durch die Zeitungen bekannt wurde. Es war ebenfalls ein Circularſchreiben an die Oberpräſidenten; der Gegenſtand war die „Beaufſichtigung der periodiſchen Preſſe und Tagesliteratur in den Provinzen". In der Einleitung machte der Miniſter der Preſſe wiederum ſein Compliment; die literariſchen Neigungen des Königs blieben alſo doch nicht ganz ohne Einwirkung, ſelbſt ein Büreaukrat wie Hr. von Rochow, der bis dahin nach Literatur und Literaten nicht das Mindeſte gefragt hatte, ſah ſich genöthigt, der Preſſe ein gewiſſes Recht der Exiſtenz ſowie einen gewiſſen Nutzen zuzugeſtehen. Die periodiſche Preſſe, ſagte der Miniſter, nehme unter den Mitteln, aus denen das geiſtige Bedürfniß des Volks ſeine Befriedigung ſuche, eine „vorzügliche" Stelle ein, indem ſie jeglichem Intereſſe, den politiſchen wie den wiſſenſchaftlichen, den äſthetiſchen und gewerblichen, eine „regelmäßige und allgemein zugängliche Nahrung" biete, die „durch den Reiz der Neuheit verſtärkt" ſowol „Belehrung als Unterhaltung" gewähren ſolle. Wenn ihre Bedeutung durch die „in allen Volksclaſſen hervorgetretene geiſtige Regſamkeit" fortwährend geſteigert werde, ſo habe auch die neue Cenſurinſtruction (eben das „Chriſtgeſchenk" vom December 1841) die „Wichtigkeit der Tagesliteratur" erhöht: weshalb es denn auch erfoderlich wäre, ihre „Bewegung näher ins Auge zu faſſen" und über „Gehalt, Richtung und Einfluß" derſelben ſich „zu orientiren". Das „reiche Material", welches dieſelbe „für die Beurtheilung der politiſchen, ſittlichen und intellectuellen Bildung der Nation" darbiete, ſei „bisher nicht genugſam gewürdigt worden"; aus dem Inhalt, dem Ton und „der Farbe" der Blätter einer Provinz, aus „dem Umfange und der Bildungsſtufe ihrer Leſerkreiſe" ließen ſich die gewichtigſten Folgerungen auf die geiſtigen Zuſtände der Einwohnerſchaft ziehen; ein Ueberblick der geſammten periodiſchen Literatur aller Provinzen aber würde zugleich ein treffendes Bild der geiſtigen Phyſiognomie der Nation gewähren. Ein ſolcher Einblick ſei jedoch nur zu gewinnen, wenn man dabei eine „umfaſſende Charakteriſtik der Tagesliteratur" ſowie eine „vollſtändige Information über den Umfang ihrer Verbreitung und ihrer Benutzung" zugrunde legen könne.

Auch dieſer Einleitung wieder ließ ſich eine gewiſſe gute Abſicht, eine gewiſſe Willfährigkeit, die geiſtigen Intereſſen und Bedürfniſſe der ver-

schiedenen Provinzen kennen zu lernen, nicht absprechen. Aber dasselbe Verhängniß, das über dem Circular wegen der Leihbibliotheken waltete und das überhaupt die meisten guten Absichten der Regierung schon im Keime erstickte, das Verhängniß, etwas zu wollen, was zwar an sich recht gut und löblich, aber nur leider unausführbar war, haftete auch an dieser Bekanntmachung. Zwar gab der Minister im weitern Verlauf seines Schreibens eine sehr genaue, fast ängstlich detaillirte Anweisung, wie bei Ausführung seiner Vorschrift zu verfahren. Die bisherigen Verzeichnisse, welche die Oberpräsidenten einzureichen pflegten, hätten nur den äußerlichen Bestand der Presse betroffen und dienten lediglich zur „politischen Controle"; jetzt aber handle es sich darum, die periodische Literatur „als Quelle zu benutzen für das Verständniß und die Fortbildung der Volkszustände", und so bedürfe es denn auch fortan „eines nähern Eingehens auf das Wesen und Wirken der Tagespresse, einer aufmerksamen Verfolgung ihrer Bewegung und einer gründlichen Kenntniß ihres Gehalts und ihrer Einwirkung". Es müsse daher Bericht erstattet werden über „Gehalt, Richtung, Leistung und Einfluß der gesammten Journalistik der Provinz", um so die „nöthigen Daten" zu erhalten für „Beurtheilung des Bildungszustandes und des Geistes der Provinz und der Physiognomie der dortigen Tagesliteratur". Dieser Bericht habe sich auf alle inländischen Zeitschriften zu erstrecken, „die der ministeriellen Concession bedürften", der politischen sowol wie der wissenschaftlichen oder welcher Kategorie sie sonst angehörten. Im Uebrigen sollten bei Abfassung des Berichts folgende „Rubriken" ausgefüllt werden: erstens „Qualification der Censoren"; dann „Charakter und Tendenz der Zeitschriften"; „Werth und Zweckmäßigkeit derselben"; „Größe ihrer Auflage, Zahl ihrer in der Provinz debitirten Exemplare"; „Umfang und Bildungsstufe ihrer Leserkreise". In den beiden ersten Rubriken sei eine möglichst prägnante „Charakteristik" des „wesentlichen Gehalts, der Richtung und Farbe" der Zeitschrift nebst einem „motivirten Urtheil über Leistung, Werth und relativen Nutzen derselben" zu geben. Die drei folgenden sollten nächst den Zahlenangaben zugleich den „Einfluß" der einzelnen Blätter ins Licht stellen. Zur „Vervollständigung des die geistigen Zustände der Provinz also charakterisirenden Bildes" sei es „wesentlich erfoderlich", auch über „die Benutzung der auswärtigen Zeitschriften im Inlande" eine Notiz beizugeben, die indeß „nur kurz" zu sein und sich nur auf eine annähernde Zahl der in der Provinz cursirenden Exemplare sowie auf „Bezeichnung der Leserclassen" derselben zu beschränken brauche. Auch brauche ein solcher ausführlicher Bericht nur einmal eingereicht zu werden; später genüge eine im Februar....

Aber genug und schon zu viel der Auszüge; das Publicum sah aus

diesem Actenstücke, halb mit Schadenfreude, halb mit Entrüstung, wie groß noch immer die Furcht der Büreaukratie vor der Presse, wie schwerfällig ihr Mechanismus und wie ungeschickt sie war, trotz der Reichhaltigkeit ihrer Mittel, Das zu erfahren, was sie gern erfahren wollte. In der That ließ sich nichts Ungeschickteres, nichts Unmöglicheres denken als diese so genau detaillirte Vorschrift; war es die Absicht der Regierung, die wahre Beschaffenheit der Presse niemals kennen zu lernen, sich ewig mit einem Schattenbild herumzuschlagen, ewig Angst zu haben vor einer Gefahr, die entweder gar nicht oder doch nicht da existirte, wo man sie suchte, dann allerdings war dies der richtige Weg. Die „Qualification der Censoren" wollte die Regierung aus diesen Berichten kennen lernen: aber wäre es nicht besser, wäre es nicht das allein Vernünftige gewesen, sie hätte sie vorher gekannt und geprüft, bevor sie zu Censoren gemacht worden? Und nach welchen Eigenschaften sollte diese „Qualification" abgemessen werden? War der der beste Censor, der am meisten strich? Nach einzelnen Erfahrungen, die man gemacht, z. B. mit Hrn. Abegg in Königsberg, dessen plötzliche Entfernung vom Censoramt (December 1841) kurz zuvor soviel Aufsehen erregt hatte, schien es fast so: und was mußte dann die nächste und unvermeidliche Folge dieser Berichte sein, wenn nicht eine unnöthige und eigensinnige Schärfung der Censur, eine Schärfung, nicht hervorgegangen aus dem Zwang des Gesetzes, sondern lediglich aus der persönlichen Furcht der Censoren, eine schlechte Nummer in diesem Testimonium zu bekommen?

Ebenso zweideutig und unausführbar war die Bestimmung wegen „Werth und Zweckmäßigkeit" der Zeitschriften; wer entschied über diesen Werth? Wer sagte, worin die Zweckmäßigkeit bestehen sollte? Und wie wollte man es ferner anfangen, die „Bildungsstufe" der verschiedenen Leserkreise zu erforschen? Der Bericht verlangt ein „motivirtes" Urtheil: aber auch das bestmotivirte Urtheil mußte in diesem Falle immer noch eine sehr individuelle Färbung tragen, die unter Umständen der Wahrheit höchst gefährlich werden konnte. Ueberhaupt diese Begriffe von Werth, Einfluß, Zweckmäßigkeit, wie unbestimmt, wie relativ! Welcher Verdrehung der Thatsachen, welchen Angebereien und Verdächtigungen öffneten sie Thor und Thür! Das Aergste aber von Allem war, daß, wie der Minister mit größter Naivetät hinzusetzte, „ohne Zweifel vorzugsweise die Censoren der betreffenden Tagesblätter in der Lage sein würden, in allen diesen Beziehungen, namentlich für die Charakteristik der Zeitschriften die zuverlässigsten Daten an die Hand zu geben". Das hieß denn doch wirklich den Bock zum Gärtner setzen, das hieß den Censoren außer ihrer officiellen Gewalt noch eine discretionäre in die Hand geben, durch die sie schlechthin zu Herren der Presse gemacht wurden.

Und so machte denn dieser Erlaß nur den Eindruck einer großartigen, obenein sehr schlecht angelegten und schwer ausführbaren Spionage; die berüchtigten Conduitenlisten, die schon bei Militär und Beamten soviel Anstoß erregten, sollten — dies war, um mit Shakspeare's Capitän Nym zu sprechen, das Kurze und das Lange dieses Ministerialerlasses — nun auch auf die Journalistik ausgedehnt werden; gleich dem Soldaten in der Compagnie sollte jedes Blatt und jede Nummer jedes Blatts, ja wenn möglich jeder Leser in dem Register der Behörde verzeichnet stehen und wehe Dem, der sich eine Abweichung von dem allgemeinen literarischen Exercirreglement gestatten würde! Der Groll, zu dem man sich gegen Hrn. von Rochow schon so lange und mit so vielen Gründen berechtigt fühlte, erreichte angesichts dieses Erlasses seine äußerste Höhe; jetzt hielt man es für sonnenklar, daß er es jederzeit nur darauf abgesehen, die wohlwollenden Absichten seines königlichen Gebieters zu hintertreiben und Unfrieden zu säen zwischen das Volk und ihn. Dieser Minister wollte die Wahrheit nicht; solange er an der Seite des Thrones stand, hatte der König auf keinen Frieden, das Volk auf keine Freiheit zu rechnen....

Und wirklich schien Hr. von Rochow wenigstens im Betreff der Presse ein gewisses Doppelspiel zu treiben. Denn während er in diesem Erlasse der Presse scheinbar die größten Complimente machte und mit glatten Worten von ihrer nationalen Bedeutung und ihrem Einfluß auf das Volkswohl sprach, that er gleichzeitig alles Mögliche, den Einfluß der Presse zu beschränken und ihren Werth in den Augen des Publicums sowie namentlich der Behörden herabzusetzen. Niemals waren in Preußen die Censurgesetze mit größerer Strenge gehandhabt worden als während der letzten Monate des Rochow'schen Ministeriums; niemals war die Censur so eifrig im Streichen, niemals die Polizei so thätig im Confisciren gewesen. Das „Athenäum", eine neubegründete berliner Zeitschrift, an der sich namentlich die jüngere Schriftstellerwelt der Hauptstadt betheiligte, wurde wegen ihrer liberalen Richtung unterdrückt (December 1841). Einer andern Zeitschrift, die unter dem Titel „Die Grenzboten" vor kurzem von einem deutschen Literaten in Brüssel begründet worden, wurde trotz ihres unanstößigen Inhalts der Zutritt in Preußen nicht gestattet. Nicht blos politische Broschüren und Schriften, selbst Romane und Gedichte wurden als aufregend verboten. Und das Alles zu derselben Zeit, da der König in dem oftgenannten „Christgeschenk" seine entschiedene Absicht ausgesprochen hatte, die Fesseln der Presse zu erleichtern und ihr eine größere Freiheit der Bewegung zu gestatten!

In pikantem Gegensatz mit diesem Terrorismus stand ein drittes Circular, das Hr. von Rochow unterm 28. Mai desselben Jahres an sämmt-

liche Oberpräſidien erließ, betreffend „die Aufhebung der Bildercenſur“. Es ſei, erklärt der Miniſter, darin bisher „angenommen“ worden, daß Bilder, welche durch Lithographie, Kupferſtich oder ſonſt zur Vervielfältigung und zum Verkauf beſtimmt wären, „der Polizeicenſur“ unterworfen ſeien. Der Miniſter habe ſich jedoch „überzeugt“, daß „aus allen beſtehenden Geſetzen, ſogar die ältern nicht ausgenommen“, ſich keine ſolche „präventive Beſchränkung des Verkehrs mit Bildern“ herleiten laſſe und daß mithin die Bildercenſur der „geſetzlichen Grundlage“ entbehre. Da aber gerade die Cenſur, „ſchon ihres ſingulären Charakters halber“, überall der „ſtricteſten Auslegung“ bedürfe und „ſtreng auf das durch poſitive Geſetze ihr angewieſene Gebiet beſchränkt“ werden müſſe, ſo dürften, unter Aufhebung des Reſcripts vom 21. Januar 1823, die zur Vervielfältigung und zum Verkauf beſtimmten Bilder inskünftige nicht mehr der Polizeicenſur vorgelegt werden: wobei es ſich jedoch nach den geſetzlichen Beſtimmungen von ſelbſt verſtehe, daß „jede auf einem Bilde angebrachte Schrift der vorgängigen Erlaubniß des Cenſors unterliege“.

Das Publicum brauchte einige Zeit, um ſich von der Ueberraſchung zu erholen, welche dieſe unerwartete Begünſtigung ihm bereitete. Mit dem bekannten Charakter des Hrn. von Rochow vermochte es dieſelbe nicht zu vereinigen. Auch hatte der Grund, den der Miniſter ſelbſt anführte, in der That wenig Plauſibles; es war ſchwer denkbar, daß die Behörden faſt volle 20 Jahre hindurch ein Verfahren zur Anwendung gebracht haben ſollten, das jeder geſetzlichen Grundlage entbehrte. Noch ſchwerer aber war zu ergründen, warum, wenn dies einmal geſchehen und wenn die Bildercenſur ſeit 20 Jahren ungeſetzlich, aber factiſch geübt worden — warum man es alsdann nicht auch ferner dabei belaſſen wollte. War das Gewiſſen des Miniſters doch ſonſt nicht ſo empfindlich, kam es ihm doch ſonſt auf eine Ungeſetzlichkeit mehr oder weniger nicht an; warum nahm er denn dieſe Angelegenheit auf einmal ſo delicat? Sollte es wirklich nichts weiter ſein als gleichſam der Triumph büreaukratiſcher Gewiſſenhaftigkeit, die vor lauter Buchſtabenſcheu lieber ihr eigenes Werk vernichtet, blos weil ſie kein geſchriebenes Document, kein Reſcript, keine Novelle findet, durch die ſie es unterſtützen könnte? Aber das Reſcript über die Bildercenſur vom 21. Januar 1823 exiſtirte ja; warum ſollte es nicht dieſelbe geſetzliche Geltung haben wie unzählige andere? Und wenn man einmal anfangen wollte, bei allen Reſcripten nach ihrem geſetzlichen Grunde zu fragen, wie viele würde man da noch finden, die aufgehoben werden müßten?!

Das Publicum ſuchte alſo nach andern gültigern Gründen und es fand ſie in der bekannten humoriſtiſchen Laune des Königs und dem Wohlgefallen, das er an dem Draſtiſch-Komiſchen, dem Witzig-Satiri-

schen hatte. Der König war bekannt als einer der witzigsten Männer seiner Zeit; schon als Kronprinz hatte er dem Tagesgespräch eine Menge von pikanten Anekdoten, von Bonmots und Scherzreden geliefert, theils wahre, theils erfundene, und auch mit seiner Thronbesteigung war diese Quelle keineswegs versiegt. Wer aber selbst gern witzig ist, pflegt auch Witz und Heiterkeit an Andern zu lieben und ist es ein Mensch von liberaler Bildung, so wird er es nicht übel deuten, wenn der Witz sich auch einmal gegen ihn selber wendet. Der König hatte ferner vor wenigen Monaten erst seine bekannte Pathenreise nach England gemacht. Die englische Caricaturenliteratur aber war weltberühmt; der Reichthum ihrer Einfälle, ihr scharfer Witz, ihr unversiegbarer Humor waren ebenso sprichwörtlich wie der Gleichmuth, mit dem selbst die höchstgestellten Personen in England die Angriffe des Caricaturenzeichners ertrugen. Wenn der König nun wünschte oder wenn er wenigstens den Versuch machen wollte, bei sich in Preußen etwas Aehnliches großzuziehen, so schien das ebenso sehr seinem freien humoristischen Sinne als seinen künstlerischen Neigungen zu entsprechen.

Als dann bald darauf der Rücktritt des Hrn. von Rochow bekannt wurde, tauchte noch eine andere Erklärungsweise auf: sein nahe bevorstehender Rücktritt, behauptete man, sei ihm damals bereits bekannt gewesen und so habe er der Versuchung nicht widerstehen können, seinem Nachfolger mit der Aufhebung der Bildercensur noch ein rechtes Danaergeschenk zu hinterlassen.

Und eine neue Quelle großer und mannichfacher Schwierigkeiten, das ließ sich nicht leugnen, hatte Hr. von Rochow der Regierung damit allerdings eröffnet. Sowie das Publicum sich nur von der ersten Ueberraschung erholt hatte, machte es sich also bald mit frischen Kräften darüber her, die neugebotene Freiheit zu genießen. Die Zahl der Caricaturen, die von Woche zu Woche erschienen, war außerordentlich; die Einfälle fielen gleichsam aus der Luft, die Zeichner wuchsen aus dem Boden; so jung die Sache bei uns war, so hatten wir doch bald eine Caricaturenliteratur, die sich mit der englischen messen konnte. Der Charakter derselben war durchaus politisch; die Verfassungsfrage, die Presse, das Treiben der Pietisten ꝛc. bot einen unerschöpflichen Stoff. Dazu wollte es der Zufall, daß gerade einige der hervorragendsten Persönlichkeiten der damaligen Tagesgeschichte theils durch ihre Namen, theils durch andere zufällige Eigenschaften der Symbolik des Caricaturenzeichners aufs bequemste entgegenkamen. Auf unzähligen Bildern sah man Johann Jacoby's geistvolles, scharfgeschnittenes Gesicht, mit den vier Fragezeichen daneben, die lange spitze Feder vor sich hertragend, gleich einer Lanze. Und welche glückliche Ironie des Schicksals war das, daß der Cultusminister Eichhorn, der neue Oberpräsident der

Provinz Preußen, Schön's Nachfolger, Böttticher hieß! Dieser Schulrath Lucas in Königsberg, der sich bald darauf in dem Proceß gegen den Oberlehrer Witt einen so funesten Namen machte, zu welchen Anspielungen gab auch sein Name Veranlassung! Ueberall, wohin man sah, knusperten die „Eichhörnchen" an den Blättern, bemühten die „Böttcher" sich vergebens, mit plumpen Hammerschlägen den gährenden Most im Fasse zurückzuhalten, blökte der Stier des Evangelisten „Lucas" den Beschauer in edler Gemüthsruhe an...

Die Caricatur ging noch weiter, sie wagte sich an noch höhere und bedenklichere Gegenstände. Da der Buchstabe des Gesetzes dabei genau innegehalten wurde, d. h. da sich auf keiner dieser Caricaturen ein geschriebenes Wort fand, so war ein Einschreiten der Behörden unmöglich. In den wenigen Fällen, wo es dennoch versucht ward, schlug der Versuch jedesmal gegen die Behörde aus; nicht der Zeichner, der keinen Namen genannt, keinen Schlüssel gegeben hatte, sondern die Behörde selbst, indem sie die sträfliche Beziehung herausfand und aussprach, war der eigentliche Injuriant.

Diese Caricaturenliteratur des Jahres 1842 machte die Sache der Opposition in Preußen außerordentlich populär; sie gab den Leuten etwas zu lachen und dafür sind sie immer dankbar. Selbst über die Grenzen Preußens erstreckte dieser Beifall sich; halb schmunzelnd, halb neidisch, sah das übrige Deutschland diese Ausbrüche eines Humors, der bis dahin in Deutschland eine so fremde Pflanze gewesen war und den man den trockenen Preußen am allerwenigsten zugetraut hatte. Die Preußen aber waren stolz auf ihre neue Freiheit; sie vergaßen, daß es eine geschenkte Freiheit war, keine errungene und daß dieselbe Hand, die ihnen das Geschenk so unvermuthet dargereicht hatte, es ihnen auch ebenso unvermuthet wieder nehmen konnte.

Die religiöse Berechtigung des classischen Alterthums.

Von

Jakob Maehly.

II.

Ein so vermessenes Beginnen es wäre, wollte man von unserm Standpunkt aus die griechische Religion schlechthin vertheidigen, eine so dringende Pflicht ist es doch, sie aus dem Charakter des Volks zu begreifen und ihre schönen Züge, deren sie so viele, selbst in ihren Grund-

lagen bietet, anzuerkennen. Ein Hauptunterschied von unserer Religion liegt neben der Vielgötterei darin, daß das Verhältniß von Gott zu Mensch bei den Griechen durchaus kein so inniges, in jedem Augenblick so gegenwärtiges war, schon weil der Begriff der Allgegenwart in der Ausdehnung, welche die christliche Religion ihm gibt, fehlte. Und doch konnte der Grieche durch das Mittel des Gebets sich zu jeder Zeit in Beziehung zu seinem Gott setzen, und hatte die Ueberzeugung, von ihm gehört zu werden. Es ist ein gutes Zeichen für den religiösen Sinn und das religiöse Bedürfniß des Griechen, daß er, in der guten Zeit wenigstens, nicht leicht etwas Wichtiges unternahm ohne Gebet. Anfang und Ende des Tages wie der Schluß der Mahlzeit waren von gottesdienstlichen Formen begleitet; Dasselbe gilt auch von größern Zusammenkünften des Volks zu gemeinschaftlichen Unternehmungen. Freilich war die Erhörung von Seiten der Götter nicht durch den Begriff der Güte und Gnade bedingt, die der Hoffnung des Christen allein Berechtigung gibt, sondern es war dort mehr — und daran ist die Uebertragung staatlicher Verhältnisse auf das Göttliche schuld — eine Art gegenseitigen rechtlichen Verkommnisses, gemäß welchem die Götter durch Opfer und andere ihnen gefällige Spenden zu Gegenleistungen bewogen werden sollten.*) Aber selbst noch nähere Verhältnisse als diese hat die Mythologie, freilich nach ihrer concret versinnlichenden Art, angedeutet; das Wandeln der Götter auf Erden, ihr unmittelbarer Umgang mit Menschenkindern beweist für das Gefühl ursprünglicher Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit mit dem Göttlichen. Noch schöner und reiner spricht sich dies Gefühl aus in den Mythen der Heroen, wie des Herakles, der durch Ringen und Kämpfen die irdische Hülle abstreifte und zur Göttlichkeit gelangte. Freilich, während der Christ eine vollständige Gemeinschaft mit dem Göttlichen erst nach dem Tode seines Leibes erwartet, und sein diesseitiges Leben nur ein Schatten ist, hinter dessen Dunkel die Fülle des göttlichen Lichts ihn aufnimmt, so zeigte, nach der Vorstellung der Griechen, das wahrhaft Göttliche seinen Glanz und seinen Reichthum gerade im Leben, und erst hinter seinen Grenzen breiteten sich die Schatten aus, welche zum Aufenthalt der Seelen, selbst schattenartiger Wesen, bestimmt waren.

Die griechische Unsterblichkeit, wie die Volksmythologie sich dieselbe ausbildete, bot wenig Erhebendes dar. Der Begriff der Vergeltung war allerdings auch hier vorhanden; aber wenn die Bösen ihre Laster in Nacht und Graus und Sumpf versenkt büßten, so war andererseits auch

*) Anklänge an diese Vorstellungsweise finden sich übrigens auch bei den Juden, in manchen Stellen des Alten Testament; schon die Bezeichnung „Testament", „Bund", deutet darauf hin.

das Loos der Guten, in einer Art von Scheinleben an den Ufern jener unterirdischen Seen und Flüsse umherzuwandeln, nicht gerade beneidenswerth. Dagegen haben auch hier erleuchtete Geister, wie unter den Philosophen Sokrates und Plato, unter den Dichtern Aeschylus und Pindar, das Bewußtsein eines unsterblichen, bessern, und in ewiger Gemeinschaft mit dem Göttlichen zugebrachten Lebens stets in sich getragen und demselben Worte und Ausdruck geliehen. Hat doch Plato den Beweis der Unsterblichkeit in einem besondern Werke an einer Reihe philosophischer Schlußfolgerungen durchzuführen gesucht, und insoweit geleistet, als es ohne Beziehung auf eine eigentliche Offenbarungsreligion möglich ist. Die genannten Männer haben darin ihrer Mission genügt: denn im allgemeinen Volksglauben galten besonders die Dichter auch als heilige Propheten, welche durch den Dunstkreis der gewöhnlichen Vorstellungen das reinere Licht erblickten und in seinem Anschauen eine geläuterte Religion zu verkünden berufen waren — gewiß ein schöner Beruf! Sie waren sogar die alleinigen Lehrer in göttlichen Dingen: denn Kirche und Schule in unserm Sinne, welchen die religiöse Belehrung und Erbauung zugefallen wäre, waren damals nicht vorhanden. Nur die sogenannten Mysterien oder Geheimculte, deren einzelne indeß diesen Namen wegen der ungeheuern Anzahl ihrer Eingeweihten kaum noch verdienen, traten hier in einigen Punkten ergänzend ein. Zwar waren sie, ihrer Entstehung nach, weit entfernt, eine ursprüngliche oder gar bewußte und beabsichtigte Geheimlehre im Gegensatze des öffentlichen Gottesdienstes zu enthalten, sondern nur eine Folge großer politischer und religiöser Bewegungen, wenn einzelne Gegenden oder Geschlechter sich und ihre angeerbten Gebräuche vor den Stürmen der Zeit verschlossen; die angesehenern aber unter ihnen machten allerdings ihre Theilnahme von einer Reinheit und Entsühnung abhängig, die als Weihe des Lebens zu höherer Sittlichkeit gelten konnte, und versprachen dafür ihren Eingeweihten noch namhafte Vortheile, insbesondere für den Zustand nach dem Tode.

Wenden wir uns aber zu den oben schon erwähnten Dichtern und der Poesie im Allgemeinen, als derjenigen Kunst, worin neben der bildenden das griechische Volk am meisten seine Eigenthümlichkeit niedergelegt, und, in noch höherm Grade als jene, auch für den Inhalt, nicht blos für die Form bleibende Muster aufgestellt hat. Auch hier gilt der Ausspruch, daß sie als Kunst mit der Religion in engster Verbindung stehe; entlehnte doch ihre höchste Blüte, das Drama, seine Stoffe beinahe ausschließlich aus ihr oder der mit ihr verwandten Heldensage. Auch die Idee, welche die Dichter ihren Schöpfungen zugrunde legten, war stets eine aus der tiefsten Innerlichkeit des Menschen, aus seinem Gemüth hervorgehende, und hier entquillt ja am klarsten und vollsten

die Fülle des göttlichen Lebens. Die eigentliche Heldenpoesie, das Epos, ist mehr eine Frucht der Einbildungskraft, sowie es auch zunächst für diese bestimmt ist; das Abenteuerliche und Wunderbare wird hier geflissentlich gesucht; auch das Göttliche und Uebernatürliche steht unter dem Einflusse dieser Foderung und stellt sich demgemäß mehr in einer glänzenden, die Phantasie ansprechenden Außenseite, als in seiner Innerlichkeit dar. Diese Gattung von Poesie kann also hier nicht in Betracht kommen. In viel höherm Grade darf die Lyrik Anspruch machen, bei unserer Untersuchung gewürdigt zu werden. Zwar leiht sie ihre Saiten auch der Verherrlichung weltlicher und reinsinnlicher Gegenstände, und von ihr gilt im Allgemeinen der schöne Ausspruch Schlegel's, den er auf den ganzen Umfang der Poesie ausdehnte: „Die Poesie der Alten war die des Besitzes, während die unserige die der Sehnsucht ist; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Zukunft." Unter jener Sehnsucht ist natürlich eine religiöse, nach den heiligsten Interessen der Menschheit gerichtete zu verstehen; denn Sehnsucht nach dem Irdischen, nach der Wonne des Genusses, Klagen über die Nichterfüllung der glühendsten Wünsche ziehen sich, wie durch jede, so auch durch die griechische Lyrik. Deswegen ist es vielleicht zu streng, wenigstens zu allgemein, wenn derselbe Schlegel sagt: „Wieweit die Griechen auch im Schönen und Sittlichen gediehen, so können wir ihrer Bildung doch keinen höhern Charakter zugestehen als den einer geläuterten und veredelten Sinnlichkeit. Bei ihnen war die menschliche Natur selbstgenügsam; sie ahnte keine Mängel und strebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die sie durch ihre eigenen Kräfte erreichen konnte." Es läßt sich dies nur sagen im Verhältniß zu einem größern Maße dieser Eigenschaft, das wir haben; das Vorwiegen einer Idee oder Bestrebung wird hier, wie so oft bei Vergleichungen, als ausschließliches Eigenthum des einen Theils hingestellt, während das geringere Maß beim andern Theil zur Negation wird. Denn merkwürdig ist, daß gerade der große Repräsentant der griechischen Lyrik, Pindar, in seinen Gesängen, die doch ihrem Charakter gemäß der Menschenverherrlichung gewidmet sind, das Göttliche bei jeder Gelegenheit nicht nur durchschimmern, sondern mit gewichtiger Betonung als Dasjenige erscheinen läßt, was dem Menschen bei all seinem Thun vorschweben und dieses bedingen soll; durch seine ganze Lyrik hindurch klingt ein religiöser Grundton, der sich sehr oft zum frommen, schwungvollen Hymnus steigert und demgemäß einzelne Dissonanzen der Volksmythologie in seiner Harmonie zu verschmelzen sucht.

Ganz ähnlich steht ihm sein Zeitgenosse Aeschylus, der Meister der Tragödie, in seiner Gattung zur Seite. Seine Dramen sind alle durchweht von der heiligen Scheu vor dem Göttlichen; immer wieder kommen

seine Personen auf diesen Grundpfeiler der Sitte, Religion und des staatlichen Lebens zurück, und alles Unglück, welches strafend über die Menschen einbricht, wird aus der Vernachlässigung derselben, aus dem Trotzmuth und der Selbstgerechtigkeit der Sterblichen, gegenüber den ewigen Mächten, hergeleitet. Ja, ganze Dramen, wie der „Prometheus", sind der Ausdruck und die Verkörperung dieser Idee. Wenn man auch in dieser Titanentragödie allerdings zu rasch gewesen ist im Auffinden christlicher Elemente, und reine Zufälligkeiten in die Fesseln eines zwingenden Parallelismus hat schmieden wollen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Anklänge an christliche Auffassung, ja mehr als Anklänge sich darin finden, Gedanken, die nur in einem tiefreligiös gestimmten Gemüth erwachsen konnten. Denn warum duldet Prometheus, der Lehrer und Schirmer des Menschengeschlechts? Warum erntet er nicht vielmehr Lohn? Weil seine Lehre nur eine auf die Außenseite des Lebens gerichtete war, wodurch die Menschen allerdings auf einen höhern Grad technischer Fertigkeit geführt und in alle Geheimnisse der Mittel zu größerer Bequemlichkeit der Existenz, zu Verbesserung häuslicher und gesellschaftlicher Einrichtungen eingeweiht wurden — aber neben der ausschließlichen Pflege des Aeußern verkümmerte das innere Leben und verdarb mit jedem Schritte weiter, welchen das Ringen und Jagen nach der Materie that; die Seele war ausgefüllt, kein Raum für edlere Bestrebungen war mehr übrig. Ja, hätte Prometheus die Menschen gelehrt, fromm zu sein, ehe sie klug wurden, dann hätte er Lohn und nicht Strafe verdient. Aber er glaubte sich selbst genug zu sein und des Göttlichen nicht zu bedürfen, der Verblendete! Und wer erlöst ihn nun von seiner Qual? Hercules, denn nur durch den mit Gott verbundenen Menschengeist, welcher in diesem Helden uns entgegentritt, kann wilde Empörung, wo sie ausbricht, zu Ehren des Göttlichen niedergedrückt und das richtige schöne Verhältniß zwischen menschlicher Frömmigkeit und göttlicher Gewogenheit wiederhergestellt werden. Ihm weicht auch Prometheus: „Denn der gottentfremdete, einseitig-verstockte Menschengeist, der die Götter nur als feindselige Wesen, ihre Macht nur als Fesseln fühlt, kann nur dadurch frei werden, daß ihm die Anschauung der gottbefreundeten und eben deshalb wahrhaft freien und starken Menschheit vor Augen tritt, ihn sich selbst erkennen lehrt."

Aber wie konnte denn, fragt man, unter solchen Umständen und bei solcher religiöser Auffassung die Idee des Schicksals sich bilden und die meisten Tragödien beherrschen, eines Schicksals, welches selbst über göttlichem Einfluß steht, welches unerbittlich, keiner Sühne zugänglich, die Frevelnden trifft, aber auch Unschuldige „bis ins dritte und vierte Glied" ins Verderben stürzt? Bekanntlich hat die neuere Zeit mit Lösung der Frage sich sehr viel beschäftigt und dahin entschieden, daß diese soge-

nannte Schickſalsidee in dieſer Strenge und Ausſchließlichkeit nicht vorhanden ſei, und da, wo ſie zutage trete, mit der ewigen Gerechtigkeitsidee nicht in Widerſpruch gerathe.

Selbſt chriſtliche Dichter indeß haben jene frühere Anſicht über das Fatum als die allein richtige und künſtleriſch zuläſſige, ſelbſt bei modernen Dramen, vertheidigt. Vor allen Schiller, dem wir die geſchichtliche Entwickelung dieſer antiken Frage in neuerer Zeit verdanken. Er hat zuerſt in ſeinem „Wallenſtein" die Anſicht ausgeſprochen, daß in der Tragödie das Fatum, d. h. das Schickſal in ſeiner ganzen Ausſchließlichkeit die Hauptrolle habe, und der im Kampfe mit demſelben hingeſtellte Menſch nur durch ſeinen glorreichen Untergang, aber immerhin Untergang, ſich verklären könne. In dieſem Sinne ſagt er im Prolog zu „Wallenſtein's Lager" von der tragiſchen Kunſt:

Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang,
Und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

Dieſe Idee billigte auch Goethe, wenigſtens läßt er im „Wilhelm Meiſter" ſie ausſprechen. Für das Alterthum ſcheint die Wahrheit in dem Ausſpruch zu liegen: „Wo die Initiative des Elends iſt: ob in der ſchuldigen Bruſt des Menſchen, welcher nur gerechte Strafe leidet, oder in den ſchonungsloſen Schlägen eines undurchdringlich-harten Schickſals, das bleibt mit künſtleriſcher Abſicht unklar; unklar, wie es im Leben iſt." Iſt ja doch die Löſung auch für unſern Verſtand oft unmöglich. Für dieſen muß die letzte Entſcheidung dieſer Frage zurückgeführt und begraben werden in das Dunkel des ewigen, die ganze Welt durchziehenden Widerſpruchs, an deſſen Löſung die ganze Menſchheit mit vergeblichem Ringen ſich abgemüht hat, der trotz aller dichteriſchen Verklärung hinter dem von ihr ausgebreiteten Scheinfrieden in Augenblicken ernſten Nachdenkens ſeine Schatten wieder ausdehnt und nur geſcheucht wird durch das ſchon im Alterthum in ungewiſſer Ahnung erſehnte, im Chriſtenthum zuverſichtlich gehoffte und geglaubte Licht der göttlichen Milde.

Am meiſten religiöſe Grundanſchauungen und Erörterungen der höchſten Fragen wird man beim Mangel einer eigentlichen Kirche und dem ungewiſſen Schwanken, den oft ſo unbefriedigenden Vorſtellungen der Volksmythologie, in der Philoſophie ſuchen, „ihrer mündig gewordenen Tochter". Und man findet ſein Suchen reichlich belohnt. Beſonders ragt unter ihren Jüngern Einer hervor, in deſſen gotterfüllter Seele, gleichwie in einem Brennpunkt, alle religiöſen Vorſtellungen ſeiner Vorgänger zuſammengetroffen ſind, ſich an ihrem reinen Lichte geläutert und mit einer viel größern Fülle ihr eigens zukommender, urſprünglicher Anſchauungen verbunden haben — Plato. Man hat ihn ſeines Reich-

thums an religiösem Gehalte, besonders aber der Aehnlichkeit vieler seiner Lehren wegen mit christlichen Ideen, in gewissem Sinne einen Vorläufer Christi genannt; und wenn überhaupt Göttliches mit Menschlichem verglichen und jedem Volke wenn nicht sein Heiland, doch sein Prophet zugewiesen werden darf, so ist er in dieser Mission ohne allen Vergleich der einzige und größte aller Griechen. Nicht daß ihm kein nationaler Zusatz mehr beigemischt gewesen wäre — darum war er eben ein Mensch —, aber er ragt doch trotzdem am weitesten hinauf in die Sphäre und das Lichtmeer allgemeiner reiner Menschlichkeit, und steht dem Göttlichen am nächsten. Darum aber ist auch Abgötterei mit ihm getrieben worden, darum hat man beinahe in allen seinen Aussprüchen und Lehren das Spiegelbild des Christlichen erblickt und sich nicht vor den zufälligsten Aehnlichkeiten gescheut, um seine durchaus christliche Natur zu beweisen. Christ ist er nun aber nicht gewesen und hat es nicht sein können, wenn er auch, wie jeder große Mann und Lehrer, eine providentielle Erscheinung war; wie dies ja auch sein edler Vorgänger, Sokrates, von sich selber mit der vollen Ueberzeugungskraft seines Gewissens gegenüber den Athenern aussprach, als sie ihn, „den Gott ihnen zur Belehrung gesandt", zum Tode verurtheilten. Diese Beiden, Sokrates und Plato, sind es gewesen, welche den Menschen was damals noththat gepredigt haben; wenn sie nur gehört worden wären! Im Kampfe gegen die zersetzende Sophistik, welche damals alles Bestehende und Hergebrachte in Wissen, Sitte und Religion zu zerstören und durch Scheingründe als nichtig hinzustellen suchte, stählte Sokrates seine sittliche Kraft, befestigte er seine Wahrheitsliebe und stritt er mit heiligem Eifer für die höchsten Güter der Menschheit. Nicht durch den Schein, nicht durch den Augenblick ließ er sich täuschen; im Strudel der Ereignisse und Erscheinungen suchte er das Bleibende und Ewige auf und strebte es durch das Gewühl der Widersprüche und das Fluten und Schwanken der Meinungen hindurch an das grüne Ufer des Lebens und der Wahrheit für alle Zeiten zu retten. Dadurch ist er Stifter der Ethik geworden: das wollten die Alten bezeichnen, als sie sagten, Sokrates habe die Philosophie aus dem Himmel, d. h. aus den Räumen der äußern Natur, worein die frühern Denker sich beinahe ausschließlich verloren, heruntergeholt und in die Brust des Menschen eingeführt.

„Niemand ist wissend denn Gott allein; ich weiß nur, daß ich nichts weiß", konnte er sagen, der vom Orakel als der Weiseste Griechenlands bezeichnet worden war. Wer aber die Gottheit so tief gefaßt, die Allwissenheit und Allgüte ihr zugeschrieben hatte, der mußte trotz seiner eigenen Größe doch zur äußersten Bescheidenheit gebracht werden und sein eigenes Ich ihm nichtig erscheinen. Darum sieht er auch, nach der Beschreibung seines Schülers Plato, mit klarem, von der Todesfurcht

ungetrübtem Auge dem Augenblick entgegen, wo Leib und Seele sich trennen: denn er ist überzeugt, durch diese Scheidung dem Göttlichen näher zu kommen, aus einem Zustand der Krankheit, die jedem Menschen durch die Verbindung des Körperlichen und Geistlichen anhafte, endlich einmal zu genesen. Das ist der Sinn, wenn er noch wenige Augenblicke vor seinem Tode dem „Gott der Heilkunde" nach populärer Vorstellungsweise ein Opfer zum Dank für die baldige Genesung zu bringen befiehlt. So ist er gestorben, nach einem Leben voll wahrhaft christlicher Demuth, Entsagung, Aufopferung, mit einer ebenso an Christliches erinnernden Glaubensfreudigkeit. Sein Schüler hat das angefangene Werk fortgesetzt und wissenschaftlich begründet, was der Vorgänger mehr nur durch eigenes Beispiel, durch den Einfluß des persönlichen Umgangs, durch die Praxis des Lebens festgestellt hatte. Diese wissenschaftlichen Untersuchungen, wozu vor Sokrates kaum ein Anfang gemacht worden war, bilden einen Haupttheil der Platonischen Philosophie, berühren und durchkreuzen auf ihrem Wege natürlich eine Menge nicht unter den Gesichtspunkt der Ethik fallende Punkte, sind aber doch, ihrem letzten Zwecke nach, ethischer, ja religiöser Natur. Ein Erkennen und Schauen Gottes und der Ideen, worin das Göttliche sich abspiegelt, ist der Gipfelpunkt des Platonischen Systems, zu welchem alles Uebrige nur Bausteine, Stufenleitern sind, und selbst das Mittel, diese Sprossen zu ersteigen und sich stets höher emporzuschwingen, ist kein dem Verstande und Denken entnommenes, sondern in den Gemüthstiefen des Menschen wurzelndes — die Begeisterung, die Liebe. Es ist daher nicht mit Unrecht behauptet worden, daß Plato's ganzes System ein teleologisches sei, d. h. daß es einen bestimmten, nicht in der Thätigkeit des Philosophirens selbst liegenden Zweck verfolge; Plato hat nicht darum philosophirt, um über diese oder jene Frage sich und Andere aufzuklären, um einem unklaren Wissenstrieb zu genügen, sondern mit der unverkennbaren Absicht, den Grund aller Wahrheit und das Licht aller Wahrheit, das Göttliche, aufzufinden und, da ein Schauen durch den getrübten Flor unserer Vorstellungen und Gedanken nicht möglich ist, wenigstens die Abbilder des Urbildes nachzuweisen und mit diesen die Menschen vertraut zu machen. Man kann also auch in diesem Sinne sagen (wie es auch geschehen ist): das Christliche im Plato stelle sich im Begriff des Heilsbezweckenden heraus. Wenn wir vom Christlichen im Plato reden, so denken wir natürlich nicht an christliche Glaubenssätze, die sich ja zumeist an das Erscheinen der Person Christi selbst knüpfen, sondern nur an diejenige Anschauungsweise in religiösen und moralischen Dingen, wie sie unserer geläuterten christlichen Religion verwandt ist oder ihr entspricht; an dasjenige Leben, welches Plato aus seinem menschlichen Gemüth und seiner philosophischen Ueberzeugung dem unserigen ähnlich aufbaute: die christ-

liche ist uns also hier die ideale Religion überhaupt. Schon die Kirchenväter haben bekanntermaßen auf Plato große Stücke gehalten, ihn eifrig studirt und einzelne seiner Lehrsätze sogar zur Vertheidigung und Befestigung ihrer eigenen Religion gebraucht; sie haben erkannt, was einem Nichtchristen überhaupt zu leisten möglich ist und ihm zur That und Aeußerung wurde, sie haben in Schrift und Lehre seine Weisheit mit der christlichen vereint (Augustin in seinem „Göttlichen Staate").

Schon diese Thatsache kann uns weiterer Beweise überheben. Denn die Natur der Kirchenväter ist es sonst nicht, gegenüber dem Heidnischen milde und anerkennend zu sein, im Gegentheil: der Eifer für ihre Religion gibt ihrem Urtheil oft etwas Herbes und Verdammendes, welches zwar, in Betreff der damaligen Zeitumstände, vielleicht verzeihlich ist, niemals aber uns unbedingt zur Richtschnur unsers eigenen Urtheils dienen darf. Umsoeher dürfen wir uns aber ihnen anschließen, wenn sie, wie hier, loben. Auch in neuerer und neuester Zeit sind die Parallelen zwischen Platonischem und Christlichem sorgfältig gezogen und geprüft worden; nur ist auch Zufälliges mit untergelaufen, das einer unbefangenen Betrachtung oft sehr störend entgegentritt. So durfte z. B., wenn vom Platonischen Staate die Rede war, das „Reich Gottes" auch nicht einmal dem Namen nach erwähnt werden, sonst drängt sich alsbald die Ansicht auf, als ob man vergleichen wolle, und — welch trostloses Unternehmen wäre dies! Ist es doch gerade die Platonische Staatsidee, welche am schroffsten christlicher Denkweise entgegentritt, ja, Plato's Feinden als Waffe dienen kann, ihn von seinem Rang wieder hinab unter die Heiden, und selbst noch tiefer als sie zu stoßen. Denn wem ist es sonst noch eingefallen, Güter- und — Weibergemeinschaft zu wollen? Aber diese anscheinend so grellen Disharmonien lösen sich auf in dem Grundton, welcher die Staatstheorie von damals beherrschte und der vom christlichen in so ungeheuerm Intervall entfernt liegt: dem nämlich, daß der Mensch, das Individuum, des Staats wegen da sei, daß dieser das Ganze und Ursprüngliche sei und zu seinem Gedeihen den Einzelnen wie Mittel zum Zweck gebrauchen dürfe. Welch ein Fortschritt liegt hier in unserer Anschauungsweise, welche dem Individuum zu seinem Recht und seiner Anerkennung verhilft und den Staat um der Menschen willen da sein läßt! Plato hat in dieser Sache nicht vermocht, den griechischen Standpunkt zu verlassen; er ist ihm treu geblieben, wie auch noch sein großer Schüler Aristoteles. Es war dies übrigens kein Fehler des griechischen Volks, es war nothwendiges Entwickelungsgesetz: die vollkommene Form des Staats mußte zuerst festgegliedert dastehen und durchgerungen werden, ehe innerhalb derselben das Höhere, das Individuum, an die Reihe der Entwickelung und freien Bewegung kam. Und unter Leitern, wie Plato sie wünschte und für

seinen Staat vorschreibt, war jedem Misbrauch jener erwähnten socialen Institute vorgebeugt.

Noch mehr: der so sehr angegriffene Weibercommunismus ist eher die Folge eines Fortschritts, welchen Plato in seiner Beurtheilung des weiblichen Geschlechts gegenüber der allgemein griechischen Ansicht machte. Denn er wollte die Frauen gleich berechtigt und gleich verpflichtet mit den Männern wissen; er nahm keinen, weder quantitativen noch qualitativen Unterschied beider Geschlechter an. Mithin liegt in seiner Idee durchaus keine Herabwürdigung des Weiblichen nach orientalischer Sitte, und er steht in diesem Punkte, trotz seiner Fehlgriffe, doch höher als die allgemeine Ansicht, höher als sein Nachfolger Aristoteles, der im männlichen Menschen allein den wahren und vollkommenen, die Blüte der Schöpfung, im weiblichen dagegen einen großen Rückschritt von dieser Höhe erblicken will.

Wir wollen zum Schluß, so oft es auch schon geschehen ist, doch einige wenige Stellen aus den vielen anführen, worin Plato mit christlicher Anschauung eine Aehnlichkeit hat; wir thun es, um doch auch nicht ganz ohne concrete Beweise von ihm und unsern Lesern zu scheiden. Bekannt ist das Gleichniß, wodurch Plato „die Nothwendigkeit sowol als die Schwierigkeit hervorheben will, die Menschen von dem Schein abzuwenden, den sie für Wahrheit halten, und zu dem allein Wahren hinzuführen".

Sie gleichen Menschen, welche von Jugend an in einer Höhle sind unter der Erde, an Händen und Füßen gefesselt. Der Eingang der Höhle ist gegen das Licht hin offen; hinter dem Rücken der Menschen und höher als sie, brennt in einiger Entfernung ein Feuer, das sie aber nicht selbst sehen, weil sie sich nicht umwenden können. Zwischen ihnen und diesem Feuer ferner ist ein Gang und eine niedere Mauer und Leute gehen diesen Weg, welche allerlei hölzerne und steinerne Bildsäulen tragen und diese auf der Mauer im Vorbeigehen sehen lassen; auch sprechen sie wol zueinander. Nun sehen aber die in der Höhle nur den Schatten an der gegenüberstehenden Wand und halten ihn für das Wesen der Gegenstände selbst; sie hören die Leute sprechen und halten den Schatten für das Tonangebende. Und wenn man die Unglücklichen von ihrer Krankheit heilen, von ihrer Nacht befreien wollte und hinaufführte ans Licht, würde dieses ihren Augen nicht wehe thun, und würden sie nicht das früher Gesehene für das Wahre zu halten fortfahren? Die Gewöhnung muß also hier eintreten; zuerst müssen Spiegelbilder der Gegenstände im Wasser erblickt werden, die Sterne und der Mond müssen zuerst gezeigt werden, ehe der zu Heilende dem Tage und der Sonne ins Auge schauen kann. Jetzt aber erkennt er die Oede und Trübsal seines vorigen Aufenthalts, preist sich wegen seiner Veränderung

glücklich und bejammert die noch in der Höhle Befindlichen. Aber werden diese ihn dann auch zu würdigen wissen, wenn er zu ihnen heruntersteigt, um sie auf das Licht vorzubereiten und heraufzuführen? Nein, denn wenn nun seine Augen, soeben noch an die Sonne gewöhnt, voll Dunkelheit würden und er diesen Zustand seinen frühern Leidensgenossen auseinandersetzte, so würden diese in ein spottendes Gelächter ausbrechen und sich von einem Gang nach oben nichts mehr und nichts weniger als verdorbene Augen versprechen. Ja, sie würden sogar beschließen, Jeden, der den Versuch mit ihnen machen wollte, zu ergreifen und zu tödten. Ich halte es für überflüssig, die Aehnlichkeit der christlichen Anschauungen erst lange aus Bibelstellen zu erweisen, sie bieten sich Jedem von selbst.

Endlich noch einige kleinere Stellen, deren Parallelisirung ich einem bekannten Buche entnehme. „Sehr reich und sehr gut zu sein", heißt es in den „Gesetzen", „ist unmöglich" (vergl. Matthäus 19, 23). Wie Jesus seinen Jüngern zuruft: „Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten" (Matthäus 10, 28), so läßt Plato den Sokrates vor seinen Richtern erklären, daß er Unrechtthun und Ungehorsam gegen seinen Gott weit mehr scheue und fürchte als den Tod. „Ich muß Gott mehr gehorchen als euch, den Menschen" — sagt Sokrates ebenso wie die Apostel dies dem Hohen Rathe in Jerusalem zur Antwort gaben. Die einfache Wahrheit: „Wer das Rechte und Gottgefällige thut, der ist gerecht und gottgefällig", findet sich ziemlich mit denselben Worten wieder bei Johannes (1. Johannes 3, 7). „Niemand kann zween Herren dienen", spricht der Herr; „es ist unmöglich", behauptet Plato, „Reichthum und weise Mäßigung zugleich hinlänglich zu besitzen, sondern man muß entweder das Eine oder das Andere hintansetzen." Sein Werk über die Republik schließt er folgendermaßen: „Wenn wir nun diese Ueberzeugung festhalten und glauben, daß die Seele unsterblich sei, und stark genug, um alle Uebel zu ertragen und alles Gute, so werden wir die Richtung auf Das, was droben ist, nie verlieren und nach Gerechtigkeit und Einsicht auf alle Weise streben, damit wir uns selbst sowol als auch den Göttern befreundet werden, solange wir hienieden sind, und dann dereinst, mit des Kampfes Preisen als Sieger aufgeführt, eines wahren Wohlseins uns erfreuen mögen." Trifft nicht auch die Schilderung, welche im „Gastmahl" von der Liebe gegeben wird, in vielen Punkten mit derjenigen zusammen, die Paulus von ihr gibt (1. Korinther 13, 3 fg.)? „Die Liebe", heißt es, „nimmt uns die Abneigung gegen Andere und erfüllt uns mit Zuneigung; — sie gibt uns Sanftmuth und entfernt die Rohheit; sie spendet Wohlwollen und enthält sich des Uebelwollens; sie ist freundlich, willfährig, Göttern

und Menſchen angenehm" u. ſ. w. Auch der Pauliniſche Spruch: „Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen" (Römer 8, 28), findet ſein vollkommenes Seitenſtück in Plato. „Müſſen wir nicht bekennen, daß dem von Gott Geliebten Alles, was ihm von den Göttern widerfährt, zum Beſten ſei? — Ja, ſo müſſen wir hinſichtlich des Rechtſchaffenen denken, wenn er in Armuth fällt, oder in Krankheit oder in ein anderes der ſogenannten Uebel, daß es ihn am Ende zu etwas Gutem führt, im Leben oder im Sterben."

Wir könnten noch eine Menge nicht nur einzelner ähnlicher Worte und Ausdrücke anführen, ſondern auch längere Stellen, welche ganz vom chriſtlichen Geiſte durchweht ſind, wenn es deren nämlich nach dem Mitgetheilten überhaupt noch bedürfen könnte. Und ebenſo wenig wird man es uns auch zum Vorwurfe machen, daß wir hier unſere Betrachtungen abbrechen laſſen. Das griechiſche Leben hat eben mit Plato ſelbſt einen Abſchluß erreicht; es hat zwar noch fortbeſtanden und fortgewirkt, aber mehr nur nach vereinzelten Richtungen hin, nicht mit dem vollen Einklang und Verband aller ſeiner Kräfte, worin früher ſeine Größe und Beſtimmung lag. Unſchwer ließe ſich aus der ſpätern Zeit, aus Ariſtoteles, den Stoikern und Andern die Zahl der Beweisſtellen für unſere Unterſuchung vermehren; ja, einzelne Erſcheinungen des Cultus, einzelne Seiten des äußern Lebens dürften oft mit überraſchender Aehnlichkeit hervortreten. Allein wir wollten ein Volk in ſeiner Blüte vergleichen, in einer Zeit, wo es ſo viele Seiten menſchlicher Thätigkeit, innern Lebens zur Ausbildung brachte, und ſehen, was es denn nach dieſer Richtung hin geliefert habe, ob es hier ganz ohne Berechtigung, ohne ſchöne Eigenthümlichkeit ſei, wie gewiſſe chriſtliche Fanatiker unſerer Tage behaupten. Durch den vorliegenden Aufſatz, ſo kurz und lückenhaft er aus manchen Gründen auch ausfallen mußte, hoffen wir doch zur richtigen Beantwortung wenigſtens einen Fingerzeig gegeben zu haben.

Digitized by Google

Sechs Sonette von Shakspeare.

Uebertragen

von

Friedrich Bodenstedt.

Der Grund, weshalb die Shakspeare'schen Sonette, die den dramatischen Schöpfungen des großen Briten an poetischem Werth ebenbürtig zur Seite stehen, in Deutschland so wenig bekannt sind, ist wol hauptsächlich in den bisherigen Uebersetzungen zu suchen, die sehr viel zu wünschen übrig lassen und oft geradezu ungenießbar sind. Indem ich es wage, einige Proben einer neuen Uebersetzung zu veröffentlichen, bin ich weit entfernt zu glauben, die hohe Schönheit des Originals darin erreicht zu haben: aber ich glaube ihr doch ein gutes Theil näher gekommen zu sein als meine Vorgänger. Nach der gewöhnlichen Annahme sind diese Sonette zum größten Theil an einen Freund des Dichters, den Grafen Southampton gerichtet, der als Jüngling durch seine wunderbare Schönheit Alles entzückt haben soll und dem Shakspeare mit schwärmerischer Verehrung ergeben war. Diese Vorbemerkung schien mir nöthig, um den Leser auf den richtigen Standpunkt des Genusses und der Beurtheilung zu versetzen, da eine solche Verherrlichung der Männerschönheit, wie sie in nachstehenden Gedichten sich ausspricht, nicht im Geschmacke unserer Zeit ist. Noch muß ich bemerken, daß Shakspeare (wie die meisten englischen Dichter) im Bau der Sonette sich große Freiheiten erlaubt hat (wie er z. B. die vorgeschriebene Reimordnung gänzlich unbewahrt gelassen), und daß ich mir erlaubt habe, in der Uebersetzung ein Gleiches zu thun.

1.

Von schönsten Wesen wünschen wir Vermehrung,
Damit der Schönheit Rose nimmer sterbe,
Und, wenn sie hinwelkt in der Zeit Verheerung,
Ein holder Sprößling ihre Schönheit erbe.
Doch du, nur ganz im eig'nen Glanze lebend,
Verzehrst dich, aus dir selbst dein Feuer nährend,
Feindlichen Sinns dir selber widerstrebend,
Beim Ueberfluß das Nöthigste entbehrend.
Du, nun die Welt mit frischem Reize schmückend,
Des holden Frühlings Herold und Verkünder,
Bist, Blüten in der Knospe unterdrückend
Und nur im Geiz verschwenderisch, ein Sünder!
Erbarme dich der Welt, daß nicht zerstört
Wird, durch das Grab und dich, was ihr gehört!

2.

Einst wird, eh' du gelebt ein halb Jahrhundert,
Die reine Stirne tiefe Falten schlagen,
Dann deiner Schönheit Glanz, jetzt so bewundert,
Wird werthlos, wie ein Kleid, das abgetragen.
Und müßtest du einst, wenn du von den Leuten
Gefragt wirst, wo der Jugend Schönheit blieb,
Auf deine tiefgesunk'nen Augen deuten,
Es wär' ein schlechter Ruhm, dir selbst nicht lieb.

Doch wie ganz anders kläng' es dir zum Ruhme,
Erwidert'st du: In diesem jungen Blut,
In meinem Kind blüht meiner Schönheit Blume,
In ihm erneut sich meiner Jugend Glut.
So wirst du selbst verjüngt, wenn du auch alt bist,
Und siehst dein Blut erwärmt, wenn du auch kalt bist.

3.

Schau' in den Spiegel und sag' deinen Zügen:
Nun ist es Zeit, aufs neue sie zu prägen;
Thust du es nicht, wirst du die Welt betrügen
Und bringst ein Weib um holden Muttersegen.
Wo ist die Jungfrau, die es dir gern bliebe,
Nicht freudig Mutter würde deinen Kindern!
Und wo der Mann, der seine Eigenliebe
In sich begräbt, Nachkommenschaft zu hindern!
Du bist der Spiegel deiner Mutter, die
Sich ruft in dir der Schönheit Lenz zurück,
Und wenn du alt wirst, sollst du einst, wie sie,
Im Kind erneut seh'n deiner Jugend Glück.
Doch willst du dein Gedächtniß nicht vererben,
So stirb allein — dein Bild wird mit dir sterben.

4.

Einsame Schönheit, Selbstverschwenderin,
Denk', daß des Lenzes Tage bald vorbei sind!
Daß die Natur, der Schönheit Spenderin,
Nichts schenkt, nur leiht, und Solchen nur, die frei sind.
So selbstverschwenderisch in deinen Reizen
Vergeudend, was dir Wonniges gegeben:
Warum willst du nur gegen And're geizen
Und weißt bei allem Reichthum nicht zu leben?
Denn immer nur dich mit dir selbst befassend
Wirst du dich um dein süßes Selbst betrügen,
Und nichts von dir beim Scheiden hinterlassend,
Wirst du dir selbst nicht, noch der Welt genügen;
Schönheit wird unbenutzt mit dir begraben,
Die, wenn benutzt, fortblühte uns zu laben!

5.

Die Zeit, die deiner Schönheit Fäden spann,
Darauf entzückt sich alle Augen richten,
Wird einstmals dir erscheinen als Tyrann,
Die holde Schöpfung unhold selbst vernichten.

Dem Sommer folgt der frost'ge Winter bald,
Umhüllt mit Schnee die Schönheit und entblättert
Die duft'ge Blume wie den grünen Wald,
Die Säfte stocken, Alles steht verwettert.
Dann, bliebe nicht des Sommers Duft zurück
Gefangen in krystall'ner Mauern Innern:
Hin wäre seiner Schönheit Lust und Glück,
Wir hätten nichts, uns ihrer zu erinnern.
So aber lebt ihr süßes Wesen fort
Im Winter, wenn die Hülle auch verdorrt.

6.

Drum laß, eh' Winter deinen Sommer scheucht,
Dein süßes Wesen uns in and'rer Hülle;
Schmücke die Welt mit Schmuck aus dir erzeugt,
Daß Schönheit nicht erstickt in eig'ner Fülle.
Nicht Sünde ist es, wenn man Wucher treibt,
Zu mehren solch ein himmlisch Gut wie deines!
Wie glücklich, wenn von dir ein Bild uns bleibt,
Und zehn mal glücklicher, wenn zehn für Eines!
Du selbst wärst zehn mal glücklicher, sähst du
Zehn deiner Kinder zehn mal dich vermehren —
Dann sprächst du: „Tod, wo ist dein Stachel? Ruh'
Bringt mir das Grab, mein Bild lebt fort in Ehren."
Bleib' nicht allein! Du bist zu schön, auf Erden
Des Todes Raub, der Würmer Fraß zu werden.

Literatur und Kunst.

Adolf Böttger.

Hätte Adolf Böttger soviel Tiefe des Gedankens wie er Anmuth und Leichtigkeit der Sprache hat oder käme seine Gründlichkeit seinem Fleiße gleich, wir besäßen an ihm einen Dichter, dem die allgemeinste Anerkennung nicht versagt werden könnte. Leider jedoch ist er mehr Improvisator als Dichter; die außerordentliche Virtuosität, mit welcher er die Sprache beherrscht, verbunden mit einer gewissen Handwerksmäßigkeit der Production, an die er sich, wie es scheint, durch seine zahlreichen und in ihrer Art vortrefflichen Uebersetzungen gewöhnt hat, haben ihn allmälig zu einer Art des poetischen Schaffens verführt, die zwar hinreichen mag, den oberflächlichen Leser zu blenden, die aber doch für den dauernden Ruf des Dichters höchst bedenklich ist, indem sie die strengen Forderungen der Kunst unberücksichtigt läßt und nur auf den äußern Effect, auf das glänzende Colorit, die lebhafte und wohltönende Sprache hinarbeitet. Adolf Böttger ist reich an poetischen Anschauungen, er hat Wärme der Empfindung, Leidenschaft und Feuer: aber er gönnt sich selbst nicht Zeit,

dieſe vortrefflichen Eigenſchaften gehörig auszubilden und reife und gediegene Früchte davon zu erzielen. Alle ſeine Werke, ſoviel wir deren kennen, tragen mehr oder weniger das Gepräge eines erſten Entwurfs, allen fehlt es, bei einzelnen großen Schönheiten, an Uebereinſtimmung des Plans, an Ernſt und Tiefe des Gedankens ſowie an Gleichmäßigkeit und Strenge der Durchführung. Die Technik iſt dem Dichter ſozuſagen über den Kopf gewachſen, ſtatt den Vers zu beherrſchen, wird er von ihm beherrſcht; das Gewand iſt eher fertig als der Inhalt, Reime und Bilder ſchießen ſo üppig auf, daß für den Gedanken nicht immer der gebührende Raum bleibt. Auch ſein neueſtes Werk: „Der Fall von Babylon. Ein Gedicht“ (Leipzig, Herbig), iſt nur eine glänzende Improviſation. Der Stoff war bedeutend genug, ein großartiges Gemälde individueller Leidenſchaft und nationaler Schickſale daran zu knüpfen. Aber wieder war der Dichter zu eilig; ſtatt dem tiefern Gehalt ſeines Gegenſtandes nachzuſpüren und das ernſt und ſorgſam angelegte Gedicht, das ſeinem Stoffe nach wohlgeeignet war, ſich zum wirklichen epiſchen Ton emporzuſchwingen, gleichmäßig durchzuführen, verfällt er ſchon in den nächſten Abſchnitten in den ganz gewöhnlichen trivialen Gang, den unſere ſogenannten erzählenden Gedichte, dieſe neueſte Unart unſerer Poeſie, zu nehmen pflegen; das heißt alſo: wir bekommen Schilderungen ſtatt Begebenheiten, Reflexionen ſtatt Handlungen, lyriſche Ueberſchwänglichkeiten ſtatt epiſcher Charakteriſtik, Epiſoden und Excurſe ſtatt einer gleichmäßig durchgeführten, in ſich ſelbſt abgerundeten Fabel. Auch in dieſen Schilderungen, ſowie namentlich in den lyriſchen Partien findet ſich manches höchſt Gelungene, im Ganzen aber herrſcht doch die Phraſe zu ſehr vor, es fehlt an Schärfe der Charakteriſtik und plaſtiſcher Kraft, der Gang der Handlung zerſplittert ſich zu ſehr, der Dichter tritt zu häufig hinter den bloßen Reimer zurück; das Ganze bleibt, trotz der Kraftanſtrengungen, die der Dichter macht, zu ſehr im phantaſtiſch Nebelhaften und ſo iſt denn auch der Eindruck ſchließlich nur ein ungewiſſer und unbefriedigender.

Wo Böttger dagegen nur ſeine ſprachliche Virtuoſität zu bewähren braucht, wo er nur die Aufgabe hat, einen gegebenen Stoff in eine wohltönende und anmuthige Form zu kleiden, alſo mit Einem Worte als Ueberſetzer, wo ein Anderer ihm vorgedichtet hat und er ſelbſt ſeinem techniſchen Talente kann den Zügel ſchießen laſſen, da leiſtet er jedesmal Vorzügliches, und auch die improviſatoriſche Leichtigkeit und Schnelle, mit welcher er arbeitet, kommt ihm dabei vortrefflich zuſtatten. So ungenügend ſein „Fall von Babylon“, ſo meiſterhaft iſt ſeine Verdeutſchung von H. W. Longfellow's „Lied von Hiawatha“ (ebenfalls bei Herbig in Leipzig). Das Original hat bekanntlich nicht nur in Amerika, ſondern auch in England das außerordentlichſte Aufſehen erregt und die Stirn des Dichters mit neuen Lorbern gekrönt. Wir geſtehen, dieſe Bewunderung nicht ganz theilen zu können. „Das Lied von Hiawatha“ iſt reich an jenen Schönheiten, welche Longfellow's Muſe überhaupt charakteriſiren: es iſt zart, ſinnig, voll ſüßer Melancholie, die Frucht einer edeln, ſchwärmeriſchen Begeiſterung. Im Uebrigen aber iſt dies Indianercoſtüm doch etwas gar zu barbariſch; dieſe ſeltſamen fremdartigen Laute, dieſe unausſprechbaren, zungenzerbrechenden Namen legen unſerm Ohre zu viel Zwang auf, es iſt überhaupt zu viel ethnologiſches Element in dem Gedicht, als daß wir uns ſeinen äſthetiſchen Vorzügen mit voller Unbefangenheit hingeben könn-

Digitized by Google

ten. Im Gegenſatz dazu trägt die unvermeidliche Liebesgeſchichte, ohne die der Dichter es natürlich auch hier nicht thut, ein überaus modernes, ſentimentales Gepräge, was denn eine Buntſcheckigkeit des Coſtüms und der Empfindungen gibt, die vielleicht recht pikant, aber gewiß nicht äſthetiſch zu rechtfertigen iſt. Für amerikaniſche Leſer und vielleicht auch für engliſche, die ja allzumal Curioſitätenliebhaber ſind, mag jene Abſonderlichkeit des Stoffs den Reiz der Dichtung noch erhöhen; für unſere vaterländiſche Literatur dagegen können wir keinen rechten Gewinn abſehen, wenn zu den Chineſen und Tunguſen, den Finnen und Lappen, die ſchon bei uns ſpuken, nun auch noch die Indianer Nordamerikas in die Mode kommen ſollten. Das Verdienſt des Ueberſetzers wird dadurch natürlich nicht geſchmälert, ſeine Arbeit iſt durchweg fließend und wohllautend und erinnert nirgends daran, daß wir eine bloße Nachbildung vor uns haben. Freilich bot die Form auch verhältnißmäßig nur geringe Schwierigkeiten. Longfellow, der bekanntlich ſchon in ſeiner „Evangeline" den Verſuch gemacht hat, den Hexameter in die engliſche Sprache einzuführen (mit wenig Glück nach unſerer Anſicht), hat für dies ſein neueſtes Gedicht jene reimloſen vierfüßigen Trochäen gewählt, welche bei uns namentlich durch Herder's Bearbeitung des „Cid" eingebürgert wurden. Der Verſuch nimmt ſich im Engliſchen höchſt ſeltſam aus und zweifeln wir, daß er viele Nachahmer finden wird. Jedenfalls könnte der Dichter ſich gratuliren, wenn ſeine engliſchen Trochäen nur halb ſo wohl gebaut wären und von ſo mildem, einſchmeichelndem Klange wie die deutſchen ſeines Ueberſetzers.

mmr.

A. Jung über Gutzkow's „Ritter vom Geiſte".

Für gewöhnlich dürfte der Enthuſiaſt wol nicht der geeignetſte Mann zum Kritiker ſein; wo es ſich indeſſen um ein Werk handelt, das die Kritik übrigens bereits von den verſchiedenſten Seiten beleuchtet hat und über das auch das Urtheil des Publicums nachgerade wol feſtſteht, da kann man es ſich immerhin gefallen laſſen, wenn der Enthuſiaſt einmal veränderungshalber ſtatt der Fackel der Kritik den vollen Sonnenglanz ſeiner Bewunderung leuchten läßt. Beſonders in unſern nüchternen, verdroſſenen Tagen; beſtochenes Lob und Schmeichelei gibt es in Menge, die Sprache einer echten, wahren, von keinem Egoismus, keinem Parteiweſen gefärbten Bewunderung dagegen iſt unter uns etwas ſo Seltenes, daß wir ihr gern zuhören, auch wenn ſie hier und da den Mund etwas zu voll nehmen ſollte. Und ſo heißen wir denn auch die „Briefe über Gutzkow's «Ritter vom Geiſte». Von Alexander Jung" (Leipzig, F. A. Brockhaus) als eine Erſcheinung willkommen, die, wenn ſie auch zur kritiſchen Würdigung des berühmten Romans wenig Neues liefert, doch dem warmen Herzen und dem edeln Eifer des Verfaſſers für alles Gute und Schöne ein glänzendes Zeugniß ausſtellt, während ſie zugleich den zahlreichen Freunden und Verehrern des vielgeleſenen Werks eine erwünſchte Gelegenheit bietet, ſich die Schönheiten deſſelben noch einmal, und zwar ihrem geiſtigen Zuſammenhange nach und unverkümmert durch kritiſche Bedenken und Ausſtellungen, vor die Seele zu rufen. Der Verfaſſer erklärt im Eingang ſeines Buchs ſelbſt, daß er weder kalter Referent ſein wolle noch mäkelſüchtiger Recenſent und daß er ſich

überhaupt einen kalten Bewunderer der Schönheit nicht denken könne. Ganz gewiß, Kälte und Bewunderung stimmen nicht zusammen; ob aber einer Bewunderung, die wir anerkennen und theilen sollen, nicht eine kalte und nüchterne Prüfung vorhergehen müsse und ob der Verfasser daher nicht besser gethan, hätte er statt des dithyrambischen Flugs, auf dem er daherstürmt, mehr den gemessenen Weg kritischer Untersuchung eingeschlagen, das scheint uns denn doch der Ueberlegung werth. Wie das Buch jetzt vorliegt, ist es, wie gesagt, nur für die Freunde und Verehrer der „Ritter vom Geiste" geschrieben; diesen aber wird es eine höchst angenehme Erscheinung sein, indem es ihrem Enthusiasmus einen Ausdruck gibt, der nicht wol höher gesteigert werden kann. Das Ganze ist mehr eine Paraphrase als ein Commentar des Gutzkow'schen Werks; der Grundgedanke desselben, seine vornehmsten Charaktere und Situationen ꝛc. werden in einer eigenthümlich leidenschaftlichen, bilderreichen Sprache reproducirt und daran allerhand Reflexionen angeknüpft, welche, wenn sie auch nicht gerade zur Charakteristik der „Ritter vom Geiste" beitragen, doch den Verfasser selbst und den kühnen, hochstrebenden Idealismus, von dem er sich beseelt fühlt, in liebenswürdiger Weise charakterisiren. Ob der Verfasser den Sinn des Dichters dabei überall getroffen, scheint uns zweifelhaft; mitunter glauben wir sogar (und zwar glauben wir es im Interesse des Dichters), daß er ihn entschieden verfehlt hat, wie z. B. gleich anfangs, in Betreff des vielbesprochenen mysteriösen „Nebeneinander", das durch Jung's Erklärung zum wenigsten nicht heller wird. Auch übrigens finden sich in dem Buche mancherlei Wunderlichkeiten, besonders auch im Stil, der stellenweise etwas gesucht und dunkel ist. Bei alledem bleibt das Buch eine liebenswürdige Erscheinung und wäre es auch nur deshalb, weil es zeigt, daß unsere Zeit noch keineswegs so begeisterungslos ist und so unfähig einer warmen, aufrichtigen, ja stürmischen Bewunderung, wie man ihr nachsagt und wie sie selbst mitunter zu glauben scheint. R. P.

Correspondenz.

Aus Dresden.

Anfang März 1856.

OL. Seit dem jüngsten Thronwechsel sind in unserer Gesetzgebung manche Keime gepflegt und großgezogen worden, denen die dresdener Berichte des „Deutschen Museum" von jeher warm das Wort geredet haben. Die Hoffnungen von vor zwei Jahren sind ihrer Verwirklichung, die nun jeden Tag erwartet werden darf, näher getreten und das Restaurationsministerium von 1850 verbündet sich heute in Fragen von so tiefeinschneidender Bedeutung, wie z. B. die zwangsweise Aufhebung der Patrimonialgerichte ist, wenn nicht unmittelbar mit der Partei des Fortschritts, doch wenigstens mit den Principien derselben, selbst auf die Gefahr hin, seiner alten Alliirten, der Ritterschaft, dadurch dauernd verlustigzugehen. Diese Wendung der Politik, nicht nach links oder rechts, sondern nach dem Rechten, würde in jedem Falle

von Interesse und Bedeutung sein, sowol als ein allgemeines Zeichen der Zeit, wie namentlich auch als ein neuer Beweis für die schon mehrfach gemachte Erfahrung, daß das Regieren mit der Adelspartei denn doch auch seine Schwierigkeiten hat und unter Umständen ebenso zur Unmöglichkeit werden kann wie das Regieren mit den Wühlhubers von Anno Achtundvierzig. Ein ganz besonderes Interesse aber und eine specielle Ueberraschung bietet der Antheil, welchen der Staatsminister von Beust an dieser Wendung nimmt; denn so fern er ihr vielleicht auch im Herzen steht, so läßt sich doch die moralische Verantwortlichkeit, die er dafür mit übernommen hat, gar nicht verkennen. Dieser feine und gewandte Politiker gilt in der öffentlichen Meinung als einflußreicher Beistand der „historischen Rechtspartei" und auch ihm selbst war bisher diese ihm zugeschriebene Schirm- und Schutzherrlichkeit sichtlich nichts weniger als unangenehm. Immer, so oft bisher die Ritterschaft von ihrem Vertrauen auf die Weisheit der Regierung sprach, war ihr Blick mit einem gewissen selbstgefälligen Einverständniß auf Hrn. von Beust gewendet, der den Widersachern des Ministeriums auch in der Hitze der Kammerdebatten mit edelmännischer Galanterie begegnete und dafür der sächsischen Pairie als unverletzliche Person galt, — Hrn. von Friesen etwa ausgenommen, den Demosthenes der Feudalpartei, aus dessen „Zaun der Zähne" die Verderbniß unserer Zeit hin und wieder sehr bittere Worte selbst gegen die Person des Ministers des Innern hervorlockte. Aber trotz dieser entente cordiale ließ in dem entscheidenden Augenblicke, als die ehrwürdigste und unschätzbare Stütze des historischen Ritterthums, die Patrimonialgerichtsbarkeit, brach, der mit so vieler Zuversicht erwartete „einflußreiche Beistand" nichts von sich vernehmen. Ein neues Strafgesetzbuch, das unter der persönlichen Mitwirkung des Königs entstanden ist, eine neue Criminalproceßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit wurden bereits publicirt; die Patrimonialgerichte werden aufgehoben, die Vorbereitungen zum Civilgesetzbuch sind mit neuem Eifer aufgenommen. Was die Häupter der Reaction nie ernstlich für möglich gehalten haben, weil sie glaubten, selbst im letzten Augenblick werde sich schon noch irgendein Stein des Anstoßes auffinden lassen, das geschieht jetzt wahr und wirklich: es wird organisirt, vom Minister an bis zum Steinmetz und Stempelgraveur herab, von denen der Eine zum Zweck des neuen Verfahrens Wohnungen — die Ritter sagen gern vorwurfsvoll „Paläste" — zimmert, während der Andere durch das Wappen des Patrimonialgerichtsinhaber auf den Siegelstempeln das Veto des „allmächtigen Büreaukratenstaats" einfeilt. Und alles Dies geht seinen ruhigen Gang, ohne Uebereilung, aber jetzt auch ohne Störung, während die von ihrer Geburt und der Geschichte wegen prädestinirten Retter des Throns und Vaterlandes abmahnen, grollen, Einspruch erheben, laut protestiren. Jedes Mittel ward von ihnen erschöpft, um die Regierung „auf dem unheilbringenden Wege" aufzuhalten, selbst an den Stufen des Throns erscholl der Ruf von der „Gefahr des Vaterlandes" und die Bittsteller sprachen beredt und vernehmlich, sie erzählten die Geschichten ihrer Ahnen, sie zeigten ihre Wundenmale — aber ihr Ziel gewannen sie nicht, die Beschwerden der Ritterschaft wurden an höchster Stelle gewogen, aber zu leicht befunden gegen die wohl erkannten Bedürfnisse des Landes. Die Bestürzung der Aristokratie ist groß; zum ersten male seit 1850 hat sie ihr Ziel ver-

fehlt, ihre Anstrengungen sind ohne Erfolg geblieben, und halb voll Unwillen, halb voll Verwunderung sieht sie, wie die Regierung selbständig, ohne sie, ja wider sie vorschreitet. Durch diese Combination der Verhältnisse hat die Justizorganisationsangelegenheit neben ihrer juristischen und legislatorischen Bedeutung auch eine politische gewonnen, deren Consequenzen sich erst in Zukunft werden übersehen lassen, falls die historische Rechtspartei es nämlich nicht vorziehen sollte, noch nachträglich eine Nützlichkeitspolitik einzuschlagen, die das Unvermeidliche, anscheinend versöhnt, als fait accompli hinnimmt und das Verlorene in andern Gebieten gelegentlich wiederzugewinnen trachtet.

Seltsamerweise gehört in diesem Augenblick zur politischen Situation Sachsens auch — ein Buch, das zu einer unverdienten Berühmtheit gelangt ist und das Unglück gehabt hat, von der sächsischen officiellen Presse in sehr ungeschickter Weise in Schutz genommen zu werden. Sein Titel „Anzeiger u. s. w." ist zu lang, als daß sich bisher Jemand die Mühe genommen haben sollte, ihn vollständig abzudrucken: die Volkssprache gab ihm den Taufnamen des „Schwarzen Buch". Sothane Farbenbezeichnung ist jedoch nicht wörtlich zu verstehen, vielmehr trägt das corpus delicti den unverfänglichst grünen Umschlag von der Welt. Seinem Inhalte nach zerfällt es in einen zurechnungsfähigen kurzen und einen unzurechnungsfähigen langen Theil, unter welchem letztern das eigentliche Buch zu verstehen ist, während der erstere nur aus einer Einleitung, gewissermaßen einer Taufrede, besteht. Da die Einleitung, wenngleich sehr parteiisch, doch mit Gewandtheit und nicht ohne Geist geschrieben ist, so kann sie vom Autor des Buchs, der augenscheinlich nichts versteht als träg und liederlich zu compiliren, offenbar nicht herrühren. Ueber den Inhalt des Buchs, das eine Adressensammlung anrüchiger Persönlichkeiten für Polizeibeamte sein soll und abgesehen von zahlreichen Irrthümern und Namensverwechselungen der denuncirten Personen in seinem Streben nach Vollständigkeit so weit geht, daß z. B. sämmtliche Unterzeichner des gothaer Programms von 1849 der Ueberwachung der deutschen Polizeibehörden anempfohlen werden, ist von den achtbarsten Seiten aller politischen Confessionen die Verurtheilung ausgesprochen worden. Trotzdem hat es wider Willen manches Gute bewirkt. Vor allem hat es gezeigt, wie in unserer Nation noch immer so viel treuer und ehrlicher Sinn fortlebt, daß dieser zu seiner Rechtfertigung mit Citaten aus Lamartine's „Girondisten" verbrämte Versuch einer Monstredenunciation nicht blos bei allen Leuten honetter Gesinnung ohne Unterschied der Parteirichtung, sondern selbst bei Denen gescheitert ist, denen er ein Hülfsmittel ihrer Berufsthätigkeit sein sollte, den Polizeibeamten. Weiter aber erinnerte er durch einen schnöden, ungerechten Angriff die Genossen halbversunkener schöner Hoffnungen an vergangene Bestrebungen, die nicht ohne Irrthum gewesen sein mögen, in ihrem Kern aber wie leuchtende Tugenden strahlen, besonders wenn ein anonymer Denunciant es wagt, sie als Verbrechen zu kennzeichnen. Das „Schwarze Buch" verfolgt neben den Demokraten „die deutschen Girondisten". Diese aber schreiben ihre Anklage selbst und zwar öffentlich und besser, als der Anonymus im Stande war, indem sie sich laut zu ihren Grundsätzen bekennen, wohlwissend, daß, mögen sie auch nie auf den Dank der Regierungen Anspruch gemacht haben, sie diesen Dank doch in ge-

fahrvoller Zeit wohl verdienten und gestern wie morgen keine Verfolgung zu scheuen brauchen, solange nicht Untersuchungen im Genre des „Schwarzen Buch" als Hülfsmittel deutscher Rechtsübung gelten. Bevor es aber dahin kommen kann, müßten wir noch manchen Schritt in die Tiefe gethan haben, während wir doch in Wahrheit aufs neue aufwärtsstreben und hinter den Wolken der Vergangenheit die Sonne der Zukunft suchen.

Von dem unsaubern Gegenstande, der Manchem wie eine literarische Sünde aussieht, in der That aber nur ein politischer Fehler ist, gehe ich schließlich zu einem angenehmern Thema über, einem wirklich literarischen Thema, doch voll bedeutsamer socialer Beziehungen: Gutzkow's „Ella Rose". Ueber den Gesammteindruck, den dieses vom Dichter mit großer Sorgfalt gearbeitete Stück auf der hiesigen Bühne hervorgebracht, haben die Zeitungen berichtet. Nach den dramatischen Fehlgriffen, die ihm in den letzten Jahren begegnet, brauchte Gutzkow, sozusagen, einen neuen nachhaltigen Erfolg, weniger um sich in der öffentlichen Meinung, als um sich in seinem eigenen Selbstgefühl zu rehabilitiren. In letzterer Beziehung war es auf die Thätigkeit des Dichters gewiß von der günstigsten Wirkung, daß sein „Königsleutnant", der dem hiesigen Repertoire längst verlorengegangen schien, durch Dawison's außerordentlich blendende und ergreifende Darstellung des Thorane für Dresden wiedergewonnen und gleichsam zu einer Novität ward, die sich in ihrer jetzigen wohlthätig verkürzten Gestalt dauernd auf dem Repertoire erhalten wird. „Ella Rose" erlebte demnach bei uns in 14 Tagen fünf Aufführungen, von denen noch die gestrige an einem Wochentage ein sehr volles Haus versammelt hatte. Das Publicum zeigte sich bei der ersten Aufführung enthusiastisch und auch noch bei der gestrigen fünften war die Theilnahme ungeschwächt — und was das sagen will, weiß Jeder, der die hiesigen Theaterzustände kennt. Auch über den Inhalt der „Ella Rose" haben die hiesigen sowie zum Theil auch die leipziger Blätter bereits so ausführlich berichtet, daß ich denselben wol bei Ihren Lesern als bekannt voraussetzen kann; auch würde eine genauere Zergliederung der feinsinnig angelegten und mit großer Sorgfalt durchgeführten Fabel hier zu viel Raum erfodern. Das Stück hat große Vorzüge, die ihm eine dauernde Wirkung auf der Bühne sichern; es ist reich an interessanten und dankbaren Rollen, die Handlung, ohne gerade die Einbildungskraft zu spannen, beschäftigt doch das Gemüth in anregender und sinniger Weise, die Charakteristik hat im Allgemeinen viel Lebenswahrheit, während sie im Einzelnen manches Kühne und Neue bietet; die Scenirung endlich ist effectvoll, der Dialog pikant und fesselnd. Freilich hat das Stück daneben auch seine Schwächen. Und zwar liegt die Hauptschwäche meines Bedünkens darin, daß die sittliche Nothwendigkeit und die poetische Gerechtigkeit in Ella Rose nicht so zu einer Einheit verschmolzen sind, wie Gutzkow es erstrebt hat und wie die hochherzige Versöhnung des Dichters Tailfourd am Schluß des Stücks (ich setze, wie gesagt, die Bekanntschaft Ihrer Leser mit der Fabel desselben voraus) uns überreden möchte. Wie die Handlung verläuft, wie die Charaktere sich gezeigt haben, sind die Beziehungen zwischen Ella und Tailfourd zu ideal-innig, zu geistig verwoben, zu unlösbar durch die Gemeinsamkeit ihres Empfindens, während andererseits die Stellung Ella's zu Rose viel zu conventionell, zu äußerlich, zu entblößt ist von Gemeinsamkeit der Gedanken und Empfindungen, als

daß der Zuschauer an Ella's Befriedigung in der Rückkehr zu Charles und damit an die Heilung alter Wunden wirklich glauben könnte. Rose ist ein ehrlicher, Tailfourd aber ein edler Mann; von Rose hören wir, daß Ella ihn liebte, von Tailfourd erleben wir, daß sie ihn liebt. Tailfourd, der Dichter, erhob Rose zu einer Riesin ihrer Kunst und knüpfte in stiller Liebesscheu seine Existenz an die ihre: der Kaufmann Rose stand und blieb ihr fern, überließ sie der Welle des Schicksals, erwarb und sparte, um sich eine Rechenschaft vorzubereiten; Rose besitzt nur den Egoismus, Tailfourd die Aufopferung der Liebe. Eben deshalb bedarf aber Ella's innere Umkehr zur Pflicht einer noch lebendiger gezeichneten, noch wirksamern Motivirung, als Gutzkow gegeben hat. Vielleicht daß der Dichter selbst diesen Mangel erkennt und nachhilft, soweit Nachhülfe hier noch möglich ist; der Erfolg seines in vieler Hinsicht so wohlgelungenen Stücks würde dadurch jedenfalls noch gesicherter werden.

Notizen.

Die niederländische Poesie hat ihren Patriarchen verloren, den Dichter Hendrik Harmen Klijn; derselbe war 1773 zu Amsterdam geboren und machte sich, als ein Anhänger der Bilderdijk'schen Schule, vorzüglich durch lyrische Gedichte bekannt, während seine dramatischen Versuche ohne Erfolg blieben. — In Florenz starb der berühmte Pianist Theodor Döhler, in der Blüte seiner Jahre; mit einer russischen Fürstin vermählt, hatte er sich schon seit einiger Zeit aus der Oeffentlichkeit zurückgezogen. — Als literarische Curiosität mag hier auch der Tod der „Gustel von Blasewitz" erwähnt werden, der aus „Wallenstein's Lager" wohlbekannten: die verwitwete Senatorin Renner, geborene Segadin in Dresden, eine vertraute Freundin der Körner'schen Familie und somit auch Schiller's während seines Aufenthalts in Dresden, starb ebendaselbst fast 93 Jahre alt. Ihr Vater besaß ein Landgut zu Blasewitz an der Elbe, gegenüber dem Körner'schen Weinberg zu Loschwitz, wo Schiller bekanntlich den „Don Carlos" schrieb; daher der Beiname, unter welchem der Dichter seine Freundin verewigte. Jedenfalls ist mit ihr wol der letzte Zeuge von Schiller's dresdener Epoche hinübergegangen.

In Berlin hat sich unter dem Namen „Museum für Kunst und künstlerische Interessen" ein Verein gebildet, dessen Aufgabe dahin geht, gediegene und wahrhaft geschmackvolle Gemälde neuerer Meister durch gute Kupferstiche zu billigen Preisen zu verbreiten und dadurch zur künstlerischen Veredlung des Publicums, dessen Kauflust nur allzu oft durch handwerksmäßige Speculationen ausgebeutet wird, beizutragen. Im Vorstand sitzen Kiß, W. Krause, W. Schirmer, Julius Schrader, der bekannte Kunstfreund Ravené, dessen Gemäldesammlung zu den ausgezeichnetsten von Berlin gehört, der um den Kunsthandel Berlins so hochverdiente Commerzienrath Sachse und Andere, deren Namen allein schon die vollständigste Bürgschaft

für die Zwecke des Vereins und ihre tüchtige und gediegene Ausführung bieten. Das Erste, was der Verein seinen Mitgliedern zu liefern gedenkt, wird ein Kupferstich nach Julius Schrader's berühmtem Bilde „Karl I., von seinen Kindern Abschied nehmend", sein; das Original befindet sich bekanntlich in der Sammlung des Consul Wagener in Berlin. Der Stich, von Mandel's Meisterhand ausgeführt, wird für die Mitglieder des Vereins nur 5 Thlr. kosten, ein Preis, bei dem es dem Unternehmen gewiß nicht an zahlreicher Betheiligung fehlen wird. Meldungen zum Beitritt sind an den Secretär des Vereins, Dr. Max Schaßler, zu richten.

Von Elisa Maier, deren Schrift „Wilhelm von Humboldt, Lichtstrahlen aus seinen Briefen ꝛc." (Leipzig, F. A. Brockhaus) bereits die dritte Auflage erlebt hat, ist soeben eine ähnliche Auswahl aus den G. Forster'schen Schriften erschienen; dieselbe führt den Titel: „Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merk, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese und aus seinen Werken", und wird sich wegen ihres reichen und wohlgeordneten Inhalts ohne Zweifel zahlreiche Freunde erwerben. Auch die vorangeschickte, ziemlich ausführliche Biographie, die fast die Hälfte des Bandes einnimmt, ist wohlgeschrieben und gibt eine klare und vollständige Uebersicht über den Lebensgang des geistvollen und strebsamen und dabei so tief unglücklichen Mannes. Nur wenn die Herausgeberin am Schluß ihres Vorworts behauptet, das Andenken Forster's sei unter uns „beinahe erloschen", so scheint uns das doch etwas übertrieben. Im Gegentheil, seit Gervinus im fünften Bande seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" zuerst wieder mit Nachdruck auf Forster und seine Bedeutung für die Entwickelung unsers öffentlichen Lebens hinwies, ist das Andenken des merkwürdigen Mannes unter uns von Jahr zu Jahr immer frischer und lebendiger geworden. Gervinus selbst leitete 1843 eine von Forster's Tochter veranstaltete Gesammtausgabe der Forster'schen Schriften in neun Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus) mit einer ausführlichen Charakteristik ein, durch welche das Urtheil über Forster wol für alle Zeit festgestellt sein dürfte. Darauf folgten dann Heinrich Koenig's „Clubisten in Mainz", denen sich wenige Jahre später desselben Verfassers „Haus und Welt", eine ausführliche Schilderung Forster's, seiner Schicksale und seiner Zeit, anschloß. Ganz neuerlich hat dann noch Moleschott seinen „Georg Forster, der Naturforscher des Volks" herausgegeben, sodaß also, ganz im Widerspruch mit der eben mitgetheilten Aeußerung, sich vielmehr behaupten läßt, daß kaum ein anderer deutscher Schriftsteller dem Publicum im Laufe der letzten Jahre so vielfach vorgeführt und nahe gebracht worden, wie dies mit Georg Forster der Fall gewesen ist. Und diese Popularität, deren Forster's Name sich bei uns erfreut, wird denn auch die wirksamste Empfehlung für das eingangserwähnte Buch sein.

Von M. Lazarus in Berlin, den ältern Lesern unserer Zeitschrift aus den frühern Jahrgängen derselben als fleißiger Mitarbeiter in gutem Gedächtniß, sind bei H. Schindler in Berlin eine Reihe psychologischer Abhandlung und Untersuchungen erschienen; das Buch führt den Titel: „Das Leben der Seele. In Monographien. Erster Band" und gehört ebenso sehr

durch die Neuheit und Gediegenheit des Inhalts wie durch die edle Popularität der Form zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete unserer neuesten philosophischen Literatur. — Von Julius Schaller's „Leib und Seele" (Weimar, Böhlau) ist soeben eine zweite unveränderte Auflage erschienen.

Karl Friedrich Hermann, dem berühmten göttinger Philologen, dessen plötzlicher Tod die Freunde der Alterthumswissenschaft vor kurzem in so tiefe Trauer versetzte, soll ein Denkmal errichtet werden, bestehend in der Marmorbüste des Verstorbenen. Dieselbe soll ihren Platz in dem historischen Saal der göttinger Bibliothek erhalten; die Kosten sollen durch Beiträge der zahlreichen, durch ganz Deutschland verbreiteten Freunde und Schüler des Verewigten gedeckt werden. Auch zu Gunsten des Johann-Friedrich-Denkmals in Jena ist ein Aufruf erlassen, in welchem alle alten Jenenser sowie überhaupt alle Freunde dieser ehrwürdigen, für die Entwickelung des deutschen Geistes in Wissenschaft, Poesie und Leben so wichtigen und einflußreichen Hochschule zu Beiträgen aufgefodert werden. Da das Zustandekommen des Denkmals in der Hauptsache gesichert und die Summe, deren man noch bedarf, nicht eben erheblich ist, so wird der Zweck des Aufrufs hoffentlich recht bald erreicht werden. Dagegen ist die zur Ausführung des Kant-Denkmals in Königsberg erfoderliche Summe trotz alles Collectirens noch immer nicht vollständig beisammen, zur Schande der deutschen Nation, die ihren alten Ruf der Undankbarkeit und Vergeßlichkeit bei dieser Gelegenheit wieder einmal glänzend bewährt. Aber freilich was Kant anbetrifft, gehört diese Undankbarkeit ja gegenwärtig zum guten Ton — oder wenn nicht zum guten, doch wenigstens zu dem Tone, der von obenher angegeben wird; was Wunder, daß er in allen kleinen und feigen Seelen sein Echo findet?! Umsomehr Anerkennung aber verdient unter diesen Umständen der Eifer einiger königsberger und leipziger Ehrenmänner (es sind die Professoren Rosenkranz, Simson, Hagen, Schubert, die Stadträthe Herrschel und Schindelmeisser und Andere in Königsberg, sowie die Professoren Hartenstein, Drobisch, Kruse, Dr. H. Brandes und Buchhändler J. J. Weber in Leipzig), welche nicht müde werden, für das endliche Zustandekommen des Denkmals nach Kräften zu wirken. Mögen ihre Anstrengungen nicht vergeblich sein und mögen auch diese Zeilen Veranlassung werden, daß wenigstens einzelne unserer Leser sich erinnern, was sie dem Vater der deutschen Philosophie, ja der ganzen modernen deutschen Bildung schuldig sind. Wir sind sonst keine besondern Freunde der jetzt herrschenden Denkmalssucht: aber wenn Einer verdient, daß sein Bildniß öffentlich aufgerichtet werde, eine Mahnung für alle kommenden Geschlechter, so ist es der „Weltweise von Königsberg" und da der Gedanke einmal angeregt ist, so muß er nun auch ausgeführt werden; wer dazu beitragen kann und unterläßt es, gleichviel aus welchem Grunde, der unterstützt das finstere Treiben Derer, die heutzutage an der „Umkehr der Wissenschaft" arbeiten und die denn auch ganz folgerecht Kant und seine Wirksamkeit, ja die Philosophie überhaupt und mit ihr die gesammte menschliche Vernunft für antiquirt erklären.

Roderich Benedix, bekanntlich seit Monaten Director des neuen frankfurter Stadttheaters, hat ein älteres Erzeugniß seiner dramatischen Muse, ein Märchenspiel, „Walther's Irrfahrten", das den Weg auf die Bretter bis dahin noch nicht hatte finden können, in Frankfurt a. M. zur Aufführung gebracht, jedoch, wie uns von dort berichtet wird, nur mit sehr mäßigem Erfolg. Dasselbe Schicksal hat auch Wolfsohn's Drama „Nur eine Seele", das in Berlin soviel volle Häuser machte, sowie Mosenthal's „Goldschmied von Ulm" auf dem Stadttheater zu Hamburg gehabt, während dem neuesten Stück der Frau Birch-Pfeiffer „Die Lady von Worsley-Hall", das ebendaselbst zum ersten mal über die Bretter ging, ein sehr glänzender Succeß nachgerühmt wird. Auch das dortige Thaliatheater soll mit Bauernfeld's „Zugvögel" sowie mit einem einactigen Lustspiel von Mautner in Wien, „Während der Börse" viel Beifall erzielt haben. In München hat Bodenstedt's „Demetrius" eine ehrenvolle Aufnahme gefunden; ebenso in Dresden Wilhelmi's kleines Lustspiel „Unter den Wölfen muß man heulen", wogegen Bauernfeld's neuestes Product „Unter der Regentschaft", ein Intriguenspiel im Scribe'schen Geschmack, auf dem Burgtheater zu Wien Fiasco gemacht hat. Gutzkow's „Ella Rose" ist in Breslau und Königsberg gegeben worden, an ersterm Orte mit großem, an letzterm, wie uns geschrieben wird, mit geringem Erfolg. In Paris hat die neulich erwähnte neue Oper von Auber „Manon Lescaut" enthusiastischen Beifall gefunden; sie wird zu den besten Arbeiten des melodiösen Componisten gezählt. Minder günstig wird von George Sand's neuestem Stück „Lucie" berichtet, das kürzlich auf dem Gymnase zur Aufführung kam; es soll wiederum nur eine sehr schwache Arbeit und ein offenbarer Rückschritt der allzu fruchtbaren Dichterin sein. Desto mehr verspricht man sich von einem neuen Lustspiel von Ponsard, „La bourse", das in diesen Tagen auf dem Odéon zur Aufführung kommen soll.

Das Preisausschreiben, welches Franz Wallner, als Director des Königsstädtischen Theaters in Berlin, vor einigen Monaten für die beste Localposse veranstaltete, hat ein sehr klägliches Resultat geliefert. Von den zahlreichen zur Bewerbung eingelaufenen Stücken hat das Preiscomité kein einziges des Preises würdig erachten können, des ersten so wenig wie des zweiten, ja selbst das Prädicat der „Aufführbarkeit", das Wenigste jedenfalls, was man einem Concurrenzstück nachrühmen kann, konnte nur einem einzigen der eingereichten Stücke ertheilt werden. Es ist dies ein neuer Beweis von der alten Wahrheit, daß sich durch Preisausschreibungen und ähnliche künstliche Veranstaltungen nichts hervorlocken läßt, was der Boden der Literatur nicht freiwillig liefert, und hoffen wir, daß diese Erfahrung, verbunden mit den ähnlichen, die man im Lauf der letzten Jahre in Wien, Königsberg und anderwärts gemacht hat, dazu dienen wird, den Unfug zu beseitigen, der neuerdings wieder, zum Theil auf völlig marktschreierische Weise, mit diesen Preisausschreibungen getrieben wird.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publicum erst durch seine „**Briefe an eine Freundin**" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege." Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin" haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon eine sechste Auflage nöthig geworden.

Dem Interesse, das die „Briefe an eine Freundin" für W. von Humboldt erregten, haben die von **Elisa Maier** aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „**Lichtstrahlen**" es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in dritter Auflage vorliegen.

In dem Verlage von Scheitlin & Zollikofer in St.-Gallen erschien soeben:

Die orientalische Frage
in
ihrer genetischen Entwicklung
skizzirt von
O. von Weißenhorst,

Verfasser der „Studien zur polnischen Geschichte" ꝛc.

Preis 12 Ngr. 42 Kr. 1 Fr. 50 Cent.

Eine pragmatisch wahre Schilderung des ganzen Entwickelungsganges der orientalischen Frage von ihrem frühesten Anbeginne an, nebst Hervorhebung der wichtigsten Züge aus der türkischen Geschichte. Der bekannte Name des Herrn Verfassers bürgt für die Gediegenheit seiner Arbeit.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniß

der

wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **F. A. Brockhaus** *in* ***Leipzig.***

8. Monatlich eine Nummer. Preis des Jahrgangs 15 Ngr.

Die „Allgemeine Bibliographie" verzeichnet die wichtigern neuern Erscheinungen der **belgischen, dänischen, deutschen, englischen, finnischen, französischen, holländischen, italienischen, neugriechischen, nordamerikanischen, portugiesischen, romanischen, russischen, schwedischen, ungarischen** und der verschiedenen **slawischen** und **orientalischen** Literaturen. Sowol die darin aufgeführten Werke als die Erscheinungen der **deutschen** und **ausländischen** Literatur überhaupt sind direct von ***F. A. Brockhaus*** in **Leipzig** sowie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bremer (Frederike), **Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr.

Diese Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

☞ Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 12.** 20. März 1856.

Inhalt: Gedichte aus Italien. Von **Ferdinand Gregorovius.** — Ueber Theodor Mommsen's „Römische Geschichte". I. — Literatur und Kunst. Kriegswissenschaft. (Berneck, „Buch der Schlachten".) — Volksbücher. („Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung", 25. und 26. Bändchen: „Heinrich Friedrich Karl Freiherr von und zum Stein. Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes. Von Franz Mauritius" und „Gustav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild. Von Franz Mauritius".) — Correspondenz. (Aus dem Bremischen. — Aus Prag. — Aus Stuttgart.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedichte aus Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

1. Klagegesang der Kinder Juda in Rom.

Bitter waren wol die Leiden
Unſ'rer Väter, die gefangen
Ihre Harfen aufgehangen
An des Euphrat Trauerweiden:
Aber wir am Tiberſtrom,
Eingezwängt in dumpfe Gitter,
Hingen auf die Klagezither,
Kinder Juda wir in Rom.

Enkel Jener, die vom Lande
Kanaan die Römer führten,
Die ob Juda triumphirten
Und verſtießen ſie in Schande,
Waiſen Salem's bauen wir
Endlos fort von Glied zu Gliede
Unſ'res Jammers Pyramide
Auf dem Römerſchutte hier.

Schon zweitauſend Jahre trauern
Wir am Fluß, deß gelbe Wellen
Wüſt und wild vorüberſchwellen
An den öden Ghettomauern;
Mit der Väter Klagemuth
Weinen wir was jene weinten,
Leiden die zu Leid geeinten,
Ewig in dieſelbe Flut.

Volk um Völker ſind gefallen:
Doch wir klammern wie die grünen
Epheuranken um Ruinen
An Octavia's Trümmerhallen,
An den Zeugen unſ'rer Schmach,
Wo des Vaterlands Verheerer,
Wo Jeruſalems Zerſtörer
Einſt den Stab ob Juda brach.

Ach! in Kammern, sonnenlosen,
Die das Elend nicht umfassen,
Thürmte uns, in engen Gassen,
Pharao ein and'res Gosen,
Und es kommen unf're Noth
Zu verhöhnen, zu begaffen
Finst're Mönche, stolze Pfaffen,
In den Blicken Haß und Tod.

Wie der Engel, der vorüber-
Wandelnd schreibt die Würgezeichen
An die Häuser, wo erbleichen
Soll das Volk, wankt hier das Fieber,
Und der Plagen volle Zahl,
Angst und Frohn zu allen Stunden
Und die Schande, die verbunden
Mit der hungerbleichen Qual.

Draußen lärmt das Festgepränge
In dem Corso dicht ergossen,
Und es rollen die Carrossen
Durch der Masken bunt Gedränge;
Festlich schmückt sich jedes Haus
Mit der goldgewirkten Seide,
Von Balkonen streut die Freude
Volle Blumenlenze aus.

Dann der Rosen ach! von Saron
Denken wir, wie sie verglühten,
Wie gefallen sind die Blüten
Von dem Mandelstab des Aaron!
Tochter Zion, schmuckberaubt,
Magd von Rom, wie mußt du neigen
In das thränenvolle Schweigen,
In die Asche nun dein Haupt!

Dann der preisgegeb'nen Töchter
Denken wir, und wie mit Hieben
Unf're Väter man getrieben
Durch des Volkes Hohngelächter;
Denken dann wie Judas Blut
Rothgefärbt St.-Petri Schwelle,
Und gedenken an die grelle,
Grause Scheiterhaufenglut.

Und nun sitzen wir im Schweiße
Unf'res Angesichts die Tage
Vor den Thüren, unf're Plage
Mehren wir mit sauerm Fleiße;
Fetz und Flicken, was zerfällt,
Sammeln wir an allen Enden:
Denn uns wirft mit eklen Händen
Nur den Abfall zu die Welt.

Ach! wir denken bei den Flicken
Salomo's: zu Fetzen werden
Muß die Herrlichkeit der Erden,
Wie die Lumpen hier zerstücken.
O wie sind, die dich geschmückt,
Tochter Zion, deine Spangen
Und dein Feierkleid zergangen,
Und in Fetzen so zerstückt!

Und so seufzen wir und nähen
Auf dem Römerschutt die Flittern,
Und wir denken, so zersplittern
Mußte Rom auch und vergehen;
Aber wir zu seinem Hohn
Klammern fest noch wie die grünen
Epheuranken an Ruinen —
Denn Ruinen sind sie schon.

Nicht mehr kränken uns am Bogen
Titus' dort die Marmorbilder,
Tempelleuchter, Tisch und Schilder,
Und des Jordan heil'ge Wogen;
Mußten doch in Wust und Graus,
Deine Götter, Rom, erbleichen,
Doch Jehovah's heil'ge Zeichen
Löschte kein Jahrtausend aus.

Gras umweht die Trümmerreste
Dort von Jovis Tempelhallen,
Und in Staub ist sie gefallen
Der Cäsaren hohe Veste;
Aber hier trotz Zeit und Tod
Dauern noch zu deiner Ehre
Ungebrochen die Altäre,
Herr der Zeiten, Zebaoth!

An des Tiberstromes Welle
Bauten wir mit stillem Weinen
Aermlich nur, aus rohen Steinen,
Deines Tempels eine Zelle,
Und mit Zeichen ihre Wand
Schmückten wir, daß wir gedenken,
Wenn wir drauf die Blicke lenken,
Wie dein Haus so herrlich stand.

Und wir ſammeln uns zum Bunde
Abraham's als treue Brüder
Vor der Bundeslade wieder,
In der ſabbathſtillen Stunde,
Und das ſiebenfache Licht
Auf der ſiebenfachen Leuchte
Stellen wir, das unerbleichte,
Vor Eloah's Angeſicht.

Und dann ſingen wir mit Zungen
Unſ'rer Väter zu den Harfen,
In Accorden, jammerſcharfen,
Pſalmen David's unverklungen:
Bis die Thräne nimmt den Lauf,
Und ſich löſen uns vom Herzen
Die jahrtauſend alten Schmerzen
In Meſſiashoffnung auf.

2. Der Thurm Aſtura.*)

Fern in Latium, wo den Wellen
Seine ſagenvollen hellen
Zinnen Circe's Cap enthebt,
Steht Aſturas Thurm und ſchwebt
Wie ein bleiches Heldenbildniß
Ob des Meers azurner Wildniß;
Schürt der Abend ſeine Gluten,
Flammt er auf im Schauerlichte,
Einſam warnend in den Fluten,
Schönſter Leuchtthurm der Geſchichte.

Traurig grüßen die Piloten
Ihn als unheilvollen Boten
Auf der märchenſtillen See,
Und den Pilger treibt ein Weh:
Durch die waldbedeckten Fluren,
Konradin, auf deinen Spuren
Angſtbeflügelt muß er eilen,
Deinen Kerker zu begrüßen,
Und erinnernd zu verweilen
In den wüſten Thurmverließen.

An des Meers ſandöder Düne
Steht vergeſſen die Ruine
Gleich der Gralburg hier und ruht
In ſirenenſtimm'ger Flut;
Wild umkreiſen ſie mit falben
Flügeln ſchrille Waſſerſchwalben;

Konradin! zu gellen ſcheinen
Wind und Vogel, und zu tragen
Auf den Schwingen dieſes einen
Wehgeſchreis angſtheiſ'res Klagen.

Und die Waldesgeiſter ſpinnen
Um des Thurms zerraufte Zinnen
Finſtern Epheu fort und fort,
Und der Circe Gipfel dort
Hält in zauberiſches Bangen
Meer und Wildniß hier gefangen,
Daß der Thurm ſtiert in die hellen
Fluten mit erſchrock'nem Schweigen,
Wie ein Mörder, dem die Wellen
Sein Verrätherantlitz zeigen.

Die romanzenvollen Lüfte,
Wellenſang und Waldgedüfte
Schläfern ein gemach mein Herz,
Selbſt zum Träumer wird hier Schmerz,
Und ein Heimweh macht mich weinen,
Läßt Erinnerung erſcheinen
Mir im Thurm der Ghibellinen
Geiſter hier in dieſer Stunde,
Wie dem Dante ſie erſchienen
Und gezeigt die Heldenwunde.

*) Der Thurm Aſtura ſcheint, vom Ufer von Antium aus, neben dem inſelartigen Cap der Circe zu ſtehen; in der Wirklichkeit ſteht er einige Stunden davon entfernt. Man erwandert ihn von Antium oder von Nettuno her in drei Stunden, ſei es durch den Sumpfwald, ſei es am Meere entlang. Dieſes Inſelſchloß, dem Deutſchen ein Ort der Wehmuth, weil dort Konradin von Schwaben und Friedrich von Oeſtreich durch den Verräther Johannes Frangipani in die Hände des Anjou geliefert wurden, liegt in einer der ſagenvollſten und ſchönſten Wildniſſe Italiens. Der Verfaſſer dieſer flüchtigen Verſe hat ſowol die merkwürdige Geſchichte als die Scenerie des Thurms dargeſtellt in ſeinen „Figuren. Geſchichte, Leben und Scenerie aus Italien", welche ſoeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſchienen ſind.

Die da sterbend rangen nieder
Romas giftgeschwoll'ne Hyder,
Friedrich, Manfred, Konradin,
Aber konnten nicht entflieh'n,
Pfaffenthum, aus deinen Schlingen
Und so schlangenstarken Ringen,
O wie strahlen sie im Lichte,
Ihres Tods verklärter Milde
Heller nun durch die Geschichte,
Ein Laokoon-Gebilde.

Riesenkraft hast du entfalten,
Manfred, sterbend noch gespalten
Mit des Schwertes letztem Streich
Petri Felsen, Roland gleich;
Und den Knaben, wie auf Schwingen
Einen Falken, sah man springen
Aufs Schaffot; des Blutes Wellen
Sog die Erde gierig nieder,
Und aus tausend Rachequellen
Gab Sicilia sie wieder;

Deutschland wieder, als bestritten
Jenen Drachen die Hussiten,
Und von Wittenberg der Schwan
Hat durchbraust den Vatican
Und zerrupft Sanct-Petri Taube.
Doch das Reich — es liegt im Staube!
Mit des Purpurs Fetzen schmückten
Dreißig mal sich, die zerbrachen
Friedrich's Krone, und zerstückten
Dreißig mal den Stuhl von Aachen.

Abgeschirrt vom Siegeswagen
Sind die Rosse, die getragen
In dem Völkerlauf voran
Die jahrhundertlange Bahn
Dich, Europas Scepterführer,
Deutschland dich, der Welt Regierer;
Neuem Anjou nun den Bügel
Hältst du, dem verwog'nen Steurer,
Gibst der Weltgeschichte Zügel
Thatenlos dem Abenteurer.

Wie die Vögelschwärme reisen
Immerzu in wüsten Kreisen
Schrill und wild zu Häupten dir,
Also meine Klagen hier,
Thurm Astura, lass' ich steigen
Heimatlose Seufzerreigen,
Deutsches Grenzmal, wo vom Herzen
Einst Germania sich gerissen
Ihrer Schwester, unter Schmerzen,
Die noch späte Enkel büßen.

Denn Geschwister sind sie beide,
Gleich an Ruhm und gleich an Leide.
Aehnelt, Deutschland, dein Gesicht
Auch der schönern Schwester nicht,
Lorbern kränzen es nicht minder.
Der Geschichte Waisenkinder
Müßt die Sehnsucht ihr verhehlen,
Die euch ewig hält gebunden
Eure gleich zerriss'nen Seelen,
So mitsammen nur gesunden.

Aber einst den Haß zu sühnen
Steigt herab die Apenninen
Waffenlos Germania frei
Durch die freie Lombardei
Zu der Römerfahrt hernieder.
Dann umarmen wird sie wieder
Heiß Italia, und am Busen
Ruh'n sie sich, verschmerzter Zeiten
Froh gedenk — Europas Musen,
Werden sie die Welt durchschreiten;

Führerinnen dann der Heere
Wieder, freier Völkerchöre,
Die zum Tempel der Cultur
Festlich folgen ihrer Spur,
Wenn den Dom des Friedens gründen
Völker, und in Rom entzünden
Nord und Süd Versöhnungsflammen,
Und verbrennen jener alten
Zwietracht Waffen dann mitsammen,
So die Menschheit einst gespalten.

Sind es Träume, die ich dichte,
Ist es Zukunft der Geschichte
Und des Geistes Frühlingsweh'n,
Den ich schaudernd fühle geh'n
Auf des Ostens Dämmerungen?
Sieh', ein Haupt vom Geist durch-
drungen

Ward die Erde nun, Gedanken
Läßt sie, flügellose, gleiten,
Blitzen gleich, an tausend schwanken
Ketten durch den Raum der Zeiten.

Aber die Gedankengassen,
Diese geisterschnellen Straßen,
Die sich schlingen um die Welt,
Despotie hat sie bestellt.
Auf gebahnten Pfaden streben
Mord und Haß durchs Erdenleben:
Aber wandern in der Irre,
Durch die ungebahnte Trübe,
Muß verspätend durch die wirre
Wildniß erst die Menschenliebe.

Und des Geistes Ritter schweifen
In der Wüste wir und streifen
Nach der Menschheit heil'gem Gral,
Wie der Pilger Parcival;
Aber könnt' ich ihn ereilen,
Wollt' ich wandern tausend Meilen
In der Wildniß ohne Trauer,
Bis ich könnte sehen steigen,
Dom der Menschheit, deine Mauer,
Und mein Haupt anbetend neigen.

3. Nettuno.

Seid mir, lateinische Segel, gegrüßt, ihr Lüftchen des Meeres,
Seid mir wonnegegrüßt, und du Cap der Homerischen Circe!
Wolluſt ist es zu schau'n dich, Spiegel der himmlischen Sterne,
Heiliges, ewiges Meer, von dem Odem der Götter bewegtes,
Wieder zu wohnen im Hause des gastlichen Vaters Neptunus,
Wo er umbraust, volltönend, versunkene Städte und Völker,
Rollend im Sand mit den Muscheln gemengt die Paläste der Kaiser,
Antiums Pracht, jetzt Kies und verwaschene Splitter des Marmors.

Aber es pranget um mich ein in Farben gemaleter Festsaal,
Mir Herberge des Meers in dem wirthlichen Städtchen Nettuno.
Wol nicht siebzig der Schritte, und achtzig sie reichten ihn ab nicht,
Schreit' ich entlang die verwilderte Pracht schon gilbender Wände,
Einsam hier im Palaste; der Donna Olympia eh'mals
Lusthaus war er, so oft sie dem Hasse der Römer entzog sich,
Oder Pasquino's Witze, die Messalina des Papstthums.
Und noch staun' ich dem Bild, das zeitengeschwärzt in dem Saal hängt,
Wie hochfahrend das Haupt vorstolzt aus riesiger Krause,
Prunkend im Machtdiadem, und es starrt das brokatene Kleid ihr
Blitzend von Perlen, des Volks Blutsthränen, von Zähren des Papsts auch,
Welchem, dem Schwächling, sie Sanct-Petri Schlüssel entwandte,
Gierig den Staat einscharrend in eigene Truhen, die Buhlin.
Doch nun gähnt schon öde die wölbende Pracht hier, hohnvoll
Stoßen die Wind' in das Haus, die posaunenden Stöße der Fama,
Daß im gespenstigen Schreck ich des Nachts auffahre vom Lager.
Dann wenn tosend das Meer zu den klirrenden Fenstern emporspritzt,
Oder die Thür' aufklappt, kein Schloß ja schließet die lose,
Dann ach! rauscht es hervor, ja Donna Olympia mein' ich
Wandeln zu seh'n, wie das Volk Trasteveres sie noch immer
Sieht umirren des Nachts, Macbethischer Lady so ähnlich.
Aber entschwinde du Geist, da hold mich Leben umgaukelt.

Glanzvoll prangen dir, Rom, ſtolzwandelnde Frauen im Corſo,
Doch der Natur Todfeindin, der Zeit ſchamloſeſte Tochter,
Mode, ſie hat des Gewands ſie der Mütter entkleidet, der Zucht auch;
Beute den Galliern fiel ach! mehr als Mauer und Stadt dir.
Aber an Latiums Strand blüh'n ſtill in der reizenden Wildniß,
Schön, Wildblumen ſie ſelbſt, wie die purpurnen Kinder der Flora,
Mädchen, in erblichen Schmuck ſeltſamer Gewänder ſich kleidend,
Anmuthsvoll, phantaſtiſch wie Weſen entfernteſter Vorzeit.
Dich doch preiſ' ich vor Allen, das ſchönſte der Mädchen des Strandes
Biſt du, würdig zu ſchmücken als Lotosblume das Lied mir.
Trittſt du plötzlich hervor zu Gefallen dem ſtaunenden Fremdling
Hoch in dem dämmernden Saal, aufrauſchend in purpurner Seide,
Dann Prinzeſſin begrüßt er und Donna Olympia gleich dich,
Claſſiſcher dann dich Circe, die Göttin des bläulichen Bergs dort.
Denn nicht prächtiger wob die Ulyſſiſche Zauberin vormals
Magiſch Gewand, meerpurpurnes, ſchön ſich mit tönendem Schiffchen,
Als um die Glieder dir fließt, holdſeliges Mädchen; hinabwärts
Wallet der Sammt, wie Gewölk tiefflammenden Abends, am Saume
Strotzt viel künſtliches Gold zu den roſig beſchuheten Füßen.
Stolz um die Schulter, und neidiſch gefaltet, das ſeidene Wamms auch
Blühet dir roth wie die Blume des feuerumknospten Granatbaums.
Aber zuviel verſperrte der goldenen Riegel am Buſen
Amor. Ach! der gefangene Schalk aus gitternden Spangen
Lacht er hervor, und er rüttelt und zerrt an dem wohnlichſten Kerker.
Dreifach ſelige Kette! wie ſchlingt um den Hals ſie ſich dreifach
Dir von Korallen, es taumelt daran das geheiligte Bildniß
Eines gemarterten Manns, der hier noch ſelber im Bilde
Ueber dem Hals dir, o Pein! fortſetzt die unſterbliche Quälung.
Doch ums blühende Haupt, weit vor ums lachende Antlitz
Feierlich wölbt ſich, brokaten, und ſilbergereifet das Kopftuch,
Fünfzehn koſtet's der Scudi! ein Tabernaculum dünkt mir's,
Das der Madonna ſüßes Geſicht umſchirmet, es reichen
Knieend die Liebenden ihr viel Blumen und Herzensgeſeufz' dar.

Glücklich das Männergeſchlecht, dem hier in den Scherben der Häuſer
Hold aufzieht die Natur ſo köſtliche Blüte der Frauen,
Dem in der Eos Farben die Sitte der Mütter ſie kleidet.
Nicht wie voreinſt in der rauheren Zeit, ſie meldet die Burg noch,
Wo einſchlief im Geſtrüppe des Ginſters die Eiſenbombarde,
Raubt von dem Strand in das Schiff ſich hier der Corſare die Jungfrau'n,
Lüſtern, des Meers Satyr, fortſchleppend die ſchreiende Schöne,
Haremsbeute von Tunis' und Wonne des tanzenden Bagdad:
Sondern es blühet der Spiegel des Meers von lateiniſchen Segeln,
Und von der ſchimmernden Frucht lacht rings das arkadiſche Ufer.
Herbſt iſt's nun, es verſanken die Roſen, es ſchweigt Philomele,
Aber die Grille ſie ſingt, die genügliche Freundin Apollon's,
Unter dem Maſtixſtrauch, und es ragt der gewaltige Schaft noch
Später Agave hervor, den Sirenen ein blumiger Leuchtthurm.

Schön dann wandelt es ſich am Geliſpel der kreiſelnden Welle
Ueber dem weichlichen Sand, wenn roſiger Dämmer das Meer füllt.
Sieh' dort Antium glüh'n! einſt marmorne Wiege des Nero,
Thron einſt jenes Apoll, des unſterblichen Lenzes der Bildkunſt,
Welchem der Deutſche vereinſt den bewundernden Hymnus erdachte;
Thron auch dir, o du raſche Fortuna! es brachte Horaz hier
Köſtlichen Lieds Weihguß in der goldenen Schale dir dar einſt.
Doch ſchnell rollte das Rad, und die wuchtige Speiche zermalmte
Antium dir, dein eigenes Haus auch, ach! und Rom auch.
Endlos rauſcht wie des Meers einförmige Rhythmen die Zeit fort,
Ewig im Gleichtakt fort, gleichgültig das Leben entrafft ſie;
Dann hebt ſtill aus ihr wehmüthiger Sage Geſtalt ſich,
Schön wie der Circe Gebirg, das dort in den Fluten, o ſeht es,
Ein Amethyſt aufſteigt mit den zauberiſch ſtrahlenden Zinnen.
Seitwärts aber dem Berge, mit Schwermuth ſchaut es der Deutſche,
Schwebt in der Flut einſam, wie in Wellen der ſterbende Schwan ſchwimmt,
Flimmernd ein Schloß, Aſturas Thurm; du Deutſcher bewein' es:
Circe verlockte in Kerker und Tod dort Konradin vormals,
Als er von Scurcolas Feld in entſetzenbeflügelter Flucht her
Flatterte, Enkel des ſchwäbiſchen Aars; ihn griff an der blonden
Blutenden Schwinge der Feind ſich hier, an Neapolis Golf dann
Schleppt' er im Käfig den Armen, das Haupt ihm warf in den Sand er.
Sieh', nun glühet der Thurm wie Blut, und es blutet das Meer nun
Tief; doch Helios wirft dort ſtill von dem Haupte hinab ſich
Lächelnd die Krone der Welt und das blitzende Scepter ins Meer ſchon.
Nacht wird's nun: doch immer die Augen gewandt zur Circe
Sitz' ich von Flügeln umwölbet des Traums und der herzlichen Sehnſucht.
Viele, Italia, zogſt du ins Grab hinunter, o Circe,
Zauberin, viele der Deutſchen mit herzabſchmeichelnder Liſt dir.
Aber ich ſchöpfe vom Meer mir fromm viel heiligen Weihguß,
Rückkehr hoffend, zur Spende den Todten, und dir, o Minerva,
Daß du mir ſendeſt das Schiff, Ausrüſterin einſtiger Heimkehr.

Nettuno, im September 1855, im Palaſt der Donna Olympia Maldacchini, jetzt Borgheſe.

Ueber
Theodor Mommsen's „Römische Geschichte".

I.

Die classische Alterthumswissenschaft hat in der verflossenen Hälfte dieses Jahrhunderts einen Charakter angenommen, der sie von der des vorigen Jahrhunderts auch bei oberflächlicher Betrachtung als sehr verschieden erscheinen läßt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm das Studium der griechischen Sprache und Literatur, das lange genug brach gelegen hatte, einen neuen Aufschwung; neben die großen englischen und holländischen Hellenisten traten die deutschen, namentlich Wolf und seine Schüler, unter ihnen besonders Immanuel Bekker, Buttmann, der Schöpfer der griechischen Grammatik, Gottfried Hermann und zuletzt Lobeck. In diesem Jahrhundert ist ferner eine neue auch für die classische Philologie höchst erfolgreiche Wissenschaft in der vergleichenden Sprachforschung entstanden, der zwar noch immer etwas von der Leidenschaftlichkeit und Uebereilung der Jugend anklebt, die aber gewiß bald genug gereift sein wird, um sich ebenbürtig neben die ältere Schwester stellen zu können. Sodann haben sich die ausgezeichnetsten Schriften vom Griechischen wieder ab- und dem Lateinischen zugewendet, eine Erscheinung, die man nur mit Freude begrüßen kann. Es war einer der Lieblingssätze des verewigten Gottfried Hermann, daß die Fortschritte der Wissenschaft dem menschlichen Gange zu vergleichen seien. Wie hier ein Fuß ruhen muß, während der andere schreitet, so trete auch in wissenschaftlichen Dingen in der Regel auf einem Gebiet Ruhe ein, während ein anderes rüstig weitergebaut werde. Die erwähnte Erscheinung ist hauptsächlich dem mittelbaren und unmittelbaren Einflusse Lachmann's zuzuschreiben, der, bei allseitiger Durchdringung des Alterthums, der römischen Literatur doch entschieden näher stand. In demselben Sinne arbeiteten dann Haupt, Jahn, Mommsen und Ritschl weiter.

Außer diesen charakteristischen Eigenthümlichkeiten der heutigen classischen Alterthumsforschung ist es noch eine andere, die sie von der frühern unterscheidet. Diese beschränkte sich wesentlich auf die schriftlichen Denkmäler des Alterthums, während die Forschung unsers Jahrhunderts auch die übrigen in ihren Kreis gezogen hat. Winckelmann hat hierzu den ersten Anstoß gegeben und wie natürlich zog die durch ihn ins Leben gerufene Archäologie der Kunst die Monumente zunächst nur insofern in Betracht, als sie Aufklärungen über die Geschichte, die Behandlungs- und Auffassungsweise der Kunst gaben. Aber der neu erwachende historische Sinn bemächtigte sich bald des reichlich gewonnenen und im-

mer noch im Wachsen begriffenen Materials zu andern Zwecken. Anstatt, wie bisher meistentheils geschehen war, die Geschichte aller Zeiten und Länder von dem subjectiven Standpunkte des 18. Jahrhunderts aus anzusehen und Ereignisse wie Entwickelungen, die unter den verschiedensten Bedingungen entstanden waren, mit den Schlagworten der damaligen Moralphilosophie abzufertigen, begann man nun ein objectives Studium der Vergangenheit. Man suchte sich die Denk- und Anschauungsweise der Nationen klar zu machen, die Seelen der Völker suchte man zu verstehen und bemühte sich, die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen sie so und nicht anders sich entwickelt hatten; man lernte Boden und Formation des Landes, geographische Lage und Klima als Factoren der geschichtlichen Entwickelung ansehen. Diese Geschichtsforschung konnte natürlich nicht unterlassen, vor allem an die Monumente, die aus jenen Zeiten erhalten waren, als an die zuverlässigsten und untrüglichsten Zeugen ihre Fragen zu stellen.

Durch die Sprachforschung und durch die Monumentalforschung ist die Alterthumswissenschaft unsers Jahrhunderts von der des vorigen wesentlich unterschieden. Sie ist vorzugsweise positiv und constructiv geworden, während jene negativ und zerstörend verfuhr. Im Jahrhundert Bentley's und F. A. Wolf's erhob sich der Geist der Kritik zum ersten mal gigantisch gegen die Ueberlieferung und schüttelte den Glauben an eine Autorität ab, der Jahrhunderte befangen gehalten hatte. Vorstellungen und Ansichten, die Jahrhunderte hindurch als unumstößlich fest begründet dagestanden, wurde nun mit einem male der Boden entzogen und die Mitwelt sah sie erstaunt und zum Theil nicht ohne ein gewisses Grauen zusammenstürzen. So war die Stimmung der gebildeten Welt, als F. A. Wolf ihr den Glauben an die Persönlichkeit Homer's entriß; Alles schien in Frage gestellt und auch das Heiligste, klagten furchtsame Gemüther, würde dieser furchtbare Skepticismus anzutasten wagen.

Aber dieser zerstörenden Thätigkeit der Kritik ist in unsern Tagen eine aufbauende gefolgt. Die phantastischen Formen, die Schnörkeleien, mit denen Dichtung und Fälschung, blinder Glaube und wissenschaftliche Entstellung die Wahrheit überbaut hatten, mußten erst in Stücke geschlagen und weggeräumt werden, bevor die Wahrheit aus den Trümmern neu erstehen konnte; das Wahre mußte erst vom Falschen, das Märchen von der Urkunde geschieden sein, wenn die Umgestaltung der Geschichte ihren Anfang nehmen sollte.

Jener frühern kritischen zerstörenden Periode gehört noch wesentlich das erste Werk an, welches in der Forschung der römischen Geschichte Epoche machte, obwol es in diesem Jahrhundert geschrieben ist: das Werk Niebuhr's. Ein zweites nicht minder epochemachendes Werk, das

den Charakter der jetzigen wissenschaftlichen Periode trägt, sehen wir vor unsern Augen entstehen: das Werk Mommsen's. Niebuhr hat uns den Glauben an die Ueberlieferung geraubt, Mommsen dagegen lehrt uns die Urkunden verstehen, die uns jene Ueberlieferung mehr als ersetzen.

Auch bei der oberflächlichen Betrachtung beider Werke treten die angedeuteten charakteristischen Unterschiede unverkennbar hervor. Niebuhr war ganz auf die Erforschung und Kritik der schriftlichen Quellen gerichtet; mit einem genialen Scharfblick ohnegleichen erkannte er in ihnen das Rechte und Wahre unter der trüglichen Hülle. Nicht minder geistvoll würde er die Monumente benutzt haben, ja er hat es überall gethan, wo er konnte: aber nur der geringste Theil derselben war ihm bekannt. Obgleich durch seine Lebensstellung bei seinen wissenschaftlichen Forschungen in einer Weise bevorzugt wie damals die wenigsten deutschen Gelehrten, konnte er doch nicht den zehnten Theil des Nutzens daraus ziehen, den ein Gelehrter heute daraus ziehen würde. Namentlich hatte er trotz eines jahrelangen Aufenthalts in Italien von dem Lande nichts gesehen, als was zunächst an der Heerstraße lag; er kannte Rom und Neapel, aber nicht Sicilien und noch weniger das Innere des Festlandes. Die alten Städte im Latiner-, im Volsker- und Sabinerlande, die heutzutage kein Freund des Alterthums zu durchwandern unterläßt, lagen, obwol wenige Meilen von Rom, für ihn in unerreichbarer Ferne. Selbst eine Reise nach Tivoli war damals ein Wagniß, weil Räuber den Weg in der unmittelbaren Nähe von Rom unsicher machten, die von dem preußischen Gesandten ohne Zweifel ein bedeutendes Lösegeld erpreßt haben würden. Auch von den altitalienischen Sprachen war damals äußerst wenig bekannt und das Wenige zu gering, um hinreichende Anhaltspunkte zu einer Lösung zu bieten. Kurz, Niebuhr kannte weder das Land, noch die altitalischen Bauten (mit wenigen Ausnahmen), noch die altitalischen Idiome. Er mußte es unternehmen, in dem unermeßlichen Wust von Trümmern, der uns nach dem Einsturze „des babylonischen Thurms der antiken Geschichtsklitterung" und der Literatur über die Urzeit Italiens und die älteste Zeit Roms übriggeblieben ist, seinen Pfad zu suchen und mit prophetischem Geiste zu ahnen, was er in den verstümmelten und entstellten Resten nicht mehr finden konnte.

Sein Nachfolger war ungleich günstiger gestellt. Ihn kümmerte jene verworrene Masse sich widersprechender, falscher und unzusammenhängender Sagen und Nachrichten nicht mehr; ihr Anspruch, als Quelle der Geschichte zu gelten, war für immer beseitigt. Dafür entsprangen ihm neue und reinere Quellen aufs reichlichste aus der lebendigen Anschauung des Landes, das er bis in seine fernsten Thäler und Bergschluchten durchwanderte, sowie aus der Kenntniß der Monumente, die aus den

verschiedensten Perioden der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragen. Er befragte sie alle von den cyklopischen Bauten und den etruskischen Gräbern angefangen bis zu dem Schleuderblei der römischen Tirailleurs und den Münzen der freien Städte. Endlich gewann er auch den hieroglyphischen Schriftdenkmälern der altitalischen Völker ihre Sprache ab und auch sie mußten ihm über die graue Urzeit Aufschluß geben.

Wenn Mommsen alle diese Vortheile vor Niebuhr hatte, der die älteste Geschichte Italiens gleichsam aus dem Nichts erschaffen mußte, so war er auch für das Verständniß der folgenden Zeiten durch die politischen Erfahrungen der letzten Jahre besser ausgerüstet, als es Niebuhr durch die Verhältnisse seiner Zeit sein konnte. Wir wagen zu behaupten, daß Mommsen's Werk so wie es ist vor 1848 nicht hätte geschrieben werden können: sowie wir es überhaupt für nichts weniger als zufällig halten, daß diese letzten Jahre uns eine ganze Reihe von trefflichen historischen Werken in Deutschland gebracht haben; es genügt die Namen Duncker, Häusser und Sybel zu nennen. Ja hätten uns die Ereignisse von 1848 zunächst auch keine andere Frucht gebracht, als daß unsere Wissenschaft auch auf diesem Felde bald mit der englischen wird um die Palme streiten können, so wären sie doch nicht fruchtlos gewesen.

Von der Art, wie Mommsen die Erforschung der Sprache und der Monumente zur Aufklärung über historische Vorgänge benutzt und selbst aus dem Boden des Landes die Natur der Ereignisse erkannt hat, deren Schauplatz er gewesen ist, gibt fast jede Seite seines ersten Buchs der „Römischen Geschichte" (bis zur Abschaffung des Königthums) die überraschendsten Beispiele. Die Verwandtschaft der griechischen und römischen Sprache legt das Zeugniß ab, und zwar sicherer und unwiderleglicher, als historische Berichte könnten, daß beide Völker ursprünglich einer und derselben grăcoitalischen Nation angehört haben, und das sichtliche Verhältniß beider Sprachen zu der Muttersprache des Sanskrit zeigt ebenso deutlich, daß diese Nation indogermanischen Stammes war. Ja die Forschung vermag annähernd den Culturgrad zu bestimmen, auf dem die grăcoitalische Nation stand, als sie etwa in den südkaukasischen Gegenden ansässig war, bevor ihre Stämme sich schieden und der eine nach Italien, der andere nach Griechenland seine Wanderung richtete. „Denn die Bildungsepoche der Sprache ist das treue Bild und Organ des erreichten Culturgrades; die großen technischen und sittlichen Revolutionen sind darin wie in einem Archive aufbewahrt, aus dessen Acten die Zukunft nicht versäumen wird für jene Zeiten zu schöpfen, aus denen alle directe Ueberlieferung verstummt ist." Der Wortschatz, welcher dem Griechischen und Lateinischen gemein ist, hat sich in einer Zeit gebildet, die vor der Trennung der Stämme liegt und er ist eben der untrüg-

lichste Gradmesser für die Höhe ihrer damaligen gemeinsamen Civilisation. In diesem Wortschatz besitzen wir Zeugnisse des Hirtenlebens in dieser fernen Epoche, denn die Namen der zahmen Thiere sind in beiden Sprachen dieselben; ferner für den Gebrauch des Wagens, des Silbers und Kupfers, des Salzes, den Häuser- und Hüttenbau. Auch die Zahlen sind dieselben; der Mond heißt in beiden Sprachen davon, daß man nach ihm die Zeit mißt, und ebenso gehört auch der Begriff der Gottheit, sowie noch andere religiöse Begriffe zu diesem ältesten Volksgut.

Die Gräcoitaliker waren aber kein bloßes Nomadenvolk, sondern jedenfalls ein korn-, vielleicht ein öl- und weinbauendes. Denn nicht blos die Benennungen des Ackers und des Pflugs, der Getreidearten, des Oels und Weins sind in beiden Sprachen dieselben, gehören also einer vor ihrer Trennung liegenden Periode der Sprachbildung an, sondern auch die Form des Pflugs ist auf altattischen und römischen Denkmälern dieselbe. Beide Völker bauten in ihrer ältesten Zeit Hirse, Gerste und Spelt, beider Brot war ein ungebackener Teig oder Brei: eine Uebereinstimmung, welche ebenfalls schließen läßt, daß beide den Ackerbau schon als gemeinsame Ausstattung aus der Zeit ihres ungetrennten Zusammenlebens in ihre neuen Wohnsitze hinübernahmen. „Es gehört zum sagenwidrigen Charakter der sogenannten römischen Ursprungssage, daß darin ein Hirten- und Jägervolk auftritt, das dennoch Städte gründet." Gleich dem Ackerbau beruhen auch die Bestimmungen der Flächenmaße und die Weise der Limitation bei beiden Völkern auf gleichen Grundlagen. Das griechische Haus der Homerischen Periode ist im Wesentlichen dasselbe, das in Italien beständig festgehalten wurde. Ebenso ist es mit dem Schiffbau, ebenso mit der Kleidung. „So geht bei den Griechen und Italikern in Sprache und Sitte zurück auf dieselben Elemente Alles, was die materiellen Grundlagen der menschlichen Existenz betrifft; die ältesten Aufgaben, die die Erde an den Menschen stellt, sind einstmals von beiden Völkern, als sie noch Eine Nation ausmachten, gemeinschaftlich gelöst worden."

Den einheimischen Sprachen der Stämme, die sich in Italien niederließen, „war der Stempel des Werdens zu tief eingeprägt, um durch die nachfolgende Cultur gänzlich verwischt zu werden": und die Sprachen, wenngleich außer der lateinischen nur in trümmerhaften Ueberresten erhalten, gestatten doch Schlüsse auf den Grad der Verwandtschaft und der Verschiedenheit zwischen diesen Zweigen des Hauptstammes. Unzweifelhaft sind die ältesten Wanderungen der Völker alle zu Lande erfolgt; zumal in Italien, dessen Küste zur See nur von kundigen Schiffern erreicht werden kann und deshalb noch in Homer's Zeit den Hellenen völlig unbekannt war. Kamen aber die frühesten Ansiedler über

die Apenninen, so kann, wie der Geolog aus der Richtung der Gebirge auf ihre Entstehung schließt, auch der Geschichtsforscher die Vermuthung wagen, daß die am weitesten nach Süden geschobenen Stämme die ältesten Bewohner Italiens sein werden. Hier, in Calabrien, sind Inschriften gefunden worden in einer von den übrigen italischen verschiedenen Sprache, zu deren Enträthselung freilich geringe Hoffnung, was indessen weniger zu bedauern ist, weil der Volksstamm, der sie sprach, schon im Anfang unserer geschichtlichen Ueberlieferung im Untergange begriffen war.

Wenn sich von dieser verschwundenen Nation der Autochthonen, der ältesten Einwanderer Italiens nicht einmal mit Sicherheit ausmachen läßt, ob sie indogermanisch war, so läßt sich dagegen die Stellung des Volks, das Mittelitalien in jener Zeit bewohnte, bis zu welcher unsere zuverlässige Ueberlieferung hinaufreicht, in dem indogermanischen Stamme hinreichend bestimmen. Dies Volk dürfen wir die Italiker nennen, da auf ihm die Bedeutung der Halbinsel wesentlich beruht. Wie wir oben sahen, hatte es sich aus dem gemeinsamen Mutterschoos der Völker und Sprachen so gut wie die Griechen abgezweigt. Als es in Italien sich niederließ, theilte es sich in den westlichen Stamm der Latiner und in einen östlichen, der dann wieder in Umbrer und Osker auseinanderging.

Den lateinischen Stamm finden wir in der frühesten historischen Zeit, in der „breiten Ebene" (Latium, zusammenhängend mit latus) angesiedelt, die sich vom linken Tiberufer bis an die volsker Berge erstreckt. Schon im höchsten Alterthume erzeugte hier das mangelnde Gefäll des Wassers Fieberluft und die Thatsache einer in solcher Gegend entstehenden dichten ackerbauenden Bevölkerung bleibt darum befremdend, wenn auch der Mensch auf einer niedrigern Culturstufe einen schärfern Blick für Das hat, was die Natur erheischt. „In der That schützt vor der aria cattiva nichts so sicher als das Tragen der Thiervließe und das lodernde Feuer, weshalb der römische Landmann beständig in schwere Wollstoffe gekleidet ging und das Feuer auf seinem Herde nie erlöschen ließ."

Noch weniger gesund und noch weniger fruchtbar als die zur Gründung der ersten Latinerstädte ausersehenen Stellen sind die Hügel, die sich auf dem linken Tiberufer etwa eine Meile von der Mündung erheben. Hier ist Mangel an ergiebigen Quellen, der Weinstock und die Fruchtbäume gedeihen nicht wohl in der nächsten Umgebung, häufige Ueberschwemmungen des Flusses überstauen und versumpfen die Niederungen zwischen den Thälern. Sich an dieser sowenig lockenden Stelle anzusiedeln, dazu kann nur die Noth oder ein besonderer Grund einwandernde Bauern bewogen haben. Diesen Grund zeigen die natürlichen Verhältnisse der Localität so deutlich, daß die Geschichte, einmal auf ihn

gewiesen, ihn für immer wird festhalten müssen. Die Tiber ist Latiums natürliche Handelsstraße, ihre Mündung an dem hafenarmen Strande der nothwendige Ankerplatz für Seefahrer; zugleich war sie die Grenzlinie gegen den feindlichen Norden. Kein Platz eignet sich so sehr zugleich zum Grenzcastell und zum Entrepot für die Fluß- und Seeschifffahrt als diese Hügel: die hier gegründete Stadt, Rom, führte nicht umsonst die Galeere im Wappen. „Wir sind gewohnt, uns Rom als einen ausschließlich ackerbauenden und dem Meere fremden Staat vorzustellen; aber es ist nicht zufällig, daß Rom zuerst unter allen Staaten der Italiker eigenes Geld schlug und daß es in unglaublich früher Zeit mit überseeischen Handelsstaaten Verträge abschloß."

Wer für diese schlagenden Resultate „die historisirten Novelletten" der antiken Literatur nicht gern hingibt, wer die auf den zuverlässigsten Boden fußende Forschung den Träumereien und Märchen nicht vorzieht, die geschrieben stehen — dem wollen wir gern seinen Glauben lassen, aber ihn nicht darum beneiden.

In derselben Weise hat Mommsen die Urgeschichte Italiens überhaupt behandelt; den Wust der Tradition hat er überall beiseite geworfen und nur die untrüglichsten Zeugnisse geographischer Verhältnisse, der Landescultur, der Monumente und der alten Sprachen angenommen. Auch die Richtung der etruskischen Einwanderung läßt sich nach der Lage der ältesten und bedeutendsten Etruskerstädte bestimmen. Sie liegen alle tief im Binnenlande, keine am Meere; mithin müssen die Etrusker vom Norden eingewandert sein, nicht an der Westküste gelandet, wie die alte Ueberlieferung fabelt. Die Handelsstädte, die sehr früh an dieser Westküste entstanden, wie Caere in Etrurien und selbst Rom in Latium, sind sicherlich nicht griechische, sondern italische Niederlassungen; dies zeigen ihre Namen sowie die Lage in einiger Entfernung von der Küste. Caere war schon früh ein Freihafen für Hellenen und Punier, sein zweiter Name Aghlla, den die antike Tradition für pelasgisch ausgab, ist, wie uns nun die Orientalisten belehrt haben, punisch: es heißt: „die Runde", und in dieser Form stellt Caere sich noch heute dar, wenn es vom Ufer aus gesehen wird. Auch die ältesten Einfuhrartikel des überseeischen Handels lehren die alten caeritischen Gräber uns kennen. Hier sind Goldplatten gefunden worden, mit eingestempelten geflügelten Löwen und ähnlichen Ornamenten, deren genaue Uebereinstimmung mit babylonischen Exemplaren zeigt, daß auch sie aus jener Fabrik hervorgegangen sind. Es waren die Phöniker, „das Volk der Vermittelung", die den rohen Nationen des Westens die Manufacte des hochcultivirten Ostens zuführten und dafür ihre Producte eintauschten. „Einfuhrartikel waren ferner andere Schmucksachen und Zierath, wie z. B. Glas und Bernsteinperlen, welche letztere freilich auch auf dem Landwege be-

zogen sein könnten, Straußeneier mit gemalten oder eingeschnitzten Sphinxen und Greifen und Gefäße von bläulichem Schmelzglas oder grünlichem Thon, nach Material und Stil wie nach den eingedrückten Hieroglyphen zu schließen ägyptischen Ursprungs; ferner Salben, wie die dort gefundenen Salbgefäße aus orientalischem Alabaster, darunter mehre als Isis geformte, zeigen." Und daß auch Purpur und Weihrauch aus dem Osten gekommen waren, zeigen deren im Lateinischen uralte, dem Griechischen entlehnte Namen. „Ob das Zusammentreffen der Namen für Oel, Wein, Flachs aus der alten Stamm- und Sprachgleichheit sich erklärt, oder ob auch diese Bezeichnungen im Lateinischen den Griechen entlehnt sind, läßt sich schwer entscheiden; sicher aber sind Spuren des Verkehrs die auf die Mahlzeiten sich beziehenden Wörter und die Kuchennamen, deren griechische Formen bei dem Uebergange ins Lateinische barbarisch verstümmelt sind, und diese barbarische Verstümmelung zeigt das hohe Alter der Entlehnung; wie denn auch das purpurne Königsgewand und der Gebrauch des Weihrauchs beim Opfer in ganz Italien für die älteste Zeit verbreitet gefunden wird." Zum Austausch hatte Italien nichts zu bieten als seine Rohproducte, besonders Kupfer, Silber und Eisen, dann Sklaven und Schiffsbauholz, den Bernstein von der Ostsee und wenn eben im Auslande Misernte eingetreten war, sein Getreide.

Diese Ausfuhrartikel mangelten wesentlich den Latinern, während die Etrusker sie besaßen; darum blieben jene vorwiegend Ackerbauer, diese wurden schnell ein reiches Handelsvolk. Ihre Gräber sind nach griechischer Art gebaut, mit einheimischer Verschwendung ausgestattet; bei den Latinern deckt einfacher Rasen die Gruft. Die ältesten Münzen sind etruriſch, Latium behalf sich in der ganzen Königszeit mit Kupfer nach dem Gewicht. Der Seeverkehr der Etrusker nahm eine andere Richtung als der der Latiner. Jene wagten sich in die östlichen Meere und handelten früh nach Attika; die Latiner dagegen verkehrten mit den Griechen in Kumä und Sicilien.

Daß ein anderer griechischer Stamm auf die Etrusker, ein anderer auf die Latiner einwirkte, tritt am überzeugendsten im Alphabet hervor. „Das nach Etrurien gelangte griechische ist wesentlich verschieden von dem den Latinern mitgetheilten und während jenes so primitiv ist, daß seine Heimat sich nicht mehr ausmachen läßt, zeigt dieses genau die Zeichen und Formen, deren die chalkidischen und dorischen Colonien Griechenlands und Siciliens sich bedienten. Und eben dahin führt jede andere Spur, die aus so ferner Zeit uns geblieben ist."

Dies und Anderes der Art sind Ergebnisse einer ebenso genialen und kühnen als sichern und umsichtigen Forschung, die in die Nacht jener grauen Urzeit, aus der keine Ueberlieferung zu uns gedrungen ist,

oder in der nur das ungewisse Dämmerlicht der Sage spielt, eine mächtige Tageshelle geworfen hat. Auf der hier gebrochenen Bahn weiterdringend, werden die Nachfolger Gebiete für die Geschichte erobern, die unserer Wissenschaft für immer entrissen zu sein schienen.

Sobald der Geschichtschreiber den historischen Boden betritt, zeigt er sich den Schwierigkeiten, die hier zu bewältigen sind, nicht minder gewachsen. An genauer und gründlicher Detailforschung dürfte er schwerlich einem Andern nachstehen, obwol sein Buch zum Jammer oder doch wenigstens zum Kopfschütteln der Zopfgelehrten keine Citate enthält. Und wozu sollten sie auch dienen? Ueberflüssig für den Gelehrten, der die Quellen der Geschichte ja ohnedies kennt, sind sie nicht minder überflüssig für den Freund der Geschichte, der eben kein rohes Material verlangt, sondern dessen Verarbeitung.

Worin Mommsen aber die meisten Historiker, die bisher römische Geschichte geschrieben haben, übertrifft, das ist die Sicherheit des sittlichen Urtheils und des staatsmännischen Blicks. Nur Eins wünschten wir etwas anders aufgefaßt zu sehen: das Griechenthum; es scheint, als wenn sich Mommsen so sehr in die Denk- und Anschauungsweise der römischen Republik eingelebt habe, daß er die Griechen fast mit den Augen der damaligen Römer ansieht. Dies beiseite, ist das Mommsen'sche Werk die erste Geschichte Roms, die von einem deutschen Geschichtschreiber nicht blos mit der Einsicht des Gelehrten, sondern auch mit der des Politikers geschrieben ist; seine Darstellung hat Vieles in der äußern und innern Entwickelung Roms auf einmal sonnenklar gemacht, was früher trotz der längsten und gelehrtesten Auseinandersetzungen unauflöslich verwickelt erschien. Dazu kommt nun noch die Kraft und Schönheit der Darstellung. Die historische Perspective läßt nichts zu wünschen übrig. Die Erzählung rollt freilich wie ein reißender Strom in unaufhaltsamer Schnelligkeit fort und zuweilen möchte man ihr wol einen breitern ruhigern Fluß wünschen sowie gewisse Anhaltspunkte, auf denen man sich sammeln und den zurückgelegten Weg überblicken könnte. Aber sie reißt auch den Leser unwiderstehlich hin, er glaubt die Ereignisse vor seinem Auge sich abrollen zu sehen. Einzelne Bilder sind mit einer unvergleichlichen Kraft, Klarheit und Farbenglanz aufgeführt, wie z. B. die Schilderung der Kelten, die bereits in dem Aufsatz „Die römische Schweiz" stand, die des Pyrrhus, der innern Zustände Karthagos, Hannibal's. Der „Hannibalische Krieg" insbesondere liest sich wie ein Epos.

Literatur und Kunſt.

Kriegswiſſenſchaft.

Die Ueberſchrift unſers Artikels iſt nicht richtig gewählt: ſie müßte eigentlich heißen „Zur Literatur des gelehrten Diebſtahls“. Wie gewiſſe phyſiſche, ſo ſcheinen auch gewiſſe moraliſche Krankheiten in der Luft zu liegen; wir haben Simonides und von Gerſtenbergk gehabt, wir haben den Streit über den „Fechter von Ravenna“ und „Graf Eſſex“ und ſchon ſehen wir uns zu unſerm Bedauern genöthigt, eine neue Anklage verwandten Inhalts zu erheben. Dieſelbe richtet ſich gegen einen Schriftſteller, der durch ſeine anderweitigen Leiſtungen ſowol in ſeiner eigentlichen Fachwiſſenſchaft wie auch durch ſeine poetiſchen Erzeugniſſe ſich einen geachteten Namen erworben hat; umſomehr beklagen wir, daß er bei ſeinem neueſten Product ſo wenig Bedacht auf denſelben genommen hat. Wir meinen Hrn. von Berneck, oder wie er ſich als Dichter nennt, Bernd von Guſeck und ſein neueſtes, ſoeben bei A. Gumprecht in Leipzig erſchienenes Werk: „Das Buch der Schlachten. Von Karl Guſtav von Berneck, königlich preußiſchem Major und Mitglied der Obermilitärexaminationscommiſſion.“ In dieſem Buche hat der Verfaſſer das Werk eines engliſchen Vorgängers in einer Art und Weiſe ausgebeutet, welche die Grenze des Schicklichen weit überſchreitet, beſonders da die ſo ſtark benutzte Quelle von ihm nirgends genannt wird.

In London erſchien 1851 ein Werk: „The fifteen decisive battles of the world, by E. S. Creasy, M. A.“ (London, R. Bentley). Das in mehrfacher Hinſicht ausgezeichnete Buch machte verdientes Glück und erlebte bereits 1853 die fünfte Auflage; dieſelbe befindet ſich in unſern Händen und liefert den Beweis, daß Hr. von Berneck zwar ein ganz gewandter Ueberſetzer iſt, von geiſtigem Eigenthum jedoch und der Ehrfurcht, die ihm gebührt, etwas eigenthümliche Begriffe hat. Wie Creaſy beginnt auch Hr. von Berneck mit der Schlacht bei Marathon. Nach einer Einleitung, die nicht ganz eine Druckſeite füllt, gibt er eine wörtliche Ueberſetzung des engliſchen Originals. S. 22 des Creaſy'ſchen Buchs heißt es: „Darius's Scythian war, though unsuccessful in its immediate object“ ꝛc. Ganz ebenſo bei Berneck S. 9: „Sein Feldzug nach dem Scythenlande hatte zwar ſeinen unmittelbaren Zweck verfehlt“ ꝛc. In dieſer Weiſe läuft die Ueberſetzung S. 9—13 (Creaſy S. 22—28); dann greift Hr. von Berneck zurück und gibt S. 13—22 die Ueberſetzung von Creaſy's Schilderung der Schlacht von Marathon S. 1—15, indem er nur S. 2 des Originals einen Satz, S. 6 einen desgleichen, S. 10 mehre Sätze und S. 11 die Charakteriſtik des Themiſtokles ausläßt. Der Ueberſetzer fährt fort: „Aber ſo groß damals auch das Uebergewicht“ ꝛc.; den Originaltext finden wir bei Creaſy S. 29: „Great as the preponderance“ ꝛc. Von nun läuft die Uebertragung wieder fort bis zu Ende des Abſchnitts; nur S. 30 des Creaſy'ſchen Werks ſind einige Sätze geſtrichen, S. 34 ein griechiſcher Hymnus, S. 42 zwei Sätze. Es iſt ſomit, die ſchon erwähnte Einleitung abgerechnet, in dem mehr als 20 Seiten füllenden Abſchnitt über die Schlacht von Marathon auch nicht ein einziger Satz, nicht ein Gedanke Eigenthum des Hrn. von Berneck; nur die Alineas hat er zum Theil geändert. Ganz in derſelben Weiſe verhält es ſich mit ſeiner Schilderung der

Schlacht bei Arbela und auch mit der Hunnenschlacht auf den Catalaunischen Feldern steht es ähnlich; hier hat Hr. von Berneck sogar die Mühe gescheut, wenigstens eine eigene Einleitung zu liefern. Hr. von Berneck beginnt: „Eine weite Fläche, die Campi Catalaunici der Alten", bei Creasy heißt es: „A broad expanse of plains, the Campi Catalaunici of the ancients". Die „Schlacht bei Pultawa" ist gleichfalls größtentheils aus Creasy übersetzt; nur sind hier (auch ein charakteristischer Zug) die nicht russenfreundlichen Ausführungen des englischen Autors gestrichen. Hätte Hr. von Berneck sein Buch als eine wenigstens theilweise Uebersetzung oder Bearbeitung des Creasy'schen Werks angekündigt, so ließe sich dagegen nichts sagen; in der That jedoch hat er seinen Vorgänger, wie schon erwähnt, nicht einmal genannt, geschweige denn daß er, wie die Gesetze des literarischen Anstands denn doch ganz gewiß erfoderten, den großen und wesentlichen Antheil eingestanden hätte, den Creasy an seinem Buche hat. Und bei alledem hält Hr. von Berneck es noch für seines Amts, den Verfechter der Wahrhaftigkeit zu machen und Andere wegen ihrer leichtfertigen Benutzung fremder Quellen mit harten Worten zu züchtigen; in der Vorrede seines Buchs erhebt er „schweren Vorwurf gegen sogenannte populäre Darstellungen, daß sie die historische Wahrheit fälschen zu Gunsten anderer Völker und auf Kosten des eigenen, weil sie aus fremden, durch Ruhmredigkeit getrübten Quellen ohne Kritik schöpfen". Dieser Vorwurf mag treffend genug sein: doch war Hr. von Berneck sicher nicht die geeignete Person, ihn zu erheben. Fremde Autoren wörtlich übersetzen, ohne auch nur ihren Namen zu nennen, den mit der englischen Literatur nicht speciell vertrauten Leser in den Glauben wiegen, er habe ein deutsches Originalwerk vor sich, während doch ein großer Theil des Buchs nur übertragen ist — das dünkt uns noch schlimmer als jenes, was sich doch möglicherweise noch auf Rechnung der Unwissenheit schreiben läßt. „Deutsche Waffenehre", sagt Hr. von Berneck in seinem Vorwort ferner, „vor ungerechten Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen, ist die Aufgabe jedes rechtschaffenen Schriftstellers, dem sich Gelegenheit dazu bietet." Auch damit sind wir vollkommen einverstanden, nur möchten wir darum die deutsche Schriftstellerehre nicht preisgeben; vielmehr glauben wir ebenfalls eine Pflicht zu erfüllen, indem wir dieselbe gegen Hrn. von Berneck selbst in Schutz nehmen und dem Verfasser der „Fifteen decisive battles of the world" öffentlich zu erkennen geben, wie sehr die deutsche Presse ein solches Verfahren misbilligt. Das Werk von Creasy ist in der That eine vortreffliche Arbeit, — wie vortrefflich, das zeigen eben die Schlachtschilderungen, welche Hr. von Berneck daraus entlehnt hat, namentlich im Vergleich zu dem übrigen Inhalt des „Buchs der Schlachten", und können wir uns insofern nur freuen, wenn das englische Werk auch in Deutschland recht verbreitet wird. Diese Weise der Verbreitung jedoch, wie sie Hrn. von Berneck beliebt hat, ist nimmermehr die richtige noch ist dies die Art, wie literarischer Ruf erworben oder der erworbene behauptet wird. Vk.

Volksbücher.

Von der rühmlichst bekannten Sammlung „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" (Leipzig, F. A. Brockhaus), einer der gediegensten und reichhaltigsten Volksschriften, die wir überhaupt

beſitzen, ſind kürzlich zwei neue Bändchen erſchienen, der 25. und 26. der geſammten Reihenfolge. Beide gehören der hiſtoriſchen, ſpeciell der biographiſchen Gattung an, alſo einer Gattung, die ganz vorzüglich geeignet iſt, Leſer aus dem Volke zu bilden und anzuregen: „Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein. Ein biographiſches Gemälde aus der Geſchichte des deutſchen Vaterlandes. Von Franz Mauritius“ und „Guſtav Adolf, König von Schweden. Ein Lebensbild. Von Franz Mauritius“. Schon die Wahl dieſer Helden iſt dem populären Zweck der Sammlung höchſt angemeſſen; Beide haben in kritiſchen Zeiten auf entſcheidende Art in die Geſchicke unſers Vaterlandes eingegriffen, Beide zeichnen ſich neben ihrer geſchichtlichen Bedeutung durch perſönliche und ſittliche Eigenſchaften aus, die ſie der allgemeinſten Verehrung in hohem Grade würdig machen, über Beide endlich ſind, trotz der großen Popularität, deren ihr Name ſich bei uns erfreut, doch noch immer eine Menge einſeitiger und ſchiefer Vorſtellungen im Gange, welche hinwegzuräumen wir als eine der erſten und dringendſten Pflichten des Hiſtorikers erachten. Auch in dieſer Hinſicht gebührt den beiden obengenannten Schriftchen die lebhafteſte Anerkennung; ſo begeiſtert der Verfaſſer für ſeine Helden iſt und mit ſo vielem Nachdruck er auf ihre großen und nachahmungswerthen Eigenſchaften hinweiſt, ſo hat er ſich doch, im richtigen Gefühle Deſſen, was ſowol die Würde der Geſchichte als die Pflicht des Volksſchriftſtellers erfodert, durchaus entfernt gehalten von jener gefliſſentlichen Schönmalerei, jenem Haſchen nach ſentimentalen oder moraliſchen Effecten, das übrigens gerade in unſerer populären Literatur ſo häufig gefunden wird. Weder die herben und gewaltthätigen Seiten in Stein's Charakter noch auch die verhängnißvolle Nachgiebigkeit, welche dieſer eigentliche Ueberwinder Napoleon's in den letzten Abſchnitten ſeines Lebens gegen die überhandnehmende Reaction bezeigte, werden beſchönigt und auch Guſtav Adolf tritt hier nicht als jener aufopfernde, auf alles weltliche Intereſſe verzichtende, nur für Gott und ſeine Kirche ſchwärmende Glaubensheld auf, als den eine frühere kindliche Geſchichtſchreibung ihn darzuſtellen liebte, ſondern als der klug berechnende Politiker, der ehrgeizige und eroberungsluſtige Feldherr, der er in Wahrheit war. Sein Urtheil über dieſen letztern Punkt faßt der Verfaſſer am Schluß ſeines Schriftchens in wenigen Worten zuſammen, die uns ſo treffend erſcheinen, daß wir nicht umhin können, ſie hier zu wiederholen. „Guſtav Adolf“, ſagt er, „hatte den Ehrgeiz eines Eroberers, aber nicht den eines Dſchingis-Khan und Napoleon, ſondern den eines Alexander oder Cäſar, ſeiner Lieblingshelden, eines Eroberers, welcher auf der Schwertſpitze die Cultur und Geiſtesbildung ſeines Jahrhunderts und auf dem Panier die ewigen Rechte der Menſchheit geſchrieben trug.“ Das iſt gewiß eine viel würdigere und dabei viel fruchtbarere Auffaſſung als die ſonſt beliebte einſeitige Bewunderungsſucht, welche ängſtlich jeden Flecken und jede dunklere Stelle aus dem Bildniß ihres Helden zu entfernen ſucht. Das Volk ſoll die großen Männer der Geſchichte verſtehen lernen, nicht aber Götzendienſt mit ihnen treiben; nur jenes Verſtändniß erzeugt das Bedürfniß und die Fähigkeit der Freiheit, während dieſer Götzendienſt immer nur Sklaven erzieht, einerlei, ob dieſelben von Tugend oder Laſter, von Freiheit oder Knechtſchaft faſeln. R. P.

Correspondenz.

Aus dem Bremischen.

März 1856.

lkd. Aus dem Bremischen — und doch nicht aus dem Lande des Braunkohls, nicht aus dem Gebiete der alten Hansestadt, deren Name allerdings im Auslande weiter gehört wird als selbst der Name Deutschlands, indem bremer Flaggen wehen, wo eine deutsche niemals erschienen ist. Es gibt noch ein anderes Bremen, fast verschollen heutzutage in Deutschland und im Auslande wol völlig unbekannt. Das ist das hannoversche „Herzogthum" Bremen, heute der Haupttheil der Landdrostei Stade, einst in Deutschlands traurigsten Zeiten eins der Zwittergebiete, die halb dem Kaiser und halb fremden Fürsten gehorchten. Zuerst dem Schweden, dessen scharf eingeprägten Spuren man noch jetzt überall begegnet; dann kurze Zeit dem Dänen; dann vom Kurfürsten von Hannover und Könige von England wieder für ein deutsches Fürstenhaus erkauft, aber als ein gesondertes Land von einer eigenen, fast ganz ritterschaftlichen Regierung verwaltet, bis endlich 1814 das Königreich Hannover zusammengeschweißt und auch das ehemalige Herzogthum Bremen ihm beigefügt wurde. Mit dem Herzogthum Verden hat dasselbe seit Jahrhunderten ein Schicksal gehabt; beide waren ursprünglich geistliche Länder, Erzbisthum und Bisthum, beide wurden säcularisirt, beide gehören jetzt demselben Verwaltungsbezirk an. Außer ihnen gehört dazu noch das „Land" Hadeln, das unter den lauenburgischen Herzogen seine Freiheit von allen Marschländern am längsten und besten wahrte. Mit der lauenburgischen Erbschaft kam es an das Haus Lüneburg und wurde nebst geringen andern Theilen für Hannover erhalten, als das siegreiche Deutschland das besiegte Dänemark durch Abtretung Lauenburgs für den Verlust von Norwegen entschädigen mußte. „Es ist Alles schon dagewesen", sagt Ben Akiba. Aus diesen geschichtlichen Umständen erklärt sich der stark ausgeprägte Particularsinn, der sowol „in den Herzogthümern" wie in Hadeln herrscht, freilich nicht so schroff wie etwa in Ostfriesland, im Bentheimischen oder auch im Osnabrückschen, aber doch für von fremdher Kommende noch immer merkbar genug; wer von jenseit Harburg her ist, den sieht der echte Bremer schon mit eigenen Augen an. Doch rechnet er sich, trotz der langjährigen Fremdherrschaft, noch wenigstens zu den Deutschen, ja er ist wirklich ein guter Deutscher, während der Ostfriese und Bentheimer sich dem „Dütsken" streng entgegensetzt und gewöhnlich darunter den Hannoveraner aus dem Süden versteht. In diesem Kleinheimatsinn nennt der Bremer und Verdener sein Land schlechtweg „die Herzogthümer", und wer sich gewöhnt hat, unter dieser Bezeichnung Schleswig-Holstein, unser nächstes Nachbarland, zu verstehen, der muß sich hier vor Verwechselung hüten. Die jungen Leute, die aus den Herzogthümern die Universität Göttingen beziehen, treten fast ohne Ausnahme in die Bremensia, ein Corps, das wenig Fremde in seinen Reihen zählt. So erzeugt und erhält sich im Bremer von jung auf ein Zug, den man national nennen könnte, wegen seiner strengen Abscheidung selbst von den nächsten Nachbarn, wenn nicht in diesem Fall die Kleinheit der „Nation" das Erhabene dieser Bezeichnung stark an die Komik streifen ließe.

Doch wollen wir damit nicht in Abrede ſtellen, daß die Herzogthümer allerdings einigen Grund haben zu einem Selbſtgefühl und zu einem Localpatriotismus, der weder im hannoverſchen noch im deutſchen aufgeht. So ſehr ſie nachgerade gelernt haben, ſich als Theil des Königreichs zu fühlen und demgemäß auch ihre Foderungen an das Ganze zu ſtellen, um an den Vortheilen deſſelben theilzunehmen: ſo ſehr beklagen ſie ſich, daß ſie häufig beiſeite geſtellt und überhaupt lange nicht ſo beachtet werden, wie ſie ihrer Meinung nach und im Verhältniß zum Ganzen verdienten. Beſonders ſchwer empfinden ſie es, daß ſie, beitragend zu den Laſten des Ganzen und alſo auch zur Entwickelung des Straßen- und Eiſenbahnnetzes der „alten" Provinzen, ſelbſt in beiden Punkten ſehr ſtiefmütterlich behandelt würden. Und richtig iſt es allerdings, daß die Verkehrsmittel im Bremiſchen (wie auch in Oſtfriesland, das darum auch mit Recht dieſelbe Klage erhebt) noch ſehr danieder liegen und daß auch die Volksinduſtrie, mit einziger Ausnahme von Ackerbau und Viehzucht, gegen andere Gegenden noch ſehr zurückſteht. Noch andere Gründe kommen dazu, die eine große Anhänglichkeit an ſpecifiſch hannoverſche Intereſſen in den Herzogthümern nicht aufkommen laſſen: kaum ſeit anderthalb Jahrhunderten dem Herrſcherhauſe verbunden, blieben ſie bis zur franzöſiſchen Zeit faſt abgetrennt und auch noch ſpäter wurden die Beamten meiſtens aus den Eingeborenen genommen. Auch konnte Hannover unmittelbar nach der Occupation nicht eben auf großes Entgegenkommen rechnen; es konnte den Provinzen nichts bieten als eben Ruhe und Sicherheit im Gegenſatz gegen die momentane Beſetzung der Dänen, die das Land dem abweſenden Karl XII. genommen und Stade verbrannt hatten. Vor dieſem kurzen Kriegstumulte hatte das Land ſich unter den Schweden, die ſeine Eigenthümlichkeiten ſchonten, ja zum Theil pflegten, ſehr glücklich befunden. Seine Freiheiten waren ihm nicht genommen, die Ritterſchaft war ganz an das ſchwediſche Intereſſe geknüpft, die Städte übten ihre Privilegien, die Marſchen behielten und übten die Selbſtändigkeit, die ſie bisher behauptet hatten; die wichtige Deichverfaſſung in ihrer Geſammtorganiſation iſt ſchwediſches Werk. Mit dem Uebergange an das braunſchweigiſche Haus kam dieſe Praxis zwar zunächſt in Frage; doch änderte der Kurfürſt in ſeiner Regierung zu Stade ſie nicht. Hatte ſich der Bremer unter den Schweden nie als Schwede, ſondern nur als Bremer gefühlt, ſo that er es auch ferner unter dem König-Kurfürſt: er blieb ein Kleinſtaatler, der an ein größeres Ganze angefügt war, der aber nie wirklich dazu gehörte.

Noch eigenthümlicher aber iſt die ſociale Entwickelung der Herzogthümer; unter geiſtlichem Scepter und begünſtigt durch die Bodenverhältniſſe, haben ſich hier Züge des Alterthums erhalten in Sitte und Recht, die ſonſt faſt überall verwiſcht. Vor allem gebührt das höchſte Intereſſe dem hier faſt permanenten Kampf des freien Bauerthums gegen die herzogliche, im Erzbiſchofe ſich darſtellende Gewalt und gegen deren Ritterſchaft. Die Marſchländer, die das ganze Bremiſche am Fluß und See umkränzen, mit ihrem natürlichen Vertheidigungsſyſtem der Entwäſſerungsgräben und Deiche waren der Schauplatz blutiger Kämpfe, und trug auf die Dauer auch die Herzogsgewalt den Sieg davon, ſo hat bisjetzt das blutgedüngte Land die Ernte dieſer Saat doch nicht ganz verloren. Dieſe freien Marſchbauerſchaften, wie ſtechen ſie ab gegen die Meier der hannoverſchen alten Provinzen! Ja wie

ſtechen ſie ſchon ab gegen die Geeſt in ihrer Nachbarſchaft, und mit welchem, man möchte ſagen angeſtammten, hiſtoriſchen Inſtincte machen ſie Fronte gegen die Ritterſchaft! Laſſen Sie mich noch zuweilen zurückkommen auf dieſen Strich Landes, den Endzipfel deutſchen Gebiets gegen die See, deſſen Boden ſchon mit dem Waſſer um die Herrſchaft ringt: an ſeinen Säumen in den Marſchen — paludes nannte ſie das mittelalterliche Latein — und in den Mooren in ſeinem Innern. Was durch höhere Lage vor dem Waſſer geſichert iſt, die letzten Abdachungen des lüneburger Haideplateau, meiſt ſandig und, wo nicht angebaut, mit Haide bewachſen, das heißt „Geeſt", ein Name der durch das niederſächſiſche Adjectiv „güſt", unfruchtbar, zu deuten iſt; wie „Güſtvieh" dem Milchvieh gegenüber ſteht, ſo iſt „güſt" das Sandland im Gegenſatz zum fruchtbaren, tragenden Boden. Doch kann auch die Geeſt herrliche Saaten und grüne Wieſen tragen und trägt ſie wirklich und wird ſie immer ergiebiger tragen, ſeit auch hier der Bauer wirklich frei geworden, ſeit er die Meiergefälle ablöſen kann (ſeit 1836) und die Gemeindetheilung und Landverkoppelung den Höfen die Möglichkeit gegeben hat, ſich zu wirklichen Landgütern auszubilden. In dieſer Hofentwickelung vollzieht ſich eine geſellſchaftliche Revolution, der auch die entſchloſſenſte Feudalreaction nicht beikommen kann. Unſere Enkel werden Güter ſehen, wo jetzt kaum befreite Höfe, Bauergüter, die manches Rittergut überholen, und wenn der Bauer erſt Gutsbeſitzer geworden, ſo läßt ſich ohne Mühe und ohne Furcht, durch den Erfolg wiederlegt zu werden, prophezeien, daß kein Verſuch feudaler Landariſtokratie jemals mehr gelingen kann und daß abermalige Enkel nur noch verwundert die Köpfe darüber ſchütteln werden, daß ſo etwas überhaupt möglich geweſen.

Aus Prag.

Anfang März 1856.

—β. Unſere alte Königsſtadt, die für gewöhnlich ein ſo ernſtes, faſt düſteres Antlitz zeigt, hat einige Tage in Glanz und Herrlichkeit gelebt: Kaiſer Ferdinand und ſeine Gemahlin, die bekanntlich ſeit ihrer Thronentſagung in unſerer Mitte leben, feierten ihre Silberne Hochzeit und das getreue Volk von Prag ließ es ſich nicht nehmen, ſeinen Antheil an dieſem feſtlichen Ereigniß in ſeiner Art gleichfalls an den Tag zu legen; fünf ganze Tage lang war es auf den patriotiſch unermüdlichen Beinen und drängte ſich auf allen Straßen und Plätzen, wo es nur irgendetwas zu ſehen gab. Und es gab viel zu ſehen, beſonders für ein ſo neugieriges und leichtbewegliches Völkchen wie unſere Prager. Zwei Kaiſer, zwei Kaiſerinnen, ein König, ein Kronprinz, ein Dutzend anderer Prinzen mit einem unüberſehbaren Gefolge von Generalen und Hofherren waren verſammelt; in allen Kirchen wurden Hochämter celebrirt, alle Corporationen machten ihre Aufwartung, alle Truppenkörper paradirten, während zugleich zahlloſe Acte der Wohlthätigkeit den Ehrentag eines Paares verherrlichten, das ſeit Jahren dem Glanz der Krone ſowie überhaupt allem äußern Prunk entſagt hat und in tiefſter Zurückgezogenheit nur noch Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit lebt. In dieſer Hinſicht iſt der Aufenthalt des kaiſerlichen Paares ein wahrer Segen für unſere Stadt; kein mildthätiges Inſtitut exiſtirt, kein wohlthätiges

Unternehmen taucht auf, das nicht an Kaiser Ferdinand und seiner Gemahlin die eifrigsten Beförderer fände und darum ist es denn auch wol mehr als bloße Schauluſt, es ist wirkliche dankbare Theilnahme gewesen, was unsere Stadt während jener festlichen Tage in Bewegung setzte.

Auch die Künste wollten dabei natürlich nicht zurückbleiben. Das Theater brachte als Festoper Wagner's „Tanhäuser" und zwar, wie auf dem Zettel zu lesen war, auf ausdrücklichen Befehl des Hofes. Der Widerwille, den man anderwärts gegen die revolutionäre Musik des flüchtigen Mairebellen empfindet oder doch zu empfinden vorgibt, wird also in unsern höchsten Regionen nicht getheilt. Namentlich soll Erzherzog Franz Karl, der Vater des regierenden Kaisers, der überhaupt ein großer Musikliebhaber ist, sich für die Wagner'schen Opern sehr lebhaft interessiren und auch die neuliche Festaufführung haben wir vermuthlich diesem Interesse zu verdanken. Dieselbe war übrigens recht gelungen und wurde auch vom Publicum mit vieler Wärme aufgenommen.

Weniger Rühmliches läßt sich von der Art und Weise sagen, wie die Dichtkunst sich an dem Jubelfeste betheiligt hat. Unser regierender Bürgermeister überreichte dem kaiserlichen Paare im Namen unserer Stadt ein poetisches Album, dessen Inhalt sich in einer Reihe von Jubelgrüßen, Jubelklängen, Jubelwünschen ꝛc. abwickelt und durchschnittlich mehr Patriotismus als Poesie verräth. Wiewol nicht einmal alle böhmischen Dichter der Gegenwart in dem Album vertreten sind, so ist doch die Zahl der Poeten außerordentlich groß. Freilich sind auch viele unbekannte Namen darunter und die Herren mit bekannten Namen haben es sich, wie das bei solchen Gelegenheiten geht, meistentheils sehr bequem gemacht. Das beste Stück der Sammlung dürfte wol Uffo Horn's „Silberne Raute" sein; es ist ein wahrhaft poetischer Gedanke in dem Gedicht und auch der Ton ist würdig und schicklich, was man nicht von allen Stücken der Sammlung sagen kann.

Im Uebrigen gehen unsere Tage ziemlich ereignißlos hin. Die Geschäftswelt hofft auf baldigen Frieden und verspricht sich goldene Berge davon. Wenn es fürs erste nur mit unserm Silber endlich einmal wieder in Ordnung kommen möchte. Allerdings hat die Lage unserer Finanzen sich gebessert; ja einige leichtgläubige Menschen tragen sich schon mit dem Gerücht, die Wechsler wollten kein Silber mehr kaufen und das Agio werde nächstens nur noch in der Erinnerung existiren. Ihr Referent muß bekennen, daß er, was dies Gebiet der Finanzen angeht, dem crassesten Materialismus angehört; solange ich den Glauben nicht in die Hand kriege, ich meine, solange der Kassenbeamte in der Nationalbank mir nicht für einen Guldenzettel drei blanke silberne Zwanziger auf den Zahltisch wirft und möge er das auch mit noch so vieler souveräner Verachtung thun, solange will ich mich wol über die Hoffnungen der Leute patriotisch freuen, aber sie zu theilen kann ich mich nicht entschließen. Jedenfalls wird wol noch geraume Zeit vergehen, bevor dieselben sich verwirklichen; das Capital hat eine eigenthümliche Empfindlichkeit der Nerven und wo es sich einmal so gründlich zurückgezogen hat wie bei uns, da gehört schon ein sehr warmer und vor allem sehr anhaltender Sonnenschein des Glücks dazu, um es wieder hervorzulocken.

Auch nach einer andern Seite hin steht unsern Verkehrsverhältnissen eine wesentliche Aenderung bevor; man hofft nämlich, daß die Gewerbefreiheit

endlich auch bei uns eingeführt und dadurch der alte Gewerksschlendrian gründlich und für immer beseitigt werden wird. Wie groß derselbe gegenwärtig in manchen Punkten ist und wie systematisch die bestehende Gesetzgebung ihm in die Hände arbeitet, übersteigt allen Glauben; ich führe beispielsweise nur ein Gesetz vom Jahre 1776 an, durch welches zwar den Weißgerbern in Böhmen die Freiheit, lederne Beinkleider zu verkaufen, gewährleistet wird, jedoch mit der Beschränkung, daß sie die „mit Steppnähten" nur von den Handschuhmachern anfertigen, die mit „Schneidernähten" dagegen blos von Schneidern machen lassen dürfen, es wäre denn, wie es in dem Gesetz wörtlich weiter heißt, „daß es den Schneidern gar nicht gestattet wäre, dergleichen lederne Beinkleider auch nicht mit der gemeinen Schneidernaht zu verfertigen". Frühere Versuche, diesen unsinnigen Zunftzwang zu brechen, scheiterten theils an dem Widerstand der glücklichen Privilegiumsbesitzer, theils wol auch an der Kurzsichtigkeit und Indolenz der ausführenden Behörden. So hob schon Kaiser Joseph II., dieser edle aber unglückliche Reformator, dem unser Land bei alledem soviel verdankt und dessen Spuren man daher nicht so eifrig verwischen sollte, durch ein Verbot von 1783 die Fleischerzünfte auf und gab, in der sehr weisen Absicht, durch unbeschränkte Concurrenz dem Publicum eins der wichtigsten Nahrungsmittel gut und wohlfeil zu sichern, das Fleischergewerbe frei. Allein auch diese heilsame Maßregel wurde acht Jahre später wieder rückgängig gemacht und zwar, wie es in dem betreffenden Decrete heißt, weil die Aufhebung der Fleischerzünfte zu fortwährender Steigerung des Fleischpreises Gelegenheit gegeben habe. Wie das freilich zugegangen sein soll, sagt das Decret nicht und konnte es füglich nicht sagen, da es ja im Gegentheil eine allbekannte und täglich erprobte Thatsache ist, daß durch freie Concurrenz die Preise herabgedrückt werden. Dessenungeachtet gibt es noch heute gläubige Seelen, die von der Aufhebung des Zunftzwanges den sichern Untergang der Welt erwarten; der bedenkliche Umstand dabei ist nur, daß diese gläubigen Seelen sich durchaus nicht unter dem verbrauchenden Publicum, sondern lediglich unter den Zünften selbst befinden. Für diese wird die bestehende Reform denn freilich manches Unbequeme haben und auch an Widerstand werden sie es gewiß nicht fehlen lassen. Zu der Weisheit unserer Behörden hegen wir jedoch das Zutrauen, daß sie sich dadurch auf dem beschrittenen Wege nicht irremachen lassen und auch unserm Gewerbstand jene freie Bahn eröffnen werden, deren das Talent sowol wie das Capital bedürfen, um den Segen zu bringen, dessen sie beide fähig sind.

Aus Stuttgart.

März 1856.

FG. Auch dies Jahr wieder ist der schwäbische Funkentag von dem katholischen Theil unsers Landes mit den gewohnten Festlichkeiten begangen worden. Am 10. Februar, als dem ersten Fastensonntag oder der alten Fastnacht, sah man mit Anbruch der Nacht auf allen Höhen lustige Feuer auflodern, Raketen und Schwärmer zischten durch die Luft, bis endlich, wie die Feuer dem Erlöschen nahe waren, die Jugend in hellen Fackelzügen von den Hügeln und Höhen herab den Dörfern zueilte, wo denn, ebenfalls einer

alten Gewohnheit nach, bis Mitternacht gejubelt und getanzt wurde. Diese Faſtnachtsfeuer, wie man ſie im katholiſchen Schwaben, im Norden der Schweiz und auch im Elſaß antrifft, ſind ein uralter Brauch. Die Landleute ſelbſt behaupten, ſie ſeien ein Andenken an die Einführung des Chriſtenthums und deſſen Sieg über das Heidenthum. Jedenfalls ſtammen ſie, wie dies auch die deutſche Alterthumswiſſenſchaft nachgewieſen hat, aus dem germaniſchen Heidenthum; galten ſie dort als Feſtfeier des herannahenden Frühlings, ſo hat das ſiegende Chriſtenthum ſie vielleicht zu Ehren des geiſtigen Frühlings beibehalten, der mit dem Chriſtenthum in die Gemüther einzog. Bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß wie bei uns in Schwaben, ſo auch in der Schweiz und im Elſaß die Faſtnachtsfeuer von den Landleuten ausdrücklich mit dem Heidenthum und ſeiner Vertreibung durch die neue Lehre in Verbindung gebracht werden.

Ein Feſt anderer Art wurde am 11. deſſelben Monats in unſerer Stadt im engern Kreiſe begangen: nämlich das Erinnerungsfeſt, mit welchem die ehemaligen Karlsſchüler und ihre Söhne den Geburtstag des verewigten Herzogs Karl zu verherrlichen pflegen. Zuerſt 1828 gefeiert, iſt dies Feſt ſeitdem alljährlich wiederholt worden, allein, wie es in der Natur der Sache liegt, von einer immer geringern Zahl von Theilnehmern. Allerdings ſind noch manche Zöglinge der ehedem ſo berühmten Akademie am Leben, im Inlande ſowol wie im Auslande und namentlich auch in Stuttgart ſelbſt; doch hat auch der Jüngſte bereits die Siebenzig überſchritten und ſo iſt es denn natürlich, daß nicht nur ihre Zahl von Jahr zu Jahr zuſammenſchmilzt, ſondern daß auch von den Ueberlebenden Dieſer und Jener durch die Beſchwerden des hohen Alters verhindert wird, an dem Feſte theilzunehmen. Im verfloſſenen Jahre waren es nur noch drei Karlsſchüler, welche den Geburtstag ihres Lehrers und Wohlthäters in der üblichen Weiſe begingen und auch von dieſen Dreien iſt einer im Lauf des Jahres zu ſeinen Vätern verſammelt worden. Dennoch war die Zahl der feiernden Schüler dies Jahr größer als im vergangenen, nämlich vier, und auch übrigens wurde das Erinnerungsfeſt diesmal mit beſonderm Glanz und in erhöhter Stimmung gefeiert. Einen weſentlichen Beitrag dazu lieferte ein Gemälde, das der Sohn eines alten Karlsſchülers, Profeſſor und Conſervator Karl Heideloff aus Nürnberg, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit beſuchsweiſe in unſerer Stadt aufhält, ausdrücklich für dieſen Zweck angefertigt hatte; daſſelbe ſtellt die Apotheoſe des Herzogs Karl vor und wurde während der feſtlichen Tafel unter lautem Jubel enthüllt. Bei derſelben Gelegenheit wurde auch die erſte Lieferung eines literariſchen Denkmals vorgelegt, das dem Andenken der Karlsſchule und ihres fürſtlichen Stifters demnächſt errichtet werden ſoll; daſſelbe beſteht in einer Geſchichte der Karlsſchule vom Kanzleirath Wagner mit Illuſtrationen von Heideloff und wird bei Etlinger in Würzburg erſcheinen.

Einige Tage ſpäter, am 20. Februar, folgte dann die Eröffnung unſers Landtags durch den Miniſter des Innern; der König ſelbſt mochte wol durch die höchſt unfreundliche Witterung verhindert ſein, nahm jedoch an dem Gottesdienſte theil, welcher der Landtagseröffnung voranging und bewirthete auch demnächſt ſämmtliche Abgeordnete bei ſich auf dem Schloſſe. Der Glanz der Uniformen, der bürgerliche ſchwarze Frack und der blaue Rock des ſchwäbiſchen Bauers mit ſei-

nen unendlich langen Schößen waren dabei gleichmäßig vertreten und zeigten gleichsam symbolisch, daß jene Sonderung der Stände, welche von gewisser Seite her so lebhaft angestrebt wird, wenigstens in der höchsten Region unsers Staatslebens zur Zeit noch keinen Anklang findet. Der König unterhielt sich sehr leutselig mit den Abgeordneten aller Stände und lud bei der Tafel dieselben ein, auf das Wohl des Landes zu trinken mit dem Wunsche, daß Frieden und Eintracht unter allen Ständen herrschen möge, zum Heil des Vaterlandes. Und allerdings, wenn ein solcher Wunsch immer an seinem Orte ist, so ist es in Beziehung auf den gegenwärtigen Landtag doppelt der Fall. Derselbe ist bekanntlich vorzugsweise zu dem Zweck versammelt, die Ansprüche, welche der Adel, der allgemeinen Zeitströmung folgend und vom Bundestag unterstützt, neuerdings auch bei uns erhoben hat, mit den Interessen des Volks auszugleichen, soweit dies nämlich bei der Beschaffenheit jener Ansprüche überhaupt möglich und ausführbar sein wird. Der vorjährige Landtag scheiterte an dem Versuch; ob der gegenwärtige glücklicher sein wird, muß bis auf Weiteres dahingestellt bleiben. Die Thronrede selbst drückt sich über diesen Punkt mit großer Zurückhaltung aus, indem sie nur von Verhandlungen spricht, welche mit den Standesherren angebahnt und im Gange sind. Das ist weniger als man erwartet hatte und nach den Aeußerungen, welche die Organe der Regierung bei der letzten Wahlagitation von sich gaben, erwarten durfte und mußte. Damals schien es, als ob die Verständigung zwischen Regierung und Standesherren bereits erzielt sei und als ob den Ständen sogleich bei ihrem Zusammentritt ein bestimmter aus dieser Verständigung hervorgegangener Vorschlag zur endlichen Erledigung der Ablösungsfrage würde vorgelegt werden. Durch die Thronrede sind wir jetzt belehrt, daß die Verhandlungen noch im Gange und daß die Regierung selbst noch im Ungewissen darüber ist, ob eine befriedigende Vereinbarung überhaupt zustande kommen wird oder nicht, sodaß also der Gegenstand, um dessenwillen der Landtag hauptsächlich berufen wurde, vorläufig noch gar nicht zur Verhandlung kommen kann. Auch spricht man schon allen Ernstes davon, daß die Session zunächst nur solange dauern wird, als zur vollständigen Organisation des Landtags, namentlich also zur Bildung der nöthigen Commissionen sowie zur Bestellung der erfoderlichen Referenten für die vorzulegenden Arbeiten nothwendig ist und daß die Kammer sodann bis auf Weiteres vertagt werden wird.*) Die bisjetzt stattgehabten Verhandlungen haben im Publicum wenig Interesse erregt, ausgenommen das Verfahren gegen den Redacteur des „Beobachter", welchem die Regierung das Recht des Eintritts in die Kammer bestreitet, weil er von seinem Verleger für die Führung der Redaction honorirt wird und also einer jener „Privatdiener" sei, denen unsere Verfassung das Recht in der Kammer zu tagen ausdrücklich abspricht. In der That ist diese Auslegung der betreffenden Gesetzesstelle etwas wundersam und selbst Wolfgang Menzel, der doch sonst nicht gern mit der Opposition geht, hat für nöthig gehalten, unter Berufung auf die Erfahrungen, die er selbst in dieser Hinsicht in frühern Jahren gemacht hat, öffentlich dagegen zu protestiren.

*) Diese Vermuthung hat sich bereits bestätigt: am 10. März ist der Landtag auf unbestimmte Zeit vertagt worden. D. Red.

Im Theater ſahen wir geſtern Abend Gutzkow's neues Stück: „Ella Roſe". Das Haus war ſehr gefüllt und zeigte lebhafte Theilnahme. Dennoch zweifle ich, daß das Stück ſich auf die Dauer behaupten wird; die Handlung iſt zu innerlich, der ganze Stoff von zu eigenthümlicher, faſt möchte ich ſagen zu capriciöſer Beſchaffenheit, als daß das größere Publicum dauernd davon gefeſſelt werden könnte. Die Darſtellung war vorzüglich; insbeſondere zeigte Frl. Wilhelmi in der Titelrolle, die allerdings ganz wie für ſie geſchaffen iſt, aufs neue ihre hohe künſtleriſche Begabung. Auch Hr. Löwe als Tailfourd war ausgezeichnet; man merkte es dieſer Darſtellung eines Dichters an, daß der Darſteller ſelbſt Dichter iſt.

Notizen.

Berlin iſt in den letzten Tagen der Schauplatz einer Reihe der überraſchendſten und furchtbarſten Ereigniſſe geweſen. Was den am 10. März im Zweikampf erfolgten Tod des Generalpolizeidirectors von Hinckeldey betrifft, ſo wollen wir weder dem Reſultat der eingeleiteten gerichtlichen Unterſuchung noch auch unſerm berliner Correſpondenten vorgreifen, deſſen ausführlichen Bericht wir in unſerer nächſten Nummer bringen werden. Das aber dürfen wir wol ſchon jetzt ausſprechen, daß ſeit Jahren kein Ereigniß einen ſo allgemeinen und tiefen, für Alle, die an der Entwickelung der preußiſchen Zuſtände Antheil nehmen, ſo ſchmerzlichen Eindruck hervorgebracht hat. Freilich geben gewiſſe Blätter ſich große Mühe, das Ereigniß als ein reinperſönliches, den bloßen „Streit zweier Edelleute" darzuſtellen; doch zweifeln wir, daß ſie damit Irgendjemand zu ihrer Anſicht bekehren werden. Vielmehr fühlt Jedermann deutlich, daß in dieſem perſönlichen Streit nur ein Conflict zum Ausbruch gekommen iſt, der ſchon ſeit Jahren tief und ſchneidend durch das geſammte preußiſche Staatsleben geht und durch den die Zukunft deſſelben in hohem Grade gefährdet erſcheint; nicht der Edelmann hat den Edelmann, ſondern der Uebermuth des Junkers hat den eifrigen und pflichttreuen Beamten, der das Geſetz gleich handhabte für Groß und Klein, auf die Menſur genöthigt. Daß ſo etwas überhaupt, daß es zumal in Preußen geſchehen konnte, iſt gewiß tief beklagenswerth; aber noch weit trauriger wäre es, wenn auch dieſe Mahnung zur Umkehr unbeachtet und das tiefverletzte Volksbewußtſein ohne die Sühne bleiben ſollte, deren es ſo dringend begehrt. — Beinahe gleichzeitig erreicht uns die Kunde eines andern erſchütternden Todesfalls, den das Gerücht, wir wiſſen nicht mit wie viel Recht, mit dem Tode des Hrn. von Hinckeldey in gewiſſe geheimnißvolle Beziehungen ſetzt: am Tage darauf, am 11. März, nahm ſich der Wirkliche Geheime Oberregierungsrath und Director im Miniſterium des königlichen Hauſes Georg Wilhelm von Raumer durch einen Piſtolenſchuß das Leben. G. W. von Raumer (nicht zu verwechſeln mit Friedrich von Raumer, dem Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen) war nicht nur einer der thätigſten und angeſehenſten preußiſchen Beamten, ſondern auch als Gelehrter und Schriftſteller, insbeſondere als Hiſtoriker, hat er ſich mannichfache Verdienſte er-

worben. Um das Jahr 1790 zu Berlin geboren, widmete er sich hauptsächlich in Göttingen unter Eichhorn dem Studium des deutschen Staatsrechts und der Rechtsgeschichte. Seit 1827 als Assessor bei dem Kammergericht zu Berlin angestellt, hatte er hier Gelegenheit, das kurmärkische Lehnarchiv kennen zu lernen, wodurch er auf die brandenburgische Geschichte und Rechtsverfassung hingeführt wurde, die auch seitdem der Mittelpunkt seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit blieb. 1843 wurde er zum Director sämmtlicher preußischen Archive, sowie das Jahr darauf zum Mitglied des Staatsraths ernannt; doch legte er erstere Stelle bereits vor einigen Jahren nieder. Unter seinen Schriften erwarben besonders die „Aelteste Geschichte und Verfassung der Kurmark" (1810); sein „Novus Codex diplomaticus Brandenburgensis" (1831—33), sowie die „Regesta historiae Brandenburgensis" (1836) ihm bei den Kennern den Ruf eines gründlichen und gewissenhaften Forschers, während seine „Geschichte der Insel Wollin" (1853), sowie ein kleines Schriftchen, das er über das „Seebad Misdroy" herausgab und das zur Aufnahme dieses jetzt so beliebten Badeortes nicht wenig beigetragen hat, auch für das größere Publicum viel Interessantes und Lehrreiches enthalten. Hr. von Raumer lebte in den angenehmsten Verhältnissen, er hatte ein hohes und einflußreiches Amt, ein sehr bedeutendes Vermögen und eine ungewöhnlich feste Gesundheit; noch vor wenigen Monaten erst hatte er sich mit einer jungen, kaum 30jährigen Witwe vermählt.

Emil Palleske's „König Monmouth", der vor einigen Jahren bei Franz Duncker in Berlin erschien, ist in Stettin zur Aufführung gekommen und zwar, wie die Zeitungen versichern, mit günstigem Erfolg. In Berlin hat ein neues Trauerspiel von Brachvogel „Narciß" großes Glück gemacht; es ist die erste Neuigkeit seit einer Reihe von Jahren, mit der die königliche Bühne vor der Kritik wie vor dem Publicum bestanden hat. Auch Julius von Rodenberg's Liederspiel „Waldmüllers Margret" mit Musik von Marschner soll bei der Aufführung in Leipzig eine recht freundliche Aufnahme gefunden haben. In Weimar ist man beschäftigt, ein historisches Trauerspiel von Otto Roquette einzustudiren; dasselbe führt den Titel „Jakob von Artevelde" und soll noch im Laufe des März zur Darstellung kommen. In Dresden hat eine neue Posse von Räder „Robert und Bertram" Furore gemacht; es soll echte Räder'sche Komik sein, also von der Gattung, die man in Berlin mit dem Ausdruck „höherer Blödsinn" bezeichnet.

An Mannichfaltigkeit wenigstens fehlt es der deutschen Journalistik nicht, und ebenso wenig, wie es scheint, an Unternehmungsgeist. Denn letzterer gehört doch gewiß dazu, eine eigene „Taubenzeitung" zu gründen, wie dieselbe soeben von Berlin aus angekündigt wird. Dieselbe soll zum 1. April erscheinen und alles auf die Taubenzucht sowie überhaupt auf die Pflege der Haus- und Stubenvögel Bezügliche mittheilen; als Herausgeber werden Dr. Korth und Heinrich Korth genannt. Eine eigene Pferdezeitung besitzen wir bekanntlich schon seit längerm; geht das in dieser Weise fort, so wird die Reihe wol nächstens noch an die Hunde und Katzen kommen.

Bekanntlich ist die Autorschaft des „Fechter von Ravenna" bis auf diese Stunde ein Geheimniß, trotz der vielfachen Vermuthungen, die darüber aufgestellt worden. Die meisten Stimmen vereinigten sich bisher für Friedrich Halm, den Dichter der „Griseldis", und da diese Annahme durch innere Gründe unterstützt zu werden schien und Friedrich Halm selbst dem Gerücht niemals öffentlich widersprach, so schien die Sache damit erledigt. Vor kurzem indeß brachte die augsburger „Allgemeine Zeitung" einen Artikel, unterzeichnet von O. von Schorn, dem bekannten münchener Kunstkritiker, durch den sie, wenigstens nach der Ansicht des Einsenders, eine ganz neue und höchst unerwartete Wendung erhält. Aus wohlverbürgten mündlichen Zeugnissen nämlich sowie aus Actenstücken, welche der Verfasser des Aufsatzes bei der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" niedergelegt hat und die er auch theilweise in seinem Artikel mittheilt, hält derselbe sich zu dem Schlusse berechtigt, daß der ursprüngliche Dichter des vielgenannten Stücks ein bairischer Dorfschulmeister sei, Franz Bacherl in Pfaffenhofen bei Starnberg unweit München. Trotz seiner beschränkten Lage und trotz der geistigen Verlassenheit, in der er lebt, poetischen Versuchen mit Eifer ergeben, schrieb Franz Bacherl Anfang der Funfziger ein Stück „Hermann und Thusnelda", das er bereits 1852 beim berliner Hoftheater zur Aufführung einreichte, wiewol ohne Erfolg. Unter dem Titel „Die Cherusker in Rom" arbeitete er es darauf um und las das so veränderte Stück 1853 verschiedenen Bekannten vor, deren Zeugniß ebenfalls vorliegt. Diese „Cherusker in Rom" sandte Bacherl im nächstfolgenden Jahre an den Director des Burgtheaters zu Wien, Hrn. Laube, zur Begutachtung. Hr. Laube behielt das Stück einige Zeit in Händen, schickte es dann Anfang September 1854 als zur Aufführung ungeeignet zurück — und wenige Monate später begann der anonyme „Fechter von Ravenna" vom wiener Burgtheater aus seinen Triumphzug über die deutschen Bühnen. Die Aehnlichkeit beider Stücke, versichert der Einsender, sei so groß, daß an ein Spiel des Zufalls nicht gedacht werden könne; nicht blos die Anlage im Allgemeinen, sondern auch der ganze Gang der Fabel, die Reihenfolge der Scenen, die Charaktere, sogar der größere Theil der Namen stimme aufs genaueste überein; ja nach den von O. von Schorn mitgetheilten Bruchstücken wäre selbst die so hoch gepriesene Diction des „Fechter von Ravenna" nur eine sehr geschickte Ueberarbeitung der rohen Sprache der „Cherusker in Rom". Der Fall war natürlich geeignet, großes Aufsehen zu machen, selbst auch bei Denen, welche weder die Folgerungen des Hrn. O. von Schorn theilen, noch die beigebrachten Beweisstücke für so schlagend erachten konnten, wie sie ihm selbst erscheinen. Aber das Aufsehen steigerte sich in einer höchst peinlichen Weise, als gleichzeitig von Berlin aus eine ganz ähnliche Reclamation erhoben ward und zwar wiederum gegen Hrn. Laube und wiederum wegen eines Stücks, das zuerst auf dem Burgtheater anonym gegeben wurde, bis sich denn neuerdings Hr. Laube als Verfasser dazu bekannt hat: „Graf Essex." Kreisgerichtsrath Werther in Berlin, bekannt als Verfasser von „Daniel und Susanne" ꝛc., stellte in den berliner Zeitungen in einem ausführlichen, mit seinem Namen unterzeichneten Inserat die Behauptung auf, Laube's „Graf Essex" sei nichts als eine Nachahmung oder Bearbeitung eines Stücks, das Hr. Werther vor einigen Jahren unter demselben Titel geschrieben, dann

aber unter dem veränderten Namen „Liebe und Staatskunst“ in Druck gegeben. Auch dies Werther'sche Stück habe Hrn. Laube, in seiner Eigenschaft als Director des Burgtheaters, zur Begutachtung vorgelegen und sei dann von ihm ebenfalls als ungeeignet zurückgesandt worden.

Natürlich, wenn irgendwo Rede und Gegenrede nöthig sind, ein Urtheil zu fällen, so ist es hier der Fall und haben wir uns deshalb absichtlich enthalten, von dem Ereigniß Notiz zu nehmen, bis Hrn. Laube's Antwort vorliegen würde. Diese ist jetzt erfolgt, doch können wir zu unserm Bedauern nicht sagen, daß das mysteriöse Dunkel, das auf der Angelegenheit lastet, dadurch schon völlig aufgehellt wäre. In Betreff des „Fechter von Ravenna“ nämlich versichert Hr. Laube zwar, daß das Stück nicht von ihm selber, vielmehr von einer in der Literatur wohlbekannten Persönlichkeit, über die auch in Wien selbst kein Urtheilsfähiger in Zweifel (also richtig Friedrich Halm). Auch sei das Stück ihm bereits zu Anfang 1854 zum Zweck der Aufführung übergeben worden und zwar in der Gestalt, in welcher es nachher wirklich zur Darstellung gekommen; dasselbe habe sich mithin, als ihm im September des gedachten Jahrs die Bacherl'schen Manuscripte zugekommen, bereits seit acht Monaten in seinen Händen befunden, ja die Rollen seien damals bereits ausgeschrieben gewesen und die Schauspieler hätten schon angefangen sie zu studiren. Das sind Thatsachen von entscheidendem Gewicht und müßte die Sache damit auch für den Uebelwollendsten als erledigt gelten, hätte Hr. Laube nicht leider in einem andern Punkte eine Schwäche des Gedächtnisses gezeigt, welche den Leser nöthigt, seine Aussagen mit einer gewissen Vorsicht entgegenzunehmen. Hr. Laube behauptet nämlich weiter, gar nicht zu wissen, ob sich bei den Bacherl'schen Papieren ein Stück „Die Cherusker in Rom“ befunden habe oder nicht, da er dieselben nur ganz flüchtig angesehen und sich dabei sogleich von ihrer Untauglichkeit überzeugt habe; in den Registern der Theaterkanzlei, in welchen über jedes eingegangene Manuscript mit größter Genauigkeit Buch geführt werde, finde sich von einem Stücke jenes Namens keine Spur und auch in dem Briefe, mit welchem Franz Bacherl seine Sendung begleitet habe, sei nur im Allgemeinen von Gedichten die Rede gewesen, nicht aber von Theaterstücken. Dem gegenüber veröffentlicht nun aber Hr. O. von Schorn in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ein Bruchstück des Briefes, mit welchem Hr. Laube die so verhängnißvoll gewordenen poetischen Versuche des Hrn. Bacherl an ihren Urheber zurückgeschickt hat — und siehe da, in diesem, wie gesagt, von Hrn. Laube selbst abgefaßten Schreiben, dessen Echtheit gerichtlich beglaubigt ist, spricht derselbe ausdrücklich von „zwei Stücken“, welche er beigehend als unbrauchbar zurücksende. Das ist denn freilich ein etwas widerlicher Widerspruch, besonders da Hrn. Laube auch in seiner Entgegnung auf den Werther'schen Angriff ein ähnlicher Gedächtnißfehler passirt zu sein scheint. Ueber das Materielle dieser Streitfrage ist uns gar kein Urtheil möglich, da wir weder Laube's „Graf Essex“ noch Hrn. Werther's „Liebe und Staatskunst“ kennen. Hr. Laube versichert den Plan zu seinem „Essex“ längst im Kopfe gehabt, das Werther'sche Stück dagegen nur zur Hälfte gelesen zu haben, so sehr habe Plan und Ausführung desselben ihm misfallen. Unter den Zeugnissen, welche Hr. Laube für diesen Sachverhalt anführt, legt er selbst besonderes Gewicht auf eine an ihn gerichtete brief-

liche Aeußerung Gutzkow's, welche er wörtlich anführt. Wie es scheint, nur aus dem Gedächtniß: denn unmittelbar darauf veröffentlichten die berliner Blätter eine Erklärung Gutzkow's, welche derselbe dem Verfasser von „Liebe und Staatskunst" durch den Telegraphen überschickt hatte und in der er in Abrede stellt, daß seine Aeußerung so laute, wie Hr. Laube sie angeführt hat. Um aber die Confusion vollständig zu machen, wird nun auch diese telegraphische Depesche wieder von Hrn. Gutzkow in einer nachträglichen Erklärung, welche ebenfalls die berliner Blätter bringen, wenn nicht widerrufen, doch mit solchen Restrictionen umgeben, daß ihre Beweiskraft gegen Hrn. Laube dadurch bedeutend abgeschwächt wird.

Dies der Stand der Angelegenheit in dem Augenblick, da diese Zeilen zur Presse gehen; wie er sich etwa geändert haben wird, bis sie dem Leser gedruckt vorliegen, wissen wir nicht, sind aber, ehrlich gesagt, auch nicht besonders begierig darauf. Vielmehr scheint uns das Ganze ein sehr widerwärtiger und unerquicklicher Handel, der, mag er ausgehen wie er wolle, weder unserer Literatur im Ganzen noch den dabei betheiligten Persönlichkeiten zum Vortheil gereicht und den man daher wohl besser gethan hätte im Stillen abzuwickeln. Unser öffentliches Leben zeigt ohnedies schon so besorgnißerregende Merkmale innerlicher Fäulniß; so sollte man, dünkt uns, dafür sorgen, daß wenigstens die Literatur, dies einzige Gemeingut, das wir für den Augenblick noch besitzen, in Ehren bleibe. Das kann sie aber unmöglich, wenn angesehene und namhafte Schriftsteller sich gegenseitig der Unwahrheit und sogar noch schlimmerer Dinge beschuldigen, wie es leider in diesem Falle geschehen ist.

Das ist jetzt eine echte Passionszeit, in der wir leben: Todesfälle und nichts als Todesfälle. In München starb ein Nestor der deutschen Wissenschaft, **Johann Nepomuk von Fuchs**, geboren 1774, ein verdienter Chemiker, dem man unter Anderm die für die moderne Wandmalerei so wichtige Entdeckung des Wasserglases verdankt, über die kürzlich in dem kritischen Theil unsers Blattes berichtet ward; in Danzig der ehemalige Schauspieler und Theaterunternehmer **Friedrich Genée** (geboren 1796 zu Königsberg in Preußen), der zur Zeit des alten königsstädter Theaters zu den Lieblingen des berliner Publicums gehörte; in Hannover der frühere Finanzminister **von Lehzen**, ein wegen seiner staatsmännischen Eigenschaften sowie wegen seines vortrefflichen Charakters sehr geachteter Mann, dessen Tod gerade in diesem Augenblick ein schwerer Verlust für seine Mitbürger ist; in Venedig **Wilhelm von Biela**, der Entdecker des nach ihm benannten Kometen, welchen er zuerst 1826 beobachtete und der seitdem für die Lehre von der regelmäßigen Wiederkehr der Kometen so wichtig geworden ist. Hr. von Biela war 1782 zu Roßla bei Stolberg am Harz geboren und trat frühzeitig in östreichische Militärdienste; in dem genannten Jahre, das seinen wissenschaftlichen Ruhm begründete, stand er als Hauptmann zu Josephstadt in Böhmen in Garnison. Seit einigen Jahren mit dem Range eines Majors verabschiedet, lebte er in Venedig, theils mit astronomischen Forschungen, theils mit Bildung einer Gemäldesammlung beschäftigt, die vieles Werthvolle von ältern Meistern, besonders aus der venetianischen Schule, enthalten soll.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Wilhelm Müller's Gedichte.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte von Wilhelm Müller.

Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

Wilhelm Müller ist unstreitig einer der trefflichsten und lieblichsten deutschen Liederdichter, ausgezeichnet durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht und wunderbare Melodie der Sprache. Viele seiner Gedichte sind bekanntlich mehrfach componirt.

Diese neue elegante Ausgabe seiner „Gedichte" sollte in keiner Sammlung der deutschen Dichterwerke fehlen.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Von

Jakob Venedey.

In vier Bänden zu 2 Thalern.

Erster und zweiter Band.

Vom ersten Auftreten der Germanen bis zum Untergang der Hohenstaufen.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 13.** 27. März 1856.

Inhalt: Ueber Theodor Mommsen's „Römische Geschichte". II. — Das politische Testament des Freiherrn vom Stein. Ein Beitrag zu Stein's Lebensgeschichte. Von **August Witt.** — Volkslieder aus Mecklenburg. Von **Hugo Gaedcke.** — Literatur und Kunst. Unterhaltungsliteratur. („Album. Bibliothek deutscher Originalromane, herausgegeben von Kober": Gutzkow, „Ein Mädchen aus dem Volke"; Meißner, „Der Freiherr von Hostiwin"; Holtei, „Schwarzwaldau"; Elfried von Taura, „Eine reiche Erbin"; Oettinger, „Auf dem Hradschin".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber
Theodor Mommsen's „Römische Geschichte".

II.

Der zweite Band des Mommsen'schen Werks, der zu Ende des Jahrs 1855 erschienen ist, umfaßt die Zeit von der Schlacht bei Pydna bis auf Sulla's Tod. Die Kunst des Geschichtschreibers, der bei der Darstellung der trostlosesten Zustände doch unwiderstehlich zu fesseln weiß, ist vielleicht noch größer als im ersten Bande. Dort war die Entwickelung der Latinerstadt zur Großmacht der Gegenstand der Erzählung: ein durchaus erfreuliches Bild des erfolgreichen Strebens einer tüchtigen Nation. Hier dagegen zeigt sich nichts als widriger Gebrauch der gewonnenen Stärke zur Unterdrückung der Schwächern nach außen hin und nichts als Fäulniß im Innern.

„Mit der Vernichtung des macedonischen Reichs war die Oberherrlichkeit Roms eine Thatsache, die von den Säulen des Hercules bis zu den Mündungen des Nil und Orontes nicht blos anerkannt ward, sondern gleichsam als das letzte Wort des Verhängnisses auf den Völkern lastete mit dem ganzen Druck der Unabwendbarkeit und ihnen nur die Wahl zu lassen schien, sich in hoffnungslosem Widerstreben oder in hoffnungslosem Dulden zu verzehren. Wenn nicht die Geschichte von dem

ernsten Leser es als ihr Recht fodern dürfte, sie durch gute und böse Tage, durch Frühlings- und Winterlandschaft zu begleiten, so möchte der Geschichtschreiber versucht sein, sich der trostlosen Aufgabe zu entziehen, diesem Kampf der dreisten Uebermacht mit der kläglichsten Ohnmacht in seinen mannichfaltigen und doch eintönigen Wendungen zu folgen." Nun wird erzählt, wie der Widerstand Spaniens nach dem Fall des herrlichen Helden Viriathus und der ruhmlosen Eroberung von Numantia erdrückt wurde. Wie dann die Regierung nicht umhinkonnte, in die Angelegenheiten der Ost- und Südmächte zweiten und dritten Ranges fortwährend einzugreifen, aber dies in einer so schlaffen und unsteten Weise that, daß durch diese Schlichtungsversuche die Verwirrung gewöhnlich noch ärger ward als sie schon war. Dann folgt der Vernichtungskrieg gegen Karthago. Mommsen hat die sehr wahrscheinliche Vermuthung aufgestellt, daß er nicht blos von dem Hasse und der Furcht der politischen Bornirtheit vor der alten Rivalin herbeigeführt wurde, sondern auch von dem Einfluß der hohen Finanz in Rom, der nach der Vernichtung der mächtigen See- und Handelsstadt ihre Erbschaft zufallen mußte. Der letzte Verzweiflungskampf Karthagos ist mit gewohnter Meisterschaft erzählt. „Siebzehn Tage brannten die Ruinen und wo die fleißigen Phöniker ein halbes Jahrtausend geschafft und gehandelt hatten, weideten fortan römische Sklaven die Heerden ihrer fernen Herren." Die eigentlichen Gewinner aber bei dieser Katastrophe waren die römischen Kaufleute, welche, sowie Karthago in Asche lag, scharenweise nach Utica strömten und von dort das römische Afrika und die angrenzenden Landschaften ausbeuteten.

Um dieselbe Zeit verschwand auch Macedonien, nach Besiegung eines Prätendenten, aus der Reihe der Nationen, und die griechischen Verhältnisse wurden einer definitiven Regulirung unterworfen. Mit der allgemeinen Milde, welche die Römer hierbei auch diesmal gegen die stammverwandte Nation übten, contrastirt auffallend die empörende Behandlung von Korinth, und es mag sein, daß die Vernichtung auch dieser Handelsstadt vom Erdboden ebenfalls durch die römischen Großhändler herbeigeführt worden ist, die eine unbequeme Nebenbuhlerin zu beseitigen wünschten.

Bald darauf nahm Rom von dem Reich der Attaliden in Kleinasien Besitz, das ihm von dem letzten Sultan, mit dem diese Familie ausstarb, angeblich oder wirklich testamentarisch vermacht worden war. Auf der kleinasiatischen Halbinsel führte es nun das Regiment; in Syrien und Aegypten dagegen ging sein Einfluß durch die Schlaffheit der Regierung verloren.

Unterdessen gruppirten sich in Asien und jenseit des Euphrat die Völker und Staaten neu. Das große Seleukidenreich, das sich von der

cilicisch-syrischen Küste über die Euphrat- und Tigrisländer, über Medien und Persien bis an die große iranische Wüste erstreckt hatte, begann sich aufzulösen. Einzelne Provinzen, namentlich Armenien, wurden selbständig. Noch tiefere Wunden schlug dem Lande die thörichte Nivellirungspolitik des Antiochus Epiphanes, „eines carikirten Joseph II.", der seinen Unterthanen Gleichheit des Cultus aufzwingen wollte. Die Folge war eine Reaction der Landesreligionen in Osten und Westen, die hier die erfolgreiche Insurrection der Makkabäer, dort die Entstehung des Partherreichs herbeiführte; die alte iranische Sprache, der Magierstand und der Mithrasdienst, die orientalische Lehnsverfassung, die Reiterei der Wüste und Pfeil und Bogen traten hier zuerst dem Hellenismus wieder übermüthig entgegen. Die östlichen Landschaften Syriens fielen dem neuen Staate zu, der zu beiden Seiten der großen Wüste vom Oxus und Hindukusch bis zum Tigris und zur arabischen Wüste reichte; Syrien, auf die Küstenlandschaft beschränkt, entschwand für immer aus der Reihe der Großstaaten.

Auf diesem Punkt verweilt der Geschichtschreiber, um einen Blick vorwärts und rückwärts zu werfen und eine Uebersicht zu gewinnen, die fruchtbarer und lehrreicher ist als der ganze Notizenkram, den die Buchgelehrsamkeit über die verwickelten Zustände dieser Periode zusammengestoppelt hat. „Diese Umwandlung der Völkerverhältnisse im innern Asien ist der Wendepunkt in der Geschichte des Alterthums. Statt der Völkerflut, die bisher von Westen nach Osten sich ergossen und in dem großen Alexander ihren letzten und höchsten Ausdruck gefunden hatte, beginnt die Ebbe." Die hellenischen Elemente, die sich in Baktrien und am Indus erhalten hatten, sind nun für immer in dem Osten verloren, und auch das westliche Iran weicht wieder in das alte Geleise zurück. „Der römische Senat opferte das erste wesentliche Ergebniß der Politik Alexander's und leitete damit jene rückläufige Bewegung ein, deren letzte Ausläufer im Alhambra von Granada und in der großen Moschee von Konstantinopel endigen." So lange Syrien eine Großmacht war, erstreckte auch Roms Macht sich bis an die Grenze der großen Wüste; nun war wieder eine große Continentalmonarchie begründet, die ihren Schwerpunkt im innern Asien hatte. „Seit Alexander hatte die Welt den Occidentalen allein gehört und der Orient schien für diese nur zu sein, was später Amerika und Australien für die Europäer wurden; mit Mithridates I. trat er wieder in den Kreis der politischen Bewegung. Die Welt hatte wieder zwei Herren."

Nun folgt die Schilderung der innern Zustände Roms in dieser Zeit. Hier war es der Krieg des Capitals gegen die Arbeit, der die politische Zerrüttung zur Folge hatte. Die Capitalisten erdrückten mit ihren von Sklaven bearbeiteten Plantagen in Italien und den Provinzen, besonders

Sicilien, die freien Bauerhöfe. Diese konnten mit dem wohlfeilen Sklavenkorn nicht concurriren. Die Folge war die Entwerthung der italischen Bauerstellen, die Verdrängung der Kleinwirthschaft durch die Gutswirthschaft, endlich die Ersetzung freier Arbeiter durch Sklaven. Diese Plantagenwirthschaft und die aus ihr hervorgegangenen Sklavenverschwörungen und -Kriege werden höchst anschaulich geschildert. Die Regierung that in dieser socialen Krisis nichts. Die einzige ernstliche Abhülfe gegen das Umsichgreifen des agricolen Proletariats hätte in einem umfassenden und gesetzlich geregelten Emigrationssystem bestanden: aber die eroberten Domänen waren von der Aristokratie vorläufig occupirt, die sie natürlich nicht herausgeben wollte.

Tiberius Gracchus war es, der zuerst den Muth hatte, dem großen Grundbesitz den Krieg zu erklären. Er schlug vor, die von Privaten vorläufig occupirten Staatsländereien ihren zeitherigen Inhabern bis auf ein gewisses Maximum an Land zu entziehen und in kleine bäuerliche Stellen zu zertheilen, nicht als freies Eigenthum, sondern als unveräußerliche Erbpacht. Da die Regierungspartei die Ausführung dieses Vorschlags auf verfassungsmäßigem Wege hinderte, setzte Gracchus sie auf revolutionärem durch; er erzwang sie durch das Proletariat. Aber dieser Verfassungsbruch zog andere nach sich; noch war die Regierung stärker als die Revolution und Gracchus fiel als Opfer der in ihren Interessen angegriffenen Aristokratie. Seine sittliche und politische Verkehrtheit liegt nicht in seinem inconstitutionellen Verfahren, sondern darin liegt sie, daß er sich auf eine Volksversammlung stützte, die eine ungeschlachte von allen Interessen und Leidenschaften wüst bewegte Masse war, in welcher die Intelligenz spurlos verschwand. Diesem zusammengewürfelten Haufen durfte keine politische Zurechnungsfähigkeit, keine politische Macht zuerkannt werden. „Es rächte sich hier der Grundfehler der Politik des Alterthums, daß sie nie vollständig von der städtischen zur staatlichen Verfassung oder, was Dasselbe ist, von dem System der Urversammlungen zum parlamentarischen fortgeschritten ist."

Tiberius Gracchus hinterließ einen Nachfolger und Rächer in seinem Bruder Cajus. Er trat nicht mit einer einzelnen Administrativreform vor die Bürgerschaft, sondern mit einer Reihe von Vorschlägen, die eine vollständig neue Verfassung involvirten. Da der Volkstribun nur für das folgende Jahr von neuem gewählt werden konnte, so hatte dies Volkshaupt, solange ihm die hauptstädtische Menge sicher war, unumschränkte Macht in Händen: und sie an sich zu fesseln, darauf richtete Gracchus seine ganze Thätigkeit. Er schritt zuerst dazu, das italische Proletariat in den überseeischen Domänen zu versorgen, zunächst durch Colonisirung des Gebiets von Karthago; durch welche Emigration ein bleibender Abzugskanal und eine mehr als provisorische Hülfe eröffnet

ward. Aber Cajus Gracchus lehnte sich nicht, wie sein Bruder, auf die Menge allein. „Die Aristokratie der Reichen, die sich gegen diesen wie Ein Mann erhoben hatte, bestand in der That aus zwei wesentlich ungleichen Massen, die man der Lords- und der Cityaristokratie Englands vergleichen kann." Jene umfaßte die regierenden Familien, den Senat, diese die hohe Finanz, misbräuchlich die Ritterschaft genannt. Diese letztere Partei wußte Cajus Gracchus auf seine Seite zu ziehen. Er kaufte sie für die Abgaben der Provinz Asien, deren Verpachtung an Generalpächter, d. h. an Ritter, er durchsetzte und für die Geschworenengerichte, die er dem Senate nahm und der Capitalistenpartei zuwies. Nun hatten namentlich die Statthalter der Provinzen in den Rechenschaftsgerichten nicht mehr wie bisher von Ihresgleichen, sondern von Großhändlern und Bankiers die Entscheidung zu erwarten über ihre bürgerliche Existenz. Für eine tiefe und immer weiter auseinanderklaffende Spaltung der beiden privilegirten Classen war also gesorgt. So auf den Kaufmannsstand und das Proletariat gestützt, ging Gracchus nun an sein Hauptwerk, an den Sturz der regierenden Aristokratie. Seine ganze Verfassung bezweckte nichts weniger als an die Stelle des lahmen und schlaffen Oligarchenregiments ihn selbst als Oberhaupt zu setzen. Die beabsichtigte Usurpation war freilich durch die Verhältnisse geboten, aber die Gracchische Gesetzgebung krankte an einem innern Widerspruch. Sie wollte einentheils dem Pauperismus steuern und zog doch anderntheils (durch die Getreidevertheilungen) ein hauptstädtisches Gassenproletariat absichtlich groß. So ist Gracchus einerseits ein politischer Brandstifter gewesen, der Begründer der von oben anerkannten Souveränetät des römischen Pöbels, die ein halbes Jahrtausend wie ein Alp auf dem Gemeinwohl lastete. Und doch — „dieser größte der politischen Verbrecher ist doch auch wieder der Regenerator seines Landes. Es ist kaum ein constructiver Gedanke in der römischen Monarchie, der sich nicht auf ihn zurückführen ließe. Es sind in diesem seltenen Mann und in dieser wunderbaren politischen Constellation Recht und Schuld, Glück und Unglück so ineinanderverschlungen, daß es hier sich wohl ziemen mag, was der Geschichte nur selten ziemt, mit ihrem Urtheil zu verstummen." Gracchus fiel, sobald der Senat das Proletariat durch höhere Gebote von ihm ab und auf seine Seite hinüberzog.

Wir haben uns bei Mommsen's Darstellung der Gracchischen Revolution deshalb länger verweilt, weil wir der Meinung sind, nicht nur daß sie alle bisherigen Darstellungen übertrifft, wie vieles Verdienstliche auch im Einzelnen geleistet worden, sondern auch, daß erst durch sie der Gang dieser Bewegung, die ein welthistorisches Interesse hat, wie wenig andere, verständlich geworden ist. Die nun folgende „Revolutionsherrschaft" zu schildern, war eine leichtere Aufgabe. Wie die nun eintre-

tende Reaction dem Pöbel und der Geldaristokratie zu huldigen fortfuhr, ihre Familienpolitik, ihre kleinliche Verfolgungssucht und politische Unfähigkeit — alles Das ist aufs schlagendste gezeigt. Die Erbärmlichkeit ihres Regiments im Innern offenbarte der fünfjährige sicilische Sklavenkrieg, im Aeußern der Krieg des Jugurtha; beide sind von Mommsen unübertrefflich erzählt. Aber ebenso sehr wie die Regierung prostituirt war, hatte sich auch die vollständige Nichtigkeit der Opposition offenbart; sonst hätte jetzt wenigstens ein Versuch erfolgen müssen, das restaurirte Staatsregiment zu stürzen. „Ein einziges neues Element trat in diesen vorläufigen Krisen auf: es war das Hineinziehen der militärischen Männer und der militärischen Macht in die politische Krise." Durch Marius' Reorganisation des Heerwesens verwandelte sich die Armee aus einem Corps von Leuten, die viel oder doch etwas zu verlieren hatten, in einen Haufen von solchen, die nichts hatten als ihre Arme und was ihr Feldherr ihnen verehrte; aus einem Bürgerheer in eine Söldnerschar. Noch herrschte die Aristokratie unumschränkt: „aber die Zeichen der herannahenden Katastrophe hatten sich gemehrt und am politischen Horizont war neben der Krone das Schwert aufgegangen."

Der Kampf gegen die Rom bedrohenden (deutschen, nicht keltischen) Völker des Nordens, die Kimbern und Teutonen, brachte Marius, den Bauernsohn, den ersten demokratischen General, an die Spitze des Staats. Deshalb waren seine Schlachten nicht blos Niederlagen der Kimbern und Teutonen, sondern zugleich Niederlagen der Regierung. Auf Marius waren nun alle Blicke gerichtet, seine politische Stellung drängte ihn zum Kampf gegen die Senatspartei. Er war politisch Null, aber er hielt in der neu organisirten Armee eine furchtbare Waffe in der Hand. „Wenn einmal das Interesse des Heers und des Feldherrn in verfassungswidrigem Begehren sich begegnen sollte, wer mochte dafür stehen, daß die Gesetze über dem Schwertergeklirr würden vernommen werden? Man hatte das stehende Heer, den Soldatenstand, die Garde; wie in der bürgerlichen Verfassung, so standen auch in der militärischen bereits alle Pfeiler der künftigen Monarchie: es fehlte einzig an dem Monarchen. Wie die zwölf Adler um den Palatinischen Hügel kreisten, da riefen sie dem Königthum; der neue Adler, den Cajus Marius den Legionen verlieh, verkündete das Reich der Kaiser."

Marius konnte die Oligarchie stürzen an der Spitze der Armee oder auf verfassungsmäßigem Wege. Er schlug den letztern ein, und so scheiterte sein Unternehmen. Er mußte sich mit der Volkspartei verbinden, die seit Gracchus sich wesentlich verschlechtert hatte — und die Allianz eines politisch unfähigen Generals mit den leidenschaftlichen Gassendemagogen konnte nicht zum Zweck führen. Sobald es zur Ausführung kam, zeigte sich, „daß der gefeierte Feldherr nichts war als eine Incapacität;

daß sein Ehrgeiz der des Bauern war, der den Adeligen an Titeln erreichen und wo möglich überbieten will, nicht aber der des Staatsmanns, der regieren will, weil er dazu in sich die Kraft fühlt". Marius verhielt sich aber nicht blos ganz passiv: „vor den Geistern, die er selber gerufen, erschrak er und nahm Reißaus. Als seine Genossen zu Mitteln griffen, die ein ehrlicher Mann nicht billigen konnte, ohne die aber freilich das vorgestreckte Ziel sich nicht erreichen ließ, versuchte er in der üblichen Weise politisch-moralischer Confusionare, seine Verbündeten zu desavouiren und zugleich die von ihnen erlangten Resultate festzuhalten." Marius' zweideutiges Auftreten führte zu einem Bruch zwischen ihm und den Häuptern der Volkspartei; es blieb ihm schließlich keine Wahl, als im Straßenkampf das Schwert gegen die Demokratie für die Conservativen zu ziehen. Der Sieg der Regierung war vollständig. Der einzige Mann, der ihr gefährlich werden konnte, hatte sich selbst vernichtet: und was mehr war, der Capitalistenstand hatte mit dem Proletariat gebrochen. „War man auch der Regierung an sich nicht geneigter als früher, so erschien doch jetzt, seit man sich wenn auch nur einen Augenblick am Rande der eigentlichen Herrschaft der Canaille gefunden hatte, Jedem, der etwas zu verlieren hatte, das bestehende Regiment in einem andern Lichte; es war notorisch elend und staatsverderberisch, aber die kümmerliche Furcht vor dem Regiment der Proletarier, das noch elender, noch staatsverderblicher erschien, hatte ihm einen relativen Werth verliehen." Noch nie war die Regierung so populär gewesen. Jetzt oder nie war der Augenblick, die ihr von Gracchus entrissene Gewalt wiederzuerobern, namentlich die von den Capitalisten besetzten Geschworenengerichte, die in der scandalösesten Weise urtheilten. Sie sprachen den offenkundigen Plünderer der Provinzen frei, wenn er einen Theil der erpreßten Summen ihnen zufließen ließ; sie verurtheilten den ehrlichsten Statthalter, wenn er ihren Wuchergeschäften mit den Provinzialen in den Weg getreten war. Sie waren eine noch schlimmere Geißel der Provinzen geworden als die schlechteste Verwaltung.

M. Livius Drusus, ein Aristokrat im besten Sinne des Worts, stellte den Antrag, den Rittern (d. h. also den Capitalisten) die Geschworenengerichte wieder zu entziehen. Aber er verband ihn mit einem umfassenden Reformplan nach Gracchischen Principien, namentlich mit dem Vorschlage zu neuen Getreidevertheilungen und Bürgercolonien und der Verleihung des Bürgerrechts an die italischen Bundesgenossen; es sollte, nach Drusus' Ausdruck, künftigen Demagogen nichts zu vertheilen übriggelassen werden als der Gassenkoth und das Morgenroth. Allein sein Angriff auf die Capitalistenpartei scheiterte an der Aristokratie selbst,

der seine übrigen Reformen zu bedenklich waren, und Drusus fiel wie Gracchus, dem er überhaupt nicht unähnlich war.

Bei seinem Tode entzündete sich ein Brand, der den römischen Staat zu vernichten drohte. Die italischen Bundesgenossen, deren gerechte Hoffnungen, in den römischen Bürgerverband aufgenommen zu werden, immer von neuem vereitelt waren, und deren Unzufriedenheit infolge dessen höher und höher stieg, sahen sich mit Drusus' Fall ihres letzten Vertreters beraubt. Ein Aufstand, der sich lange vorbereitet hatte, brach bei der ersten Veranlassung aus, und wie die Flamme durch die Steppe, lief die Empörung durch die Halbinsel. Die Insurgenten machten die Stadt Corfinium im Gebiet der Peligner zum Gegenrom oder zur Stadt Italia, deren Bürgerrecht sämmtlichen insurgirten Gemeinden ertheilt ward. Es war klar, daß die Aufständischen nicht mehr die Gleichberechtigung mit Rom, sondern seine Vernichtung wollten. Aber die Verfassung war nichts als ein Abklatsch der römischen: auch hier eine Stadtordnung statt einer Staatsconstitution, Urversammlungen statt Nationalvertretung, eine Vielzahl von concurrirenden Beamten für die Executive. Von einer Repräsentativverfassung, welche bei der plötzlichen Verschmelzung einer Anzahl einzelner Gemeinden zu einer neuen politischen Einheit so nahe zu liegen scheint, findet sich keine Spur. „Vielleicht nirgends zeigt es sich so deutlich wie hier, daß dem Alterthum die freie Verfassung unzertrennlich ist von dem Auftreten des Volks in eigener Person in der Urversammlung oder von der Stadt und daß der große Gedanke, die Volkssouveränetät auszudrücken durch eine Repräsentantenversammlung, dieser Gedanke, ohne den der freie Staat ein Unding wäre, ganz und vollkommen modern ist."

Dieser Krieg brachte Rom an den Rand des Abgrunds und nöthigte die Regierung, doch einen Theil der Foderungen zuzugestehen, deren Verweigerung den Kampf herbeigeführt hatte. Doch trug auch dies Zugeständniß noch den Charakter des eigensinnigen und kurzsichtigen Neides und war ebenso geeignet zu erbittern als zu befriedigen. Auch im Innern des Staats hatte die Zwietracht der Parteien den höchsten Grad erreicht. Das Heer war durch die Aufnahme der Proletarier, dann durch den Insurgentenkrieg demoralisirt. Noch größer als die politische und militärische war die ökonomische Bedrängniß. So waren also die Keime zu einer neuen Revolution im Uebermaße vorhanden; ein Zufall brachte sie zum Ausbruch. Der Tribun Sulpicius Rufus trat mit neuen Reformvorschlägen auf; auch er fand zu ihrer Durchführung für nöthig, sich auf das Proletariat zu stützen und den populären Namen des alten im Bundesgenossenkrieg zurückgesetzten und gekränkten Marius zu seinem Zweck zu benutzen. Er ließ demnach dem Befehlshaber in der campanischen Armee, Sulla, einem Offizier, der sich schon im Jugur-

thinischen und nun wieder im Bundesgenossenkrieg ausgezeichnet hatte, den ihm bereits übertragenen Oberbefehl im asiatischen Kriege nehmen und ihn auf Marius übertragen. Aber diese Botschaft kam an den unrechten Mann. „Sulla war ein blasirter kalter und klarer Kopf, dem die souveräne römische Bürgerschaft ein Pöbelhaufe war, Marius ein bankrotter Schwindler, die formelle Legalität eine Phrase, Rom selbst eine Stadt ohne Besatzung und mit halbzerfallenen Mauern." Sulla führte sein Heer unverweilt gegen Rom, von Widerstand war kaum die Rede; Marius rettete sich mit Noth nach Afrika, Sulpicius fiel und Sulla war nun unbeschränkter Herr. Er ließ den status quo der Gracchischen Verfassung im Wesentlichen bestehen und machte nur einige zeitgemäße Aenderungen. Sodann schiffte er sich nach Asien ein, wo seine Gegenwart dringend erfoderlich war. „Diese erste militärische Intervention in der bürgerlichen Fehde hatte es zur vollen Evidenz gebracht, sowol daß die politischen Kämpfe auf dem Punkte angekommen waren, wo nur noch offene und unmittelbare Gewalt die Entscheidung gibt, als auch, daß die Gewalt des Knittels nichts ist gegen die Gewalt des Schwertes."

In Asien waren zwar bisher die von den Römern auferlegten Bedrückungen mit der unerschöpflichen Passivität ertragen worden, die den Hauptcharakterzug der Eingeborenen bildet. Allein nicht Geduld und Ueberlegung, sondern der eigenthümlich orientalische Mangel der Initiative bewirkten dies: „und es konnten in diesen friedlichen Landschaften, unter diesen weichlichen Nationen wunderbar schreckhafte Dinge sich ereignen, wenn einmal ein Mann unter sie trat, der es verstand, das Zeichen zu geben." Dieser Mann war Mithridates, ein echter Sultan des Orients, von grenzenloser Rührigkeit, aber nicht mit den großen Regenten der Osmanen, wie Mohammed II. und Suleiman auf eine Linie zu stellen. Seine Kriege sind deshalb so ungemein bedeutsam, weil sie der Anfang sind der nationalen Reaction der Asiaten gegen die Occidentalen. „Es war nach langer Waffenruhe ein neuer Gang in dem ungeheuern Zweikampf des Westens und des Ostens, welcher von den Kämpfen bei Marathon auf die heutige Generation sich vererbt hat und vielleicht seine Zukunft ebenso nach Jahrtausenden zählen wird wie seine Vergangenheit."

Ueber die höchst anschauliche Schilderung der Hülfsquellen, über welche Mithridates gebot, sowie über die Wechselfälle seiner Kriege gegen die Römer gehen wir hier kurz hinweg. Sulla kämpfte mit den größten finanziellen und militärischen Schwierigkeiten und zuletzt kam noch der Rückschlag der politischen Umwälzungen hinzu. In Rom war die Revolution neu ausgebrochen, das Commando war Sulla abgenommen und einem Andern übertragen worden, den man täglich erwarten konnte.

Sulla wäre verloren gewesen, wenn nicht Mithridates selbst durch unzeitiges Uebergehen aus der Defensive in die Offensive ihn gerettet hätte. Dadurch verlor Mithridates nicht nur alle errungenen Vortheile, sondern sah sich endlich zu einem Frieden genöthigt, der ihn aufs neue zum Clienten der Römer machte. „Sulla hatte nicht blos als Soldat und Feldherr sich glänzend hervorgethan, sondern die schwere Mittelstraße zwischen kühnem Ausharren und klugem Nachgeben auf seinem von tausendfachen Hindernissen durchkreuzten Gange einzuhalten verstanden. Fast wie Hannibal hatte er gekriegt und gesiegt, um mit den Streitkräften, die der erste Sieg ihm gab, alsbald zu einem zweiten und schwerern Kampfe sich zu schicken."

Die Verfassung, die Sulla Rom gegeben hatte, war in seiner Abwesenheit völlig umgestürzt worden. Der Leiter der Bewegung war der Consul Cinna, „allem Anschein nach ein ganz gemeiner und durch den niedrigsten Egoismus geleiteter Gesell". Der erste Revolutionsversuch mislang und Cinna und seine Anhänger wurden vertrieben. Allein die Schlaffheit der Regierung gab ihnen Zeit sich zu sammeln und zu verstärken. Der alte Marius kam von Afrika herüber und stellte sich mit seinen schnell zusammengebrachten Haufen dem „Consul" Cinna zur Verfügung. Die Bessern der Partei warnten vor der allzu engen Gemeinschaft mit einem Manne, „der durch seinen Namen an die Spitze der Bewegung geführt werden mußte und doch notorisch ebenso unfähig wie von wahnsinnigem Rachedurst gepeinigt war. Indeß Cinna achtete diese Bedenklichkeiten nicht." So kam Marius wieder nach Rom zurück und mit ihm die Schreckensherrschaft. „Es war beschlossen, nicht einzelne Opfer auszuwählen, sondern die namhaften Männer der Optimatenpartei sämmtlich niedermachen zu lassen und ihre Güter einzuziehen. Die Thore wurden gesperrt; fünf Tage und fünf Nächte wüthete unausgesetzt die Schlächterei; einzelne Entkommene oder Vergessene wurden auch nachher noch täglich erschlagen und monatelang ging die Blutjagd durch ganz Italien." Dabei waren die sämmtlichen Regierungsmaßregeln des jetzigen Staatsoberhaupts ohne Ausnahme vom Augenblick dictirt; der ganzen Katastrophe lag nicht etwa ein verkehrter, sondern überhaupt kein politischer Plan zugrunde. Cinna war vom Zufall emporgetragen: er blieb, wo er war, bis eine zweite Sturmflut kam, ihn wieder fortzuschwemmen.

Sulla landete mit seiner siegreichen Armee an der Ostküste Italiens. Er hatte einen langen Kampf zu bestehen, nicht blos gegen die Volkspartei und ihre unfähigen Häupter, sondern gegen die vereinigte Masse aller Derer, die keine oligarchische Schreckensherrschaft wollten. Er siegte überall, fürchterliche Executionen von vielen Tausenden sicherten die Wiederherstellung der Ruhe, unter der eisernen Hand seiner Offiziere ver-

endeten in allen Landschaften Italiens langsam die letzten Zuckungen der revolutionären und nationalen Opposition. Marius war schon vor Sulla's Landung gestorben. „Er starb über 70 Jahre alt im Vollbesitz Dessen, was er Macht und Ehre nannte, und in seinem Bette; aber die Nemesis ist mannichfaltig und sühnt nicht immer Blut mit Blut. Oder war es etwa keine Vergeltung, daß Rom und Italien bei der Nachricht von dem Tode des gefeierten Volkserretters jetzt aufathmeten wie kaum bei der Kunde von der Schlacht auf dem Raudischen Feld?"

Sulla war nun unumschränkter Oberherr wie nur je ein Monarch es gewesen. Er benutzte seine Macht zu einer umfassenden Regeneration des im Innersten zerrütteten Staats. Er zügelte die ultrarevolutionäre Partei, vernichtete die demokratische Verfassung, die aus der Gracchischen Revolution übriggeblieben war und zwang die Capitalistenpartei, das Proletariat und endlich auch den im Schooße seines eigenen Stabs erwachsenden Uebermuth des Säbels unter das neu befestigte Gesetz. Er stellte die Oligarchie selbständiger hin als sie je gewesen war, legte die Beamtenmacht, Gesetzgebung, Gerichte, die militärische und finanzielle Obergewalt in ihre Hände. Aber er wurde auch der Urheber der vollen staatlichen Einheit Italiens, indem er die Gleichberechtigung aller Italiker vor dem Gesetz anerkannte und so die italische Revolution definitiv schloß. Aber er hat noch mehr gethan: er hat Rom vom Untergange gerettet. Seit länger als einem halben Jahrhundert war die Anarchie in Permanenz und Roms Macht überall im Sinken; ohne Sulla's Intervention in Asien und Italien wäre das römische Gemeinwesen zusammengestürzt. Freilich war sein Bau kein solider: aber das war nicht seine Schuld, sondern die der Verhältnisse, der Staatsmann wird doch „den Retter Roms, den Vollender der italischen Einheit unter, aber auch neben Cromwell stellen". So sehr er aber als Staatsmann Bewunderung verdient, so sehr erregt seine öffentliche Verhöhnung der Humanität Abscheu; „wegen der Kühle und Klarheit seines Frevels erscheint er noch empörender als der leidenschaftliche Verbrecher". Wir können nicht länger bei dem meisterhaften Bilde verweilen, das Mommsen von der Persönlichkeit und Wirksamkeit dieses außerordentlichen Mannes, dieses „Don Juan der Politik" entworfen hat: aber es wird nicht zuviel gesagt sein, wenn wir behaupten, daß diese Schilderung zu den gelungensten historischen Bildern gehört, die überhaupt existiren.

Auch auf die drei letzten Capitel des Buchs: „Das Gemeinwesen und seine Oekonomie", „Nationalität, Religion, Erziehung", „Literatur und Kunst", näher einzugehen, verbieten uns die Grenzen, die unserer Arbeit gesteckt sind. Doch sind auch diese Capitel nicht minder als die

vorigen voll von neuen und wichtigen Aufſchlüſſen; ſie vollenden das Bild des römiſchen Staats in der hier dargeſtellten Periode.

Der nächſte Band, welcher den fernern Verlauf des Umgeſtaltungsproceſſes aus der Republik zur Monarchie umfaſſen wird, hätte eigentlich ſchon im Januar dieſes Jahrs erſcheinen ſollen. Hoffentlich wird er nicht allzu lange auf ſich warten laſſen. Zwei weitere Bände werden dann, wie wir hoffen, die Geſchichte der Kaiſerherrſchaft erzählen, und damit wird in nicht zu langer Zeit ein Werk abgeſchloſſen ſein, wie wir noch kein ähnliches beſitzen und auf das die deutſche Nation allen Grund hat ſtolz zu ſein.

Das politiſche Teſtament des Freiherrn vom Stein.

Ein Beitrag zu Stein's Lebensgeſchichte.

Von

Auguſt Witt.

Zu den wichtigſten politiſchen Documenten der neuern Zeit gehört bekanntlich das ſogenannte „politiſche Teſtament", mit welchem der Freiherr vom Stein ſeinen Austritt aus dem preußiſchen Staatsdienſte den Behörden unter dem 24. November 1808 anzeigte und in welchem er die Grundſätze darlegte, die er während ſeiner Verwaltung ſeit dem 1. October 1807 befolgt und die auch fernerhin die leitenden der oberſten Staatsbehörde bleiben mußten, wenn Preußen wieder eine achtunggebietende Stellung unter den Staaten Europas einnehmen ſollte. Dieſes Schriftſtück iſt von ſo hoher Wichtigkeit für die Entwickelungsgeſchichte des preußiſchen Staats geweſen, daß auch die Entſtehungsgeſchichte deſſelben, über die in den bisher veröffentlichten Werken über Stein noch nicht ganz genau berichtet worden, für die Leſer dieſer Blätter nicht ohne Intereſſe ſein wird und das umſomehr, als wir die nachſtehende Mittheilung einer Quelle verdanken, die, wenn irgendeine, als in dieſer Angelegenheit authentiſch bezeichnet werden darf.

Die Umſtände, unter denen Stein's Entlaſſung erfolgte, ſind bekannt. Im Herbſt 1808 trafen eine Auffoderung des Kaiſers Napoleon, der Wunſch einiger Ultra-Ariſtokraten und eine Hofcabale in dem Verlangen zuſammen, daß Stein als Premierminiſter entlaſſen werden möge — und er wurde entlaſſen. Das Verlangen Napoleon's ſah man als einen Schickſalsſchlag an und trauerte über den Verluſt von Stein, die beiden andern Motive dagegen empörten allgemein, am meiſten natürlich Diejenigen, welche an der geiſtigen Wiederbelebung und Wiedererhebung

des gefallenen Staats mit Stein gearbeitet hatten. Man sah voraus, daß mit dem Scheiden Stein's auch die Grundsätze aufgegeben werden würden, welche die Regierung bisher geleitet hatten, ja man befürchtete nicht ohne Grund, daß auch wol manche der bereits eingeführten Reformen nicht ungefährdet bleiben möchten. Diese Besorgniß brachte Hrn. von Rhediger, einen unabhängigen Gutsbesitzer auf Strießa in Schlesien, der damals in Königsberg lebte, um an dem großen Werke der Wiederbelebung des preußischen Staats theilzunehmen, auf den Gedanken, dem bevorstehenden Rückschritt wenigstens dadurch ein Hinderniß entgegenzustellen, daß man über Das, was seit dem Tilsiter Frieden zu dem großen Zwecke der politischen Wiedergeburt geschehen wäre, sowie über Das, was zu vollführen noch beabsichtigt würde, eine Erklärung vor aller Welt abgebe, damit wenigstens der Gedanke und dessen Macht gerettet würde. Dieser Vorschlag wurde von Allen, welche Mitarbeiter an dem großen Werke gewesen waren, mit Freuden angenommen und der damalige Geheimerath, nachmalige Oberpräsident und Staatsminister von Schön erhielt den Auftrag, ein solches politisches Testament aufzustellen.

Zunächst theilte Schön den Gedanken des Hrn. von Rhediger dem Freiherrn von Stein mit, in welchem sich damals über seine Entlassung verschiedene Empfindungen kreuzten. Das Verlangen Napoleon's, das Stein einigermaßen als eine Kriegserklärung des übermächtigen Kaisers gegen den reichsunmittelbaren Freiherrn vom Stein betrachtete, erregte seinen Stolz; dagegen zeigte er sich über diejenigen Motive seiner Entlassung, die aus Preußen selbst stammten, im höchsten Grade empört. In dieser Entrüstung ging er ohne Bedenken auf den Vorschlag des Hrn. von Rhediger ein, indem er sich bereiterklärte, dem aufzustellenden Schriftstücke seinen Namen zu geben.

Einige Tage darauf, nachdem die erste heftige Aufregung über den gewaltsamen Eingriff in das Vorschreiten unsers Staats bei Stein einigermaßen gemindert war, las Hr. von Schön ihm den, mit Zuziehung einiger Freunde — Nicolovius, Dohna, Rhediger — abgefaßten Entwurf des beabsichtigten „Testament" vor. Stein hörte den Entwurf schweigend an, und wenngleich aus seinen Gesichtszügen zu erkennen war, daß einige Sätze ihm nicht vollständig zusagten, wie z. B. die Repräsentation jedes activen Staatsbürgers, die allein hervorgehobene monumentale Wichtigkeit des Adels ꝛc., so nahm er doch den Entwurf wie er war an und beauftragte seine Kanzlei, die nöthigen Reinschriften hiernach anzufertigen und ihm zur Vollziehung vorzulegen. Die Reinschriften wurden gefertigt und Stein zur Unterschrift vorgelegt. Stein jedoch ließ sie, der dringenden Vorstellungen Schön's ungeachtet, mehre Tage unvollzogen liegen, sodaß sie am Tage vor seiner Abreise noch

nicht seine Unterschrift erhalten hatten. Endlich am letzten Abend, als Stein ihm bereits seinen Abschiedsbesuch machte, erlangte Schön die Zusage von dem Scheidenden, daß er das aufgestellte Testament jedenfalls noch vor seiner Abreise unterzeichnen würde. Das that Stein denn auch wirklich, aber erst unmittelbar am Morgen der Abreise. Auch wies er den Cabinetssecretär Freese gleichzeitig an, die einzeln von ihm vollzogenen Exemplare des „Testament" erst einige Stunden nach seiner Abreise herumzuschicken. Ueber die Motive zu diesem Auftrage kann man nur Vermuthungen hegen. Vielleicht wollte Stein auf diese Weise jede Expectoration über den Inhalt des „Testament", besonders derjenigen Sätze desselben, zu deren Annahme er mehr veranlaßt war, als daß sie aus seinem Innern hervorgegangen wären, vermeiden; vielleicht besorgte er auch, über den Erlaß dieser Erklärung überhaupt vom Hofe noch zur Rede gestellt zu werden.

Volkslieder aus Mecklenburg.

Mitgetheilt

von

Hugo Gaedcke.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1855, II, 768 fg.)

1. Der verliebte Matrose.

Es ging ein Matrose spazieren,
Spazieren wol an dem Rhein.
Was sah er in der Ferne?
Eine wunderschöne Dam'.

„Guten Tag, guten Tag, du wunderschöne Dam'."
„Guten Tag, guten Tag, du junger Matros."
Er gab ihr was zu trinken
So jung als sie noch war.

Sie nahm das Glas in ihrer Hand
Und brach's in der Mitte entzwei:
„Sieh da, du junger Matrose,
Da hast du meine Treu."

„Was soll ich mit deiner Treue thun,
Was soll ich damit thun?
Du bist ja ein armes Mädchen,
Und ich ein junger Matros."

„Matros, ſo du mir nicht haben willſt,
Hat Gott mir einen Andern beſchert;
Dann geh' ich nach meine Aeltern,
Die mich ſo gerne ſeh'n."

Und als das Mädchen nach Hauſe kam,
Ihre Aeltern und die waren todt.
Da war ſie das reichſte Mädchen,
Das in dem Dorfe wohnt.

Und als der Matroſe das erfuhr,
Ging er zum Bootsmann hin:
„Ach Bootsmann, ich muß reiſen
Nach meinem Feinsliebchen."

Und als er vor dem Dorfe kam,
Da ſtand ein ſchönes Haus:
„Feinsliebchen, biſt du darinnen?
So ſchaue doch einmal heraus."

„Matros, als ich dir meine Treu' anbot,
Was ſagt'ſt du da zu mir?
Jetzt bin ich ein reiches Mädchen,
Und du ein arm' Matros."

„Ach, Mädchen, ſo du mich nicht haben willſt,
Geh' ich nach meinem Schiff,
In meiner ſchneeweißen Koje,
Wo ich ſo gerne bin."

Sie nahm das Glas in ihre Hand
Mit rothem kühlen Wein:
„Siehe da, du junger Matroſe,
Du biſt mein und ich bin dein."

2. Abſchied.

Jetzt muß ich Abſchied nehmen
Von mein Feinsliebelein,
Mit Sorgen und mit Grämen,
Daß muß geſchieden ſein.

Sie ſprach mit leiſer Stimme:
„Schatz, willſt du jetzt ſcheiden von mir?
Mein Herz iſt ganz betrübet,
Weil du nicht bleibſt bei mir."

„Bei dir kann ich nicht bleiben,
Das iſt kein'm Matroſen recht.
Denn hier Soldat zu ſpielen,
Das iſt vor mir zu ſchlecht.

Und wenn das auch nicht wäre,
Hier bleiben kann ich nicht,
Denn hier gibt's keine Gelder
Für keine Matroſen nicht."

Es war am Sonntagmorgen,
Da kommt der Lootſ' an Bord,
Da hieß es: hißt Anker, macht Segels los,
Und ſegelt allſofort!

Und wann du dann thuſt ſegeln,
So gedenke doch einmal an mich,
Gedenke in der Fremde,
Wie ich jetzt weine um dich.

Das Liedchen iſt geſungen,
Wer hat es denn erdacht?
Das haben drei junge Matroſen
Zum Singen auserdacht.

3. Verlöbniß.

Sie ſprach mit leiſer Stimme:
„Verlaſſen thu' mir nicht,
Gedenk' doch an die Schmerzen,
Die ich getragen um dich."

Da gab ſie mir ihr Händchen,
Gab mir ein ſüßen Kuß,
Sie drückte mit naſſem Blicke
Ihr Herz an meine Bruſt.

Drauf gab ich ihr ein Ringlein,
Das war von Golde ſo roth,
Den ſollte ſie jetzt tragen
Zur Ehr' bis in den Tod.

Was hilft mir gleich der Jüngling
Wenn er nicht Bräutigam iſt?
Was hilft mir gleich der Apfel,
Wenn er nicht rothwangig iſt?
Trala Tralalala.

4. Falſche Zungen.

Ach, Mädchen, was hab' ich dir denn Leids gethan,
Daß du verläſſeſt mich?
Das haben die falſchen falſchen Zungen gethan,
Die belogen ja mich und dich.

Du falſche Zunge, du belügender Mund,
Du belogeſt ja mich und dich.
Meine Mutter wollte mir eine Andere geben,
Die war von Gold und Gut ſo reich.

Viel lieber will ich mich in die Armuth begeben,
Eh' ich mit eine And're werde gleich;
In die Armuth zu leben,
Das iſt keine Schand', wenn's man in Ehren hält.

Ich gedenk' auch noch mal einſt reich zu werden,
Aber nicht an Geld und Gut,
Wenn Gott mich beſcheret eine brave hübſche Frau,
Dann bin ich reich genug.

Eine brave hübſche Frau von achtzehn Jahren,
Dazu eine gute gute Nacht,
Freu' dich mein Herz und du bleibſt mein Schatz,
Viel Tauſend gute gute Nacht.

Literatur und Kunſt.

Unterhaltungsliteratur.

Das zu Prag erſcheinende „Album. Bibliothek deutſcher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober", das ſich einer ungemeinen Verbreitung ſowol in wie außerhalb Oeſtreichs erfreut und über das auch in dieſen Blättern ſchon zu wiederholten malen berichtet worden iſt, fährt fort, dem Leſebedürfniß des Publicums eine durch ihre Mannichfaltigkeit anregende Nahrung zu bieten. Freilich könnte man — um in dem Bilde zu bleiben — einzelnen der hier ſervirten Schüſſeln eine etwas gewähltere Zubereitung wünſchen, andererſeits indeſſen erfodert ja der Magen des großen Publicums gewiſſe derbe Stoffe und da Unternehmungen wie die in Rede ſtehende nur durch die Theilnahme, welche die große Maſſe ihnen ſchenkt, überhaupt exiſtiren können, ſo darf man es ihnen auch nicht verargen, wenn ſie auf den eigenthümlichen Geſchmack dieſes ihres Publicums zuweilen etwas mehr Rückſicht nehmen, als im Intereſſe der Aeſthetik gerade erfoderlich wäre. Vielmehr wird auch die Aeſthetik ſich befriedigt erklären müſſen, wenn ihr Intereſſe nur nicht ganz vernachläſſigt wird, und wenn an dieſer bunten Tafel, die für Alle gedeckt iſt, auch der feinere Kunſtgeſchmack nicht ganz

leer ausgeht. Und dieſe Richtung auf das Edlere und Höhere macht ſich an dem „Album“ recht ſehr bemerkbar; der Herausgeber kennt offenbar ſein Publicum, er weiß, was er ihm ſchuldig, aber er weiß auch, daß das Publicum bildſam iſt und daß es ſich, vielleicht nicht ebenſo leicht, aber doch gewiß ebenſo ſicher zum Beſſern gewöhnen läßt, wie das Niedrige und Schlechte bei ihm Eingang findet. Von Jahr zu Jahr hat ſich die Zahl der gediegenen Werke, welche das „Album“ bringt, vergrößert, immer mehr anerkannte und tüchtige Namen tauchen unter ſeinen Mitarbeitern auf, während die Zahl der Lückenbüßer ſich immermehr vermindert. Auf dieſe Weiſe iſt es dem thätigen und umſichtigen Herausgeber gelungen, eine Sammlung, die urſprünglich nur eine ganz locale Färbung trug, zu einem Unternehmen zu erweitern, das bereits in dieſem Augenblick zu den geleſenſten und verbreitetſten ſeiner Art in ganz Deutſchland gehört. Beſonders wichtig iſt dasſelbe für den literariſchen Verkehr zwiſchen Oeſtreich und „dem Reich“, wie man ehemals ſagte; viele unſerer talentvollſten Romandichter ſind durch das „Album“ in Oeſtreich überhaupt erſt bekannt geworden oder haben doch durch ſeine Vermittelung jene breiteſte Grundlage gefunden, deren auch der Poet nicht entbehren kann, wenn er an ſeinem eigenen Schaffen Freude haben ſoll. Es iſt dies ein culturhiſtoriſches Verdienſt, durch das die einzelnen äſthetiſchen Sünden, die hier und da noch in dem „Album“ ſtehen geblieben ſind, reichlich aufgewogen werden, und nehmen wir deshalb auch keinen Anſtand, das genannte Unternehmen allen Leſern dieſer Blätter, die es etwa noch nicht kennen, aufs angelegentlichſte zu empfehlen; es iſt keine Galerie angeblicher Muſterromane, die ihm hier geboten wird, es iſt nur eine ganz beſcheidene Unterhaltungslectüre, aber eine Unterhaltungslectüre, die das Ziel des Edlern und Höhern feſt im Auge behält und ihm nachſtrebt, ſoweit die Umſtände es irgend geſtatten.

Der kürzlich vollendete zehnte Jahrgang des „Album“ brachte in ſeinen letzten Lieferungen noch ein paar Werke, die ſchon durch den Namen ihrer Verfaſſer Aufſehen erregen: „Ein Mädchen aus dem Volke. Von Karl Gutzkow“ und „Der Freiherr von Hoſtiwin. Von Alfred Meißner“ (2 Bde.). Die Gutzkow'ſche Erzählung ſtand bereits in den vom Verfaſſer herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“; es iſt eine der beſten Arbeiten des Verfaſſers und wird daher dieſer beſondere Abdruck den zahlreichen Freunden deſſelben doppelt willkommen ſein. „Ein Mädchen aus dem Volke“ gehört in denſelben Kreis von Anſchauungen und Tendenzen, dem die „Ritter vom Geiſte“ entſprungen ſind; es iſt gewiſſermaßen ein Nachklang jenes berühmten Romans und variirt ein verwandtes Thema in geſchickter und ſpannender Weiſe. Einzelne Stellen laſſen ſogar vermuthen, daß der Verfaſſer urſprünglich beabſichtigte, beiden Werken nicht blos einen innern organiſchen, ſondern auch einen äußern Zuſammenhang zu geben. Vielleicht hängt es mit dem Aufgeben dieſes Plans zuſammen, daß die Einleitung des Buchs ſo unverhältnißmäßig weit ausgeführt iſt, wie denn auch die Breite, mit welcher die Charaktere angelegt ſind, etwas Größeres und Ausgeführteres erwarten läßt, als wir ſchließlich erhalten. Die Entwickelung dagegen dünkt uns etwas übereilt und auch mit den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit ſpringt der Verfaſſer ſtellenweiſe etwas freier um als ſtatthaft. Indeſſen die meiſten Leſer lieben ja ſolche

Sprünge und so müssen die Bedenken der Kritik vor der praktischen Erfahrung des gewiegten, sein Publicum gründlichst kennenden Schriftstellers zurücktreten.

Auch den Alfred Meißner'schen Roman haben wir mit Interesse gelesen, wiewol, offen gestanden, nur mit dem Interesse, das die Irrgänge des Talents allemal erregen, auch wo sie von dem richtigen Ziel so weit ablenken und so resultatlos bleiben wie in diesem Falle. Es ist auffallend, daß ein Poet, der als Lyriker so Vortreffliches geleistet, und der in seinen dramatischen Versuchen wenigstens ein so tüchtiges Streben gezeigt hat, wie Beides von Alfred Meißner geschehen ist, in seinen Romanen auf so wunderliche Abwege geräth. Sollte es wirklich daran liegen, daß, wie der Verfasser in der Widmung seines „Freiherrn von Hostiwin" bekennt, die novellistische Form für ihn überhaupt nur ein Nothbehelf ist und daß er sich dem Roman blos deshalb zugewendet hat, weil das Theater, diese seine eigentliche Leidenschaft, so gar schwer zu erobern ist? Wir fürchten, auch dies ist nur eine Selbsttäuschung und die halben Erfolge, die er bisher auf der Bühne errungen, gehen genau aus derselben Quelle hervor wie diese verfehlten Romane: nämlich aus dem Mangel des Dichters an Objectivität, aus dem Uebergewicht, welches er der Lyrik einräumt, auch da, wohin sie nicht gehört, ferner aus einer gewissen Neigung für das gestaltlos Phantastische, die ihn dann häufig zum Barocken und Carikirten fortreißt, endlich aus einer noch nicht genügenden Kenntniß des wirklichen Lebens, das vielleicht der Lyriker, aber ganz gewiß nicht der Dramatiker und am wenigsten der Romandichter, dieser eigentliche Dichter des Weltlaufs wie er ist, entbehren kann. Auch einige sprachliche Unarten, an die Alfred Meißner sich gewöhnt hat, insbesondere jene Ueberschwänglichkeiten des Ausdrucks, jenes Haschen nach Bildern und Vergleichen, das er mit der Mehrzahl der östreichischen Lyriker theilt, treten im Roman viel merklicher auf und viel unangenehmer als in seinen Gedichten. Mit einem Wort, der Charakter der Jugendlichkeit, der die lyrischen Ergüsse des Dichters so liebenswürdig macht, zeigt sich im Roman als Unreife, sowol was die aufgestellten Tendenzen als namentlich auch was die Zeichnung der Charaktere und Verhältnisse betrifft. Auch dem „Freiherrn von Hostiwin" ist dies Gepräge der Unfertigkeit sehr deutlich aufgedrückt. Schon der ganze Gedanke, einen Don Juan, einen raffinirten Lüstling, der ein wahres Gewerbe daraus macht, die Unschuld zu verführen, ja der mitten in unserer cultivirten, wohlpolicirten Welt sich einen ganzen Harem verführter Schönen anlegt, zum Helden eines Romans zu wählen, scheint uns mehr aus einer phantastischen Aufwallung, einer unklaren Laune des Dichters, als aus einer reiflichen Ueberlegung hervorgegangen. Dazu aber ist auch die Ausführung so schattenhaft, der Held selbst entbehrt so sehr alles geistigen Hintergrundes, der Verlauf der Fabel endlich ist so gewöhnlich und wird nur hier und da durch einzelne Knalleffecte so jählings unterbrochen, daß der Eindruck des Ganzen ein sehr unerquicklicher ist. Nur in den zahlreich eingestreuten Landschaftsgemälden haben wir das liebenswürdige Talent des Dichters wiedererkannt; lägen die Geheimnisse der Menschenbrust ihm ebenso aufgeschlossen wie die stillen Reize der Natur, oder hätte er in seinen Beobachtungen des menschlichen Lebens denselben aufmerksamen und liebevollen Blick für das einfach Erhabene, wie er ihn in seinen Naturschilderungen hat,

gewiß, seine Romane würden vielleicht weniger pikant sein, aber sie würden der wahren Aufgabe der Kunst näher stehen, als es bisjetzt noch der Fall ist. Hoffentlich indeß ist dies nur eine Uebergangsepoche, gleichsam ein Brausen und Gähren des jungen Mostes, der ja, wie wir Alle wissen, erst eines bestimmten Alters bedarf, um sich zum edeln, reinen Wein abzuklären; der Lyriker wird geboren, zum Romandichter aber kann erst das Leben erziehen.

Was diese Lebenserfahrung werth ist und wie sie in gewisser Beziehung sogar den eigentlichen poetischen Genius ersetzen kann, zeigt „Schwarzwaldau. Roman in zwei Bänden von Karl von Holtei", mit dem das „Album" seinen neuen Jahrgang eröffnet hat. Holtei, ebenfalls eine mehr lyrische als epische Natur, hat doch auch als Erzähler höchst Beachtenswerthes geleistet, und zwar lediglich auf Grund seiner reichen und gründlichen Lebenserfahrung; so schwach in seinen Romanen gewöhnlich die Erfindung ist und so unmöglich es ihm fällt, einen bestimmten, in sich gegliederten Plan consequent zu verfolgen, so wird man für diese und ähnliche Mängel doch reichlich entschädigt durch die Sicherheit seines Blicks, die Fülle seiner Erfahrungen und jene echte, harmlose Lebensweisheit, die überall aus seinen Dichtungen hervorleuchten. Auch in „Schwarzwaldau" hat er ein Thema gewählt, das eigentlich über die Sphäre seines Talents hinausliegt; Holtei ist der Dichter der Thatsachen, nicht aber der innern Zustände. „Schwarzwaldau" aber ist ein wesentlich psychologischer Roman; es ist die Geschichte eines ursprünglich wohlwollenden, sanften, ja schwächlichen Charakters, der durch eine unglückliche Verknüpfung von Umständen zum Mörder wird und der Qual dieses Bewußtseins nicht anders zu entgehen weiß als durch — einen zweiten Mord, und diesmal einen planvoll beabsichtigten Mord. Das Thema ist gewiß interessant genug, hätte jedoch, um zu seinem vollen Rechte zu gelangen, etwas tiefer behandelt werden müssen, als Holtei's einigermaßen flüchtige Muse es zu thun im Stande ist. Der erste Band ist ein wenig breit gerathen und mehr für idyllische Leser geeignet, im zweiten dagegen kommt die Erzählung mehr in Fluß und werden sich davon auch solche Leser befriedigt fühlen, denen es mehr um starke Effecte und erschütternde Katastrophen zu thun ist.

Die übrigen seitdem erschienenen Lieferungen des „Album" enthalten: „Eine reiche Erbin. Von Elfried von Taura" und „Auf dem Hradschin oder Kaiser Rudolf II. und seine Zeit. Historisch-romantisches Gemälde von Eduard Maria Oettinger" (4 Bde.). „Eine reiche Erbin" ist, wenn wir recht unterrichtet sind, die Frucht einsamen Gefängnißlebens; es ziemt der Kritik, Nachsicht zu üben gegen Producte, die unter so ungünstigen Verhältnissen entstanden sind und begnügen wir uns daher mit der Bemerkung, daß der Verfasser allem Anscheine nach nicht ohne Talent ist, besonders für die Schilderung eines gewissen gemüthlichen Kleinlebens, daß es diesem Talent jedoch zur Zeit noch sehr an der erfoderlichen Ausbildung mangelt und daß wir nur den Druck der Verhältnisse beklagen können, welche den Verfasser nöthigen, sich mit Producten vor die Oeffentlichkeit zu wagen, welche die Mängel ihres Ursprungs noch so deutlich an der Stirn tragen. Das Oettinger'sche „historisch-romantische Gemälde" ist mit dicken, breiten Strichen auf eine etwas grobfaserige, aber gewiß recht haltbare Leinwand gemalt; macht der Geschmack des Publicums solche derbe Nahrung einmal

nöthig, so können wir es nur als ein Glück betrachten, wenn dieselbe wenigstens so gesund ist und so frei von allen schädlichen Beimischungen, wie dieses Werk des Hrn. Oettinger, dem vielleicht die Zustimmung der Kritik, aber ganz gewiß nicht der Beifall der Lesewelt entstehen wird. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

16. März 1856.

NO. In meinem letzten Briefe versprach ich, Ihnen gelegentlich eine kleine Blumenlese aus unserer Chronique scandaleuse zu geben. Ich ahnte damals noch nicht und konnte nicht ahnen, welchen furchtbaren Zuwachs diese Chronik im Lauf der jüngstverwichenen Tage und Wochen erhalten würde. Ja in der That, wir haben unsern Carneval gehabt und nun sind die Fasten angebrochen; gleich als hätte das Schicksal es darauf abgesehen, so recht einmal die Kehrseite aufzudecken zu dem glanzvoll üppigen Treiben, das hier gerade während des letzten Winters herrschte und mit dem man alle Klagen über schlechte Zeiten so gründlich widerlegen zu können meinte, hat sich hier in dem kurzen Zeitraum weniger Wochen und Tage des Entsetzlichen und Herzerschütternden so viel zusammengedrängt, daß Jahre dazu gehören werden, den Eindruck zu verwischen; wir rühmten uns soeben noch, wie herrlich Berlin tanze, und siehe da, unter den Füßen der Tanzenden öffnet sich plötzlich ein Abgrund, tiefer und grausiger, als die schwärzeste Phantasie ihn sich bisher auszumalen wagte. Vergleiche sind bekanntlich allemal eine mißliche Sache, besonders wenn sie sich auf ganze Völker und ganze Zeiträume erstrecken; allein indem wir die Ereignisse dieser jüngsten Zeit an uns vorübergehen lassen, indem wir uns diese Masse von Gräuelthaten aller Art, von Morden, Selbstmorden, Zweikämpfen, Bankrotten und andern öffentlichen und persönlichen Unglücksfällen in das Gedächtniß rufen, die da so plötzlich, edlen Geschwüren gleich, mitten aus dem Luxus und der Sorglosigkeit unsers geselligen Lebens hervorgebrochen sind — wer fühlte sich dabei nicht unwillkürlich an die Lage erinnert, in welcher das Frankreich Ludwig Philipp's sich genau vor zehn Jahren befand und die durch ganz ähnliche Vorfälle signalisirt war? Das soll kein Omen sein, behüte der Himmel: aber unter dem Zusammentreffen so finsterer Ereignisse wie diejenigen sind, die uns seit Wochen Schlag auf Schlag betroffen, ist es natürlich, daß auch die Seele nur noch für finstere Bilder und Vorstellungen empfänglich ist und in dieser Verdüsterung findet sie dann auch Aehnlichkeiten, die sie sonst weit von sich ablehnen würde. Der beste Ausdruck dieser allgemeinen Niedergeschlagenheit ist wol der gestern ausgegebene „Kladderadatsch“: selbst „Kladderadatsch“ wagt keinen Witz mehr zu machen, selbst seine ewig schadenfrohe Laune erklärt sich für besiegt durch den Druck der Zeiten und das Publicum, das sich sonst schon die ganze Woche über auf den Sonnabend Nachmittag freut, der ihm einen neuen „Kladderadatsch“ mit neuen frivolen Witzen bringt, ist mit dieser Abdicationsurkunde des berliner Humors ein-

verstanden und weiß dem Witzblatt für sein diesmaliges Verstummen soviel Dank und vielleicht noch mehr wie sonst kaum für seine gelungensten und anzüglichsten Späße. Urtheilen Sie danach, wie weit es mit uns gekommen und wie groß die Niedergeschlagenheit sein muß, wenn die Frivolität aufhört in Berlin volksthümlich zu sein!

Den ersten Rang in der Reihe dieser düstern und unheilvollen Ereignisse nimmt natürlich der Tod des Hrn. von Hinckeldey ein. Hat jemals ein Mensch den Wechsel der Volksstimmung erfahren, und zwar ohne daß er selbst sich um ihre Gunst bemüht oder auf ihre Ungunst geachtet, so war es Hr. von Hinckeldey. Als derselbe im November 1848 an die Spitze der hiesigen Polizeiverwaltung berufen ward, empfing ihn, wie das unter den damaligen Umständen nicht wohl anders sein konnte, ein sehr ungünstiges Vorurtheil und auch die ersten Jahre seiner Verwaltung dienten nur dazu, dasselbe zu bestätigen. Es ist gewiß nicht meine Absicht, Disteln zu pflanzen auf ein Grab, das in so vieler Hinsicht und mit so großem Recht ein Gegenstand allgemeiner Klage und Verehrung ist: aber die Pflicht des Berichterstatters nöthigt mich doch, es auszusprechen, daß Hr. von Hinckeldey während der ersten Jahre seiner Amtsführung eine der unbeliebtesten Persönlichkeiten von Berlin war und daß wenige Menschen so gründlich gehaßt worden sind, wie es ihm damals von der Mehrzahl der hiesigen Bevölkerung widerfuhr.

Und nicht ganz mit Unrecht. Hr. von Hinckeldey war in der That, bei vieler persönlicher Liebenswürdigkeit, als Beamter eine herrische, schroffe, aufbrausende Natur; erfüllt von einem ganz ungemeinen Bewußtsein seines amtlichen Berufs, gab er der polizeilichen Gewalt eine Ausdehnung, wie man sie wenigstens in Berlin, ja ich darf hinzusetzen in Preußen überhaupt bis dahin nicht gekannt hatte. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er seine Pflicht jederzeit ohne Ansehen der Person erfüllte und daß er sich niemals dazu herbeiließ, sich und den Einfluß seines Amtes zum Werkzeug gewisser einseitiger politischer Richtungen zu machen. Es ist damals viel Klage über ihn geführt worden und viele rechtschaffene Männer haben gelitten unter der Gewaltsamkeit, mit der Hr. von Hinckeldey seine Macht zur Geltung brachte: aber niemals ist ihm der Vorwurf gemacht worden, als ob er diese Strenge aus persönlichen Motiven hier lindere, dort verschärfe, sondern stets und unter allen Umständen war sie dieselbe für Alle.

Wie dann seit dem Jahre 1850 die politischen Gegensätze bei uns mehr und mehr einschlummerten, verbesserte sich auch die Stellung des Hrn. von Hinckeldey zum Publicum. Er blieb — die Gerechtigkeit nöthigt uns dies auch seinem frischen Grabe gegenüber zu bekräftigen — immer der Mann der Polizeigewalt: d. h. also der Vollstrecker einer Gewalt, die ihrer Natur nach keine festen rechtlichen Schranken anerkennt, sondern, ein Product des Augenblicks und seines Zwangs, regelmäßig so weit greift, wie sie irgend greifen kann. Allein statt sie in kleinlichen persönlichen Hetzereien abzunutzen, wie es wol hier und da vor ihm geschehen war, übertrug Hr. von Hinckeldey diese große, den Umständen nach fast unumschränkte Gewalt auf das Gebiet des öffentlichen Wohls und der gemeinnützigen Zwecke. Hierin zeigte Hr. von Hinckeldey, in dem man mit Unrecht einen bloßen pflichttreuen Bureaukraten hat erblicken wollen, offenbar eine gewisse Genialität: nämlich daß er die Polizei-

gewalt, die ſonſt in der Regel nur negativ wirkt, poſitiv zu machen ſuchte, indem er ſich, als die Verkörperung dieſer Gewalt, an die Spitze aller gemeinnützigen Aufgaben ſtellte, welche in der Entwickelung unſers ſtädtiſchen Lebens irgend auftauchten und die ganze Energie ſeiner Perſönlichkeit ſowie die ganze Tragweite ſeines amtlichen Einfluſſes dazu verwandte, ſie ins Leben zu führen. Die Ausbildung der Schutzmannſchaft zu ihrer gegenwärtigen Geſtalt, in der ſie eine Hauptſtütze für die öffentliche Sicherheit der Hauptſtadt iſt; die Wachſamkeit und Schnelligkeit, welche unſere Criminalpolizei neuerdings entwickelte und die in einigen bekannten Beiſpielen faſt an das Wunderbare grenzte; die verbeſſerte Straßenreinigung; ferner die Einrichtung der Feuerwehr, die Waſſerleitung, die öffentlichen Waſch- und Badeanſtalten, die projectirte Brotbäckerei — alle dieſe für die Wohlfahrt unſerer Stadt ſo wichtigen Inſtitute und viele andere von mehr temporärer Bedeutung verdanken wir Hrn. von Hinckeldey; durch ſie verſöhnte er die öffentliche Meinung und legte den Grundſtein zu jener Popularität, die dann bei Gelegenheit ſeines tragiſchen Endes auf ſo überraſchende Weiſe hervorgetreten iſt. Es iſt wahr, daß der Verewigte auch in Verfolgung dieſer edeln und wahrhaft populären Zwecke ſeine gewaltthätige Natur niemals verleugnete und daß Vieles, vielleicht das Meiſte von Dem, um deſſenwillen das Publicum jetzt ſein Andenken preiſt, auf höchſt gewaltſamen Wegen entſtanden iſt; ich erinnere beiſpielsweiſe an die Feuerwehr, mit der er dem Stadtärar eine unverhältnißmäßige und rechtlich durchaus nicht begründete Laſt aufgebürdet hat. Aber wenn jemals der Zweck die Mittel heiligen kann, ſo war es in dieſem Fall, oder wurde doch wenigſtens vom Publicum ſo aufgenommen. Ueberhaupt liebt ja das Publicum energiſche Naturen, ſelbſt wenn ſie ihre Energie mitunter auf ſeine Koſten bewahrheiten; mitten in einer faulen, ſchlaffen Zeit war Hr. von Hinckeldey doch wenigſtens ein ganzer, voller Charakter, der das einmal Beſchloſſene mit Kraft angriff und mit Conſequenz durchführte. Solchen energiſchen, thatkräftigen Naturen aber widerſteht das Publicum auf die Dauer nie; ſie tragen in ihren Erſcheinungen einen gewiſſen volksthümlichen Humor, der ſelbſt Diejenigen mit ihnen ausſöhnt, die unter ihrer Härte zu leiden haben.

Was aber ſpeciell Hrn. von Hinckeldey betrifft, ſo hatte derſelbe dabei noch den ganz beſondern Vortheil, daß ſeine Gewaltmaßregeln und Rechtsüberſchreitungen ſich größtentheils nach einer Seite hinwandten, der das Publicum dies und alles mögliche Ueble von Herzen gönnte: nämlich gegen die ſtädtiſchen Behörden, die ſich, ich laſſe dahingeſtellt mit wie viel Recht oder Unrecht, bei uns den Ruf einer ganz beſondern Schlaffheit und Unthätigkeit erworben haben. Einem ſolchen Gegner gegenüber war Hr. von Hinckeldey nach der Meinung des Publicums immer im Rechte, einerlei ob der Buchſtabe des Geſetzes dabei verletzt wurde oder nicht. Hatten denn die Väter der Stadt ſich immer als ſolche ſtrenge, unerſchütterliche Helden der Geſetzlichkeit gezeigt? Ganz gewiß nicht. Aber bei den Ueberſchreitungen, die Hr. von Hinckeldey ſich geſtattete, kam doch wenigſtens Etwas heraus, es geſchah doch Etwas, es wurde Etwas geleiſtet, der Schade, den der Einzelne erlitt, geſtaltete ſich zum Gewinn für das Ganze; ſehr natürlich alſo, daß man der productiven Willkür der Polizei Beifall klatſchte, während das frucht-

lose Anrufen des Gesetzes den städtischen Behörden nur zum Schaden noch den Spott hinzuerwarb.

Und dann noch Eins, was Hrn. von Hinckeldey in der öffentlichen Meinung besonders hochstellte und mit vollstem Recht: soviel Gelegenheit die vielfachen industriellen Unternehmungen, die auf seine Veranlassung und unter seinem Protectorat zur Ausführung kamen, ihm auch darboten, seines persönlichen Vortheils wahrzunehmen, so hat er doch keine einzige benutzt; niemals mitten in einer Zeit des Wuchers und der Corruption, hat auf seiner Uneigennützigkeit der leiseste Verdacht geruht; „er ist grob", hieß es im Publicum, „aber ehrlich" und der Erfolg hat bewiesen, wie richtig die öffentliche Meinung wenigstens in diesem letztern Punkte geurtheilt hat — denn Hr. von Hinckeldey ist arm gestorben....

Auch noch in andern und noch weitergreifenden Beziehungen war Hr. von Hinckeldey eine höchst einflußreiche und bemerkenswerthe Persönlichkeit. Er galt allgemein als der „Mann der Zukunft"; die ungewöhnliche Gunst, deren er sich an allerhöchster Stelle erfreute, die Unbekümmertheit, mit der er zwischen den Parteien des Tags hindurchschritt, endlich die ungewöhnliche Entwickelungsfähigkeit, die er während seiner berliner Amtsführung gezeigt hatte und die offenbar noch lange nicht erschöpft war, ließen ihn als die geeignetste, ja man darf sagen als die unvermeidliche Persönlichkeit erscheinen, so oft von einer Veränderung des Cabinets die Rede war. Ihre Leser erinnern sich wol noch der Gerüchte, die in dieser Hinsicht im vorigen Jahre in Umlauf waren und die damals mit solcher Sicherheit auftraten, daß selbst vorsichtige und gutunterrichtete Blätter kein Bedenken trugen, sie als vollendete Thatsache zu melden. Dergleichen Gerüchte wiederholten sich, wie die Veranlassung dazu wiederkehrte, vielleicht nicht factisch, aber doch in der Meinung des Publicums; so oft es hieß (und wie oft im Lauf dieser letzten Kammersession hat es nicht so geheißen!), Hr. von Manteuffel sei im Begriff, vor den übertriebenen Anfoderungen der Junkerpartei zurückzutreten, so oft wandten die Blicke des Publicums sich auf Hrn. von Hinckeldey; das Ministerium Hinckeldey war der Trumpf, den unsere Weißbierpolitiker jenem Ministerium Gerlach entgegenspielten, das von Zeit zu Zeit, gleich einem irren Schatten, aus dem Staub und Qualm unserer Kammerdebatten emporzusteigen schien.

Wenn ein solcher Mann, an eine so hervorragende Stelle gesetzt und so durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zum Zielpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gemacht, plötzlich in der Blüte der Jahre, mitten in seiner frischesten Wirksamkeit, dem Leben entrissen wird, so ist das ein Ereigniß, das die Gemüther unter allen Umständen aufs tiefste ergreifen und erschüttern muß. Aber um wie viel tiefer muß diese Erschütterung sein, wenn dieser Abschied aus dem Leben von so eigenthümlichen, so unglaublichen Umständen begleitet ist wie in diesem Falle! Wer dies Ereigniß nicht hier mit erlebt hat, der kann sich auch keine Vorstellung machen von der allgemeinen Niedergeschlagenheit, um nicht zu sagen dem Entsetzen, welches dasselbe hier hervorgebracht hat. Ich war an dem verhängnißvollen Montagvormittag zufällig eben in einem öffentlichen Local, als die erste dumpfe Kunde von dem tragischen Vorfall sich zu verbreiten anfing; sie wurde anfangs theils mit Gelächter, theils mit Unwillen aufgenommen, indem Jedermann darin nur einen verfrühten,' noch dazu höchst unpassenden Aprilscherz

zu erkennen meinte. Der Generaldirector der preußischen Polizei ein Duellant, der höchste Wächter der ausübenden Gewalt ein offenkundiger Uebertreter des Gesetzes — nein in der That, diese Erfindung erschien zu burlesk und zu geschmacklos, um ihr Glauben zu schenken. Bald jedoch kamen neue Boten, bleich vor Schrecken und mit so bestimmten und detaillirten Nachrichten, daß es unmöglich fiel, länger zu zweifeln. Ich habe die aufgeregtesten Zeiten der Jahre 1848 und 1849 hier erlebt, ich weiß, wie das berliner Volk aussieht, wenn es von einem großen unerwarteten Ereigniß ergriffen und wenigstens auf Augenblicke über seine gewöhnliche ironische Leichtfertigkeit hinausgehoben ist. Aber ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich Sie versichere, daß wenigstens seit dem Waldeck'schen Proceß sich nichts in unserer Stadt zugetragen, was eine so allgemeine und so tiefgreifende Aufregung hervorgebracht hätte. Ueberall, wohin man sah, bleiche Gesichter; überall das Gefühl nicht blos eines schweren öffentlichen Verlustes, sondern geradezu eines nationalen Unglücks; überall das Bewußtsein, ein Aeußerstes erreicht zu haben, über das hinaus keine Möglichkeit mehr geboten wird und wo es nun heißt, umkehren oder zugrunde gehen!

Denn ebenso selten wie diese Aufregung war auch die Einstimmigkeit, mit welcher das Publicum das Ereigniß auffaßte. Mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit verbreiteten sich die Einzelheiten, welche den unglücklichen Vorgang begleitet und soviel falsche und entstellende Gerüchte dabei natürlich mit unterliefen und soviel Dunkles und Unbegreifliches das ganze Ereigniß auch noch bis zur Stunde hat, mit so großer Sicherheit entschied die öffentliche Meinung sich doch sofort darüber, daß dies keineswegs ein bloßes zufälliges persönliches Ereigniß, sondern daß es sich hier um den Zusammenstoß zweier Principien handle, deren Widerstreit im Leben unsers Staates auch übrigens schon so vielfach bemerkt worden ist und den Gegenstand so zahlreicher und so wohlbegründeter patriotischer Befürchtungen bildet. Das ist der Commentar zur Rede des Grafen Pfeil! Das ist es, wohin unsere «Kleinen Herren» streben"! Diese und ähnliche zum Theil noch viel herbere Ausrufe konnten Sie am Montag von unzähligen Lippen vernehmen und noch heute, soviel Mühe die Organe unserer Junkerpartei sich auch geben, den Vorgang seiner principiellen Bedeutung zu entkleiden und ihn als ein bloßes standesgemäßes Rencontre zweier Edelleute darzustellen, sind dieselben keineswegs verstummt.

Im Gegentheil, sie haben sich vermehrt und zwar besonders infolge des bekannten Vorgangs im Herrenhause vom Dienstag, dem Tage unmittelbar nach dem unglücklichen Vorfall. Ich weiß nicht, ob zu den Immunitäten und Privilegien des Hohen Hauses nicht etwa auch dies gehört, daß sich keine Kritik an seine Verhandlungen wagen darf. Ganz sicher scheint das Selbstbewußtsein des Hohen Hauses allerdings nicht zu sein, indem es, wie Sie aus den Zeitungen ersehen haben werden, für nöthig erachtet hat, die bei jener Gelegenheit gefallenen Aeußerungen nachträglich durch eine officielle Erklärung seines Schriftführers als „reglementsmäßig" rechtfertigen zu lassen. Das Hohe Haus muß natürlich selbst am besten wissen, was sein Reglement ihn vorschreibt oder verstattet; aber verschwiegen darf es bei alledem doch nicht bleiben, daß diese Verherrlichung des „edlen von Rochow", welche

der Präsident des Herrenhauses mit der Anzeige des Vorgefallenen verband und zwar ohne für den Gefallenen auch nur das leiseste Wort, nur eine Silbe des Bedauerns, der Anerkennung, der Theilnahme zu haben und ohne daß von sämmtlichen Mitgliedern des Hohen Hauses auch nur ein Einziger für gut befunden hätte, gegen diese (um mich ganz vorsichtig auszudrücken) einseitige Auffassung des Ereignisses Verwahrung einzulegen — es darf, sage ich, nicht verschwiegen werden, daß diese Verherrlichung, unter diesen Umständen, im Publicum den allerunangenehmsten Eindruck gemacht hat und daß, wenn es jemals der Zweck des Hohen Hauses hätte sein können, Oel ins Feuer zu schütten, dies der allersicherste Weg gewesen wäre, denselben zu erreichen.

Dagegen hat das feierliche Begräbniß am Mittwoch einen sehr wohlthuenden Eindruck hervorgebracht. Die zahllose Menschenmenge zeigte sich durchweg von der Bedeutung des Ereignisses ergriffen; kein Geschrei, keine Drohungen, überhaupt keine Art zweckloser Demonstrationen, überall nur der Ausdruck tiefster Bekümmerniß und jener verhaltene, seiner selbst gewisse Zorn, der dem männlichen Angesicht so wohl steht. Auch hier wieder mußte ich an das Jahr 1848 zurückdenken und an jene Leichenzüge und sonstigen politischen Processionen, welche die Bevölkerung unserer Hauptstadt damals in Bewegung setzte. Welche Ereignisse sind seitdem über unsern Häuptern dahingegangen, welcher Wechsel der Begebenheiten, der Ansichten, der Charaktere! Aber Gott Lob, die Masse des Volks ist von alledem unberührt geblieben, ja indem ich mein Auge auf diesen ernsten schweigenden Gesichtern ruhen ließ und die strenge durchaus gesetzmäßige Haltung sah, die von diesen Tausenden und aber Tausenden beobachtet ward, schien es mir, als ob der Kern der Bevölkerung, mitten unter der Thorheit und der Erniedrigung dieser Jahre, sogar an politischer Bildung zugenommen und als ob in demselben Grade, wie die obern Schichten von sittlicher Fäulniß zerfressen werden, die untern gesünder, kräftiger und besonnener geworden sind.

Eine besonders beruhigende Wirkung hatte das persönliche Erscheinen des Königs im Trauerhause, begleitet von allen zur Zeit in Berlin anwesenden Prinzen; der König folgte dabei nicht nur einem edlen Zuge seines Herzens, sondern es war dies auch das geeignetste Mittel, alle jene theils thörichten, theils boshaften Gerüchte niederzuschlagen, welche den Hof einer wenigstens passiven Betheiligung an dem unseligen Ereigniß beschuldigen wollten. Eine soeben veröffentlichte amtliche Erklärung des Staatsanwalts Noerner bestätigt nun, daß man in den höchsten Regionen es sich im Gegentheil aufs eifrigste hat angelegen sein lassen, den unglücklichen Streit beizulegen und Hrn. von Hinckeldey auf gesetzlichem Wege die Genugthuung zu verschaffen, deren er bedurfte; daß er selbst sich damit nicht begnügt, ja daß er das Duell absichtlich beschleunigt hat, um eben einer gütlichen Ausgleichung zuvorzukommen, beweist nur, wie brennend die Beschimpfungen, wie unerträglich die Verfolgungen gewesen sein müssen, denen er von seiten seiner Gegner ausgesetzt war. Um nichts und wieder nichts oder was dem gleich wäre, um eine bloße gesellige Verletzung, eine bloße Kränkung der Standesehre schlägt ein Mann von 50 Jahren und Vater von sieben Kindern sich nicht und am wenigsten hätte Hr. von Hinckeldey es gethan, der bei manchen Schwächen, die, wie Sie sehen, auch von mir nicht beschönigt

worden ſind, doch den Vorwurf, ein Raufbold zu ſein, ganz gewiß nicht verdiente. Auch die eben erwähnte Veröffentlichung des Staatsanwalts deutet darauf hin, daß Hr. von Hinckeldey der Gegenſtand einer abſichtlichen und planmäßig organiſirten Verfolgung geweſen iſt; wenigſtens läßt ſich ſonſt auf keine Weiſe begreifen, wie „ein Freund“ des Hrn. von Rochow dazu gekommen ſein ſoll, dem Staatsanwalt Schriften mitzutheilen, welche derſelbe ſofort als „in hohem Grade beleidigend“ für Hrn. von Hinckeldey erkennen mußte. Man wollte alſo offenbar Hrn. von Hinckeldey auf den Weg zwingen, den er denn auch mit nur allzu eilfertigem Muthe betreten hat; man denuncirte ſich dem Staatsanwalt ſelbſt, man zeigte ihm: ſieh, das haben wir Hrn. von Hinckeldey geſchrieben und wenn er nun noch die Stirn hat, ſich der Menſur zu entziehen, ſo —

Aber genug über den vermuthlichen Zuſammenhang der unſeligen Geſchichte. Ob ſie in ihren Einzelheiten jemals vollſtändig aufgeklärt werden wird, ſteht dahin; ſoviel indeſſen iſt gewiß, daß Alles, was bisjetzt in dieſer Hinſicht vorgebracht iſt, von Berufenen wie Unberufenen, nur dazu gedient hat, die Meinung zu befeſtigen, die ſich das Publicum gleich im erſten Augenblick über die Motive des Ereigniſſes gebildet hat. Man kann dieſe Schnelligkeit, mit der das Publicum ſich in einer ſo verwickelten Angelegenheit entſchieden hat, als Vorurtheil bezeichnen — aber ſelbſt wenn es ſo wäre, läge dann nicht auch in dieſem Vorurtheil eine furchtbare Signatur der Zeit? Und würden unſere Machthaber wol wirklich gut, ja würden ſie nur klug thun, dieſelbe zu überſehen?

Aus Paris.

Mitte März 1856.

K. S. Bekanntlich ſpielten auf vielen europäiſchen Congreſſen die Ofenheizer eine große Rolle, indem ſie die von ihrem Verſteck aus erlauſchten Staatsgeheimniſſe den Journaliſten verriethen; in Paris aber, wo die Kamine im Zimmer ſelbſt geheizt werden und ſich alſo die Diplomatie gegen dieſe Art von Indiscretion leichter verwahren kann, ſind die verzweifelnden Journaliſten auf logiſche Inductionen beſchränkt, und Hr. Kuranda, welcher von Wien expreß hergeeilt iſt, um für ſein geſchätztes Organ einige Ofenheizer zu gewinnen, wird wol unverrichteter Sache wieder abreiſen müſſen. Wir Andern freilich, die wir nicht jeden Tag unſere ſemmelwarme Weisheit zu Markte tragen müſſen, können uns mit der Logik der Thatſachen und Verhältniſſe begnügen. Zur Zeit, da Holberg ſeinen politiſchen Kannengießer ſchuf, war zwar die orientaliſche Frage allerdings ſchon auf dem Tapet, dagegen war die Börſe noch nicht erfunden und dadurch iſt der politiſche Badaud von heute denn weſentlich modificirt. Dieſer mehr ſpeculirende als ſpeculative Kannengießer glaubt zunächſt was er hofft, und hofft was er wünſcht. Sind aber dieſe Wünſche, Hoffnungen, Meinungen erſt einmal, wie es nach dem techniſchen Börſenausdrucke heißt, in den höhern Curſen „escomptirt“, ſo kann die beſcheidene Realität ſeinen Anſichten nicht mehr genügen, er wird nervös, ängſtlich und ſchlägt beim leiſeſten conträren Winde um. Daher die alte und bekannte Erfahrung, daß die Curſe bei jedem Friedensſchluſſe fallen und bei jeder Kriegserklärung ſteigen. Die kaiſerliche Eröffnungsrede hätte den Männern der univerſalen Creditmobiliſirung wol

gefallen können, wenn ihnen nicht Tags zuvor die „Indépendance belge" den goldenen Frieden in höchsteigener Person angemeldet hätte. Dieses Journal nämlich — das darf nicht übersehen werden —, welches bisher unter dem indirecten Einflusse einiger Bourgeoisregierungen gestanden hat, ist jetzt in den directen Dienst einiger Speculanten getreten. Uebrigens hätte man allerdings unter jene Thronrede, die mehr eine diplomatische als staatsrechtliche oder administrative Tragweite hat, schreiben können: „Hier sind Fußangeln gelegt!" Zunächst stellen sich viel Sympathie für Piemont und für Rußland, eine gewisse Kälte gegen England und eine große Verstimmung gegen Oestreich heraus. In der That scheinen sich auch, nach vielen und vielerlei Symptomen zu schließen, die Parteien in den „Conferenzen", welche zuweilen auch vom „Moniteur" „Congreß" betitelt werden*), ungefähr so zu gruppiren, daß Frankreich und Rußland in dem eifrigen Friedenswerke zusammengehen, während England Schwierigkeiten bereitet und Oestreich Sonderinteressen verfolgt. Die Türkei war in der kaiserlichen Rede nicht genannt, ja auch nicht indirect erwähnt worden; auch ist ihre Stellung heuer der Art, daß sie sich mehr gegen die Zumuthungen ihrer sogenannten Alliirten als gegen ihres Feindes Andringen zu verwahren hat. Rußland braucht den Frieden, weil es erschöpft ist und seine Kräfte anderweitig verwenden muß, und Frankreich will den Frieden, weil bei Fortsetzung dieses Kriegs die Vortheile weitaus nicht im Verhältniß zu den Opfern stehen würden. Die erste Friedensnachricht wurde von der ganzen Nation mit zu großem Entzücken und Jubel aufgenommen, als daß Napoleon diese Verheißung so leicht wieder zurücknehmen könnte. Braucht der Bonapartismus wieder einen Krieg, so wird er einen leichtern, einträglichern und glorreichern anzuzetteln wissen.

Englands Lage ist von der Frankreichs in vielen Punkten verschieden. Zunächst ist die französische Finanznoth, trotz der schönen Gruppirung der officiellen Chiffren, nicht wegzuleugnen; die Industrie leidet am Capitalmangel, und der sogenannte Börsenreport erhebt sich zuweilen zu einer schwindelnden Höhe, wie sie in den ältesten Wuchergesetzen keines Volks je geahnt worden. Ich behalte mir vor, diese Erscheinung ein ander mal in ihrem naturgemäßen Zusammenhange zu beleuchten und beschränke mich hier darauf, die Historiker auf ein Thema hinzuweisen, in welchem sie durch entsprechende Vergleichungen mit frühern Zeiten viel Licht über verschiedene Punkte der Politik und Nationalökonomie verbreiten könnten, — die Kriegskosten der verschiedenen neuesten und ältern Kriege, meine ich. Das englische Ministerium berechnete seinen Antheil daran bis vor kurzem auf 44 Millionen Pfd. St., also auf etwa 1100 Millionen Francs; dafür hatte England neue Truppen baar anzuwerben und die bei weitem größere Hälfte der Gesammtarmee auf seinen Schiffen zu transportiren. Frankreich hatte die größere Armee zu ernähren und größere Arsenale im Stande zu erhalten; seine, völlig verschlungenen Kriegsanlehen betragen $1^1/_2$ Milliarden und außerdem erlitten die Steuern eine nicht ganz unbedeutende Erhöhung. Von den Aus-

*) Seit der Zuziehung Preußens, das der erhaltenen Einladung bekanntlich durch sofortige Entsendung des Ministerpräsidenten von Manteuffel entsprochen hat, scheint die Bezeichnung „Congreß" die allein übliche und officiell angenommene geworden zu sein. D. Red.

gaben der Türkei und Sardiniens soll hier gar nicht geredet werden. Im Allgemeinen wird es wol seine Richtigkeit haben, daß, je höher die Civilisation eines Landes steigt, desto kostspieliger wird ihm die Kriegführung und desto ansehnlicher sind überdies seine mittelbaren Verluste (an Menschenkraft und Handelsverkehr) dabei. Damit jedoch Hr. Elihu Burritt sich nicht versucht fühle, diese Betrachtungen seinen „Olivenblättern für das Volk" einzuverleiben, füge ich hinzu, daß nichtsdestoweniger ein anderer Krieg und von andern Leuten geführt, in Frankreich recht populär werden könnte, und daß bei allen Friedensverheißungen auch dieses Jahr wieder das doppelte Truppencontingent ausgehoben wird. Außerdem drängt sich uns bei den Friedensverhandlungen eine Reflexion auf, welche man nach jedem Kriege, wie nach jeder Revolution, zu machen Gelegenheit hat: die scheinbar veränderte Parteistellung hat an den innern Beziehungen der Interessen wenig verändert, und es kann sich leicht herausstellen, daß z. B. in Bezug auf die Verfassung der Donaufürstenthümer oder Montenegros Oestreich und Rußland sich leichter mit der Türkei verständigen als Frankreich und England, die Diplomatie ist in Konstantinopel sehr thätig und arbeitet in einem ganz andern Sinn als in Paris. Hier gefällt Graf Orlow sehr, schon durch sein militärisch-biderbes Wesen und sein gebrochenes Französisch. Außerdem macht Graf Cavour einen bedeutenden Eindruck. Buol-Schauenstein scheint völlig „dépaysé" und Lord Clarendon wird, als der allgemeine Friedensstörer, scheel angesehen.

Die Differenz zwischen dem „Moniteur" und dem „Constitutionnel" hat wol auch in Deutschland einiges Aufsehen gemacht. Obgleich die Geschichte schon einige Wochen alt ist, mag ein nachträglicher Commentar dazu doch noch einiges Interesse bieten. Der „Moniteur" soll den kriegerischen Artikel des „Siècle" auf besondern Befehl des Kaisers abgedruckt haben, welchem — zumal nach seiner ersten, etwas schwierigen Unterredung mit Hrn. von Brunnow — der Ton des Oppositionsblatts mehr dem Geiste der französischen Nationalehre entsprechend erschienen sein mag als das Friedensgewinsel des „Journal de Débats", der „Assemblée nationale" u. s. w. Die friedliebenden Minister sollen sich, hauptsächlich in ihrem eigenen und der Börse Interesse, darüber entsetzt und die voreilige Erlaubniß zu jenem merkwürdigen Quasiwiderruf (im „Constitutionnel") erwirkt haben. Die Note des „Constitutionnel" machte aber natürlich einen so schlechten Eindruck, daß dagegen der „Moniteur" seine Stellung und die Regierung den Ruf der Energie und Unabhängigkeit wahren mußte. Somit ward der „Constitutionnel" wieder im „Moniteur" Lügen gestraft, aber weder öffentlich verwarnt noch sonst bestraft, und kam mit einem scheinbaren Wechsel in der Redactionsunterschrift davon. Vergessen wir nicht, daß der „Constitutionnel" schon unter Véron's Leitung während der Präsidentschaft die Mission hatte, in der Form der Opposition für die Regierung zu arbeiten. Jetzt bringt er zuweilen Correspondenzen aus Petersburg, in welchen von Alexander's II. Bewunderung für Napoleon III. (ähnlich der Bewunderung Alexander's I. für Napoleon I.!!) und von dessen constitutionellen Sympathien die Rede ist. Trat doch auch vor einigen Wochen Prinz Jérome, der ehemalige Westfalenkönig, der heute im Sterben liegt, in seinen Salons mit dem, zu Tilsit (1807) erbeuteten, Großkreuz des Andreasordens auf. Wenn ein

Privatmann das thäte, würde man nicht mindestens seinen patriotischen und politischen Takt verdächtigen?!

Die literarische Presse beschäftigt sich noch immer mit den akademischen Wahlen. Man hat Fallouˣ, den Ritter des legitimen Throns und Altars, bis auf seinen, allerdings halb fingirten, Adel zerpflückt — und er wird doch gewählt werden! Es kann aber auch, meine ich, der Demokratie völlig gleichgültig sein, von was für Leuten sich die Aristokratie vertreten lassen will. Es fehlt keinem Lande an Leuten, wie euer Graf Pfeil, der im Jahre 1848, wie ich mich genau erinnere, als einer der ärgsten Schreier sich in die Clubcomités der berliner Ochlokratie einzudrängen sich vergeblich bemühte, und der nun in dem Gerlach'schen Kreuzheere einen Offizierposten einnimmt. Damit will ich aber den kopflosen Grafen Pfeil keineswegs mit dem überaus verschmitzten Fallouˣ (auch Filou genannt) verglichen haben. Die Aufnahme Legouvé's in das Institut war ein wahres Fest für das Feuilleton. Da er nämlich seines Vorgängers Ancelot, des Lustspieldichters, Lob zu singen hatte, und er selbst eine etwas socialistische „Geschichte der Frauen" geschrieben hat, so kamen zwischen ihm und seinem Respondenten Flourens lauter leichtflüßige Gegenstände zur Sprache. Legouvé ging so weit, das französische System der dramatischen Collaboration (zu Deutsch: Fabrikarbeit) als eine „sociabilité en cinq actes" zu preisen. Und er hat doch seine bürgerlichtugendhafte „Medea" allein gemacht. Sein College Ponsard konnte bisher noch die akademische Receptionsfeierlichkeit aus einem eigenthümlichen Grunde nicht begehen. Er muß nämlich dabei, dem Herkommen gemäß, das Lob seines Vorgängers singen und Dieser, der große Baour-Lormian, soll Einiges veröffentlicht haben, seine angeblichen Schriften sind aber nirgends aufzutreiben, selbst nicht auf den öffentlichen Bibliotheken. So bereitet die Akademie mit einem Gesetze, welches den Nachruhm ihren Mitgliedern sichern sollte, den lebenden Akademikern manche Verlegenheit! Ponsard hat auch etwas Besseres zu thun als Baour-Lormian's Unsterblichkeit zu studiren. Die Theater reißen sich um sein Lustspiel „La bourse", welches jetzt im Odéon für das anregbare Studentenpublicum einstudirt wird, obgleich die Regierung Alles aufgeboten hat, es für das Théâtre français zu gewinnen. Dieses wird also seine nächsten Einnahmen dem alten Racine und der, still auf gerettetem Boot, heimkehrenden Rachel zu verdanken haben, während aux Italiens die Ristori, welche jetzt wieder als Mirrha und Maria Stuarda entzückt, eine von Signore dell' Aste übersetzte „Phèdre" (des Racine) und die, von der Rachel zurückgewiesene, „Médée" des Legouvé einstudirt. Dieses Jahr, wo, im Gegensatz zum vorigen, die Herausfoderung von der Ristori ausgeht und die Rachel an das Mitleid appellirt, könnte das weichherzige Publicum sich leicht für die einheimische Künstlerin erklären, welche noch dazu in ihrem Repertoire größere Ressourcen für das populäre Drama besitzt, während freilich die Ristori auch in der Komödie vortrefflich spielen soll. Vorläufig läuft das Publicum noch in die beiden komischen Opern, die neuesten Werke Auber's und Clapisson's zu bewundern. Der alte Auber leistet noch immer mehr als alle jüngern Componisten zusammengenommen. Dagegen ist das Libretto von Scribe „Manon Lescaut", wie die meisten neuesten Bearbeitungen anerkannter Romane, eine schimpfliche Verballhornisirung des Abbé Prévost, und verhält sich zu dessen Roman wie das Schauspiel „Flami-

nio" von George Sand zu dem Roman „Teverino" von derselben. Ja, man verstände die dramatischen Bearbeitungen dieser Art gar nicht, wenn nicht der verarbeitete Roman in aller Welt Händen wäre.

Das erste Heft von Lamartine's Monatsschrift ist erschienen und hat großes Aufsehen gemacht. Er edirt und schreibt das Ganze allein. Dieses erste Heft bespricht nur Persönliches; es enthält einige rührende Erinnerungen aus seiner Kindheit und kommt dann mit einer schauderhaften und bei dem illusionsfähigen impressionabeln Lamartine doppelt überraschenden Aufrichtigkeit auf seinen gegenwärtigen Seelenzustand zu reden, ohne die Verzweiflung und sogar die Selbstmordgedanken zu verschweigen, welche ihn schon gepeinigt haben. Dieser Appell an das Publicum, der den Ton einer vertrauten Mittheilung nicht aufgibt, ist von dem tiefsten psychologischen Interesse und von einer ergreifenden Wahrheit. Man kann das Alles nicht ohne warme Sympathie lesen, wenn man auch die Ursachen dieses Verfalls (Schulden, Vereinsamung, Enttäuschung u. s. w.) unter andern Umständen mit unerbittlicher Strenge analysiren möchte. Lamartine, dieser Grand-Seigneur, der aus purer Geldnoth Tag und Nacht schreibt und dies dem Publicum verräth! Was mich betrifft, so rühren mich, bei einer so poetischen und humanitär-gläubigen Natur, die eingebildeten Leiden gerade so lebhaft und noch lebhafter als die wirklichen: denn jene sind auch wirklich empfunden und sind unheilbar, weil sie ihren Sitz in der Seele haben.

Und während der gefeierte Lamartine den Parisern solche Wunden entblößt, schreibt Victor Hugo in London seine hoffnungsfreudigen „Contemplations", welche uns eine freiere Zukunft verheißen. Der Glaube und die Thatkraft sind hier also auf Seiten des Exils und die Verzweiflung ist in der Heimat!

Notiz.

Die „Brautfahrt oder Kunz von der Rosen", ein Lustspiel von Gustav Freytag, ist in Leipzig bei Gelegenheit einer Benefizvorstellung zur Aufführung gekommen, soviel uns erinnerlich zum ersten mal, wiewol es bereits im Jahre 1843 geschrieben und schon im folgenden Jahre im Druck erschien. Das Stück behandelt die berühmte Brautwerbung des spätern Kaisers Maximilian I. um die schöne und reiche Maria von Burgund, also derselbe Stoff, den der Kaiser selbst in spätern Jahren im „Theuerdank" aufzeichnen ließ; der Dichter verfolgt darin eine gewisse romantische Richtung, die er dann in seinen fernern Productionen sehr gründlich verlassen hat und die auch allerdings wol der dramatischen Wirkung nur wenig zuträglich ist. Auch scheint die Aufführung in Leipzig nur geringen Anklang gefunden zu haben. In Wien ist Flotow's neue Oper „Albin" gründlichst durchgefallen. Der über alle Beschreibung dürftige Text von Mosenthal soll an diesem Unfall nicht geringen Antheil haben; aber auch die Musik soll höchst unbedeutend sein und die innere Flachheit und Hohlheit, welche die Kritik den Flotow'schen Compositionen schon längst zum Vorwurf machte, auf eine wahrhaft klägliche Weise offenbaren.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In meinem Verlage erschien soeben:

Berliner statistisches Jahrbuch

enthaltend den Bericht des statistischen Amtes

im

Königl. Polizei-Präsidium zu Berlin

für das Jahr 1854.

Von

Dr. Eduard Müller,

Regierungs- und Medicinalrath.

Gr. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Franz Duncker. (W. Besser's Verlagshandlung.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staël (Mme. de), Corinne ou l'Italie.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine neue Ausgabe dieses weltbekannten Romans, des glänzendsten Werks der berühmtesten Schriftstellerin der neuern Zeit. Die Verlagshandlung hat mit demselben den Neudruck einer grössern Reihe classischer Werke der ausländischen Literatur eröffnet. Die neuen Ausgaben sollen sich durch correcten Druck, elegante Ausstattung und handliches Format auszeichnen, und vermöge ihrer Billigkeit sich besonders dazu eignen, jene grossen Geistesproducte immer weitern Kreisen zugänglich zu machen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich** Baron **de la Motte-Fouqué.** Neunte Auflage. Mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber nebst einer Biographie des Dichters, Portrait und Facsimile. 1855. Gr. 8. Eleg. geh. 2 Thlr.; in engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 20 Sgr.

Achte Auflage. Kl. 8. Geh. 15 Sgr.; in engl. Einband mit Goldschnitt 25 Sgr.

„Das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie, durchdrungen von dem Zauber einer vergeistigten Natur."

Schwab und Klüpfel's „Wegweiser".

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 14.** 1. April 1856.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Bunsen und Stahl. Von **Karl Schwarz.** — Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst. Von **Karl Rosenkranz.** I. — Literatur und Kunst. Historische Literatur. („Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich von Raumer", 3. Folge, 7. Jahrgang; Neigebaur, „Die Heirath des Markgrafen Karl von Brandenburg mit der Markgräfin Katharina von Balbiano"; Schlözer, „Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Baireuth"; „Europäische Chronik. Bearbeitet von Dr. A. Buddeus", 3. und 4. Bd.) — Correspondenz. (Aus München. — Aus Berlin. — Aus Wien.) — Notizen. — Anzeigen.

Bunsen und Stahl.

Von

Karl Schwarz.

Das berühmte und vielbesprochene Werk von Ch. C. J. Bunsen: „Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde" (Leipzig, F. A. Brockhaus), hat bereits in drei Auflagen die Runde durch ganz Deutschland gemacht und ist seinem Hauptinhalt nach allen Gebildeten hinreichend bekannt. Da wir demnach mit einer eigentlichen Anzeige desselben viel zu spät kommen würden, beschränken wir uns darauf, seine Bedeutung und Berechtigung, namentlich Hrn. Stahl und seiner letzten Streitschrift gegenüber („Wider Bunsen von Stahl", Berlin, Hertz) ins Licht zu stellen. Die nächste Veranlassung zur Bunsen'schen Schrift gaben: der Hirtenbrief des Bischofs Ketteler von Mainz bei Gelegenheit der 1100jährigen Bonifaciusfeier und die Rede des Oberkirchen-

raths Stahl über christliche Toleranz im Evangelischen Verein zu Berlin. In diesen beiden Kundgebungen, des katholischen Bischofs und des evangelischen Oberkirchenraths, sieht Bunsen die Signatur der Zeit, die Symptome eines und desselben grundverderblichen Princips, welches mit allen guten und tüchtigen Kräften der Gegenwart um die Herrschaft ringt. Er sieht darin den Kampf zweier feindlichen Gewalten, der zu einer Schärfe und Erbitterung gediehen, daß eine baldige Entscheidung nicht ausbleiben kann. Denn es stehen hier einander gegenüber: „die Sonne des anbrechenden Tages und der erlöschende Stern der Nacht" — die großen Gegensätze: Vereinsgeist und Hierarchie, Geistesfreiheit und Verfolgungssucht. Es handelt sich mit Einem Wort um das Recht der Persönlichkeit, der persönlichen Selbstbestimmung, in dem freiesten, innerlichsten und tiefsten Leben des Menschen, in der Religion.

Und Bunsen ist in einer guten Schule gewesen, um das Recht der Persönlichkeit, des Einzelnen wie der Gemeinde, das die sichere Grundlage des ganzen Staats bildet, um die Macht des Vereinsgeistes, der alle starren Massen in den Fluß freiester Bewegung bringt, um die heilsamen Folgen unbedingter Gewissensfreiheit kennen zu lernen. Es ist in gewissem Sinne nicht unrecht, zu sagen, seine Schrift sei eine Importation englischer Ideen und Anschauungen nach dem Continent, aber es ist unrecht, ihm aus dieser Einführung einen Vorwurf zu machen. Denn es handelt sich nicht um das Specielle der Ausführung und Anwendung, um die englische Localfärbung jener Ideen, sondern um ihre ewige und allgemeine Berechtigung, die nicht in England, sondern im Christenthum ihre Wurzeln hat und die im protestantischen Christenthum ihre volle Entwickelung finden soll. Das Bedeutende der Bunsen'schen Schrift besteht nicht in der Neuheit ihres Inhalts oder in der Form ihrer Ausführung, vielmehr würden wir, wollten wir darauf ausgehen, wol Anlaß finden, auf die leichte und lose Art der Behandlung, den Mangel an präcisen Grundbestimmungen, auf die Uebergewalt einer nach allen Seiten hin ausgreifenden Phantasie, aufmerksam zu machen. Und dennoch ist die Schrift eine bedeutende, weil sie eine sittliche That ist. Ihr Werth besteht in der innern Erregtheit, in der Wärme des Gefühls, welche sie durchströmt, in dem sittlichen Adel, von dem sie getragen ist, in der vollen Unbedingtheit, mit der der Wahrheit die Ehre gegeben wird. Dies ist ein Großes, namentlich bei einem Manne, der in Kreisen gelebt, wo solche Rückhaltlosigkeit nicht zu finden, der durch dies Hervortreten alle Fäden seiner bisherigen Verbindungen durchschneidet, der die ganze Meute des katholischen wie protestantischen Pfaffenthums zu schäumender Wuth gegen sich aufhetzt. Es gehört

männliche Entschlossenheit und die ganze Kraft sittlicher Empörung dazu, um so völlig mit der Vergangenheit zu brechen, allen Angriffen einer von der Macht getragenen Partei und ihrem Uebermuthe die Stirn zu bieten. Freilich ist es auch gerade wieder die immer offenbarer werdende Gewissenlosigkeit dieser Partei, die immer klarer hervortretende hierarchisch-katholische Tendenz innerhalb des Protestantismus selbst, welche alle Bessern zum offenen Bruche mit ihr hindrängt. Und dies Gefühl ist es wol vorzugsweise, welches das Interesse des großen Publicums an die Bunsen'sche Schrift fesselt, daß die kirchlichen Zustände der Gegenwart heillos und unerträglich sein müssen, wenn sie einen Mann dieser Art, der Kreisen angehört, wo vorzugsweise Rücksichten gelten, zu so rücksichtsloser Sprache zwingen, wenn sie Denjenigen, welcher zu den Frommen im engern Sinne gerechnet wurde, in den Kampf gegen das ganze moderne Christenthum führen.

Wir halten uns hier nur an den Kern der Schrift, an ihren Grundgedanken: Gewissensfreiheit in der Unbedingtheit, wie sie aus dem Wesen des Christenthums, des wahrhaften und innerlichen Christenthums, d. i. des Protestantismus, folgt. Wir lassen daher auch den ganzen ersten Theil der an die Bonifaciusfeier und die geschichtliche Bedeutung des Bonifacius für die Christianisirung Deutschlands wie für die Herrschaft Roms anknüpft und sich gegen den römischen Hierarchismus, in specie gegen Herrn von Ketteler richtet, beiseite, — wir fassen den Gegensatz zwischen wahrer und falscher protestantischer Freiheit, zwischen Gewissenschristenthum und Kirchenchristenthum, zwischen evangelischer Toleranz und lutherischer Intoleranz, — zwischen Bunsen und Stahl ins Auge.

Der Contrast ist ein sehr interessanter und lehrreicher. Hr. Stahl ist bekanntlich ein Vorkämpfer der politischen Reaction, er führt außerdem das große Wort in religiös-kirchlichen Fragen, in der Ersten Kammer wie auf Kirchentagen, in Pastoralconferenzen wie in Evangelischen Vereinen. Er hat nicht nur seine Staatsphilosophie auf das Christenthum gegründet, den „Christlichen Staat" und die „Göttlichen Ordnungen" erfunden, über christliche Ehe und Ehegesetzgebung viel geredet, er hat auch einen eigenen Aufsatz über den „Protestantismus als politisches Princip" (im Jahre 1853) und dann über die „christliche Toleranz" (im Jahre 1855) drucken lassen. Der letztere ist es, mit dem Bunsen zu thun hat. Es gibt wol noch Manche, denen die dialektische Virtuosität Stahl's imponirt und wir mögen es weder den märkischen Junkern noch den gläubigen Pastoren der Kirchentage und Conferenzen verdenken, wenn sie zu ihm hinaufschauen als zu Dem, welcher ihre Gedankenblöße bedeckt und für Das, was sie wünschen und erstreben, das rechte Wort und die behaltbare Formel findet — alle Schärferblickenden aber haben längst er-

kannt, wie oberflächlich seine Geistreichigkeit, wie sophistisch seine Beweisführung, wie glatt und dehnbar seine Ueberzeugungen sind. Es fehlt seinen brillantesten Fulgurationen etwas, dessen Mangel sie absolut werthlos macht und das er ihnen doch nicht zu geben vermag, weil er es selbst nicht hat: die Ueberzeugungskraft. Wer nur ein wenig Sinn und Geschmack für diese subjective Seite der Wahrheit, für Innerlichkeit und Kraft der Ueberzeugung hat, erkennt auch sogleich die vollendete Sophistennatur, die kalte, aalglatte Manier, das rein formalistische Talent. Es ist daher nichts verkehrter, als Stahl für einen Mann der rigorösen Principien, der stricten, unerbittlichen Consequenz zu halten. Ihm stehen im Gegentheil die praktischen Zwecke höher als die Principien und er richtet diese so sehr nach den jedesmaligen Zuständen, nach den in den höchsten und entscheidenden Stellen herrschenden Vorstellungen und Neigungen ein, daß sie aufs Haar darauf passen und den Status-quo oder die Parteiwünsche, soweit sie im Augenblick erreichbar erscheinen, in eine wohlklingende Formel bringen. Dies Talent des Anpassens der Formel an die Wirklichkeit, das sich mit dem trügerischen Schein umgibt, als ob von den höchsten Principien aus und rein aus dem Begriff der Sache selbst das Resultat gewonnen sei, ist allerdings ein nicht geringes und vermag wol den dialektisch-Ungeschulten zu täuschen. Es werden erhabene und schönklingende Principien obenangestellt, dann aber sogleich mit staunenswerther Geschwindigkeit allen diesen Weitherzigkeiten eine engdogmatische Fassung untergeschoben; es werden Distinctionen, Ausnahmen, Beschränkungen, Clauseln hinzugefügt, welche die ersten Behauptungen wieder aufheben und mit ihnen ein schmähliches Spiel treiben. Mit dieser Sophistenart hängt nahe zusammen die wahrhaft empörende Kunstfertigkeit, mit welcher die den Worten zukommenden Begriffe gefälscht und in ihr Gegentheil umgedeutet werden. Durch solche geistige Falschmünzerei sollen die Schlagworte der Zeit, welche nun einmal trotz aller Gegenbemühungen aus den Herzen der Menschheit nicht herausgerissen werden können, umgeprägt und ihres eigentlichen Inhalts entleert werden. So hat man die „Freiheit" in die „Abhängigkeit" umgewandelt, zuerst von Gott, dann von den menschlichen Machthabern bis zu den Ministern, ja! den Polizeidienern herunter und die wahre Freiheit in diese Abhängigkeit gesetzt; so die „Auctorität" zur absoluten Auctorität gesteigert, die „Revolution" zum diabolischen Auflehnen gegen Gott gestempelt, die „Wissenschaft" in die Knechtschaft unter den Glauben gestellt und die freie Wissenschaft als die falsche zur Umkehr verurtheilt — und damit allmälig eine Begriffsumwälzung und -Verwirrung eingeführt, die es auch den Einsichtigern schwer macht, sich aus dem Chaos herauszufinden.

In ähnlicher Weise hat Stahl neuestens den Versuch gemacht,

ſich der Toleranz zu bemächtigen. Er hat im Evangeliſchen Verein zu Berlin am 9. März 1855 einen Vortrag über chriſtliche Toleranz gehalten, der nichts Anderes als eine Verherrlichung der Intoleranz, der ſchneidendſte Hohn auf das eigenſte Weſen der Toleranz iſt. Dieſelbe erhält nämlich ſo viele Beſchränkungen und Ausnahmen, daß zuletzt nichts übrig bleibt als das dürftigſte Mitleiden mit den abweichenden religiöſen Ueberzeugungen Anderer, ſolange dieſelben ſich rein im Innern des Subjects halten und nicht zur Darſtellung im Cultus und zur Bildung von religiöſen Gemeinſchaften übergehen. Wie es eigentlich gemeint iſt mit dieſer chriſtlichen Toleranz, iſt leicht klar, wenn Stahl geradezu ſagt: „Das Chriſtenthum iſt die Religion der Intoleranz und ſein Keim die Excluſivität — ſeine Wirkungsart iſt die Aggreſſion gegen alle andern Religionen; ſeiner eigenen göttlichen Wahrheit gemäß, wie könnte es duldſam ſein gegen den Irrthum, der Gott die Ehre und den Menſchen das Heil entzieht? So hat denn die chriſtliche Toleranz die göttliche Wahrheit zu ihrer Schranke.“ Mit dieſer „Schranke der göttlichen Wahrheit“, dieſer „Treue gegen das Bekenntniß“, welche als die Cardinaltugend des Chriſtenthums geprieſen wird, dieſem „Eifer für die Ehre Gottes und die Ausbreitung ſeines Reiches“, wobei auf das Vorbild des Elias und die Ausrottung der Baalspriester hingewieſen wird, iſt man bei der eigentlichen Quelle aller Intoleranz und Glaubensverfolgung angekommen, bei der Excluſivität des dogmatiſchen Glaubens. Die Toleranz beſteht nur in dem „Schonen und Warten des mangelhaften und hülfsbedürftigen religiöſen Zuſtandes des Nächſten“, weil man ja nicht wiſſen kann, ob die Wurzel des Unglaubens die Ruchloſigkeit, ob der Nebenmenſch die dargebotene Gnade Gottes von ſich geſtoßen, oder ob „Gott ſelbſt noch die Decke vor ſeinen Augen hält“. Wie außerordentlich! Man „ſchont“ ſeinen Nebenmenſchen, der noch nicht zur vollen Rechtgläubigkeit gediehen iſt! Man hat die Langmuth zu warten, ob er ſie nicht noch gewinne, man ſchenkt ihm ein frommes Achſelzucken und Mitleiden, indem man wenigſtens die Möglichkeit offen läßt, daß nicht offenbare Ruchloſigkeit Grund der mangelnden Rechtgläubigkeit ſei! Aber auch nur ſo weit darf man gehen. Die Toleranz hört ſogleich auf da, wo der Glaube aus dem Innerſten des Subjects heraustritt, da, wo der Staat und die Obrigkeit es mit der Beurtheilung religiöſer Gemeinſchaften zu thun hat. Hier tritt die Kategorie der „Treue gegen das Bekenntniß“, d. i. der wohlklingende, euphemiſtiſche Ausdruck für die Intoleranz, die Verfolgung und Beſchränkung auf religiöſem Gebiet, ein. Der Obrigkeit iſt die Pflicht dieſer Treue auferlegt in „Aufrechterhaltung der öffentlichen Lebensordnung, in Eherecht, Volkserziehung, Sittenzucht, Sabbathheiligung, Schutz und Anſehen der Kirche, chriſtlicher Beſtellung des obrigkeitlichen Amtes“. Hier iſt die maßgebende Rückſicht

die auf das „öffentliche Aergerniß und die Verführung". Und hier sind eine Menge von feinen Distinctionen anwendbar, d. i. von verschiedenen Abstufungen der Intoleranz, der polizeilichen Beschränkungen, Bedrückungen, Verkümmerungen und Vexationen. Also — die deistischen Religionsgesellschaften sind ganz von der Duldung ausgeschlossen; ihnen wird von Seiten des Staats nicht einmal die Existenz gestattet, einfach deshalb, „weil sie kein religiöses Gewissen haben". Aber auch für die „geoffenbarten Religionen", für die „positiv gläubigen Confessionen und Sekten" müssen verschiedene Abstufungen eintreten, je nachdem sie sich vor der auf die Bekenntnißtreue haltenden Obrigkeit legitimiren; es wird unterschieden zwischen dem einfachen Dulden und Gewährenlassen und der „förmlichen und rechtlichen Verbürgung" der Religionsübung, welche eine besondere und viel „höhere Gewährung" ist.

Es ist kaum der Mühe werth, diese „christliche Toleranz" einer besondern Kritik zu unterziehen, das frevelhafte Spiel, den dreisten Hohn in solchem Raisonnement aufzudecken. Das allein soll tolerirt werden, was sich gar nicht verbieten und controliren läßt, die innere Ueberzeugung des Einzelnen! So wie der Glaube zum Cultus, zur Glaubensgemeinschaft übergeht — und dieser Uebergang ist ein nothwendiger — tritt die Staatsintoleranz ein! Und sie hat nach dem engsten dogmatischen Maßstabe zu messen! Die deistischen Religionsgemeinschaften, sie, die sich vorzugweise auf Gewissen und Vernunft, auf die Offenbarung Gottes im tiefsten Innern stellen, werden als die „Gewissenlosen" abgewiesen! Die kleinlichen, ehrkränkenden Unterscheidungen zwischen „geduldeten" und „anerkannten" Religionsgemeinschaften werden der „christlichen Beurtheilung" aufgebürdet!

Diese evangelische Toleranz oder besser lutherische Intoleranz unterscheidet sich von der katholischen ganz allein dadurch, daß der Staat Das übernimmt, was sonst die Kirche selbst ausführte, daß alle Bedrückungsmaßregeln einen kleinlichen, prohibitiven Charakter an sich tragen, welche im Katholicismus aus vollem und ehrlichem Glaubensfanatismus hervorgehen, daß sie halbe und vom bösen Gewissen begleitete, hier ganze sind, daß sie mit Einem Worte die Ketzer nicht criminaliter, sondern nur polizeilich behandeln, nicht ins Inquisitoriat, sondern nur in polizeiliche Haft bringen, sie nicht verbrennen sondern nur ausweisen und hin- und herhetzen. Was mit dieser Intoleranz der lutherischen Staatskirche gegenüber der katholischen Ketzerverfolgung gewonnen sei, ist schwer einzusehen und ob die polizeilichen Todthetzereien einem ehrlichen und kurzen Flammentode vorzuziehen, sehr zu bezweifeln. Für Hrn. Stahl aber ist es charakteristisch, daß er, von dem Wesen des Christenthums anhebend, durch eine ganze Reihe von Unterschiebungen und unwahren Distinctionen glücklich bei den gemeinsten Polizeimaßregelungen ankommt.

Es bestätigt sich hier vollkommen das oben Behauptete, daß er überall seine Theorien den empirischen Verhältnissen, mögen sie auch noch so schlecht sein, wie einen wohl passenden Schuh anmißt, daß es ihm nirgends auf die ideale Wahrheit, überall nur auf die Rechtfertigung der gemeinen Wirklichkeit ankommt. So hat er hier die Polizei-Staatskirche Deutschlands durch Einschiebung einer Reihe von falschen Mittelgliedern dem christlichen Princip selbst imputirt. Wie schön, freisinnig und christlich klingt es nicht, wenn er damit beginnt, daß nicht das Dogma, sondern der letzte glimmende Glaubensfunke in der Seele des Einzelnen über Seligkeit oder Unseligkeit entscheide, und wie niedrig und polizeilich wird dann sogleich die Anwendung auf die religiöse Gemeinschaft, wenn es heißt, hier gelte vor allem die Rücksicht auf das „öffentliche Aergerniß" und die „öffentliche Verführung"?! Wie widersinnig ist die Unterscheidung zwischen der Freiheit des innerlichen Glaubens und der religiösen Vereinigung! Als ob nicht zum Wesen des Glaubens die Darstellung desselben in der Gemeinschaft gehörte! Wie sittlich unberechtigt ist die weitere Unterscheidung zwischen den geduldeten und den anerkannten Religionsgemeinschaften, d. i. zwischen dem nur Erlaubten und dem Berechtigten, wie wenig der Würde einer christlichen Obrigkeit angemessen, etwas nur zu erlauben, gleichsam widerwillig und auf Widerruf, dem nicht ein volles und klares Recht zuerkannt wird; wie kleinlich, solchen Religionsgemeinschaften, die man nun einmal nicht ausschließen kann, doch noch den Makel der Rechtlosigkeit anzuhängen! Freilich — wer Hrn. Stahl kennt, seine politische Religion und seine juristische Theologie, wer diese Verpfitzung von juristischen und dogmatischen Begriffen unserer modernen Staatstheologen mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann sich nicht darüber wundern, wie hier die Religion in die Politik, ja in die gemeinsten polizeilichen Vorstellungen herabgezogen ist. Hat er doch kein einziges tiefer gehendes Wort gefunden über das Wesen der Religion, über die Art ihres Entstehens und Hervortretens, über die Innerlichkeit als ihren Grundcharakter, über die Freiheit als ihre Grundform, ohne welche sie nie und nirgends gedeihen kann. Nichts über das Wesen des Cultus und der religiösen Gemeinschaft, über die Grenzlinien und Berührungspunkte zwischen dem religiösen Gemeinschaftsleben und der Sphäre des Rechts und der Sittlichkeit!

Wir haben die Stahl'sche Rede so ausführlich besprechen müssen, um Bunsen's Angriff auf sie zu verstehen. Er hat gewiß darin Recht, gerade Stahl als den Repräsentanten des bösen Geistes unserer Zeit, den Advocaten aller dogmatischen Unduldsamkeit, den Unterminirer und Zerstörer der Union anzusehen. Auch darin, diese protestantische Unduldsamkeit als auf ihr eigentliches Princip, auf den katholischen Hierarchismus zurückzuführen und die modernen, etwas civilisirten Formen

der Glaubensverfolgung in Eine Reihe mit der Inquisition und Bartholomäusnacht zu setzen. Das Princip ist dasselbe: der Eingriff in das Innerste des religiösen Lebens, die angemaßte Herrschaft über die Gewissen. Außerdem sind die Sympathien des Hrn. Stahl für die katholische Kirche, der er eine große „providentielle Bestimmung" nicht allein in Vergangenheit, sondern auch in Zukunft zuerkennt, sehr unverhüllt und ihm steht bei der Union der Zukunft die katholische Kirche der lutherischen mindestens ebenso nahe als die reformirte. Es ist ferner seine Lehre von der Kirche mindestens eine halb katholische, da er ausdrücklich (freilich in geradem Widerspruch mit seinem frühern Vortrage „über den Protestantismus als politisches Princip") behauptet, daß „der Seele nur in der Kirche die göttlichen Gnadenertheilungen verheißen", daß die Kirche „der Schatz aller göttlichen Segnungen und aller menschlichen Charismen und Leistungen, eine Handreichung der Heiligthümer von Geschlecht zu Geschlecht" sei. Aber trotz alledem unterscheidet sich Stahl wieder sehr wesentlich und wir wünschten, dies wäre schärfer hervorgehoben, von dem katholischen Hierarchismus; ja, es gibt einen Punkt, wo er in ausdrücklichen Gegensatz gegen ihn tritt, — das ist sein Staatskirchenthum, seine Staatstheologie. Am klarsten ist dies hervorgetreten in dem schon genannten Vortrage über den Protestantismus als politisches Princip. Hier ist der Ausgangspunkt der, daß im Protestantismus das Heil der Seele nicht durch den kirchlichen Verband bedingt sei, daß der Bund mit Christo ein unmittelbarer, daß es keine Auctorität, keine Obrigkeit über den Glauben gebe, weil hier Gott selbst und Gott allein herrsche. Die Folge dieses Unmittelbarkeitsprincips ist die Aufhebung der kirchlichen, der hierarchischen Auctorität, aber, wohlgemerkt, nur um an ihre Stelle die weltliche, die Obrigkeit von Gottes Gnaden zu setzen. Daß Gott allein die Herrschaft über die Seele habe, ist nicht so ernsthaft gemeint, es dient dies nur zur Beseitigung der Hierarchie, deren leer gewordene Stelle ohne weiteres die gottbegnadigten Fürsten einnehmen. Dies das politische Princip des Protestantismus, der, wie Stahl mit großer Selbstbefriedigung ausführt, viel loyaler, viel zuverlässiger, viel absoluter in seiner Devotion gegen die fürstliche Souveränetät ist als der Katholicismus. Man thut demnach Stahl unrecht, wenn man ihn zum Hierarchen macht, er ist vollendeter Staatstheolog, die „göttlichen Ordnungen" der Fürsten stehen ihm höher als die der Kirche, und er würde sich, glauben wir, darin von seinem Freunde Leo abweichend, bei einem etwa ausbrechenden Conflict trotz seiner Sympathien für „den Schatz aller göttlichen Segnungen und aller menschlichen Charismen" auf die Seite der weltlichen, nicht der geistlichen Macht schlagen. In diesem Punkte also vermögen wir nicht Bunsen beizustimmen, wenn er in die Worte ausbricht: „Stahl's Lehre ist nicht halbkatholisch, sondern

ganz katholisch, ja papistisch.“ Sie ist wirklich nur halbkatholisch — aber ganz staatskirchlich. Dagegen ist Bunsen vollkommen in seinem Rechte und wir freuen uns ganz vorzugsweise über diese schöne und glänzende Partie seines Buchs, da wo er die abgeschmackten Verdächtigungen Stahl's, als ob die Toleranzidee nur auf den Unglauben, die Encyklopädisten, die Französische Revolution, die Aufklärung u. s. w. zurückzuführen, mit siegreichen geschichtlichen Argumenten zurückweist. Es gehört, wie bekannt, zu den fixen dogmatischen Sätzen Stahl's, alle seinen politischen und religiös-kirchlichen Theorien unbequemen Erscheinungen auf die „Revolution“ zurückzuführen, die er ganz gnostisch-dualistisch als ein dämonisches Princip, als eine bewußte, systematische Auflehnung gegen Gott faßt. So auch die Toleranz. Bunsen verweist Stahl auf die englischen Independenten, welche sich nun seit bald 300 Jahren unter schwerem Druck von Staat und Priesterschaft erhalten, Staaten gegründet und Gemeinden gebildet, zahlreicher als alle lutherischen zusammengenommen; auf den Dichter Milton, auf die Quäker, unter denen namentlich Robert Barclay in seiner Apologie das Princip der Religionsfreiheit schon in aller Kraft und Unbedingtheit hingestellt; er zeigt, wie die Toleranz, welche die französischen Philosophen gepredigt, auf christlichem Boden erwachsen und 200 Jahre früher als die bürgerliche Freiheit der Völker des neuen Europa; er erinnert endlich an Leibniz, an Thomasius, an Coleridge, aus neuester Zeit an Vinet und Merle d'Aubigné, die doch wahrlich nicht Männer des Unglaubens, die freilich nur Reformirte und insofern mit den lutherischen Gläubigen nicht zu vergleichen sind, welche in den Opfern der Bartholomäusnacht nicht Märtyrer, sondern nur „gezüchtigte Rebellen“ zu sehen vermochten! Bei dieser Gelegenheit flicht Bunsen manches schöne Wort ein, wie das von Coleridge: „Das Gewissen ist von Gott und so seine Freiheit“, und wir hätten nur noch gewünscht, daß er selbst etwas schärfer den Begriff des Gewissens abgegrenzt und damit der Gewissensfreiheit in aller Unbedingtheit ihr Recht gesichert hätte, daß er gezeigt, wie das Gewissen allerdings die subjectivste Spitze aller Ueberzeugung, in welcher das objective Wissen zum gewissesten Selbstbewußtsein sich zusammenfaßt, wie es aber zugleich die Verinnerlichung und Concentration aller objectiven Kenntniß und Erfahrung zur Einheit einer letzten und entscheidenden Grundüberzeugung ist. Er würde damit die ganz rohen und misverstehenden Angriffe eines Leo, der von dem Gewissen spricht wie der Blinde von der Farbe und der sich nicht vor dem manichäischen menschenverachtenden Worte scheut, ein großer Theil der Menschen habe gar kein Gewissen, ihm müsse erst eins gemacht werden (in offenbarem Widerspruch mit Römer 1, 19), von vornherein abgeschnitten haben. Wir hätten weiter gewünscht, daß das religiöse Ge-

wissen im Unterschiede von dem sittlichen etwas genauer bestimmt wäre. Es würde sich dann die aus dem Wesen der Religion folgende unbedingte Gewissensfreiheit klarer ergeben haben, indem sich gezeigt, daß der Mensch hier nur mit seinem Gott und seiner Seligkeit zu thun und daß es eine widersinnige Anmaßung ist, wenn ein Mensch sich über die Gottesvorstellung oder den Seligkeitsgrad eines Andern zu Gericht setzt. Nicht minder widersinnig, wenn die Obrigkeit unternimmt, sich einzumischen in dies Seligkeitsinteresse, das der Mensch allein mit sich und seinem Gott abzumachen hat.

Aber nicht allein aus dem Inhalt der Religion, auch aus seiner Form ergibt sich sehr einfach die Thorheit einer staatlich-polizeilichen Ueberwachung oder Beschränkung. Denn diese Form ist die der Innerlichkeit; die Religion ist nichts, hat gar keinen Werth und keine Wurzel, wenn sie nur eine Erkenntniß, eine objective Vorstellung, nicht zugleich innerliche Ueberzeugung ist. Es gibt gar kein Gebiet, das so subjectiv wäre wie die Religion, wo erst mit der Wendung nach dem Subject hin das eigenste Leben beginnt, wo es so wenig auf das Was als auf das Wie ankommt; wo die Innigkeit des Glaubens, die sogenannte Reinheit und Wahrheit der Lehre soweit überwiegt. Mit dieser Innerlichkeit der Religion wird das Maß ihres Werthes bestimmt und hängt nothwendig zusammen die unbedingte Freiheit ihrer Entwickelung und damit die unbedingte Duldung aller ihrer Entwickelungsformen. Die Religion hebt sich selbst auf, wird zu einer widerwärtigen Caricatur, verunreinigt sich in ihrem tiefsten Wesen, sowie sie äußerlich gemacht, eingeführt, begünstigt und geboten —, sowie sie zur Staatsreligion wird. Und ebenso irreligiös wie diese Staatsgunst ist die Staatsbedrückung. Hier kommt man mit dem Begriff der „Wahrheit", des „Eifers für die Wahrheit", der „Treue gegen das Bekenntniß", die Stahl vorzugsweise anwendet, gar nicht vorwärts und wenn man sie anwendet, beweist man deutlich, daß man von dem Wesen der Religion keine Ahnung hat, Dogmatismus für Religion hält. Wer so wenig Bewußtsein über die Beschränktheit des jüdischen Particularismus hat (der eben darin Dogmatismus ist und seiner Gottesidee zuliebe die kanaanitischen Völker ausrottete), daß er den die Baalspriester schlachtenden Elias zum Gewährsmann seiner angeblich christlichen Toleranz macht, der sollte, und wenn er Oberkirchenrath ist, in Dingen der Religion lieber schweigen. Denn es kommt hier nicht auf die Wahrheit an sich an, sondern auf die Wahrheit für das Subject und soweit sie dies geworden ist, und weil es darauf ankommt, ist die freieste und innerlichste Entwickelung der Religion, welche die Mannichfaltigkeit der Individualitäten und die Stufenreihe der Erkenntniß im Glaubensleben zur Voraussetzung hat, die allein zulässige. Wenn Stahl die volle und unbedingte Toleranz in Glaubenssachen für

einen Ausfluß des Indifferentismus hält, wenn er von einer positiv-sittlichen Toleranz, welche aus Gewissenhaftigkeit stammt und das fremde Gewissen ehrt wie das eigene, nichts weiß, so ist dies nur ein neuer Beweis für seinen, im letzten Grunde irreligiösen, gemein-dogmatischen Standpunkt.

Verlassen wir das ursprüngliche Thema des Streites zwischen Bunsen und Stahl und gehen auf die neueste Schrift des Letztern: „Wider Bunsen von Stahl", näher ein, so finden wir des Widerwärtigen und Gehässigen so viel, daß wir uns auf das Wichtigste beschränken müssen. Hier tritt Stahl so klar wie bisher nie in seiner innersten Eigenthümlichkeit hervor, in seiner kalten Herzlosigkeit, seiner höhnisch witzelnden Art. So überlegen er sich dünkt, so klein erscheint er, sittlich-gemessen. Ist Bunsen auch zuweilen überschwänglich und des rechten Maßes verfehlend, so stammt doch sein Eifer aus einem warmen und schönen Gemüth, aus einem reinen und ergreifenden Wahrheitsenthusiasmus; Stahl dagegen bei aller leidenschaftslosen Ruhe ist überlegt boshaft, voll beziehungsreicher Seitenbemerkungen, voll wirksamer auf bestimmte Personen und Verhältnisse berechneter Insinuationen. Die Kunst seiner Taktik besteht darin, aus der Vertheidigung in den Angriff überzugehen. Aus frühern Schriften Bunsen's den Beweis zu führen, daß er kein gläubiger Christ, daß er im Grunde mit den abscheulichsten Ketzern, Ronge, Uhlich, Bruno Bauer, Strauß, Rousseau, St.-Simon u. s. w. auf Einer Linie stehe, daß er auch in seinen politischen Ansichten um nichts besser sei als die Revolutionäre und Demokraten, daß seine Lehre den Krieg Aller gegen Alle, das Chaos und den Umsturz der Königsthrone u. s. w. nach sich ziehen würde — ist das nicht sehr deutlich, sehr praktisch und sehr wohl berechnet? Wir übergehen diese umfangreiche aber schmuzige Partie der Stahl'schen Schrift, da es durchaus nicht in unserer Aufgabe liegt, für die Rechtgläubigkeit Bunsen's im Stahl'schen Sinne einzutreten; wir bemerken nur, daß die so gehäufte Zusammenstellung der verschiedensten Ketzereien und Verdächtigungsmotive immer das Zeichen geistloser Geschichtsbetrachtung, einer historischen Gleichmacherei ist, der Hr. Stahl, der erklärte Feind aller Gleichmacherei, sich nicht schuldig machen sollte; daß ferner kein der neuesten Theologie Kundiger diese groben Unwahrheiten Hrn. Stahl glaubt und sie nur auf Rechnung seiner Unwissenheit oder seiner Fechterkunst setzen kann. Nur Eins mögen wir bei Gelegenheit dieser Ketzermacherei nicht unerwähnt lassen, daß Hr. Stahl sich in seinem christlich sein sollenden Uebermuth auch an Männer wie Goethe und Lessing vergreift, die er mit elendem Witz als „Sanct-Goethe" und „Sanct-Lessing" höhnt. Wir möchten ihn in seinem eigenen Interesse darauf aufmerksam machen, daß die deutsche Nation, so sittlich und geistig herunter-

gekommen sie auch in diesem Augenblick sein mag, doch in gewissen Punkten, wie in der Verhöhnung ihrer Dichterheroen, keinen Scherz versteht und daß die ungeheure Mehrzahl der Ueberzeugung ist, daß Goethe und Lessing in der köstlichen Echtheit und Reinheit ihres Wahrheitssinnes sich noch immer besser zu Heiligen im modernen Sinne eignen als der Oberkirchenrath Stahl.

Beschränken wir uns auf die beiden Hauptpunkte des Streites, die Toleranz- und die Unionsfrage, so müssen wir, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch im Wesentlichen, Bunsen rechtgeben und können nicht finden, daß Stahl irgendetwas Erhebliches zu seiner Rechtfertigung beigebracht habe. So wenig er selbst von der „öffentlichen Meinung" hält, die er mit der „Welt" identificirt und deren Apotheosirung er vorzugsweise Bunsen zur Last legt, so unbequem ist es ihm doch offenbar gewesen, daß er zum Repräsentanten der Intoleranz gemacht worden, daß es den Anschein hat, „als ob er Religionshaß und Verfolgung predige und wolle, daß die Obrigkeit die Menschen mit Schwert, Kerker und Verbannung anhalten müsse, in der Kirche zu bleiben". Davon sei er ebenso weit entfernt wie Bunsen. Er sei im Grunde ebenso tolerant wie dieser. „Auch er lehre die Freiheit des persönlichen Glaubens und seines Bekenntnisses so unbegrenzt wie Bunsen, aber für Geltendmachung derselben im öffentlichen Zustande durch Gründung eines Kirchenwesens erkenne er an der öffentlichen Religionsordnung Grenze und Maßstab." Wer sieht nicht, daß an diesem kleinen „aber", welches so unscheinbar auftritt, nicht weniger als die Entscheidung der ganzen Frage hängt; daß durch dasselbe die eben versicherte Toleranz bei ihrer praktischen Ausführung sogleich in ihr Gegentheil umschlägt? So folgen denn auch bald die schon bekannten nothwendigen polizeilichen Ausnahmen und Beschränkungen. Der Polizei wird eine förmliche Vertheidigungsrede gehalten. „Ist es denn überhaupt mit der Polizei so schlimm?" heißt es ganz naiv. „Ist denn trotz aller Declamationen gegen den Polizeistaat die polizeiliche Abwehr zu entbehren?" Hier sucht er offenbar eine andere Position zu gewinnen als die seiner Toleranzrede war. Die polizeilichen Concessionsentziehungen oder -Beschränkungen, die sich nach dem Maße der kirchlichen Vollgläubigkeit richteten, und zu der der christliche Staat aus „Treue gegen das Bekenntniß" verpflichtet war, gewinnen nun den Anschein, als ob sie nur da eintreten, wo die Sekten aggressiv werden, sich öffentliche Ruhestörungen, Verhöhnung der anerkannten Religionsgemeinschaften u. s. w. zuschulden kommen lassen. Man sollte glauben, Stahl wolle die Polizei zu weiter nichts verwenden als zur Abwendung von öffentlichen Excessen und Friedensstörungen, welche durch die Sekten begangen werden. Er erinnert an die Geschichte von dem abgesetzten lutherischen Diakonus in Merseburg, der allsonntäglich seine frühere Kanzel

wieder besteigen wollte und daran von der Polizei gehindert wurde. Aber wie abgeschmackt und plump ist diese Wendung? Als ob Bunsen oder sonst Irgendjemand die Freiheit der Excesse und Gottesdienststörungen gelehrt, da er vielmehr das Recht jeder Glaubensgenossenschaft zur ungestörten Cultusübung gefodert. Und diese durch die Polizei zu hindernden Friedensstörungen werden dann wieder so erweitert, daß sie unvermerkt in einen ganz andern Begriff, in den der geistigen Propaganda, der Missionsthätigkeit übergehen. Missioniren darf nur die anerkannte und rechtgläubige Kirche, nicht die Sekten. Wieder eine neue und artige Distinction! Nach der frühern Lesart durften die Sekten nicht einmal öffentlichen Cultus haben, wenigstens nur unter gewissen Bedingungen und beschämenden Beschränkungen. Das war — so scheint Stahl zu fühlen — etwas zu weit gegriffen. Er möchte sich jetzt dahin zurückziehen, daß die Sekten wol existiren, sich aber nicht ausbreiten dürfen. „Ihre Colporteure und Emissäre sollen abgehalten werden.“ Man sieht, wohin man mit der kleinlichen Bevorzugung und dem Prohibitivsystem auf kirchlichem Gebiete kommt. Und wir wissen nicht, ist es Aberwitz oder Bosheit, zu erklären, existiren dürfe ein organisches Leben, aber Wachsthum und Ausbreitung dieses Lebens müsse gehindert werden?

Um sein Princip polizeilicher Abwehr gegen die Propaganda der Sekten zu rechtfertigen, beruft sich Stahl darauf, daß so kleine Hindernisse eine mächtige Geistesbewegung nicht zu hemmen vermöchten, daß vielmehr die wirklich berechtigte Reformation des Kirchenwesens gerade in diesem Kampfe erstarken und sich bewähren werde. „Wollen es denn diese neuen Apostel so überdiemaßen bequem haben?“ ruft er aus. Aber wollen denn die anerkannten Religionsgemeinschaften es so überdiemaßen bequem haben? antworten wir. So bequem, daß wenn zum Beispiel die Argumente gegen die Baptisten, namentlich die aus der Schrift, ausgehen, die Polizei den Beweis vervollständigt! Oder heißt es nicht Wahrheit und Sittlichkeit höhnen, wenn das Unrecht damit vertheidigt wird, daß es nur dazu diene, den Sieg des Rechts desto glänzender leuchten zu lassen? Mischt man sich nicht etwas zu sehr ein in das Amt der Vorsehung? Und ist diese jesuitische Vertheidigung der Religionsbedrückung nicht geeignet, alle und jede polizeiliche Hetzerei zu rechtfertigen?

Zum Schlusse haben wir noch ein Wort über die Union und Stahl's Stellung zu ihr hinzuzufügen. Bunsen hat Letztern als Denjenigen bezeichnet, welcher unter dem Deckmantel der Union sie selbst zerstöre, einen ganz andern Begriff, den der Conföderation, ihr unterschiebe und kein Bedenken trage, seine einflußreiche Stellung im unirten Kirchenregiment dazu zu benutzen, sie dem Ruin entgegenzuführen. Es ist das eine sehr

schwere Anklage, welche in dem öffentlichen Urtheil insoweit einen Anhalt hat, als der einfache Verstand sich kaum darin zu finden vermag, daß der erklärte Lutheraner zugleich officieller Vertreter der Union ist. Indessen, wir müssen gestehen, Stahl hat das Mögliche gethan, sich von dem Vorwurf einer zweideutigen Stellung zu reinigen. Er beruft sich auf die Cabinetsordre vom 6. März 1852, in welcher ausdrücklich erklärt werde, daß die Union nicht die „Bildung eines neuen dritten Bekenntnisses herbeiführen" solle, daß das „Recht der verschiedenen Confessionen und der auf dem Grunde derselben ruhenden Einrichtungen zu schützen und zu pflegen sei", und er schließt, daß der Sinn der Union nicht Bekenntniß, sondern nur Abendmahlsgemeinschaft sei, daß er also mit seiner Behauptung, der Consensus sei nur eine Ausnahme in Preußen, vollkommen Recht habe. Nur in Einem hat er nicht Recht: nämlich dies für den Sinn der Union Friedrich Wilhelm's III., für den ursprünglichen Sinn der Union auszugeben. Er beruft sich freilich auch auf eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's III., auf die bekannte vom 28. Februar 1834 und den viel citirten Passus, daß die Union nicht ein „Aufheben des bisherigen Glaubensbekenntnisses" bedeute, er macht diesen Erlaß sogar zur magna charta der Union; — aber er erwähnt mit keinem Worte, und darin besteht die grobe Entstellung des Thatsächlichen, der constituirenden Cabinetsordre vom 27. September 1817, der wahrhaften Magna charta der Union, derjenigen, welche den Unionsgedanken in ursprünglicher Kraft und Klarheit ausspricht. Hier wird bekanntlich gesagt, daß durch die Union „das Außerwesentliche zu beseitigen und die Hauptsache im Christenthum, Das, worin beide Confessionen Eins sind, festzuhalten", daß die beiden Kirchen nur noch durch „äußere Unterschiede" getrennt seien, daß sie beide „zu Einer neu belebten evangelisch-christlichen Kirche" werden sollen. Ist dies nicht klar genug? Die confessionellen Besonderheiten erhalten nur „Außerwesentliches", „äußere Unterschiede", zu „Beseitigendes"; Das, worin beide Confessionen Eins sind, also der Consensus, ist allein festzuhalten; die beiden Kirchen sollen nicht blos äußerlich verbunden, sondern zu Einer Kirche werden! Diese aus dem innern Consensus hervorgehende wahrhafte Verschmelzung der beiden bis dahin getrennten zu einer höhern Einheit, nicht die äußerliche, blos kirchenregimentliche Verbindung zweier selbständiger, in ihrer confessionellen Besonderheit zu erhaltender, ja zu pflegender Kirchen, ist unzweifelhaft die Unionsidee Friedrich Wilhelm's III. Wenn er im Erlaß vom Jahre 1834 den Scheibelianern gegenüber die Beruhigung ausspricht, die Union wolle nicht „ein Aufgeben des bisherigen Bekenntnisses und der Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt", so ist dies „Nichtaufgeben" ein sehr weiter und unbestimmter Ausdruck, wel-

cher eben nur die völlige Beseitigung in Abrede stellt, von einem „Schützen und Pflegen der confessionellen Besonderheiten" noch sehr weit entfernt ist und seine richtige Erklärung in der ordinatorischen Verpflichtung der Geistlichen, welche nur von den Bekenntnissen der evangelischen Kirche, nicht aber von denen der beiden getrennten Confessionen etwas weiß, findet. In der durch die Agende bestimmten kirchlichen Praxis wird nur auf den Consensus verpflichtet, er ist der die Kircheneinheit begründende und vor ihm soll der Dissensus als etwas Außerwesentliches zurücktreten, seine Bedeutung und bindende Kraft verlieren. Ob dieser einende Consensus zu formuliren oder nicht, und wie er zu formuliren, das sind Fragen, über die man streiten kann, und in denen wir keineswegs mit den Consensustheologen im engern Sinn, den Herren Nitzsch, Müller u. s. w., denen auch Bunsen zuzuzählen ist, einverstanden sind; aber darüber kann eigentlich gar kein Streit sein, daß die Union in ihrer ursprünglichen Intention den Lehr-Consensus zum Fundament der Einigung machte, dem gegenüber der Lehrdissensus nicht geschützt und gepflegt, sondern zurückgestellt und zum Unwesentlichen degradirt werden sollte. Es ist ferner unzweifelhaft, daß nur eine solche Union, welche nicht blos eine äußerliche, sondern auch eine innerliche ist, welche die alten trennenden Unterschiede nicht mit Eifer festhält, sondern sie der Vergessenheit und dem allmäligen Verschwinden anheimgibt, allein diesen Namen verdient und eine sittliche Berechtigung hat. Denn die Stahl'sche Union ist gar nichts Anderes als die Confession unter dem Schein der Union, eine äußerliche Vereinigung zweier innerlich getrennter und unvereinbarer Kirchenkörper, eine Vereinigung, von der man gar nicht einsieht, wozu sie unternommen ist, da sie nur stören und verwirren kann und höchstens administrative Vereinfachung oder finanzielle Ersparung bezweckt. Daß die Union, welche leider in Preußen keinen klaren und festen Abschluß in einer Unionsurkunde gewonnen, welche auf einer Reihe von Cabinetsordres ruht, die aus verschiedenen Anschauungen, Stimmungen und Zeitgegensätzen hervorgegangen sind — auch verschiedenartiger Interpretation fähig ist, darüber darf man sich nicht wundern: aber daß ein Mann von dem Scharfsinn Stahl's nicht allein theoretisch das Wesen der Union völlig escamotirt und Das was alle andern Menschen „Aufhebung der Union", „Herrschaft der confessionellen Besonderheiten" nennen, unter dem Titel „Union" einführt, sondern auch praktisch dies verwirrende Spiel forttreibt — das ist es, was so Viele mit den herkömmlichen Begriffen von Wahrhaftigkeit und Manneswürde nicht zu vereinigen wissen. Das nennt Bunsen „die Asche Friedrich Wilhelm's III. aufstören", und wir zweifeln nicht, es stimmt ihm darin der einfache Sinn der großen Mehrheit unsers Volks bei.

Wir kommen zum Endurtheil über beide Männer. Mag auch

Stahl seines Gegners Christenthum noch so sehr verdächtigen, ihn mit Rousseau, St.-Simon, Strauß und Bruno Bauer Einer Verdammniß überweisen, uns ist es vorgekommen, als ob Bunsen, soweit er immer vom neuesten und officiellen Christenthum entfernt ist, doch vom Geiste des Christenthums, dem Geiste der Liebe und Duldung, der freiesten und innerlichsten Religiosität tiefer ergriffen sei als der allerchristlichste Oberkirchenrath. Uns ist es immer so vorgekommen, als ob Stahl ebenso wenig sich zu einem echten Vertreter des Evangeliums, wie zu dem altpreußischer Gesinnung und preußischen Ritterthums eigne. Der jüdische Geist der Gesetzlichkeit, das Judenthum überhaupt in seiner schneidigen Gemüthslosigkeit schmeckt allzu herbe hindurch, um in ihm den Träger germanisch-christlicher Gesinnung zu erkennen. Sein Christenthum ist ein Staats- und Polizeichristenthum, welches von dem Heiligthum der Ueberzeugung, von dem unveräußerlichen Rechte des Gewissens nichts weiß. Er versteht es, dasselbe durch ein paar nichtsnutzige Unterscheidungen, zwischen Religions- und Cultusfreiheit, zwischen dem Recht der Sekten, zu existiren und dem sich auszubreiten, zwischen dem Recht des Einzelnen und der Pflicht der Obrigkeit, über die Seite zu bringen. Er verhöhnt Das, was andern Menschen das Innerste und Unverletzlichste ist. Er steht in dem Gegensatz der Lessing und Götze, des Patriarchen und des Nathan, der allerchristlichsten Könige und der von ihnen ausgerotteten Ketzer überall auf Jener Seite und hat, wenn auch nicht jenes „Schad't nichts, der Jude wird verbrannt", doch ein ähnliches Wort: „Schad't nichts, der Ketzer wird gedrückt" zur Hand. Wir halten es in diesem Punkte mit Sanct-Lessing gegen Sanct-Stahl. Und wir danken es Bunsen, daß er das Wort ausgesprochen und mit dem schärfsten Accent betont hat, welches am unliebsten von dem neuen Staatschristenthum gehört wird, das Wort „**Gewissen**". Es war, wie es schien, so ziemlich vergessen. Es war wenigstens von dem unaufhörlichen Rabengekrächze „reine Lehre", „Bekenntnißtreue", völlig übertönt. Die in continentale Polizeianschauungen versunkene Welt bedurfte einer so scharfen Hinweisung von einem so namhaften und hochstehenden Manne wie Bunsen ist, um ernster darüber nachzudenken, wie eng mit dem Wesen der Religion und vor allem der christlichen die Gewissensfreiheit verbunden und wieweit man in dieser großen praktischen Frage in dem wissenschaftlich gebildeten Deutschland hinter England und Amerika zurückgeblieben ist. So einfach der Satz: „Das Gewissen ist von Gott und so seine Freiheit", so schwer wird es, bei der unheilvollen Verfitzung von Staat und Kirche und bei der sehr verbreiteten Vorstellung von der Toleranz als einem Ausfluß des Unglaubens, jenem Gedanken sein volles Recht zu verschaffen.

Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst.

Von

Karl Rosenkranz.

I.

Für die Betrachtung der Geschichte macht es einen wesentlichen Unterschied aus, ob wir die Thatsachen derselben nur als Erscheinungen auffassen, oder ob wir das Gesetz suchen, welches die Fülle ihrer äußerlichen Mannichfaltigkeit von innen her beherrscht. Beide Methoden, die empirische und die philosophische, dienen einander zur gegenseitigen Controle. Beide fodern einander, denn, wie Kant sagte, ist die Anschauung ohne Begriff blind und der Begriff ohne Anschauung leer. Die Gesetze der Vernunft müssen sich in den Processen der Erscheinung wieder abspiegeln.

Die Uebereinstimmung des Begriffs mit der Realität hat nun auf dem Gebiet der Kunstgeschichte eine besondere Schwierigkeit gefunden. Um nämlich eine Eintheilung für dieselbe zu haben, hat man verschiedene Wege eingeschlagen und sich im Allgemeinen an die schon vorher aufgestellten herkömmlichen Eintheilungen der Weltgeschichte gehalten.

Aber diese Eintheilungen leiden an dem Mangel, nicht principiell zu sein. Eine Folge ihrer Adoption für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst muß daher sein, daß die Entwickelung derselben nach einseitigen, schlechterdings unzureichenden Kategorien gemacht wird, wie z. B. wenn wir in neuern Handbüchern die Geschichte der modernen Malerei und Sculptur eingetheilt treffen in die Geschichte der Kunst diesseit und jenseit der Alpen. Die ethnographische und die synchronistisch-annalistische Behandlung der Geschichte sind nur Vorbereitungen für die weltgeschichtliche Gliederung, welche die Völker nach wahlverwandtschaftlichen Culturgruppen und nach Perioden ihrer Blüte und ihres Verfalls darstellt. Für diese weltgeschichtliche Gliederung selbst pflegt man die Geschichte in die alte, mittlere und neuere zu unterscheiden. Nun wird Jedermann einräumen, daß das bloße Alter noch keinen principiellen Begriff enthalte. Nach einigen Jahrtausenden wird auch die neueste Geschichte sehr alt sein. Dennoch ist diese Eintheilung durch einen Instinct geleitet, der in die abstracte Folge der Jahre eine gewisse innere Einheit bringt. Denn ist es nicht eine Eintheilung, die von Roms Geschichte ausgeht? Die Geschichte der Alten Welt pflegt man bis zum Untergang des abendländischen Kaiserthums zu rechnen; die des Mittelalters bis zum Sturz der römischen Papstherrschaft in Europa.

Diese banale Eintheilung empfiehlt sich für uns Deutsche, für uns Protestanten. Fangen wir aber an, sie der Kritik zu unterwerfen, so fehlt es nicht an Schwierigkeiten. Denn in Ansehung der Alten Welt müssen wir uns gestehen, daß Völker, die längst vor den Griechen und Römern existirten, also gewiß zur Alten Welt zu rechnen wären, keineswegs mit dem Römischen Reich untergegangen sind, vielmehr noch heute als lebendige Factoren der Geschichte existiren. Existiren z. B. die Chinesen, das älteste Culturvolk der Erde, nicht heute noch? Handeln wir nicht mit ihnen, trinken wir nicht von ihnen gebauten Thee, verkaufen wir ihnen nicht Opium und erklären wir nicht ihnen den Krieg, wenn es ihrer Regierung einfällt, ihr Volk nicht mehr durch diesen verderblichsten aller Sinnengenüsse corrumpiren zu lassen? Schicken wir nicht Missionare zu ihnen, die geheime religiös-politische Gesellschaften stiften und den Grund zu innern Revolutionen legen? Müssen wir also nicht, chronologisch genommen, die Chinesen auch zur neuesten Geschichte hinzurechnen? Oder wohin rechnen wir jene amerikanischen Staaten, die erst sich entwickelten, als das alte Rom sank, und die offenbar mit den alten asiatischen Staaten dem Princip nach auf demselben Boden stehen? Gehören dieselben zur alten oder zur mittlern Geschichte? Allerdings haben sie sich gleichsam im Rücken der Weltgeschichte gestaltet, nachdem dieselbe mit dem Christenthum schon über ihre Mitte hinausgeschritten zu sein schien. Allerdings sind sie vor dem Angriff einer handvoll Europäer rasch zusammengestürzt und könnten uns als eine Fabel erscheinen, sprächen nicht heute noch die riesigen Trümmer großer Bauwerke unwiderleglich von ihrem Dasein. Müssen wir aber nicht über die Cultur der Reiche von Anahuak und Peru immer mehr erstaunen, jemehr wir davon kennen lernen? Müssen wir uns also nicht umsehen, ihnen endlich den Ort anzuweisen, der ihnen in der weltgeschichtlichen Galerie der Völker gebührt? Und muß dies nicht auch vonseiten der Kunst geschehen?

Die Geschichte des Mittelalters, wie sie herkömmlich erzählt wird, hat zu der Geschichte dieser Völker nicht das geringste Verhältniß. Wir Protestanten beenden die Geschichte des Mittelalters gewöhnlich mit dem Sturz der päpstlichen Universalmonarchie. Hat denn aber dieselbe in der That ihre Herrschaft factisch verloren? Hat die Reformation außerhalb des germanischen Stammes gesiegt? Machte Rom nicht für die Verluste, die es theilweise in Deutschland, Frankreich, England und Skandinavien erlitt, sofort in Amerika die ausgedehntesten Eroberungen? Wurde es nicht durch seine großartige Propaganda und durch die kluge Betriebsamkeit seiner Jesuiten erst recht zur Weltkirche, seit es in allen Zonen, unter allen Racen, das Meßopfer in derselben lateinischen Sprache und in demselben Ritus feierte? Hat es nicht sogar, wo es bereits ent-

schieden überwunden zu sein schien, nach langen Fristen mit neuen Triumphen überrascht? Hat es nicht soeben noch mit Oestreich ein Concordat abgeschlossen, wie 1848 einem Beobachter der Aeußerungen in der Aula zu Wien für immer hätte unmöglich scheinen sollen?

Solche und ähnliche Betrachtungen haben dazu getrieben, eine andere Eintheilung der Geschichte von der Form der Staatsverfassung zu entnehmen, um die an sich äußerliche Chronologie durch einen innern Unterschied principiell zu bestimmen. Man hat zu diesem Behuf die Geschichte in drei Weltalter, in ein orientalisches, griechisch-römisches und germanisches, zerlegt, indem nun im erstern die Despotie, im zweiten die Demokratie und Aristokratie, im dritten die Monarchie zur Herrschaft gekommen sei. Zuerst soll nur Einer, dann sollen Einige, endlich sollen Alle frei sein. Allein diese Eintheilung ist nicht durchgreifend genug. Despotie, Aristokratie, Demokratie, Monarchie sind Formen, die überall vorkommen und die selbst erst wieder der nähern Bestimmung bedürfen, ihren Werth für die Freiheit abzuschätzen. Jede dieser Formen ist fähig, die andern als Momente in sich hervorzubringen. In der Regel durchläuft aber ein wahrhaft geschichtliches Volk successiv alle Formen. Wenn man die Griechen Demokraten, die Römer Aristokraten nennt, so hat dies nur für gewisse Perioden ihrer Geschichte Bedeutung; die Griechen z. B. fingen mit dem Königthum an, gingen dann zu sehr verschiedenartig gestalteten Republiken über, die sowol aristokratisch als demokratisch waren, und endeten in dem oströmischen Kaiserthum mit einer Despotie, die sich noch lange forterhielt, nachdem das weströmische schon zugrunde gegangen war. Auch die Römer sind von der Monarchie zur Aristokratie, von dieser zur Ochlokratie, von dieser zur Oligarchie und von dieser zur Despotie übergegangen. Wenn man die orientalischen Verfassungen despotische nennt, so hat dies einen Sinn eigentlich nur für den persischen Staat. China z. B. ist nicht sowol eine Despotie als eine büreaukratische Monarchie, in welcher der Fürst an die Institutionen des Confucius gebunden ist, so sehr, daß er sogar der ausdrücklichen Censur nach denselben unterliegt, die nicht selten mit außerordentlichem Freimuth geübt worden, am häufigsten freilich in der Gestalt von Revolutionen erschienen ist. Oder in Indien finden wir zwar auch despotische Fürsten, allein der Absolutismus des Monarchen ist der Ordnung der Kasten unterworfen, die für seine herrschsüchtigen Launen eine eherne Grenze bilden. Sehen wir aber von Asien und Europa ab, blicken wir nach der vorchristlichen Geschichte von Amerika hinüber, so finden wir auch dort alle jene Formen. War der peruanische Staat nicht ein despotischer, wenn auch in seinen Einrichtungen communistischer? War der Staat von Anahuak nicht eine aristokratische Feudalmonarchie, die ganz ebenso durch Eroberung entstanden war

als die germanischen Feudalstaaten? Waren nicht die vier Cantone von Tlascala eine demokratische Republik, die, eben weil sie dies war, sich mit den Spaniern gegen Mexico verband und ohne deren gegen den monarchischen Absolutismus eifersüchtige Tapferkeit Cortez den Montezuma schwerlich besiegt haben würde?

Eine ganz besondere Schwierigkeit erwächst aber für eine principielle Behandlung der Weltgeschichte durch den Mosaismus und Mohammedanismus, weil für sie die Kategorien von Despotie, Aristokratie, Demokratie und Monarchie gar nicht in dem von den Alten mit diesen Ausdrücken verbundenen und von uns übererbten Sinn anwendbar sind und die Juden sowol der alten, mittlern und neuern Zeit, die Mohammedaner der mittlern und neuern angehören. Die alte Geschichte der Hebräer wird gewöhnlich nach der ägyptischen erzählt. Als politische verschwindet sie unter den Riesendimensionen der ägyptischen, assyrischen, persischen und römischen. Die innere Geschichte der Juden aber, die Geschichte ihres Glaubens, ist so reich und in sich so consequent, daß sie nicht nur bei ihnen, sondern auch bei andern Völkern in lebendiger Erinnerung bewahrt wird. Dieser Glaube an den Einen Gott ist eine so intensive Macht, daß er die Nation, die er mit sich erfüllt, noch bis auf den heutigen Tag, wo sie unter allen Völkern auf dem ganzen Erdboden zerstreut lebt, in ihrer Integrität erhält. Inmitten andersgläubiger Völker mußten die Juden von jeher mit einem Aufwand geistiger Energie sich ideell isoliren, der ihnen eine seltene Kraft des Leidens verlieh. Relativ fielen sie bald in dies, bald in jenes Element des Paganismus zurück, erhoben sich jedoch immer wieder zum Monotheismus und verdauten gleichsam in diesem Proceß den Naturalismus, Polytheismus und Fatalismus der paganischen Religionen. Von dieser eigenthümlichen Bildungsgeschichte ahnten die andern Völker nichts und erfuhren von den verachteten Juden, während sie beständig auf sie einwirkten, keine geistige Rückwirkung. Erst mit dem Christenthum, dem universellen Resultat des Hebräismus, wurde er selbst welthistorisch bedeutend. Muß hieraus nicht der Schluß gezogen werden, daß, principiell genommen, seine Geschichte zwischen die der paganischen und der christlichen Völker in die Mitte gestellt werden müsse? Macht er nicht den Ethnicismus zu seiner negativen Voraussetzung, die er mit Bewußtsein aufhebt? Die Geschichte der ethnischen Völker kann erzählt werden, ohne auf das Innere des jüdischen Monotheismus einzugehen, der für sie eine unverstandene Thatsache war. Mit dem Mohammedanismus scheint es sich anders zu verhalten, weil er sich nicht blos defensiv in sich abschloß, sondern sich offensiv gegen das Christenthum wandte. Allein principiell steht er zum Mosaismus in nächster Beziehung: denn

im Wesentlichen ist er der von aller nationalen, localen und hierarchischen Beschränkung emancipirte Monotheismus.

Sucht man daher für die politische Geschichte ein Princip der Eintheilung, so wird dasselbe in einem innern Verhältniß zur religiösen Geschichte des menschlichen Geistes stehen, die sich in die Kreise des Ethnicismus, des Theismus und des Christenthums zerlegt. Der Unterschied der Staaten kann nämlich als ein Unterschied des Naturstaats, des Gottesstaats und des Humanitätsstaats gefaßt werden. Die Form der Verfassung des einzelnen Staats kann innerhalb dieser Unterschiede despotisch, aristokratisch, demokratisch oder monarchisch sein, aber der Unterschied selbst ist ein qualitativer. Der Naturstaat geht von der Naturgrundlage der geschlechtlichen Einheit aus. Der Begriff der Menschheit existirt noch nicht und fällt noch ganz in die Ausschließlichkeit der Nationalität, die jeden nicht zu ihr Gehörigen als einen Barbaren verachtet. Jede Nation hält sich noch für den absoluten Mittelpunkt und räumt den andern Nationen eine nur accidentelle Bedeutung ein. Man kann diese Staaten auch Nationalstaaten oder auch Racestaaten nennen. Innerhalb derselben setzt sich das Naturprincip in den erblichen Kasten, Ständen und Geschlechtern fort. Jemehr ein Volk von der Naturbasis durch Bildung sich entfernt, umsomehr entwickelt es auch ein Bewußtsein seiner geistigen Eigenthümlichkeit, die ihm mit seiner nationalen zusammenfällt. Das römische Volk z. B. erkannte seinen Beruf in der Weltherrschaft, sodaß einer seiner Dichter ihm zurufen konnte:

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

Dem Naturstaat gegenüber steht der Gottesstaat. Er hat eine geistige Basis, weil er auf dem Gedanken beruht, daß der Eine wahrhafte Gott seinen Willen durch Propheten offenbart habe, sodaß Jeder, welcher dem Gesetz dieser Offenbarung sich unterwirft, ein Diener Gottes, ein Bürger seines Staats wird. Göttliche Offenbarung fehlt dem Ethnicismus und seinen Nationalstaaten keineswegs. Die Gesetze Manu's bei den Indern, die Gebote Buddha's bei den Buddhisten, die Vorschriften Ormuzd's bei den Persern galten und gelten ihren Anhängern als göttliche Offenbarung. Ja, dem Buddhismus müssen wir zugestehen, daß er die Schranke der Nationalität bereits durchbricht, sofern er eine moralische Askese zur Hauptsache macht. Aber durch die perennirende Incarnation Buddha's wird bei ihm das Naturelement doch noch festgehalten, während der Monotheismus gänzlich von demselben abstrahirt. Sein Prophet ist keine Enfarkosis des Einen Gottes, nur ein auserwählter Mensch, und die Juden sind auch nicht unmittelbar durch ihre Geburt als solche in einem intimern Verhältniß zu Gott, sondern nur als ein von ihm auserwähltes Volk, infolge eines Bundes mit den Pa-

triarchen Abraham, Isaak und Jakob. Die Nationalität tritt somit erst als eine secundäre Bestimmung hervor und Christus fragte daher auch die Juden, sofern sie auf ihre Abstammung sich steiften, ob sie nicht glaubten, daß Gott dem Abraham auch aus Steinen Nachkommen erwecken könne? Obwol also bei den Juden nicht die Natur, sondern der Schöpfer der Natur die Initiative hat, so wurde doch durch die Einzigkeit ihres Glaubens ihr Nationalgefühl geistig in sich vertieft und, den andern Nationalstaaten gegenüber, außerordentlich verschärft. Ihr Staat war der Form nach abwechselnd ein patriarchalischer, aristokratischer, demokratischer, monarchischer, immer aber ein theokratischer, d. h. ein Staat, in welchem der Mensch sich dem politischen Gesetz als dem directen Befehl Gottes unterwirft. Der Islam hat dasselbe Princip, nur mit dem Unterschiede, daß er die künstliche Entfremdung von der Natur, deren der Mosaismus noch zu seiner Concentration bedurfte, aufhob und in Ansehung der Nationalität sich völlig eklektisch verhält. Principiellerweise kann man den Talmudismus als den Uebergang vom Mosaismus zum Mohammedanismus ansehen.

Der Naturstaat langt in seiner Geschichte aus der exclusiven Particularität der Nationen endlich bei dem Gedanken der Einheit derselben in der Gattung, im genus humanum, an, dem in der Religion die Vorstellung eines numen supremum correspondirt. Der Gottesstaat kommt auf entgegengesetztem Wege zum Gedanken, daß, da doch nur Ein wahrer Gott, auch alle Völker, d. h. das Menschengeschlecht überhaupt, ihn verehren sollten, und der Islam versucht eine zeitlang diese Einheit, das Schwert in der Faust, sogar zu erzwingen. Die Wahrheit sowol des Ethnicismus als des Theismus ist daher das Christenthum und der aus ihm entspringende Staat der Humanitätsstaat, d. h. derjenige, der im Inhalt wie in der Form von der Idee der Menschheit selber ausgeht. Die Nationalität wird nunmehr zu einem Organ der Humanität und das Gesetz Gottes nicht blos zu einem formalen Ausdruck des göttlichen, sondern auch zum realen Gehalt des menschlichen Willens selbst, der den göttlichen als die Vernunft des seinigen erkennt. Das Wort Humanität ist zwar so gut als das Wort Aufklärung in Miscredit gekommen und wird von Ultramontanen und von specifisch Mittelalterlichen als ein Maximum der Seichtigkeit verhöhnt. Allein weder der Misbrauch, der mit diesen Worten getrieben, noch die romantische Abneigung, von der sie verspottet worden, kann ihren legitimen Gebrauch aufheben. Wenn das Christenthum die Menschheit nicht über ihre wahre Bestimmung aufklärte, wenn es nicht die ursprüngliche Gleichheit und Freiheit aller Menschen lehrte, vermöchte es denn, die Religion der Menschheit zu sein? Alle Völker, die das Christenthum in sich aufnehmen, werden auch in das offenbargewordene Mysterium der Mensch-

werdung Gottes eingeweiht und infolge dessen von dem göttlichen Geist durchdrungen, der uns alle Menschen, welchem Volk, welchem Stande, welcher Bildungsstufe, welchem Glauben, welchem Schicksal sie angehören mögen, als Brüder lieben läßt. Sie können daher nicht mehr, wie die Völker des Ethnicismus, exclusive Nationalstaaten bilden. Sie können sich aber auch nicht mehr, wie die theokratischen Staaten, dem göttlichen Willen als einem ihnen selbst äußerlichen kritiklos unterwerfen. Sondern in jener Beziehung können sie zwar ihre Individualität bewahren, müssen sie aber durch die Idee der Menschheit reinigen, und in dieser Beziehung können sie zwar die Gewißheit haben, daß die göttliche Vorsehung kein Volk privilegirt, aber sie können auch durch eine Kritik ihrer Zustände und Verbesserung ihrer Gesetze sich läutern, welche den Maßstab des göttlichen Logos daran legt. Die ganze Geschichte der christlichen Staaten ist schlechthin unverständlich, wenn man die Humanität als das innerlich treibende Ideal ihrer Verfassungen verkennt.

Eine principielle Eintheilung der Weltgeschichte würde also wol am zweckmäßigsten von dem principiellen Unterschied der Religion ausgehen können. Der menschliche Geist ist in sich selbst ja nur Einer, sodaß religiöses, politisches, artistisches, technisches und wissenschaftliches Leben nur die verschiedenen Seiten seiner in sich ungetheilten Existenz ausmacht. Man wird also vorläufig annehmen dürfen, daß auch die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst sich den Unterschieden des Ethnicismus, Theismus und Christianismus anvertrauen könne. Zum Ethnicismus gehören alle geschichtlichen, halbgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Völker bis zu ihrem Untergange oder bis zu ihrem Uebergange sei es in den Theismus, sei es in das Christenthum. Zum Theismus gehören die Juden und alle dem Islam anhängigen Völker. Als Träger des Christenthums erscheinen vorzüglich die Slawen, Romanen und Germanen.

Man hat nun die Kunstgeschichte ebenfalls in die Geschichte der alten, mittlern und neuern Zeit eingetheilt. Und wie wir entdeckten, daß diese Eintheilung im Grunde genommen nur von der Geschichte Roms hergenommen ist, so erkennen wir auch bei dieser Eintheilung der Kunstgeschichte, daß sie nur von der griechisch-römischen Kunst hergenommen ist, die man unter dem Titel der alten Kunst schlechtweg versteht, sowie man auch das Mittelalter der Kunst mit der beginnenden Reproduction der antiken Formen aufhören läßt und die recht eigentlich christliche Kunst dann zu einer bloßen, störenden Episode herabsetzt.

In Erkenntniß der Unbestimmtheit dieser Eintheilung versuchte man daher auch für die Kunst die Eintheilung in die orientalische, antike und christlich-germanische. Das Mittelalter wird dann zu einem bloßen Moment der letztern. Da jedoch für die Kunst mit den Worten orienta-

lisch, antik und christlich auch noch nicht viel gewonnen war, so bemühte man sich, dieselben genauer dadurch zu charakterisiren, daß man dem erstern das symbolische, dem zweiten das plastische und dem dritten das romantische Ideal zuschrieb. Symbolisch soll hiernach dasjenige Werk sein, in welchem die Form das Wesen des Inhalts erst indirect andeutet; plastisch dasjenige, in welchem die Form den Inhalt völlig adäquat zur Erscheinung bringt; romantisch dasjenige, in welchem die Form den Inhalt nicht zu erschöpfen vermag, weil die Unendlichkeit desselben gegen jede Form gleichsam überschüssig ist, sodaß die Form, obwol an sich völlig klar, doch noch eine Perspective hinter sich hat, die nicht in die Darstellung aufgeht, die in ihr mehr angedeutet als vergegenwärtigt ist und das Romantische auf diese Weise mit einer allegorischen Tendenz sich wieder dem Symbolischen nähert. Ueberblickt man diese Eintheilung, so bietet sie unleugbar sehr reiche Gesichtspunkte dar, allein ebenso unleugbar bereitet sie auch neue Schwierigkeiten. Denn das eigentliche Princip derselben ist offenbar der Begriff der ästhetischen Composition überhaupt nach dem Verhältniß der geistigen Bedeutung seines Inhalts zur sinnlichen Angemessenheit seiner Form. Dies Verhältniß kommt aber in aller Kunstentwickelung vor, weil in diesem Sinn jede in ihren Anfängen einen mehr oder weniger symbolischen Charakter haben muß; späterhin aber, wenn die Technik erstarkt und die Ideen sich scheiden, kann sie eine plastische Einheit von Form und Inhalt gewinnen; eine Einheit, die mit dem fortschreitenden Wachsthum der Bildung wieder zurücktreten kann. Es kann daher ein und derselbe Inhalt in diesen drei verschiedenen Formverhältnissen zur Erscheinung kommen und es hat sogar nichts Widersprechendes, zu behaupten, daß z. B. das Symbolische auch plastisch und romantisch behandelt werden könne. So werden wir die Schilderung der Cherubim und Seraphim bei den jüdischen Propheten eine symbolische nennen müssen; die Darstellung hingegen, die wir von ähnlichen monströsen Thierbildungen in den Stierlöwen und Adlerstieren assyrischer Denkmäler finden, eine plastische; und diejenige endlich, die sich von dem nämlichen Gegenstande in der Johanneischen Apokalypse vor uns entfaltet, eine romantische. Abgesehen aber von diesem Haupteinwurf, müssen wir zugestehen, daß die Unterscheidung des sogenannten Orientalischen vom Classischen oder Plastischen eine sehr unbestimmte und ungenaue ist. Denn wie verschieden ist nicht das Orientalische in sich selber! Wie weit liegen nicht seine verschiedenen Culturen sammt ihrer Kunst unter sich auseinander! Wie schwer ist es also nicht, die orientalische Kunst überhaupt zur Einheit eines Begriffs der griechisch-römischen gegenüber zusammenzufassen! Wie sehr hängt nicht diese an tausend Fäden mit der ägyptischen, phönizischen und persischen zusammen! Gibt man aber auch die Möglichkeit einer solchen

ſynthetiſchen Abbreviatur zu, ſo ſpringt in die Augen, daß die Subſumtion des Moſaismus und Mohammedanismus unter dieſelbe ebenſo auffallen muß als die Abtrennung des Griechiſchen und Römiſchen aus der Continuität der Geſchichte der ethniſchen Völker; denn während die erſtern ein ganz anderes, ja entgegengeſetztes Princip haben, ſtimmen Griechen und Römer mit den letztern im Princip überein. Wenn man die Architektur die ſymboliſche, die Sculptur die plaſtiſche, die Malerei, Muſik und Poeſie die romantiſche Kunſt genannt hat, ſo hat dies wol einen geiſtreichen Sinn: aber das ſogenannte Geiſtreiche iſt mehr witzig als gründlich und daher häufig nur halbwahr. Denn im Allgemeinen kann man jenes Urtheil zugeben, um das Verhältniß von Realismus, Real-Idealismus und Idealismus in dieſen Künſten zu bezeichnen; ſobald man aber näher zuſieht, erkennt man, daß jede derſelben ſymboliſch, plaſtiſch und romantiſch zu ſein vermöge. Und will man jene Unterſchiede nun gar auf den Orient, das claſſiſche Alterthum und die chriſtliche Zeit ausſchließlich beziehen, ſo werden ſie ſofort unwahr.

Aber noch mehr. Der Ausdruck romantiſch wird von uns offenbar noch in einem ganz andern Sinn gebraucht, als er in jenem Verhältniß zum Symboliſchen und Claſſiſchen vorkommt. Wir verſtehen darunter auch die ſubjective Unendlichkeit des Gemüths, die äußerlich in einer bunten Mannichfaltigkeit abenteuerlicher Begebenheiten ſich einen adäquaten Widerſchein geben kann. Dieſe Ueberſchwänglichkeit, die ſich im Reiz der Contraſte gefällt und mit ihren Empfindungen, auch den ſchmerzbewegten, in ein wollüſtiges Spiel ſich verſenkt, ſteht dem Naiven und dem Didaktiſchen gegenüber und kann füglich, nach Schiller's Vorgang, das Sentimentale genannt werden. Denn das Naive iſt der unbefangene Ausdruck der Natur, das Didaktiſche der in ſich reflectirende Geiſt, das Sentimentale aber die durch Reflexion potenzirte Innerlichkeit. Nun müßte, wollte man dieſe Begriffe mit dem des Orientaliſchen, Griechiſch-Römiſchen und Chriſtlichen ausgleichen, das Didaktiſche mit dem erſtern, das Naive mit dem zweiten und das Sentimentale mit dem dritten zuſammenfallen. Und dies iſt in der That auch theilweiſe der Fall, nicht aber ſchlechthin, ſondern in concreto erkennen wir, daß jeder Standpunkt an ſich Totalität zu ſein, mithin nicht nur ſich in ſeiner individuellen Abgeſchloſſenheit, vielmehr innerhalb ſeiner Eigenheit und durch ihre Tinctur modificirt, auch die andern hervorzubringen ſtrebt; d. h. alſo, das naive Ideal wird ebenſo wol didaktiſch und ſentimental, als das didaktiſche naiv und ſentimental, als das ſentimentale naiv und didaktiſch. Das Romantiſche im Sinn des Sentimentalen und Abenteuerlichen hat ſehr begreiflich ſein Hauptelement in der Liebe. Wer wollte nun wol ableugnen, daß die Behandlung der Liebe in den Romanen der Chineſen, in den Dramen der Inder, in dem Hohen Liede der

Hebräer, in den altarabischen Heldengesängen, in der erotischen Elegie der Hellenen, in den Tragödien des Euripides, in der Erzählung des Apulejus vom Mythus des Eros und der Psyche romantisch sei? Das Romantische daher nur auf das Christliche beschränken zu wollen, ist eine zu enge Begrenzung des Begriffs. Die Griechen haben gewiß das naive Ideal auf das vollkommenste verwirklicht und doch bedarf es keiner sonderlichen Feinhörigkeit, schon in ihrer ältesten Epik, schon in der „Odyssee", das Rauschen eines romantischen Stroms zu vernehmen. Denn der Wanderer Odysseus erlebt nicht nur viel Seltsames, das von heidnischen und christlichen Dichtern zahllose male nachgeahmt ist, sondern mitten unter den Wundern, die er zu Land und Meer, die er auf der sonnigen Erde wie im düstern Tartaros erfährt, schlägt ihm auch ein zärtliches Herz im Busen. Die schönlockige Nymphe Kalypso kann den nach Weib und Kind Verlangenden nicht fesseln; von ihrem Lager eilt er an das Ufer des Meers, Thränen der Sehnsucht zu vergießen und wagt, ein romantischer Abenteurer wie Einer, auf selbstgezimmertem Floß einsam die Fahrt durch die Salzflut.

Literatur und Kunst.

Historische Literatur.

Auch durch seinen neuesten, unlängst erschienenen Jahrgang, den siebenten der dritten Folge, bestätigt das „Historische Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich von Raumer" (Leipzig, F. A. Brockhaus) seinen alten, seit beinahe 30 Jahren behaupteten Ruf, eine der reichhaltigsten und gediegensten Sammelschriften zu sein, welche unsere Literatur überhaupt aufzuweisen hat. In der That wissen wir kein zweites Unternehmen dieser Art zu nennen, das sich so lange Jahre hindurch so frisch erhalten und den einmal ergriffenen Standpunkt, in wissenschaftlicher sowol wie in politischer Hinsicht, gegenüber den Schwankungen des Zeitgeschmacks, mit soviel Festigkeit behauptet hat, ohne sich darum von den Fortschritten der Zeit selber auszuschließen. Und auch noch in anderer Hinsicht gebührt dem „Historischen Taschenbuch" Erwähnung in einer künftigen Geschichte unserer neuern Literatur: die Fähigkeit, wissenschaftliche Gegenstände so zu behandeln, daß sie zugleich dem größern Publicum verständlich und angenehm werden, war zur Zeit seiner Gründung in Deutschland noch sehr wenig verbreitet; wenn es im Lauf der letzten Decennien damit besser geworden und wenn namentlich in der jüngsten Zeit die Geschichte auch bei uns Miene macht, sich zu Dem zu entfalten, was sie ihrem wahren Berufe nach sein soll, nämlich eine wahrhaft volksthümliche, eine im edelsten Sinne nationale Wissenschaft, so hat das „Historische Taschenbuch" daran einen nicht unwesentlichen Antheil gehabt; es hat nicht blos in Zeiten großer politischer Abspannung und Ermüdung

das hiſtoriſche Intereſſe im größern Publicum wach erhalten, ſondern es hat auch unſern Hiſtorikern ſelbſt Gelegenheit geboten, die engen Grenzen der Fachwiſſenſchaft zu überſchreiten und ſich jene Leichtigkeit und Anmuth der Darſtellung zu erwerben, durch die auch die Schätze der Wiſſenſchaft erſt ihren wahren Curs erhalten. So hat ſich denn um das „Hiſtoriſche Taſchenbuch“ eine wahre Elite der deutſchen Gelehrſamkeit verſammelt; die lange Reihe ſeiner Mitarbeiter zeigt Namen wie Barthold, Böckh, Bopp, Carriere, Gans, Guhrauer, Hagen, Leo, Loebell, Neumann, Reumont, Schubert, Adolf Schmidt, Varnhagen von Enſe, Voigt, Waagen, Wachler, Wachsmuth, Wilken ꝛc.: alſo ſämmtlich Namen, die zu den Zierden der deutſchen Wiſſenſchaft gehören und die auch ihren gelegentlichen Arbeiten den Stempel der Dauer aufzudrücken wiſſen. Ebenſo reichhaltig aber iſt auch die Auswahl der Gegenſtände, welche hier im Lauf der Jahre behandelt worden ſind; indem wir das Verzeichniß derſelben überblicken, erhalten wir ein faſt vollſtändiges Gemälde der geſammten geſchichtlichen Entwickelung, nach den verſchiedenſten Epochen, Nationen und Richtungen, ſodaß ſich leicht eine ganze Weltgeſchichte in nuce daraus zuſammenſetzen ließe. Und auch wie die verſchiedenen Ereigniſſe der Gegenwart auf die Geſchichtſchreibung und ihre Entwickelung als Wiſſenſchaft eingewirkt haben, läßt ſich an der Reihe dieſer Bände deutlich verfolgen. Es gehört nicht zu den geringſten Vorzügen des „Hiſtoriſchen Taſchenbuch“, daß bei der Wahl der darin behandelten Gegenſtände jederzeit eine billige Rückſicht auf den Geſchmack des Publicums und die Stimmungen der Zeit genommen worden iſt; indem viele der hier mitgetheilten Abhandlungen gleichſam einen wiſſenſchaftlichen Commentar bilden zu den vornehmſten Ereigniſſen, die kurz zuvor das Publicum in Bewegung geſetzt, haben ſie gewiß nicht wenig dazu beigetragen, die Sympathien deſſelben aufzuklären und zu berichtigen und ein geſundes hiſtoriſches Urtheil vorzubereiten. Und das iſt denn überall das letzte Ziel, die letzte und höchſte Entwickelung der Wiſſenſchaft, daß ſie gleichſam ſich ſelbſt aufgibt und als öffentliche Meinung, als Geſinnung, endlich als That in die Maſſe des Volks und ſomit in das Leben ſelbſt übergeht. Auch der vorliegende neueſte Jahrgang ſchließt ſich, wie ſchon erwähnt, ſo trefflichen Vorgängern würdig an. Eröffnet wird derſelbe durch eine Abhandlung von K. F. Neumann in München über „Die Gründung des engliſchen Reichs in Indien“. Sie iſt mit jenem Reichthum der Beleſenheit ſowie mit jener Schärfe und Knappheit der Darſtellung geſchrieben, durch welche der berühmte Sinologe ſich auszeichnet. Was ſie deutſchen Leſern aber, neben der allgemeinen Reichhaltigkeit des Stoffs, beſonders intereſſant macht, das iſt der Umſtand, daß der Verfaſſer darin ſtellenweiſe dieſelben Gegenſtände behandelt, über die ſich auch Macaulay in der jüngſt erſchienenen Fortſetzung ſeiner berühmten „Geſchichte Englands“ ausführlich ausgelaſſen hat. Doch braucht der deutſche Gelehrte den Vergleich mit dem engliſchen Nebenbuhler nicht zu ſcheuen, vielmehr ſcheint uns der Erſtere, ſowol was die Klarheit und Ueberſichtlichkeit der Darſtellung als namentlich was die Genauigkeit und Gründlichkeit in Benutzung der Quellen betrifft, den Vorrang zu verdienen. Und auch in Beurtheilung der Thatſachen nimmt der deutſche Gelehrte einen weit freiern, wir möchten ſagen menſchlichern und jedenfalls alſo auch hiſtoriſch berechtigtern

Digitized by Google

Standpunkt ein als der Engländer, der gerade in diesen Partien seines Geschichtswerks, obwol er in seinem Vaterlande selbst als Specialität dafür anerkannt ist, eine gewisse nationale Befangenheit nicht verleugnen kann — und vermuthlich auch gar nicht verleugnen will. — „Peter Paul Rubens im Wirkungskreise des Staatsmannes" von K. L. Klose, stellt eine Seite des berühmten Künstlers dar, die bisher in Deutschland nur wenig beachtet worden und die doch zur vollständigen Kenntniß seines Wesens höchst wichtig ist. Denn wenn auch, wie der Verfasser selbst S. 250 einräumt, die Erfolge, welche Rubens als Staatsmann erlangt hat, theils unerheblich sind, theils mehr der Gunst der Umstände als seinen Verdiensten zugeschrieben werden müssen, so bleibt es doch Thatsache, daß der ausgezeichnete Künstler zugleich auch ein höchst befähigter Staatsmann war von seltenem Scharfblick, mannichfachen Kenntnissen und großer persönlicher Gewandtheit. Ja es dürfte nicht schwer halten (worauf indessen der Verfasser der vorliegenden Abhandlung sich nicht eingelassen hat), den Zusammenhang beider Talente als einen innern und nothwendigen nachzuweisen und den Maler Rubens aus dem Diplomaten, dem Hofherrn und Gesellschafter der Könige sowie umgekehrt zu erklären. Namentlich dürften für jene schon erwähnte Resultatlosigkeit seines diplomatischen Wirkens sich aus diesem Doppelverhältniß denn doch wol noch andere und gewichtigere Gründe herleiten lassen als solche, die blos in der Schwierigkeit der Umstände lagen. — Heinrich Ritter's „Kurze Uebersicht über die Geschichte der scholastischen Philosophie" macht aus einem entlegenen und unergiebigen Stoff soviel sich daraus machen läßt; der Aufsatz ist lesbar und versteigt sich in keine Regionen, wohin der unphilosophische Leser nicht folgen kann und das ist denn bei einem so schwierigen Thema schon immer des Lobes genug. — Dagegen ist F. Herrmann's Abhandlung über „Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert" ein höchst lehrreicher und zeitgemäßer Aufsatz. Denn wenn die Allianz zwischen Schweden und den Westmächten, von der noch vor kurzem soviel die Rede war, sich fürs erste auch noch nicht verwirklicht und wenn auch die Aussicht auf eine durchgreifende Aenderung in den Beziehungen Schwedens zu seinem übermächtigen russischen Nachbar für den Augenblick wieder verschwunden ist, so wird doch jede neue Bewegung innerhalb der europäischen Politik diese Frage immer wieder in den Vorgrund des allgemeinen Interesse rücken und ist es daher von Wichtigkeit, daß die öffentliche Meinung sich beizeiten über die innere wie äußere Lage Schwedens und wie dieselbe geworden aufklärt. Der vorliegende erste Abschnitt skizzirt zuerst kurz die Entstehung der schwedischen Adelsherrschaft, erzählt dann die vergeblichen Anstrengungen, welche Adolf Friedrich und seine ehrgeizige Gemahlin, die Schwester Friedrich's des Großen, machten, sich davon zu befreien und schließt endlich mit dem Siege, welchen der Sohn derselben, der geniale Gustav III., durch die glückliche Revolution vom August 1772 errang. Das finstere Treiben der Parteien ist mit großer Lebhaftigkeit geschildert und auch von dem Charakter Gustav's III., wiewol derselbe sich bis zu dem angegebenen Zeitpunkte noch keineswegs vollständig entwickelt (denn auch Gustav III. wie den meisten Sterblichen wurde der Sieg gefährlicher als der Kampf), erhalten wir doch auch schon in dem Vorliegenden ein sehr frisches und lebensvolles Gemälde. Als Quelle ist hauptsächlich des berühmten Geijer „Schilderung vom Zustande Schwedens und der

vornehmſten handelnden Perſonen vom Tode Karl's XII. bis zum Regierungsantritt Guſtav's III." benutzt worden, ein Werk, das trotz ſeines reichen und wichtigen Inhalts doch bei den deutſchen Geſchichtsforſchern bisher noch nicht die gebührende Beachtung gefunden hat. Auch Guſtav's III. eigene von Geijer 1843 herausgegebene Papiere boten ſtellenweiſe ein höchſt ſchätzenswerthes Material. Dagegen ſcheint der Verfaſſer unſers wackern E. M. Arndt „Schwediſche Geſchichten" völlig unberückſichtigt gelaſſen zu haben: mit Unrecht, wie uns dünkt, da das Buch bei einzelnen befangenen oder einſeitigen Urtheilen doch gerade für die Regierungsgeſchichte Guſtav's III. manches recht Nutzbare enthält, beſonders für einen Hiſtoriker, der gleich dem Verfaſſer des in Rede ſtehenden Aufſatzes ſich an kritiſche Sichtung ſeiner Quellen gewöhnt hat. — Der Herausgeber ſelbſt liefert „Hiſtoriſch-politiſche Geſpräche, wie man ſie hört und führt". Dieſelben enthalten manches zeitgemäße und treffende Wort, nur dürfte die gewählte Form keine ganz glückliche ſein, am wenigſten in der Breite, mit welcher der Verfaſſer ſie handhabt, der darin freilich ein bequemes Vehikel findet für die Art und Weiſe, wie er es liebt, die Gegenſätze ſich gegeneinander aufheben zu laſſen. — Den Schluß des Jahrgangs bildet „Die orientaliſche Frage im zweiten Stadium ihrer Entwickelung. Von J. W. Zinkeiſen". Sich genau anſchließend an einen ähnlich überſchriebenen Aufſatz des Verfaſſers im vorletzten Jahrgang, reicht die Abhandlung bis auf die Seeſchlacht von Lepanto; ſie iſt mit derſelben Fülle und Gründlichkeit des Detail geſchrieben, aber auch mit derſelben Unbeholfenheit der Sprache und derſelben Dürftigkeit der hiſtoriſchen Anſchauungen, die wir ſchon an jener erſten Abtheilung zu tadeln hatten. In der Einleitung nimmt der Verfaſſer allerdings einen gewiſſen Anlauf, zeitgemäße Geſichtspunkte aufzuſtellen, leider nur ſind ſeine Reflexionen ſeitdem von den Ereigniſſen ſehr gründlich überholt worden, was ſich freilich Jeder gefallen laſſen muß, der das Gebiet der Conjecturalpolitik betritt.

Wir ſchließen noch einen kurzen Bericht an über einige andere kürzlich erſchienene hiſtoriſche Werke, welche gleich dem „Hiſtoriſchen Taſchenbuch" vorzugsweiſe für gebildete Leſer beſtimmt ſind. „Die Heirath des Markgrafen Karl von Brandenburg mit der Markgräfin Katharina von Balbiano. Nach Urkunden in dem königlichen Archive und in Privatarchiven zu Turin zuſammengeſtellt von J. F. Neigebaur" (Breslau, Kern), iſt eine Familiengeſchichte, faſt mehr für die Novelle als für die Geſchichte geeignet, für die ſie höchſtens in culturgeſchichtlicher Beziehung von Intereſſe iſt. Markgraf Karl von Brandenburg, der dritte Sohn des Großen Kurfürſten, Bruder Friedrich's III., des ſpätern erſten Königs von Preußen, kam 1693 mit den Hülfstruppen, welche Brandenburg damals an Savoyen ſtellte, nach Turin. Er lernte daſelbſt die verwittwete Gräfin Salmour, geborene Katharina von Balbiano kennen; jung und leidenſchaftlich wie er war, fühlte er ſich von den Reizen der ſchönen, liebenswürdigen und hochgebildeten Dame gefeſſelt und zwar in ſolchem Grade, daß er, da er keinen andern Weg ſah, ihre Gunſt zu erlangen, ſich heimlich mit ihr vermählte. Wie der Verfaſſer der vorliegenden Schrift auf Grund der ihm zugänglichen Documente behauptet, hätte die Vermählung in aller Form Rechtens und genau nach den durch das Concil von Trident feſtgeſtellten Eheſatzungen ſtattgefunden, ſodaß die Ehe alſo als eine vollkommen gültige

zu betrachten gewesen wäre. Dennoch wurde sie weder von dem brandenburger Hofe noch selbst von dem Herzoge von Savoyen anerkannt, vielmehr ließ Letzterer, dem die Sache unbequem war, indem er fürchtete, er möchte dadurch vor seinem brandenburgischen Verbündeten compromittirt werden, die Markgräfin entführen und in einem Kloster in Gewahrsam halten. Beide Theile bemühten sich theils in Berlin, theils und besonders in Rom die Anerkennung ihrer Ehe durchzusetzen. An letzterm Orte, in Rom, war man nicht abgeneigt dazu: denn wiewol der Markgraf zur Zeit seiner Vermählung noch protestantisch war, während die Markgräfin natürlich der katholischen Kirche angehörte, so hatte doch erst einige Decennien zuvor ein anderer brandenburgischer Prinz, Markgraf Christian, der ehemalige Administrator und Vertheidiger von Magdeburg, sich in östreichischer Kriegsgefangenschaft zum katholischen Glauben bekehrt und so lag denn der Gedanke wol nicht allzu fern, auch Karl Philipp seinem Glauben abtrünnig zu machen. Allein noch ehe die Sache zum Austrag kam, starb der Prinz (Juli 1695) und so konnte auch die zwei Jahre später von Rom aus erfolgte Entscheidung, daß die Ehe allerdings eine gültige sei, der Markgräfin nur noch höchstens als moralische Rechtfertigung dienen. Denn auch von jener päpstlichen Entscheidung nahm der brandenburgische Hof keine Notiz noch ist die Markgräfin von ihm überhaupt jemals als rechtmäßige Gemahlin des Prinzen Karl Philipp anerkannt worden. Zum Ueberfluß vermählte die schon zwei mal Witwe Gewordene sich einige Jahre später (1707) zum dritten mal und zwar mit dem sächsischen Minister und General Grafen Wackerbart, einem reichen und angesehenen Manne, der an dem damaligen sächsisch-polnischen Hofe sowie auch am Hofe zu Wien eine einflußreiche Rolle spielte. Damit und da aus der kurzen Ehe der Gräfin mit Karl Philipp Kinder nicht vorhanden waren, hatte die Sache denn alle praktische Bedeutung verloren und auch die jetzige Wiederauffrischung derselben kann, abgesehen von dem schon erwähnten culturgeschichtlichen Interesse, das uns aber auch nicht besonders erheblich dünkt, höchstens noch für das Familienintereſſe der dabei betheiligten adeligen Häuser von Wichtigkeit sein. Auch hat der Verfasser offenbar in diesem Interesse geschrieben; mit allem Respect indeß vor der Genauigkeit und Gründlichkeit seiner Forschungen, die in der That nichts zu wünschen läßt und durch die er verschiedene von altersher verbreitete Irrthümer und Entstellungen glücklich widerlegt hat, glauben wir doch, jenes Interesse hätte sich wol auch durch eine etwas minder weitschweifige Darstellung befriedigen lassen und ohne daß es nöthig war, den an sich unerheblichen und unfruchtbaren Stoff durch unzählige Episoden und Excurse zu einem Umfang anzuschwellen, der zu der Wichtigkeit desselben in umgekehrtem Verhältniß steht.

Auch „Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Baireuth. Von Kurd von Schlözer“ (Berlin, Herz) ist, wie schon der Titel besagt, ebenfalls nur eine Familiengeschichte. Doch sind die Schicksale dieses ursprünglich bürgerlichen Stammes, der sich durch persönliches Verdienst in die Höhe arbeitet, bei weitem interessanter und historisch ergiebiger als die galanten Abenteuer der schönen Italienerin. Die Familie Meyern, aus dem böhmischen Erzgebirge stammend, taucht zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit Blasius Meyer aus dem Dunkel der Vorzeit auf. Ein Sohn dieses Blasius, Adam, angeblich 1585

geboren, verließ die böhmiſche Heimat, um in die Dienſte des Markgrafen von Baireuth zu treten. Auch ſeine Nachkommen blieben in der neuen Heimat; einer derſelben, Johann Simon, wurde Geheimer Kammerrath und Rittergutsbeſitzer, als welcher er 1715 von Kaiſer Karl VI. in den Adelſtand erhoben ward. 1736 widerfuhr ſeinem Vetter Johann Anton, der als kaiſerlicher Reichspoſtmeiſter in Baireuth angeſtellt war, dieſelbe Ehre, ſodaß die Familie ſich von da an in zwei Linien, eine ältere und eine jüngere theilte. Beide haben einige bedeutende Männer hervorgebracht, über die das vorliegende Schriftchen genauere Auskunft gibt. Namentlich zeichnete ſich in der ältern Linie Johann Gottfried von Meyern aus, der mittlere Sohn des Gründers der Linie, geboren 1692 zu Baireuth; er ſtudirte 1715 zu Gießen, wurde noch in demſelben Jahre Profeſſor der Rechte ebendaſelbſt, trat 1720 in die Dienſte des Markgrafen von Baireuth, vertauſchte dieſelben jedoch 1726 mit dem Dienſte des Kurfürſten von Hannover, von dem er nun zu einer Anzahl der wichtigſten diplomatiſchen Verhandlungen gebraucht ward. Auch als Publiciſt verſchaffte er ſich einen geſchätzten Namen, beſonders durch die von ihm mit größter Sorgfalt und wahrhaft ſtaunenswerthem Fleiße in ſechs Foliobänden zuſammengetragenen „Acta pacis Westphalicae publica", die noch heute die genaueſte und vollſtändigſte Quelle zur Kenntniß jener wichtigen Verhandlungen bilden. Meyern ſelbſt ſtarb 1745. Der Glanz der jüngern Linie concentrirte ſich beſonders in Johann Gottlob von Meyern, einem Sohne des Reichspoſtmeiſters Johann Anton, geboren 1720. Derſelbe ſtudirte 1738 zu Jena die Rechte und trat dann in den Dienſt des baireuther Hofs, der damals — die regierende Markgräfin war bekanntlich eine Schweſter Friedrich's des Großen — außerordentlich prächtig und lebhaft war. Als der Markgraf 1763 durch einen raſchen Tod dahingerafft ward, war Meyern bereits Kammerherr, auch „wirklicher General- und Oberdirector ſämmtlicher Wege, Straßen ꝛc." im Markgrafenthum. Dennoch zog er es bei dem nun eintretenden Regierungswechſel vor, das Land zu verlaſſen und nach Braunſchweig überzuſiedeln, wo er als Landdroſt zu Holzminden angeſtellt ward. Doch nahm er an den Wirren, die kurz darauf über ſein ehemaliges Vaterland ausbrachen, auch aus der Entfernung lebhaften Antheil; die von ihm 1780 herausgegebenen „Nachrichten von der politiſchen und ökonomiſchen Verfaſſung des Fürſtenthums Baireuth" machten zu ihrer Zeit großes Aufſehen und gaben zu einer wiewol erfolgloſen Reclamation des baireuther Hofs Veranlaſſung. Johann Gottlob ſtarb 1789. Von ſeinen zahlreichen Söhnen traten einige in braunſchweigiſche, andere in preußiſche, noch andere in holländiſche Dienſte, die meiſten waren Militärs, in allen aber zeigte ſich der kernige, tüchtige Sinn, die zähe, echt bürgerliche Beharrlichkeit, die das Geſchlecht zuerſt in die Höhe gebracht und deren ungeſchminkte und unverſchönerte Darſtellung auch dem vorliegenden Schriftchen einen Reiz gibt, der weit über den nächſten, mehr zufälligen Zweck deſſelben hinausgeht.

Schließlich ſei hier noch die „Europäiſche Chronik. Bearbeitet von Dr. A. Buddeus" (Frankfurt a. M., Sauerländer) erwähnt, deren erſter Jahrgang mit dem kürzlich erſchienenen dritten und vierten Bande vollendet vorliegt. Das Unternehmen iſt in dieſen Blättern ſchon mehrfach beſprochen worden und können wir uns den darüber geäußerten günſtigen Ur

theilen nur anschließen. Das Material ist mit Sorgfalt ausgewählt, verständig zusammengestellt und nach leicht übersichtlichen und wohlgewählten Gesichtspunkten geordnet; künftige Geschichtschreiber unserer Zeit werden es als eine reichlich fließende und leicht zugängliche Quelle schätzen, während es dem aufmerksamen und selbständig urtheilenden Zeitungsleser schon jetzt als Stütze des Gedächtnisses sowie zur raschern Uebersicht höchst willkommene Dienste leisten wird. Nur mit der Ausdehnung, welche den literarischen Uebersichten gegeben worden ist, können wir uns nicht einverstanden erklären. Dem Zweck des Buchs wäre vollkommen Genüge geschehen, hätten die Herausgeber sich auf eine kurze Aufzählung der namhaftesten Erscheinungen beschränkt; statt dessen haben sie für nöthig gehalten, sich auf den Inhalt der Bücher selbst einzulassen und kritische Urtheile darüber abzugeben. Ein solches kritisches Institut aber, noch dazu über sämmtliche Zweige der Wissenschaft, läßt sich nicht so ohne weiteres improvisiren — oder ja, es läßt sich allerdings improvisiren: aber dann fallen die Urtheile auch so flüchtig aus und tragen den Fabrikstempel so deutlich an sich, wie es hier der Mehrzahl nach der Fall ist. Wir würden es beklagen und einen Verlust unserer publicistischen Literatur darin erblicken, wenn das Unternehmen, wie es kürzlich in den Zeitungen hieß, nicht fortgesetzt werden sollte; sollten dagegen diese literarischen Uebersichten über Bord geworfen und das etwas stark befrachtete Fahrzeug dadurch erleichtert werden, so würden wir darin keinen Verlust, sondern im Gegentheil einen Gewinn für das Unternehmen selbst und seine wachsende Verbreitung erblicken. HFk.

Correspondenz.

Aus München.

Mitte März 1856.

pl. Das Ereigniß des Tages in den hiesigen literarischen Kreisen und selbst darüber hinaus ist noch immer Franz Bacherl, der Schulmeister von Pfaffenhofen und seine geheimnißvolle Beziehung zu dem „Fechter von Ravenna". Freilich wenn man unsere altbairischen Patrioten fragen wollte (und bekanntlich ist, ganz gegen die sonstige Gewohnheit der Hauptstädte, die Zahl derselben bei uns sehr groß und hat sich auch durch die neuerlich beliebte Importirung fremden Geistes eher vermehrt als vermindert), so wäre in der ganzen Angelegenheit überhaupt nichts Geheimnißvolles mehr zu finden. Diesen nämlich und somit einem großen Theile des hiesigen Publicums gilt es als eine ganz ausgemachte Sache, daß Franz Bacherl der eigentliche Autor der vielbesprochenen Tragödie*) und daß also

*) Soeben bringt die „Oestreichische Zeitung" eine Erklärung von Friedrich Halm, worin derselbe sich öffentlich als Verfasser des „Fechter von Ravenna" bekannt, mit genauer Angabe der Quellen, die er dabei benutzt, sowie der Zeitabschnitte, in denen er das Stück vollendet hat. Zugleich erklärt er sich bereit, jedem Anspruch auf das geistige Eigenthum seines Stücks, der von Andern erhoben werden möchte, vor Gericht

auch die Lorbern, mit welchen ganz Deutschland den unbekannten Verfasser gekrönt hat, ein echt bairisches Gewächs sind, um das unser Nationalruhm nur auf schmähliche Weise betrogen worden ist. Es mischen sich da, außer der allgemeinen menschlichen Schadenfreude, die jedesmal ein höchst angenehmes Prickeln in allen Gliedern fühlt, wo etwas Glänzendes in den Schmuz gezogen wird, bei unserm Publicum noch ganz besondere Interessen hinein; selbst der hier herrschende Widerwille gegen die „Fremden" — sollten Sie es für möglich halten? — ist dabei nicht ganz unbetheiligt. Nämlich unser Philister combinirt so: da werden nun Dichter über Dichter von fremdher ins Land gezogen, um sich an bairischem Bier und münchener Knödeln zu mästen — was haben sie bisjetzt geleistet? Aufklärung und Bildung sollen sie verbreiten — ja richtig, dazu brauchen wir auch wol erst die „Fremden", unsere Schulmeister auf dem Lande, an dem Franz Bacherl sieht man es ja, sind geschickter als alle die Herren; da schreiben sie und schreiben und machen ein großes Geschrei von sich und kriegen Geld und Aemter und Orden und unterdessen sitzt das einheimische Genie in der düstern Schulstube zu Pfaffenhofen und muß sich die wohlverdiente Frucht von fremden Schlauköpfen vor dem Munde weghaschen lassen! — Einstweilen, um den armen Dichter zu entschädigen, hat man sein Bildniß herausgegeben. Nun, es ist immer ein erster Schritt zum Tempel der Unsterblichkeit, vielleicht, wenn es möglich ist, die gegenwärtige Stimmung noch einige Zeit frisch zu erhalten, bringt dieselbe es noch zu reellern Demonstrationen.

Dagegen ist ein anderer scandalöser Vorfall, der unsere Bevölkerung vor einiger Zeit in lebhafte Bewegung setzte, glücklich in Vergessenheit gerathen: der Streit wegen der Ringseis'schen Rectoratsrede. Ich habe in meinem letzten Briefe ausführlich darüber berichtet und auch auf die Keckheit habe ich aufmerksam gemacht, mit welcher die Anhänger des Hrn. von Ringseis es wagten, ihre Geschosse selbst bis in die höchsten Regionen zu richten. Allein gerade dieser Uebermuth scheint ihnen das Spiel verdorben zu haben. Wie man hier allgemein versichert, hat Hr. von Ringseis vom Ministerium einen Verweis erhalten wegen der unziemlichen Art, mit der er sich in seiner bekannten Rede sowie in der nachfolgenden Vertheidigung derselben über die Maßregeln der Regierung geäußert hat und soll dieser Verweis auch von Hrn. von Ringseis in Ergebung hingenommen worden sein. Officiell ist über den Vorfall nichts bekannt geworden; eine Erklärung indessen, welche Hr. von Ringseis vor einigen Wochen in den hiesigen Blättern veröffentlichte und in der schon ziemlich deutlich Chamade geschlagen wurde, läßt das Gerücht als wohlbegründet erscheinen. Mit dem Ansehen des Hrn. von Ringseis als Parteihaupt, das, wie ich Ihnen schon neulich schrieb, bereits seit geraumer Zeit auf etwas wackligen Füßen stand, dürfte es danach nun wol für immer vorbei sein; eine andere Frage dagegen ist es, ob der Friede selbst so gesichert, wie man es im Interesse der öffentlichen Bildung wün-

---

Rede zu stehen. Damit ist in dieser leidigen Angelegenheit denn endlich ein fester Punkt gewonnen und wird nun abzuwarten sein, welchen Gebrauch die Beschützer des Hrn. Bacherl von der Erklärung Friedrich Halm's machen werden. D. Red.

schen und fodern muß. Während gerade unsere angeblichen Patrioten es sind, welche der Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß sie fremde Bildung ins Land zieht und dadurch die schöne Ursprünglichkeit des bairischen Nationalcharakters gefährdet, gilt es andererseits auch wieder für unpatriotisch, an der Blüte zu zweifeln, welche durch diese Berufungen sowie überhaupt durch die ganze wissenschaftliche und künstlerische Richtung, die jetzt von obenher bei uns verfolgt wird, über das Land kommen soll. Und doch ist es für Den, der die Geschichte der Vergangenheit kennt, nicht leicht, sich gewisser Befürchtungen zu entschlagen. Die Situation, in der wir uns augenblicklich befinden, gleicht auf ein Haar derjenigen, in welcher Baiern sich vor genau 50 Jahren, unmittelbar nach der Erhebung zum Königreiche, befand. Auch damals machte Baiern Miene, sich zur politischen Großmacht zu entfalten, natürlich so weit unter den Fittigen Napoleon's I. überhaupt noch von Macht die Rede sein konnte; auch damals ging diesen politischen Bestrebungen das Bemühen zur Seite, Baiern geistig zu heben und es zu einem Mittelpunkt deutscher Wissenschaft und Bildung zu machen. Der leitende Wille war damals gewiß nicht minder wohlmeinend als jetzt und auch unter den Männern, welche damals hierher berufen wurden, die altbairische Ursprünglichkeit zu veredeln, befanden sich, wie alle Welt weiß, Namen, die vor den heutigen Größen unsers münchener Parnasses gewiß nicht zu erbleichen brauchten. Und dennoch — wie lange dauerte die Herrlichkeit? Was ist aus dem Ganzen geworden? Welche Frucht hat es für die Bildung des eigentlichen Volks getragen? Ich will die edlen und hochherzigen Absichten, die gegenwärtig bei uns auf diesem Gebiete maßgebend sind, gewiß nicht verkleinern, noch will ich die Männer entmuthigen, die mit den Schätzen ihres Geistes zu uns übergesiedelt sind und nun die schwierige Aufgabe haben, den harten Boden unsers Volkslebens für dieselben empfänglich zu machen. Wol aber muß ich immer und immer wieder auf mein ceterum censeo zurückkommen: nämlich, daß es mislich ist, einen Hausbau von oben anzufangen, statt von unten und daß, solange die Tabellen unserer Criminalstatistik eine solche Menge schwerer Verbrechen zeigen, wie es bisjetzt noch der Fall ist, gute Schulmeister, aufgeklärte Priester, humane Beamte uns nöthiger sind als große Dichter und Gelehrte; diese sind, wie die Dinge bei uns stehen, nur erst ein Schmuck des Lebens, auf den sich zur Noth auch verzichten läßt, jene dagegen haben wir als das wahre Salz der Erde zu betrachten, ohne das wir niemals gedeihliche Früchte ernten werden. Denken wir uns die Liberalität und Großherzigkeit, die in den wissenschaftlichen und künstlerischen Liebhabereien unserer höchsten Regionen ganz unzweifelhaft herrscht — denken wir sie uns nur für einen Augenblick übertragen auf das politische und kirchliche Gebiet unsers Landes, was könnte, was müßte Baiern sein! Hierin liegt bei aller Anerkennung jener wissenschaftlichen und ästhetischen Bestrebungen ein Widerspruch, der nothwendig um so greller hervortritt und um so tiefer empfunden wird, je deutlicher jene Bestrebungen selbst hervortreten und mit je glücklichern Erfolgen sie im Ganzen gekrönt sind.

Wenden wir uns zu minder bedeutenden, aber erfreulichern Gegenständen. Unser Hoftheater brachte in den letzten Wochen zwei Novitäten, die sich beide eines recht günstigen Erfolgs zu erfreuen hatten: Bodenstedt's „Demetrius“ und „Ella Rose“ von Gutzkow. „Demetrius“ ist kein tragisches

Meisterwerk, ja im Hinblick auf das bekannte Schiller'sche Fragment möchte man in Zweifel gerathen, ob dem Verfasser der eigentliche tragische Ton, ich meine jene Gewalt der Leidenschaft, jene Tiefe der Charakteristik, endlich jene Erhabenheit der Sprache, welche die Tragödie nothwendig erfodert und in der gerade Schiller so groß war, nur überhaupt zugebote steht und ob es nicht eine Verkennung seines liebenswürdigen und angenehmen Talents ist, wenn er, der als beschaulicher Dichter, als Dichter der Weltweisheit und des heitern Lebensgenusses so Vorzügliches geleistet hat, das Gebiet der Tragödie überhaupt zu betreten wagt. Es ist zuviel nüchterne Ueberlegung in dem Stücke, die Motive sind zu äußerlich, der Mechanismus des Machens liegt zu offen zutage, als daß es dem Publicum möglich wird, ein rechtes nachhaltiges Interesse dafür zu fassen. Am meisten dramatische Wirkung zeigte der erste und dritte Act; im zweiten und vierten wird die Handlung durch zuviel verschiedenartige Motive gekreuzt und aufgehalten, während der Schluß der Tragödie zu plötzlich hereinbricht und zu äußerlich ist, um den Zuschauer zu befriedigen und ihn in jene, aus Grauen und Rührung, aus Zerschmetterung und Erhebung gemischte Stimmung zu versetzen, mit der die Tragödie uns entlassen soll. — Ueber Gutzkow's „Ella Rose" hat die Tagespresse schon so vielfach berichtet, daß ich mich einfach darauf beschränke, den günstigen Erfolg zu constatiren, den das Stück auch bei uns gehabt hat. Doch befriedigte auch hier der Ausgang nicht völlig, indem er ebenfalls zu äußerlich ist und dem Zuschauer zuviel Zweifel übrigläßt, nicht allein über die Berechtigung, sondern auch über die Wahrheit und Tiefe der Motive, welche diese plötzliche Versöhnung herbeiführen. Freilich, wenn dieser Gegenstand einmal dramatisch bearbeitet werden sollte, so mochte es wol seine Schwierigkeit haben, den Knoten anders zu lösen, als hier geschehen ist. Ein tragischer Ausgang lag offenbar nicht in der Absicht des Dichters und konnte nicht darin liegen, da er ja eben den Triumph der Pflicht über die Leidenschaft darstellen wollte; zu jenen leisen psychologischen Uebergängen und Vermittelungen aber, durch welche diese Lösung unserm Gefühle nähergerückt werden konnte, bot das Drama natürlich keinen Raum. Vielleicht jedoch würde dies nur beweisen, daß der Verfasser sich in der Form vergriffen hat, indem er ein Thema dramatisch behandelte, das nur in der Form der Novelle zu seinem vollen Recht gelangen konnte. — Ein anderes Theaterereigniß, das seiner Zeit viel von sich sprechen machte, war das Auftreten der bekannten Señora Pepita als Fenella in der „Stummen von Portici". Die Verehrer der schönen Spanierin, deren Zahl auch hier Legion ist, wollten darin eine neue Epoche ihrer künstlerischen Laufbahn erkennen. Gut wäre es allerdings, wenn Señora Pepita ihr unzählige male abgetanztes Programm mit einigen neuen Stücken erweitern möchte; daß sie aber als Fenella eine besondere dramatische Begabung gezeigt hätte, habe ich nicht finden können, ja ich zweifle, daß diese an sich widersinnige und abgeschmackte Rolle überhaupt geeignet ist, als Uebergang zu einer neuen „höhern" Kunstepoche zu dienen.

Ueber die mehrtägigen Debatten unserer Zweiten Kammer, den Weiterbau der Eisenbahnen auf Staatskosten betreffend, haben die Tagesblätter berichtet. Die Sache hat hier einiges Aufsehen erregt, da der Ausgang ungewiß schien und auch jetzt ist der Sieg, den die Regierung schließlich davon-

getragen, nur ein halber *), indem er nur durch sehr wesentliche Zugeständnisse, ja fast muß man sagen durch ein offenes „Pater peccavi" erlangt worden ist. Unser Ministerpräsident erklärte geradezu, er werde sich den Vorfall zur Warnung dienen und sich nicht wieder zu solchen Etatsüberschreitungen verleiten lassen, wie er leider, wenn auch in bester Absicht gethan. Möge denn nur wenigstens dies Wort eine Wahrheit werden; so kann unsere constitutionelle Partei die Niederlage, welche sie durch die Abstimmung erlitten hat, füglich verschmerzen.

Aus Berlin.

24. März 1856.

NO. Mein neulicher Brief beschäftigte sich ausschließlich mit der Hinckeldey'schen Katastrophe; ist es mir einigermaßen gelungen, Ihnen einen Begriff zu geben von der Aufregung, in welche das Publicum der Hauptstadt dadurch versetzt worden war, so werden Sie sich nun auch vorstellen können, wie sehr diese Aufregung noch gesteigert wurde, als sich unmittelbar darauf und — wenigstens scheinbar — in nächstem Zusammenhange damit die Nachricht von einigen andern Ereignissen verbreitete, die kaum minder erschütternd waren und sich ebenso in den Schleier des Geheimnisses hüllten. Am Montag Vormittag war Hr. von Hinckeldey im Duell erschossen worden und schon am Dienstag Abend flüsterte man sich zu, der Geheimerath von Raumer, Director im Ministerium des Hauses, ein wegen seines Amtes wie wegen seiner persönlichen und schriftstellerischen Eigenschaften allgemein geachteter Mann, habe sich soeben auf dem Büreau seines Ministeriums durch einen Pistolenschuß das Leben genommen. Als ich aber am nächsten Morgen meine Wohnung verließ, mich nach der Wahrheit des Gerüchts zu erkundigen, trat man mir schon wieder mit zwei neuen Schreckensnachrichten entgegen: eine einflußreiche und vielgenannte Persönlichkeit des Hofes, zum unmittelbaren Dienst der allerhöchsten Herrschaften beordert, sollte ebenfalls Hand an sich gelegt haben, ein Kammerherr der Königin aber, aus einem der ältesten und namhaftesten Adelsgeschlechter der Monarchie, sollte soeben in der Nähe von Potsdam im Duell gefallen sein. Von diesen beiden letztern Nachrichten hat sich nun zwar die erstere als entschieden unwahr ergeben; was dagegen den angeblichen Tod des Kammerherrn Frhrn. von Canitz betrifft (denn diesen Namen nannte das Gerücht), so weichen die Angaben darüber noch heute, nach bald 14 Tagen, auf eine wahrhaft wunderbare Weise voneinander ab. Nach der Behauptung Einiger nämlich soll der Frhr. von Canitz nicht im Duell, sondern gleichfalls durch eigene Hand gefallen sein, nach der Versicherung Anderer aber wäre weder das Eine noch das Andere der Fall, vielmehr soll der Todtgesagte frisch und munter sein und sich erst kürzlich im hiesigen adeligen Casino gezeigt haben. Es erscheint unbegreiflich, daß

*) Seitdem ist dieselbe Angelegenheit auch in der Ersten Kammer oder wie sie in Baiern heißt, im Reichsrath verhandelt worden und hat die Regierung hier gegen alle Erwartung eine Niederlage erlitten, indem die beim Eisenbahnfonds vorgekommene Etatsüberschreitung von 1 Million Gulden, hauptsächlich veranlaßt durch die münchener Industrieausstellung von 1854, fast mit Einstimmigkeit gemisbilligt worden ist. D. Red.

eine an sich so einfache Thatsache noch jetzt, nach verhältnißmäßig so langer Zeit, nicht vollständig constatirt werden kann; doch erklärt es sich zum Theil aus der außerordentlichen Aufregung, in welcher wir die letzten Wochen hier verlebt haben und die uns zur nüchternen Prüfung der Thatsachen denn allerdings weder Zeit noch Stimmung ließ. Wir lebten in der letzten Zeit — ich weiß keinen passendern Vergleich — wie in einer belagerten Stadt; wie da Bombe auf Bombe gefahren kommt und jede neue Schrecken verbreitet, so flogen hier die Gerüchte durch die Luft und je finsterer sie waren und je unheimlicher, um so williger wurden sie geglaubt; es war, als ob alle bisherige Ordnung und Gesetzlichkeit sich auflösen sollte und jene Welt des Glanzes und der Vornehmheit, welche das Publicum so oft mit gedankenlosem Neide angestaunt hatte, sollte sich mit einem Schlage in ihrer ganzen armseligen Nacktheit enthüllen.

In dieser Stimmung war es denn auch ganz natürlich, daß man nach einem gemeinsamen Ursprung suchte für soviel unerwartete und unerhörte Ereignisse; das Unglaubliche schien glaublicher zu werden, es kam gleichsam eine Art von Vernunft in die widerspruchsvollen, kaum denkbaren Begebenheiten, indem man sie untereinander in Beziehung setzte und sie sämmtlich aus derselben finstern Quelle ableitete. Und diese Quelle konnte, wie die Stimmung des Augenblicks war, immer nur in den Uebergriffen des Junkerthums gefunden werden; durch sie genöthigt, war Hr. von Hinckeldey in den Tod gegangen, Hr. von Raumer aber sollte Hand an sich gelegt haben, weil der ihm allerhöchsten Orts ertheilte Auftrag, das Duell zwischen Hrn. von Hinckeldey und Hrn. von Rochow zu verhindern, von ihm versäumt worden sei, und auch den beiden andern angeblichen Todesfällen wurden ähnliche Motive untergeschoben. Auch davon hat sich nun freilich nichts bestätigt, im Gegentheil darf es wol als ausgemacht betrachtet werden, daß, was immer Hrn. von Raumer zu einem so furchtbaren Entschluß getrieben haben mag, das Hinckeldey'sche Duell wenigstens daran keinen Antheil hat. Schon das Alter des Hrn. von Raumer (er war den Siebzigen nahe) sowie die Eigenthümlichkeit seiner amtlichen Stellung lassen keinen Gedanken daran aufkommen; auch ist ja durch die verschiedenen seitdem veröffentlichten Erklärungen, insbesondere durch die bekannte Erklärung des Staatsanwalts Hrn. Noerner, zur Genüge dargethan, daß, mit Ausnahme der Nächstbetheiligten, Niemand von dem bevorstehenden Zweikampfe Kenntniß gehabt und daß namentlich der Hof die Nachricht davon erst erhalten hat, nachdem das Unglück bereits geschehen war. Es hat einige Zeit gedauert, bevor diese Ueberzeugung sich allgemein Bahn gebrochen hat; nachdem dies aber einmal geschehen, fühlt man sich allgemein erleichtert. Der Tod des Hrn. von Hinckeldey wird immer ein schwarzes Blatt bleiben in der Geschichte des preußischen Staats, doch zeigt es sich bei genauerer Prüfung nicht ganz so schwarz als es sein könnte und als man im ersten Augenblicke glaubte, und so unzulänglich dieser echt deutsche Trost auch ist, so läßt man ihn sich doch gern gefallen, besonders auch deshalb, weil man keinen andern hat. — Zum Nachfolger des Hrn. von Hinckeldey ist Hr. von Zedlitz-Neukirch, zuletzt Mitglied des Regierungscollegiums zu Liegnitz, ernannt worden. Man rühmt seine Kenntnisse sowie die Eleganz seiner Manieren; die beste Empfehlung aber gibt ihm bei der jetzigen Stimmung des Publicums

doch der Umstand, daß er von Hrn. von Hinckeldey selbst als sein eventueller Nachfolger in Vorschlag gebracht sein soll.

Leider ist seitdem schon wieder ein anderes Ereigniß aufgetaucht, das jene höchsten Regionen, die man so gern jederzeit in voller und unveränderlicher Klarheit leuchten sähe, aufs neue mit unheimlichen Schatten verdunkelt. Sie erinnern sich des Depeschendiebstahls, der vor einigen Monaten soviel von sich reden machte, auch zu einigen Verhaftungen Veranlassung gab, ohne daß bisjetzt Genaueres darüber bekannt geworden. Auch der Tod des Hrn. von Hinckeldey wurde in Beziehung dazu gesetzt, aber ebenfalls ohne nähere Angaben. Jetzt nun, in den letztverwichenen Tagen, sind hier (und wie ich höre auch nach auswärts), von unbekannter Hand zahllose Exemplare einer anonymen Flugschrift verbreitet worden, durch welche auf diese mysteriöse Angelegenheit ein ebenso grelles wie unerwartetes Licht geworfen wird. Die ganze Sache ist zu delicat, die Beziehungen, in denen sie angeblich zu den höchsten und einflußreichsten Persönlichkeiten steht, sind zu intim, die Behauptungen der Schrift selbst zu keck, als daß ich mich näher auf den Gegenstand einlassen dürfte; nur dies freilich darf ich Ihnen als getreuer Berichterstatter nicht verschweigen, daß die Sache hier die ungeheuerste Sensation macht und daß die kaum beruhigte Stimmung dadurch neuerdings in die lebhafteste Aufregung versetzt ist.

Ueber den Proceß gegen Hrn. von Rochow ist Alles stumm.*) Von beiden Seiten sind einige nachträgliche Erklärungen gewechselt worden, die jedoch zumeist nur den Thatbestand des Duells betreffen, während sie den eigentlich interessanten Punkt, nämlich die Entstehung des Zweikampfes, entweder ganz unberührt lassen oder doch nichts darüber äußern, was man nicht schon früher gewußt hätte. Bei der Eigenthümlichkeit des militärgerichtlichen Verfahrens steht auch kaum zu erwarten, daß eine vollständige, der Neugier des Publicums sowie dem Interesse des Patrioten genügende Darlegung des Hergangs sobald erfolgen wird. Einige Broschüren, welche das Ereigniß hervorgerufen, sind sofort bei ihrem Erscheinen weggenommen worden. Von jenen hoffnungsvollen Seelen, die ich Ihnen früher schilderte, wird dies dahin ausgelegt, als ob die Behörde selbst sich vorbehalte, nach gerichtlichem Austrag der Sache den Zusammenhang derselben öffentlich bekannt zu machen; Andere dagegen erblicken darin — und wie mich dünkt mit weit größerm Recht, besonders wenn man die gleichzeitig erfolgte Confiscation verschiedener, den Vorfall besprechender Zeitungsartikel damit in Verbindung setzt — die Absicht, das Ereigniß der öffentlichen Besprechung überhaupt soviel wie möglich zu entziehen. Welcher von beiden Wegen der geeignetere, das Publicum zu beruhigen und die gewaltsam aufgeregte Stimmung in das richtige Geleise zurückzuführen, der Weg der Heimlichkeit oder derjenige der vollsten und unbedingtesten Oeffentlichkeit, darüber kann natürlich kein Ver-

*) Wie die berliner Blätter soeben melden, hat das Generalcommando des 3. Armeecorps bereits um die verfassungsmäßige Zustimmung des Herrenhauses zur Eröffnung des kriegsgerichtlichen Verfahrens gegen Hrn. von Rochow und seinen Secundanten Hrn. von der Marwitz, der ebenfalls dem Herrenhause angehört, nachgesucht und ist das Gesuch auch von Seiten des Herrenhauses sofort mit Einstimmigkeit bewilligt worden. D. Red.

nünftiger in Zweifel sein. Indessen wenn auch, nach einem bekannten Dictum, alles Wirkliche vernünftig ist, so fehlt doch noch viel, bei uns wie anderwärts, daß auch das Vernünftige jedesmal wirklich würde und so wird, fürchte ich, auch diese bereits so verhängnißvoll gewordene Angelegenheit nicht den Verlauf nehmen, den man ihr im Interesse des Vaterlandes doch nothwendig wünschen muß.

Inzwischen nehmen die Sammlungen für die Hinterbliebenen des Hrn. von Hinckeldey ihren Fortgang. Soviel mir bekannt, ist es in vorliegendem Falle das erste mal, daß diese in England und Frankreich längst eingebürgerte Art, das Andenken von Männern zu ehren, die sich um den Staat verdient gemacht haben, auch bei uns zur Anwendung kommt; nur höchstens für die Nachgelassenen der Dichter und Künstler wagte man bisjetzt das öffentliche Mitleid in Anspruch zu nehmen, während der Beamte, will sagen der Staatsbeamte, viel zu hoch stand, als daß die öffentliche Theilnahme in dieser Weise sich hätte äußern dürfen. Es ist eine von den wenigen Lichtseiten der dunklen Begebenheit, daß wenigstens dies Vorurtheil dabei überwunden wird; besonders erfreulich aber ist es, daß es gleich in so gründlichem und durchgreifendem Maße geschieht. Das Resultat der Sammlung beläuft sich, wie ich höre, schon auf mehr als 20,000 Thaler und noch sollen bedeutende Posten in Aussicht sein, namentlich auch von auswärts. Vom hiesigen Publicum ist es bisjetzt vorzugsweise die Kaufmannschaft gewesen, durch welche die Sammlung ihre gegenwärtige Höhe erreicht hat. Hr. von Hinckeldey war theils durch die wohlthätigen Vereine, zu der die Noth der letzten Jahre auffoderte und an denen er stets lebhaften Antheil nahm, theils durch das Interesse, das er allen neuen gewerblichen Unternehmungen widmete, mit den Größen unserer Handelswelt in mannichfache Berührung gekommen und sein praktischer Blick, seine durchgreifende Energie, endlich seine hohe Uneigennützigkeit hatten sich gerade hier, wo man diese Eigenschaften wol um so höher schätzt, je seltener man sie findet, die lebhafteste Anerkennung erworben. Auch besteht ja zwischen Geldadel und Junkerthum eine natürliche Feindschaft, so häufig man dieselbe auch auf beiden Seiten zu verbergen sucht, und da die Opposition sich bisjetzt noch mit einer handvoll Geld bestreiten läßt, so darf uns auch der Eifer nicht Wunder nehmen, mit welchem unsere Geldaristokratie bei dieser Gelegenheit gegen die Aristokratie der Geburt zu Felde zieht.

Wie lange dieser Zwiespalt freilich dauern wird, ist eine andere Frage. Wie Sie aus den Zeitungen ersehen haben werden, war auch bei uns vor einigen Wochen lebhaft die Rede von Gründung eines Crédit mobilier oder sogar zweier auf einmal; an beiden wollte sich, wie es auch in Paris, Wien, Darmstadt ꝛc. geschehen, die hohe Finanz mit der hohen Aristokratie gemeinschaftlich betheiligen, und zwar, wie sich von selbst versteht, nur zum Besten des Vaterlandes und um Industrie und Gewerbe zu neuer Blüte zu verhelfen. Sollte die Börse den Tod des Hrn. von Hinckeldey wirklich so schwer empfinden und sollte ihr Unwille gegen die Partei, welcher er zum Opfer gefallen, wirklich so groß sein, wie man es in diesem Augenblick noch auf allen Kaffeehäusern versichert und wie die Höhe der Subscriptionslisten schließen läßt, nun natürlich, so ist an das Zustandekommen dieser Projecte nicht mehr zu denken, die Börse, die noch eben mit so klingenden Gründen gegen die Junker demonstrirt, kann sich dann unmöglich mit denselben Jun-

kern verbinden — wozu? Je nun, um „Geschäftchen" zu machen. Kaltblütige Beurtheiler der Dinge indeß meinen, daß gerade in diesem Wort „Geschäftchen" der Zauberspruch liegt, welcher alle Gegensätze versöhnt. „Blut ist ein ganz besonderer Saft", allerdings, und die Börse, die bekanntlich der Mehrzahl nach aus höchst friedliebenden Persönlichkeiten zusammengesetzt ist, mochte billig in einige Entrüstung gerathen, da sie plötzlich mit so blutigen Neuigkeiten überrascht ward: aber auch Gold hat einen gar eigenthümlichen Klang, das Glockenspiel, das der Besänftiger in Tieck's „Gestiefeltem Kater" handhabt, ist nur wahres Kinderspiel gegen das Klimpern der Louisdor und da ja überdies diese Fusion der Geldsäcke und der Stammbäume eine allgemeine Signatur unsers modernen europäischen Lebens zu sein scheint, so wird dieselbe wol auch bei uns zustande kommen. Ist das Ding aber nur erst einmal in Gang gebracht und die Actien des neuen Crédit mobilier werfen nur erst ihre richtigen Procente ab, nun so wird man sich auch über den Tod des Hrn. von Hinckeldey beruhigen, ja ich sehe schon im Geiste Börse und Aristokratie sich über seinem Grabe gerührt die Hand reichen, um gleich darauf, ich weiß nicht durch welchen Tataren, die Curse um so und soviel Procente zu steigern oder herabzudrücken, wie es das „Bedürfniß der Nation" und die „Blüte der vaterländischen Industrie" gerade erfodern wird.

Doch könnte, wie ich eben sehe, meine bisherige Darstellung Sie zu der Annahme verführen, als ob der Würgengel, der in den letzten Wochen so sichtlich über unsere Hauptstadt dahin gestreift ist, sein finsteres Wahrzeichen nur an die Thore unserer Paläste geschrieben und als ob es nur die Spitzen der Gesellschaft gewesen, die vor seinem eisigen Hauche zusammengeknickt. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, vielmehr hat sich zu derselben Zeit, da der Flitterstaat, der für gewöhnlich unsere vornehme Welt bedeckt, so plötzlich auf so furchtbare Weise zerrissen ward, sich auch in den mittlern und untern Schichten der hiesigen Bevölkerung eine Reihe von Ereignissen zugetragen, die den Freund der Menschheit ebenfalls in die tiefste Trauer versetzen und die auch ich hier nicht übergehen darf, weil die Charakteristik der Zustände, in denen wir leben, durch sie erst wahrhaft vollständig, das Ziel, dem wir entgegensteuern, durch sie erst wahrhaft kenntlich wird. Wenige Tage bevor der Tod des Hrn. von Hinckeldey das Publicum für alles Andere unempfänglich machte, hatte der hiesige Zahnarzt Janson seiner Frau, seinen beiden Kindern und sich selbst das Leben genommen. Der Unglückliche war vor etwa Jahresfrist aus Ostpreußen hierher gezogen, in der Hoffnung, die reiche starkbevölkerte Hauptstadt werde ihm einen ergiebigern Boden für seine Kunst darbieten, als er in der entlegenen Provinz gefunden. Allein gerade das Gegentheil war eingetreten. Das Publicum fodert hier von Allen, die ihm ihre Dienste anbieten, eine gewisse Eleganz, sogar einen gewissen Luxus des äußern Auftretens; wer hier heutigentags ein offenes Geschäft begründen will und wäre es auch nur ein ganz ordinärer Cigarrenladen, und er hat nicht gleich anfangs einige Hunderte oder auch nach Befinden einige Tausende aufzuwenden für kolossale Spiegelscheiben, prächtige Vergoldungen, seidene Vorhänge, kostbare Tapeten ꝛc., der wird gutthun, seine Bude lieber gar nicht zu öffnen. Selbst auch mit den Aerzten verhält es sich ähnlich; auch bei ihnen gehört eine elegante Equi-

page, eine ſtattliche Wohnung in einer ſogenannten guten Gegend, ſchöne Möbel, ein Livréebedienter, der die Hülfeſuchenden meldet ꝛc. zu den nothwendigen Vorausſetzungen, ohne die ein richtiger Berliner ſich gar nicht herabläßt, ärztlichen Rath in Anſpruch zu nehmen. Am allermeiſten iſt dies bei unſern Zahnärzten der Fall; iſt ja doch, unverbürgten Nachrichten zufolge, die eigentliche Grenze zwiſchen Zahnarzt und Charlatan überhaupt noch nicht gefunden und ſo ſehen wir denn auch unſere Zahnkünſtler in einem förmlichen Wetteifer, durch luxuriös eingerichtete Wohnungen, durch glänzende Livréen, blendende Apparate ꝛc. einander auszuſtechen. Auch Janſon war genöthigt, dies Treiben mitzumachen, ſoweit ſeine Kräfte reichten und ſogar noch ein gut Stück darüber hinaus. Bald ſah er ſich in einem Abgrund von Schulden, eine Pfändung drängte die andere und da nirgends ein Ausweg zu entdecken war und da aller Fleiß und alle Kunſt nicht ausreichen wollten, ihnen eine Exiſtenz zu gründen, ſo faßten die unglücklichen Eheleute den Entſchluß, ſich das Leben zu nehmen — ſich und ihren beiden bildſchönen, über alles geliebten Kindern, die ihnen viel zu theuer waren, um ſie in dieſer kalten, habgierigen, erbarmungsloſen Welt zurückzulaſſen. Die Familie fuhr eines Abends, anſcheinend vollkommen heiter und unbefangen, nach Potsdam, wo ſie in einem dortigen bekannten Gaſthof übernachtete; auch die Leute im Gaſthof haben ihnen nicht die mindeſte Aufregung oder irgendſonſt etwas Ungewöhnliches angemerkt. Erſt als der folgende Mittag herankam, ohne daß die Fremden ein Lebenszeichen von ſich gegeben, ſchöpfte man Verdacht; die Polizei ward herbeigeholt, das Zimmer erbrochen — und da fand man denn die vier Leichen. Der verzweifelnde Vater hatte zuerſt die beiden Kinder mit Chloroform erſtickt, dann ſeine Frau, zuletzt ſich ſelbſt auf dieſelbe Weiſe getödtet; ſowol die gewählte Todesart, wie auch die Lage, in welcher die Kinder gefunden wurden, beweiſt deutlich, daß auch ſie mit dem gewaltſamen Ende einverſtanden geweſen. Welch ein entſetzliches Beiſpiel von der Verkehrtheit unſer geſellſchaftlichen Ordnung! Da iſt nun ein Mann, kenntnißreich, nüchtern, fleißig (ſo wenigſtens wird der Verſtorbene von Allen geſchildert, die ihn kannten), aber ohne die Mittel, der Alles verſchlingenden Concurrenz ſtandzuhalten und in ſeinen Unternehmungen ohne jenes unerklärliche, geheimnißvolle Etwas, das wir Glück nennen und das Diejenigen, die es beſitzen, ſich ſo häufig zum Verdienſt anrechnen, während es doch in den meiſten Fällen nur ein Product des Zufalls iſt — was bleibt ihm übrig? Der Schuldarreſt, ganz gewiß und nachher die Ausweiſung aus Berlin; aber was wird inzwiſchen aus ſeiner Familie, was wird aus ihm ſelbſt, wenn ſeine Gläubiger müde ſind ihn zu füttern? Soll er betteln? Aber das letzte berliner Dienſtmädchen trüge ja Bedenken, ſich den ſchlechteſten hohlen Zahn ausziehen zu laſſen von einem Arzt, von dem ſie wüßte, daß er als Bettler umhergegangen. Alſo auswandern. Ganz gut, aber es wandert ſich nicht ſo leicht aus mit Frau und zwei Kindern; hätte der Unglückliche das Geld gehabt, das dazu gehört, mit Frau und zwei Kindern nach Amerika zu gehen, er hätte auch die Mittel gehabt, ſich hier zu behaupten. Natürlich kommt es mir nicht von weitem in den Sinn, die furchtbare That zu vertheidigen. Ueberlegen wir jedoch mit unparteiiſchem Sinn die Lage, in welcher der Unglückliche ſich thatſächlich befunden hat, ſtellen wir uns vor, welche Wochen, welche Monate

vergangen, welche Erfahrungen durchgemacht, welche Enttäuschungen erlebt sein müssen, bevor die Unseligen zu dem grausigen Entschluß gekommen; denken wir uns die Gespräche, die zwischen Mann und Frau, zwischen Aeltern und Kindern über den Gegenstand geführt worden; denken wir uns die letzte abendliche Fahrt nach Potsdam, mitten unter einem Gewühl unbekümmerter, zum Theil vergnügungslustiger Passagiere; denken wir uns die letzte Nacht in der Einsamkeit des Gastzimmers; denken wir uns endlich den Vater, wie er langsam, mit kaltblütiger Ueberlegung, mit der Kunstfertigkeit, die er sonst an seinen Patienten übte — — Aber nein, hier weigert die Phantasie sich zu folgen und nur darin, glaube ich, wird jedes fühlende Herz mir beistimmen, daß die Unglücklichen noch mehr zu beklagen sind als zu verdammen und daß das kein gesunder, kein dauerhafter Zustand der Gesellschaft, wo solche Ereignisse überhaupt möglich sind.

Und gleich darauf, als sollten alle Schleier auf einmal zerrissen werden und es sollte sich zeigen, wie aufs tiefste krank unsere Gesellschaft ist und wie nirgends mehr ein Flecken, den das Elend der Zeit unberührt gelassen — tödtet ein Handarbeiter seine vier Kinder und schneidet darauf sich selbst die Kehle ab, ebenfalls weil er nicht mehr weiß, wovon sich und den Seinen den Hunger stillen! Rechnen Sie dazu einen Mordanfall, auf ein wehrloses Frauenzimmer an lichtem Tage in ihrer eigenen Behausung verübt; rechnen Sie ferner dazu die zahlreichen, zum Theil höchst bedeutenden Bankrotte, welche nicht blos die Geschäftswelt in Angst und Schrecken versetzen, sondern durch die auch eine beträchtliche Anzahl sogenannter kleiner Leute, Handwerker und Arbeiter, theils um ihre Ersparnisse, theils um ihren Unterhalt gebracht sind, wie die unaufhörlichen Betrugs- und Wucherprocesse, mit denen unsere Gerichte zu thun haben — und sehen Sie dann diese glänzenden Toiletten, diese prächtigen Equipagen, die sich eben unter meinem Fenster drängen, hinaus in den Thiergarten, zu Musik und Tanz, dem zweiten Festtag zu Ehren — oder gehen Sie morgen an die Börse und lassen sich erzählen, wie Dieser und Jener mit einem Federstrich Zehntausende gewonnen und gehen Sie dann in das Innere der Häuser und sehen, wie hier jetzt jeder Privatmann, ja fast jeder Handwerker an der Börse speculirt und mit ängstlichem Auge den Stand der Papiere verfolgt — und stellen Sie sich ferner, um das Gemälde vollständig zu machen, Sonntag Morgens an den Eingang unserer Kirchen und sehen Sie, wie sie da geschritten kommen in endlosen Scharen, alle die Blicke sittsam niedergeschlagen, alle das Gesangbuch mit dem glänzenden goldenen Schnitt fest ans Herz gepreßt, Abends aber finden Sie dann dieselben Leute im Opernhause, bei Kroll, im Gesellschaftshause, bis hinunter in jene Schlupfwinkel, wo die heimliche Sünde ihre Orgien feiert — sehen Sie das Alles und Sie werden begreifen, warum ich halb erschöpft, halb ingrimmig die Feder beiseite werfe und warum selbst das Geläute der Osterglocken mir keine rechten Auferstehungsgedanken erwecken will.

Aus Wien.

19. März 1856.

R. D. Der Donner der Kanonen vom Invalidendome hallt bis zu uns herüber und erinnert auch mich an meine langversäumte Correspondenten-

pflicht. In der That hat die Nachricht von der Geburt eines eventuellen Napoleon IV. hier allgemein die freudigste Sensation erregt und auch die Börse nahm davon mit Wohlgefallen Notiz. Der Zufall fügt es, daß ich eben heute das unserm Kunstverein für die Märzausstellung überlassene berühmte Winterhalter'sche Porträt der Kaiserin Eugénie gesehen habe. Es ist ein kolossales Bild von zwei Klaftern Höhe und ungefähr 16 Fuß Breite. Die Kaiserin ist darauf dargestellt in offenem Parke auf einem Rasenplatze sitzend, von ihren Ehrendamen, acht an der Zahl, umgeben. Der Kunstverein konnte keinen glücklichern Moment wählen, um von der ihm gewährten Gunst Gebrauch zu machen, da natürlich eben jetzt das Interesse für die vom Geschick so außerordentlich begünstigte Frau seinen Höhepunkt erreicht. Auch soll die Zahl der Schaulustigen, welche sich nach den Ausstellungssälen drängen, nur allein an den beiden ersten Tagen an 5000 belaufen haben, woraus Sie auf das ungemeine Interesse schließen mögen, das die Geburt eines neuen „Kindes von Frankreich" auch hier erweckt hat. Was das Bild selbst betrifft, so macht es in seiner Totalität allerdings einen sehr freundlichen Eindruck; das blendende Colorit, die virtuose Technik, die Grazie und Feinheit, mit der es bis ins kleinste Detail ausgeführt ist, nimmt das Auge unwiderstehlich gefangen. Als eigentliches Kunstwerk dagegen scheint es mir nur einen untergeordneten Werth zu haben, da es doch immer nur eine mit eminenter Technik ausgeführte, vorzüglich gelungene Porträtgruppe ist. Die verschiedenen Gestalten sind, wie bei einer künstlerischen Behandlung des Stoffs doch unerlaßlich gewesen wäre, nicht in den mindesten innern Rapport zueinander gesetzt, sodaß man eben nicht den besten Begriff von der Unterhaltung bekommt, in welcher die anwesenden Damen sich befinden mögen. Auch von der soviel gepriesenen Schönheit der Kaiserin dürfte, nach diesem Porträt zu schließen, welches denn doch wol als authentisch gelten darf, wol Einiges auf Rechnung der französischen Galanterie in Abzug zu bringen sein; wol aber liegt über ihre Züge ein gewisser mystischer Reiz ausgebreitet, der durch das Elfenhafte ihrer Gestalt noch mehr gehoben wird; mit der Rose wird man sie nicht vergleichen können, auch nicht mit der prächtigen Tulpe, wol aber mit der schlanken zarten Wasserlilie. Dagegen imponirt eine andere Gestalt dieses Bildes allerdings durch vollendete Schönheit, nämlich die Marquise de Las Marismas, ein blonder Lockenkopf von bestrickender Anmuth. Winterhalter hat für sein Bild 40,000 Francs erhalten; hält aber der gegenwärtige Zulauf noch einige Zeit an, so wird das bloße Ausstellen desselben unserm Kunstverein nicht viel weniger einbringen. Als Kunstwerk diesem Bilde weit überlegen ist ein anderes, ganz bescheidenes von Gallait, das sich ebenfalls auf der Ausstellung befindet: ein weiblicher Studienkopf, Italienerin, ebenso reizend als bedeutsam ausgeführt. Freilich aber kennt auch der Künstler den Werth seiner Arbeit, indem er für dieses kleine, von keinem Monarchen bestellte Bild den Preis von 5000 Francs angesetzt hat. Noch andere treffliche Werke von Tiedemand (norwegische Begräbnißsitte), Lessing (Landschaft, Brandstätten), Jacque und einigen Andern zieren die Ausstellung und liefern den erneuten Beweis für das erfreuliche Gedeihen unsers Vereins. Eines kleinen Bildes von Adam muß ich seiner äußerst glücklichen Idee wegen erwähnen: nämlich Grenzsoldaten in einer italieni-

schen Villa, in naiv-behaglicher Beschaulichkeit die nackten Marmorreize einer mediceischen Venus bewundernd.

Auch Theater und Literatur haben manches Interessante geboten. In ersterer Hinsicht ist vor allem das Gastspiel der Ristori zu erwähnen. Ihr berliner Correspondent hat bereits vor längerm ausführlich über diese seltene Erscheinung berichtet und beschränke ich mich daher auf die factische Notiz, daß dieselbe auch bei uns die lebhafteste Bewunderung hervorgerufen hat; ja im Widerspruch mit dem Urtheil Ihres berliner Berichterstatters ist sie hier von den competentesten Richtern noch höher, sogar weit höher gestellt worden als die Rachel. Darin sind namentlich alle Meinungen übereinstimmend, daß eine idealere Schönheit, eine vollendetere Plastik der Bewegungen auf der Bühne nie gesehen worden sind. Auch war das Haus jedesmal vollständig verkauft, sodaß auch der äußere Erfolg ihres hiesigen Gastspiels als höchst glänzend bezeichnet werden muß. Von neuen Stücken hat Laube's „Essex" das meiste Aufsehen gemacht, theils durch sich selbst, theils wegen der Anfechtungen, die Hr. Laube wegen der Autorschaft des Stücks zu bestehen hat und zu denen denn freilich der gleichzeitige Streit wegen des „Fechter von Ravenna" eine wunderliche Parallele bildet. Ich muß bekennen, daß ich beide Anklagen mit Hinblick auf die Objecte des Streits sowie auf die bisher vorgebrachten Beweismittel ziemlich abgeschmackt finde, ja ich glaube, das gesammte urtheilsfähige Publicum würde in diesem Eindruck mit mir zusammenstimmen, hätte nicht leider Hr. Laube zu einem so verkehrten Vertheidigungssystem gegriffen. Auch die beste Sache von der Welt muß verdorben werden, wenn man sich zu ihrer Vertheidigung theils unvollständiger, theils geradezu falscher Angaben bedient, wie dies von Hrn. Laube geschehen und zwar ohne daß man im Stande ist, nur den entferntesten Grund dafür abzusehen. Auch daß der Autor des „Fechter von Ravenna", sei es nun, wie fast mit Gewißheit anzunehmen, wirklich Friedrich Halm oder sei es ein Anderer, auch noch jetzt nicht aus seinem Dunkel hervortritt, wo es doch für ihn geradezu eine Ehrenpflicht wäre, gehört zu den zahlreichen Unbegreiflichkeiten dieser mysteriösen Geschichte. Ueber den Laube'schen „Essex" selbst enthalte ich mich umsomehr einer eingehenden Besprechung, als ich mit einer solchen jetzt schon sehr post festum käme. Gewiß ist, daß das Stück zwar ebenso wenig von dem Hauche echter Poesie durchzogen ist wie Alles, was Laube sonst für die Bühne geleistet hat. Doch hindert das nicht, es als seine gelungenste Production zu bezeichnen und auch der Beifall, mit dem das Stück hier aufgenommen worden, war ebenso aufrichtig wie nachhaltig.

Dagegen hat Bauernfeld's neuestes Lustspiel „Unter der Regentschaft", wegen seiner Unsittlichkeit allgemeinen Anstoß erregt und auch übrigens war das Fiasco des Stücks ein wohlverdientes. Mosenthal's „Goldschmied von Ulm", der mit Marschner's Musik im Theater an der Wien zur Aufführung kam, ist eine Bearbeitung des alten Märchens vom Galgenmännlein, vom Ruprecht mit dem Stelzfuß und seinem Talisman. Hat es die Leute wirklich amüsirt (und der Schein spricht dafür), nun, um so besser für den Autor und will ich ihm seinen Triumph nicht durch nachträgliche kritische Bedenken verbittern. Gewiß indessen ist, daß das decorative und musikalische Element in dem Stücke die Hauptrolle spielen und auch zu dem geistigen Erfolg haben sie ohne Vergleich das Meiste beigetragen. Marschner's Musik, an

Ueberladung leidend, entbehrt zwar im Ganzen der Frische und Originalität, in einzelnen Partien jedoch, wie z. B. in der Jahrmarktsscene, im ersten Chor des dritten Actes, und in dem Liede des Leiermanns erkennt man doch wieder das bedeutende Talent des Componisten. Mit nächstem wird der berühmte Komiker Levasseur einen Gastrollencyklus im Karltheater geben, gleichzeitig beginnt mit 1. April die italienische Opernsaison und im Theater an der Wien erwartet man eine polnische Gesellschaft zu Vorstellungen. Sollte die Kunst bei dieser Mannichfaltigkeit auch nicht viel gewinnen, so wird man alsdann in unsern Theatern wenigstens praktische Sprachstudien anstellen können.

Schließlich noch zwei Worte über einen Proceß, der von seiten der wiener Journalistik gegen Saphir im Gange ist und der an scandalösem Interesse mit der Laube-Bacherl'schen Angelegenheit wetteifert. Der bisherige Theaterfeuilletonist der „Ostdeutschen Post" wurde von Saphir in dessen Humoristen in jener höhnisch-witzelnden Weise angegriffen, in der Saphir es allerdings zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hat. Der Angegriffene indeß war nicht geneigt, das Privilegium der Unverschämtheit, das der Humorist sich nachgerade erworben, anzuerkennen; er replicirte scharf und nicht in den feinsten Wendungen. Der Feuilletonist der „Donau" schloß sich ihm an und spie Saphir, sozusagen, öffentlich ins Gesicht. Saphir, wie man sich denken kann, war auch nicht faul und führte sein gröbstes Geschütz ins Feld. Und damit noch nicht zufrieden, stellte er gleichzeitig eine gerichtliche Klage an, während er das Publicum durch Berufung auf sein Alter weichherzig zu machen suchte. Hierauf erwidert nun der Feuilletonist der „Ostdeutschen Post" mit einer pragmatischen Schilderung der Wirksamkeit Saphir's in den letzten Decennien; wer dieselbe auch nur oberflächlich kennt, mag sich leicht vorstellen, was für Mysterien da an den Tag kommen. „Donau", „Presse" und „Wanderer" haben sich der „Ostdeutschen Post" angeschlossen, indem sie die Artikel derselben abdrucken und so wird denn dem alten hartgesottenen Sünder, der seinem Witz Alles erlaubt hielt und für den Charakter und Ehrenhaftigkeit längst nur eine Chimäre waren, von den verschiedensten Seiten hart zugesetzt. Die Züchtigung, die er auf diese Weise erhält, ist gewiß wohlverdient, und auch an spaßhaften Scenen fehlt es bei diesem Drama der Enthüllungen nicht. Dennoch hat das Ganze etwas in sittlicher Hinsicht höchst Widerwärtiges, das noch gesteigert wird durch den Gedanken, daß es sich dabei um einen Menschen handelt, der auch bei dem gehässigsten Scandal nichts mehr verlieren kann.

Und doch wie viel lieber noch immer solch ein halb spaßhafter, halb ärgerlicher Literatenscandal als jener tragische und dabei doch ebenfalls so scandalöse Vorfall, dessen Kunde vor kurzem von Berlin aus alle Gemüther in Bewegung setzte. Auch hier ist das Bedauern über den Tod eines so thätigen und verdienten Mannes allgemein, noch größer jedoch ist die Entrüstung über die Motive, welche den beklagenswerthen Fall herbeigeführt haben. Auch wir haben bekanntlich eine sehr reiche und sehr hohe Aristokratie; ja ohne dem preußischen Selbstgefühl zunahezutreten, darf wol behauptet werden, daß der östreichische Adel, als ein historisch gewordener, mit der Geschichte des Landes aufs innigste verknüpfter, in beiden Beziehungen dem preußischen überlegen ist. Dennoch hört man hier allgemein das Urtheil, daß ein sol-

ches Ereigniß bei uns unmöglich geweſen wäre, eben weil der Adel hier mehr Edelleute zählt und weniger Junker als in Preußen. Natürlich entſteht ſolch ein Ereigniß nicht über Nacht, vielmehr iſt es die langſame, aber unausbleibliche Frucht einer verhängnißvollen Saat; mögen Diejenigen, welche ſie geſtreut haben, wohl zuſehen, daß die Ernte nicht allzu bitter für ſie wird!

Notizen.

Der bekannte Kritiker der „Revue des deux mondes", Profeſſor St.-René Taillandier aus Montpellier, befindet ſich gegenwärtig auf einer Reiſe durch Deutſchland, von dem er bisher nur die Rheingegenden aus perſönlicher Anſchauung kannte; er hat ſich einige Zeit in Berlin aufgehalten und ſeinen Weg dann über Halle, Leipzig und Dresden nach Wien fortgeſetzt, von wo er über München in ſein Vaterland zurückzukehren gedenkt. Die anſpruchsloſe und liebenswürdige Art ſeines Auftretens, der Eifer, mit dem er unſere deutſchen Zuſtände kennen zu lernen ſucht, ſowie die Beſcheidenheit ſeines Urtheils hat überall den beſten Eindruck gemacht und wird dieſe Reiſe eines bei ſeinen Landsleuten in ſo hohem Anſehen ſtehenden, für die Anerkennung deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſo eifrig beſorgten Mannes zur wachſenden Verſtändigung und Ausgleichung der beiden Literaturen gewiß nicht wenig beitragen. — Bei dieſer Gelegenheit dürfen wir unſern Leſern auch nicht verſchweigen, daß uns von Hrn. Philarète Chasles in Paris kürzlich ein Schreiben zugegangen iſt, in welchem derſelbe Verwahrung einlegt gegen die Art und Weiſe, wie ſeine unlängſt in Berlin gehaltenen Vorträge in den berliner Correſpondenzen des „Deutſchen Muſeum" beurtheilt worden ſind. Hr. Philarète Chasles verſichert, daß es ihm nicht von weitem in den Sinn gekommen, ſich nach Deutſchland zu begeben „en maître d'école, pour donner aux Allemands des thèmes explicatifs de leur propre génie", was er ſelbſt als eine „idée burlesque" bezeichnet, ſondern er ſei nur gekommen, Deutſchland, ſein Volk, ſein Land, ſowie ſeine Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen und auch bei den „causeries improvisées", zu denen er das berliner Publicum eingeladen, habe er lediglich die Abſicht gehabt, die „fraternité intellectuelle" beider Völker zu verſtärken und damit jener allgemeinen Verſtändigung aller gebildeten Nationen den Weg zu bahnen, welche auch Coleridge, Hazlitt, Thackeray, Ruskin, Lord Carlisle, Carlyle ꝛc. bei ihren bekannten Vorträgen als Ziel vorſchwebe. Auch ſeine berliner Vorträge hätten alſo nicht „leçons précises et pédagogiques" ſein ſollen, ſondern nur „communications sympathétiques" zur Erweckung des Nachdenkens ſowie zur Belebung jenes Gemeingefühls, welches die gebildeten Nationen mehr und mehr verbinden müſſe. Wir haben es nicht blos für eine Pflicht literariſcher Freundnachbarlichkeit, ſondern auch für eine Pflicht der Gerechtigkeit erachtet, unſern Leſern dieſe Verwahrung mitzutheilen, müſſen jedoch zur Rechtfertigung unſers Correſpondenten hinzufügen, daß das Urtheil deſſelben keineswegs alleinſteht, ſondern daß auch andere achtbare Blätter ſich in demſelben Sinne geäußert haben. Auch dürfte wol der

ganze Angriff, über den Hrn. Philarète Chasles sich beklagt, weit weniger ihm selbst gegolten haben als den einseitigen und unverständigen Bewunderern seiner Vorträge, für die er selbst (gewiß mit gutem Grund) nur eine so bescheidene Stellung in Anspruch nimmt.

Spanien hat einen seiner bekanntesten und ehedem beliebtesten Namen durch den Tod verloren: Martinez de la Rosa, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, als Redner und Dichter. 1789 zu Granada geboren, nahm er an dem patriotischen Kampf gegen die Franzosen als Journalist und Redner sowie durch diplomatische Verhandlungen den lebhaftesten Antheil. Die Siege der Franzosen nöthigten ihn jedoch, das Vaterland zu verlassen; er begab sich nach England, dessen Verfassung und Staatsleben von da ab sein Vorbild wurde. Die Constitution von 1812 hatte an ihm einen ihrer eifrigsten Verfechter und auch nach der Restauration von 1814 blieb er derselben treu, was für ihn eine sechsjährige Verbannung nach Afrika zur Folge hatte. Erst die Revolution von 1820 gab ihm seine Freiheit wieder, worauf er von seiner Vaterstadt zum Deputirten gewählt wurde. Bald darauf trat er ins Ministerium, verlor jedoch durch sein Bemühen, zwischen den Extremen zu vermitteln, einen großen Theil seiner Popularität. Die Umwälzung vom Jahre 1823, durch die bekanntlich der Absolutismus wiederhergestellt ward, nöthigte ihn abermals in die Verbannung zu gehen; er hielt sich während derselben größtentheils in Paris auf, bis er endlich zu Anfang der dreißiger Jahre die Erlaubniß erhielt, zuerst in seine Vaterstadt, dann auch nach Madrid zurückzukehren. 1834 war er Ministerpräsident, vermochte sich jedoch gegenüber dem bald darauf ausbrechenden Bürgerkriege, den er zum Theil mitverschuldet hatte, nicht zu behaupten. Ueberhaupt ging es seitdem mit seinem politischen Ansehen rückwärts; er bekleidete zwar noch verschiedene Gesandtschaften, war auch Mitglied des Cabinets Narvaez, eigentlichen Einfluß aber hatte er nicht mehr. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten werden besonders seine dramatischen und didaktischen Dichtungen geschätzt; weniger gelungen sind seine Romane sowie seine historischen Schriften. Eine Auswahl seiner Schriften in zwei Bänden wurde von Schäfer ins Deutsche übertragen (1835—36).

Melchior Meyr in München, dessen „Herzog Albrecht" für die dramatische Befähigung des Verfassers ein so günstiges Vorurtheil erweckte, ist mit einer neuen historischen Tragödie beschäftigt: „Karl von Burgund". Julius von Rodenberg arbeitet an einem Operntext, „Das Mädchen von Korinth", den der Kapellmeister Jean Bott in Kassel zu componiren beabsichtigt. Dr. Frese in Berlin, den Freunden Shakspeare's durch seine gediegene und zweckmäßige Bearbeitung der Collier'schen Lesarten bekannt, hat eine Uebersetzung des Lewis'schen „Leben Goethe's" unter der Feder; dieselbe wird im Verlag von Franz Duncker in Berlin erscheinen und bei dem Interesse des Gegenstandes sowie bei dem ungemein hohen Preise des Originals, der seine Verbreitung in Deutschland sehr erschwert, vom deutschen Publicum gewiß mit Dank entgegengenommen werden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **Franz Duncker** in Berlin erscheint täglich die

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen k. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten erhält sie auf telegraphischem Wege. — Außerdem versucht die Zeitung die allgemeine Bildung des Volkes durch klar geschriebene naturwissenschaftliche Artikel zu fördern und sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich zu ziehen. — A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: **„Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engern Sinne des Wortes Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht: denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Versittlichung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwickelung und Steigerung seiner geistigen Befähigung."**

Die Volks-Zeitung ist, wie schon aus diesem Urtheil hervorgeht, durchaus kein Localblatt, sondern wird mit gleichem Interesse an allen Punkten Deutschlands gelesen werden.

Anzeigen darin finden die weiteste Verbreitung, da dieselbe unter der berliner Zeitungspresse hinsichts der Abonnentenzahl jetzt die zweite, und was die Leseranzahl betrifft, gewiß die erste Stelle einnimmt.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt 1 Thlr. 15 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. April 1856 beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im März 1856. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 15.** 10. April 1856.

Inhalt: Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst. Von **Karl Rosenkranz.** II. — Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers. Von **Heinrich Pröhle.** — Gedichte. I. Zwei Gedichte. Von **J. M. Hutterus.** 1. Karl V. auf Corsica. 2. Das Gericht des Herrn. — II. Der Ewige Jude. Von **J. G. Fischer.** — Literatur und Kunst. Zur Schiller-Literatur. („Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Düntzer".) — Staatswissenschaft. (Mohl, „Geschichte der Literatur und Staatswissenschaft".) — Correspondenz. (Aus dem Königreich Hannover.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber einige Schwierigkeiten für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst.

Von
Karl Rosenkranz.

II.

Aus solchen Bedenklichkeiten heraus scheint es für die weltgeschichtliche Behandlung der Kunst in der That richtiger zu sein, sie dem religiösen Unterschiede des Ethnicismus, des Theismus und des Christenthums unterzuordnen. Das ästhetische Ideal dieser drei Religionen kann man das der Schönheit, der Weisheit und der Freiheit nennen, diese Ausdrücke aber auch mit andern vertauschen, wenn man sich erinnert, daß ein jedes innerhalb seiner specifischen Individualisirung auch das Wesen der andern zu setzen, oder, wie wir es in anderer Beziehung zuvor aussprachen, Totalität zu sein strebt. Man kann das ethnische Ideal auch das naive, das theistische auch das didaktische, das christliche das sentimentale nennen. Oder auch das erstere das objectiv reale, das zweite das subjectiv ideale, das dritte das absolute. Oder auch das erste das immanente, das zweite das transcendente, das dritte das concrete, sofern das erste die Natur selber als unmittelbar göttlich anschaut, das

zweite von der Natur Gott als ein persönliches, jedoch gestaltloses Wesen unterscheidet, das dritte durch die Vorstellung des menschgewordenen Gottes einerseits die Natur als das nothwendige Organ des Geistes anerkennt, andererseits die Gestaltlosigkeit und geheimnißvolle Unfaßlichkeit der Gottheit aufgibt. Es ist immer sehr schwer, einen großen Inhalt ganz unmisverständlich mit einem einzigen Wort zu bezeichnen, weil, wie geschickt man es auch anfange, stets noch wichtige Beziehungen unausgedrückt zurückbleiben werden. Wenn das Ideal des Ethnicismus als das der Schönheit bestimmt wird, so kann man dagegen einwenden, daß ja doch alle Kunst, also auch die des Monotheismus und des Christenthums, auf Schönheit ausgehe. Unstreitig. Allein ebenso unstreitig ist es, daß sowol der Theismus als das Christenthum zunächst, als Religion, kein ästhetisches Interesse haben, während dasselbe bei dem Ethnicismus ein primitives, mit seinem Cultus innigst verflochtenes ist. Der Jude will vor allen Dingen die Gewißheit haben, ein treuer Knecht seines Herrn durch genaue Befolgung seiner Gebote zu sein; die Schönheit kümmert ihn nicht. Der Christ will voraus die Gewißheit seiner Vereinigung mit Christus haben, die er nur in seinem Innersten erfahren kann. Gegen die absolute Angelegenheit seines ewigen Heils ist ihm Schönheit etwas zunächst ganz Gleichgültiges; ja sie kann ihm, wie die Geschichte der christlichen Welt zeigt, sogar als etwas Eitles, Profanes, nicht weit von der Sünde Entferntes erscheinen. Im Ethnicismus hingegen ist die religiöse Anschauung eine ursprünglich der Natur hingegebene und dadurch der Entwickelung der Kunst, namentlich der bildenden, ganz unmittelbar zugänglichere, auf deren Wege wir daher auch diejenige Vollendung der Sculptur finden, die weder zuvor existirt hatte, noch wieder existiren wird, die griechische.

Das ästhetische Ideal des Ethnicismus geht von der Natur aus, aber es schreitet zum Geist fort. Es beginnt mit der Nothwendigkeit, aber es sucht die Freiheit. Man kann in der Geschichte seiner Bildung wiederum ein contemplatives, heroisches und individuelles Ideal unterscheiden. Das erstere ist das des pantheistischen Quietismus der ostasiatischen Völker, der Chinesen, der Inder und der buddhistischen Indochinesen. Es hat eine große und mannichfaltige Poesie, eine bedeutende Architektur und Sculptur hervorgebracht. Die Chinesen haben das Naturprincip als Familienpietät durchgeführt, deren durch Confucius fixirte Institutionen man sehr wohl von den buddhistischen Lebensarten unterscheiden muß, die sich heutzutage auch in China seit zwei Jahrtausenden in immer wachsendem Grade eingebürgert haben. Die Familienpietät beherrscht die Lyrik, den Roman und das Drama der Chinesen. In der Architektur baut sie das Haus als Sitz der Familie und im Hause den Ahnensaal, in welchem jährlich alle Glieder der Familie sich

versammeln, das Gedächtniß der Verstorbenen durch Gebete und durch Verbrennen von Gold- und Silberpapier zu feiern. Der Saal ist aber ganz kahl. Der Chinese baut vornehmlich in Holz in rein verständiger Weise. Will er einen lebhaftern Eindruck hervorbringen, so bemalt er die Wände mit hellschimmernden Lackfarben, beschreibt sie, ihre Leerheit zu tilgen, mit Sprüchen des Confucius, läßt die Dächer sich ausbauchen und ausschweifen, schnitzt die Ausladungen der Balken zu fratzenhaften Figuren und stellt gern Stangen auf, die er mit bunten, flatternden Bändern schmückt. In Indien herrscht das Naturprincip durch die Kaste, die sich in sich durch die Einheit der Zeugung abschließt. Die Führung der Geschlechtsregister wird daher von unendlicher Wichtigkeit und die Treue der Gattin erlangt eine so große Bedeutung, daß sie in der orthodoxen Poesie der Inder das eigentliche Ideal ausmacht. Die Architektur wird zum Tempelbau und die Sculptur beginnt die Gestalten der Götter in Statuen und ihre Geschichten in Reliefs zu veranschaulichen. Die chinesische Reichsreligion, die das gestaltlose Abstractum des Himmels, den Tien, verehrt, hat keine Götter, daher auch keine Götterbilder und keine Tempel. Nur verdienten Menschen widmet sie an einfachen Pfählen aufgehängte Denktafeln und ihren Bildsäulen einen mnemonischen Cultus, z. B. dem Confucius. Den Typus der indischen Architektur hat man wegen der Weitläufigkeit ihrer Anlagen den landschaftlichen genannt. Man müßte damit aber auch den der amerikanischen bezeichnen: denn die ungeheuern Ruinen von Centralamerika in Mexico, Yucatan, Guatemala und Nicaragua machen einen ganz ähnlichen Eindruck wie die Ruinen von Keilasa in Indien. Der Charakter der indischen bildenden Kunst besteht in demselben Gemisch von verständiger Ordnung und phantastischer Ueberschwänglichkeit, welches auch aus der Religion und Poesie der Inder uns entgegentritt. Es ist die Welt der Extreme. Durch den Gruftbau wühlt sich die Architektur tief in die Felsen, geht aber auch im Freibau zu pyramidalischer Pagodenform und zu vereinzelten, ganz willkürlich gestalteten Riesensäulen fort. In der brahmanischen Tempelconstruction ist Alles auf Vergegenwärtigung der Unterschiede in der Einheit hingerichtet. Die vier Höfe einer Pagode z. B. sollen auf die vier Weltgegenden, auf die vier Weltalter, die vier Veden und die vier Kasten hindeuten. Das contemplative Princip erreicht im Pessimismus und Quietismus der Buddhisten seine Spitze. Der Buddhismus hat in der Poesie nur Legenden und Liturgien. In der Architektur baut er das Kloster mit den Zellen für Mönche und Nonnen. Er baut aber auch Tempel: denn er stellt sich Buddha als einen einfachen Menschen vor, der mit sanften, fast weiblichen Zügen und untergeschlagenen Beinen auf einem Kissen in beseligender Betrachtung ruhig da-

sitzt; eine Gestalt, welche die buddhistische Sculptur in Holz, Sandstein, Marmor und Erz tausendfältig und oft nicht ohne Schönheit ausgeführt hat. Hier ist die Gestaltlosigkeit des chinesischen Tien, hier ist aber auch die Gestaltüberfülle der vielgliedrigen indischen Götter verschwunden und der Mensch beginnt, sich dem menschlichen Gott mit kindlichem Vertrauen zu nahen. Der Buddhismus verwirft die Kasten. Er kennt, der Gottheit gegenüber, keine Standesunterschiede mehr und versammelt die ganze Gemeinde in dem gleichen Raum, den er mit einem Tonnengewölbe überdeckt und an dessen Hinterwand sich der sogenannte Dagop befindet. Der Dagop ist ein unterhalb cylindrisches, oberhalb blasenartig gekuppeltes Sanctuarium, worin die Reliquie des Tempels enthalten ist und vor welchem die Statue des Buddha aufgestellt wird. Daß diese Form eine Nachahmung der Wasserblase sei, weil Buddha die Nichtigkeit des menschlichen Lebens oft mit der Flüchtigkeit einer Wasserblase verglichen habe, ist vielleicht keine gründlichere Ableitung, als wenn man die Pfeilerbogen gothischer Dome aus der Nachbildung der deutschen Eichenwälder hat entstehen lassen. Die Einheit der Gemeinde ist wol der Hauptgrund, der die Kreisform hervortrieb, denn in der viereckten chinesischen Ahnenhalle versammelt sich nur die Familie und in den weitläufigen, mit Grotten, Arcaden, Terrassen, Freitreppen und Thurmsäulen zu freier Mannichfaltigkeit ausschweifenden indischen Tempeln opfert jede Kaste nach ihrem Gesetz.

Den passiven Völkern Hinterasiens stehen die activen Vorderasiens, Perser, Aegypter und Araber, gegenüber. Die Perser trieben Viehzucht, die Aegypter Ackerbau, die Semiten Industrie und Handel. In ihrer Religion waren sie Dualisten. Und wie ihre Götter selber als gute und böse untereinander sich bekämpften, so kämpften auch die Menschen untereinander um die Herrschaft. Kleinasien wurde seit jeher der Schauplatz des hier entbrennenden großen Völkerkampfes, der das heroische Ideal entwickelte. Man kann sich kaum einen größern Contrast vorstellen als den alten Perser, der in der engen Zelle des Dermher mit verhangenem Munde die reine gestaltlose Flamme anbetet, der seine Todten auf den Steinen des hohen Dachmeh der freien Luft aussetzt, damit sie von den Vögeln des Ormuzd gefressen werden sollen, und den Aegypter, der das stierköpfige Bild des Sonnengottes aus schwarzem Granit meißelt und in den Höhlengräbern der Gebirge den mumisirten Leichnam zu verewigen trachtet. In der Entwickelung aber eines heroischen durch priesterliche Etikette gezähmten Herrscherthums stimmen sie überein. In der bildenden Kunst haben daher beide den Palastbau zur glänzendsten Entfaltung gebracht, haben beide eine monumentale Sculptur von imponirender Größe und doch edeln Maßverhältnissen erzeugt. Die nunmehr sich enthüllenden Palastbauten zu Niniveh und Khorsabad geben uns jetzt zwischen Theben und Persepolis ein Mittelglied, das uns

noch fehlte. Zum Holzbau Chinas, zum Steinbau Indiens ist hier der Bau aus gebrannten Ziegeln gekommen, die man mit einem edlern Material, mit Email, mit Alabaster, Goldblech und dergl. überkleidete. Festliche Pracht, die zur Allmacht emporschwindelnde Erhabenheit des Herrschers anzukündigen, war der Charakter dieses Stils, der in Aegypten durch eine in grellen Farben schwelgende Wandmalerei eine sehr heitere Physiognomie gewann. Polychromische Bemalung der plastischen Werke war übrigens auch in den mesopotamischen Stromländern heimisch. Je mehr wir die Kraft und Würde dieser Kunst anerkennen müssen, um so merkwürdiger ist es, daß wir von poetischen Erzeugnissen dieser Völker nichts wissen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß sie priesterliche Gesänge und Volkslieder gehabt haben. Der semitische Stamm theilte sich in die Nomaden des Meers, die Phöniker, die sich in Metallarbeiten, Schmelzwerken, geschnittenen Steinen und Teppichwebereien auszeichneten, und in die Nomaden der Wüste, die Araber, die in der bildenden Kunst nichts hervorbrachten, weil sie die bewegliche Zelthütte bald hier, bald dort aufschlagen mußten, hingegen eine sehr reiche und schöne Poesie besaßen, die neben der Blutrache auch die Liebe der Helden verherrlichte.

Hat man einmal den Gegensatz erkannt, der zwischen dem passiven, pantheistischen, quietistischen Hinterasien und zwischen dem activen, dualistischen, eristischen Vorderasien stattfindet, so wird es nicht mehr zweifelhaft sein, daß man von ihm nicht zum hebräischen Monotheismus, sondern zum griechischen und römischen, keltischen und germanischen Individualitätsprincip fortgehen muß, mit welchem in allen Richtungen der Kunst der Anthropomorphismus zum Siege durchdrang. Es wäre überflüssig, hier in das Nähere eingehen zu wollen: denn von der Poesie dieser Völker ist die individuelle Schönheit derselben ebenso bekannt als von ihrer bildenden Kunst. Man hat die letztere bei den Griechen jetzt, im Gegensatz zur landschaftlichen des Orients, die des Hauses benannt, weil dasselbe in sich gegen die Natur abgeschlossen sei; der griechische Tempel sei das Haus des Gottes. Allein der Hausbau hat seine primitive Construction im wirklichen Hausbau der Chinesen gefunden; der Tempel wird aber überall als Wohnung des Gottes vorgestellt. Es ist vielmehr die Befreiung der Säule zur individuellen Gliederung, sowie die Isolirung der Statue aus dem monumentalen Verbande, worin die Eigenthümlichkeit der hellenischen Architektur und Plastik liegt. Aus diesem Grunde sollte man auch die Steinbauten der keltischen Nationen nicht so niedrig anschlagen, als gegenwärtig in den Kunstgeschichten zu geschehen pflegt. Denn diese Dolmen und Nienhir sind zwar an sich roh, in ihrer Tendenz aber drücken sie ebenfalls das individuelle Princip der Säule und Statue aus. Wurden sie doch in den Cromlechs nach be-

stimmten großartigen Plänen zu mächtigen Steinkreisen und Steinalleen aufgerichtet, als ob ein Volk riesiger freier Männer zusammenstünde.

Man muß also den Ethnicismus als ein Ganzes auffassen, das auch in seinen ästhetischen Productionen einen zusammenhängenden Fortschritt zeigt. Daß aber das religiöse Princip nicht nur das politische, sondern auch das ästhetische bestimmte, sehen wir vorzüglich da, wo wir erkennen, daß weder technische Unvollkommenheit noch Mangel an Zartgefühl zur Festhaltung häßlicher Formen nöthigte, sondern die Nothwendigkeit, den einmal vom Glauben geheiligten Typus einer Gestalt zu bewahren. Erst bei den Hellenen siegte die Schönheit über die religiöse Tradition. Wurde die griechische Plastik nicht eben dadurch so schön, daß sie Schritt vor Schritt die Gestalt der Götter von aller symbolischen Ungeheuerlichkeit befreite und sie völlig vermenschlichte? Dem Ethnicismus steht der Theismus gegenüber, dessen absoluter Gegenstand das Wort Gottes ist, wie es geoffenbart worden. Dies von Ewigkeit gesprochene Wort zu hören, zu lesen, zu sprechen, zu bedenken, zu befolgen, ist das Beste, was der Mensch thun kann; alle anderweite Bildung ist ihm eigentlich gleichgültig. Sein Ideal wird daher pädagogisch und didaktisch. Nicht die Schönheit, sondern die Weisheit tritt voran. Die Poesie wird im Wesentlichen zur Paraphrase des göttlichen Worts, sofern sie nicht sogar dies selber ist. Sie hat einen rhetorischen, dicht an die Poesie streifenden Hang, der besonders mit scharfem Griffel die kühlsinnigen Gnomen der Lebensklugheit schreibt und durch Beispiele aus der Erfahrung des Weltlaufs erläutert. Ihre specifische Stärke treffen wir im Aussprechen des Affects der Bewunderung Gottes, sei es seiner Macht oder seiner als unbegreiflich vorausgesetzten Weisheit. Ein Epos hat sie so wenig als ein Drama, weil der Begriff eines Schicksals fehlt, mit welchem der Mensch einen freien Kampf aufzunehmen vermöchte. Was der Islam von epischen Motiven verarbeitet hat, ist theils dem altarabischen Leben, theils der altpersischen Sage, theils der indischen, zuweilen der griechischen Literatur entlehnt. In der bildenden Kunst aber haben weder Mosaismus noch Mohammedanismus etwas erzeugen können, das eine Folge ihres Princips wäre, weil ihr Gott als reines Wesen gestaltlos gedacht wird, für welches die Formen der Natur, die es erschafft, gar keine Geltung an sich haben, sondern als Erzeugnisse göttlicher Willkür ganz anders, als sie sind, sein könnten. Der Islam verbietet ausdrücklich die Darstellung lebendiger Geschöpfe, weil Allah am Jüngsten Tag die Seele zu solchen todten Machwerken vom Künstler fodern würde; d. h. Mohammed fürchtete, daß die bildende Kunst ein dem abstracten Monotheismus gefährliches polytheistisches Element hervorbringen könnte. Sculptur und Malerei mußten sich deshalb im Theismus mit bloßer Ornamentik begnügen. So mannichfaltig

nun dieselbe von ihm entwickelt ist, so bleibt sie doch ein sehr ungenügender Ersatz für die wirkliche Gestalt. Der Mäander, die Zickzacklinie und das verschlungene Band sind einmal die Elemente der Ornamentik, die sich überall wiederholen, wie sie auch variirt werden und die wir daher selbst auf den Bautrümmern Amerikas wiederfinden, wo wir sie namentlich auf den herrlichen Ruinen von Uxmal ein üppiges Spiel treiben sehen. Die leeren Felder der Wände suchte der Islam, wie die Chinesen, mit Inschriften zu füllen. Vom Schloß Alhambra ist zwar der Löwenhof berühmt, allein man würde sehr irren, wenn man denselben als ein Beispiel anführen wollte, daß die mohammedanische Kunst auch lebendige Gestalten darstelle, denn diese angeblichen Löwen sind groteske, unmögliche Fratzen, die keinem wirklichen Thiere ähnlich sehen und aus Vorsicht keine Füße haben, sondern unten und hinterwärts in bloße Klötze auslaufen. Der berühmte Salomonische Tempel zu Jerusalem aber war ein Werk des phönikischen Baumeisters Hiram Abif, und die mohammedanischen Moscheen sind Nachahmungen christlicher Basiliken. Auch die Kuppel der Moscheen entnahm der Islam von den Byzantinern und die Sophienmoschee in Konstantinopel ist bekanntlich ein Werk Justinian's.

Die Wahrheit des Ethnicismus wie des Theismus ist das Christenthum, weil es in seiner Grundanschauung der Menschwerdung Gottes die Immanenz des Göttlichen in der sinnlichen Bestimmtheit der Natur mit der überweltlichen Transscendenz des naturfreien Gottes vereinigt. Sein Gott erscheint als ein für die Freiheit sterbender Mensch. Sein Wesen ist die Freiheit: denn mit welch anderm Wort könnte man sonst wol seine Eigenthümlichkeit besser ausdrücken? Welch andere Religion reichte an die Tiefe, mit der es die Entstehung des Bösen aus der Willkür der Gesetzlosigkeit und die Ueberwindung des Bösen durch die positive Hervorbringung des Guten, die Versöhnung des Geistes, für die Erkenntniß auch der einfachsten Intelligenz erschlossen hat? Wahrhafte Freiheit existirt nur, wo die Wahrheit des Willens als seine Selbstbestimmung existirt, diese Wahrheit aber die heilige Nothwendigkeit des göttlichen Willens selber ist. Eben deshalb ist nun das Christenthum zwar in seinem Princip unveränderlich, denn es aufzuheben müßte die Gottheit selber vernichtet werden können, aber in seiner Erscheinung ist es perfectibel. Seine Geschichte besteht in dem progressiven Proceß, der die Göttlichkeit seines Princips nicht blos extensiv in der Ausbreitung über das ganze Menschengeschlecht, sondern auch intensiv in der gründlichern Vermittelung seiner Gewißheit, in der allseitigern und entschiedenern Durchdringung der Sittlichkeit der Völker mit der Verwirklichung der Freiheit manifestirt. Als Religion an sich ist es, wie schon oben bemerkt, gegen Schönheit und Kunst gleichgültig, allein es ist nicht prin-

cipiell feindselig dagegen. Da sein Princip die Natur als das Organ des Geistes in den Willen selber aufnimmt, so ist in ihm die Tendenz zu einer Heiligung der Natur angelegt, welche dieselbe der Kunst nach allen Richtungen hin eröffnet. Architektur, Sculptur und Malerei sind von ihm ebenso sehr gepflegt als Musik und Poesie. Seine Universalität ermöglicht ihm, die Stoffe und Formen der Kunst von allen paganischen Nationen und ebenso alle lyrischen Accente und alle weisen Sentenzen zu reproduciren, in denen der Theismus die Heiligkeit Gottes ausspricht. Diese Reproduction vermittelt ihm die formale Elasticität, seinem eigenen Princip einen adäquaten Ausdruck zu schaffen. Dies Princip, die Freiheit, hat ihm eine Kühnheit und Größe, Einheit und Mannichfaltigkeit, Kraft und Nachdruck, Anmuth und Zartheit möglich gemacht, die seinen Kunstgebilden eine unerwartete Originalität verleihen, wie der christliche Kirchenbau z. B. als eine Synthese angesehen werden kann, welche die indische Pagode im Thurm, das Gewölbe der Stupas über den Dagop im gewölbten Langhaus, die ägyptischen Katakomben in den Hypogäen der Krypten, die Säulen des griechischen Tempels in den Pfeilern der Schwibbogen, den Halbkreis der römischen Gerichts- und Handelshall- oder Basilika im Chorschluß, die Ornamentik der Moschee in tausendfältigem, mit dem Ganzen organisch verschmolzenem Zierwerk vereint, und wie nun diese ungeheure Synthese doch nach innen und außen so eigenthümlich gegliedert ist, daß die gigantisch emporgethürmte Masse sich selbst himmelanzustrecken und alle ihre zahllosen Theile mit liebender Seele zusammenzuhalten scheint. Vom nur ästhetischen Gesichtspunkt aus kann man kaum umhin, dem Ethnicismus einzuräumen, daß er die Kunst in ihren wesentlichen Stoffen und Formen bereits erschöpft habe, zumal wenn man erwägt, welch ein kleiner Rest uns von den Wunderwerken des griechischen Geistes überkommen ist. Daß die Kunst nach allen Seiten hin noch einen neuen Aufschwung nehmen, daß sie den Realismus der ethnischen und den Idealismus der theistischen Kunst im Aether eines noch höhern Elements wiedergebären konnte, das ist die That des Christenthums.

Die Geschichte der christlichen Kunst hat aber eben durch ihre Universalität Schwierigkeiten, die wir weder bei dem Ethnicismus noch bei dem Theismus treffen. Nach einem abstracten Raisonnement würde man denken können, daß das Christenthum zuerst das Element des Ethnicismus, sodann das des Theismus in sich reproducirt habe, bis es, in dieser Reproduction ästhetisch erstarkt, die ihm inwohnende Eigenthümlichkeit erreicht habe. Allein dies ist keineswegs der Fall. Eher noch könnte man das Umgekehrte behaupten, daß es, in der Entgegensetzung gegen den Polytheismus, zuerst den Accent auf die Einheit Gottes zu legen hatte und daher dem Theismus näherstehen mußte. Erst als das

Verhältniß des Gottmenschen zu Gott dogmatisch und liturgisch festgestellt war, trat mit dem Cultus der Heiligen ein polytheistisches und mit ihm ein ethnisches Element in das Christenthum. Richtiger aber faßt man das Verhältniß wol so, daß Ethnicismus und Theismus die constanten Factoren sind, zwischen deren Einseitigkeit der Bildungsproceß der christlichen Kirche überhaupt wie der ihrer einzelnen Glieder beständig hin- und herschwankt. Die Ueberwindung beider Extreme, worin ihre Entgegensetzung gegeneinander verschwunden, ist das echte Christenthum, das ja auch der in ihnen verborgene Grund ist, ohne welchen sie selbst niemals hätten entstehen können.

Zum Schluß sei hier noch eines Punktes erwähnt, der für die weltgeschichtliche Construction der Kunst ebenso schwierig als wichtig ist. Gewöhnlich nämlich unterscheidet man in der christlichen Kirche nur den Katholicismus und den Protestantismus als die Hauptformen und theilt den erstern in den morgenländischen und abendländischen als coordinirte Formen. Diese Auffassung ist aber ungenau und hat, indem man immer nur Protestantismus und Katholicismus als römischen zu contrastiren liebt, zu vielen einseitigen und irrigen Consequenzen geführt. Eine sorgfältigere Beachtung des historischen Thatbestandes zeigt uns, daß die sogenannte morgenländische Kirche einen sehr bestimmten und höchst eigenthümlichen Culturkreis einnimmt, dem auch ein besonderes ästhetisches Ideal entspricht. Die Verwirrung der heutigen Politik sträubt sich beständig, das griechische Element nach seiner weitverzweigten Bedeutung anzuerkennen, wird aber widerwillig immer zu seiner Wichtigkeit zurückgeführt, weil auch die Stärke Rußlands zuletzt auf ihm beruht. Wir unterschätzen noch immer die Byzantiner und wissen ihnen nicht genug negative Prädicate zu geben, in der Kunst aber entdecken wir alle Tage mehr, zu wie Vielem Byzanz die Anfänge gelegt hat. Die Sprödigkeit und Steifheit derselben überrascht uns auf dem Boden des antiken Hellenismus doppelt und die ikonoklastischen Streitigkeiten erscheinen uns auf ihm als eine fast unnatürliche Verwirrung. Byzanz aber hat zuerst in den Basiliken christliche Tempel gebaut; es hat für Sculptur und Malerei die ersten Typen der göttlichen und heiligen Personen erschaffen; es hat zur christlichen Hymnik und zum Gemeindegesang den Grund gelegt; es hat die apokryphischen Evangelien und die Legenden der Heiligen, d. h. die epischen Motive der christlichen Kunst hervorgebracht. Die Erstarrung, in welche Byzanz mit seinem tausendjährigen Todeskampf verfiel, darf uns gegen diese Anfänge nicht ungerecht machen; noch weniger die Stagnation, welche die bildende Kunst in Rußland dadurch erhielt, daß die Malerei der Heiligenbilder durch den Stoglawnik, d. h. das unter Iwan IV. Wassiljewitsch 1551 verfaßte Kirchengesetzbuch zur bloßen stereotypen Chablonenmalerei herabgedrückt ward, indem

er die Bilder des Mönchs Andreas Rublew in Moskau aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts als die Norm privilegirte, ohne welche die Kirche weder die Aehnlichkeit der Personen noch die Wunderkraft der Bilder zu garantiren vermöge.

Das byzantinische Ideal trägt durchweg den Charakter der Resignation, wohingegen das romanische den der Ritterlichkeit ausdrückt, dessen affirmative Begeisterung die Kunst wie ein warmer Frühlingsathem durchdrang. Die Spanier haben dies Ideal mit einer arabischen, die Franzosen mit einer römischen, die Italiener mit einer griechischen Modification verwirklicht.

Die Befreiung des christlichen Ideals zur Selbstgewißheit des Einzelnen wurde durch den germanischen Protestantismus bewirkt. Die hiermit verknüpfte Richtung auf die Innerlichkeit ließ die Entwickelung der Poesie und Musik bei ihm vorantreten; allmälig hat er aber auch eine bildende Kunst zu gründen angefangen, die sich von der Nüchternheit nur verständiger Formen zu idealerm Schwunge fortbewegt. Wir nennen das protestantische Ideal gewöhnlich das autonomische nach einem von Kant eingeführten Ausdruck, im Gegensatz zur Heteronomie, welche die Nothwendigkeit des Willens nicht als die seinem eigenen Wesen immanente, sondern nur als Uebereinstimmung mit einem durch eine fremde Autorität gegebenen Gesetz betrachtet. Autonomie ist deshalb nichts weniger als Willkür des Individuums, wie man dem protestantischen Princip gern andichtet, sondern im Gegentheil der Gehorsam gegen das Gesetz, sofern es die eigene Nothwendigkeit des Geistes ausdrückt. Wir Protestanten erkennen an, daß die Freiheit, welche das Christenthum als die Wahrheit unsers Willens von uns fodert, im Grunde unsere eigene Nothwendigkeit ist. Wir glauben, daß Gott nichts von uns fodern könne, was nicht der Mensch kraft der ihm durch Gott anerschaffenen Wesenheit von sich selbst fodern müßte und betrachten es als das Majestätsrecht des Menschen, da, wo es sich um sein ewiges Leben handelt, sich selbst überzeugen zu dürfen. Unsere Selbstgewißheit soll erkennen, daß der Inhalt unsers Glaubens auch vernünftig ist, weshalb wir der Freiheit der Kritik und der Vermittelung der Bildung bedürfen, um nicht in eine leere, blos formale, fanatische Selbstgewißheit zu verfallen. Von dieser recht verstandenen Autonomie ist alles Große in unserer Wissenschaft und Kunst ausgegangen und was wir das moderne Ideal zu nennen pflegen, liegt wesentlich in ihr. Mit der maßvollen Strenge der Weisheit vereint sie die sanfte Wellenlinie der Schönheit.

Doch hier brechen wir ab und widerstehen dem Reiz, der uns zu weiterer Untersuchung verlocken möchte. Blicken wir zurück, so haben wir zuerst die Schwierigkeiten bemerklich gemacht, die in einer Eintheilung der Weltgeschichte als alter, mittlerer und neuer, oder als orien-

talischer, antiker und christlicher liegen. Wir sahen, daß die Unterscheidung der Staatsformen der Despotie, Aristokratie, Demokratie und Monarchie sich der allgemeinen Differenz als Racestaat und Humanitätsstaat unterordnet und daß die Eintheilung der Weltgeschichte, um principiell zu sein, den Ethnicismus, den Monotheismus und das Christenthum als oberste Unterscheidung anerkennen müsse. Wir leiteten hierauf das jedem dieser Kreise inhärirende ästhetische Ideal ab: für den Ethnicismus das naive der zur Schönheit verklärten Natur; für den Monotheismus das pädagogisch-didaktische der Weisheit, die aus der Erkenntniß des göttlichen Worts sich ergibt; für das Christenthum das sentimental-humanistische der Freiheit, die sich ihrer göttlichen Wahrheit gewiß wird. Den Begriff des Symbolischen, Classischen und Romantischen erkannten wir als einen allgemeinen, der in jeder Kunstentwickelung vorzukommen vermöge. Bei dem Vergleich der einzelnen Künste mit dem Wesen der verschiedenen weltgeschichtlichen Idealformen ergab sich aber, daß innerhalb des Ethnicismus bei den activen Völkern Vorderasiens bei den persisch-assyrischen Nationen, den Aegyptern und Phönikern, zwar eine große monumentale bildende Kunst, jedoch keine Poesie, umgekehrt bei den alten Arabern zwar eine bedeutende Poesie, jedoch keine bildende Kunst sich vorfindet und daß dies letztere Verhältniß in noch größerm Umfange sich im Theismus überhaupt wiederholt, der nur eine poetische Kunst besitzt und die Architektur, wo er ihrer bedarf, von fremdher mit leichter Abänderung aufnimmt. Ja, es zeigte sich, daß der Theismus auch in der Poesie sich eigentlich auf Lyrik und Didaktik beschränkt, epische Motive nur von außen aufnimmt und das Drama gar nicht kennt. Bei dem Christenthum hingegen trafen wir auf die unbeschränkteste Universalität der künstlerischen Production, so wenig die ethische Concentration seines Anfangs einer solchen günstig geschienen hatte. Ein kurzer Hinblick auf die Hauptphasen der bisherigen Entwickelung der christlichen Kunst im byzantinischen, romanischen und germanischen Ideal schloß unsere Darstellung.

So unvollkommen sie ausfiel, so wird sie doch trotz ihrer Mängel die Erkenntniß in uns befestigt haben, daß Principien in der Geschichte walten, die eben als solche ein inneres Verhältniß und eine nothwendige Folge zueinander haben. Nach manchen unserer Zeitgenossen wäre es zwar für Gott anständiger, die Welt nicht nach ewigen Gesetzen sich entwickeln zu lassen, vielmehr in einer Reihe uns unfaßlicher Ueberraschungen sich zu gefallen. Allein die Wissenschaft wenigstens darf solcher Misologie nicht huldigen; sie darf die Hoffnung nicht aufgeben, das schöne Wort Vorsehung durch Erforschung eines vernünftigen Plans in den wechselvollen Erscheinungen der Geschichte mehr und mehr zu bewähren, um das Vertrauen zur Gottheit durch Erkenntniß der Nothwendigkeit zu

verstärken, kraft welcher es ihr gelingt, die Harmonie und den Fortschritt gerade durch Begebenheiten zu erhalten, die sich unserm befangenen Auge unmittelbar oft nur als ein Chaos von Widersprüchen darbieten, bis die weiterrollende Zeit auch diese Räthsel löst und die göttliche Oekonomie in der Weltregierung rechtfertigt.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers.

Von

Heinrich Pröhle.

I.

Bergstadt Zellerfeld, im Spätherbst 1851.

Hier bin ich nun seit länger als einem Monate, um die Sagen, Märchen und Lieder des Oberharzes zu sammeln. Wenige Meilen von meiner Heimat entfernt, komme ich mir hier oben unter diesen Bergleuten wie in eine neue Welt versetzt vor. Von ungeheuern Bergen, welche sich zwischen Goslar und der von Klausthal nur durch den kleinen Zellbach geschiedenen Bergstadt Zellerfeld aufthürmen, kam ich, angesichts einer malerischen Landschaft mit herrlichen fischreichen Teichen, im Postwagen gleichsam heruntergepurzelt. Der Wagen schoß den Berg hinab durch die Bergstadt hindurch bis auf einen trauten, aber auch abschüssigen Platz, auf dem die große Kirche von Zellerfeld steht. Majestätische Kastanien glänzten mir hier im herbstlichen Laube entgegen. Mit Mühe hielten die Pferde hier den Postwagen im Laufe an und vor einem ganz in den Bäumen vergrabenen „Deutschen Hause" stieg ich aus. Ich muß den Geschmack meines Postillons bewundern, der mir diese Wohnung ausgewählt hat. Eine passendere kann ein Sammler meines Schlags nicht finden. Die altfränkischen zinnernen Leuchter und besonders die schweren Fenster, welche, wenn sie geschlossen werden sollen, von oben niederfallen, zeigen, daß man hier in Zellerfeld auf einem noch nicht von der Cultur beleckten, also für mich hoffnungsvollen Boden steht.

Nichts freut mich mehr, als daß unser norddeutsches Volksleben hier auch in seiner äußern Erscheinung zu einer so reichen und besonders zu einer so charakteristischen Erscheinung kommt. Zellerfeld ist eine stille Stadt, aber der Markt von Klausthal bietet oft mit seinen Bergleuten in ihrer schwarzen Tracht ein zauberisch-belebtes Bild dar. O und diese frischen Herbstmorgen, die ich, in dessen Fenster einige einfache weiße Vogelbauer nicht fehlen, vor Tagesanbruch mit einem Bergmann auf seinem Vogelherde im Tannenwalde verlebe! Durch das Glück begünstigt, machte ich sogleich am ersten vollen Tage, wo ich hier war,

mehre Bekanntſchaften, wie ich ſie bei meiner Abſicht, mich unter das Volk zu miſchen, um es auszuforſchen, nicht leicht beſſer hätte finden können. Es war nämlich an einem Sonnabend und ich ging ohne weiteres aufs Rathhaus, wo die Bergleute und Bergmannsfrauen ſich durcheinandertrieben und eine Magd im Korbe das Lohn in blankem neuen Silbergelde herbeitrug, das für die Woche an ſie ausgezahlt werden ſollte, wobei früher (ein herrlicher Brauch!) jedesmal die Bergfahne aufgepflanzt wurde. Während des Auszahlens lehnte ein Deicharbeiter, der ſeit lange nicht raſirt war, in der Thür des Saals und ſah zu. Ob er ſelbſt ſchon etwas empfangen hatte, weiß ich nicht; ſein Ausſehen aber war eher das eines Wegelagerers. Kaum hatte er geſehen, daß ich ihn bemerkt, als er mich um eine Gabe anſprach. Ich verſprach ſie ihm am Nachmittage in ſeine Wohnung, die er mir nannte, zu bringen. Der Deicharbeiter wohnte im ſchlechteſten Theile der Bergſtadt Klausthal. Jedoch war ich nicht wenig überraſcht, als ich ihn dort in einer höchſt freundlichen Bergmannsſtube fand, die von weiblicher Pflege nicht allein ſauber, ſondern auch in einer gewiſſen Zierlichkeit erhalten war. Der ordnende Geiſt dieſer Häuslichkeit ſaß an dem mit Blumen beſetzten Fenſter in Geſtalt eines blaſſen Mädchens von feinen und ſchönen Geſichtszügen, welche ich ihrem Alter nach für die Tochter des Deicharbeiters halten mußte. Auf einem Sopha lag ein Pochknabe von etwa zwölf Jahren und ſchlief feſt nach der ſauern Bergmannsarbeit, welche mit dem Dienſt in den Pochwerken beginnt. Nach der Arbeit hatte er ſich, wie die Bergleute zu thun pflegen, reinlich und ſauber gekleidet und beſonders eine ſtattliche Tuchhoſe angelegt, die offenbar der Stolz des ſchlafenden Knaben war. Ueber ihm und dem Sopha hängt die trauliche Zitter, welche in einer Bergmannsſtube zu Klausthal nicht fehlen darf. Gegen dieſes ganze Bild einer bei aller Beſchränkung doch anziehenden Häuslichkeit ſtach der alte Deicharbeiter ſehr ab, der in ſeinem ſchmuzigen Anzuge den Platz hinter dem Ofen einnahm. Das bleiche ſchöne Mädchen ſelbſt ſagte mir bald, daß dieſer nicht ihr Vater ſei, ſondern nur bei ihrer Mutter, die nicht daheim war und der das Häuschen gehörte, in der Stube zur Miethe wohne. Als der ſtumpfſinnige Alte hörte, daß von ihm geſprochen wurde, begann er ſelbſt, mich von ſich zu unterhalten. Er klagte mir, daß er es mit dem Heirathen und mit den Weibern „wegen dem Napolium“ verpaßt habe. Zur Zeit, wo der Oberharz zum Königreich Weſtfalen gehörte, habe er „bei dem Napolium“ und dem unſaubern König Hieronymus, für welchen er noch jetzt ſchwärmt, das Kochen, Waſchen und Nähen gelernt. Darum habe er geglaubt, es gehe in der Welt ohne die Weiber. Weil er nun groß und ſtark geweſen, ſo habe er ſich, als der „Napolium“ und der Hieronymus elendiglich zugrunde gegangen wären, hochmüthig, da er der

Weiber nicht zu bedürfen geglaubt habe, als Knecht vermiethet. Aber er habe sich doch verrechnet, denn er habe „bei dem Napolium" das Stricken nicht gelernt gehabt. Da habe er müssen oft barfuß gehen und dadurch sei er, der früher so stattlich einhergegangen und auf die Weiber so tief herabgesehen, zuerst heruntergekommen. Nun aber sei es zum Heirathen zu spät gewesen. Denn die Frauen kämen den Junggesellen entgegen wie ein Zug Vögel: wenn einer nicht zu rechter Zeit auf der Lauer stände und ihnen rothe Beeren hinstreue, so höre er wol noch, wie sie „plustern und plustern", aber er bekomme keine.

Obgleich das bleiche junge Mädchen diese Betrachtungen aus dem Munde des Alten gewiß schon oft hatte hören müssen, so lachte es doch laut auf. Dann sagte sie mir halblaut, sodaß der Alte es fast verstehen mußte, wie sie schon oft aus ihrer Wirthschaft etwas vermißt hätten, was ohne Zweifel der Alte genommen und in seinem Koffer versteckt habe.

Noch andere Bekanntschaften machte ich an jenem Nachmittage in dieser Stube, doch war keine wohlthuend. Eine Freundin der Tochter des Hauses kam, gleich ihr eine Bergmannstochter, die einst schon im Alter von 15 Jahren so üppig erblüht war, daß ein junger Offizier aus Goslar sie zur Winterzeit im Schlitten von Klausthal abholte und mit hellem Schellengeläut über die hohen schneebedeckten Berge nach der alten Kaiserstadt entführte. Dem Uebermuth aber folgte in diesem Falle das Weh unmittelbar nach und zu Fuß mußte sie durch den tiefen Schnee von Goslar nach Klausthal heimkehren. Als sie 20 Jahre alt war, fand sich ein ehrlicher Bursche, der sich mit ihr verlobte. Aber ein fremder, junger Herr, der zu einer bergmännischen Revision oft mit nach Klausthal kam, nistete sich in dem Herzen der Braut ein und veranlaßte sie endlich selbst, ihrem wackern Verlobten den Laufpaß zu ertheilen. Der fremde Herr gab ihr einen goldenen Ring, den er zurückerhielt, als er sich mit einem reichen Mädchen verheirathete. Nicht lange danach ging die Bergmannstochter im ganzen Hause herum und suchte etwas und wußte doch nicht was. „Dir fehlt der goldene Ring", sagte ihr Bruder, der dazu kam. Das treue Bruderherz schenkte ihr später einen silbernen Ring statt des goldenen.

Weiter will ich die Bekanntschaften, die ich an diesem ersten Tage in jenem Bergmannshause machte und wo ich mehr als mir lieb war vom lebendigen Menschendasein erfuhr, da ich doch nur nach Geistern zu forschen gekommen war, nicht enthüllen. Eine Einladung zu einer Gevatterschaft, mit der es jedoch nur auf eine Gabe abgesehen war, kam mir einige Wochen darauf ebendaher. Und als vor einigen Tagen eine Schar von oberharzischen Auswanderern zur Abreise versammelt war, fand ich meinen kaum eine Woche alten Pathen schon mit großen

lachenden Augen mitten dazwiſchen. Möge dieſes Kind in der Neuen Welt nicht in die Thorheiten verfallen, welche ſeine Aeltern aus der Alten vertrieben haben, und möge es in Auſtralien lieblich emporblühen wie eine Sage von der fernen deutſchen Heimat!

Nicht allein in die Verhältniſſe der Menſchen, auch in die der Thierwelt habe ich ſeit meinem Hierſein einen Blick gethan. Wir hatten Thierſchau zu Klausthal. Das beſte Rindvieh vom ganzen Oberharze war auf dem langen Platze aufgeſtellt, wo vor Klausthal der Schützenhof, wie man hier das jährliche Schießen nennt, gehalten wird. An den hohen Bäumen, welche zu beiden Seiten den Schützenhof umgeben, waren ſie befeſtigt. Da wo einige Monate früher die Büchſen krachten, erſcholl jetzt laut das Gebrüll der Kühe; wo der Scheibengucker nach jedem guten Schuſſe ſeine ehrbaren Sprünge machte, hob ſich jetzt mühſam ein Stier; wo die ausgekleideten Moosmänner während des Schießens ſich tummelten, tummelten ſich jetzt die Rinder. Wo damals die Schönen mit ihren lachenden Roſenmündchen kokettirt hatten, wurde jetzt der kleine Mund der ſchönſten Kühe bewundert, denen er in den Augen der Kenner ebenſo ſehr zur Zierde gereicht als den Damen. Und zu alledem tönten jetzt die Kuhglocken, wo während des Schützenhofes die Muſikanten zum Tanze aufgeſpielt hatten. Auch hier wie bei dem Schießen wurden Preiſe vertheilt und die Preisrichter, worunter mein Wirth, der auch dem Orts- und Kirchenvorſtande von Zellerfeld angehört, gingen in ſtattliche Mäntel gehüllt prüfend von Baum zu Baum, von einem Stück Vieh zum andern.

Das gekrönte Vieh verdiente in der That unſere volle Befriedigung, zumal der Stier aus dem merkwürdigen Bergdorfe Lerbach. Als er die Schritte wieder nach der Bergſchlucht zulenkte, worin ſein Dorf liegt, ſah er, kraus bis auf den Rücken hin, wie ein Löwe in den numidiſchen Wäldern aus. „Har giet jetzt hem“ (Er geht jetzt heim), ſagte ein kleiner Pochknabe voller Bewunderung, als der Stier von Wildemann langſam und majeſtätiſch, wie ein König in ſeine Reſidenzſtadt zurückkehrt, ſeine Schritte wieder nach Wildemann zulenkte. Die ganze nebelige Gegend erſchien dunkel von braunen Kühen und von ſchwarzgekleideten Bergleuten, welche ſie heimtrieben. Der Preisochſe von Klausthal trabt ſeinen Kühen voran mit einem Kranze in die Stadt, hinter ihm her zunächſt ein Kalb, das den Schwanz wie eine Siegesfahne emporhob. Sogleich ſind die Straßen von Klausthal verödet, nachdem das von der Thierſchau hervorgerufene Gewühl ſich verlaufen hat. Ich ſehe nun nichts mehr als hier die behagliche Matrone, die eine Ziege die Treppe herunterführt und dort den großen Hirten, der eine Ziege frei vor ſich herlaufen läßt und ihr abwechſelnd nach beiden Seiten hin den Weg vertritt, damit ſie nicht nach rechts oder links ab-

biegen kann, sondern in gerader Richtung über den Markt fortgehen mußte.

Diese Gruppen erscheinen mir hier gleichsam als ein Nachspiel der majestätischen Thierschau. Wie viel Behagen im Anblick dieser Thiere! Aber das Behagen glücklicher Menschen geht doch noch weit darüber, man braucht nur jenes Haus mit dem Rasenplatze und der hohen Holzschicht für den Winter, die es fast überragt, zu betrachten. In der Stube sehe ich durchs Fenster die Tabackspfeifen an der Wand hängen. Ein grünes Blumenbret vor dem Fenster faßt Myrten und Blumen mit dem feurigsten Blumenroth, wie es nur der Oberharzer in seinen Töpfen zu erzeugen versteht. Schwarze Schindeln bedecken das ganze Haus von der Dachspitze bis zu seinem Fuße und geben ihm das Aussehen eines Priesters im Talar. Im Fenster liegt ein glücklicher Mann und eine glückliche Frau. Mir ist als läse ich von der Hand eines Engels über diesem Hause geschrieben: Assecurirt.

Diese Worte glaubte ich neulich auch an einer Windmühle zu lesen, wo die Mühlknappen sich nach ihrer Art gar behaglich eingerichtet hatten. Sie liegt auf der sogenannten Bremerhöhe*), ein kleinwenig zur Seite gerade zwischen Zellerfeld und Klausthal, dicht hinter der gemeinsamen Post der beiden Städte. Die große schwere Mühle ragt mit mattem Flügelschlage über beide Städte empor, wird weithin gesehen und fällt auf Bildern von Klausthal mehr als eine andere Einzelheit in die Augen. Wer zur schönen Frühlingszeit von dem obern Ende der langhin sich dehnenden Stadt Klausthal nach Zellerfeld geht, schlägt gewiß den blumigen Weg über die ringsum mit herrlichen Wiesen bedeckte Bremerhöhe ein. Von der Mühle aus aber, die in diesem Wiesenparadiese liegt, überschaut der glückliche Mühlknappe, wenn er wie ein König auf seinem „Bocke" hoch oben vor der Mühle thront, nicht blos die beiden Städte, sondern auch fast die ganze Hochebene des Oberharzes mit ihren dunkeln Tannenwaldungen und ihren weiten Wiesenflächen, aus deren Mitte bald eine Hütte mit den sie umgebenden schwarzglänzenden Schlacken, bald die für den Bergbau des Oberharzes unentbehrlichen Teiche daherschimmern. Steigt man die Treppe zur Mühle hinan, so findet man in ihr mitten in dieser schmucken Landschaft ein schmuckes Stübchen, wo die bunten Bilder, die an die Wand geklebt und meist mit Verschen versehen sind, sich stattlich ausnehmen. Einige der Bilder stellen echt volksthümliche Schwänke dar, andere zei-

*) Von ihr und von der Mühle selbst findet sich eine Sage: „Die Bremerhöhe", unter den klausthaler Sagen der 1854 in Druck erschienenen „Harzsagen", die sich fast ausschließlich mit dem Oberharze beschäftigen und an welche sich die 1855 erschienenen „Unterharzischen Sagen" unmittelbar anreihen.

gen nur ein überſtrömendes, wenn auch weniger volksthümliches Behagen. Da ſehen wir ein Roß, dem ein Schuſter das Leder vom lebendigen Leibe ſtiehlt, während auch die Geſellen mit ihrem Pechdraht gleich zur Hand ſind. Ich wiſche den Mühlſtaub ab, der ſich fingerdick auf das Bild gelagert hat, und leſe:

Wir Schuſter müſſen jetzt ſpeculiren
Will's drum mit dieſem Gaul hier riskiren,
Ich ſchneid' ihm vom Leibe die Schäfte heraus,
Die Geſellen hier nähen die Stiefel daraus.
Mein Breitgeſelle dahinter ſteht
Und flink und behende den Pechdraht dreht,
Brauch' nicht mehr beim Lederhändler zu borgen,
Trink' Kümmel und Weißbier fortan ohne Sorgen.

Bei meinem Verkehr mit den Bergleuten habe ich geſchriebene Bücher in die Hände bekommen, in denen junge Leute eine eigene Art mehr moderner als volksthümlicher Trinkſprüche verzeichnen. Die jungen Bergleute dichten dergleichen, wie ſie mich verſichert haben, Abends wenn ſie in Geſellſchaft ſind. Jedoch mag Einiges auch aus der Literatur entlehnt werden und einige allgemeiner bekannte Volksſprüche ſind mit Recht unter dieſe norddeutſchen Schnadahüpfl mit aufgenommen. Von dieſer letztern Art iſt folgendes:

Trinke Wein und erwirb's,
Trinke Waſſer und verdirb;
Beſſer Wein getrunken und erworben
Als Waſſer getrunken und verdorben.

Ein anderer Trinkſpruch lautet:

Ein Kegel der nicht ſteht,
Ein Zeiger der nicht geht,
Ein Mädchen das nicht lacht
Sind alle Drei veracht!

Ein anderer heißt:

Wir theilen, werther Schatz, dies volle Glas mit Wein,
Und dann ſoll unſer Herz gleichfalls getheilet ſein.

Ein anderer heißt:

Spann' aus dein Arm und ſchließ' mich ein!
Mein Herz iſt lauter wie der Wein.

Noch ein anderer lautet:

Jüngling, Mädchen und der Wein
Müſſen ſtets beiſammen ſein,
Denn ein Jüngling ohne Wein
Und ein Mädchen ganz allein
Müſſen trotzige Dinge ſein.

Und noch einer:

Wer Aepfel ſchält und ſie nicht ißt,
Bei Jungfern ſitzt und ſie nicht küßt,

Und sitzt bei Wein und schenkt nicht ein,
Das muß ein fauler Esel sein.

Diese modernen Harzverslein sind zwar ganz artig: doch lassen sie wenig von dem oberharzischen Bergmannscharakter ahnen, der, eckig und tief gemüthlich zugleich wie er ist, bis vor kurzem wenigstens selbst in den höchsten Schichten des Bergmannsstandes noch so scharf ausgeprägt war. Noch ist jener vornehme Bergbeamte unvergessen, der die Regeln der Interpunction in den Satz zusammenfaßte: dem Bergmeister mache ich in jedem amtlichen Schreiben zwei Kommata, dem Bergamte eins, den Steigern aber gar keins. Als er sich hatte in den Ruhestand versetzen lassen, machte er geltend, daß er misbräuchlich von dem für den Bergbau angeschafften Theer immer sein Theil für den eigenen Bedarf geliefert erhalten hatte und beanspruchte als Pensionär noch immer seinen Theer. Dieser alte Herr spielte zuweilen allein Whist und jedesmal fluchte er dann furchtbar dabei. Natürlich versagte er sich das Fluchen beim Kartenspiel auch dann nicht, wenn er, der ein ansehnliches Haus machte, eine Gesellschaft gab. Bei solcher Gelegenheit bedrohte er einst ohne allen Grund auf das furchtbarste einen Gast, von dem ihm gesagt worden war, daß er sich gelegentlich zum Spion aufwerfe und von dem er nun glaubte, daß der gefährliche Gast wol gar im Stande sei, ihn wegen der ungestempelten Karten anzuklagen, die er herumgab. Wenn er Dergleichen im Schilde führe, das stellte er ihm in gewisse Aussicht, so werde er ihn niemals wieder zu einer Mahlzeit einladen. Bis auf solche kleine Schwächen war der alte Herr ein ganz vortrefflicher Mann, ein Hort des alten, gleichsam zunftmäßig vererbten, rein erfahrungsmäßigen Bergbetriebs, bei dem jeder Beamte sich als ein kleiner Fürst fühlte. Mit dem Erlöschen jener alten Bergpraxis sind allerdings auch die früher durch das Herkommen zu Rechten gewordenen Misbräuche größtentheils verschwunden. Wo sie sich noch finden, ist es unter den niedrigern Schichten des Bergmannsstandes, und hier werden sie leicht entdeckt. Ein solcher niederer Bergbeamter war Halfeld, welcher in meisterhaften mundartlichen Gedichten, denen ich in ihrer Art kaum die Hebel'schen vorziehen kann, das häusliche Leben der Bergleute und Vogelsteller des Oberharzes beschreibt. Nachdem er sich an einer Kasse vergriffen hatte, wurde er seiner Gedichte wegen begnadigt und erhielt die Erlaubniß zur Auswanderung nach der Neuen Welt, wo er sich beim Bergbau noch zu einer ungleich bedeutendern Stellung emporgeschwungen haben soll, als er sie in der Landschaft einnahm, in deren Kleinleben er sich so tief gemüthlich eingelebt hatte. Vor einigen Wochen sprach mich an einem öffentlichen Orte ein Schichtmeister an, um mir einige Sagen mitzutheilen, die er aus dem Munde des Volks vernommen hatte. Wenige Tage darauf hörte ich, daß es ihm gelungen sei,

sich auf den Weg nach Amerika zu retten, weil ein Unterschleif, den er gemacht hatte, so gut als entdeckt war. Der Luxus seiner Frau hatte den gutmüthigen, fast sentimentalen Mann verleitet. Wenige Tage früher, als das Unglück über ihn hereingebrochen, war er mitten in der Nacht aufgestanden und hatte sich ein Zeichen gesetzt, woran er erkennen wollte, ob Gottes Gnade ihn nochmals aus der Nacht seiner Verhältnisse erretten oder ihn darin umkommen lassen wolle. Wenn er ein Licht sähe ringsum, so sollte das auch für sein Leben ein gutes Vorzeichen sein. Lange starrte er in die Nacht hinaus und Alles blieb dunkel. Endlich, endlich — pink, pink! — schlug in einer kleinen hölzernen Hütte ein Bergmann langsam Feuer an und setzte sein Grubenlicht in Brand, um dem Schachte zuzuwandern und einzufahren. Nicht mehr Glück bedeutete dies Lämpchen wol dem unglücklichen Schichtmeister als das Gelingen der schimpflichen Flucht in eine ferne unbekannte Welt, hinweg von der trauten Vaterlandserde mit all ihrem edlen Erz und Gestein. Er verfolgte es erst mit den Augen, dann mit den Gedanken bis zu der Grube, wo es wieder versank. Hatte dem Elenden das Grubenlicht wol nicht schon zuviel verheißen?

Auf andere Weise war ich genöthigt, die Bekanntschaft eines abgesetzten Schichtmeisters zu machen, der mehr wegen des Trotzes entlassen war, den er zeigte, da ihm eine geringere Unzuverlässigkeit nachgewiesen werden konnte, als wegen dieser Unredlichkeit selbst. Der Graukopf unterhält mich von nichts lieber wie von dem Aufwande, den er in seiner untergeordneten Stellung (nach der Eintheilung der Bergbeamten in „Herren vom Leder" und in „Herren von der Feder" gehörte er sogar nur zu den Federfüchsen) gemacht hat und erinnert sich mit Wollust an die Zeiten, wo noch Frau und Töchter in seinem Hause sprangen, wenn er den Klingelzug rührte. Man sagt ihm nach, daß er einst in der üppigen und hier jeden Unfug begünstigenden westfälischen Zeit mit zwei Genossen einer Seiltänzerin nach dem benachbarten Lautenthal nachgezogen sei und dort selbst aus Uebermuth auf öffentlichem Markte auf dem Seile getanzt habe, aber heruntergefallen sei. Gegenwärtig lebt er als Greis von seiner Familie getrennt. Seine Tochter, die ihn pflegte, hat er geschlagen, sie verließ ihn und nun ist er so vereinsamt, daß er sich nicht entschließen kann, einen ihm fortwährend in seine Wohnung zulaufenden Hund eines ziemlich angesehenen Mannes wie dieser verlangt gleichfalls zu schlagen, damit er zu seinem Herrn zurückkehrte; unter fortwährendem Zank mit dem wahren Besitzer behält und verpflegt er das fremde Thier als einzigen Gesellschafter in seinem Unglück.

Auch auf Ausflügen in die Umgegend wurden bereits mancherlei Bekanntschaften gemacht. So in dem äußersten Hause des Bergdorfes Buntenbock, vor dem nicht umsonst, freundlich einladend, eine Quitscher

mit ihren rothen, herbstlichen Vogelbeeren stand. Ein sauber gekleideter Frachtfuhrmann, deren es sehr viele gibt und den die Gicht so an den Lehnstuhl fesselte, daß er nur zuweilen noch wie ein Vogel durchs Zimmer hüpfen konnte, winkte den Vorübergehenden, der ein Gespräch durchs Fenster anknüpfen wollte, in die Stube hinein und begann, da er Alterthümliches und Sagen nicht wußte, alsbald aus seinem Leben zu erzählen. Besonders anziehend war mir, wie er zuweilen das Weihnachtsfest auf seinen Reisen festlich beging. Die biderbe Wirthin in einem Fuhrmannsgasthofe ging nämlich alsdann mit allen Frachtfuhrleuten, die sich gerade bei ihr befanden, in die Christmette, danach theilte sie Haselnüsse an sie aus. In ihrem Gasthause um die Weihnachtszeit war mein Fuhrmann erkrankt und der Fuhrherr, einer seiner nächsten Anverwandten, schickte dem kranken Manne zuletzt ein Reitpferd, damit er heimreiten könne. Das war seine letzte Reise auf der Welt und der schwere Lehnstuhl am Ofen ist jetzt der einzige Wagen und das einzige Pferd, das er noch kennt.

Auf einem Gange durch die Tannenwälder nach der Bergstadt Altenau kam aus einer Grube, die unweit Klausthal und Zellerfeld am Wege liegt, ein Bergmann hinter mir her, der nach Altenau heimkehrte, wo er gleich vielen der auf den klausthaler Gruben arbeitenden Bergleute zuhause ist. Er erzählte einige schöne Märchen, doch kam auch er, wie es zu geschehen pflegt, von der Poesie bald auf die Wirklichkeit, von den Geistern auf die Menschen und von fremdem Geschick bald auf das eigene zu reden. Mein Altenauer war noch nicht lange verheirathet und stellte nicht ganz gemeine Betrachtungen über den Ehestand an, die sich in ihrer sinnigern Weise mit der Lebensauffassung jenes Hagestolzes, der bei dem „Napolium“ und bei den Westfälingern Alles, nur nicht das Strumpfstricken erlernt hatte, wohl ergänzen konnten. „Wer von Fremden“, so sprach der Altenauer, „für seinen Bedarf Sorge tragen läßt, muß Alles bezahlen und für jeden Gang sogleich die Hand silbern. Die Frau aber thut Alles umsonst für den Mann, und wenn er nach saurer Arbeit müde Füße hat, steigt sie umsonst für ihn den steilsten Berg hinab. Das macht die Natur. Wer jedoch soviel hat, daß er leben kann, wenn er krank wird und wenn er dann stirbt, noch für den Wärter etwas zurücklassen, lebt ledig am angenehmsten.“ Mit diesem allzu soliden Schlusse stimmte mein Bergmann also dem Apostel bei, welcher sagt: Wer ein Weib nimmt thut wohl, wer keins nimmt thut besser.

Unter den Bekanntschaften im Volke, die ich an meinem Wohnorte selbst gemacht habe, steht die Frau C. obenan. Auch sie ist durch die Gicht an ihr warmes Stübchen gefesselt. Um das Sopha herum, auf dem sie sich meist in einer bequemen Kleidung ausstreckt, sitzen fast vom frühen Morgen bis auf den späten Abend die Tochter der Frau C., ein

16jähriges Mädchen mit ſchönen dunkeln Augen und kohlſchwarzen Haaren; ein ſteinalter aber ſehr redſeliger Bergmann, dem es bei der Frau C. beſſer als in ſeiner Wohnung bei ſeinem Schwiegerſohn, einem mürriſchen Schuhmacher, gefällt und der trotz ſeines hohen Alters und ihrer Gicht vom Morgen früh bis Abends ſpät mit der Frau C. ſcherzt und lacht; ſowie auf einer Fußbank vor dem Sopha die vierjährige Nichte der Frau C., deren Unarten ihr Veranlaſſung zu geben pflegen, moraliſche Betrachtungen über den Lebenswandel ihrer verſtorbenen Schweſter anzuſtellen. Dieſe war ein ſtattliches und ſchönes Mädchen und lockte einen wohlhabenden Bauernſohn aus der Ebene an ſich, die mit ihren lachenden Kornfeldern das Gebirge umgibt. Als die Kleine geboren war, die jetzt auf der Fußbank am Sopha zu ſitzen pflegt, bot ihr die Mutter des jungen Bauern unter ihrem Dache ein Obdach, wol in der Abſicht ſie zu prüfen, ob ſie es werth ſei, ihre Vollerbin und Nachfolgerin in dem ſtattlichen Bauernhauſe zu werden. Aber zum Unglück zeigte ſich das Mädchen aus der Bergſtadt als unverträglich und nahm Zurechtweiſungen von der wohlmeinenden Bauerfrau mit frechem, widerſpänſtigem und unkindlichem Sinne auf. Als würde es ihr in dem Bauernhauſe zu wohl und als müſſe ſie durchaus ihre Hoffnungen und ihr Glück wieder verſcherzen, legte ſie einſt ihre ſtädtiſche Kleidung ab und den erborgten rothwollenen Rock eines Bauernmädchens an und ſchlich in der Dämmerung zum Pfarrer, um ſich bei ihm für eine Magd auszugeben und die Bäuerin bei ihm zu verklatſchen. Weil der Pfarrer ſich zu dieſer begab, um ihr einen tüchtigen Sermon zu halten, ſo wurde der Betrug leicht entdeckt. Die Fremde wurde aus dem behaglichen Bauernhauſe verwieſen und ſtarb bei der Frau C., von der ich dieſe Geſchichte mehr als einmal erzählen hörte.

Von der Stube der Frau C. aus ſah ich, wie der Hirt am Tage, wo der erſte Schnee fiel, auf der breiten aber allezeit öden Straße, an der das Haus liegt, durch den tiefen Schnee von Haus zu Haus ging und die Kuhglocken einſammelte. So wird nun Alles eingeſammelt, in die Scheuern geworfen und aufgeſpart, da der Winter kommt. Erſt fingen ſie zu Anfang des Herbſtes die Waldvöglein auf dem Vogelherde, die uns im Sommer ihre ſüßen Liedlein geſungen hatten. Nun ſammeln ſie gar, wie reife Beeren, die Kuhglöcklein ein, die uns im Sommer mit ihrem Geläut in den Tannenwaldungen erfreut haben und die in der großen Waldkapelle der Natur zum Geſange der Vögel ſtimmten wie Orgelton und Glockenklang zum Geſange der Menſchen. Sie werden aber im Winter nur ausgebeſſert, jeder ſchrille Ton, den eine Glocke im Walde angenommen hat, wird geläutert und die Harmonie zwiſchen den einzelnen Glocken wiederhergeſtellt. Die Vöglein aber, die der Vogelſteller nicht weggefangen hat, ziehen miteinander in ferne Lande und

Digitized by Google

erliegen zum Theil den Anstrengungen der Reise, oder sie bleiben daheim in ihren Wäldern und die kranken und schwachen unter ihnen erliegen dem Sturm, und Schnee und Regen und Hinsterben im Walde läutert die Vögelschar. Und wenn dann im Frühling draußen im Walde Alles sein Liedlein zu Ehren des Schöpfers wieder anstimmt, dann ist Alles, Alles reiner gestimmt als es war, da es im Herbste auseinanderging, gerade wie auch das Gras im Frühling frischer und grüner ist als später das Grummet. Für jetzt ist jedes Liedlein in der Natur verstummt. Doch nein! Der Postillon, der mit vier Pferden langsam Schritt vor Schritt unter meinem Fenster vorbei den Berg hinauffährt nach der steilen Höhe zu, die sich zwischen Zellerfeld und Goslar aufthürmt, bläst die lustigsten Weisen, gleich als wollte er den Winter begrüßen und die schweren Flocken, die um ihn herfliegen und rasch die großen Kastanienblätter vertilgen und überdecken, die sich bisher, durch den Wind um die Kanten unsers Hauses getrieben, um dasselbe gelagert hatten.

Bergdorf Lerbach, November 1851.

Wenn ich von Zellerfeld aus Ausflüge zum Sagensammeln in die Umgegend machte, so wurde am wenigsten auch der Ort vergessen, dessen Name über meinem heutigen Tagebuchblatte steht und in dem ich jetzt wohne. Von Zellerfeld und Klausthal führt die göttinger Heerstraße in die tiefe Bergschlucht hinein, in der es lang sich hinzieht. Die nährenden Kühe, deren Eigenthümer Wald- und Hüttenarbeit und Eisensteinbergbau treiben, müssen mühsam über dem Dorfe vor dem Waldrande klettern, der, als ich zuerst nur besuchsweise nach Lerbach kam, schon ganz herbstlich gefärbt war. Blickt man auf der gewundenen Heerstraße von oben nach dem Dorfe zu hinab, so ist es, als ob der herrliche Buchenwald uns eine unendliche Hoheit und Majestät entgegentrüge und als sehe man über seinen Spitzen eine ungeheure Pracht aus dem Thale den Berg hinaufwallen. Hier oben auf der Heerstraße war es, wo ich, mit Art und Wesen des Volks noch nicht so bekannt als jetzt, bei meinem ersten Hiersein einen Wegearbeiter, der unter den prächtigen Buchen beschäftigt war, fragte, ob es hier Sagen gäbe. Er antwortete: „Sagen gibt es wol. Sie hängen im Querkruge an der Wand.“ Wie leicht zu merken war, hatte der Alte gemeint, daß ich Sägen kaufen wollte. Indessen da ich ohnehin mich erfrischen mußte, so fragte ich in dem Querkruge nach, der eigentlich der Gasthof zum „Glückauf!“ heißt, aber weit und breit nur unter dem Namen „Querkrug“ bekannt ist, weil er sich quer vor die Heerstraße drängt mit einem breiten, von Futterkrippen besetzten Platze. Auf diesem Platze steht in der Regel der auf dem ganzen Oberharze wohlbekannte Querkrüger, ein früherer Köhlermeister, und es ist leicht begreiflich, daß ihm und seinem Gasthause nicht

leicht auszuweichen ist, zumal da er es an Spott für die Fuhrleute nicht fehlen läßt, deren Pferde eigenmächtig sich vor die tragbaren Futterkrippen auf dem Platz vor dem Hause drängen und nur mit der Peitsche weitergetrieben werden können. Auch ich bin diesem Hause nicht ausgewichen und habe jetzt in seinem Oberstocke meine Wohnung aufgeschlagen: denn ich fand Sagen hier vollauf, nicht allein die blanken „Sagen", die in der Wirthsstube an der Wand hängen, sondern auch solche, die mir das Volk von allen Seiten getragen bringt. Denn der Querkrug ist wie ein Bienenkorb, Jeder bringt dahin was er kann und hat, nicht allein aus dem Dorfe, sondern auch aus der Fremde. Der Verkehr in jeder Hinsicht, auch für mich, ist hier leicht und rasch, weil Jeder hier sich zu Hause fühlt und Jeder im Querkruge gern aus- und eingeht.

Es war an dem Nachmittag eines rechten Schneetags, als der beste Erzähler des Dorfs, den ich gleich beim ersten Hiersein unterwegs (er ist gleichfalls ein Wegearbeiter) getroffen hatte und der sich um des geringen Verdienstes willen sogleich zu meinem Factotum für die Zeit des lerbacher Aufenthalts angeboten hatte, mich in Begleitung seines 12jährigen Sohnes mit einem Handschlitten abholte, der mein mitgebrachtes Gepäck nach Lerbach bringen sollte. So durchzogen wir mit dem Schlitten die lange Stadt Zellerfeld. Noch hatten wir die Stadt nicht lange im Rücken, als es dunkel wurde. Doch kam auch der Mond bald über dem dunkeln Tannenwäldchen und dem Prinzenteich hervor und beleuchtete meinen Märchenerzähler, seinen Knaben, den Schlitten mit meiner Reisetasche und dem sonstigen Gepäck, und mich, der ich nachdenklich dahinter herging. Die Reisetasche hatte mir meine gute Mutter wenige Monate vor ihrem Tode auf einem stillen norddeutschen Pfarrhofe gestickt. Ihre Augen waren dabei vom Weinen fast erblindet: denn sie wußte ihren Sohn in Wien und hörte aus den Zeitungen, wie diese Stadt, in der er sich befand, von Truppen umzogen, belagert und beschossen wurde. Alle mütterliche Liebe egte sie in die kunstvolle Stickerei; die Wandertasche für ihren Sohn blieb das schönste und kunstvollste Werk, was ihre Hand auf Erden zurückgelassen hat. Und wie wehmüthig und erheiternd zugleich sie in ihrer Trauer die Muster gewählt hat! Auf der einen Seite ein ehrwürdiger alter Harfner, an den ein blühendes junges Mädchen, wie es scheint seine Tochter, sich anschließt; auf der andern Seite ein schlichtes Landmädchen. Nach dem Tode der Mutter ward berichtet, wie sie in Gedanken während der Arbeit schon manchen Boten und Führer mit ihrer kunstvollen Stickerei auf dem Rücken über ihre heimatlichen Harzberge festen Schrittes dahinziehen sah. Wie hätte ich nicht auf jenem Gange hinter meinem Märchenerzähler und seinem Sohne her daran gedenken sollen? Mein ganzes Leben,

wie ich es bisher durchlebte, zog an mir vorüber. Iſt es auch recht und lohnt es auch wol der Mühe, fragte ich mich, daß du ſo der „Weisheit auf der Gaſſe“ nachziehſt? Weißt du auch wol die Herzen nicht nur aufzuſchließen, ſondern auch wahrhaft zu gewinnen, mit denen du verkehrſt? Wenn du in ihre Kreiſe eindringſt, thuſt du es als ein gedankenloſer Sammler, der kein Gaſtgeſchenk zurückläßt, oder gedenkſt du auch wo du kannſt an ihr Heil, ſteuerſt verderblichen Meinungen und räthſt zur Einfachheit und zur Treue? Sind die Gänge, die du, jetzt faſt ein Dreißiger, gehſt, auch wol deinem Volke nicht mehr ganz gleichgültig und denkſt du, o denkſt du auch wol immer „an des Vaterlands Größe, des Vaterlandes Glück“?

Hier wurde ich in meinen Betrachtungen unterbrochen: denn anſtatt die Heerſtraße weiter zu verfolgen, die in Schneckenwindungen nach dem Dorfe führt, bog mein Märchenerzähler mit dem Schlitten zur Seite ab auf einen Fußweg, der über Abgründen faſt ſenkrecht ins Thal führt. Ich machte Einwendungen gegen dieſen Weg, indem ich glaubte, mein Gepäck würde bei der Dunkelheit von dem Schlitten alsbald in eine unzugängliche Schlucht fliegen. Aber mein Märchenerzähler beruhigte mich, weil er mit ſeinem Knaben des Weges allzu gewohnt ſei. Am Wege flogen unheimlich ſchnarrend und kreiſchend in der Dunkelheit große Scharen von Harzvögeln aus den Tannenzweigen auf, die uns dann mit Schnee überſchütteten. Wie wir aus dem Dickicht heraustraten, glänzten in langer, wegen der Windungen des Thales unabſehbarer Reihe die Lichter des Bergdorfs. Zauberiſcher war mir niemals der Anblick von Leipzig vorgekommen, wenn man ihm des Abends auf der Eiſenbahn naht und zuerſt ſeine Lichter von der Seite glänzen ſieht und zauberiſcher niemals die Kaiſerſtadt, wenn man auf ſein erleuchtetes Glacis tritt. So zog ich mit meinem Märchenerzähler zur Abendzeit unter die Köhler des funkelnden Bergdorfes ein. O Märchen meines Lebens!

Gedichte.

I. Zwei Gedichte.

Von

J. M. Hutterus.

1. Karl V. auf Corsica.

Von dem Land' der Barbaresken
Karl der Fünfte kommt gezogen,
Wild um seines Schiffes Kiel
Bäumen sich die Meereswogen.

Und wo um den Golf von Monza
Rings die weißen Felsen ragen,
An die Küste Corsicas
Sieht der Kaiser sich verschlagen.

Seltsam Eiland! — Zu erkunden
Seines Volkes Art und Sitte,
Lenkt zusammt den Reisigen
Er landeinwärts seine Schritte.

Aus Oliven-, Myrtenhainen
Tritt sein Fuß auf grüne Matten,
Und die Fächerpalme kühlt
Ihm die Stirn mit ihrem Schatten.

Von besonnten Berggeländen
Golden lacht die Purpurtraube
Und der Kaiser setzt zur Rast
Sich in eine Rebenlaube.

Silvio, des Berges Eigner,
Weilet dort zur selben Stunde,
Und wie von dem hohen Gast
Ihm zu Ohren kommt die Kunde,

Naht in Ehrfurcht er dem Kaiser:
„Herr, gewährt mir eine Gnade!"
„„Und die wäre?"" „Daß Ihr folgt,
Wenn ich Euch zu Gaste lade."

Spricht der Kaiser: „„Gerne mag ich
Deine Bitte dir gewähren,
So du treulich mir gelobest,
Mein Incognito zu ehren.""

Und der Corse stumm verneigt sich,
Doch, wie sich der Kaiser wendet,
Er gen Bonifacio
Heimlich einen Boten sendet.

Drauf, als sich mit Wein und Früchten
Männiglich gelabt aufs beste,
Zieh'n im heißen Mittagsstrahl
Langsam sie des Wegs zur Veste.

Jetzo nahen sie den Thoren —
Von den Wällen, hei! wie flaggt es!
Dampfeswolken wallen auf,
Und aus hundert Schlünden kracht es.

Und des Kaisers dunkle Brauen
Ziehen zürnend sich zusammen,
Und in seinen Augen loht,
Loht es wie von Blut und Flammen.

Und der Corse senkt erbleichend
Vor des Kaisers Zorn die Lider,
Doch noch kurzer Weile kehrt
Ihm der Muth der Rede wieder.

„Herr, Ihr wähnet, auf Commando
Donn're es von Wall und Thoren —
Jenen Mörsern aber, wißt,
Ist es einmal angeboren,

„Daß, wenn solch ein Held und Kaiser
Unſ'rer Veste naht in Gnaden,
Daß zum Salve allzumal
Sie von selber sich entladen."

Und der Kaiser huldvoll lächelt:
„„Traun! der Schwank mag mir gefallen.""
Und „Evviva Carlo!" tönt's,
Daß die Felsen widerhallen.

2. Das Gericht iſt des Herrn.

Des Küſters Tochter zu Glienick
Die hatte gar tiefes Leid,
Der Liebſte, den ſie geliebet,
Der hatt' eine And're gefreit.

Drei Tage und drei Nächte
Hat ſie getragen ihr Weh,
Am vierten in der Frühe
Fand man ſie todt im See.

Sie ging, eh' ſie gerufen,
O ſchmachvoll ſündig Thun!
Nicht in geweihter Erde
Darf ihre Hülle ruh'n.

Fern von den Grabesſtätten,
Hart an des Friedhofs Saum,
Steht mit verdorrten Aeſten
Ein alter Weidenbaum.

Wer weiß, ſeit wieviel Lenzen
Er alſo mochte ſteh'n,
Ob Einer wol im Dorfe,
Ihn grünen noch geſeh'n!

Zu ſeinen Füßen nächtens
Senkt ihren Leib man ein,
Ein flacher Hügel decket
Ihr ſchlummerndes Gebein.

Das war im Herbſt, ſchon färbte
Das Laub der Wälder ſich,
Und über öde Fluren
Ein kalter Nebel ſtrich.

Der Winter kam, es ſtarrten
Von Eiſe Fluß und See,
Und Spatz und Krähe ſcharrten
Ihr Futter aus dem Schnee.

Zu Glienick auf dem Friedhof
Was geht da Wunders vor,
Daß Jung und Alt ſich dränget
Wol um das dunkle Thor?

Ein Wunder traun! es pranget
Dort an des Friedhofs Saum
In friſchem Blätterſchmucke
Der alte Weidenbaum.

Und ſeiner Zweige reichſten,
Den ſenkt er tief hinab,
Daß er zu ſeinen Füßen
Bedecket ſchier das Grab.

„Gott nahm ſie auf in Gnaden,
So löſt auch Ihr den Bann!"
Der Pfarrer und der Schöffe
Die ſchau'n ſich fragend an.

Schon nähern ſich die Spaten,
Die harte Scholle weicht,
Empor ans Licht der Sonne
Der Sarg der Jungfrau ſteigt.

Es grüßet ihn die Menge
Mit Sang und mit Gebet,
Leis durch der Weide Wipfel
Wie Lenzeshauch es weht.

Und wo die Todtenhügel
Rings um das Kreuz ſich reih'n,
Da wird ein Grab gegraben,
Da ſenkt den Sarg man ein.

Der Pfarrer breitet ſegnend
Die Hände drüber aus,
Und ſchweigend kehrt die Menge,
Gedankenvoll nach Haus.

Der Winter war vorüber,
Doch an des Friedhofs Saum
Stand mit verdorrten Aeſten
Der alte Weidenbaum.

II. Der Ewige Jude.

Von

J. G. Fiſcher.

Vom Gürtel der Alpen ſchritt ich her,
Der Wand'rer ohne Ruh',
Und ſchaue über das weite Meer
Dem Treiben der Wellen zu.

Vor mir des Klippenfelſes Glut
Umraſt der Waſſer Streit,
Und hinter mir tobt des Aetna Wuth
In wilder Zerriſſenheit;

Seh' über mir die alte Pracht
Im Himmelsgeſtirn entbrannt,
Hab' kundige Blicke in die Nacht
Des Abgrunds längſt geſandt.

Und was im Urwald ſchleichend geht,
Was durch die Wüſte brüllt
Und in den Palmen ſäuſelnd weht,
Es iſt mir unverhüllt.

Und was die Weiſen aller Zeit
Und was der Gottesſohn
Geſprochen in dem alten Streit,
Ich dacht' es Alles ſchon.

So ſuch' ich in Himmel, Erd' und Meer
Den Einen feſten Grund;
Doch immer daſſelbe Ungefähr
Im Alten und Neuen Bund.

Wie buhlt die Natur mit dir, die Dirn',
O Glaube, ſüßer Thor,
Lügt täglich mit verwirrter Stirn
Dir neue Wunder vor! —

Es lebt nur Ein erträglicher Sinn,
Nur Einer von Gewicht,
Und daß ich Zweifler es ſelber bin,
Das iſt mein Strafgericht;

Daß meine Kraft in ihr Geſetz
Herab den Himmel zieht,
Daß ſich verfängt in meinem Netz
Das ganze Weltgebiet!

Spann' deine Flügel weit und breit,
Du ewiger Weltkoloß:
Es lebt, der deine Ewigkeit
Schon längſt vorausgenoß.

Und ſchmiede mich an der Berge Wand:
Bin doch der freie Mann,
Der deinen Rieſenunverſtand
Allein erlöſen kann;

Der mit dem ſchöpf'riſchen Gehirn
Den göttlichen Aetherſtrahl,
Mit des Gedankens kühner Stirn
Das Feuer vom Himmel ſtahl!

Literatur und Kunst.

Zur Schiller-Literatur.

Als eine der interessantesten und werthvollsten Bereicherungen unserer Schiller-Literatur begrüßen wir die „Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer", die soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen sind. In dem glänzenden Kreise ausgezeichneter Frauen, der sich zur Zeit unserer classischen Dichter in Weimar und dessen Nähe versammelte, nahm Schiller's Gattin bisher nur eine ziemlich untergeordnete Stellung ein; man wußte nicht viel mehr von ihr, ja Manche, denen eine bürgerlich solide Ehe, wie Schiller sie geführt hatte, überhaupt als etwas Unpoetisches, um nicht zu sagen Spießbürgerliches erschien, wollten geradezu nicht mehr von ihr wissen, als daß sie ein stilles sanftes Gemüth, eine fleißige Hausfrau, eine zärtliche Mutter, mit einem Worte ein rechtschaffenes Weib gewesen, das die Pflichten des häuslichen Berufs mit Sorgfalt erfüllte und dem großen Dichter, an dessen Seite das Schicksal sie geführt hatte, in allen praktischen Beziehungen redlich beistand, ohne darum an seinem geistigen Leben einen besonders nahen Antheil zu haben oder auch nur zu begehren. Namentlich trug die glänzende Erscheinung ihrer Schwester Karoline, der spätern Frau von Wolzogen, dazu bei, Charlottens bescheidene Tugenden in den Schatten zu drängen. Gestützt auf die bekannten Mittheilungen aus dem Wolzogen'schen Nachlaß, glaubte man sich berechtigt, in der Erstern die wahre Geliebte Schiller's, die eigentliche ebenbürtige Genossin seines Geistes zu erkennen, während für Charlotte nur die unscheinbare Rolle einer wirthschaftlichen Martha übrigblieb. Zwar hätten Schiller's eigene sehr bestimmte Aeußerungen über die Befriedigung, welche seine Ehe ihm gewährte, schon hinreichen sollen, das Uebertriebene und Schiefe dieser Auffassung darzuthun, und auch die innige und ausdauernde Freundschaft, deren Charlotte von den Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts gewürdigt ward — wir wollen hier nur an eine so anerkannt geistvolle und bedeutende Frau erinnern wie Karoline von Dachröden, die Gemahlin Wilhelm von Humboldt's, mit der Charlotte seit ihren Mädchenjahren auf das innigste verbunden war —, hätte wol als Fingerzeig dienen sollen, das vorschnelle Urtheil zu berichtigen.

Durch die hier mitgetheilte Sammlung, welche den schon bekannten Briefen an Wilhelm von Wolzogen, an Fischenich, den Hausfreund des Schiller'schen Paares aus der jenaischen Epoche, und an Friedrich von Stein, den jüngsten Sohn von Goethe's berühmter Freundin, ergänzend zur Seite tritt, wird dasselbe aufs gründlichste widerlegt. Der Freund, an welchen die sehr zahlreichen Briefe (es sind ihrer im Ganzen über anderthalb Hundert) gerichtet sind, ist Ludwig von Knebel, der „Urfreund" Goethe's, wie der Herausgeber ihn nennt; die langjährige Zurückgezogenheit, in der er lebte, seine vielseitige Bildung, sein tiefer klarer Sinn, sowie das gemüthliche Behagen, das durch alle gelegentliche Verstimmungen und alle Selbstquälereien immer wieder bei ihm hindurchbrach, machten ihn besonders geeignet zum Vertrauten einer Frau, die ebenfalls auf irdisches Glück im gewöhnlichen Sinne verzichtet hatte und ihre Be-

friedigung nur noch in dem Wohle ihrer Kinder sowie in der unabläſſigen Ausbildung und Erweiterung ihres Geiſtes fand. Der bei weitem größere Theil des Briefwechſels fällt in die Zeit nach Schiller's Tod. Doch werden uns auch einige Briefe aus der Zeit vor der Verheirathung mit Schiller mitgetheilt; ſie zeigen die ungewöhnliche Verſtandesreife und den ernſten, überall nur auf das Höchſte gerichteten Charakter des jungen Mädchens, das ſchon damals, trotz der nahen Beziehungen, in welchen ihre Familie zum rudolſtädter Hofe ſtand, ſowie trotz des Eifers, mit dem ihre Mutter dieſe Beziehungen pflegte, über die gewöhnlichen Vorurtheile ihres Standes weit erhaben war und ernſte und gediegene Lectüre, Reiſebeſchreibungen, Geſchichte, ſelbſt Staatswiſſenſchaftliches, weit über die üblichen Vergnügungen ihres Alters ſetzte. Ein ſolcher ernſter, gediegener, in ſich ſelbſt beruhigter Geiſt mußte Schiller, bei dem die äſthetiſche Ausbildung Hand in Hand ging mit der ſittlichen Läuterung, denn freilich unwiderſtehlich anziehen, beſonders da er bei Charlotten mit der zarteſten Empfindung und der edelſten anmuthvollſten Weiblichkeit verbunden war. Aus der Zeit ihrer Verheirathung iſt nur ein einziger, überdies unerheblicher Brief aufbewahrt. Deſto reicher fließt die Quelle nach Schiller's Tode; als ob ſie in ihrer Verlaſſenheit eine Stütze ſuchte, ſich aufzurichten von dem entſetzlichen Verluſt, der ſie betroffen, klammert ſie ſich an den entfernten Freund und theilt ihm mit rührender Offenheit alle kleinen Vorfälle ihres geiſtigen und häuslichen Lebens mit. Große weltbewegende Gedanken oder auch nur ſogenannte glänzende Einfälle finden ſich in dieſen Briefen allerdings nicht: aber wenn der Einblick in ein klares, edles, den Gang der Ereigniſſe mit Theilnahme aber ohne Leidenſchaft verfolgendes weibliches Gemüth jederzeit etwas Erhebendes hat, um wieviel mehr muß dies hier der Fall ſein, wo ſich in dieſem ſtillen beſcheidenen Gemüth die ganze ſittliche Energie, die ganze geiſtige Hoheit des Mannes widerſpiegelt, der es einſt vollſtändig ausfüllte, deſſelben Mannes, in dem die Nation ihren Lieblingsdichter verehrt! Selbſt wo Charlotte ſtellenweiſe von dieſer Höhe herunterſinkt, wo ſie durch gewiſſe kleine weibliche Schwächen gleichſam ihrem Geſchlechte den Tribut abſtattet, ſind doch wenigſtens die Motive, die ſie dazu verleiten, von der Art, daß wir ihnen eine gewiſſe Anerkennung nicht verſagen dürfen. Wir denken dabei vornehmlich an die faſt an das Gehäſſige ſtreifende Abneigung, welche ſie in ihren Briefen gegen den Kanzler von Müller, den vertrauteſten Freund Goethe's aus ſeiner ſpätern Epoche, an den Tag legt. Ihm ſchrieb ſie es zu, daß ihre beiden Söhne die von ihr ſehnlich gewünſchte Anſtellung in weimariſchen Staatsdienſten trotz vielfacher Bemühungen nicht fanden. Gewiß war dieſer Verdacht ſehr unbegründet, wenigſtens widerſtrebt er völlig dem wohlwollenden und hülfsbereiten Charakter, den der Kanzler von Müller übrigens in den verſchiedenſten Beziehungen ſeines vielbeſchäftigten Lebens bewährt hat; allein wer will eine Mutter verdammen, daß ſie im Schmerz über geſcheiterte Hoffnungen das Maß der Gerechtigkeit nicht überall vollkommen innehält? Doch ward ihr noch das Glück zutheil, die Zukunft beider Söhne geſichert zu ſehen, wenn auch freilich nicht im Weimariſchen; der Aeltere, Karl, wurde Forſtmeiſter im Würtembergiſchen, wo er noch gegenwärtig lebt, während der Jüngere, Ernſt, geſtorben 1841, als preußiſcher Juſtizbeamter an den Rhein verſetzt ward. Zu Letzterm

siedelte die Mutter in den letzten Jahren ihres Lebens über. Eine Augenkrankheit, die sie mit völliger Blindheit bedrohte, wurde durch eine glückliche Operation beseitigt: aber gleich darauf traf sie ein Nervenschlag, der ihrem edlen, entsagungsreichen Leben ein Ende machte. Sie starb zu Bonn, in den Armen ihres Sohnes Ernst, am 9. Juli 1826, 21 Jahre nach dem Tode Schiller's.

Der Herausgeber hat der Sammlung eine kurze aber wohlgeschriebene und sachgemäße Einleitung vorausgeschickt, und auch den Briefen selbst sind, wo es noththat, kurze erläuternde Bemerkungen hinzugefügt. Daß er die Briefe möglichst vollständig wiedergegeben und auch solche Stellen nicht unterdrückt hat, welche, wie die schon erwähnten Angriffe gegen den Kanzler von Müller, ihren Ursprung nur in der persönlichen Befangenheit der Verfasserin haben, hat unsere vollste Billigung. Mit Ueberraschung dagegen haben wir aus der Einleitung entnommen (S. 23), daß es ihm überhaupt zur Zeit noch nicht vergönnt gewesen, die Briefe der Frau von Schiller vollständig mitzutheilen. Vielmehr liegt, wie wir an derselben Stelle erfahren, ein Theil derselben „wohlverschlossen an sicherm Orte und dürfte dessen Erlösung keineswegs in naher Aussicht stehen, nach den merkwürdigen Erfahrungen, die den Herausgeber bei dem Versuche, diesen Schatz zu heben, auf eine so traurige, manche vorzeitig gehegte schöne Hoffnung bitter niederschlagende Weise überrascht haben". Müssen denn Diejenigen, in deren Händen sich derartige Schätze befinden, erst daran erinnert werden, daß sie nur die zufälligen Verweser eines Besitzthums sind, an welchem der gesammten Nation die gegründetsten Ansprüche zustehen? Und welche Rücksichten kann es heutzutage, volle 30 Jahre nach dem Tode der Frau von Schiller, noch geben, welche die unverkürzte Veröffentlichung ihrer Briefe bedenklich machen? Die Fackel der geschichtlichen Wahrheit durchdringt endlich doch den dichtesten Schleier, der weimarische Hof aber aus den Zeiten Goethe's und Schiller's — und höfische Rücksichten können es doch nur sein, welche die Veröffentlichung hindern — hat ihr Licht, sollten wir meinen, am wenigsten zu fürchten. Möge die deutsche Nation sich denn mindestens Dasjenige, was ihr hier geboten wird, mit Liebe aneignen; es wird dies der sicherste Weg sein, auch jene Bedenken in das Nichts aufzulösen, dem sie entsprungen sind und uns das Bild unserer großen Dichter und ihrer Umgebung so vollständig und so von allen Seiten aufzudecken, wie es nach den vorhandenen Documenten nur immer möglich ist. R. P.

Staatswissenschaft.

Wäre der Deutsche in der Praxis des Staatslebens nur halb so glücklich, wie es die deutsche Wissenschaft in ihren theoretischen Untersuchungen über den Staat, seinen Ursprung und Zweck und die Bedingung staatlichen Daseins ist, in der That, die Stellung, welche unsere Nation unter den Völkern Europas einnimmt, müßte eine andere, für den Stolz des Patrioten minder empfindliche sein. Sogar im gegenwärtigen Augenblick, wo das politische Interesse, wenigstens soweit es sich auf uns selbst und unser eigenes Schicksals bezieht, bei uns so vollständig erloschen ist, hört die Wissenschaft nicht auf, das Gebiet des Staatslebens nach allen Seiten zu erforschen und neue Anregungen zu verbreiten. Ja von derselben Seite und aus dem

Kreiſe derſelben Männer, unter deren Händen das Fahrzeug unſerer Hoffnungen erſt unlängſt einen ſo beklagenswerthen Schiffbruch erlitten, geht uns ein Werk zu, das der deutſchen Wiſſenſchaft zur höchſten Ehre gereicht und dem Beſten und Gründlichſten, was die Gelehrten anderer politiſch glücklicherer Länder auf dieſem Gebiete geleiſtet haben, dreiſt an die Seite geſetzt werden darf. Das iſt „Die Geſchichte und Literatur der Staatswiſſenſchaft. In Monographieen dargeſtellt von Robert von Mohl“ (2 Bde., Erlangen, Enke). Auch Robert von Mohl hat ſich bekanntlich zu verſchiedenen Zeiten und auf verſchiedenen Schauplätzen, theils im Frankfurter Parlament, theils in den ſtändiſchen Verſammlungen ſeiner engern Heimat, als praktiſcher Staatsmann verſucht. Doch wird ſein Ruf wol nicht dabei verlieren, wenn wir dieſe praktiſchen Verſuche der Vergeſſenheit übergeben und uns nur an ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen halten. Unter ihnen nimmt das vorliegende Werk nach Inhalt wie Umfang eine höchſt bedeutende Stelle ein; es iſt das Reſultat langjähriger, ausgedehnter Studien und einer Literaturkenntniß, wie ſie ſelbſt in Deutſchland, dieſem eigentlichen Lande der Bücher, nicht häufig gefunden wird. Dieſe Kenntniß iſt aber um ſo ſchätzbarer, als ſie nirgends eine blos äußerliche bleibt; vielmehr hat der Verfaſſer die Maſſen auch geiſtig bewältigt, mit ſicherm Blick erkennt er die großen Strömungen, mit denen die Geſammtentwickelung das Gebiet der Staatswiſſenſchaften durchzogen hat und auch dem ſcheinbar Entlegenſten und Unbedeutendſten weiß er die ihm gebührende Stelle in dem Organismus anzuweiſen, der ſich dieſergeſtalt vor unſern Augen entwickelt. Seine Urtheile ſind zum Theil von großer Schärfe; doch haben ſie den Vorzug unbedingter Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit, und da der Verfaſſer faſt überall die Motive ſeines Urtheils ausführlich darlegt, ſo wird dadurch auch der minder eingeweihte Leſer in den Stand geſetzt, etwaige Einſeitigkeiten zu berichtigen und einzelne allzu ſchroffe Aeußerungen auf ein billiges Maß zurückzuführen. Eine beſondere Eigenthümlichkeit bietet die Form des Werks. Daſſelbe iſt nämlich aus einzelnen Abhandlungen zuſammengeſetzt, ohne ſtrenge, ſyſtematiſche Gliederung, doch ſo, daß die Aufgabe ſo ziemlich nach allen Seiten hin und ohne allzu empfindliche Lücken zurückzulaſſen gelöſt wird. Der Verfaſſer hat dieſe Form gewählt, theils weil er ſich, ſeinem eigenen Eingeſtändniß nach, nicht mit allen Zweigen der Staatswiſſenſchaften in der Art beſchäftigt hat, daß er in jedem derſelben ein ſelbſtändiges und Dritten vorzulegendes Urtheil in Anſpruch nehmen möchte, theils aber auch deshalb, weil ihm in unmittelbarer Nähe keine ſo vollkommene Bücherſammlung zugebote ſteht, daß er nach Belieben und mit der Gewißheit der Vollſtändigkeit jede der Staatswiſſenſchaften von ihrem Anfange an durch alle Zeiten und bei allen Völkern hätte verfolgen können. Allein auch von dieſen mehr äußerlichen Gründen abgeſehen empfiehlt die gewählte Form ſich auch durch eigenthümliche Vorzüge. Die ungeheure Maſſe des Stoffs, die leicht etwas Ermüdendes hat, iſt dadurch zugänglicher und überſichtlicher geworden; einzelne Gruppen ſondern ſich ab, in denen das praktiſche Bedürfniß ſich leichter zurechtfindet; die Darſtellung ſelbſt iſt dadurch in ſich abgeſchloſſener, wir möchten ſagen künſtleriſcher geworden; endlich aber hat das Buch dadurch auch an Verſtändlichkeit und Lesbarkeit gewonnen für ſolche Leſer, die nicht ein Fachſtudium daraus machen, ſondern ſich nur über ein-

zelne Zweige der Staatswissenschaft und ihre geschichtliche Entwickelung innerhalb der Literatur unterrichten wollen. Das Ganze, soweit es bisjetzt vorliegt, zerfällt demnach, ungerechnet die Einleitung, in welcher zunächst über die Gesichtspunkte, von denen der Verfasser bei seiner Arbeit ausgegangen, sodann über die von ihm benutzten literarischen Hülfsmittel Rechenschaft abgelegt wird, aus zwölf größern Abschnitten: nämlich die Staatswissenschaften und die Gesellschaftswissenschaften; die Encyklopädieen und Systeme der Staatswissenschaften; die Staatsromane; Grundzüge einer Geschichte des philosophischen Staatsrechts; die Geschichte und Literatur des allgemeinen constitutionellen Staatsrechts; die neuere Literatur des Völkerrechts; die Literatur des schweizerischen Staatsrechts; das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika; die Literatur des englischen Staatsrechts; die Denkwürdigkeiten, Staatsschriften und Reden der englischen Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts; das positive deutsche Staatsrecht seit der Gründung des Bundes; endlich zwölf deutsche Staatsgelehrte, von den beiden Moser an bis auf Karl Friedrich Eichhorn, den großen Erneuer der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Dieser letzte Aufsatz bildet in manchen Beziehungen die Glanzpartie des Buchs, wenigstens ist es derjenige, in welchem die eigenthümliche Schärfe der Auffassung, durch welche der Verfasser sich auszeichnet, am merklichsten hervortritt und auch sein stilistisches Talent dürfte sich kaum anderswo glänzender entfalten. Nur hätte er, wie uns dünkt, mehr Gewicht auf das biographische Element legen sollen; er setzt hier im Allgemeinen zu viel voraus, wenigstens für solche Leser, die mehr zu den Laien als zu den Eingeweihten gehören. Und doch dürften auch gerade für Solche Abschnitte wie diese höchst lehrreich und anziehend sein. Zur Vollendung des Ganzen gehört nun noch ein Band; derselbe wird unter Anderm die Literatur und Geschichte der Bevölkerungswissenschaft, die Machiavelliliteratur, J. Bentham und seine Bedeutung für die Staatswissenschaften enthalten: also Gegenstände von höchstem Interesse, die uns nach der Vollendung des Werks doppelt begierig machen. HFk.

Correspondenz.

Aus dem Königreich Hannover.

Ende März 1856.

RS. Sie fodern mich auf, über das politische Leben unsers Landes zu berichten; aber kann man auch über etwas berichten, das nicht existirt? Unser politisches Leben liegt im Winterschlaf, Alles ist zum Schweigen verurtheilt und Resignation, stille schmerzliche Resignation ist der allgemeine Wahlspruch des Landes. Selbst in den Wahlen zum Landtag (dessen Zusammentritt nun auf den 2. April festgesetzt ist) hat sich bei weitem nicht die Energie offenbart und die Einstimmigkeit der Ueberzeugung, die man von ihnen erwartet hatte. Namentlich haben gerade diejenigen Wahlkörper, auf deren Unabhängigkeit und Treue die Verfassungsfreunde am sichersten rechnen zu können glaubten, also die städtischen Corporationen, zum Theil eine uner-

wartete Gleichgültigkeit, ein Schwanken der Gesinnung gezeigt, das die vielgerühmte Charakterfestigkeit unsers Volksstamms in keinem besonders günstigem Lichte erscheinen läßt. Was freilich die Wahlen in den kleinen südlichen und Harzstädten betrifft, so kann ihr Ausfall Niemanden befremden, der die dortigen Verhältnisse kennt. Bei ihrer Armuth und dem Mangel eines selbständigen gewerblichen Lebens sind diese Städte völlig in den Händen der Regierung; ein Bataillon Infanterie als Garnison in eine solche nahrungslose Stadt gelegt oder die Garnison herausgenommen, ist ein Hebel, dem keine von ihnen widersteht und mit dessen Hülfe die Regierung Alles durchsetzen kann, was sie will. Wie zahm ist z. B. Hameln geworden, seit Ernst August das Militär von dort nach Nordheim verlegte und auch Nordheim selbst hat mit einer einzigen Ausnahme seitdem stets für Diejenigen gestimmt, die am Ruder saßen. Auch Münden ist diesmal von Stüve zu einem Verwaltungsbeamten übergesprungen, Klausthal natürlich wählt wie es soll; als Lehzen's Hand noch regeneriren konnte, wählte es auch Lehzen. Dergleichen liegt im Umschwung der Zeiten und der allgemeinen Schwäche des menschlichen Charakters; stärker dagegen ist es schon, wenn Norden in Ostfriesland erst Lehzen wählte und dann, als dieser ablehnte, frisch hinterdrein ein paar Regierungsbeamte, von denen gewiß keine Opposition zu erwarten. Auch in Harzburg konnte Braun nur durch das Loos gegen einen Oberzollinspector siegen: ein eigenthümlicher Wahlausfall, der trotz unserer heutigen Lage nur persönlicher Verstimmung und Gereiztheit im Wahlcollegium und zwar im Magistrate zugeschrieben werden muß. Bei dieser Unselbständigkeit der Corporationen und solchem Wankelmuth städtischen Sinns liegt es der Regierung denn freilich nahe, Beschlüsse zu fassen wie derjenige, durch welchen dem Deputirten für Osterode, dem auf Wartegeld gesetzten Oberjustizrath und frühern Generalsecretär Lichtenberg, ebenfalls die Erlaubniß zum Eintritt in die Allgemeinen Stände versagt worden ist, trotzdem daß der Staatsdienst durch seine parlamentarische Thätigkeit nicht die mindeste Einbuße erleidet. Wol aber war Braun sein Ersatzmann; seit dieser nun in Harburg angenommen, kam es nur noch darauf an, Lichtenberg am Eintritt zu hindern, so wurde in Osterode eine neue Wahl nöthig und wie diese ausfallen wird, darüber läßt sich nach Dem, was wir in dieser Art schon erlebt haben, kaum zweifeln. Treu geblieben ihren ersten Wahlen sind, nachdem ihren Deputirten gleichfalls die Erlaubniß verweigert, bisjetzt nur die beiden Städte, welche man bei uns überhaupt als Centralpunkte der Opposition anzusehen gewohnt ist: Osnabrück und Stade. Beide Städte hatten zuerst ihre Bürgermeister gewählt, Stüve und Neubourg; da die Regierung denselben den Eintritt verweigerte, so ist ihre Wahl jetzt auf zwei ehemalige Minister gefallen: Osnabrück hat den aus dem Ministerium Stüve bekannten Grafen Bennigsen, Stade den gewesenen Ministerpräsidenten von Münchhausen gewählt; Beide stehen in Pension und bedürfen daher keiner Regierungserlaubniß. Unerwartet lau hat sich auch die Landbevölkerung im Bremischen, selbst auch in einigen Marschen gezeigt, besonders im Lande Kehdingen; persönliche Zwistigkeiten und der leidige Pessimismus tragen einen großen Theil der Schuld.

Die Abhängigkeit der „königlichen" Diener (denn Staatsdiener haben wir ja seit der neuesten Verfassungsänderung nicht mehr) spielt jetzt überhaupt

eine gewaltige Rolle bei uns. Namentlich hat die Physiognomie der demnächst zusammentretenden Kammer durch sie eine Aenderung erlitten, die aller unmittelbar nach der Wahl angestellten Berechnungen spottet. Die gewohnten Kämpfer fehlen diesmal fast sämmtlich auf dem Plan und unter den Neulingen ist wenig oder nichts, was die Hoffnungen des Patrioten beleben könnte. Auch noch andere Verhältnisse sind dabei von Einfluß gewesen. Manchen der frühern Wortführer hat die amtliche Stellung, die sie nach Einführung der neuen Organisationen einnehmen, die Annahme einer Wahl fast unmöglich gemacht und so haben gerade diese von der liberalen Partei so freudig begrüßten Veränderungen in Verwaltung und Justiz schließlich dem Gegner selbst die Waffen in die Hand liefern müssen. Andere lehnten von vornherein jede Candidatur ab, weil ihr Auftreten in den letzten Kammern ihnen schon Unannehmlichkeiten genug zugezogen hatte; noch Andere befinden sich angeblicher politischer Verbrechen halber in Criminaluntersuchung und konnten somit ebenfalls nicht gewählt werden. Und was hätte es auch genützt?. Die „Erlaubniß" zum Eintritt wäre ja doch nicht ertheilt worden. Bei dieser Gelegenheit merkt man erst recht, welcher ungeheuern Anzahl „königlicher Diener" wir uns erfreuen. Zur „königlichen Dienerschaft" gehört nämlich bei uns Jeder, der ein von königlichen Behörden zu bestätigendes Amt hat, also außer den wirklichen Staatsbeamten auch alle Magistratspersonen der Städte, trotzdem daß sie zu Reisen ꝛc. nur des städtischen Urlaubs bedürfen; ferner alle Aerzte, alle Geistlichen und Lehrer, ja ein Kirchspielsschreiber im Lande Hadeln erfuhr zuerst durch die Verweigerung der Erlaubniß, daß er „königlicher" Diener sei. Sogar in die Reihen der Anwälte, wie der Vorgang beim Oberappellationsgerichte in Celle zeigt, welches von den ihm untergeordneten Anwälten Urlaubsnahme erfoderte, streckt diese Alles verschlingende Kategorie ihre Polypenarme, und daß auch die auf Wartegeld stehenden „Diener" denen im activen Dienste in dieser Beziehung gleichgestellt werden, hat der schon angeführte Lichtenberg'sche Fall zur Genüge bewiesen.

Und als wären durch dies Alles die Kräfte der Opposition noch nicht genügend gelichtet und als stände das Schicksal selbst mit unsern Gegnern im Bunde, hat nun auch noch der Tod den Mann hinweggerissen, den die allgemeine Stimme zum voraus als den Pfeil der verfassungstreuen Opposition bezeichnete: Lehzen, den sechs mal gewählten, den nicht starren, aber unbeugsamen Vertheidiger jeder Position, die noch irgend zu halten war. Seinetwegen wol ging früher das Gerede durch die Zeitungen, man werde die Berechtigung der Minister außer Dienst zum Eintritt in die Kammern bestreiten, sei es weil sie als pensionirte Beamte ebenfalls der Erlaubniß bedürften (ein Satz, der im Militär allerdings vollständig gilt), oder weil ihre Pension nicht als „Gehalt", von dem das Gesetz redet, anzusehen sei. Der Plan, wenn er ja bestanden, ist nicht zur Ausführung gekommen, man bedurfte seiner nicht mehr, der Tod, dieser größte Friedensstifter von allen, räumte mit seiner kalten Hand diesen Stein des Anstoßes hinweg. Die beiden andern ehemaligen Minister, deren ich vorhin gedachte, Graf Bennigsen und Hr. von Münchhausen, sind gewiß tüchtige Männer; aber Lehzen's Finanzkenntniß können sie unmöglich ersetzen. Der Verlust in dieser Beziehung ist um so schwerer, als die Kammern überhaupt keinen im Finanzfach gründlich bewanderten und dabei schlagfertigen Redner weiter haben (nämlich wenn es

Lang nicht etwa sein will); ja selbst die Regierung hat nach Bar's Ausscheiden in dieser Branche nur noch den Grafen Kielmannsegge, den Minister. Kein Wunder, daß das Land unter diesen Umständen gerade im Punkt der Finanzen, dem empfindlichsten von allen, bei uns wie anderwärts, sich auf absonderliche Dinge gefaßt macht. Vom Ausscheiden der Krondotation aus dem Domanium ist bereits offen die Rede; ja Lang selbst soll in der zur Begutachtung oder Vorbereitung der Maßregel bestimmten Commission sitzen. In Wahrheit jedoch versteht das Land unter dieser Ausscheidung nichts Anderes als eine indirecte Erhöhung der Civilliste, und so erheben sich denn schon jetzt dieselben Befürchtungen, welche man einst in Betreff der königlichen Generalkasse hegte und die sich ja damals leider als nur allzu wahr herausstellten. Die Nachweisungen, die Lehzen darüber offen in den Ständen gab, besonders über die Ausleihungen an ritterschaftliche Familien zu billigsten Zinsen, während das Land (die Generalsteuerkasse) zu 5 Proc. unter den Auspicien des jetzigen Ministers, vormaligen Finanzdirectors Grafen Kielmannsegge, leihen mußte, tauchen in den Gesprächen wieder auf und Vieles knüpft sich daran, wovon ich hier lieber schweigen will, so wahr es auch ist, daß ein Berichterstatter, der die augenblickliche Stimmung des Landes schildern will, wie sie wirklich ist, dabei mehr auf die Gespräche der Leute achten muß als auf Dasjenige, was in den Zeitungen zutage tritt. Die letztern, die hannöverschen sowol wie die Blätter der Nachbarschaft, geben von unserer Lage nur ein sehr unvollständiges Bild; selbst auf Thatsachen, die offen vorliegen, wie manche Versetzungen und Epurationen von Behörden ꝛc., wird kaum hingedeutet, und um Vieles, wie z. B. um die verdener Deputation wegen Beibehaltung des Obergerichts und eine von einem dortigen Wähler gefoderte Rechtfertigung wegen der Wahl des städtischen Abgeordneten, scheinen die Betheiligten selbst den Schleier des Geheimnisses zu ziehen.

Alles zusammengerechnet also sehen wir der zu eröffnenden Kammersession*) mit außerordentlich trübem Muthe entgegen. Das tiefe Dunkel, das bisjetzt noch über den Regierungsvorlagen schwebt, vermehrt die Besorgnisse; das Schlimmste aber bleibt immer, daß noch gar nicht abzusehen, welche Stellung die Stände selbst einnehmen werden. Der Kern der Opposition, die bei heutiger Sachlage von der Stüve'schen Fraction geleitet werden müßte, ist durch die neuesten Maßregeln der Regierung beseitigt; sie selbst hat einige feste Stimmen für sich gewonnen. Aber dem Mächtigen neigen die Schwankenden sich allemal zu und so liegt die Befürchtung nahe, daß die Majorität, die anfangs so entschieden für die Verfassung zu sein schien, sich schließlich der Gegenseite zuwenden oder doch nur sehr unbedeutend sein wird. Und dazu kommt dann noch die geschlossene Ritterphalanx der Ersten Kammer, eine vollständige heilige Schar der Restauration, mit den Ideen und Ansprüchen aller Restaurationsepochen.

Indessen so trübe die Zeiten sind und in so grauen Nebel die Zukunft gehüllt liegt — Ein Gutes läßt sich doch im voraus schon erkennen: die

*) Diese Eröffnung hat seitdem am festgesetzten Tage stattgefunden. Auch die Wahlen zum Präsidium sind bereits bekannt; in der Zweiten Kammer sind dieselben, trotz der lebhaften Anstrengungen der Regierungspartei, sämmtlich oppositionell ausgefallen. D. Red.

zerfahrenen liberalen Elemente werden durch die jetzige Noth zur Eintracht und Versöhnung gedrängt. Schon jetzt lassen sich deutliche Anfänge des beginnenden Verschmelzungs- und Erneuerungsprocesses wahrnehmen; in ihrer weitern Entwickelung liegt die Bürgschaft besserer Zukunft und endlichen Sieges. Und auch Das ist ja wol als ein Gewinn zu schätzen, auch wenn erst späte Enkel sich seiner werden wahrhaft erfreuen können, daß die Noth dieser Zeit den Kleinstaatengeist ausrottet, jenen Particularismus, der gerade bei uns so besonders stark auftrat und den auch die Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849 eher befestigt als erschüttert hatten. Damals sahen wir nur die Lasten, welche ein engerer Anschluß an das Gesammtvaterland uns bringen würde; jetzt lernen wir auch die Vortheile einsehen und diese Einsicht wird uns denn hoffentlich den Muth geben, denselben ernst und eifrig nachzutrachten, in so weiter Ferne das Ziel für den Augenblick auch noch liegen mag.

Notizen.

Unter dem Titel: „Bibliothek italienischer Classiker" kündigt die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig eine Sammlung an, welche die classischen Werke der italienischen Literatur in ausgewählten deutschen Uebertragungen umfassen soll. Es werden dazu theils Uebersetzungen benutzt werden, die schon früher in demselben Verlag erschienen und deren Vortrefflichkeit größtentheils durch zahlreiche Auflagen erprobt ist, wie Kannegießer's Dante, Streckfuß' „Befreites Jerusalem", K. Förster's Petrarca ꝛc., theils werden sie von kundiger Hand für die Sammlung neu gearbeitet werden. Was dieselbe neben ihrer innern Gediegenheit und der geschmackvollen Ausstattung noch besonders empfehlenswerth macht, ist der außerordentlich niedrige Preis von 10 Ngr. für den Band, sodaß also z. B. das soeben in drei Bänden ausgegebene „Decameron" des Boccaccio von K. Witte, bekanntlich eine der geschmackvollsten Uebersetzungen, die wir überhaupt besitzen, vollständig nur 1 Thlr. kostet.

Wie uns aus München berichtet wird, hat der König Maximilian, der hohe Gönner der Wissenschaft und Literatur, aus seiner Cabinetskasse die Summe von jährlich 30—40,000 Gulden festgesetzt, um solche wissenschaftliche und literarische Werke und Unternehmungen oder Leistungen von Bedeutung zu fördern oder zu belohnen, für welche die regelmäßigen Budgets der höhern Bildungsanstalten nicht hinreichen. Was diese wahrhaft königliche Freigebigkeit besonders bemerkenswerth macht, ist der Umstand, daß dieselbe sich keineswegs auf Baiern allein beschränken, sondern ihre Segnungen über die gesammte deutsche Wissenschaft und Kunst verbreiten will: ein Beweis von Großherzigkeit und Freiheit des Sinnes, wie die deutsche Fürstengeschichte deren nicht viele aufzuweisen hat. So werden aus diesem Fonds gegenwärtig unterstützt z. B. Dr. Karl Neumann in Berlin, der Verfasser des ausgezeichneten Werks „Die Hellenen im Scythenlande" (über das auch diese Blätter demnächst ausführlich berichten werden); Dr. Moritz Wagner, der in

München mit der Ausarbeitung eines ausführlichen Werks beschäftigt ist, welches die wissenschaftlichen Resultate seiner und Dr. Scherzer's Reisen in Centralamerika enthalten soll; ferner der Dichter Otto Ludwig in Dresden, dessen hervorragendes Talent in seinen „Makkabäern" und dem „Erbförster" bekundet ist ꝛc. Aus dem literarischen Nachlasse von Schmeller und von Ohm wird auf königliche Anordnung des Erstern berühmtes „Bayerisches Wörterbuch", des Zweiten physikalisches Werk vervollständigt werden. Namhafte bairische Gelehrte werden durch königliche Bewilligungen in den Stand gesetzt, zu historischen und philologischen Zwecken in den Archiven in Baiern, sowie in Frankreich, Italien, Spanien und England Forschungen und Studien zu machen, um demnächst die Resultate ihrer Arbeiten zu veröffentlichen. Auch wird eine großartige Stiftung erwartet, durch welche solchen Leistungen, welche in der wissenschaftlichen Welt als hochverdiente anerkannt werden, regelmäßig auch eine königliche Auszeichnung und Belohnung zutheil werden soll.

Unter dem Titel „Schatzkästlein des Gevattersmanns" (Stuttgart, Cotta) hat Berthold Auerbach eine Sammlung kleiner volksthümlicher Erzählungen und Betrachtungen erscheinen lassen. Vieles davon stand bereits in dem früher von ihm herausgegebenen „Gevattersmann", einem Volkskalender, den der Verfasser Mitte der vierziger Jahre erscheinen ließ und der nicht wenig zur Popularität seines Namens beigetragen hat; Anderes dagegen erscheint in der vorliegenden Sammlung zum ersten male und auch hierunter befinden sich höchst gelungene, echt volksthümliche Stücke.

Die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig versandte soeben: „Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Karl Schwarz" (in Halle); „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Von Heinrich Schmidt" (früher Theaterdirector in Brünn); den zweiten und letzten Band von Cholevius' „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", von Winckelmann bis auf die Gegenwart reichend. Ebendaselbst erschien auch das neue poetische Werk von Arnold Ruge, auf welches das „Bremer Sonntagsblatt" schon vor einiger Zeit aufmerksam machte; dasselbe führt den Titel „Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: Goethe's Ankunft in Walhalla", und wird schon der Curiosität halber und weil es das Erste ist, was Ruge seit Jahren wieder in Deutschland drucken läßt, zahlreiche und begierige Leser finden. Andere bemerkenswerthe Neuigkeiten sind: Wiegmann, „Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf, ihre Geschichte, Einrichtung und Wirksamkeit" (Düsseldorf 1856); „Johann Römold. Von Karl Goedeke" und „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach", beide bei Rümpler in Hannover; Fr. L. von Soltau, „Deutsche historische Volkslieder. Zweites Hundert. Aus Soltau's und Leyser's Nachlaß und andern Quellen. Herausgegeben mit Anmerkungen von Dr. H. R. Hildebrand, Lehrer am Gymnasium zu St.-Thomas in Leipzig" (Leipzig, G. Mayer); „Franz Anton Meßmer aus Schwaben, Entdecker des thierischen Magnetismus. Erinnerungen an denselben ꝛc. von Justinus Kerner" (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt); „Der Sohn des Regiments. Oestreichische Soldatengeschichten von Julius

Wickede in drei Bänden" (erster Band; Stuttgart, Hallberger); „Novellenbuch. Von Franz Dingelstedt" (Leipzig, Einhorn). Auch Graf Pfeil, der bekannte Musterheld der „kleinen Herren", hat seine von ihm selbst seit längerm angekündigten Selbstbekenntnisse erscheinen lassen: „Mein politisches Leben im Sommer 1848. Von L. Graf von Pfeil" (Berlin, Schneider); wir empfehlen das Schriftchen unserm berliner Correspondenten zur gelegentlichen Begutachtung.

Aus Berlin wird von einem neuen Stück der Frau Birch-Pfeiffer geschrieben, welches zum Besten des neu begründeten Theaterpensionsfonds auf der dortigen Hofbühne zur Aufführung kommen soll; der Held desselben soll niemand Geringeres sein als Iffland. In Breslau trifft man Anstalten zu einem großartigen Gastspiel, das im Laufe des Sommers daselbst stattfinden soll und das den Breslauern allerdings einen bedeutenden Kunstgenuß verspricht. Die Direction des dortigen Stadttheaters hat nämlich sämmtliche erste Mitglieder des wiener Burgtheaters für ein Gastspiel gewonnen, das mehre Wochen dauern und den Darstellern Gelegenheit bieten soll, sich in ihren berühmtesten und glänzendsten Rollen zu zeigen. Der Gedanke verdient Nachahmung, indem ein solches massenhaftes Gastspiel den Foderungen der Kunst jedenfalls mehr entspricht als das leidige Virtuosenthum, das durch einzelne Gastspieler nur immer mehr befördert wird, und auch für die Darsteller selbst muß es eine Erfrischung sein, einmal vor einem ganz neuen, fremden Publicum zu spielen, ohne doch aus dem gewohnten künstlerischen Rahmen herauszutreten. Wenn indessen gewisse breslauer Berichterstatter so weit gehen, das bevorstehende Gastspiel der wiener Künstler mit den sogenannten „Musterdarstellungen" zu vergleichen, welche Dingelstedt zur Zeit der münchener Industrie-Ausstellung veranstaltete, so dürfte das doch wol mehr Patriotismus als Klarheit des Urtheils verrathen. Das Charakteristische jenes münchener Gastspiels war gerade der (wirkliche oder doch erwartete) Wetteifer soviel verschiedener und verschiedenartig gebildeter Talente, es war gleichsam oder sollte doch nach der Idee des Unternehmers sein eine Musterschau des Besten und Größten, was die deutsche Bühnenkunst in diesem Augenblicke zu leisten vermag — und da paßt denn doch, bei aller Hochachtung vor den ausgezeichneten Kräften des wiener Burgtheaters, auf das beabsichtigte breslauer Gastspiel das Eine so wenig wie das Andere.

In Hannover starb Johann Hermann Detmold, der Erfinder des „Piepmeier", einer unserer feinsten und witzigsten Köpfe, aber ohne jene sittliche Energie und ohne jene Wärme der Ueberzeugung, ohne die sich nichts wahrhaft Großes und Dauerndes leisten läßt, in der Literatur so wenig wie in der Politik. Und auch in der letztern versuchte Detmold sich, aber wie der Erfolg gelehrt hat, sehr zu seinem Schaden, indem ihm dabei nicht blos der früher als Schriftsteller erworbene Ruf, sondern auch die Achtung zahlreicher Freunde verlorenging, die sich sonst von fern und nah gern um den liebenswürdigen und geistvollen Gesellschafter versammelten. Detmold war 1807 zu Hannover als der Sohn eines wohlhabenden und vielbeschäftigten Arztes geboren; zu Göttingen und Heidelberg zum Juristen ausgebildet, ließ er sich 1830 in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. Doch hatte

seine Brotwissenschaft nur wenig Interesse für ihn und Politik und Kunst machten ihn derselben bald völlig ungetreu. In letzterer Hinsicht müssen besonders seine „Anleitung zur Kunstkennerschaft" (1833) sowie seine 1843 erschienenen „Randzeichnungen" genannt werden: beide voll des liebenswürdigsten Humors und von einer Feinheit der Satire, wie wir derselben in der deutschen Literatur nicht häufig begegnen. In die Politik wurde er zuerst 1837 durch die bekannte Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes gezogen; sowol als Schriftsteller wie als Deputirter der Stadt Münden und selbst auch als Advocat, indem er nämlich verschiedene Beschwerdeschriften für den Magistrat seiner Vaterstadt verfaßte, stand er mannhaft auf seiten der Verfassungsfreunde und erwarb sich den Ruf eines ebenso freisinnigen wie kühnen Publicisten. Diesem Ruf, der freilich schon im Laufe der vierziger Jahre einige Einschränkungen erlitten hatte, verdankte er es auch wol hauptsächlich, daß er im Mai 1848 von der Provinz Osnabrück in das Frankfurter Parlament gewählt ward. Anfangs schloß er sich hier der Dahlmann-Gagern'schen Partei an; die Kälte und Nüchternheit seines Urtheils, verbunden mit seinem scharfen und stechenden Witz, machte ihn zum gefürchteten Gegner aller Enthusiasten und Idealisten, besonders auf der linken Seite des Hauses. Damals entwarf er den Plan zu den „Thaten und Meinungen des Hrn. Piepmeier", die dann von Adolf Schrödter mit so köstlichem Humor in Bild und Zeichnung übertragen wurden. Bald indessen zeigte sich, daß es nicht blos die Ueberschwänglichkeiten der Linken gewesen waren, welche Detmold's kaustische Ader gereizt hatten, sondern daß seine Seele überhaupt jenes Idealismus entbehrte und jenes höhern, wir möchten sagen religiösen Schwunges, ohne den der Gedanke der deutschen Einheit und eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes allerdings immer nur als Farce erscheinen muß. Aus purer Abneigung gegen diesen Idealismus, getreu dem dämonischen Zuge, der überhaupt in ihm waltete und den die Natur auch in seinem Aeußern ausgeprägt hatte, gerieth Detmold immer tiefer in den allerschnödesten Particularismus. Als nach Gagern's Rücktritt im Mai 1849 Niemand es wagte noch wagen konnte, die verlassene Stelle einzunehmen, hielt er seine Zeit gekommen; er half das Ministerium Grävell bilden, dem er selbst als Minister der Justiz sowie später nach Grävell's Ausscheiden als Minister des Innern angehörte: ein Schritt, an dem keineswegs, wie man wol hier und da geglaubt hat, Ehrgeiz oder Herrschbegier Antheil hatten — über diese kleinen Leidenschaften sowie überhaupt über alle Leidenschaften war Detmold längst hinaus, — sondern den man nur dann richtig versteht, wenn man ihn als die äußerste Verspottung des Parlaments auffaßt, die in diesem ihrem Extrem sogar auch die Selbstverspottung nicht scheut. Seitdem war Detmold für die Oeffentlichkeit so gut wie todt; er führte sein Ministerium zwar fort bis zum Rücktritt des Reichsverwesers, fungirte auch noch später eine zeitlang als hannöverscher Bundestagsgesandter, doch war es nur eine schattenhafte Existenz. Seit 1851 von Frankfurt zurückberufen, lebte er in seiner Vaterstadt in tiefster Zurückgezogenheit, Niemand suchend, von Allen gemieden. Auch sein Tod war einsam; ohne Tags zuvor das mindeste Uebelbefinden geäußert zu haben, wurde er am folgenden Morgen todt in seinem Bette gefunden; ein Lungenschlag hatte seinem Leben über Nacht ein ebenso schnelles wie unerwartetes Ende gemacht.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Unterhaltende Belehrungen
zur
Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurde soeben das 25. und 26. Bändchen und enthalten:

25. **Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein.** Ein biographisches Gemälde aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes. Von Franz Mauritius.
26. **Gustav Adolf**, König von Schweden. Ein Lebensbild von Franz Mauritius.

Die früher erschienenen vierundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von M. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung, von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken, von H. Bettziech-Beta. — 19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn. — 20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank. — 21. **Das Planetensystem der Sonne**, von J. H. Mädler. 22. **Das Kochsalz**, von P. A. Bolley. — 23. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam. — 24. **Das Glas**, von J. R. Wagner.

Ausführliche **Anzeigen** über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im April 1856. **F. A. Brockhaus.**

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 16.** 17. April 1856.

Inhalt: Ueber den deutschen Menschenschlag. Von **Alexander Peez.** — Literatur und Kunst. Bibliographie. (Keßlin, „Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode".) — Naturwissenschaften. („Kirchenglaube und Erfahrung"; Pfaff, „Schöpfungsgeschichte"; „Die christliche Mystik gegenüber der Modeweisheit"; Carus, „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes"; Frauenstädt, „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie"; Schulz-Bodmer, „Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens"; Weber, „Die neueste Vergötterung des Stoffes".) — Correspondenz. (Aus Berlin. — Aus Prag. — Aus Nordamerika.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber den deutschen Menschenschlag.

Von

Alexander Peez.

Wenn wir an einem vielbesuchten Aussichtspunkte der Schweiz oder auf einem Rheindampfer zur Sommerszeit unser Auge für einen Moment von der Betrachtung der Natur ablenken und die uns umgebenden Menschen mustern, so werden wir den Engländer, den Russen, den Italiener und den Franzosen in den meisten Fällen herauszufinden vermögen. Es gibt eine Reihe von Merkmalen, welche wir aus der Vergleichung vieler Angehörigen jener Völker abstrahirt haben, und indem wir diese Eigenthümlichkeiten mehr instinctiv als mit klarem Bewußtsein wahrnehmen, wissen wir durch die verhüllende Mannichfaltigkeit der Persönlichkeiten und der Stände hindurch das nationale Grundgepräge mit vieler Sicherheit zu erkennen.

Aber an den deutschen Physiognomieen scheitert unsere Kunst. Da gibt es Köpfe, die gerade aus einem italienischen Gemälde hervorgetreten zu sein scheinen, andere tragen den Stempel des Slawenthums, einige mahnen uns an die Schilderungen, die Tacitus von unsern Vorfahren entworfen hat, während bei weitem die meisten nur im gänzlichen Mangel hervortretender Stammzeichen eine gewisse Gemeinsamkeit ver-

rathen. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer zu finden: wir sind keine Nation und darum haben wir auch keine nationalen Charakterzüge. Eine geschlossene Nationalität verbreitet und erhält eine gewisse Gleichheit des Denkens und des Fühlens und eine Einheit der Sitte und der Interessen, welche nicht verfehlen, auch im Aeußern der Angehörigen einer Nation sich abzuspiegeln. Wir Deutschen aber sind, wie man uns oft gesagt hat, auch darin ein weltbürgerliches Volk, daß der Charakter der einzelnen Person oder des Berufs sich weit mehr in unsern Köpfen ausspricht als der Typus der Nationalität. Ein englischer Gelehrter oder Schneider ist zuerst Engländer; bei uns aber erkennt man wol den Gelehrten und den Schneider, aber die Nationalität tritt vollständig zurück. Und da es ein natürliches Streben des Menschen ist, Theil eines geachteten Ganzen zu sein, so pflegt der Deutsche, der unter fremden Völkern lebt, sich so rasch wie möglich zu anglisiren, zu französisiren und zu russificiren. Man kann nicht sagen, daß er seiner Nationalität untreu wird, denn er hatte ja gar keine Nationalität, er war gleichsam noch weicher Rohstoff und empfängt erst in der Fremde ein bestimmtes Gepräge; geistig wie körperlich schließt er sich an die fremden Racentypen an.

Indessen müssen wir bei einer Betrachtung des deutschen Menschenschlags doch noch etwas tiefer zurückgehen. Was ich oben bemerkte, bezieht sich eigentlich nur auf den Städter, nicht aber auf den Bauer, welcher Letztere doch die große Masse der Nation bildet und den Stammcharakter auch äußerlich am treuesten wiedergeben muß. Allein auch unter den deutschen Bauern sind die Unterschiede in Gestalt, Gesichtsbildung, Ausdruck und Haarfarbe außerordentlich groß; der Schwabe und der Tiroler, der Märker und der Oestreicher, der Rheinfranke und der Westfale, der Baier und der Friese kommen nur in wenigen Zügen überein, und wenn wir die Gleichheit der Beschäftigung erwägen, welche die deutschen Bauern verbindet, sowie die nicht allzu großen Unterschiede des Klima und der Lebensweise, welche in unserm Deutschland herrschen, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß uralte Typen die Ursache der Mannichfaltigkeit des deutschen Menschenschlags sein müssen. Nichts Anderes als Stammesverschiedenheiten können ihr zugrunde liegen.

Was ist aus der propria gens et sincera et tantum sui similis geworden? Wohin sind die großen Leiber, die frischen Wangen, die blauen Trotzaugen und die goldröthlichen Haare gekommen? Sie verschwanden, und nur noch hier und da im alten Hessenlande, bei den Friesen der Nordsee oder unter den Baiern im Hochgebirge tritt uns noch einmal eine Gestalt entgegen, wie römische Schriftsteller und die Träume der Jugend unsere Vorfahren zu zeichnen pflegten. Selbst in Gegenden, wo eine unverfälschte Geschlechtsfolge bis in die Urzeit hinaufragt, fin-

den wir einen Menschenschlag, der mit unsern gewöhnlichen Vorstellungen in unauflöslichem Widerspruche steht. Sollte der bloße Verlauf der Zeit solche Wirkungen gehabt haben? Oder könnte man sich bei der Vorstellung beruhigen, daß Reisen, Kriege und spätere Einwanderungen diese Umprägungen bewirkt haben? Ich glaube es nicht. Wer nur einmal Erfahrungen gesammelt hat über die fast unverwischbare Dauerhaftigkeit der ursprünglichen Racentypen, der wird der Meinung sein, daß wir Deutschen, weit entfernt, ein ungemischtes Volk zu sein, vielmehr die verschiedensten Nationalitäten in unsern Schoos aufgenommen haben. Aber weil zu der Zeit, wo die gegenwärtigen Völkergrenzen sich feststellten, die Deutschen das angesehenste und mächtigste Volk Europas gewesen sind, gelang es uns, die Fremdlinge unter uns zu nationalisiren, und wenn wir auch physisch unvermögend waren, die dunkeln Haare des Römers oder die hervorstehenden Backenknochen des Slawen hinwegzunehmen, so machten wir sie doch an Sprache, Sitte und Denkungsart zu Angehörigen des deutschen Wesens.

Jemehr wir an der Hand der Anschauung des wirklichen Lebens in die deutsche Urgeschichte zurückblicken, umsomehr kommen wir zu der Ueberzeugung, daß die Kriegerscharen, wie sie uns die alten Schriftsteller zeichnen, nur ein Theil der Völker gewesen sind, die unser Vaterland seit der Urzeit bewohnen. Es war nur die herrschende Race, es waren die eigentlichen Germanen, welche mit den Römern in Berührung kamen; sie bildeten den Adel und überhaupt die freien Stände, während die große Masse der Hörigen andern unterworfenen Völkerstämmen angehörte. Daß dieser Unterjochten fast keine Erwähnung in unsern Quellen geschieht, entspricht nur der ganzen Anschauungsweise des Alterthums, ja auch des Mittelalters. Wo finden sich denn in der reichen Literatur Griechenlands genauere Nachrichten über die Heloten Spartas? Oder was wüßten wir von den Leibeigenen der französischen Ritterschaft, wenn nicht der größte Theil der Geistlichkeit aus der Mitte der galloromanischen Bevölkerung hervorgegangen wäre? Nur die deutschen Freien machten die Geschichte und nur sie trafen mit den Römern zusammen und gerade wo eine bedrohte Grenze oder ein günstiger Ausfallpunkt in das feindliche Gebiet war, — gerade dort sammelte sich die kriegslustige germanische Jugend und zeigte den Römern die Racenzüge, welche wir in den alten Schriften niedergelegt finden.

Auch die Betrachtung der ökonomischen Verhältnisse der Urzeit weist uns zu ähnlichen Schlüssen hin. Wie die Geschichte die alten Germanen schildert, sind sie ein echtes Kriegervolk gewesen, voll Ehrbegierde, voll Kriegslust, voll Unruhe und Tapferkeit. Sie lieben es nicht, im Schweiße ihres Angesichts über nordischen Feldern zu seufzen und sich Dasjenige zu verdienen, was sie durch Blut und Wunden erkämpfen können. Allein

um sich den Lebensbedarf zu erkämpfen, muß immer Jemand vorhanden sein, dessen Arbeit die nöthigen Producte hervorbringt, und eine Nation, die sich in Kriegerscharen auflöst, kann sich unmöglich den Beschäftigungen des Friedens hingeben. Sie müßte verhungern, wenn nicht Andere für sie schafften. Schlagen wir die Bedürfnisse unserer Vorfahren auch noch so bescheiden an, so ist doch zur Hervorbringung ihrer Befriedigungsmittel ein gewisses Quantum von Arbeit nöthig gewesen, — ein Quantum, welches unter unserm rauhen Himmel und bei der damaligen Art des Anbaus nicht unbedeutend sein konnte. Woher denn kam der Proviant und die Ausrüstung für die ausziehenden Krieger? Wer arbeitete für sie? Etwa, wie Tacitus sagt, die Alten, die Weiber und die Gebrechlichen? Aber wie stimmt dies mit der Achtung, welche die Germanen den Frauen erwiesen? Und die Arbeit der Kinder und der Greise, dies wird ein Oekonom wol zugeben, genügt auf deutschem Boden keineswegs, um den nöthigen Unterhalt für eine Familie zu gewinnen. Es ist wahr, bei einem Nomadenvolk reichen auch schwache Kräfte zur Verrichtung der ökonomischen Arbeiten aus; allein die Deutschen müssen, sobald sie uns im Licht der Geschichte erscheinen, schon längst aufgehört haben, ein Nomadenvolk zu sein. Mit Recht bemerkt hierzu der treffliche Forscher Landau*): „Tacitus gibt den Germanen allenthalben feste Ansitze, Cäsar hingegen beschreibt wenigstens den großen suevischen Stamm ganz und gar als ein Volk von Nomaden ... Tacitus schrieb nur 150 Jahre später als Cäsar, und das ist ein viel zu enger Zeitraum, um ein Volk aus einem nomadischen in ein ackerbautreibendes umwandeln zu können. Zu einer solchen Verwandlung gehören viele Jahrhunderte und ein eiserner Drang von Nothwendigkeit.“ Dies ist die Stimme einer, ich möchte fast sagen, naturwissenschaftlichen Sicherheit, mit der sich die Beobachtungen eines noch so geistvollen Heerführers kaum messen können. Mögen wir immerhin Cäsar's „Commentarien“ sehr hoch halten, so gibt es doch auch eine Logik, die noch viel entscheidender ist, und wie sich der große Feldherr in der Schilderung der Thiere des deutschen Urwaldes täuschen ließ, ebenso leicht, ja noch viel leichter konnte er irren bei der Darstellung der socialen und politischen Verhältnisse eines Volks, mit dem er nur in kriegerische Berührung gekommen ist. Alles, was er in dieser Beziehung über die Sueven berichtet, ist höchst bedenklich. Es widerspricht in hohem Grade aller Wahrscheinlichkeit, daß die Sueven in jedem Jahre ihr Baufeld wechselten, ihre Häuser verließen und sich immer fort der Mühe des Ausrodens und des Neubruchs unterzogen. Man mache nur einmal einem amerikanischen Hinterwäldler eine ähnliche Proposition und man wird

*) „Die Territorien“, S. 65.

erfahren, daß keine irdische Gewalt ihn zum gewinnlosen jährlichen Verlassen des Orts vermögen kann, den er mit der Arbeit seiner Hände baufähig gemacht hat. Und die freien Deutschen sollten sich einem Gesetz unterworfen haben, welches so sehr der Natur widerspricht? Ja, nicht zufrieden, den Sueven einen beständigen Wechsel des Ackers zuzuschreiben, erzählt Cäsar auch noch, daß immer nur je eine Hälfte ihrer Mannschaft in dieser thörichten und wenig ergiebigen Weise das Feld bestellte, während die andere Hälfte inzwischen auf Kriegszügen abwesend war. Ist dies psychologisch richtig und möglich? Zeigt die Geschichte ein Beispiel ähnlicher Institutionen, und findet sich, da die Sueven denn doch nicht vom Himmel herabfielen oder dorthin verschwanden, irgendwo in der deutschen Vergangenheit etwas Gleiches? Eine solche Einrichtung ist gegen alle Arbeitstheilung. Es liegt in der menschlichen Natur, daß die Gewohnheiten des Kriegers oder des Landmanns feste Wurzeln schlagen und entweder die einen oder die andern überwiegen. Man hat zwar oft genug (z. B. in der römischen Urzeit) Bauernvölker gesehen, welche den Pflug verließen und zum Schwert griffen, allein sie thaten es fast immer widerstrebend und nur wenn das Vaterland rief; daß dagegen die suevischen Landleute in jährlichem Wechsel und aus bloßer Liebhaberei zu Kämpfen auszogen, um sodann wieder zur Arbeit des Friedens zurückzukehren — dies scheint kaum denkbar zu sein. Oder sind etwa Ariovist's Sueven, die 16 Jahre lang unter kein Obdach gekommen, so angethan, als ob sie halb Krieger und halb Bauern gewesen wären?

In der deutschen Urzeit bemerken wir ein fortwährendes Umherschwärmen, wie es sich durchaus nicht mit dem Charakter eines Arbeitsvolks verträgt. Im Innern und gegen außen fast beständiger Krieg; überall brechen Heere hervor. Konnte unter diesen Umständen die freie Production gedeihen? Wer sorgte für die Ausziehenden, die weder Vorräthe besaßen noch andere Gegenstände, durch deren Austausch sie ihren Unterhalt hätten gewinnen können? Wer gab dem Häuptling die Mittel, sich Ansehen zu gewinnen und zahlreiche Gefolge zu ernähren? Wie konnte er die maßlose Gastfreundschaft üben, von welcher Tacitus erzählt? Und woher nahm er Roß und Waffen, welche der muthige Jüngling im Gefolge vom Führer verlangte?

Zur Beantwortung dieser Fragen, welche durch die damalige Schwierigkeit alles Erwerbs eine verdoppelte Gewalt erhalten, bleibt kaum ein anderer Ausweg als die Annahme, daß hinter jenen Kriegerscharen eine Anzahl von friedlichen Arbeitern stand, welche für die Bedürfnisse der Krieger sorgte. Und zwar scheint es, als ob die Zahl dieser Hörigen weit größer gewesen sei, als man gewöhnlich annimmt.*) Dies ist ein

*) Viele Belege hierzu in Wirth's vielleicht zu wenig beachteter „Deutscher Geschichte." Wenn übrigens der Verfasser dieses Aufsatzes nicht immer „dürfte", „könnte", „möglicher-

Naturgesetz. Jemehr Drohnen im Stock, desto mehr müssen die Arbeiterinnen produciren, und jemehr Germanen sich blos dem Waffenhandwerk widmeten, um so zahlreicher mußte daheim die Masse der Leibeigenen sein. Die Gothen, welche so prächtig in der Geschichte auftreten, hatten sicher, solange sie in festen Sitzen wohnten, die größte Anzahl von Hörigen unter sich, — gerade wie der Baum, welcher seinen Wipfel am höchsten erhebt, auch nach unten der tiefsten Wurzeln bedarf.

Mit der bloßen Occupation von Grund und Boden war den Deutschen wenig gedient: sie wünschten auch Bauern für ihren Boden zu besitzen. Weit entfernt also, die alten Bewohner einer eroberten Gegend zu verdrängen oder gar zu vertilgen, ließen die Sieger die Unterjochten in den eingenommenen und gerodeten Hufen sitzen; sie wählten sich nur ein entsprechendes Stück des besten Landes aus, um es theilweise mit ihren Knechten selbst zu bewirthschaften, theilweise von den Unterjochten bebauen zu lassen. Nach uraltem Kriegsrecht gehörte das ganze eroberte Land den Siegern; dafür aber, daß sie einen Theil desselben dem unterliegenden Volksstamm wieder zurückverliehen, heischten sie entweder Dienstleistungen oder eine Quote des jährlichen Ertrags. Letzteres scheint besonders in Italien und dem südlichen Frankreich geschehen zu sein, wo das bekannte Metairieverhältniß noch heutzutage ein redender Ueberrest dieser Sitte ist.

Ueberhaupt spricht sich in den Niederlassungen der Germanen in den unterworfenen Ländern und in den Organisationen, die sie daselbst vornahmen, ein so durchdachtes und so consequentes System aus, daß wir unmöglich annehmen können, es sei erst auf den Trümmern des gestürzten Römerreichs erfunden worden. Solche Institutionen bedürfen Jahrhunderte, ich möchte fast sagen Jahrtausende, bis sie zu diesem Grade von Ausbildung und Uebereinstimmung kommen. Wären die Germanen gewohnt gewesen, mit eigener Hand ihr Feld zu bauen, so würden sie sich in den eroberten Ländern fruchtbare Gegenden ausgewählt und sich dort nebeneinander angesiedelt haben. Sie hätten sich nicht über weite Landstriche unter eine fremde Bevölkerung zertheilt und zersplittert. Allein wie sie in Wirklichkeit sich niederließen, wie sie einen Edelsitz aufrichteten, ihre Felder von den Hintersassen bestellen ließen und sich blos den Uebungen des Kriegers und den Freuden des Jägers widmeten, — dies Alles zeigt uns Gewohnheiten, die nicht plötzlich entstehen und die sie schon aus der Heimat mitgebracht haben mußten. Ich will nicht sagen, daß es keine Freien gegeben habe, die in Deutschland den Ackerbau getrieben hätten; ich meine nur, daß die entscheidende

---

weise" ꝛc. sagt, so geschieht dies nicht aus Anmaßung, sondern nur weil in der Urgeschichte Alles selbstverständlich hypothetisch sein muß.

Macht bei dem Adel geweſen ſei. Dabei bemerken wir jedoch ſofort einen tiefgreifenden Unterſchied zwiſchen dem alten Sachſenlande und dem übrigen Deutſchland.

Während bei den ſueviſchen Völkerſchaften der herrſchende Ton vom Adel ausging, überwogen bei den Sachſen und beſonders bei den Frieſen die Gemeinfreien. Schon die See, welche als große Speiſekammer den Alten ihre Fiſche lieferte, überhob ſie der Nothwendigkeit, einen angeſtrengten Ackerbau zu pflegen und ſich der Arbeit der Leibeigenen zu bedienen. Ein Seevolk wie ein Hirtenvolk im Hochgebirge bedarf der Sklaven wenig, ja ſie werden leichter zu einer Laſt und Gefahr als zu einem Nutzen. Wenn der Hausvater von ſeinem „Wurt“ aus auf die See hinausfährt, überläßt er die Familie lieber dem Schutze der Einſamkeit als der Obhut zweideutiger Unterworfenen; den Hörigen aber auf die See ſchicken, heißt ihm ja ſchon vornweg die Möglichkeit der Freiheit zugeſtehen. Die drohenden Gefahren, welche der gewaltige Wogenſchlag der Nordſee mit ſich bringt, fodern ein enges und gerechtes Zuſammenſtehen der Menſchen, — Verbindungen, wie ſie nur in den Familien und unter freien Nachbarn ſtattzufinden pflegen. Und dann liegt überhaupt in der ganzen Naturgröße der See ein aufregendes Element, welches den Sklaven erhebt, den Freien mit dem Sinn der Gerechtigkeit erfüllt und die Gleichheit unter den Menſchen begünſtigt. Wenn alſo die Volksſitte der Sachſen (worauf auch ihre Hofverfaſſung hindeutet) ſich an einer Meeresküſte und bei einer ſeefahrenden Nation bildete, ſo iſt es hierdurch wol erklärlich, daß im nordweſtlichen Deutſchland verhältnißmäßig die größte Zahl der Freien lebte. Darum waren auch die Kriege ſo furchtbar hartnäckig, welche Karl mit den Sachſen führte; er hatte es hier mit einem ziemlich einheitlichen Stamme zu thun, während vorher die Franken bei den Gothen, den Alemannen und den Baiern nur den Adel zu beſiegen brauchten, um das geſammte Volk auf billige Friedensbedingungen hin zu unterwerfen. „Schone, Sieger, dein Volk“, riefen bei Zülpich dem Franken Chlodwig dieſelben Alemannen zu, welche in der Schlacht bei Strasburg gegen Julian ihre „Könige“ gezwungen hatten, von den Roſſen abzuſteigen und ſich zu Fuß an die Spitze der Scharen zu ſtellen.

Infolge dieſer Verſchiedenheit zeigt auch Britannien, das von den Völkern der Nordſee erobert ward, eine ſo ganz andere Phyſiognomie als die von ſueviſchen Völkern gewonnenen Länder. In den letztern verbreiteten ſich die deutſchen Sieger als adelige Grundbeſitzer und Krieger über weite Gebiete, ſie vereinzelten ſich und floſſen allmälig mit der unterjochten Bevölkerung zuſammen. Wo aber die Angelſachſen ſich niederließen, ſcheint nur wenig Platz mehr für die alten Bewohner geblieben zu ſein. Verdrängt und vertrieben zogen ſich nur Ueberreſte der

letztern in die entfernten Winkel des Landes zurück. Grausam und durchgreifend, wie die Defensive der Sachsen gegen Karl, ist in Britannien ihre Offensive. Sie unterwerfen nicht, sie vertilgen, und darum bewahren sie auch ihre germanische Nationalität ziemlich unverfälscht, bis die romanisirten Normannen sich wieder ganz in suevisch-gothischer Weise auf ihrem Nacken niederlassen. Da aber diese Normannen und Franzosen, die mit Wilhelm dem Eroberer über den Kanal zogen, viel weniger zahlreich waren als die Menge der Hörigen, welche fremdes Blut nach Deutschland brachten, so kann es immerhin wahr sein, daß die Engländer in mancher Beziehung echtere Germanen sind als wir selber; auch enthält vielleicht ihr Menschenschlag weniger Widersprüche mit der Schilderung des Tacitus, als jetzt der größte Theil unsers Deutschland. Ob aber hierin ein Vorzug liegt, steht noch immer dahin und die Geschichte zeigt, daß reine Racen ebenso wie Mischvölker große Thaten vollführt haben. Vielleicht kann man sagen, daß die erstern sich leichter zu einer compacten Nationalität zusammenschließen, daß sie aber häufig mit einer gewissen Einseitigkeit behaftet sind, welche einer durchaus harmonischen Entwickelung aller Seiten des Denkens und Fühlens hinderlich werden kann. Wie dem nun sein mag, so können wir uns nur freuen, daß wir in unsern sächsisch-friesischen Stämmen noch immer die Wurzeln besitzen, aus denen Englands Größe hervorgewachsen ist. So wunderbar dauern aber diese Verhältnisse der Urzeit fort, daß auch heute noch die Schilderung des Tacitus von den Charaktereigenschaften der Chauken auf unsere Nordwestdeutschen paßt und daß sie noch immer durch Sinn für gesetzliche Freiheit, durch kühlen Muthesmuth und durch praktisch-bürgerliche Tüchtigkeit sich auszeichnen. Ja man wäre versucht, diesem, wenn ich so sagen darf, demokratischen Typus gegenüber, bei süddeutschen Stämmen noch Spuren der reizbaren Empfänglichkeit und des feurigen Schwungs zu finden, welche den aristokratischen Gothen zugeschrieben werden. Auf der harmonischen Verschmelzung dieser verschiedenen Anlagen und Neigungen wird die zukünftige Hoffnung und Größe der deutschen Nation beruhen.

Die germanischen Anwohner der Nordsee hatten in der Urzeit ihren Blick vorzugsweise nach Nordwesten gerichtet, wohin sie von ihren Flüssen und von den Wogen ihres Meeres gelenkt wurden. Schon sehr früh finden wir sie in England. Später umsäumen sie das südliche Ufer des Kanals, überschreiten das französische Cap Landsend (Finisterre) und schieben, wie es sehr wahrscheinlich ist, ihre Höfe sogar bis in die Marschen der Vendée vor. Noch später (seit Kaiser Heinrich I. aus ihrem Stamme) wenden sie sich ostwärts, überströmen die nordischen Slawen und senden ihre Colonien bis hoch in die Ostsee hinauf. Rings um den Kreisschnitt, den im Nordwesten Deutschlands die Sachso-

Frieſen einnahmen, zogen ſich in ungeheuerm Bogen die ſueviſchen Völkerſchaften vom Oberrhein über die Oſtſee hin bis nach Skandinavien. An dieſen beiden Grenzpunkten, in Schwaben und in Schweden, ſcheint ſich ihr Name noch erhalten zu haben. Vielleicht auch in den „Schwaben", womit der Ungar alle Deutſchen bezeichnet, vielleicht auch noch in „Siebenbürgen". *) So entſtünde ein gewaltiges Dreieck, deſſen Spitze in Skandinavien läge, während ſeine Baſis durch den Lauf der Donau oder vielmehr durch die Gebirgszüge der Alpen und des Balkan gebildet würde. Selbſt am Nordufer des Schwarzen Meers (erinnern wir uns nur, daß Busbecq im 16. Jahrhundert noch gothiſche Ueberreſte in der Krim wahrnahm) finden wir Deutſche und die Alanen ſcheinen zur Völkerburg des Kaukaſus einen unmittelbaren Uebergang abzugeben. Dieſen ganzen Raum, wol die Hälfte Europas, beherrſchten die ſueviſch-gothiſchen Völkerſchaften. Sie beſtanden nicht, wie es von den Sachſen und auch von den Katten wahrſcheinlich iſt, aus einem Volke gleichen Stammes, ſondern ſie wurden gleichſam aus mehren Völkerſchichten gebildet, ſodaß der Adel und die Freien deutſcher Abkunft ſich über unterworfene Urbewohner hinbreiteten. An der Spitze der Sueven ſtanden Könige. Doch ging ihre Macht nur ſo weit, als zur Herſtellung einer ſtaatlichen Verbindung unter den einzelnen Adeligen und zu ihrer Sicherung gegen Aufſtandsverſuche der Unterjochten nöthig erſchien. Es gab bei ihnen Sklaven, Hörige, Freigelaſſene, Freie und einen Adel mit manchen Rangſtufen bis zu jener Familie hinauf, woraus die Könige genommen wurden. Es iſt nicht nöthig, daß die Maſſe der hörigen Ackerbauer in einer unglücklichen Lage geweſen ſei; erzählt uns doch Tacitus, daß die Germanen ihre Untergebenen mild behandelt hätten. Sie beſtellten neben ihrem Acker auch das herrſchaftliche Feld und leiſteten einen gewiſſen Zins an Vieh, Getreide und Bekleidungsſtoffen. Dagegen genoſſen ſie den Schutz ihrer kriegeriſchen Herren gegen wilde Thiere und wilde Menſchen. Doch ſcheint ſich ihre Lage von den Tagen der Urzeit herauf immer mehr verſchlimmert zu haben. Die Adeligen hinwiederum, welche den Ackerbau, wie noch die Geſetze der Bojoarier thun, für Knechtsarbeit hielten, führten Krieg, machten Heerfahrten und gingen in fremde Dienſte. Lieber als zu arbeiten, verkauften ſie ihr Blut. In Friedenszeiten zechten ſie, übten ſich in den Waffen und lagen der Jagd

*) Es iſt wol möglich, daß Siebenbürgen mit ſeiner alten Stadt „Seben" (Hermannſtadt) bedrängten Germanen als Felſenburg diente und daß die ſpäter zugewanderten Sachſen mit dieſen alten Schwaben oder Sueven verſchmolzen ſind. Bemerkenswerth iſt auch, daß ſich die Sette communi bei Vicenza, „Sibenberger" nennen. Die Bewohner von Lavarone, Vedemonte ꝛc. behaupten ſogar „Sueven" zu ſein. Wie kommen ſie auf dieſen uralten Namen? Vergl. Kohl in den „Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung", 1847, S. 487.

ob. Das schon erwähnte bojoarische Gesetz zergliedert die Arten der Jagdhunde und der Falken mit einer Subtilität, welche auf uralte Gebräuche schließen läßt und welche beweist, daß wir es mit einem durchaus aristokratischen Volke zu thun haben. Ueberall sehen wir eine kleine Minorität, welche die Arbeit und die Sorge für den Lebensunterhalt andern Händen überläßt.

Wollten wir uns ein genaues Bild der altgermanischen Verfassungen verschaffen, so müßten vor allem die Zustände des Kaukasus einer gründlichen Durchforschung unterworfen werden. Schon aus dem Wenigen, was Dubois de Montpéreux sowie der Engländer Bell uns von dorther melden, ersehen wir die Analogie mit den Verhältnissen unserer Urzeit. Die Osseten, welche noch eine indogermanische Sprache reden, erscheinen uns gleichsam als die Sachsen des Kaukasus; sie mögen von dem freien Mittelstande abstammen. Die Tscherkessen dagegen, bei welchen wahrscheinlich nur ein arischer Adel über fremden Völkerstämmen lagert, sind ein Spiegelbild der aristokratischen Gothen.

Bevor wir jedoch weitergehen, müssen wir auf die alten Verbindungen der Slawen mit den Deutschen einen Blick werfen. Der schon früher erwähnte Forscher Landau zeigt, wie weit das Slawenthum nach Deutschland hereinragt. Indem er sich auf Nachrichten der Quellen, auf das Vorhandensein alter Städte, auf die Art der Dorfanlage und die Namen der Ortschaften stützt, weist er die Spuren jenes großen Volks innerhalb einer Grenzlinie nach, welche mit den Vindeliciern in der Gegend des Bodensees beginnt, sich an den Mittelmain emporzieht, Fulda berührt und dann den Ostharz streift, um an der untern Elbe an die Nordsee zu stoßen. Aus eigener Anschauung glaube ich diese Linie noch weiter nach Westen, ja bis über den Rhein vorschieben zu können. Doch ist dazu hier nicht der geeignete Ort. Es mag uns genügen, daß wir das ganze östliche Deutschland von Slawen erfüllt sehen. Ueber die Zeit, in welcher, wie man gewöhnlich annimmt, die Slawen einwanderten, herrscht ziemliche Ungewißheit. Im Laufe des 3. Jahrhunderts, sagt man, hatten sie das Obergebiet besetzt und drangen in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts an die Elbe vor. Allein ein großer Theil der deutschen Völkerschaften, welche sich über die Länder Roms ergossen, verließ erst um 400 das mittlere Deutschland, und noch vor dieser Zeit oder kurz nachher sollten die Slawen sich über so weite Strecken verbreitet haben? Sobald die Slawen in der Geschichte auftreten, erscheinen sie als Ackerbauer, und ein ackerbauendes Volk verläßt seine Sitze erst dann, wenn es sein eigenes Gebiet mit Ansiedelungen erfüllt hat. Obschon sich die Slawen als ein ansässiges Volk zu allen Zeiten stark vermehrten, so ist es doch kaum denkbar, daß sie, im Jahre 534 erst nach Böhmen, Mähren, Sachsen und Thüringen vorgedrungen, schon

vor Ablauf eines Jahrhunderts dem fränkiſchen König Dagobert mit ſo geſchloſſener Macht gegenübertreten; ſie müſſen ſchon früher in dieſen Gegenden gewohnt haben. Während die Geſchichte ſchweigt, ſpricht nur die Sage von ihrer Einwanderung; in Wirklichkeit aber machen ſie uns den Eindruck wie ein Gebäude, deſſen leichter Oberbau zuſammenbricht und deſſen feſte Grundmauern dann plötzlich bloßgelegt werden. Die germaniſchen Adeligen haben ihre Hörigen freigelaſſen; gelockt vom reichen Süden unterwarfen ſie nun die Romanen ihrer Herrſchaft und emancipirten die Slawen.

Mit Hrn. Landau möchte ich alſo die Slawen für Urbewohner nicht nur Europas, ſondern auch Deutſchlands halten. Die neuere Sprachforſchung hat eine höchſt auffallende Menge gleicher Wortwurzeln bei Slawen und Deutſchen nachgewieſen. Beide ſtanden in uralter Berührung; ſie ſind Brudervölker. Dabei iſt es wol denkbar, daß eine Art von Arbeitstheilung bei ihnen beſtand, ſodaß die Germanen die Krieger, die Slawen aber die Ackerbauer geweſen ſind. Nichts hindert uns an der Annahme, daß dies Verhältniß weniger der Gewalt als vielmehr einer Art von Vertrag und uralter Sitte entſprungen iſt. Läßt ja noch Neſtor die nordiſchen Slawen zu den Waräger-Ruſſen melden: „Unſer Land iſt groß und geſegnet, nur Ordnung mangelt darin; kommt denn, ſeid unſere Fürſten und herrſcht über uns.“

Jakob Grimm leitet den Namen der Sueven aus der ſlawiſchen Sprache ab, wo das Wort Swoboda und bei andern Stämmen Sloboda „Freiheit“ bedeutet. Sueven würden alſo die „Freien“ ſein und ein Volk, das einer fremden Nation dieſen Namen beilegt, entbehrt offenbar des Zuſtandes, den es bei den Fremden als Unterſcheidungszeichen anerkennt. Nur der Krieger war in der Urzeit frei und jeder Freie war auch Krieger, daher läßt ſich vielleicht die Bezeichnung Bojer, ſtatt „keltiſch“ zu ſein, gleichfalls aus dem Slawiſchen erklären. Da finden wir nun die Silbe boj, die ſoviel wie Krieg bedeutet; bojownik iſt ein Krieger. So fällt der Name der Bojer in Böhmen mit dem Namen der Sueven zuſammen; beide bezeichnen nur verſchiedene Eigenſchaften der germaniſchen Kriegerkaſte, deren Spuren vielleicht noch in den Bojaren Rußlands und der Donaufürſtenthümer fortleben. Ja wenn man einen Baiern im Hochgebirg fragt, welchem Volk er angehöre, ſo antwortet er mit Stolz, daß er ein Boar ſei, und bei den vielen hinlänglich bekannten Spuren des Slawenthums in Baiern und bei der vielen ſlawiſchen Nachbarſchaft glaube ich auch hierin das Wort zu erkennen, wonach der Slawe die deutſchen Adeligen genannt hat. Wenn ſich dieſe Hypotheſe bewahrheitete, ſo würden die nebelhaften „Kelten“, die unter dem Namen der Bojer an vielen Orten auftauchten, ſich in Slawen mit germaniſchem Kriegsadel auflöſen.

Digitized by Google

Bei dem Worte župan macht Dobrowsky die Bemerkung, daß es gewiß nicht echtslawisch, sondern aus westlichen Gegenden herübergekommen sei. „Wie wenn etwa nur die Stämme, die das Wort pán (Herr), gothisch fana, in ihre Sprache aufgenommen haben, den Gothen nahe genug waren, um von ihnen bezwungen zu werden?" Doch da ich vollkommen weiß, wie bedenklich etymologische Conjecturen für Jemand sind, der kein Sprachforscher ist, so möchte ich nur noch auf einige Anklänge alter Beziehungen zwischen Deutschen und Slawen hindeuten. Als ein serbisches Königsgeschlecht kommen „Chousmane" vor, — ein Wort, das lebhaft an das spanische „Guzman" und „Gothen" erinnert. Vitěs (Held) ruft ferner das gothische Vitiges ins Gedächtniß zurück, wie Kral (König) nur eine Umsetzung unsers „Karl" ist. Und während unser „Pflug" offenbar aus dem Slawischen entlehnt ist, nennt der böhmische Bauer seinen Pferdestall „marstal". Stehen sich hier nicht Bauersmann und Adeliger, als dessen Attribut stets das Roß galt, deutlich gegenüber?

In der That hat dies alte Verhältniß so viele Spuren zurückgelassen, daß sicherlich mancher der scharfsinnigen und gelehrten slawischen Forscher zu ähnlichen Resultaten wie oben Dobrowsky gekommen ist. Allein sie schweigen oder gleiten flüchtig über diesen Punkt hinweg und zeigen gerade dadurch, wieviel germanisches Blut in ihre Adern und wieviel germanischer Geist in ihre Denkungsart schon eingedrungen ist. Sollte es nicht ehrenvoller sein, einem Volke von Arbeitern als einem Volke von Kriegern anzugehören? Was kann für die Slawen rühmlicher sein, als daß sie in der Urzeit schon waren, was die andern Völker erst immer mehr zu werden bestrebt sind? Daß es jetzt keinem Stamme der Slawen an Tapferkeit gebricht, haben sie wahrlich hinreichend bewiesen; ob aber dieser Geist des Kampfes auch in der Vorzeit bei ihnen herrschte, steht dahin, wenigstens zeigt er sich um so lebhafter, je weiter die Slawen nach Westen wohnen und jemehr sie mit Deutschen vermischt sind. Allein so war nicht der nationale Urton der Slawen. Sie treten uns vielmehr als ein friedliebendes und dem Landbau von jeher zugethanes Volk entgegen, und Niemand hat ihr Wesen und ihre Bestimmung so tief und gerecht aufgefaßt als unser Geschichtsphilosoph Herder in jener bekannten Stelle, wo er ihnen den Besitz des Erdreichs zuweist. Ihre Nachkommen, wenn auch unter andern Nationen verborgen und verhüllt, bewohnen den größten Theil Europas.

Aber es hat lange gedauert, bis die alten Kastenunterschiede gebrochen wurden. Auch ging es dabei oft wild und blutig genug her. Bis die Slawen den Krieg erlernten und die Deutschen sich zur Arbeit bequemten, fand ein fortwährender Austausch des Bluts und der Eigenschaften durch Vermischung beider Völker statt; die Slawen wurden kriegerisch

und die Deutschen friedliebend, jetzt sind die alten schroffen Unterschiede weggefallen, es herrscht eine annähernde Gleichheit zwischen beiden Stämmen, und erst hierdurch wird eine gerechte Verbindung möglich, wie sie das Völkerleben der Neuzeit fodert und wie sie die Urverwandtschaft von Slawen und Deutschen empfiehlt.

Literatur und Kunst.

Bibliographie.

Die „Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode, vom Jahre 1074—1855. Verfaßt von Christian Friedrich Keßlin, Oberlehrer am Lyceum zu Wernigerode" (Magdeburg, Baensch), auf deren bevorstehendes Erscheinen wir unsere Leser schon vor einiger Zeit aufmerksam machten, haben jetzt die Presse verlassen. Das Buch ist, wie ein Zusatz auf dem Titel uns belehrt, auf Kosten des Wissenschaftlichen Vereins zu Wernigerode herausgegeben; der Verfasser selbst erläutert dies im Eingang seiner Vorrede dahin, daß dasselbe als Ergänzung der von J. H. Delius im Jahre 1779 veröffentlichten „Nachrichten zur Gelehrtengeschichte der Grafschaft Wernigerode" entstanden ist und ursprünglich nicht für den Druck bestimmt war; erst auf Andringen des genannten Wissenschaftlichen Vereins, der damit zugleich ein Ehrendenkmal für das 50jährige Dienstjubiläum des Verfassers zu stiften beabsichtigte, hat er sich zur Veröffentlichung seiner Arbeit, der mühsamen Frucht jahrelanger sorgfältiger Studien, entschlossen. Derjenige Theil des Publicums, der sich überhaupt für literarhistorische Arbeiten und Untersuchungen interessirt, wird sich beiden dafür zu Dank verpflichtet fühlen, sowol dem Verfasser wie auch dem Wissenschaftlichen Verein, durch dessen Vermittelung das Werk ans Licht getreten ist und der dadurch ein anerkennenswerthes Zeugniß seines ernsten und gemeinnützigen Strebens geliefert hat. Allerdings ist die Zeit, wo Literaturgeschichte und Büchergeschichte als identisch betrachtet wurden, längst vorüber; der Literarhistoriker weiß jetzt, daß ihm andere und höhere Aufgaben gestellt sind als nur Büchertitel zusammenzutragen und die Geburts- und Sterberegister der Autoren zu berichtigen. Aber darum hat die Büchergeschichte nicht aufgehört, die nächste und unentbehrlichste Vorarbeit für den Literarhistoriker zu sein. Im Gegentheil, je höher heutigentags die Literaturgeschichte im Allgemeinen ihren Standpunkt nimmt und jemehr sie sich bemüht, in den literarischen Leistungen eines bestimmten Zeitalters oder eines bestimmten Volks den gesammten ästhetischen, sittlichen und politischen Zustand desselben wie in einem Spiegelbilde nachzuweisen, jemehr mit Einem Worte sie sich erweitert zu einer idealen Geschichte der Nationen und ihrer höchsten und edelsten Bestrebungen, um so unentbehrlicher und nothwendiger ist ihr auch die möglichst vollständige Beherrschung des bibliographischen

Materials, aus welchem sie ihre Schlüsse zieht und das die Grundlage ihrer Combinationen bildet. Die Bibliographie, wir geben es zu, ist eine trockene und mühselige Wissenschaft: aber wie die Götter nun einmal überall den Schweiß vor das Schöne gesetzt haben, so muß auch dieser harte und widerspänstige Boden erst durchgearbeitet werden, um die Literaturgeschichte selbst zur Blüte und Frucht zu bringen. Auch darf man nicht glauben, als ob, wenn diese Arbeit einmal geschehen ist, sie nun auch geschehen bleibt für alle Zeiten. Absolute Vollständigkeit ist auf diesem Gebiete überhaupt nicht zu erreichen, man wird sich schon zufriedengeben müssen, wenn die betreffenden Arbeiten dieselbe nur als Ziel im Auge haben und sich ihr so weit zu nähern suchen, als es nach dem jedesmaligen Zustande der Wissenschaft möglich und ausführbar ist. Aber dieser Zustand selbst verändert und erweitert sich, neue Quellen werden eröffnet, neue Lichter fallen in das Dunkel der Vergangenheit; darum bedarf es auch einer stets erneuten Arbeit, die Resultate der Einzelforschung zusammenzutragen und die Lücken zu ergänzen, welche sich durch das erweiterte Bedürfniß der Wissenschaft ergeben haben. Am zweckmäßigsten geschieht dies ohne Zweifel in der Form von Monographien, die sich auf bestimmte Zeiträume oder vielleicht noch besser auf bestimmte Oertlichkeiten beschränken, indem hier am ersten jene annähernde Vollständigkeit erreicht werden kann, an welcher der Bibliograph als an seinem Ideal festhalten soll. Auch die vorliegende Schrift ist diesem Ideal so nahe gekommen, wie es nach den vorhandenen Mitteln nur immer möglich war, und es ist dies um so höher anzuschlagen, als dem Verfasser, abgesehen von der schon genannten Schrift von Delius, die sich jedoch nur auf eine sehr specielle Epoche und eine bestimmte kleine Gruppe von Schriftstellern beschränkt, keinerlei Art von Vorarbeiten zugebote stand. Und doch hätte der literarische Reichthum der Grafschaft Wernigerode wol schon längst eine solche Uebersicht verdient. Die hohe literarische Bildung, durch welche die Grafen Stolberg als Regenten der Grafschaft sich Jahrhundertelang auszeichneten, hat dazu beigetragen, auf diesem kleinen abgelegenen Fleckchen deutscher Erde eine Fülle geistigen Lebens und somit auch eine Anzahl von Schriftstellern zusammenzuführen, wie man sie in mancher weit größern und weit häufiger genannten Provinz unsers Vaterlandes vergeblich suchen würde. Das in Rede stehende Werk zählt im Ganzen nicht weniger als 342 Schriftsteller auf, theils geborene Wernigeroder, theils Fremde, die sich später in Wernigerode niedergelassen oder sich doch wenigstens hier ihre gelehrte Bildung erworben haben; auch einige Fremde, die über die Grafschaft geschrieben haben, sind in dieser Zahl mit inbegriffen, sowie auch einige wenige Maler und Musiker, welche in Wernigerode ihre Heimat gehabt haben. Die Gesammtzahl der Schriften, welche von diesen ungefähr vierthalb Hundert Autoren hier aufgezählt werden, beläuft sich gegen dritthalb Tausend. Einige darunter sind außerordentliche Vielschreiber gewesen: wie wir denn einige Namen finden, besonders aus dem 17. und 18. Jahrhundert und auch hier wieder vornehmlich auf theologischem Gebiet, bei denen 80 und mehr Schriften angeführt sind. Ueberhaupt ist die Theologie dasjenige Fach, das hier am reichsten vertreten ist; ihr zunächst kommen Geschichte und Pädagogik. Auch an bekannten Namen fehlt es nicht; beispielsweise nennen wir Gleim, Göckingk, Plessing (bei dem wol auf sein

Verhältniß zu Goethe hätte hingedeutet werden können), Raßmann, Unzer, Zerrenner ꝛc., sowie von Lebenden E. W. Förstemann, den vortrefflichen Verfasser des „Altdeutschen Namenbuch", den bekannten V. A. Huber, der sich nach seinem Austritt aus dem preußischen Staatsdienst im Herbst 1852 nach Wernigerode zurückgezogen hat, Heinrich Pröhle und Andere. Bei der Anordnung und äußerlichen Einrichtung seines Werks ist der Verfasser durchgängig dem Beispiel von Meusel, dessen „Gelehrtes Deutschland" mit seinen verschiedenen Nachträgen ja noch immer unentbehrlich ist, gefolgt. Die biographischen Nachrichten sind in zweckmäßiger Kürze gehalten und nur über einzelne noch lebende Schriftsteller werden nach dem von ihnen selbst gelieferten Material ausführlichere Notizen gegeben. Unter den Nachträgen werden besonders der Excurs über die in Wernigerode erschienenen Bibeln und Gesangbücher sowie die Mittheilungen über die Geschichte der gräflich Stolberg'schen Bibliothek zu Wernigerode das Interesse der Bücherfreunde auf sich ziehen. Gestiftet wurde die gedachte Bibliothek zu Ende des 16. Jahrhunderts durch den Grafen Wolfgang Ernst; ihre eigentliche Bedeutung und Größe jedoch verdankt sie dem Eifer des Grafen Christian Ernst, der sie während seiner langen mehr als 60jährigen Regierung (1710—71) auf 40,000 Bände vermehrte, sie auch schon 1746 dem Publicum zugänglich machte. Verschiedene Veräußerungen, welche zu Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Grafen Christian Friedrich vorgenommen wurden, brachten, trotz der starken Vermehrungen, welche einzelne Fächer, besonders neuere Literatur und Geschichte erfuhren, die Zahl der Bände so weit herunter, daß sie sich 1838 nur noch auf 35,000 belief. Wenige Jahre später jedoch wurde die bekannte, besonders für das Fach der deutschen Geschichte sehr reichhaltige Delius'sche Bibliothek erworben und da in neuester Zeit auch noch ein bedeutender Theil der gräflichen Handbibliothek hinzugekommen ist, so beläuft sich die Zahl der vorhandenen Bände gegenwärtig wieder auf etwa 60,000, darunter circa 3000 Bibeln in nicht weniger als 52 Sprachen nebst beinahe dritthalb Tausend Gesangbüchern: diese beiden eine Specialität, welche besonders durch den 1854 verstorbenen Grafen Henrich gepflegt wurde und in Betreff deren die Bibliothek zu Wernigerode sich den bedeutendsten deutschen und auswärtigen Sammlungen an die Seite stellt. R. P.

Naturwissenschaften.

Der Federkrieg, der sich seit der bekannten Wagner'schen Rede über Glauben und Wissen zwischen Naturwissenschaft auf der einen und Theologie und Philosophie auf der andern Seite angesponnen hat, fängt nachgerade an, etwas langweilig zu werden. Auf beiden Seiten hat man Behauptungen aufgestellt und Positionen eingenommen, die sich, gegenüber dem unbefangenen Sinn des Publicums, unmöglich auf die Dauer behaupten lassen. Nicht mehr eine Wissenschaft steht der andern gegenüber — ein solcher Gegensatz ist auf dem Gebiete der wahren Wissenschaft schon an sich undenkbar —, sondern nur noch Materialismus und Orthodoxie, Aberglaube und Frivolität liegen sich in den Haaren. Der eigentliche Ausgangspunkt des Streits war außerordentlich einfach; es handelte sich darum, ob eine Wissenschaft das Recht hätte, der andern eine Schranke aufzuerlegen, oder ob nicht

vielmehr jeder die freie und unverkümmerte Herrschaft auf dem ihr zugehörigen Gebiete zustehen solle. Insofern waren die Naturwissenschaften in ihrem vollkommensten Rechte, da sie der Theologie die Befugniß absprachen, sich in physiologische Untersuchungen zu mischen und die Grenze zu bezeichnen, bis wohin das Scalpell des Anatomen dringen sollte und wohin nicht. Die unbedingteste Freiheit der Forschung ist ein Recht, das jeder Wissenschaft zusteht; nur indem jede sich desselben in vollstem Umfang und mit Anstrengung aller Kräfte bedient, wird die Wahrheit selbst gefördert und jene höhere Bildung vorbereitet, in der alle einzelnen Wissenschaften, als in ihrer wahren Einheit, zusammenfließen. Allein die Naturwissenschaft hat sich mit dieser abwehrenden Stellung nicht begnügt; nicht zufrieden, sich in ihren eigenen Grenzen zu behaupten, hat sie sich durch die Hitze des Kampfes verleiten lassen, Streifzüge in Gebiete zu machen, die ihr unzugänglich sind und nach der Natur der Sache sein müssen; aus dem Unterdrückten ist, wie so oft im Laufe der Welt, ein Unterdrücker, aus dem Angegriffenen ein Verfolger geworden. Die Naturwissenschaften, wir wiederholen es, waren in ihrem vollkommensten Recht und erfüllten nur die Pflicht, welche jede Wissenschaft gegen sich selber hat, da sie die Anmaßungen der Theologen zurückwiesen; aber in das vollkommenste Unrecht sind sie gerathen, seitdem sie ihrerseits Theologen und Philosophen zwingen wollen, sich gewissen Folgerungen zu unterwerfen, welche von einzelnen Naturforschern aus Untersuchungen gezogen werden, deren Resultate vor dem Forum der Naturwissenschaften selbst noch keineswegs feststehen. Es ist dies genau dieselbe Anmaßung und derselbe kurzsichtige Fanatismus, den sich unsere kirchlichen Eiferer zuschulden kommen lassen. Der Theologe soll die Documente seiner Wissenschaft erforschen, er soll Dogmen und Systeme kritisiren, aber er soll sich nicht unterfangen, die Resultate naturwissenschaftlicher Forschungen zu verketzern oder gar den Forschungen selbst in den Weg zu treten, blos weil sie seinen theologischen Bestrebungen unbequem fallen; aber ebenso wenig soll auch der Naturforscher den Theologen oder Philosophen bekämpfen, weil derselbe von Prämissen ausgeht, welche die Naturwissenschaft als solche leugnet oder für die sie doch keine bestimmten handgreiflichen Beweise auffinden kann. Die naturwissenschaftliche Forschung ist die exacteste, die sich denken läßt, solange sie sich begnügt, Beobachtungen anzustellen und Thatsachen zu sammeln; wo es sich aber darum handelt, Thatsachen zu Schlüssen zu vereinigen und allgemeine Gesetze daraus abzuleiten, wo also mit Einem Worte die Sphäre des Denkens beschritten werden soll, da reichen Zange und Messer, Wage und Mikroskop nicht mehr zu. Noch ist kein Anatom im Stande gewesen, den eigentlichen Sitz des Lebens aufzufinden: aber welchem Menschen von gesunden Sinnen fällt es ein, darum das Leben selbst zu leugnen? Und doch begeht die moderne Naturwissenschaft ganz dieselbe Abgeschmacktheit, wenn sie aus dem Umstande, daß sie nicht im Stande ist, auf rein naturwissenschaftlichem Wege, auf dem Wege des Experiments und der chemischen Analyse, zu den Begriffen von Geist und Freiheit des Willens und Sittlichkeit zu gelangen, sich berechtigt glaubt, diese Begriffe selbst zu leugnen. Noch hat kein Anatom das Organ entdeckt, womit der Dichter jene Werke schafft, die die Herzen der Menschen entzünden; sind etwa diese Werke selbst darum weniger vorhanden? Er zer-

gliedert die Hand des Malers, des Bildhauers und findet überall nur daſſelbe Knochengerüſt, daſſelbe Gewebe von Muskeln und Nerven und Bändern, das auch die Hand des gemeinſten Tagelöhners darbietet; ſind darum nun die Werke des Phidias eine bloße Illuſion? Gehört Rafael in das Gebiet des Aberglaubens und die unſterblichen Werke, die einſt aus dieſer Hand hervorgegangen und die noch jetzt unſer Auge entzücken, haben niemals exiſtirt? Ganz gewiß ſtehen alle Wiſſenſchaften in innerer Verbindung und haben die gegenſeitige Verpflichtung, von ihren Reſultaten Kenntniß zu nehmen. Aber wohlgemerkt: nur ſoweit dieſelben bereits in die allgemeine Bildung übergegangen ſind. Sollte wirklich einmal eine Zeit kommen, wo das allgemeine Bewußtſein ſich damit einverſtanden erklärte, daß der Menſch in der That nur eine Maſchine und daß Alles, was wir bisher Denken und Empfinden genannt haben, die Entzückungen der Dichter, die Lehren unſerer Philoſophen, und Gott und Unſterblichkeit und überhaupt alles höhere geiſtige Daſein nur Ausſcheidungen gewiſſer körperlicher Organe und Functionen ſind, dann allerdings werden unſere Materialiſten den Sieg errungen haben und Theologen und Philoſophen werden gutthun, in ihre Schule zu gehen. Doch wird es wol noch einige Zeit dauern, bis es dahin kommt. Was aber am widerwärtigſten iſt bei dem ganzen unfruchtbaren Streit, das iſt die Roheit, mit welcher er geführt wird, und zwar, wie wir zu unſerm Bedauern hinzuſetzen müſſen, vorzugsweiſe vonſeiten Derer, welche ſich berufen glauben, die Freiheit der Wiſſenſchaft zu vertheidigen und ſich ſelbſt als die neueſten Vertreter des Fortſchritts zu proclamiren. Bisher war dieſe Roheit nur im Lager unſerer kirchlichen Fanatiker zu finden; es ſcheint uns kein gutes Zeichen für die Reife und Tiefe dieſer neueſten Bildung, daß ihre Apoſtel ſich jetzt derſelben Waffen bedienen, die wir ſonſt nur bei den Feinden der Bildung erblickten.

Ein ſolches Product geiſtiger Roheit, in ebenſo roher und unkünſtleriſcher Form, liegt uns vor in dem Werke: „Kirchenglaube und Erfahrung. Ergebniſſe der Alterthumskunde, der Aſtronomie, Geologie und Naturgeſchichte“ (Stuttgart, Göpel). Die Schrift iſt noch vor Ausbruch des gegenwärtigen Streits abgefaßt; doch liefert ſie den Wortführern der neueſten Aufklärung ein reichliches Material. Alles, was ſeit Menſchenaltern zur Erſchütterung des Kirchenglaubens geſagt worden iſt, namentlich alle Einwendungen und Widerſprüche, die ſich vom Standpunkte der Naturwiſſenſchaften gegen denſelben erheben laſſen, finden ſich hier zuſammengetragen, aber ohne Plan und Ordnung und ohne daß aus den gehäuften Negationen irgendein Poſitives ſich entwickelte. Es iſt eine vortrefflich ausgeſtattete Rüſtkammer für Diejenigen, welche einen Gegner beſiegt zu haben glauben, indem ſie ihn lächerlich machen; für den Freund der Wahrheit und der wirklichen wiſſenſchaftlichen Forſchung bietet es keine Ausbeute.

Ein würdiges Gegenſtück dazu, aber diesmal vonſeiten der Orthodoxie, liegt uns in einem Heftchen vor, das bei Thein in Würzburg erſchienen iſt und den Titel führt: „Die chriſtliche Myſtik gegenüber der Modeweisheit.“ Zur Charakteriſtik dieſes Pamphlets (denn ſo muß man es wegen ſeiner ganz plumpen, unwiſſenſchaftlichen Haltung nennen) genügt es anzuführen, daß ſelbſt Humboldt mit ſeinem „Kosmos“ keine Gnade vor dieſem chriſtlichen Myſtiker findet. Vielmehr überhäuft er ihn mit den roheſten

Schmähungen; er wirft ihm nicht nur Unklarheit des Denkens vor, sondern entblödet sich auch nicht, den „hochgeehrten, hochbetagten, vielgereisten und reichen Glücklichen" als einen raffinirten Egoisten darzustellen, der für die geistigen und sittlichen Bedürfnisse seiner Mitmenschen nicht das mindeste Interesse hegt.

Doch lassen wir diese Auswüchse beider Parteien und wenden wir uns vielmehr einer Reihe von Schriften zu, welche die Ausschweifungen der neuesten Naturforschung in ihre Schranken zurückzuführen und den Punkt festzustellen suchen, wo Glauben und Wissen, naturwissenschaftliche Empirie und philosophisches Denken sich durchdringen und versöhnen. Die „Schöpfungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichts von Friedrich Pfaff" (Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer) hat sich, wie schon der Zusatz auf dem Titel zeigt, zur besondern Aufgabe gestellt, die biblische Tradition, soweit sie sich auf die Schöpfung der Welt und des Menschen erstreckt, mit den Resultaten der heutigen Wissenschaft in Einklang zu bringen. Die Absicht des Verfassers war gewiß sehr löblich; aber ob das Unternehmen selbst ein ganz zweckmäßiges, möchten wir bezweifeln. Es steht damit, wie wir schon im Eingange andeuteten: der Verfasser sucht zwei Welten zu vereinigen, die sich wol hier und da berühren, aber die niemals ineinander aufgehen können. Die naturwissenschaftliche Forschung gewinnt nichts dabei, die Bibel zum Zeugniß zu haben; der Gläubige aber, der, um an den Mosaischen Schöpfungsbericht zu glauben, sich denselben erst gleichsam von der Naturwissenschaft muß ratificiren lassen, der ist eben kein Gläubiger mehr und wird auch durch Untersuchungen wie die vorliegende nicht mehr zum Glauben zurückgeführt werden können. Dazu kommt, daß es bei solchen Ausgleichungen, wenn sie sich auf solche Specialitäten einlassen wie hier, niemals ohne einzelne erzwungene oder überkünstliche Auslegungen abgeht, die dann den Gegnern nur neue Waffen in die Hände geben. Doch muß dem Verfasser eingeräumt werden, daß sich solcher Stellen bei ihm im Ganzen nur wenige finden, wie er denn überhaupt, bei aller Ehrfurcht vor der biblischen Ueberlieferung und trotz des tiefen religiösen Gefühls, das sich in dem Ganzen ausspricht, der Würde der Wissenschaft nirgends zunahe tritt. Vielmehr ist das Buch auch in wissenschaftlicher Beziehung eine sehr beachtungswerthe Erscheinung, der Verfasser ist bei aller conciliatorischen Milde ein sehr scharfer und klarer Kopf, der die verwickeltsten Lehren mit großer Präcision darzustellen weiß und auch die klare, lichtvolle Sprache sowie die schöne sittliche Wärme, die das Ganze erfüllt, verdient die lebhafteste Anerkennung.

Diese sittliche Wärme ist es auch hauptsächlich, durch die das „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. Von Carl Gustav Carus" (Leipzig, F. A. Brockhaus) den Leser fesselt. Daß ein Mann, der, wie er sich selbst in der Vorrede bezeichnet, seit mehr denn vier Decennien die Natur zum Gegenstande unausgesetzter Forschungen gemacht hat und dabei zu der unerschütterlichen Gewißheit gelangt ist, daß „hinter der wechselnden Phantasmagorie der Sinne ein Ewiges, Geistiges, Göttliches existirt, an dem wir selbst theilhaben und das unsere bessere Hälfte ist", sich nicht theilnahmlos verhalten könne in einem Augenblick, wo die Naturwissenschaften dieser ihrer höhern Bedeutung so völlig entkleidet und zu einem

bloßen Werkzeug des rohesten Materialismus herabgewürdigt werden sollen, ließ sich voraussetzen. Freilich darf man zweifeln, ob die eigenthümliche, mehr construirende als eigentlich beweisende, fast müssen wir sagen mehr poetische als eigentlich wissenschaftliche Richtung des Verfassers besonders geeignet ist, das entscheidende Wort in diesem Streite zu sprechen. Sein Hereinziehen des Idealismus in die empirische Naturbetrachtung ist gewiß sehr liebenswürdig und macht seinem edeln und feinfühlenden Herzen alle Ehre und auch seine durchgehende Dreitheilung des Guten, Wahren, Schönen läßt man sich als einen Nachklang Platonischer Studien gern gefallen. Im Uebrigen aber dürfte doch der empirischen Grundlage selbst eine größere Schärfe und Genauigkeit, dem Nachweis, wie die Materie in ihrer sinnlichen Mannichfaltigkeit nur das Gefäß der einen in sich untheilbaren Idee ist, mehr wissenschaftliche Consequenz und Schärfe, dem Ganzen aber eine größere Knappheit und Bestimmtheit der Darstellung zu wünschen sein; die schwungvollen Sentenzen des Verfassers sind zum Theil sehr schön, doch würden sie noch wirksamer sein, wenn sie minder schön wären. Immerhin ist das Buch ein erfreulicher Beweis der seltenen geistigen Frische und Regsamkeit, die der Verfasser sich am Abend eines langen und thätigen Lebens bewahrt hat; wird es ihm auch schwerlich gelingen, einen Andersdenkenden zu widerlegen und von seinen Ansichten zurückzubringen, so ist es doch in hohem Grade geeignet, Gleichgesinnte in ihren Ansichten zu befestigen und sie in jenem idealen Streben zu bestärken, das der Verfasser selbst mit so rührender Treue festgehalten und in mannichfachen Formen wissenschaftlich und künstlerisch bethätigt hat.

In directer Beziehung auf den Vogt-Wagner'schen Streit sind geschrieben: „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. Von Dr. Julius Frauenstädt"; „Der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens. Mit einer Zueignung an Professor Karl Vogt. Von Wilhelm Schulz-Bodmer" (beide bei F. A. Brockhaus in Leipzig) und „Die neueste Vergötterung des Stoffs. Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes, für denkende Leser von Dr. med. August Weber, großherzogl. Kreisarzt zu Ulrichstein" (Gießen, Ferber). Unter diesen drei Schriften ist die von Frauenstädt diejenige, die ihren Standpunkt am höchsten und weitesten nimmt. Der Verfasser weist darin nach, wie die Naturwissenschaften, weit entfernt, zum Materialismus zu führen, richtig geübt und richtig verstanden vielmehr der Boden sind, auf dem alle edelsten und erhabensten Kräfte des menschlichen Geistes ihre nächste und natürlichste Nahrung finden; er weist nach, wie wol eine halbe und oberflächliche Naturkenntniß zum Abfall vom Geiste führen kann, wie aber die gewissenhafte und vollständige Durchdringung der Natur immer nur auf den göttlichen Inhalt zurückführt, der sie erfüllt und der sich in ganz ähnlicher Weise in den Schöpfungen des Geistes offenbart. Alles ernste wissenschaftliche und künstlerische Streben, mag es nun von der Natur oder vom Geiste kommen, vom Denken oder von den Sinnen ausgehen, führt zu Gott, weil Gott in Allem ist und sich Jedem offenbart, der ihn, forschend oder glaubend, denkend oder dichtend, mit Aufrichtigkeit sucht. Auch der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen

ist kein unüberwindlicher; vielmehr gibt es eine Stufe geistiger Reife und Klarheit, wo die Resultate der Wissenschaft mit den Voraussetzungen des Glaubens zusammenfallen und wo in das von Zweifeln durchfurchte Gemüth, als schönste Frucht der Forschung, derselbe kindliche Friede, dieselbe Ruhe und Beseligung einzieht, die den Gläubigen erfüllt. Das Buch ist, wiewol auf strengphilosophischen Principien beruhend, doch in einer edeln und allgemein verständlichen Form geschrieben; wir empfehlen es dringend Allen, die sich für die hier besprochene Streitfrage interessiren, es wird sie nicht blos geistig aufklären, sondern auch ihr Gemüth wird sich davon gestärkt und erhoben fühlen.

Der „Froschmäusekrieg" macht den Versuch, eine an sich sehr ernste, für die geistige Signatur unserer Zeit höchst wichtige Angelegenheit vom Standpunkt des Humors als einen Gegenstand unfreiwilliger Komik zu betrachten. Gewiß hat der Humor das Recht, sich an Alles zu wagen: doch muß er dann auch die Kraft haben, sich Alles zu unterwerfen. Mit der Aufdeckung einzelner Blößen und Widersprüche ist da nichts gethan; der Humorist muß im Princip größer und reicher, in der Anwendung geschickter und glücklicher sein als der Gegner, den er im Feuer der Komik verklären und eben dadurch vernichten will. Der Humor, mit Einem Wort, ist das Vorrecht genialer Naturen und so bereitwillig wir auch den guten Willen des Verfassers anerkennen sowie den Ernst und die Treue seiner Ueberzeugung, so dürfte doch Genialität gerade diejenige Eigenschaft sein, von der sich am wenigsten an ihm spüren läßt. Das Buch hat einige komische Partien, aber zum Humor fehlt ihm die Ueberlegenheit des Geistes, und auch die komischen Partien verlieren an Wirkung durch die große Breite der Darstellung, in welcher der Verfasser sich gefällt. Auch merkt man ihm zu sehr an, daß er auf dem Gebiete der Naturwissenschaften doch eigentlich nur ein Dilettant ist, wie er das ja auch selbst mit liebenswürdiger Offenheit zugesteht. Aber gerade der Humor erfodert die freieste und sicherste Herrschaft über den Gegenstand, den er behandeln will; er ist ein Adler, dem kein Abgrund zu niedrig, kein Gipfel zu hoch ist und der sich nur deshalb zuweilen so tief herablassen kann, weil er jeden Augenblick die Kraft in sich empfindet, sich zur Sonne zurückzuschwingen.

Ein durchaus sachgemäßes Buch dagegen ist „Die neueste Vergötterung des Stoffs" von Weber. Der Verfasser gibt sich durchweg als einen genauen und selbständigen Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu erkennen; er spricht als Sachkenner über die Experimente, welche die neueste naturwissenschaftliche Schule angestellt hat und gerade die Unzuverlässigkeit und Unvollständigkeit dieser Experimente sowie die Einseitigkeit der Folgerungen, welche sie daraus ableitet, bildet den hauptsächlichsten Vorwurf, welchen er gegen sie erhebt. Neben dieser Fülle empirischer Kenntniß aber steht ihm auch eine reiche Fülle philosophischer Bildung zugebote und auch sie liefert ihm die schärfsten Waffen, die Ideenlosigkeit seiner Gegner und ihren völligen Mangel an allem höhern, geistigen Inhalt zu bekämpfen. Solange sich aus der Mitte der Naturwissenschaften selbst noch solche frische und kräftige Vertheidiger des Geistes erheben, hat es mit dem Siege des Materialismus keine Gefahr; am allerwenigsten aber brauchen wir die Hülfe der Gendarmen oder den Beistand der Ketzerrichter, solange die Wissen-

schaft selbst noch im Stande ist, ihre Auswüchse mit so tapfern und glücklichen Schnitten zu beseitigen, ohne dabei ihrem eigenen innern Leben zunahe zu treten. abs.

Correspondenz.

Aus Berlin.

5. April 1856.

NO. Es hat wirklich den Anschein, als ob wir nicht wieder zur Ruhe kommen sollen; kaum ist die Hinckeldey'sche Katastrophe einigermaßen in den Hintergrund getreten, so setzt die Angelegenheit wegen des potsdamer Depeschendiebstahls aufs neue alle Gemüther in die peinlichste Aufregung. Bei der delicaten Beschaffenheit des Gegenstandes hielt ich es noch in meinem letzten Schreiben für angemessen, der Sache nur andeutungsweise zu gedenken. Seitdem ist sie jedoch nicht nur von zahlreichen auswärtigen Blättern, sondern auch von einem Theile der hiesigen Presse ausführlich besprochen worden; ja selbst im Hause der Abgeordneten ist wiederholt die Rede davon gewesen und noch weitere Erörterungen stehen daselbst bevor. Ihre Leser wissen daher auch längst, um was es sich bei dem Vorfall handelt: nicht, wie anfänglich allgemein geglaubt wurde, unter den hiesigen Gesandtschaften fremder Mächte sollen die Urheber der Veruntreuung zu suchen sein, die vor einigen Monaten an gewissen dem General von Gerlach, Adjutanten des Königs, und dem Cabinetsrath Niebuhr zugehörigen oder doch in ihrem Gewahrsam befindlichen Briefschaften begangen wurde und die gleich damals soviel Aufsehen erregte, vielmehr soll diese Veruntreuung selbst nur ein vereinzeltes Glied bilden in einer ganzen Kette, einem ganzen wohlorganisirten System von Spionerien und heimlichen Ueberwachungen, mit denen das Ministerium und die persönliche Umgebung des Königs sich gegenseitig verfolgen, und zwar mit solcher blinden Leidenschaft und solcher Gehässigkeit, daß selbst die höchstgestellten, dem Throne zunächststehenden Personen nicht davon verschont geblieben sein sollen. Die Quelle für diese Behauptungen, die eine Perspective eröffnen in einen Zustand der Auflösung, der an die unseligsten Epochen unserer Geschichte erinnern würde, und die daher auch gern Jedermann für bloße abgeschmackte Erfindungen halten möchte, wenn sie nur nicht mit einem solchen Gefolge von Specialitäten aufträten, die doch unmöglich alle aus der Luft gegriffen sein können, und wenn zweitens die Vertheidigung der Angegriffenen nicht bisher so sehr schwach und lau gewesen wäre, ist jene von mir schon neulich erwähnte Flugschrift, welche vor einigen Monaten auf geheimnißvolle Weise hier wie auswärts verbreitet wurde. Dieselbe gibt sich selbst als einen Auszug aus der Vertheidigungsschrift, welche der Geheime Rath Seiffart, früher Geschäftsträger in Mexico, zur Zeit Vicepräsident der Oberrechnungskammer in Potsdam, auch Mitglied der gegenwärtigen Zweiten Kammer, bei seiner vorgesetzten Behörde eingereicht haben soll, um sich wegen des Antheils zu rechtfertigen, den er angeblich an diesen Umtrieben genommen hat. Der Name des Hrn. Seiffart wurde schon in vormärz-

lichen Zeiten mit allerhand Aufsehen erregenden Hofgeschichten in Verbindung gesetzt; ist das Ganze wirklich nur ein Gewebe nichtswürdiger Erfindung, so ist wenigstens der Hauptträger des Mythus gut gewählt. Ein Urtheil darüber, was an der Erzählung Wahrheit oder Lüge und wieweit die eine oder die andere reicht, läßt sich für den Augenblick noch gar nicht fällen; ja wie bei der Hinckeldey'schen Angelegenheit zweifle ich, ob das Publicum oder doch wenigstens das lebende Geschlecht jemals hinter den wahren Zusammenhang kommen wird. Zwar ist, wie Sie aus den Zeitungen erfahren haben werden, in den jüngsten Tagen im Hause der Abgeordneten ein Antrag auf Untersuchung der Angelegenheit gestellt und angenommen worden. Allein auch davon, glaube ich, wird man gutthun, sich nicht zuviel zu versprechen. Der Antrag ist von der äußersten Rechten ausgegangen, der Führer derselben, Hr. von Gerlach, der Bruder des Generals, steht unter den ersten Unterzeichnern. Das sieht denn freilich sehr ernsthaft aus; das Publicum indessen, das nun einmal zu nichts Zutrauen hat, was von dieser Seite kommt, hält das Ganze bei alledem nur für ein Parteimanöver, durch welches die Sache mehr hingeschleppt und verdunkelt als aufgeklärt und erledigt werden soll. Auffallend ist es allerdings, daß in die Commission, welche auf Antrag des Grafen Schwerin zur Erörterung des Thatbestandes niedergesetzt worden, kein einziges Mitglied der Linken Zutritt gefunden hat, während doch schon das allergewöhnlichste Billigkeitsgefühl dafür zu sprechen scheint, daß eine Untersuchung, als deren Motiv die Antragsteller selbst „die Ehre des Landes und dieses Hauses" namhaft machen, auch wirklich von dem Hause und nicht blos im Schooße einer Partei geführt werde. Doch ist man ja an diese wenig ritterliche Art, mit der die Rechte sich ihres Uebergewichts bedient, bereits durch zahlreiche frühere Vorgänge gewöhnt, und so tröstet das Publicum sich damit, daß wenigstens die Verhandlungen im Plenum der Opposition Gelegenheit bieten werden, ebenfalls ihr Wort mitzusprechen.

Einstweilen cursiren, wie das unter diesen Umständen kaum anders möglich ist, im Publicum die fabelhaftesten Gerüchte; man sucht sich das scheinbar Unbegreifliche begreiflich zu machen und geräth darüber immer tiefer in die abgeschmacktesten Märchen. Bald soll der Minister des Innern, der bekanntlich als die Hauptstütze der Gerlach'schen Partei gilt, in voller Ungnade entlassen sein; bald soll Hr. von Manteuffel selbst im Begriff stehen, von seinem hohen Posten zurückzutreten; bald sollen in den höchsten Regionen des Hofs Spaltungen ausgebrochen sein von mehr als persönlicher Wichtigkeit. An dem Allen ist nun kein wahres Wort: doch charakterisirt es die Stimmung und zeigt, mit welchen Vorstellungen das Publicum sich trägt und wie hoch es das ganze Ereigniß anschlägt. Vor einigen Tagen hieß es auch, Hr. Seiffart, als der nächste Urheber der ganzen anstößigen Begebenheit, habe, um einer peinlichen Untersuchung zu entgehen, für gut befunden, die preußischen Staaten zu verlassen. Auch Das ist eine bloße müßige Erfindung; Hr. Seiffart befindet sich, wie ich Sie aus guter Quelle versichern kann, nach wie vor in Potsdam und auch in seinen amtlichen Beziehungen hat sich bisjetzt nicht das Mindeste geändert. Allein gerade dieser letztere Umstand macht das geheimnißvolle Dunkel, welches den ganzen Vorfall umgibt, noch räthselhafter. Zweierlei ist doch offenbar nur möglich: entweder die

vielbesprochene Flugschrift ist nur eine böswillige Erfindung und Hr. Seiffart hat keinen Theil daran — warum tritt er dann nicht öffentlich auf und weist Verleumdungen zurück, die nicht blos ihn, nicht blos den Ministerpräsidenten, nicht blos das Ansehen des Hofs, nein, die die Ehre des gesammten preußischen Staats treffen? Oder aber die Flugschrift ist wirklich, wofür sie sich ausgibt, jenes System gegenseitiger Nachstellungen und Ueberwachungen, das sie dem überraschten Leser aufdeckt, hat wirklich existirt und Hr. Seiffart hat, gleichviel in welcher Absicht und in wessen Auftrag, wirklich den Antheil daran genommen, den seine angebliche Vertheidigung selbst einräumt — wie ist es dann möglich, daß Hr. Seiffert noch immer seinem Posten vorsteht? Was hindert die Behörden, die Rechenschaft von ihm zu fodern, die jeder Privatmann in ähnlichem Falle verlangen würde? Und warum haben die Herren von Gerlach und Niebuhr, statt des langen und mühseligen Weges durch das Haus der Abgeordneten, den sie durch ihre Freunde haben einschlagen lassen, nicht den viel nähern und einfachern Weg einer gerichtlichen Klage betreten? Besteht das Disciplinargesetz wirklich nur für Beamte, die sich durch Zeitungsartikel misliebig gemacht oder den Candidaten des Ministeriums zu wählen verabsäumt haben? Und was soll überhaupt aus dem einst so hoch gefeierten Ansehen des preußischen Beamtenstandes werden, wenn auf so hervorragenden Mitgliedern desselben solche schmähliche Flecken, sei es als Verdacht, sei es als Thatsache, haften bleiben?

Das Interesse, das sich an diese Fragen knüpft, ist so groß, der Reiz des Anstößigen, mit dem das ganze Ereigniß umkleidet ist, wirkt auf ein Publicum wie das unserige so unwiderstehlich, daß nichts Anderes dagegen aufkommen kann. Wenigstens nichts, was die öffentlichen Angelegenheiten betrifft; wer heutzutage eine Chronik von Berlin schreiben will, muß sich begnügen, eine bloße chronique scandaleuse zu Papier zu bringen. Selbst der Abschluß des Friedens, ja selbst die Geburt eines neuen „Kindes von Frankreich“ (Sie wollen diese Steigerung beachten, sie ist ganz im Sinne unserer Bierhauspolitiker), hat hier verhältnißmäßig nur geringe Sensation hervorgebracht. Das erstere Ereigniß galt für gewiß, seitdem Preußen zur Theilnahme an den Conferenzen eingeladen wurde. Man glaubte damals hier, Hr. von Manteuffel würde in Paris nicht mehr viel zu thun finden; indessen muß man sich darin doch wol geirrt haben, da seine Theilnahme an den Conferenzen ihm ja den Schwarzen Adlerorden eingebracht hat, die höchste Auszeichnung bekanntlich, welche einem preußischen Staatsdiener überhaupt verliehen werden kann. — Selbst die Börse hat die Friedensnachricht bei weitem nicht mit dem Enthusiasmus aufgenommen, den man sich davon versprach. Sie ist überhaupt etwas verstimmt, theils wegen des Zurückgehens der Papiere, das aller Berechnung entgegen in demselben Augenblick eingetreten ist, da der so heiß ersehnte Friede endlich verkündigt ward, noch mehr aber wegen gewisser beschränkender Maßregeln, welche die Regierung für gut befunden hat, ihr aufzuerlegen und durch die, wenn sie wirklich buchstäblich zur Ausführung kommen sollten, der Verkehr mit den jetzt so beliebten auswärtigen Creditpapieren allerdings so gut wie vernichtet sein würde. Auch daß den am hiesigen Ort projectirten Creditgesellschaften, zu denen die Crême unserer Aristokratie sich mit der Elite der Börse vereinigen wollte,

die Bestätigung seitens des Ministeriums verweigert worden ist, hat unter unsern Geldmächten großes Misbehagen erregt. Wo aber die Börse flau ist, da ist es, wenigstens unter Verhältnissen wie die hiesigen im Lauf der letzten Jahre geworden sind, mehr oder weniger die ganze Bevölkerung, und so lastet denn auch über unserer Stadt, trotz des köstlichen Frühlingshimmels, der seit einigen Tagen auf uns herniederlacht, noch immer jene gedrückte, gleichsam gewitterschwüle Stimmung, die ich Ihnen schon in meinen letzten Briefen schilderte; hoffen wir, daß das Gewölk endlich zerreißen wird und zwar ohne allzu heftige Donnerschläge.

Aus Prag.

Ende März 1856.

—β. Sie haben kürzlich ausführlich über das hier erscheinende „Album. Bibliothek deutscher Originalromane" berichtet; vielleicht ist es Ihren Lesern nicht unangenehm, als Seitenstück dazu auch etwas Genaueres über die Versuche zu erfahren, welche bei uns von Seiten der czechischen Literaten auf dem Gebiete des Romans gemacht worden sind. Im Ganzen zwar sind diese Versuche noch von sehr jungem Datum, wenigstens soweit sie in Originaldichtungen, nicht blos in Uebersetzungen bestehen. Allerdings machte auch die czechische Literatur schon vor einer Reihe von Jahren einen Anlauf zum Roman, nämlich in dem „Schloß Pürglitz" von Macha. Allein der talentvolle Verfasser wurde noch vor Vollendung seines Werks dahingerafft und auch der rührige, aber unglückliche und früh verkommene Tyl brachte es nicht über einzelne Anfänge und Versuche hinaus. Seitdem bekam das czechische Publicum, sofern es nach Romanen lüstern war, wenig mehr zu lesen als Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, und zwar meistentheils von Werken, die es schon früher und besser — deutsch gelesen hatte. Seit vorigem Jahr jedoch erscheint in derselben Druckerei wie das deutsche „Album", und wahrscheinlich durch das letztere hervorgerufen, auch eine „Bibliothek czechischer Originalromane aus älterer und neuerer Zeit". Streng zu Gerichte darf man allerdings auch mit dieser Bibliothek nicht gehen; vielmehr muß der redliche, ehrenwerthe Wille vorläufig noch für die That genommen werden. Die czechische Lesewelt ist eine sowol der Anzahl als der Qualität nach beschränkte; sie umfaßt lediglich die Bevölkerung einiger weniger Landkreise, und in diesen blos die kleine Bürgerclasse, einiges Beamtenthum und den Klerus. In den Reihen der höhern Gesellschaft wird Czechisch bisjetzt (oder eigentlich muß ich sagen jetzt wieder) nur wenig, beinahe gar nicht gelesen. Dem entsprechend kann denn auch die Sphäre, in der die zu liefernden Romane sich bewegen, nur eine beschränkte sein. Dennoch hat diese „Bibliothek" eine schöne Aufgabe vor sich. Sie hat einerseits alle die ethischen Bildungselemente, die durch eine gute Romanlectüre vermittelt werden können, in den Schoos jener Familien zu tragen, denen diese Elemente auf anderm Wege nicht wohl zugänglich sind; sie ist ferner vor allem dazu berufen, die reichen poetischen Fundgruben der czechischen Volksgeschichte zu erschließen und poetisch zu verwerthen. Den letztern Theil ihrer Aufgabe hat sie denn auch, und nicht ohne Glück, sofort in Angriff genommen. Wir nennen in dieser Beziehung von dem bisher Gebotenen nur „Jitschin im Jahre

1620" von Miloslav Straka, „Karl's IV. Ankunft in Prag" und „Karl IV. vor Frankenstein" von dem Veteranen der czechiſchen Literatur W. Klicpera. Weniger befriedigend ſind die hiſtoriſchen Romane von Prokop Chocholauſchek „Privitan", und „Zwei Königinnen". Dieſer junge Erzähler iſt auf dem beſten Wege, in Vielſchreiberei zugrunde zu gehen: ein Verluſt, der um ſo bedauernswerther ſein würde, auf je weniger Talente die czechiſche Literatur ſich im Augenblick überhaupt beſchränkt ſieht. Eine recht brave Arbeit iſt dagegen der Roman „Letſchinſky" von Sigmund Berner, während die in den Romanen „Drei Czechen" und „Badechronik von Milodol" eingeſchlagene Richtung uns als eine Verirrung erſcheint. Im Allgemeinen, glauben wir, wird der czechiſche Roman gutthun, auf moderne, ſociale Tendenzen zu verzichten und ſich ſtatt deſſen vorzugsweiſe dem volksthümlich Hiſtoriſchen zuzuwenden; jene modernen Tendenzen können, bei dem geringen Bildungsdurchſchnitt, auf den dieſe Romane bei ihren Leſern rechnen dürfen, nur zu allerhand Misverſtändniſſen und Einſeitigkeiten führen, während in der Vergangenheit des eigenen Volks der Poeſie hier wie überall ein ebenſo reicher wie fruchtbarer, ja unerſchöpflicher Stoff eröffnet iſt.

Da ich hier einmal von czechiſcher Literatur ſpreche, ſo erlauben Sie mir wol, ſchließlich noch einer recht braven czechiſchen Wochenſchrift Erwähnung zu thun, welche, von Hrn. Mikowetz mit ungewöhnlicher Umſicht und Kenntniß von den Bedürfniſſen ſeines Publicums redigirt, ſich in ganz Böhmen einer großen Verbreitung erfreut. Es iſt dies der „Lumir", ſo genannt nach einem ſagenhaften czechiſchen Sänger. Hr. Mikowetz iſt ein fleißiger Erforſcher böhmiſcher Alterthümer, der auf dieſem Gebiete bereits ſehr Werthvolles geleiſtet hat; er kennt Land und Volk wie Wenige und weiß daher beide auch recht geſchickt zu behandeln. Sehr anerkennenswerth iſt ſein Streben, durch jährliche Bilderprämien zugleich den geſchichtlichen wie den Kunſtſinn des czechiſchen Leſepublicums zu wecken. Die bisher von ihm gebrachten großen Lithographien behandeln durchgehends vaterländiſch-hiſtoriſche Stoffe und ſind von unſern beſten böhmiſchen Künſtlern, wie Hellich, Czermak, Swoboda und Müller, zum Theil nach deren eigenen großen Oelgemälden angefertigt. Nebenbei dürfte auch von Intereſſe ſein zu erfahren, daß Hr. Mikowetz ſich gleichfalls an dem Demetriusſtoffe verſucht hat, der gegenwärtig durch Bodenſtedt's Bearbeitung im Gedächtniß des Publicums wieder aufgefriſcht iſt; bereits vor Jahren hat er ein Trauerſpiel dieſes Namens in czechiſcher Sprache geſchrieben, das damals auch zu wiederholten malen mit großem Erfolg aufgeführt ward.

Aus Nordamerika.

Februar 1856.

FA. Ich ſchreibe Ihnen diesmal aus St.-Louis. Wer dieſe Stadt in den letzten zehn Jahren nicht geſehen, würde ſich über den Umfang der Veränderungen wundern, welche in dieſer Zeit hier vor ſich gegangen ſind. Die „Kaiſerin des Weſten", wie die Stadt ſich ſelbſtgefällig benennt, hat ein vornehmeres Ausſehen gewonnen. Nach dem erſten Brande im Jahre 1847 iſt das häßliche Häuſergewirre mit den engen dunkeln Gaſſen, welches am Fluſſe ſich hinzog, durchbrochen und es weht jetzt friſchere Luft vom

breitflutenden Mississippi herüber. Es soll auch seitdem in der Stadt gesünder geworden sein, obgleich die Fieber sich jeden Sommer noch so regelmäßig und so zahlreich einstellen, daß St.-Louis einen Vergleich mit irgendeiner deutschen Stadt, was den Gesundheitszustand betrifft, gar nicht wagen darf. Krankheiten und Todesfälle sind einmal etwas, welche in Rechnung zu bringen man sich in diesem Lande gewöhnen muß. Man denkt freilich nicht viel daran, der junge Anwuchs und die Einwanderung füllen rasch wieder die Lücken aus, welche der Tod in den Kreisen der Bekannten gemacht hat.

Die deutsche Bevölkerung insbesondere hat in den letzten sieben Jahren eine beträchtliche Zunahme erfahren, beträchtlich nicht blos der Zahl, sondern viel mehr noch der Intelligenz und Bedeutung nach. St.-Louis war schon seit den dreißiger Jahren vorzugsweise ein Landungsplatz für Deutsche aus den höhern Ständen, und seitdem hat die deutsche Bevölkerung hier mit jedem Jahre mehr an Stärke und Geltung gewonnen, verhältnißmäßig mehr als die Stadt selbst an Ausdehnung, Handelsgröße und Reichthum. Auch die Umgegend wird nach und nach dichter von Deutschen bevölkert. Es ist bereits möglich, aus der widerwärtigen Umgebung von Rowdies (pöbelhaften frechen Burschen), Mäßigkeitsfanatikern und höchst langweiligen Dollarsmachern, welche in jeder amerikanischen Großstadt ungenirt ihr Wesen treiben, zu entfliehen in ein reindeutsches Städtchen, wo sich die Herzlichkeit und Gemüthlichkeit unsers Volks versetzt findet mit amerikanischem Geschäftssinn. Ein solches Städtchen ist Highland auf der Illinoisseite, dessen Bevölkerung sich in den letzten fünf Jahren verdoppelt hat. Die wenigen eingeborenen Amerikaner, welche sich dort früher angesiedelt hatten, haben sich vollständig weggezogen und ihr Besitzthum an Deutsche verkauft. Highland ist jetzt eine Art Musterstädtchen, ausgezeichnet durch rationellen Landbau und Gewerbsanlagen wie durch Ordnungsliebe und Nettigkeit. Die Pflege der Musik und des Weinbaus läßt man sich dort besonders angelegen sein. Daß insbesondere der letztere gelinge, daß sich das fruchtbare Hügelland dort mit üppigen Weinreben bedecke, ist ein stiller Wunsch, der von nicht wenigen Deutschen in St.-Louis gehegt wird. Wir haben hier zwar eine ziemliche Anzahl von Bierkellern und Biergärten, deren Anlage großartig; aber ein Glas kühlen und doch feurigen Weines mundet am Abend nach der Tageshitze doch viel besser als das beste Glas schäumenden Biers. Die viel ansehnlichere Stadt des Weinbaus, das deutsche Hermann am Missouri, ist jetzt mit uns durch eine Eisenbahn verbunden, auf welcher es sich binnen vier Stunden erreichen läßt. Im Spätsommer des vorigen Jahrs wurde die Bahn eröffnet uns seitdem zeigt sich bereits in Hermann und seiner Umgegend ein rascheres Gedeihen, weil besserer Gewinn von Weinbau, Viehzucht und Gewerben. Ein Farmer meiner Bekanntschaft aus Hermann verkaufte im vorigen Sommer an zwei Tagen hier für 200 Dollars Pfirsiche; ohne Eisenbahn hätte er in Hermann das Vieh damit füttern müssen. Der endliche Gewinn einer Eisenbahn wurde freilich auch mit einem echt amerikanischen Unglück bezahlt. Als der Zug am 1. November über den Gasconadefluß fuhr, brach die 30 Fuß hohe Brücke ein, sieben Wagen stürzten in den tiefen Strom, zwei Wagen wurden über den Damm geschleudert, eine große Menge Menschen erlitten den Tod oder schwere Verwundungen.

Die Schuld an diesem Unglück hatte der gewöhnliche amerikanische Leichtsinn, oder sagen wir besser die gräuliche Gewissenlosigkeit, mit welcher in diesem Freiheitslande jedes Geschäft und jede Verpflichtung, also auch die Ausführung öffentlicher Bauten, ohne alle Rücksicht auf Leben und Wohlsein Anderer abgemacht wird, wenn die Sache nur Geld einbringt. Diese Gewissenlosigkeit, der Humbug und die Betrügerei in allen, selbst den heiligsten Dingen, dazu der Fanatismus, mit welchem sich der dürre trockene Puritanersinn Jedem aufdrängen will und schlimmer als die brutalste Polizei in das gesellige und Familienleben eingreift, — Dergleichen verbittert Einem die Freude an den materiellen Fortschritten, an der kühnen Unternehmungslust der Amerikaner. Früher pflegte man bei der Schilderung hiesiger Zustände immer nur das Vortheilhafte und Herrliche in den Vordergrund zu stellen, die eingeborenen Amerikaner sorgen jetzt selbst dafür, daß gegen das Unsittliche und Widerwärtige im amerikanischen Leben und Treiben Keiner mehr die Augen verschließen kann. Die Ausbrüche des Fremdenhasses und das Umsichgreifen der Sklavereiinteressen sind Dinge, welche auch den begeistertsten Verehrer der amerikanischen Freistaaten mit ernstem Nachdenken, wo nicht mit Entsetzen erfüllen.

Wir unsererseits glauben nicht, daß die Knownothings mit ihren Plänen, die Deutschen und Irländer gesetzlich zu Parias herabzudrücken, durchdringen werden. Die Wuth ist zu groß, um nicht frühzeitig wieder zu verrauchen. Zwar sitzen im Congreß zu Washington eine Anzahl entschiedener Knownothings, auch der neugewählte Sprecher des Repräsentantenhauses Banks gehört zu ihrer Partei, — eine neue Auflage des berüchtigten Adams'schen Fremdengesetzes wird aber wol ausbleiben, weil die Amerikaner zu rechnen verstehen. Sie fürchten, der Strom der Einwanderung könne nach andern Ländern gelenkt werden, der Geldverlust, den dabei die Rhede und die großen Landbesitzer erleiden würden, ist ihnen empfindlicher als der Aerger, den ihnen das wachsende Gedeihen und die Freisinnigkeit der Einwanderer in Puritaner- und Temperanzsachen verursacht. Die Deutschen in Amerika sind ja thatsächlich schon herabgedrückt genug, die Zahl Derer unter ihnen, welche es zu einem öffentlichen Amte gebracht haben, ist im Verhältniß zu ihrer Volksmenge gar zu winzig, und dies Misverhältniß wird noch lange andauern. Der Haß und die Verfolgung aber, denen die Deutschen bei den Knownothings ausgesetzt sind, hat ihr Selbstgefühl doch etwas aufgestachelt. Es war viel Redens davon, deutsche Staaten zu gründen, z. B. nach Wisconsin zu ziehen, die eingeborenen amerikanischen Farmers, welche gegen blanke Dollars überall gern ihr Besitzthum abtreten, auszukaufen und auf diese Weise für die Deutschen die große Majorität und die Herrschaft zu gewinnen. Dergleichen Pläne lesen sich gut auf dem Papiere: ehe es indessen zur Ausführung kommt, ist es mit dem guten Willen wieder zu Ende, weil bei weitem die Meisten durch die Geschäfte zurückgehalten werden. Andere dachten, man müsse sich in Masse auf den neuen Staat Kansas werfen. Die Nachrichten aber von den blutigen Kämpfen zwischen den Anhängern und den Feinden der Sklaverei, wodurch in Kansas Leben und Eigenthum täglich bedroht werden, locken nicht, dorthin zu ziehen.

Man hoffte, Kansas werde von dem schwarzen Fluche der Sklaverei befreit werden. Wer aber kann etwas wider den mächtigen Willen der Skla-

venbesitzer? Ihrer sind in der ganzen Union nur etwas über Hunderttausend. Diese hunderttausend Sklavenherren beherrschen in der Wirklichkeit die Politik des Staatenbundes. Es ist ein harter Gedanke, daß in unserer Zeit, welche der Humanitätsfortschritte sich rühmt, die Sklaverei fortschreitet. Bis vor 30 Jahren war sie fortwährend im Abnehmen, die nördlichen und die mittlern Staaten wurden davon frei, selbst in Maryland, Virginien und Kentucky wich die Sklaverei zurück; seit 1820 aber hielten sich ihre Verfechter kräftiger zum Widerstande zusammen und eroberten schrittweise vordringend erst den festen Bestand derselben, dann die Anerkennung des Sklaven als persönlichen Eigenthums seines Herrn in der ganzen Union, endlich die Ausdehnung der Sklavereiländer. Die demokratische Partei mußte, um für ihre sonstigen Principien Unterstützung zu erhalten, die Sklavereiinteressen in sich aufnehmen, und die Großhändler in den Seestädten, die neuyorker voran, mußten den Sklavenherren willig und dienstbar sein, damit der Baumwollenmarkt, dieser Hauptregulator des Geldmarkts, nicht gestört werde. So wurden die Wahlen der Präsidenten, Senatoren und Repräsentanten im Sinne der Sklavenbesitzer gelenkt, und von der obersten Administration in Washington hing es dann ab, daß zu allen Unionsbeamten im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten nur Anhänger der Sklaverei genommen würden.

Die auswärtige Politik der sklavenhaltenden Pflanzer in den südlichen Staaten liegt deutlich ausgesprochen vor. Sie denken für die Zeit, wenn es bei dem eingewurzelten Widerstande der freien Staaten gegen das furchtbare Sklavenübel zu einer Trennung der Union kommen sollte, einen auf sich selbst gebauten großen südlichen Staatenbund vorzubereiten. Dazu bedürfen sie des Besitzes von Cuba, Haiti und den übrigen Antillen. Durch kriegerischen Ueberfall, durch Geld, durch Verstärkung der amerikanischen Einwanderer auf diesen Inseln, auf völkerrechtlichem oder auf räuberischem Wege sollen diese Inseln erworben und rasch mit Sklaven angefüllt werden. Die Zeit drängt dazu, weil sonst die freie weiße oder farbige Bevölkerung dort das Uebergewicht erhält. Während des orientalischen Kriegs glaubten die Sklavenherren die beste Gelegenheit zu finden, daher ihr Wunsch, daß dieser Krieg sich verlängere, daß England und Frankreich Niederlagen erlitten, ihr Aerger bei den Niederlagen der Russen. Der Friede, welcher jetzt zu Paris verhandelt wird, ist ihnen der schlimmste Strich durch die Rechnung, jedoch nicht ihnen allein, auch vielen andern Amerikanern. England und Frankreich sind jetzt trefflich gerüstet, schlagfertig wie niemals vorher. Den russischen Uebergriffen haben sie ein Ziel gesetzt, werden sie nicht das Gleiche unternehmen wider die amerikanischen Uebergriffe? Werden sie dem Völkerrecht nicht auch in den westindischen Gewässern Geltung verschaffen? Diese Fragen drängen sich mächtig auf. England ist von den Amerikanern ein Menschenalter hindurch bei verschiedenen Anlässen gereizt, der Zündstoff zur offenen Feindschaft hat sich angehäuft. Auch Napoleon in Paris ist nicht zu trauen, wer weiß, was er noch im Schilde führt...

Notizen.

Ein langgehegter Wunsch aller Freunde der deutschen Wissenschaft sowie überhaupt Aller, die sich für das geistige Leben unserer Nation interessiren, geht endlich seiner Erfüllung entgegen. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart kündigt eine Gesammtausgabe der Schelling'schen Werke an, durch welche zum erstenmal ein vollständiger Ueberblick über die schriftstellerische Thätigkeit des großen Gründers der Naturphilosophie sowie der mannichfachen Wandlungen, die er in sich selbst durchgemacht hat, ermöglicht werden wird. Die Ausgabe wird in zwei Abtheilungen erscheinen, von denen die erste die ältern, schon früher veröffentlichten Schriften nebst einigem Ungedruckten, das jedoch ebenfalls der ältern Periode angehört, die andere dagegen die im Nachlaß vorgefundenen Schriften umfassen wird. Mit der letztern Abtheilung soll der Anfang gemacht werden: eine Einrichtung, mit der das Publicum gewiß vollständig einverstanden sein und die daher auch zur Verbreitung der Sammlung wesentlich beitragen wird.

Das mit bedeutendem Geldaufwand, aber, wie Kenner versichern, nur mit geringem Aufwand von Geschmack erbaute Museum für Kunst und Wissenschaft in Hannover ist vor kurzem feierlich eröffnet worden; es soll zu Gemäldeausstellungen und ähnlichen Zwecken, außerdem aber auch als Vereinigungspunkt für die verschiedenen literarischen und künstlerischen Gesellschaften der Hauptstadt dienen. Die Kosten des Baus sind durch Privatmittel gedeckt worden, jedoch nur theilweise, und hat die Regierung sich daher veranlaßt gesehen, auf längere Jahre einen erheblichen Beitrag zuzusichern. — Auch das Museum, welches die Stadt Leipzig infolge des bekannten Schletter'schen Testaments zu erbauen verpflichtet ist, kommt endlich zur Ausführung. Ueber den Bauplan war eine Concurrenz ausgeschrieben, die zwar insofern resultatlos geblieben ist, als keiner der eingereichten Pläne den Anfoderungen völlig entsprochen hat, sodaß also auch kein erster Preis hat ausgetheilt werden können. Dagegen wurde ein Plan von Ludwig Lange, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu München, mit dem Accessit gekrönt, und dieser Entwurf ist es nun auch, der mit einigen durch die Localität gebotenen Abänderungen zur Ausführung kommt. Auch ist dem Professor Lange die Ausführung des Baus übertragen; derselbe muß, wenn die reiche Stiftung nicht für die Stadt Leipzig verlorengehen soll, bis zum Herbst 1858 vollendet sein.

Das Beispiel der dresdener Schillerstiftung (über deren glücklichen Fortgang von allen Seiten die günstigsten Nachrichten einlaufen) hat neuerdings ein ähnliches Unternehmen ins Leben gerufen: unter dem Vorsitz des Grafen Moritz zu Bentheim-Tecklenburg ist in Würzburg ein deutscher Verein zusammengetreten, der sich die Unterstützung hülfsbedürftiger Witwen und Waisen verdienter Meister auf dem Gebiete der bildenden Künste sowie ausnahmsweise arbeitsunfähig gewordener Künstler selbst zur Aufgabe macht.

Der Vorstand fodert zur Bildung von Zweigvereinen in den bedeutendern Städten Deutschlands auf; die zur Erreichung seiner Zwecke erfoderlichen Geldmittel sollen theils durch baare Beiträge, theils durch ein zum Besten des Vereins herauszugebendes Album zusammengebracht werden, für welches man die Betheiligung der deutschen Schriftsteller und Künstler in Anspruch nimmt. — Auch der zuerst von Wernigerode aus in Anregung gebrachte Mozartverein, der dasselbe Ziel in Betreff der deutschen Musiker verfolgt, erfreut sich eines glücklichen Fortgangs. Der Herzog von Koburg-Gotha, bekanntlich selbst Componist, hat das Protectorat des Vereins übernommen. Auch haben bereits in verschiedenen Städten, namentlich in Karlsruhe, Weimar, Gotha, Danzig, Barmen ꝛc. Aufführungen zu Gunsten desselben stattgefunden, sodaß er bereits über einen Fonds von mehr als 1500 Thlrn. zu verfügen hat. Im nächsten Jahre (für das laufende hat man aus Rücksicht auf die im September dieses Jahres stattfindende Mozartfeier zu Salzburg auf jede derartige Unternehmung verzichtet) soll ein großes Musikfest zum Besten des Vereins veranstaltet werden; als Ort desselben sind Berlin oder München in Vorschlag. Die Herausgabe eines Albums mit Beiträgen unserer beliebtesten Componisten ist gleichfalls im Werke.

Schon wieder hat das unheilvolle Gestirn, das seit einiger Zeit über der deutschen Alterthumswissenschaft und ihren Vertretern waltet, ein Opfer gefodert: in Breslau starb Joseph Julius Athanasius Ambrosch, Professor der Archäologie und Philologie an der dortigen Universität. Der Verstorbene war 1804 zu Berlin geboren, wo sein Vater ein zu seiner Zeit berühmter Sänger; seine Studien machte er ebendaselbst unter Böckh und Buttmann und begab sich dann, durch eine Pension aus Staatsmitteln unterstützt, nach Italien, wo er volle vier Jahre, von 1829—33 verweilte. Eine erste Frucht dieses Aufenthalts waren die Beiträge, die er zu der bekannten „Beschreibung der Stadt Rom" von Bunsen und Gerhard sowie zu den „Jahrbüchern des Archäologischen Institut" lieferte. Im Frühjahr 1833 in die Heimat zurückgekehrt, habilitirte er sich in Berlin, erhielt jedoch schon im folgenden Jahre eine außerordentliche Professur an der Universität zu Breslau, der bald darauf die Ernennung zum ordentlichen Professor nachfolgte. Doch war seine akademische Wirksamkeit nicht bedeutend, und auch seine schriftstellerische Thätigkeit wurde durch wiederholte Krankheitsanfälle unterbrochen. Am bekanntesten hat er sich durch seine antiquarische Abhandlung „De Charonte Etrusco" (1837) gemacht, ferner durch die „Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömischen Bodens und Cultus" (1839), von denen jedoch nur der erste Theil erschien, sowie durch die Abhandlung „Ueber die Religionsbücher der Römer" (1843); ein größeres Werk über römische Alterthümer, besonders in Beziehung auf Religion und Cultus, das ihn seit einer Reihe von Jahren beschäftigte, ist unvollendet geblieben. Auch an den politisch-religiösen Bewegungen der Zeit nahm er Antheil; so namentlich an dem erzbischöflichen Streit in Preußen, in Betreff dessen er, wiewol unter fremdem Namen, einige Schriften veröffentlichte. 1848 wurde er von der katholischen Fraction ins Frankfurter Parlament gewählt; doch war seine milde, vermittelnde Natur hier nur wenig an ihrem Platze. — Auch die

Universität Göttingen wurde schon wieder von einem neuen Todesfall betroffen: Georg Wilhelm Friedrich Meyer, bekannt durch zahlreiche botanische und forstwissenschaftliche Schriften, unter denen die prachtvoll ausgestattete „Flora des Königreichs Hannover", starb daselbst, 74 Jahre alt. — In Siegburg bei Bonn starb die letzte Tochter des „Wandsbecker Boten", Anna Jacobi, die Gemahlin des Medicinalraths Max Jacobi, eines Sohnes des berühmten Philosophen. Sie erreichte das hohe Alter von 79 Jahren, von denen sie 56 in der Ehe verlebte; Friedrich Perthes' erste Gemahlin, die aus „Perthes' Leben" wohlbekannte Karoline, war ihre Schwester.

Das seit längerer Zeit angekündigte Schauspiel, „Die Brüder" von Julius Hammer, ist endlich in Dresden zur Aufführung gekommen und zwar, wie die dortigen Blätter einstimmig versichern, mit dem günstigsten Erfolg. Dasselbe glückliche Resultat soll auch Werther's vielbesprochenes Drama „Liebe und Staatskunst" bei der kürzlich stattgehabten Aufführung auf dem Josephstädter Theater zu Wien erreicht haben. Doch soll dabei auch die vollständige Grundlosigkeit der Ansprüche, mit denen der Verfasser die Selbständigkeit des Laube'schen „Essex" zu verdächtigen gesucht hat, aufs deutlichste zutage getreten sein; beide Stücke sind, wie uns von wiener Freunden berichtet wird, welche beide gesehen haben, nach Plan und Ausführung vollständig verschieden, und es muß, wie uns aus derselben Quelle versichert wird, eine bedeutende Dosis von Autoreitelkeit dazu gehört haben, um diese Verschiedenheit zu übersehen und einen Verdacht zu fassen, wie er von Hrn. Werther in so vorlauter Weise geäußert worden ist und wie doch zur Ehre der Literatur ein Schriftsteller gegen den andern ihn niemals äußern sollte, es wäre denn nach reiflichster Prüfung und auf Grund der schlagendsten Beweise. Laube's „Essex" ist seitdem auch in Frankfurt a. M. gegeben worden, und zwar ebenfalls mit großem Beifall. Dagegen hat das neue Drama der Frau Birch-Pfeiffer „Die Dame von Worsley-Hall" auf dem wiener Burgtheater Fiasco gemacht, was jedoch nicht hindert, daß das Stück als nächste Neuigkeit auf dem Repertoire des berliner Hoftheaters angesetzt ist; dann soll Gutzkow's „Ella Rose" folgen. Aus Düsseldorf wird über die erste Aufführung einer historischen Tragödie „Wilhelm von Lecce" (es ist der Sohn des Königs Tancred von Sicilien, der durch Kaiser Heinrich VI. entthront ward), berichtet, welches die als Romandichterin bekannte und beliebte Frau Mathilde Raven, geborene Beckmann, zur Verfasserin hat. Das Stück soll alle Schwächen einer Erstlingsarbeit besitzen, aber nicht ohne Spuren dramatischen Talents sein. Jedenfalls zeigt es einen seltenen Grad von Muth, daß eine Dame sich an die höchste Aufgabe der Poesie, an die historische Tragödie wagt; das Unternehmen ist etwas schwieriger und erfodert mehr poetische Kraft als ein Familienroman in den üblichen drei Bänden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hamburgs Literaturleben
im achtzehnten Jahrhundert.
Von Feodor Wehl.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein **Varnhagen von Ense** gewidmeter werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte, eine für jeden Gebildeten im hohen Grade interessante Schilderung von Hamburgs wichtigen Literaturleben im vorigen Jahrhundert. Der Pastor Goeze und Lessing, Reimarus, Eckhof, Schröder und Charlotte Ackermann, Hagedorn, Frau von Genlis, Klopstock und viele andere berühmte Persönlichkeiten werden dem Leser vorgeführt. Die Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der seit längerer Zeit in Hamburg lebende bekannte Schriftsteller daselbst mit großem Beifall hielt und Bruchstücke daraus wurden früher in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" mit vielem Interesse gelesen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Figuren.
Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien.
Von Ferdinand Gregorovius:

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden **italienischen Schilderungen** des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba. — Der Ghetto und die Juden in Rom. — Idyllen vom Baltischen Ufer. — Idyllen vom Lateinischen Ufer. — Römische Figuren. — Capri, eine Einsiedelei.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lebensgeschichte
Georg Washington's.
Von Washington Irving.
Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's.

Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird. Der erste Band ist jetzt vollständig und werden die fernern zwei Bände sofort nach ihrer Veröffentlichung gleichfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 17.** 24. April 1856.

Inhalt: Herder und der Begriff des Fortschritts. Von **Emil Arnoldt.** I. — Helene. Von **Robert Prutz.** — Literatur und Kunst. Geschichte. (Naumann, „Die Hellenen im Skythenlande".) — Goethe-Literatur. („Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer.") — Weibliche Bildung. (Biedermann, „Frauenbrevier".) — Correspondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Herder und der Begriff des Fortschritts.

Von

Emil Arnoldt.

I.

Die Begeisterung, mit welcher Herder die Idee der Humanität und des Fortschritts vertreten hat, ist von jeher sowol von der Literaturgeschichte wie von der allgemeinen Vorstellung als einer der vornehmsten Züge in dem Charakterbilde dieses um die sittliche und wissenschaftliche Entwickelung unserer Nation so hochverdienten Mannes anerkannt worden. Es wäre eine überflüssige Mühe, wollten wir hier noch erst durch einzelne Stellen belegen, was wenigstens in den „Humanitätsbriefen" beinahe jede Seite direct oder indirect ausspricht. Die „Humanitätsbriefe" sind von Anfang bis zu Ende eine ununterbrochene Polemik „gegen das alte Lied", wie sie sagen: „Menschen sind Menschen! sie sind was sie waren und werden bleiben was sie sind. Hat alle Moralphilosophie sie gebessert?" Sie suchen zu erweisen, daß „diesem faulen, trübsinnigen Wahne die Wahrheit nicht zur Seite stehe", daß „das Menschengeschlecht, wenn auch das Ziel der Vollkommenheit nicht zu erreichen wäre und, je näher wir ihm zu kommen scheinen, immer weiter von uns rücke, doch Schritte gethan und sich bewegt habe"; sie geben ermunternde Prophezeiungen für die Zukunft, indem sie zugleich, soviel an ihrem Theil ist, diese bessere Zukunft durch Thaten

des Geistes herbeizuführen und zu beschleunigen suchen. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" wird bei der Darstellung der alten Geschichte nur hier und da auf den Fortschritt aufmerksam gemacht. Wie das Werk sich dann über die Stiftung und den Fortgang des Christenthums verbreitet, tritt der Gedanke des Fortschritts schon sichtbarer hervor, es wird darauf hingedeutet, daß „auch hier die Blätter des Trugs abfallen, die Flamme der Zeit Stroh und Stoppeln verzehrt, das wahre Gold aber geläutert habe". Jemehr der Verfasser sich jedoch der neuern Zeit nähert, um so ausführlicher weist er nach, wie in Europa, in einer stetigen und nothwendigen Entwickelung, die sittliche und politische Vernunft sich immer mehr aufhelle und bilde; er schließt endlich mit der trostreichen Versicherung, „daß die Vernunft und die verstärkte gemeinschaftliche Thätigkeit der Menschen ihren unaufhaltsamen Gang fortgehe und es eben als ein gutes Zeichen ansehe, wenn auch das Beste nicht zu früh reife". Dazwischen, und zwar auf dem Uebergang vom Alterthum zum Mittelalter findet sich dann noch ein besonderes Buch eingeschaltet, das in seinen sämmtlichen Capiteln speciell vom Fortschritt handelt, indem es theils die Existenz, theils die Nothwendigkeit, theils die Art und Weise desselben erörtert. „Alle Zweifel und Klagen", heißt es hier unter Anderm, „über die Verwirrung und den wenig merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühren daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges sieht. Erweiterte er seinen Blick und vergliche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unparteiisch miteinander; dränge er überdem in die Natur des Menschen und erwägte, was Vernunft und Wahrheit sei, so würde er am Fortgange derselben so wenig als an der gewissesten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man die Sonne und alle Fixsterne für stillstehend; ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte uns diese hoffnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch, trotz aller scheinbaren Unordnung, die Gesetze berechnen lassen, nach welchen kraft der Natur des Menschen dieser Fortgang geschieht." In diesen classischen Worten also äußert sich dieselbe Zuversicht, mit welcher er zuerst eintretend in die Sphäre der Geschichtsphilosophie, bereits in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte" (von 1774) der Ansicht der Montaigne, Bayle, Voltaire, Diderot ꝛc., als ob der Weltlauf nur eine planlose, des Fortschritts bare, jedes höhern Zwecks entbehrende chaotische Verwirrung sei, sich entgegenstellt und unerschüttert durch ihre Scheingründe und unbestochen durch ihren Witz an der Idee eines von göttlichem Athem erfüllten, sich zu immer höhern Stufen erhebenden Weltganges festgehalten hatte.

Fassen wir denn diese Idee selbst, wie sie sich bei Herder gestaltet,

etwas näher ins Auge. Dieſelbe hat, wie man weiß, heutzutage viele Feinde; ja ſchon haben wir es erleben müſſen, daß mit demſelben Eifer und derſelben ungeſtümen Begeiſterung, mit der Herder einſt für den Gedanken des Fortſchritts ins Feld trat, bei uns der Rückſchritt zur Loſung der Weltgeſchichte gemacht worden iſt. Bekehren freilich werden wir dieſe Fanatiker des Rückſchritts auch durch Herder's erlauchtes Beiſpiel nicht, dazu ſind ihre Stirnen zu ehern oder ſagen wir lieber zu ſtählern? Aber vielleicht wird dieſe Erinnerung an den großen Prieſter der Humanität doch dazu dienen, einzelne Freunde des Fortſchritts zu beruhigen und ihr Zutrauen in den ewigen Gang der Geſchichte zu befeſtigen — und wie die Dinge in dieſem Augenblick bei uns ſtehen, wird auch Das ſchon nicht ganz unverdienſtlich ſein. Unſere Unterſuchung wird ſich dabei beſonders auf drei Punkte richten müſſen: erſtens wie der Fortſchritt bei Herder ſeinem Inhalte nach, zweitens wie er nach ſeiner formellen Beſchaffenheit beſtimmt iſt und endlich drittens, welches nach Herder's Auffaſſung die Mittel ſind, durch die der Fortſchritt ſich in Vollzug ſetzt.

In der eben erwähnten Schrift „Zur Philoſophie der Geſchichte" hatte Herder dem Begriff des Fortſchritts noch keinen Inhalt gegeben, welcher ſich einfacher und beſtimmter Faſſung ausſprechen läßt. Entkleiden wir die betreffenden Stellen der überſchwänglichen Exclamationen und mannichfaltigen poetiſchen Metaphern, womit der Stil der Sturm- und Drangperiode ſie ausgeſtattet hat, ſo ergeben ſich etwa folgende Sätze: Wie der Strom aus kleiner Quelle entſpringt, wächſt, dort abreißt, hier anſetzt, ſich ſchlängelt und weiter und tiefer bohrt, immer aber Strom und Waſſer bleibt, bis er ins Meer ſtürzt: ebenſo geht auch die Geſchichte durch verſchiedene Lebensalter, welche ſämmtlich den Mittelpunkt ihrer Glückſeligkeit in ſich ſelbſt tragen und alle ihre Glieder, mögen ſie immerhin durch Zeit und Ort getrennt ſein, mit einem Glück gleich hohen Grades ausſtatten, in der Continuität des Strebens unter Veränderungen und Revolutionen ins „große Große". Dieſes „große Große", welches die Einzelnen keineswegs im Verlauf der Zeiten eine fortwachſende und ſich vermehrende Tugend und Glückſeligkeit gewinnen läßt, vielmehr die Einzelnen an und für ſich nur als Moment in ſich trägt, im Fortgange des Ganzen aber als Mittel zu Zwecken gebraucht, entwickelt ſich in einem Fortſchritt, der eine leitende Abſicht ausführt, mag auch immerhin der menſchliche Blick außer Stande ſein, die letzte Abſicht der Gottheit zu erkennen. Dieſe Darſtellung der Geſchichte als eines Schauplatzes der Gottheit, auf welchem die diſparateſten Scenen in gegenſeitiger Beziehung auseinander erwachſen, ſich ineinander verlieren und miteinander zu einem Zwecke zuſammenwirken, iſt die Aufgabe des philoſophiſchen Geſchichtsforſchers. Wenn nun auch aus einer andern Stelle deſſelben Werks, welche den geſchichtlichen Verlauf als „Palaſt Gottes

zu seiner Allerfüllung, vielleicht zu seinem Lustanblick" bezeichnet, der Zweck, welchen Herder der Geschichte unterlegt, sich einigermaßen ergibt, (wobei indeß wohl zu beachten ist, daß dieser Zweck und die oben erwähnte leitende Absicht des geschichtlichen Ganzen keineswegs für völlig identisch gehalten werden können): so bleibt es doch auch danach noch immer unklar, was wir uns eigentlich als Inhalt jenes Fortschritts ins „große Große" zu denken haben. Durch die Bestimmungen, welche den Fortschritt der Individuen verneinen und das Zusammenwirken der Begebenheiten und Scenen betonen, könnte man sich zu der Annahme versucht fühlen, als ob Herder hier bei der Vorstellung des Fortschritts eine Erweiterung und Vertiefung der durch bedeutende Persönlichkeiten vertretenen welthistorischen Tendenzen, eine zu immer großartigern Constellationen sich ordnende Verkettung der Thatsachen, ein Wachsthum der menschlichen Herrschaft über die Natur vorgeschwebt habe. Allein auch diese Annahme, abgesehen davon, daß auch sie noch keinen ganz deutlichen Begriff gewährt, hat ihr Misliches, insofern die Anschauung, aus der sie erwächst, an eine Auffassung der Geschichte streift, welche in den „Humanitätsbriefen" ausdrücklich als „Macchiavelli'sche" Geschichtsbetrachtung, wenn auch als die klügste ihrer Art, bezeichnet und mit Unwillen verworfen wird: jene Auffassung nämlich, welche, Recht und Unrecht, Tugend und Laster beiseite setzend, die Menschenkräfte rein wie ein Geometer in dem Verhältniß ihrer Folgen und Wirkungen ausmißt und Alles, Gutes wie Böses, Edles wie Gemeines, nach einem bestimmten Plan berechnet und benutzt.

Je nebelhafter somit in dieser ersten Schrift die Idee des Fortschritts noch auftritt, um so faßlicher ist der Inhalt, der sich in den „Ideen" (seit 1784) sowie in den „Humanitätsbriefen" (1793) damit verbindet. Hier nämlich fallen Fortschritt und Humanität völlig zusammen. Die Weltgeschichte wird bezeichnet als der Fortschritt in der Humanität; Humanität selbst aber ist der Zweck der Menschennatur und soll daher auch als einziger Antrieb, als erste, unumgänglichste, allgemeinste Pflicht allen Menschen ans Herz gelegt werden. Doch genügt diese letztere Definition ebenfalls noch nicht und müssen wir daher noch genauer untersuchen, was Herder unter dem Worte Humanität, diesem eigentlichsten Inbegriff seiner Lehre, dieser Losung seines gesammten Lebens und Wirkens versteht. Es lassen sich in dieser Hinsicht drei Bestimmungen unterscheiden. Erstlich, im allgemeinsten Sinne, begreift Herder unter Humanität jede Aeußerung der dem Menschen innewohnenden Kräfte, welche, sei es in einer gegen sich, sei es in einer gegen Andere und Anderes gerichteten Beziehung, entwickelnd, bildend, organisirend wirkt. Ferner ist die Humanität aber auch Erfüllung der nächstliegenden, dem Menschen unmittelbar von der Natur auferlegten Pflichten, namentlich aller der Pflichten, welche Ehe,

Aeltern- und Kindesliebe, Freundschaft und Gesellschaft mit sich bringen. Endlich drittens in specieller Bestimmung ist Humanität erbarmendes, thätiges Mitgefühl mit den Leiden des Nebenmenschen. In allen drei Beziehungen ist sie die praktische Durchführung des Grundsatzes der Billigkeit, welcher lautet: „Was du nicht willst, das dir die Leute thun, thue ihnen auch nicht; und was du willst, das sie dir thun, thue auch ihnen.“ Den drei Sphären, die sich hieraus ableiten, läßt sich Alles einordnen, was als Erscheinung der Humanität von Herder aufgeführt wird.

Fügen wir hierzu noch die wichtigsten Eigenschaften, welche Herder der Humanität beilegt. Erstlich ist sie stets nur Eine; so mannichfach ihre Erscheinungen, so ist sie doch in Allen dasselbe Wesen; als dieses gleiche Wesen ist sie eine Anlage, eine angeborene Fähigkeit des Menschen, an allen Orten, zu allen Zeiten und für alle Menschen erkennbar. Die Humanität ist ferner über die ganze Erde verbreitet; ihre Erscheinung ist durch Ort, Zeit und die Eigenthümlichkeit der Volkscharaktere aufs mannichfachste modificirt. Diese mannichfach modificirten Erscheinungen sind besondere Formen der allgemeinen Humanität; für jede Humanitätsform gibt es eine in ihrer Art beste Gestalt; die besten Gestalten der besondern Humanitätsformen sind nicht gleich vollkommen und gleich werthvoll; es muß daher, wenigstens als Ideal, eine Humanitätsform geben, welche absolut vollkommen ist. Die beste Gestalt derjenigen besondern Humanitätsform zur Darstellung zu bringen, in welcher es sich auslebt, soll jedes Volk bestrebt sein; jemehr sein Streben ihm gelingt, jemehr nähert es sich der absolut vollkommenen Humanitätsform. Damit hängt es dann auch zusammen, daß die Humanität, wiewol ihrem Wesen nach Eins und allen Menschen angeboren, doch in ihrer Entfaltung ein Product der Erziehung, der Arbeit und der Uebung ist.

Wenden wir uns hiernach wieder zu der obigen Erklärung zurück, wonach die Geschichte der Fortschritt der Menschheit in der Humanität sein soll: so kann dieser Fortschritt nun also darin bestehen, erstlich daß in einer wachsenden Zahl von Individuen das allgemeine Wesen der Humanität zur Erscheinung kommt, d. h. daß der Grundsatz der Billigkeit als einziger Antrieb der Handlungsweise anerkannt wird; zweitens daß in den Völkern die besondern Humanitätsformen der besten Gestalt ihrer Art und damit der absolut vollkommenen Humanitätsform sich nähern, wobei es sich von selbst versteht, daß jede besondere Humanitätsform alle Zweige der Bildung eines Volks, sowol Moral, Religion und Gesetzgebung, als Wissenschaft, Kunst und technische Cultur in sich begreift; endlich drittens daß die Erziehung zur Humanität sich verbessert.

Die Attribute der Wesenseinheit, der Allverbreitung und der nur

durch Erziehung und Arbeit zu bewirkenden Entfaltung, welche von Herder der Humanität beigelegt werden, sind maßgebend für die Attribute, welche der Fortschritt bei ihm erhält. Es sind dem Wortlaut nach dieselben, die auch neuere Philosophen ihm beilegen; doch ist der Sinn, den Herder damit verbindet, wesentlich verschieden, weshalb es nöthig ist, noch einen Augenblick bei diesen Attributen zu verweilen.

Dieselben lauten: unendlich, universell und nothwendig.

Allerdings wird der Ausdruck „unendlich" in dieser Unmittelbarkeit von Herder nicht gebraucht. Allein unter dem „Plus ultra", welches er der Menschheit als Denkspruch in den Mund legt; unter dem Ausruf: „Kein Hercules hat an die letzten Säulen gereicht! Niemand wird sie erreichen!"; unter der Foderung: „das große Werk der Humanitätsbildung muß so lange fortgesetzt werden, als die Menschheit dauert" — was Anderes haben wir darunter zu verstehen und was ist damit gesagt als die Unendlichkeit des Fortschritts? Von dem ersten Flosse, das auf dem Wasser schwamm, geht Herder stufenweise bis zum heutigen europäischen Schiffe und schließt mit der Frage: „Wohin reichen jetzt nicht schon durch dies Eine Werkzeug die Hände der Europäer? wohin werden sie künftig nicht reichen?" Er erfreut sich an der Aussicht, welche die historisch erwiesene Regsamkeit des menschlichen Geistes in das Unendliche künftiger Zeiten gewähre: „Wie Vieles ist in Europa ausgedacht, erfunden, gethan, geordnet und für künftige Zeiten aufbewahrt worden! Wie, wenn eine Saite berührt wird, nicht nur Alles, was Ton hat, ihr zutönt, sondern auch bis ins Unvernehmbare hin alle ihre harmonischen Töne dem angeklungenen Laute nachtönen; so erfand, so schuf der menschliche Geist, wenn Eine harmonische Stelle seines Innern berührt ward. Sobald er auf eine neue Zusammenstimmung traf, konnten in einer Schöpfung, wo Alles zusammenhängt, nicht anders als zahlreiche neue Verbindungen ihr folgen."

In diesen und vielen ähnlichen Sätzen ist die Ueberzeugung von der Unendlichkeit des Fortschritts mit einer Entschiedenheit ausgesprochen, die gar nicht größer sein kann; es fragt sich nun blos noch, wie Herder sich diese Unendlichkeit dachte. Hegel nennt bekanntlich den Fortschritt ebenfalls unendlich und beschreibt ihn als einen Stufengang, in welchem der Geist seine Substanz ausarbeitet. Der Geist setzt Bestimmungen, hebt sie auf und gewinnt durch dieses Aufheben selbst eine affirmative, reichere und concretere Bestimmung; jede Stufe, verschieden von der andern, hat ihr eigenthümliches Princip; jedes dieser Principien ist eine Bestimmtheit des Geistes, in der Geschichte ein besonderer Volksgeist und gibt der ganzen Wirklichkeit desselben ein gemeinschaftliches Gepräge. Es ist nun zwar immer ein und derselbe Geist, welcher in diesem Stufengange reichere und concretere Bestimmungen gewinnt; doch wird sich, im Wider-

ſpruch mit Hegel ſelbſt, ſchwerlich leugnen laſſen, daß er, indem er in dieſe Beſtimmungen ſich umſetzt, in jeder Beſtimmtheit weſentlich ein anderer iſt.

Anders bei Herder. Allerdings ſtatuirt auch er eine Art von Stufengang, wenn er ſagt, daß jeder Fortſchritt, jede Aeußerung der menſchlichen Kraft, jede Erfindung neue Fortſchritte, neue Kraftäußerungen, neue Erfindungen zur Folge habe, daß aus dieſer Verbindung eine fortwachſende Entwickelung hervorgehe und daß der Bau des menſchlichen Scharfſinns an Ausdehnung und Höhe gewinne. Doch iſt er weit entfernt, in dieſem Fortgange eine Veränderung des Weſens der Menſchheit zu erblicken. Ausgehend vielmehr von dem Grundſatz der Weſensgleichheit der Humanität, in der Ueberzeugung, daß ſie an allen Orten, zu allen Zeiten und unter allen Völkern dieſelbe, daß der Neger wie der Grieche, der Troglodyte wie der Sineſe, ſofern er nur Vernunft und Billigkeit übt, weſentlich derſelbe Menſch, daß Sokrates und Confucius, Plato und Cicero und alle Philoſophen der neuern Zeit auf den einen Punkt gewirkt haben, auf dem unſer ganzes Geſchlecht ruht, und daß ſie mithin ſämmtlich Theilhaber ſind derſelben Weltſeele, der einen Menſchenvernunft und Menſchenwahrheit — konnte Herder die Unendlichkeit des Fortſchritts nicht auf das innere Weſen der Menſchheit beziehen. Jene Unendlichkeit betrifft bei ihm nicht die Humanität ſelbſt, ſondern nur die Form derſelben. Es ſoll die beſte Form gefunden werden; in der Unendlichkeit der Beſtrebungen und Verſuche, durch welche ſie gefunden werden ſoll — darin und in nichts Anderm liegt die Unendlichkeit ſeines Fortſchrittsbegriffs. Zu den Eigenthümlichkeiten ſeiner Auffaſſung gehört es ferner, daß er ſich den Fortſchritt weniger wie eine aufſteigende Linie als wie eine Fläche vorſtellt, auf welcher jeder Punkt eine Welt ſchlummernder Kräfte birgt. Die Kräfte haben die Fähigkeit, ſich unter gewiſſen Vorausſetzungen zu entfalten, und auch nach ihrer Entfaltung vermögen ſie, unter der Einwirkung homogener Einflüſſe, neue Entwickelungen zu treiben. Unendlich iſt die Zahl der Kräfte, unendlich ſind die Arten ihrer Entfaltung, unendlich die Arten der Verbindung, welche ſie nach ihrem Erwachen einzugehen vermögen. Der Fortſchritt aber beſteht darin, daß die Bedingungen, welche der ruhenden Kraft die Möglichkeit und den Reiz bringen, ſich zu äußern, ins Leben treten. Unter dieſem Geſichtspunkte wird die große und gute Einrichtung der menſchlichen Natur geprieſen, in welcher Alles im Keime da ſei und nur auf ſeine Entwickelung warte, in welcher die Blüte ſich morgen zeigen werde, wenn ſie ſich nicht heute erſchließe. Unter dieſem Geſichtspunkte werden ferner die Nationen der Erde betrachtet, wie die Natur ihre Gaben verſchieden an ſie ausgetheilt habe und auf unterſchiedlichen Stämmen nach Klima und Pflege verſchiedene Früchte wachſen

lasse. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint endlich das ganze historische Terrain als eine bunte Wiese, auf welcher es mancherlei Blumen und mancherlei Völker gebe, und die große Mutter der Dinge, die Zeit, jetzt diese, jetzt andere Gaben aus ihrem Füllhorn werfe und allmälig die Menschheit von allen Seiten bearbeite.

Das zweite Attribut, das Herder dem Begriff des Fortschritts beilegt, ist die Universalität. Die neuere Forschung hat ihm darin zugestimmt, mit der Einschränkung jedoch, daß nicht die Individuen fortschreiten, sondern lediglich die Gattung. Schon Kant hält die Durchführung des verborgenen Planes, welchen die Natur im Großen der Geschichte der Menschengattung untergelegt habe, namentlich also die Errichtung einer vollkommenen Staatsverfassung, für möglich, auch wenn die Einzelnen in ihrem Egoismus verharren; die Einzelnen, ja selbst ganze Völker, sagt er, können nur ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgen wollen und müssen dabei doch, ohne es zu wissen und zu ahnen, an der Beförderung einer Naturabsicht arbeiten, welche ihnen unbekannt ist und unbekannt bleibt. Ebenso spricht auch Hegel den großen Männern, welche die Welt fördern, das Bewußtsein über die wahre Bedeutung ihrer Thaten ab, ohne darum dem Fortschritt selbst die Universalität abzusprechen, indem er dabei voraussetzt, daß, sobald ein neues Moment der Idee zur Wirklichkeit geworden, auch alle Individuen in ihrem Denken, Wollen und Empfinden durch das im Lichte der Gegenwart offenbare Princip berührt und beherrscht werden. Uebereinstimmend damit wird auch von Herder in seiner ersten Schrift zur Philosophie und Geschichte in Abrede gestellt, daß der Fortschritt der Gesammtheit den Einzelnen zugute komme. Aber auch nur in dieser ersten Schrift; in den „Ideen" sowie in den „Humanitätsbriefen" stellt er gerade die entgegengesetzte Ansicht auf. Wie der Staat für ihn nur die Summe und das Aggregat der Individuen ist, welche in den Verband desselben gehören, so ist ihm auch die Menschheit nichts Anderes als die Kette der Glieder, welche das Geschlecht ausmachen. Darum ergeht auch an alle Einzelnen der gleichmäßige Ruf zum Fortschritt. Er sah ein Naturgesetz darin, daß ein Mensch mit dem andern, ein Volk mit dem andern lerne, unaufhörlich lerne, bis endlich alle die schwere Lection gefaßt haben. „Kein Volk", ruft er, „ist ein von Gott auserwähltes; die Wahrheit muß von allen gesucht, der Garten des gemeinen Besten von allen angebaut werden; am großen Schleier der Minerva sollen alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken." Ist ja doch die Humanität über die ganze Erde verbreitet, wird sie ja doch von Allen erkannt, von Allen cultivirt; mithin muß auch der Fortschritt ein gemeinsamer sein.

Ja Herder geht noch weiter. Der Fortschritt ist nicht blos deshalb

universell, weil Jeder für sich und für seinen Theil an ihm participirt, sondern auch deshalb, weil das Menschengeschlecht solidarisch verbunden ist. „Das Menschengeschlecht", sagt er, „ist ein Ganzes; wir arbeiten und dulden, säen und ernten füreinander." Diese Solidarität wird wiederholentlich auf das nachdrücklichste hervorgehoben. „Wie jede Classe von Naturgeschöpfen", heißt es an einer andern Stelle, „ein eigenes Reich ausmacht, auf andere Reiche bauend, in andere hineingreifend; so das Menschengeschlecht mit dem besondern und höchsten Abzeichen, daß die Glückseligkeit Aller von den Bestrebungen Aller abhängt. Wir können nicht glücklich oder ganz würdig und moralisch gut sein, solange z. B. ein Sklave durch Schuld der Menschen unglücklich ist: denn die Laster und bösen Gewohnheiten, die ihn unglücklich machen, wirken auch auf uns oder kommen von uns her. Es ist dieselbe Herzlosigkeit, die Europa wie Amerika unter dem Joch hält. Dagegen auch jede gute Empfindung und Uebung eines Menschen auf alle Welttheile wirkt." So geht aus der Allverbreitung der Humanität die Universalität des Fortschritts und gleichzeitig mit der Universalität die Solidarität hervor.

Das dritte der oben erwähnten Attribute betraf die Nothwendigkeit des Fortschritts. Herder hat sich für diese Nothwendigkeit mit derselben Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung erklärt, mit der es späterhin auch von Fichte (dem der Fortschritt die „bloße Analyse des Ist der Gotteserscheinung" ist) und von Hegel (bei der Definition des Begriffs der Weltgeschichte) geschehen ist. Selbst wenn alle Regenten der Erde sich verbänden, behauptet Herder, die fortgehende Entwickelung des Menschengeschlechts für immer zu hindern, so würden sie dennoch niemals zum Zwecke kommen. Kein Hinderniß, behauptet er, gebe es im Leben der Nationen, das unübersteiglich wäre, jede, wenn sie nur ernstlich wolle, müsse zu Dem gelangen, was sie sein solle.

Soweit also trifft er mit den Neuern zusammen; in einigen andern Punkten dagegen weicht er nicht unerheblich von ihnen ab. Nach Hegel ist der nothwendige Fortschritt bekanntlich das Werk der producirenden Idee, der nach sich selbst strebenden und treibenden Wahrheit; er geht hervor aus der Verbindung der Nothwendigkeit und der Freiheit, indem der innere, an und für sich seiende Gang des Geistes als Nothwendigkeit, Das aber, was im bewußten Willen der Menschen unter der Form des Interesse erscheint, als Freiheit zu betrachten ist. Der Weltgeist ist als Vernunft dem geschichtlichen Dasein immanent und vollbringt sich in demselben und durch dasselbe. Von den hervorragenden historischen Individuen wird das Allgemeine, welches in dem Bestehen eines Volks oder Staats die Basis einer Epoche ausmachen soll, durchgesetzt, indem sie ihre particulären Absichten vollführen. Dieselben sind formell von denen der Uebrigen nicht unterschieden, materiell aber dadurch, daß sie das All-

gemeine enthalten, welches Wille des Geistes ist. Sie werden daher von Hegel geradezu Geschäftsführer des Geistes, Heroen, Seelenführer ihrer Mitmenschen genannt; sie haben nicht das Bewußtsein der Idee überhaupt, sondern sind praktisch und politisch, aber zugleich denkend und mit der Einsicht Dessen begabt, was Noth und an der Zeit ist; sie wollen sich befriedigen, nicht Andere, in Wahrheit aber ist die ganze Masse ihres Wollens, ihres Interesse, ihrer Thätigkeit nichts als Werkzeug und Mittel des Weltgeistes, welcher seinen Zweck, in concreter Wirklichkeit die Anschauung seiner selbst zu erringen, durch die Production und Normirung der Geschichte realisirt. Nothwendig ist hier also der Fortschritt deshalb, weil er die Selbstbewegung des Weltgeistes ist. Aber eben deshalb ist er auch keine wahre That des Menschen; nach einem Entwurfe ausgeführt, den das Individuum nicht kennt, auf ein Ziel gerichtet, das über die Sphäre der Menschheit hinausreicht, vollzieht er sich durch die Anstrengung und die Arbeit, nicht aber mit dem bewußten Willen des Handelnden. Die Tendenz, welche den Menschen zur Theilnahme an der Arbeit bewegt, welche in ihrer gelungenen Verwirklichung dem Menschen Befriedigung und Genuß seiner selbst gewährt, ist nur die umschließende Hülle eines Höhern, das über jene Tendenz hinausgreift. Der nothwendige Fortschritt ist als regierende Vernunft eine Macht, welche, sich selbst genug und sich selbst Gesetz, dem Einzelnen nach Art des antiken Schicksals gegenübertritt.

Von dieser Hypostase des Fortschritts findet sich bei Herder nichts. Auch er hält, wie wir wissen, den Fortschritt für nothwendig, aber zugleich für eine That des Menschen. Herder selbst hat ausdrücklich davor gewarnt, den einzelnen Thatsachen der Geschichte verborgene Absichten eines unbekannten Entwurfs der Dinge oder gar die magische Einwirkung unsichtbarer Dämonen anzudichten; das Geschick offenbare seine Absichten durch Das, was geschehe und wie es geschehe. Uebereinstimmend damit sah er in den Thatsachen auch nur Das, wofür sie sich selbst in dem Zweck ihrer Urheber und der offenbaren Erscheinung ihres Verlaufs ausgeben; er hielt sie für nicht mehr als für die verkörperte Kraft und den verkörperten Willen der Menschen. Mit einem Worte: er sah den Fortschritt in die Hände der Menschen gelegt. „Allenthalben", sagt er, „ist die Menschheit Das, was sie aus sich machen konnte, was sie zu werden Lust und Kraft hatte. War sie mit ihrem Zustande zufrieden oder waren in der großen Saat der Zeiten die Mittel zu ihrer Verbesserung noch nicht gereift, so blieb sie Jahrhunderte hin, was sie war und ward nichts Anderes. Gebrauchte sie aber der Waffen, die ihr Gott zum Gebrauche gegeben hatte, ihres Verstandes, ihrer Macht und aller der Gelegenheiten, die ihr ein günstiger Wind zuführte, so stieg sie künstlich höher, so bildete sie sich tapfer aus. That sie

es nicht, so zeigt schon diese Trägheit, daß sie ihr Unglück minder fühlte."

Allerdings erscheint der Fortschritt hier zugleich von Mitteln abhängig, welche in der großen Saat der Zeiten reifen, sowie von Gelegenheiten, welche durch einen günstigen Wind zugeführt werden sollen, also überhaupt von höhern, außerhalb der menschlichen Sphäre liegenden Mächten. Aber der Fortschritt selbst, der factische, thatsächliche Fortschritt hört darum nicht auf, ein Werk der Menschen zu sein, indem sie es ja sind, von denen die Saat gestreut, von denen die Blüte und die Frucht gezeitigt wird, deren Erkenntniß, deren Streben die Benutzung der Gelegenheiten anheimgestellt ist. Besonders angelegen läßt Herder es sich sein, den Glauben an eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit aus dem Vorstellungskreise der Menschen zu entfernen. Er sagt: „Was im Menschenreiche geschehen soll, muß durch Menschen bewirkt werden. Wir leiden so lange unter unserer eigenen Schuld, bis wir, ohne Wunder der Gottheit, den bessern Gebrauch unserer Kräfte selbst kennen lernen." Und ferner: „Die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsere Kräfte. Als sie die Erde und alle vernunftlosen Geschöpfe derselben erschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: sei mein Bild, ein Gott auf Erden, herrsche und walte! Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehen, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte." Wenn er dann die Gottheit weiter sagen läßt: „aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen", so ist damit eine mittelbare Einwirkung der Gottheit allerdings eingeräumt; doch werden wir späterhin zeigen, daß darin auch durchaus kein Widerspruch enthalten ist.

Noch in einem zweiten Punkte entfernt Herder's Ansicht über die Nothwendigkeit des Fortschritts sich von den Ansichten der Neuern. Die Vorstellung des nothwendigen Fortschritts pflegt jetzt mit der Vorstellung eines Zuges verbunden zu sein, welcher in fester und vorausbestimmter Ordnung die Völker unterwirft. Gewöhnlich läßt man ihn im Allgemeinen von Osten nach Westen gehen. Sehr specialisirt ist er neuerlich von Gervinus, der ihn von der nördlichen Grenze der germanischen Völker nach Amerika, dann zurück von Westen nach Osten sich verbreiten läßt; in diesem Laufe, meint er, sei das Schicksalvolle der Freiheitsbewegung ganz besonders deutlich zu erkennen. Herder, sofern er den Begriff der Unendlichkeit in der Fassung aufrecht erhalten wollte, die er ihm einmal gegeben, hätte sich mit einer derartigen Vorstellung niemals befreunden können. Der unendliche Fortschritt, als Entfaltung der Kräfte gedacht, welche auf der Oberfläche der Erdkugel überall und jederzeit vor sich geht, sobald der innere Trieb zur Aeußerung angeregt wird, muß sein

Wesen auch als der nothwendige beibehalten. Die Kraft kann nicht als eine in concentrirter Fülle beschlossene, in ihrem jeweiligen Fürsichsein zur Offenbarung bereite und der Offenbarung gewärtige, gleichzeitig aber auch als eine unfertige gedacht werden, welche die Fähigkeit der Evolution erst dadurch gewinnt, daß sie andere Elemente in sich aufnimmt und in Verbindung mit ihnen einen Gährungsproceß durchmacht. Die Kräfte, welche in den verschiedenen Stämmen des Menschengeschlechts niedergelegt und zur Humanität bildbar sind, können ihre Bestimmung erreichen, auch ohne daß eine besondere Culturströmung über sie kommt. Allerdings ist die Gattung solidarisch verbunden, die Humanität, welche in Europa herrscht, wird auch auf Amerika günstig wirken; aber doch nicht in dem Sinne, daß der Europäer dem Amerikaner unmittelbar von seiner Humanität abgibt, sondern lediglich so, daß er kraft seiner Humanität den Amerikaner nicht hindert, sich ebenfalls zur Humanität zu entfalten. Der Europäer und der Amerikaner, der Asiate und der Afrikaner können human, vernünftig und billig sein, ohne daß sie in gegenseitige Berührung kommen. Treten sie in Verbindung, und zwar als humane, so werden die Formen der Humanität, in welcher der Eine und der Andere sich entwickelt, durch gegenseitigen Einfluß modificirt werden; sie werden an Vollkommenheit unterschieden sein. Trotzdem ist es nicht die Aufgabe des Einen, in seinem Dasein die Humanitätsform des Andern nachzubilden. Was soll also hier die Annahme einer Fortschrittsbewegung, welche in einem vorausbestimmten Zuge über den Erdkreis schreitet? Schon in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte" legte Herder Protest dagegen ein, daß jemals die Vervollkommnung der Welt berechnet werden könne wie eine Progression, bei welcher die einzelnen Menschen und die Geschlechter sich so aneinander reihen, daß die folgenden in der Aufklärung, Tugend und Glückseligkeit die vorhergehenden stets übertreffen, und das gegenwärtige Geschlecht die Summe, welche sämmtliche voranstehende Glieder ausmachen, in sich fassend, als das letzte und höchste die ganze Reihe schließe. In den „Ideen" foderte er ausdrücklich auf, der Meinung zu entsagen, als ob die Römer bestimmt gewesen seien, über den Griechen ein vollkommeneres Glied in der Kette der Cultur zu bilden. Wenn er die Cultur, wie sie in den verschiedenen Völkern hervorgetreten, ins Auge faßte und in bildlicher Vorstellung sich vergegenwärtigte, so bemerkte er weniger einen sanften Fluß, als den Sturz eines Waldwassers von den Gebirgen: abgerissene Ecken, aus- und einspringende Winkel, einen Strom, der sich nicht in gerader Richtung fortziehe, sondern hier abreiße, dort ansetze, allerdings aber weiter dringe. Er glaubte, mit einem Wort, nicht an die Stetigkeit des Fortschritts. Wenn er überdachte, was Realis de Vienna geurtheilt und gelehrt hat, wunderte er sich, wie sehr die Stimme der Wahrheit aufgehalten werden

könne. Selbst der Gedanke, daß ganze Länder Europas wieder in Barbarei versinken könnten, hatte ihm nichts Widersinniges oder Unwahrscheinliches. Er wandte sich dabei, wie in andern Stücken, mehr der ältern Anschauung zu, nach welcher Iselin die Geschichte der Menschheit als einen ziemlich ordnungslosen Wechsel von Fortschritt und Rückschritt, von Wachsthum und Verfall darstellte, doch so, daß durch diese Schwankungen der Zustände hindurch die Menschheit allmälig der Vollkommenheit sich nähere.

Weshalb erhält nun aber der Fortschritt von Herder bei alledem das Prädicat der Nothwendigkeit? Er ist nothwendig, erstens weil er in der menschlichen Natur begründet ist, und zweitens weil er sich unter Gesetzen vollzieht, welche der Humanität von jeher aufgeholfen haben und, so wahr sie Naturgesetze Gottes sind, auch fernerhin aufhelfen werden. Von Comenius wird der Grundsatz adoptirt, daß der Trieb der Menschheit zu ihrer Verbesserung unaustilgbar und selbst noch in den wildesten Abwegen wirksam ist. Der Perfectibilitätstrieb, der menschlichen Natur eingeboren, erscheint ihr in der Herder'schen Theorie so wesentlich zugehörig, daß er von Einigen, wie z. B. von Rosenkranz, recht eigentlich für Das gehalten wird, was Herder Humanität nannte. Weil aber dieser Perfectibilitätstrieb sich äußern muß, ist auch der Fortschritt nothwendig.

Indem nun der Mensch unter dem Einfluß dieses Triebes aus sich hervorzubringen versucht, was er hervorzubringen im Stande ist, wird er durch die Wirksamkeit außer ihm seiender Gesetze unterstützt. Das erste dieser Gesetze, welches in den „Ideen" angeführt wird, lautet dahin, daß alle zerstörenden Kräfte mit der Zeit nicht nur den erhaltenden Kräften unterliegen, sondern auch selbst zur Ausbildung des Ganzen dienen müssen. Derselbe soll sich im Verlauf der Geschichte dadurch offenbaren, daß im Menschengeschlechte weniger Zerstörer als Erhalter geboren werden, die verwüstenden Dämonen sich vermindern, der Fortschritt der Künste und Wissenschaften immer neue Mittel bietet, einzuschränken und unschädlich zu machen, was die Natur selbst nicht auszutilgen vermochte. Herder nennt es eine gütige Ordnung, daß der Nebukadnezar und Kambyses, der Attila und Dschingiskhan eine weit geringere Anzahl in der Geschichte sei, als der sanften Feldherren und friedlichen Monarchen; wenn die Natur unsertwegen freilich nicht von ihrem Gange ablassen und also auch nicht aufhören werde, unter den zahllosen Formen und Complexionen, welche sie hervorbringe, auch dann und wann Menschen von wilden Leidenschaften, Geister zum Zerstören und nicht zum Erhalten ans Licht der Welt zu senden, so stehe es, meint er, ja auch in der Gewalt der Menschen, diesen Wölfen ihre Heerde nicht anzuvertrauen, vielmehr durch Gesetze der Humanität sie selbst zu zähmen. Ja er sucht allen Ernstes historisch nachzuweisen, daß die zer-

ſtörenden Dämonen des Menſchengeſchlechts an Zahl wirklich abgenommen haben, wobei er ſich beſonders auf das Beiſpiel der Kriegskunſt und ihrer allmäligen Entwickelung und Umgeſtaltung beruft.

Zu dieſem Geſetz von der allmäligen Abnahme der zerſtörenden Kräfte tritt dann das Geſetz vom Beharrungszuſtande. Zum Beharrungszuſtande eines Dinges iſt ein Maximum oder Minimum erfoderlich, das aus der Wirkungsweiſe der Kräfte dieſes Dinges folgt. Das Maximum, auf welchem der Beharrungszuſtand der Menſchheit beruht, iſt Humanität, Vernunft und Billigkeit in allen Claſſen, in allen Geſchäften der Menſchen. Nun ſchließt Herder weiter: das Menſchengeſchlecht ſtrebt, wie jedes Ding, nach Dauer; es kann Dauer nur dadurch gewinnen, daß es auf Billigkeit ſich gründet; übt es nicht Billigkeit, ſo löſt es ſich ſelbſt auf. Die Wahrheit dieſes Satzes muß das Menſchengeſchlecht ſelbſt einſehen, weil der Verſtand ihm weſentlich iſt; aber auch zur Befolgung deſſelben muß es ſich bewogen fühlen, weil es ſeiner Natur nach zu beſtehen wünſcht.

Das dritte Geſetz ſoll ebenfalls auf den Tafeln der Natur geſchrieben ſtehen; es iſt das Geſetz der Wiedervergeltung. Man muß gut machen, was man böſe gemacht hat, oder Buße leiden. Hoffentlich, meint Herder, wird das Menſchengeſchlecht das Erſte wählen; Europa wird gut machen, was es im Taumel der Leidenſchaft, unter den Hüllen des Aberglaubens und der Barbarei, unter dem Joch der Vorurtheile und des Despotismus böſe gemacht, und die geſammte Menſchheit wird ſich ſeiner hellern Vernunft, ſeiner vermehrten Billigkeit erfreuen.

Einer nähern Kritik dieſer angeblichen Geſetze können wir uns füglich entheben; ſie ſind ſo willkürlich herausgegriffen und in ſich ſelbſt ſo locker gefügt, daß ſie bei der leiſeſten Berührung in Nichts zerfallen. Dagegen dürfte es zweckmäßig ſein, bevor wir dieſen Gegenſtand verlaſſen, noch einmal den Punkt hervorzuheben, in welchem Herder's Anſicht von der Nothwendigkeit des Fortſchritts von der Anſicht Hegel's unterſchieden iſt. Hegel legt die Nothwendigkeit in den Fortſchritt ſelbſt hinein und beſchreibt ihn als den an und für ſich ſeienden Gang des Geiſtes; Herder dagegen trennt den Fortſchritt und die Nothwendigkeit und beſtimmt letztere als eine Reihe von Geſetzen, welche den Fortſchritt von unten her beherrſchen. Zu unterſuchen, woher dieſer Unterſchied ſtammt, würde uns hier zu weit führen; nur im Allgemeinen ſei bemerkt, daß der eigentliche Ausgangspunkt in der Differenz über den Gottesbegriff liegt.

Helene.

Von

Robert Prutz.

Nachstehendes Bruchstück bildet die Anfangscapitel eines neuen Romans, der demnächst unter dem Titel: „Helene. Ein Frauenleben" im Kober'schen „Album" erscheinen wird. Da der Herausgeber es grundsätzlich vermeidet, seine eigenen schriftstellerischen Versuche im „Deutschen Museum" besprechen oder überhaupt nur erwähnen zu lassen, so erlaubt er sich durch Mittheilung dieses Fragments, das gleichsam das Programm seines Romans bildet, die Aufmerksamkeit der Leser auf denselben hinzulenken. Das Ganze ist, wie man auch aus dieser Einleitung sieht, der Heldin des Buchs in der Form eines Selbstbekenntnisses in den Mund gelegt.

Erstes Capitel.

Das Gewitter.

Das Gewitter, das den Himmel seit einer Reihe von Stunden in ein wahres Flammenmeer verwandelt hatte, war endlich vorüber; nur vom Gebirge her zuckten noch einzelne falbe Blitze über das herbstliche Gefilde. Je später im Jahre, je schwerer die Gewitter: das ist eine alte Bauernregel und auch unser Martin, der Gärtner, dem seine siebzig Jahre freilich ein Recht geben, sich für ein Stück Wetterprophet zu halten, hat sie von jeher eifrigst vertheidigt. Nun, heute kann er triumphiren, es war wirklich eins der heftigsten Gewitter, deren ich mich erinnere und so tapfer die kleine Helene sonst auch ist, so hatte ich doch unter diesem Zucken der Blitze, diesem Krachen des Donners, diesem Tosen des Sturmwindes, der das Haus bis in den Grund erschütterte, einige Mühe, sie guten Muthes zu erhalten.

Den alten braven Martin aber, fürchte ich, wird sein heutiger Triumph etwas theuer zu stehen kommen. Zwar ist, wie mir zu meiner Freude von allen Seiten bestätigt wird, der Schaden in der Umgegend nicht so groß, als ich anfangs fürchtete; der Segen der Felder befindet sich längst unter Dach und Fach, das Obst ist von den Bäumen genommen und so hat die Wuth der Elemente im Ganzen nur wenig gefunden, was sie vernichten konnte. Nur mein Garten, diese geliebte Zuflucht meiner einsamen Stunden, scheint ein wenig gelitten zu haben; langhingestreckt am Abhang des Berges, lag er für Sturm und Regenfluten völlig offen und hatte den ersten und heftigsten Angriff auszuhalten. Dem alten Martin standen die Thränen im Auge, da er mir die Verwüstung schilderte. „Soviel Mühe und Kosten", murrte er, „ein so glückliches Jahr im Uebrigen, und nun in den letzten Herbsttagen, dicht vor dem Winter, noch dieses Unglück."

Ich machte ihn aufmerksam auf die Undankbarkeit, die in seinen

Worten enthalten war und ſuchte ihn damit zu tröſten, daß, was die Natur vernichtet, auch allemal von der Natur wiederhergeſtellt wird.

Doch wollte er von keinem Troſte wiſſen; namentlich konnte er ſich über die Verwüſtung unſerer kleinen Baumpflanzungen nicht zufriedengeben. Gras und Blumen, meint er, wüchſen ſchon wieder; aber ſo ein Baum, das ſei allemal wie ein Stück Menſchenleben. Neue Bäume könne er wol pflanzen, o ja: aber er zähle 70 Jahre und was ihm ein Baum nütze, den er nicht mehr in Blüte ſehen ſolle?

Ich kenne dieſe Art der Leute zu gut, um weiter mit Vorſtellungen in ihn zu dringen; ein ſiebzigjähriges Leben darf wol auch für ſeine Irrthümer und Launen ein wenig Nachſicht fodern. Ich entließ ihn alſo mit dem Verſprechen, mich, ſobald das Waſſer ſich ein wenig verlaufen, alsbald ſelber auf die Unglücksſtätte zu begeben und die Verwüſtung in Augenſchein zu nehmen; theils wußte ich, daß dies die beſte Art war, ihn auf andere Gedanken zu bringen, theils wünſchte ich auch noch über Nacht auf Mittel und Wege zu denken, wie dem Schaden in möglichſter Kürze abzuhelfen.

Der Abend dämmerte bereits, als ich kam, meinen Vorſatz auszuführen. Und allerdings, das war ein kläglicher Anblick. Die wilden Waſſer, von der Höhe des Berges niederſtürzend, hatten an verſchiedenen Stellen die Gartenmauer durchbrochen und meine zierlich eingefaßten Beete, meine ſchönen, wohlgepflegten Raſenplätze mit Schlamm und Steinen überſchüttet. Meine ſchlanken, hochſtämmigen Roſen, die ich mit eigener Hand gepflanzt, waren geknickt; die junge Kirſchpflanzung, die wir erſt im vorletzten Herbſte angelegt, lag hingeſtreckt, reihenweiſe wie die Soldaten in der Schlacht. Ach und was war aus meinem geliebten Rebengang geworden, deſſen Schatten mich ſo oft gaſtlich empfangen hatte! Die Gewalt des Windes hatte die Spaliere niedergeſchmettert, die ſchönen dichten Ranken mit den breiten grünen Blättern lagen geknickt am Boden oder flatterten ängſtlich in der Luft wie das Nothſegel eines ſcheiternden Schiffes; die röthlichen Trauben, die nur noch weniger ſonniger Tage bedurft hätten, uns mit ihrem Saft zu erquicken, waren vom Regen zerſchlagen und zerdrückt. Von der Hollunderlaube, dem Lieblingsplatz meiner Helene, wo ich ſo manchen Abend mit ihr verdämmert, war nichts geblieben als ein wüſtes, unanſehnliches Geſtrüppe. Selbſt die Terraſſe in der Mitte des Gartens, wo ſich die Ausſicht auf das gegenüberliegende Gebirge öffnet, war kaum wiederzuerkennen; die Raſenbekleidung war hinweggeſpült, einzelne Quadern hatten dem Druck des feuchten Erdreichs nachgegeben, der Boden war hier und da geſpalten und gähnte mich an, ſchwarz und finſter, gleich einer offenen Gruft. Es war, wie geſagt, ein trübſeliger Anblick; eine

Stadt, vom Feinde geplündert, kann nicht wüster, nicht schauerlicher aussehen.

Soll ich meine Schwäche gestehen? Den alten ehrlichen Martin hatte ich trösten wollen und nun fühlte ich von der Größe dieser Zerstörung mich selbst aufs schmerzlichste ergriffen. Soviel Jahre, dachte ich, hast du diese Stätte gepflegt und gewartet, soviel ernste und schwere Stunden deines Lebens, soviel Seufzer und Träume waren mit diesen Bäumen, diesen Blumen verwachsen — und nun haben wenige Stunden genügt, das Alles in Trümmer zu werfen?

Eine unnennbar trübe Stimmung überkam mich, eine jener Stimmungen, unter deren ehernem Druck ich früher gezittert hatte, wo das Leben uns aschfarben erscheint und aller Muth, alle Hoffnung aus dem gepreßten Herzen entwichen sind. Dazu hing der Himmel noch dicht voll Wolken, einzelne große Tropfen, die Nachzügler des abschiednehmenden Gewitters, schlugen mir schwer und kalt ins Gesicht, während ein eisiger Hauch mich durchfröstelte. Ist dies, mußte ich mir selbst sagen, nicht vielleicht ein Bild deines Lebens? Glaubtest du nicht auch, deine stillen sonnigen Herbsttage wären gekommen? Und lauert nicht vielleicht auch an deinem Horizont schon das verspätete Gewitter, das alle deine Saaten vernichten, deine Hoffnungen zerstören wird? Ist der Friede der Natur solch gebrechlich Ding und du Thörin wähntest, der mühsam errungene Friede deines Herzens werde von festerer Dauer sein? Wo sind nun die Blumen die du säetest, die Früchte die du pflanztest? Hat alle deine Sorgfalt sie vor einem schmählichen Untergange bewahren können? Und wer bürgt dir, daß die Saat von Liebe und Wohlthun, die du dich auszustreuen bemühst, besser aufgehen und glücklicher gedeihen wird? Ich mußte an dich denken, meine Helene — o du, zwar nicht das Kind meines Leibes, aber darum nicht weniger das Kind meiner Liebe! Zarte Rosenknospe, in deren jugendlichem Keime Alles zusammengefaßt liegt, was ich vom Leben, ja über das Leben hinaus noch wünsche, hoffe, fodere! Mein Herz hält dich umschlungen mit hunderttausend Fäden, wie der mütterliche Boden die Pflanze festhält, die er trägt; wenn ich das Leben noch dulde, wenn ich die Dämonen der Vergangenheit, die so oft mit tödtlichem Griff nach meinem Herzen krallten, gebändigt habe, wenn ich mich selbst zu überreden suche, ich könne noch wieder thätig, nützlich und also auch glücklich sein — um wen ist es Alles geschehen als um dich? Und nun sehe ich es aus diesen geknickten Zweigen und sehe es aus den zerblätterten Blumen und höre es aus dem Pfeifen dieses Abendwindes, daß auch du nur eine Knospe bist wie andere und daß auch dein Leben nur ein Leben sein wird, wie Menschen es führen: das heißt ein Leben voll Sturm und Gewitter, voll

Widerſpruch und Täuſchung, ein Leben unter dem Beil des Henkers, voll Kampf, Irrthum und Schuld!

Es muß ziemlich lange geweſen ſein, daß ich ſo geſtanden habe, in ſchmerzliche Gedanken verſunken, als plötzlich ein leuchtender Strahl mein Auge berührte und ein leiſer zärtlich girrender Laut an mein Ohr traf. Ich fuhr in die Höhe — der Wolkenſchleier, der den Himmel verdüſtert hatte, war zerriſſen und hell und klar, ein goldener Feuerball, neigte die Sonne ſich dem Untergange zu, während an der entgegengeſetzten Seite die ſilberne Sichel des Mondes langſam in die Höhe ſtieg. Ich blickte ſeitwärts zu meinen Füßen — und ſiehe da, ein Hänflingsneſt ſchaukelte ſich wohlbehalten zwiſchen den Zweigen eines umgeſtürzten Baumes; es war offenbar mit der Krone deſſelben heruntergeſchleudert worden, aber ſo glücklich war der Sturz geweſen, daß weder der zarte Bau noch ſeine luſtigen Bewohner irgendeinen Schaden dabei gelitten hatten. Die Jungen ſtreckten die kleinen nackten Schnäbel piepend über den Rand des Neſtes; die Mutter ſaß daneben und theilte ſorgfältig die Biſſen aus, welche das eifrig hin- und herfliegende Männchen unter luſtigem Gezwitſcher herbeibrachte. Der Anblick des unbeſchädigten Neſtes mitten in der allgemeinen Zerſtörung ergriff mein Herz mit wunderſam tröſtender Gewalt; ich dachte noch einmal an dich, o meine Helene, und fühlte, wie der Krampf ſich löſte, der meine Seele umklammert hielt....

Inzwiſchen war die Sonne tiefer und tiefer geſunken, ein roſiger Schein verklärte Himmel und Erde. Der Regen tropfte nur noch leiſe, langſam von den zerknickten Aeſten, wie ein Auge, das ſich ausgeweint hat und nun unter den letzten Thränen friedlich entſchlummert. Die Waſſer hatten ſich verlaufen, der feſte Grund trat wieder hervor; mein Auge fiel auf ein Aſternbeet, das mitten im Sturme unverſehrt geblieben war und die Verwüſtung kam mir nicht mehr halb ſo arg vor als wenige Minuten vorher.

In dieſem Augenblick kam auch der alte Martin. Er hatte ſich nach ſeiner Art den Aerger vom Leibe geredet und fand nun auch, daß der Schaden nicht gar ſo groß, wie er anfangs gedacht hatte. Ich ſuchte ihn in dem guten Glauben zu beſtärken und empfahl ihm, für das Hänflingsneſt Sorge zu tragen. Indem ich durch die Gartenthür ſchritt, blickte ich noch einmal zum Himmel empor; die Sterne traten deutlich aus der Dämmerung und ein wunderſamer Friede, als müßten nun alle Stürme auf ewig vorüberſein, ergoß ſich in meine Seele.

Zweites Capitel.

Helene.

Schon auf der Treppe kam mir Helene entgegen; mein langes Ausbleiben hatte ſie ängſtlich gemacht. Nach ihrer ſchmeichleriſchen Weiſe

zog sie mich in das Zimmer, in die trauliche Ecke zwischen den Epheuwänden, wo man die doppelte Aussicht auf das Gebirge und in die Ebene hat; ich konnte von hier aus mit einem Blick die scheidende Sonne sehen, die nur noch wie ein rother Stern in Aether schwamm und zugleich den Mond, der immer heller und siegreicher emporstieg. Sein lieblicher Schein stahl sich ins Fenster, lief an den Epheuranken in die Höhe und ruhte dann auf jenen Bildern aus, den Erinnerungszeichen vergangener Jahre, mit denen ich diese meine Lieblingsstätte geschmückt habe. Helene hatte sich zu meinen Füßen gekauert; ihre großen klaren Augensterne schienen im Mondlicht noch einmal so hell; ohne sie anzublicken, mit halb geschlossenen Augen, fühlte ich doch deutlich, mit welcher Innigkeit, welcher treuen reinen Kindesliebe sie auf meinem Antlitz ruhten.

So saßen wir lange Zeit ohne ein Wort zu sprechen; die Geister der Vergangenheit wurden wach und nahmen mich gefangen in ihrem magischen Netz. Aber sie zeigten diesmal keine drohende Miene, ihr Angesicht war klar und mild wie der Abendhimmel, ihre Häupter neigten sich, blaß aber friedlich wie der Mond dort oben, der so still, so lächelnd auf uns herniederschien.

Endlich erinnerte ich mich an das Kind zu meinen Füßen; die lange Stille mußte ihm unheimlich werden. Ich raffte mich also zusammen und fing an, ihm allerhand schöne Geschichten und Märchen zu erzählen, wie es unsere Gewohnheit ist in der Dämmerstunde: von Rothkäppchen, von Einäuglein und Zweiäuglein, vom schönen Dornröschen und dem edeln Prinzen, der sie erlöste.

Das Kind ist sonst unermüdlich im Anhören solcher Geschichten. Nur heute zeigte sie keine rechte Aufmerksamkeit; ihr Auge schweifte unruhig nach den Bildern, die in der ungewissen Beleuchtung fast aus ihren Rahmen zu steigen schienen, und dann wieder wandte sie es zu mir, so ernsthaft fragend, so andächtig bittend, als wollte sie auf dem Grunde meiner Seele lesen.

„Aber meine Helene ist müde?“ fragte ich endlich, „meine Geschichten gefallen ihr nicht mehr?“

Das Kind schüttelte das Köpfchen mit jener wunderlichen Bedächtigkeit, die uns so oft in Erstaunen setzt. „Müde bin ich nicht“, sagte sie, „sieh' nur her, meine Augen sind noch ganz klar und wacker und auch deine Geschichten sind so gut wie sie immer gewesen sind; Rothkäppchen war ein braves Kind und daß es von dem Kuchen nichts aß, den es der Großmutter bringen sollte und begnügte sich mit seinem trockenen Brötchen, das hat mir immer sehr gefallen von ihm. Aber...“

Das Kind verstummte und spielte mit großer Ernsthaftigkeit an den

Fingern, wie sie allemal thut, wenn sie in eine gelinde Verlegenheit gerathen ist. „Aber?“ fragte ich —

Statt aller Antwort sprang das Kind in die Höhe, schlang die kleinen runden Arme um meinen Nacken und das glühende Gesichtchen dicht an meine Brust pressend: „Aber es sind doch nur Märchen“, flüsterte sie, „Geschichten von Menschen, die längst todt sind oder auch vielleicht niemals gelebt haben. Ich aber bin nicht mehr so kindisch wie du denkst, ich möchte wissen...“

Sie stockte aufs neue und wühlte ihr Gesichtchen immer tiefer in meinen Schoos.

Die seltsame Aufregung des Kindes versetzte mich in Unruhe. Doch schien es mir das Gerathenste, dem Gang ihrer Empfindungen nachzugehen. „Und was möchtest du wissen?“ wiederholte ich, indem ich ihr das Köpfchen leise in die Höhe richtete und ihr die süßen goldenen Löckchen aus der Stirn strich; der Mond fiel voll auf das runde frische Angesicht und ich war nun gewiß, daß wenigstens eins jener Gemälde allerdings lebendig geworden war....

Die Gedanken des Kindes schienen sich mit den meinigen zu begegnen; es entschlüpft meiner Umarmung und auf die Bilder uns gegenüber deutend: „Da“, rief es, „sind meine Märchen! da sind die Geschichten, die ich hören will! Du bist mir Vater und Mutter, ich weiß es, und will nie andere Aeltern haben. Aber ich weiß auch und du selbst hast mir gesagt, daß ich einmal andere Aeltern gehabt habe — dort, den Mann mit den braunen krausen Locken, und die bleiche Frau daneben mit den sanften stillen Augen — von ihnen erzähle mir, von meinen Aeltern erzähle und von dem fernen fremden Lande, wo ich geboren bin und von wo sie mich zu dir gebracht haben, ein armes kleines Storchkind, das elendiglich hätte verschmachten müssen, wenn es nicht in dir, o du Gute, einen neuen Vater und eine neue Mutter gefunden hätte. Ich liebe dich — aber ich liebe auch den alten Vater, ich mag keine Märchen und Geschichten mehr — von meinem Vater will ich hören, von meinem Vater!!“ rief die Kleine, indem sie sich schluchzend in meine Arme warf.

Und wäre jetzt wirklich eins der Bilder herabgestiegen und hätte mich angeweht mit Geisterathmen, es hätte mich nicht so erschüttern können wie dieser Auftritt. Wie war mir denn? Hatte die Zeit stille gestanden seit vierzig Jahren? War alles Leid und Weh dieser langen Tage nur ein Traum gewesen? Und war ich das nicht selbst, die da vor mir stand, im Kinderröckchen, und drückte die Händchen gegen die Augen und rief: Ich will von meinem Vater, von meiner Mutter hören?! Soll denn Alles im Leben sich nur ewig wiederholen? Ist mit meinem Namen und mit meiner Liebe auch mein Schicksal auf diese unschuldigen

Scheitel übergegangen? Und soll die Gegenwart mir nur ewig das ruhelose nimmersatte Gespenst der Vergangenheit bleiben? Ja, wie dieses Kind habe auch ich einst gerufen, gleich ihr pochte ich, halb aus Zärtlichkeit, halb aus kindischer Neugier, an die verschlossenen Herzen — welche Antwort ward mir? Und da mir überhaupt eine Antwort ward, was machte sie aus mir?!

Meine Bestürzung war so groß, daß sie der Kleinen unmöglich entgehen konnte; den wahren Grund derselben errieth sie natürlich nicht, doch suchte sie mich nach ihrer gutmüthigen Weise zu beruhigen.

„Ich liebe dich ja ganz gewiß", sagte sie, indem sie vor mich hinkniete und die kleinen Arme schmeichelnd um meine Füße schlang: „Ich liebe dich ja ganz gewiß und dich allein; ich habe auch gar keine Sehnsucht mehr nach dem fremden Lande — es muß ein garstiges Land sein, weil sie da meine schöne Mutter und meinen guten großmüthigen Vater in die dunkle Erde verscharrt haben — ich will bei dir bleiben ewige Zeit, du sollst meine Mutter sein und mein Alles und ich bin deine Helene und dein Alles und nie soll sich ein Dritter zwischen uns stellen. Aber eben deshalb weil ich dich liebe, sollst du mir nicht mehr von Rothkäppchen und Dornröschen erzählen, sondern von dir selbst sollst du mir erzählen, von vergangenen Tagen, wo du noch jung und lustig und diese Bilder noch lebendig waren"....

Ich suchte das Gespräch abzubrechen, indem ich die Kleine erinnerte, daß die Stunde gekommen, wo sie sich zur Ruhe zu begeben pflegte. Aber vergebens! Haben wir Erwachsenen doch, die wir gehärtet sind in der Schule des Lebens und deren ganzes Studium von früh an dahin gerichtet ist zu schweigen, wenn wir sprechen möchten, und zu lächeln, wenn uns die Thränen in die Augen steigen — haben wir doch unsere Stunden, wo das Herz sich nicht länger meistern läßt und der langverhaltene Strom der Empfindung unwiderstehlich durch alle Dämme bricht; sollte ein Kind denn stärker sein? So überraschend mir der Vorgang war, so war er doch offenbar keine bloße Geburt des Augenblicks; meine kleine Helene hatte diese Gedanken offenbar schon unzählige mal im Köpfchen hin- und hergewälzt, unzählige mal waren sie ihr auf die Lippe getreten; was jetzt losbrach wie ein Bach, der seine Ufer übersteigt, diese strömenden Thränen, diese Flut von Fragen und Ausrufen hatte offenbar schon seit langem auf der Tiefe ihres kleinen Herzens gebraust und gegohren. Mit Schaudern erinnerte ich mich an die schlaflosen Nächte, die ich einst in demselben Alter über denselben Geheimnissen zugebracht; ich fühlte den erstickenden Schmerz, mit dem ich damals gerungen, wenn die verbotene Frage mir auf der Zunge brannte und ich mußte sie wieder hinunterschlucken ohne Antwort, ohne Trost. Ein unendliches Mitleid ergriff mich, und obwol ich mir sagen mußte, daß

die kleine Helene sehr viel glücklicher ist, als ich einst war, indem hier nichts von jenen Geheimnissen obwaltet, die meine Jugend verdüsterten und ihren finstern Schatten noch weit, weit bis in die Mitte meines Lebens warfen, so konnte ich doch nicht umhin, meine Thränen mit den ihren zu vermischen.

Das Kind reckte sich in die Höhe, um sie mir vom Gesicht zu küssen. „Siehst du", sagte sie, „nun weinst du schon wieder — denkst du denn, ich habe nicht gesehen, wie oft du vor diesen Bildern weinst? Meinst du, ich habe dich nicht belauscht, wie du die Arme gegen sie breitest und Seufzer ausstößt, ach so schmerzliche Seufzer, daß ich weinen muß, sowie ich daran denke? Du bist so sanft, so gut, alle Leute segnen dich — warum weinst du denn? Was hast du, daß du zuweilen so traurig wirst und schickst deine kleine Helene hinaus und ich sehe nur durch die Thürspalte, wie du die Hände ringst und dein liebes Gesicht in Thränen badest? Der finstere Mann dort mit dem schwarzen buschigen Haar, rechter Hand vom Vater — du hast mir gesagt, es wäre dein Mann gewesen und das bleiche blasse Kind war dein Sohn — warum sieht dein Mann so finster aus? Was soll die schwarze Schleife an dem Rahmen? Und warum ist dein Sohn ebenfalls müde geworden vor der Zeit und hat sich zur Ruhe gelegt in die kühle Erde, lange bevor ich gekommen? Es wäre so hübsch gewesen, wenn ich einen Bruder gehabt hätte und wir hätten immer miteinander spielen wollen"....

Herr des Himmels, welche zweischneidige Messer hast du auf die Lippen dieses Kindes gelegt, daß es mich verwundet, indem es mich liebkosen will?!

Doch bezwang ich meine Aufregung, so gut es eben gehen wollte, und suchte die Kleine aufs neue damit zu beruhigen, daß ich sie auf spätere Zeiten vertröstete, bis sie älter und verständiger geworden. Allein meine Worte fanden nur halben Eingang. „Ich will ja gerne warten", sagte sie, indem sie sich dicht an meine Wange schmiegte, „theure Mutter: aber versprich mir nur, daß du nicht von mir gehen willst und willst mich nicht allein lassen in der weiten Welt, ohne mir Alles gesagt und erzählt zu haben. O Mutter", rief das Kind, während seine Thränen aufs neue unaufhaltsam flossen, „ich habe ja Niemand auf der weiten Welt als dich, weder Bruder noch Schwester, noch irgendeinen Menschen, der von der kleinen Helene weiß und ihr Geschichten erzählen kann und kann sie trösten, wenn sie traurig ist: o denke, denke, theure Mutter, wenn nun eines Tages die schwarzen Männer kämen und trügen auch dich davon — wäre ich nicht auf der Welt wie ein Vöglein, das aus dem Nest gefallen? Und siehst du, es ist nicht blos um meinetund auch nicht blos um deinetwillen — auch die armen Todten dauern mich in ihren Gräbern, es muß Jemand sein, der von ihnen weiß, sie

müssen Jemand haben, die armen stummen Bilder da oben, der sich vor sie stellt in den langen stillen Abenden, wie du es zuweilen thust, und nickt ihnen zu und spricht mit ihnen gleich dir und erzählt ihnen, alte schöne Geschichten von ehedem — nicht wahr? Da freuen die Bilder sich? Und die guten Todten schauen hoch von oben mit ihren Sternenaugen darein und flüstern uns leise Antwort zu? Ach Mutter, es muß ja schrecklich sein, Sterben und Niemand zurücklassen, der uns liebte und von uns weiß; auf solchen Gräbern, meine ich, könnte ja keine Blume blühen und kein Vogel könnte zu ihren Häupten nisten."

Drittes Capitel.

Der Entschluß.

In diesem Tone sprach die Kleine noch länger fort; mit Erstaunen bemerkte ich — eine Bemerkung, die wir im Umgang mit Kindern freilich sehr häufig machen und die nur immer aufs neue beweist, daß jeder Mensch sich nach eigenen Gesetzen entwickelt und daß, so wenig man den Halm kann wachsen sehen, ebenso auch kein Ohr fein, kein Auge scharf, ja selbst keine Liebe wachsam genug ist, in die stille Pflanzstatt des menschlichen Herzens zu dringen, sondern jeder Mensch ist noch heute ein Wunder: wie es erscheint, so ist es da....

Mit Erstaunen, sage ich, bemerkte ich, daß das Kind sich seit einiger Zeit viel rascher entwickelt und weit mehr an Gedanken und Empfindungen in sich verarbeitet hatte, als ich ihm zugetraut. Ist man einmal so weit, die beginnende Selbständigkeit des Kindes anzuerkennen, so ist auch das richtige Verhältniß bald gefunden. Ich zog die Kleine neben mich und erzählte ihr mit einfachen Worten und im Zusammenhang, nicht mehr, nicht weniger, als ihrer Fassungskraft angemessen und als sie schon früher durch einzelne gelegentliche Aeußerungen erfahren hatte. Nämlich daß ihr seliger Vater mein nächster und liebster Jugendfreund, der Gespiele und Lehrer meiner Kindheit gewesen; daß er dann seiner Berufsgeschäfte halber weitweg in fremde Länder gegangen und sich endlich in England niedergelassen; daß wir im Zeitraum vieler Jahre wenig oder nichts voneinander erfahren und daß ich ihn auch nie mit Augen wiedergesehen; daß er sich darauf in England eine Frau genommen, Helenens Mutter, und daß er nach dem frühzeitigen Tode derselben, da er selbst sein Ende herannahen fühlte, das verwaiste Kind, als sein schönstes und theuerstes Besitzthum, in meinen Schutz, den Schutz der alten theuren Jugendfreundin, übergeben.

Es war das, wie gesagt, keine Silbe mehr, als sie schon früher gehört hatte. Aber der Umstand, daß ich es ihr heute im Zusammenhange vortrug und daß meine Erzählung ausdrücklich für sie bestimmt war, gab derselben einen ganz neuen Werth und trug nicht wenig dazu

bei, den Ungestüm der Kleinen zu beschwichtigen. Sie lächelte unter Thränen, nannte mich ihr bestes Mütterchen, warf den Bildern ihrer Aeltern ein Kußhändchen zu und ließ sich dann so sanft und ruhig in ihr Bettchen bringen, als wäre überhaupt nichts vorgefallen.

Ich aber habe noch lange einsam an ihrem Lager gesessen. Sie lag ruhig mit gefaltenen Händchen; kleine warme Schweißtropfen perlten auf der weißen Stirn, die Wangen waren rosig angehaucht und die kleine Brust wogte in regelmäßigen Zügen auf und nieder.

Und doch konnte ich nicht Ruhe finden und noch immer war es mir, als fühlte ich ihre Aermchen ängstlich um meine Knie geschlungen und ihr kleines feines Stimmchen wimmerte: „Ich will von Vater und Mutter, ich will von dir, ich will von der Vergangenheit wissen!" Ich bin nicht abergläubisch, wenigstens nicht abergläubischer, als es Frauen verstattet ist, und doch klang es mir unablässig vor meinen Ohren und immer aufs neue mußte ich es mir wiederholen: „Wenn die schwarzen Männer nun kommen, dich auch hinwegzutragen, o denke, denke, daß ich dann ganz allein bin und Niemand habe, der mir erzählen kann von den alten Zeiten!"

Nein, meine theure Helene, du sollst nicht sein wie das Vögelchen, das aus dem Nest gefallen; warme Hände sollen dich betten, der Athem der Liebe soll dich großziehen wie bisher, und kann meine Stimme dich nicht mehr erreichen, wolan, so soll es mein geschriebenes Wort noch thun und soll dir in der Geschichte meines Lebens, die ja so eng mit dem deinen verflochten ist, einen Spiegel vorhalten für deine reifen Jahre. So Gott will, wirst du desselben nie bedürfen; sollte der Himmel jedoch anders über dich beschlossen haben und auch dir sollte die Stunde des Irrthums und der Versuchung kommen, so mag sein Anblick dir neue Kraft und Stärke geben. Unsere theuren Todten sollen nicht unbeklagt, nicht unverstanden bleiben; auch wenn das meine sich längst geschlossen, soll noch ein Auge sein, das ihnen zärtlich zunickt und ihrem Andenken den heiligen Zoll der Thränen nicht versagt. Meine Lippen werden in Staub und Asche zerfallen, vielleicht sehr bald; aber die deinen, du holde Knospe, gleich zwei blühenden Rosen, sollen den armen stummen Bildern zuflüstern und sollen ihnen sagen, daß das Schicksal versöhnt ist und daß keine Nacht so dunkel, die Sonne Gottes muß endlich doch die Welt durchleuchten!

Werde ich die Kraft, ja werde ich nur immer den Muth haben, den finstern Spuren meiner Vergangenheit nachzugehen? Wie lange, wie ängstlich habe ich sie geflohen! Wie oft war es mir, bei Tag, bei Nacht, als ob ihre Gespenster mir über die Schulter grinsten, daß ich nicht um mich zu blicken wagte! Ja wie oft bin ich emporgesprungen in nächtlicher Stunde vom ruhelosen Lager und habe mich an dein Bett geflüchtet, o

du mein theures Kind, du reine zarte Blume, und habe meine Hände über dein Haupt gebreitet und habe zu Gott gebetet, daß er mich schütze, schütze vor dem Wahnsinn um deinetwillen! Und nun will ich selbst an diesen finstern Geheimnissen rühren? Wie mit einem „Sesam öffne dich!" will ich an den Zauberberg meiner Erinnerungen treten und weiß doch selbst nicht, ob ich im Stande sein werde, mich zurückzufinden?

Ich will es, ja ganz gewiß, ich will es! Wie sagte die Kleine? „Die Todten können nicht im Frieden schlafen, wenn Niemand ist, der von ihnen weiß und spricht." Wolan denn, meine Todten! Du mein armer finsterer Mann, von dem ich viel Unrecht erlitten und an dem ich selbst noch größeres begangen, und du mein theurer, mein unvergeßlicher Freund — seht her, ich bringe euch euer Todtenopfer! Das soll meine eigentliche und letzte Buße sein: ich will dem Labyrinth meiner Schicksale, meiner Irrthümer, meiner Verschuldungen nachgehen, ich will es aufzeichnen, wie ein Gewebe von kleinen unscheinbaren Zufälligkeiten, von Eitelkeit, Misverständniß, Schwäche sich zu einem Netz ausspann, dem wir endlich Alle erliegen mußten. Auch sind die Geister noch lange nicht so gebannt, wie ich dachte, mein Herz ist noch voll von Furcht und Reue erfüllt; der heutige Abend nach dem Gewitter hat es mir gezeigt. Gut denn, ich will ihnen Stand halten; ich will noch einmal den trüben Gang meines Lebens an mir vorübergeleiten lassen und will zu Gericht sitzen über meine eigenen Irrthümer. Nicht um Andere anzuklagen, nicht um mich selbst reinzuwaschen, beim Himmel nicht! Was wir Schicksal nennen, ist immer nur der Widerschein des eigenen Gemüths; jeder Boden trägt nur den Samen, der in ihn gelegt ist; äußere Umstände können uns hindern, glücklich zu sein, aber unglücklich werden wir nur durch uns selbst.

Wird das Schicksal mir Kraft und Zeit verleihen, das begonnene Werk zu vollenden? Wird ein Tag kommen, wo ich meine Helene herangeblüht sehe zur glücklichen Frau und Mutter und ihr — nicht ohne Scham um meinet-, aber doch ohne Scham um ihretwillen — diese Leidensgeschichte einer ihrer Mitschwestern übergeben kann?

Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es; ich denke an das Hänflingsnest im umgestürzten Baum und mein Herz fühlt sich wie von Schwingen getragen. Seit dieses Kind meiner Obhut übergeben ward, hat mein Leben wieder Werth und Würde, ich begreife nun, wozu der Himmel mich aufgespart und warum ich der Verzweiflung meiner frühern Jahre nicht erlegen bin. Sie zum reinen tüchtigen Weibe heranzuziehen, die edle Knospe freien reinen Menschenthums, die in ihre Brust gelegt ward, zu entfalten zur frischen vollen Blüte, sie zu hüten vor jenen kleinen unscheinbaren Wunden, den Wunden der Verbitterung, der Beschämung, der Eitelkeit, die so oft schon in unsere jugendlichen Herzen geritzt wer-

den, bevor nur ein Menſch daran denkt, daß wir überhaupt ein Herz haben, und die dann ſpäter ſo oft ſo furchtbar verhängnißvoll werden; ſie (mit einem Wort) dem Leben ſo rein zu übergeben, wie ich ſie vom Sterbebett ihres Vaters empfangen habe, und dabei ſo ſtark und in ſich befeſtigt, daß ſie keine Gefahren des Lebens zu ſcheuen braucht — Das iſt es, wofür ich noch lebe, Das iſt die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe und der auch dieſe Blätter dienen ſollen.

Und ich werde ſie erfüllen! Habe ich nicht geſehen, wie die Sonne ihren purpurnen Schein über die ſturmgepeitſchten Fluren goß? Wandelt nicht der Mond nach Regen und Mitternacht ſeine ewig gemeſſenen Pfade? Iſt das Leben eines Menſchen weniger denn ein Herbſttag und ſollte nicht auch für meinen Lebensabend noch irgendwo ein letztes mildes Sonnenleuchten aufgeſpart ſein? Ich glaube an die ewige Gerechtigkeit des Schickſals und daß keine Schuld ohne Strafe bleibt: aber ich glaube auch an die Kraft einer aufrichtigen, werkthätigen Beſſerung und daß Gott Dem ſeinen Frieden nicht weigert, der ihn ernſtlich ſucht. Schlaf' denn, theure Helene, ſchlaf' in Frieden; ich aber wache und ſchreibe mit zitternder Feder die Geſchichte meines Lebens, meiner Liebe und meiner Leiden.

Literatur und Kunſt.

Geſchichte.

Bei G. Reimer in Berlin erſchien: „Die Hellenen im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie und Handelsgeſchichte. Von Dr. Karl Neumann. Erſter Band." Wir begrüßen darin mit Freuden den Beginn eines längſterſehnten Werks über die culturgeſchichtliche Thätigkeit der Hellenen an der Nordküſte des Schwarzen Meers. In der That mangelte es, ſoweit uns bekannt, bisher noch gänzlich an einer gründlichen und lesbaren Geſammtdarſtellung der Geſchichte jener merkwürdigen Anſiedelungen zwiſchen dem Donaudelta und den weſtlichen Abhängen des Kaukaſus; höchſtens exiſtiren einige Abhandlungen über die griechiſchen Colonien auf der Krim, meiſtens zu numismatiſchen, überhaupt rein gelehrten Zwecken geſchrieben, — dem größern Publicum aber ſo gut wie ganz unbekannt. Nur den Gelehrten vom Fach war es bislang möglich, von den Zuſtänden der Hellenen in dem genannten Landſtriche, von dieſem intereſſanten Stück des wunderbaren Romans, den wir helleniſche Colonialgeſchichte nennen, eine ungefähre Vorſtellung zu gewinnen. Hr. Neumann hat es verſucht, dem kühnen Seevolke auf ſeinen Wanderzügen nach dem den Hellenen der vorrömiſchen Zeit fernſten Norden zu folgen, und ein überſichtliches Bild von dem Lande zu geben, deſſen Küſtenſaum ſie in den Bereich ihrer glänzenden, farbenreichen Civiliſation zogen, deſſen Häfen die Emporien der Schätze des

Nordens und Ostens, die Tauschplätze des attischen und milesischen Handels wurden.

Im Großen angesehen, ist der vorliegende Band des Neumann'schen Werks gewissermaßen nur erst der „Unterbau" für die Darstellung der interessanten historischen Ereignisse, die — soweit es sich jetzt noch einigermaßen ergründen läßt — in diesen Gebieten im Laufe der antiken Jahrhunderte verliefen. Die Handelsverhältnisse der pontischen Colonien zur Zeit ihrer Blüte; die Geschichte von Olbia; die Völkerbewegungen, welche den Verfall der pontischen Städte herbeiführten und aus blühenden Landschaften eine Einöde machten, in welcher erst nach langen Jahrhunderten die italienischen Seevölker des Mittelalters neue Mittelpunkte einer reichen Cultur schufen; endlich die Geschichte des bosporanischen Reichs, — das Alles ist dem zweiten Bande vorbehalten. So bleibt das Buch, wie der Verfasser selbst sagt, allerdings vorläufig Fragment: aber schon das Gegebene ist wohl geeignet, jeden gebildeten Leser in hohem Grade zu fesseln, auch abgesehen davon, daß Hr. Neumann uns mitten in Gegenden hineinführt, auf welche bis vor wenigen Monaten die Blicke von ganz Europa mit Spannung gerichtet waren. Der Verfasser hat es mit Recht für unumgänglich gehalten, seinen Untersuchungen über die griechischen Colonien an der südrussischen Küste ausführliche Erörterungen über den Zustand der Länder zwischen Pruth und Kaukasus im Alterthum, sowie über die skythische, taurische und sarmatische Bevölkerung dieser Landschaften vorauszuschicken. Dabei zeigt er denn die genaueste Kenntniß nicht blos der alten Schriftsteller, sondern auch ganz besonders der zahlreichen Werke neuerer (namentlich auch russischer) Reisenden, Geographen und Nationalökonomen, die sich mit diesem merkwürdigen Lande beschäftigt haben. Mit Recht ist die Schärfe seiner Untersuchungen, die durchsichtige Klarheit seiner Darstellung und ganz besonders die Anschaulichkeit seiner landschaftlichen Schilderungen von deutschen und englischen Kritikern lebhaft gepriesen worden. Wir kennen nur wenige wissenschaftliche Werke, in denen ein so schwieriger und umfangreicher Stoff mit solcher Schärfe und Gründlichkeit und zugleich mit soviel Eleganz behandelt worden wäre. Der Raum erlaubt uns nicht, aus den schönen Abhandlungen besonders des Ersten Buchs Auszüge oder Bruchstücke zu geben. Es genüge unter Anderm eine Hinweisung auf die Behandlung der auch für die Gegenwart so wichtigen Frage wegen der Qualification der südrussischen Steppen für den Ackerbau; und noch mehr auf die Untersuchung über die Waldvegetation der südrussischen Länder im Alterthum. Aus dem S. 74—99 Gesagten ergibt sich, daß das jetzige Südrußland im Alterthum zwar nicht vollständig bewaldet war, wie man angenommen hat, wol aber sehr ausgedehnte Wälder besaß, die dann im Mittelalter den Verwüstungen der slawischen Stämme erlagen und deren Reste noch heute fortwährend verwüstet werden. Die Widerstandskraft, welche die „vollständig ausgebildete Steppennatur" den Versuchen, die Einöden wieder zu bewalden, entgegensetzt, sowie die Verschlimmerung der klimatischen Verhältnisse durch diese Waldverwüstungen werden ausführlich erörtert.

Der Umstand, daß Hr. Neumann bei seiner Ansicht von der mongolischen Abkunft der Skythen außer andern Gegnern auch gefeierten Autoritäten wie Jakob Grimm, Zeuß und Alexander von Humboldt gegenübersteht, nöthigt ihn,

seine Erörterungen über dieses merkwürdige Hauptvolk der nordpontischen Steppen zu sehr bedeutender Länge auszuspinnen. Gerade hier bietet der gelehrte Verfasser des Interessanten über die Sagengeschichte, die Körperbeschaffenheit, Religion, Sitte und Lebensweise der skythischen Horden ganz ungemein viel. Die Untersuchung selbst ist mit ebenso viel Gründlichkeit wie ruhiger Besonnenheit geführt; ebenso bescheiden wie belesen, vermeidet der Verfasser durchgängig jene Art gehässiger Polemik, die sich noch immer häufig genug in deutschen gelehrten Schriften einnistet. Was ihn natürlich nicht abhält, unter Umständen einen treffenden Witz nicht von der Hand zu weisen. Das Resultat selbst angehend, so ist es uns nicht mehr zweifelhaft, daß wir die Skythen in der That für einen in relativ früher Zeit von Innerasien nach dem Nordgestade des Schwarzen Meers gewanderten mongolischen Stamm anzusehen haben.

Die Untersuchungen über die hellenischen Ansiedelungen an der nordpontischen Küste (mit Ausnahme von Olbia) sind, wie es die Natur des Gegenstandes mit sich brachte, etwas trockener als das Frühere. Da es hier sehr häufig auf strenge und detaillirte topographische Bestimmungen ankam, alles Das aber, was der Darstellung höhern Reiz und wärmere Farben gewähren konnte, auf den folgenden Band verwiesen ist, so wird dieser Theil des trefflichen Buchs wol mehr nur von Gelehrten mit demselben Interesse wie das Frühere gelesen werden. Wir nehmen davon jedoch die Abschnitte aus, welche über die Stadt Cherronesos (bei dem jetzigen Sewastopol) und über die Alterthümer von Panticapäum (Kertsch) handeln. Die Mittheilungen des Verfassers über die barbarische Verwüstung der herrlichen Alterthümer von Cherronesos und Kaffa durch den Vandalismus einiger untergeordneter russischen Beamten bilden eine klägliche Episode in der nur allzu ausgedehnten Geschichte moderner Zerstörungslust. Es ist natürlich, daß man in einem Werke, welches sich über soviel Gebiete der Wissenschaft verbreitet, mehrfach auf Irrthümer im Einzelnen stoßen wird. Wir fühlen uns indessen nicht berufen, die kleinen Mängel eines Buchs, welches der deutschen Wissenschaft nach allen Seiten hin zur Ehre gereicht, mit ängstlicher Sorgfalt zusammenzustellen und mit mikroskopischer Genauigkeit „auf der glänzenden Rüstung" des Verfassers nach vereinzelten Rostflecken zu spüren. rg.

Goethe-Literatur.

In unserer vorletzten Nummer berichteten wir über die unlängst erschienenen Briefe der Frau von Schiller an Knebel, durch die uns zum ersten mal ein vollständiges und erschöpfendes Bild dieses interessanten weiblichen Charakters geboten wird. Ein pikantes Gegenstück dazu liefern die „Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Aus den Jahren von 1800—1831" (Leipzig, Hartung). Der stoffliche Inhalt dieses Briefwechsels, soweit er Wissenschaft und Kunst betrifft, ist nicht sehr erheblich; höchst interessant dagegen wird er durch die vertraulichen Einblicke, die er uns in Goethe's häusliches Leben, insbesondere in sein eheliches Verhältniß verstattet. Bekanntlich bildet diese Partie einen dunkeln Punkt in dem sonst so strahlenden Gemälde des Goethe'schen Daseins; es war die Buße, mit der er die entzückenden Leidenschaften seiner

Jugend, den Reichthum seiner Erfahrungen, die stolze Selbständigkeit seines äußern Lebens bezahlte, daß ihm, dem in jeder andern Beziehung von den Göttern so reich Gesegneten, das Glück des Hauses, die Reinheit und Würde des eigenen Herdes versagt blieb. Freilich, wie sich in neuerer Zeit Beurtheiler gefunden haben, welche Schiller's geordnetes, streng-sittliches häusliches Leben für eine Philisterei erklärt haben, eine Fessel, die den Dichter nur von höhern Regionen zurückgehalten, so fehlt es auch nicht an Beurtheilern, die Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius vollkommen in der Ordnung finden und darin eine neue Bestätigung seiner geistigen Größe erblicken. Hat man doch sogar kein Bedenken getragen, das „arme Geschöpf", wie Goethe selbst seine spätere Gemahlin nennt, für das er „Empfindungen hegt, auf die ja Niemand anders Anspruch macht", auf Kosten eines so reinen und großartigen Charakters zu erheben, wie Charlotte von Stein, diese eigentliche Erzieherin Goethe's, der wir den gereiften classisch-vollendeten Dichter verdanken. Natürlich fällt es uns nicht ein, dergleichen Urtheile ernsthaft bekämpfen zu wollen, sie richten sich selbst und überdies stehen ihnen ja auch die ganz bestimmten Zeugnisse der Zeitgenossen sowie die Thatsachen aus Goethe's eigenem Leben entgegen; wir erinnern nur an die schmerzliche Klage, die Schiller noch im Jahre 1804, also zur Zeit seiner innigsten Vereinigung mit Goethe, über die „elenden häuslichen Verhältnisse" seines Freundes und den Druck ausstößt, den sie auf denselben ausüben, sowie an die Thatsache, daß Goethe, seit Christiane Vulpius darin wirthschaftete, regelmäßig sein Haus verließ, so oft er seinen Geist zu größern poetischen Arbeiten sammeln und erheben wollte. Fast alle poetischen Arbeiten Goethe's seit Mitte der neunziger Jahre sind außerhalb Weimar entstanden; das dünkt uns kein besonders glänzendes Zeugniß für das Glück und die gemüthliche Befriedigung, welche Goethe in seinem eigenen Hause, an der Seite seiner „Kleinen" fand. Doch dies beiseite; worauf es uns eigentlich ankam, das war nur die Frivolität zurückzuweisen, welche Schiller's reine und sittliche Ehe als langweilig bemitleidet und statt dessen die „elenden Verhältnisse", in denen Goethe lebte, als die wahrhaft poetische Existenz, die wahre künstlerische Häuslichkeit verherrlicht. Sobald man dagegen bei Beurtheilung der Goethe'schen Häuslichkeit sich darauf beschränkt, daß auch dieses an sich beklagenswerthe und unwürdige Verhältniß von Goethe noch mit soviel äußerlicher Würde umkleidet und mit soviel großartigem Humor ertragen worden ist, wie nur immer möglich, so können wir uns damit vollkommen einverstanden erklären und auch die in Rede stehende Sammlung liefert dazu zahlreiche neue und interessante Belege. Allerdings merkt man der Art und Weise, wie Goethe über seine Frau und sein eheliches Verhältniß spricht, eine gewisse Unsicherheit an, eine gewisse geflissentliche Zurückhaltung, die nur allzu deutlich zeigt, daß er selbst sich über die wahre Beschaffenheit desselben nicht täuscht. Im Uebrigen aber und wenn man einmal den sonst üblichen Maßstab der Ehe als eines gleichberechtigten Verhältnisses beiseite setzt, so zeigt Goethe sich auch in Betreff seiner Frau so theilnehmend, von so humaner, wohlwollender Gesinnung und so klarem, ruhigem Urtheil, wie wir ihn übrigens kennen und verehren; er nimmt die geheimen Uebelstände seiner häuslichen Lage hin wie eine Schickung, eine Naturbestimmung, die man nicht ändern kann und die man daher mit möglichstem Gleichmuth er

trägt. Zu beachten ist dabei freilich, daß Goethe's häusliches Verhältniß in Weimar selbst, im Kreise seiner nächsten Freunde und Gönner, viel Anstoß erregte und daß manches werthvolle Band aus älterer Zeit sich infolge desselben gelockert hatte. Bei dem auswärtigen Freunde dagegen fand er nicht blos Duldung dafür, sondern selbst freundschaftliches Entgegenkommen; es mußte ihm darum zu thun sein, diese günstige Stimmung zu erhalten und so ist es denn ganz natürlich, daß das Verhältniß sich in diesen Briefen besser darstellt, als es in der That wol gewesen ist. Christianens eigene Briefe sind unbedeutend; doch wird das auch wol Niemand anders erwartet haben. R. P.

Weibliche Bildung.

Unter dem Titel „Frauenbrevier. Culturhistorische Vorlesungen" (Leipzig, Weber) hat der jetzige Redacteur der „Weimarer Zeitung", Professor Karl Biedermann, eine Reihe von Vorträgen in Druck gegeben, die er im vorletzten Winter vor den gebildeten Frauen der Stadt Leipzig gehalten. Der Verfasser untersucht darin zunächst den Begriff der weiblichen Bildung sowie überhaupt die Stellung, welche die Frauen zur Gegenwart, vornehmlich bei uns in Deutschland, einzunehmen haben. Als Grundlage dieser Bildung wird die Natur bezeichnet, als Ziel derselben die Harmonie der geistigen und sittlichen Kräfte, die sich im schönen Gleichmaß gegenseitig ergänzen und durchdringen. Auch durch die Beziehungen zur Oeffentlichkeit durch die Theilnahme für Kunstliteratur, Politik ꝛc., darf dieses Gleichmaß nicht aufgehoben werden; vielmehr ist es die Aufgabe der wahrhaft gebildeten Frauen, auch dieser praktischen Erscheinungen gegenüber die angeborene Einheit der weiblichen Natur, ihre Klarheit und Milde aufrechtzuerhalten. Auf diese Weise wird, wie der Verfasser ausführt, das Weib den vollen, ihrer Natur entsprechenden Antheil an den öffentlichen Zuständen nehmen können, ohne darum die ihr zugewiesene Schranke, die Schranke der Schönheit und des Maßes zu überschreiten oder sich jenen häuslichen Pflichten zu entfremden, auf welche die Natur selbst sie zunächst hingewiesen hat und in denen sie erst zur Vollendung ihres eigentlichen Wesens gelangt. Dieser ganze allgemeine Theil des Buchs ist vortrefflich und kann Jeder, dem die zeitgemäße Entwickelung unserer Frauen und damit das Glück unserer Ehen, das leibliche und geistige Wohl der heranwachsenden Geschlechter am Herzen liegt, den vom Verfasser aufgestellten Principien sowie der Anwendung, die er von denselben macht, nur von Herzen beistimmen. Minder einverstanden dagegen können wir uns mit dem speciellen Theil des Buchs erklären. Nachdem der Verfasser nämlich in der eben angedeuteten Weise Begriff und Aufgabe der weiblichen Bildung festgestellt hat, liefert er selbst sofort eine vollständige Encyklopädie der weiblichen Bildung, wenigstens soweit dieselbe sich auf Kunst und Wissenschaft erstreckt. Auch hier stoßen wir im Einzelnen auf manche feine und sinnige Bemerkung sowie in den kritischen Partien des Buchs auf eine Gerechtigkeit und Milde des Urtheils, die in unsern von Parteiungen zerrissenen Tagen doppelt erfreulich wirkt. Im Ganzen aber scheint uns der Verfasser seine Aufgabe damit doch zu weit gestellt zu haben, innerlich sowol wie ganz besonders auch äußerlich. Denn ganz abgesehen von der Schwierigkeit, so verschiedenartige und wichtige Ge-

genstände, deren jeder ein eigenes Buch erfoderte, gleichsam beiher abzumachen, so ist der Verfasser auch schon durch die nothwendige Rücksicht auf den Umfang seines Werks (das bei alledem etwas corpulent ausgefallen ist, wenigstens für ein Buch, das sich auf den Arbeitstischen unserer Damen einbürgern soll), zu einer Flüchtigkeit der Darstellung genöthigt worden, die mit der Gediegenheit jenes ersten allgemeinen Theils in keinem richtigen Verhältniß steht und bei nicht ganz vorsichtigen Leserinnen leicht zu Demjenigen führen kann, was der Verfasser doch übrigens mit soviel Eifer bekämpft, nämlich zu Formalismus und Oberflächlichkeit der Bildung. Wir verweisen beispielsweise auf den Abschnitt über die Geschichte unserer Literatur; das ist ein sehr vollständiges und fleißiges Namensverzeichniß, aber daß der weiblichen Bildung wirklich gedient wäre mit dieser Menge von Namen und diesen ganz flüchtigen, schattenhaften Charakteristiken, die bei aller Zurückhaltung des Verfassers doch den Anschein literarischer Machtsprüche nicht immer vermeiden können, davon können wir uns nicht überreden. Die Darstellung ist leicht und fließend, ohne rhetorischen Schmuck, aber nicht ohne jene sittliche Wärme, welche das Bewußtsein, für eine große und bedeutende Sache zu sprechen, verleiht und die denn auch auf unverdorbene Zuhörer kräftiger wirkt und sie lebhafter ergreift als alle noch so künstlichen Redeblumen.

mmr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

15. April 1856.

NO. Wo es auf der großen Bühne der Wirklichkeit so lebhaft zugeht, wo Trauerspiel und Posse, Intriguenstück und Rührspiel, Alles in kolossalstem Maßstab und vom Schicksal selbst in Scene gesetzt, sich dermaßen drängen, wie es im Laufe dieser letzten Wochen bei uns der Fall gewesen ist, da, sollte man meinen, müßte das heitere Spiel der Kunst seinen Reiz ganz eingebüßt haben und die Breter, welche die Welt blos bedeuten, müßten einsam und verlassen stehen. Aber ganz im Gegentheil: mitten in dieser ereignißvollen aufgeregten Zeit sind unsere Theater gefüllter als je; wo sich sonst die Bänke in schauriger Oede dehnen, fehlt es jetzt häufig an Raum, die schaulustige Menge zu fassen; die königlichen Schauspiele sollen allein im letzten Monat einen Ueberschuß von 16,000 Thalern gehabt haben, und der Gewinn der kleinern Bühnen darf verhältnißmäßig noch höher angeschlagen werden. Das Meiste zu diesem außerordentlichen Theaterbesuch trägt freilich die Masse der Fremden bei, die in diesem Winter ganz ungewöhnlich groß gewesen ist. Daneben aber muß zugestanden werden, daß auch das Theater selbst bei uns lange nicht soviel Interessantes geboten und solche Fülle von Reizmitteln entfaltet hat wie in der jüngsten Zeit. Erlauben Sie mir denn, Ihnen in meinem heutigen Bericht einen gedrängten Ueberblick über die Theaterneuigkeiten der letzten Wochen zu geben. Schon allein das Factum, daß die Königliche Bühne eine Neuigkeit gebracht hat, die weder durchgefallen

noch nach den zwei oder drei ersten Vorstellungen mit einem kühlen succès d'estime beiseite gelegt ist, — schon dieses Factum allein, dergleichen man hier seit langem nicht erlebt hatte, verdient ja als ein epochemachendes Ereigniß in den Kunstannalen unserer Hauptstadt verzeichnet zu werden. „Narziß" von E. Brachvogel heißt dieser Phönix, der sich so unerwartet auf dem Hause am Gendarmenmarkt niedergelassen hat. Der Held des Stücks ist jener „Neffe Rameau's" des Diderot, der bei uns durch die Goethe'sche Bearbeitung bekannt geworden. Freilich hat der Dichter ihn sehr idealisirt, aus dem geistreichen Sonderling, halb Cyniker, halb Epikuräer, der sich darin gefiel, heute den Possenreißer und morgen den Strafprediger der Salons zu spielen, ist bei ihm eine Art modernen Hamlet's geworden, eine träumerische, tiefsinnige Natur, welcher es, bei allem innern Reichthum und aller Feinheit und Schärfe der Empfindung, an der Kraft fehlt, aus sich herauszutreten und jenen Kampf mit der Welt zu bestehen, der Keinem erspart ist, der noch andere Ideale in sich trägt und sein Herz vor andern Göttern beugt als den Götzen des Tages. Auch übrigens ist der Verfasser mit den historischen Beziehungen seines Stoffs sehr frei umgesprungen; das ganze Verhältniß, in welches er seinen „Narziß" (diesen Namen führt Rameau's Neffe bei ihm: es ist die Selbstbespiegelung des geistreichen, aber thatlosen Subjects, das eben in diesem geistigen Selbstgenuß zugrunde geht), das ganze Verhältniß, sage ich, in welches er seinen Narziß zu Frau von Pompadour, der Alles beherrschenden Maitresse Ludwig's XV., gesetzt hat und das die Grundlage der ganzen Fabel bildet, beruht auf einer Fiction, die außer ihrer historischen Kühnheit auch an großen innern und äußern Unwahrscheinlichkeiten leidet. Ueberhaupt fehlt es dem Stücke an einer eigentlichen durchgreifenden Handlung, es ist mehr eine Reihe einzelner interessanter Gruppen und Situationen als ein wirkliches, sich in stetiger Folge entwickelndes Drama. Das Höchste, wozu Narziß selbst sich erhebt, sind einige fulminante Reden, in denen er seinen Widerwillen vor der geschminkten Lüge der damaligen französischen Gesellschaft ausspricht; wie er endlich selbst das Bedürfniß fühlt, diesen Widerwillen auch durch die That zu besiegeln, da weiß er nichts Anderes, als — zu sterben. Dieser Ausgang mag, wie der Charakter einmal angelegt ist, psychologisch ganz richtig sein, doch hätte er jedenfalls besser motivirt werden müssen; wie der Tod jetzt eintritt, erscheint er nur als das Product einer krankhaften Verstimmung, eine Ueberreizung der Nerven, die wir allenfalls bemitleiden können, die aber nichts Tragisches und Erschütterndes hat; Narziß sollte als Held untergehen und er stirbt nur als Patient. Der Dichter hat diesen Fehler auch selbst empfunden und hat daher den Schluß nach den ersten Aufführungen umgearbeitet. Da die Wiederholungen des Stücks durch wiederholte Krankheitsfälle unter dem darin beschäftigten Personal mehrfach unterbrochen und jetzt, wie es scheint, völlig eingestellt sind, so habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt, diese neue Schlußscene zu sehen; nach Dem jedoch, was die Tageskritiken darüber melden, zweifle ich, daß es dem Verfasser wirklich gelungen, den Fehler der ersten Anlage zu beseitigen. Bei alledem bleibt „Narziß" eine höchst liebenswürdige und bedeutende Erscheinung; nach langer Zeit ist es das erste Stück wieder, dem man das Rauschen des Genius anspürt und das seine Wirkung nicht in der äußern Be-

rechnung, nicht in Effecthascherei und technischen Kunstgriffen sucht, sondern lediglich in der Kraft und Fülle eines wahrhaft poetischen, wahrhaft menschlichen Grundgedankens. Und so wollen wir es auch als ein gutes Zeichen nehmen, daß das Stück trotz dieser Einfachheit und wiewol es Alles verschmäht, was dem Modegeschmack schmeichelt, beim Publicum doch so lebhaften und anhaltenden Beifall gefunden hat. Es ist dies eine Bestätigung für die alte Behauptung, daß das Publicum für das Gute und Edle zum mindesten ebenso empfänglich ist wie für das Gemeine und Verwerfliche und daß, wenn Letzteres dennoch so häufig die Oberhand zu behaupten scheint, dies nur daran liegt, daß es ihm häufiger geboten und sogar aufgenöthigt wird.

Im Uebrigen hat die Intendanz sich sofort beeifert zu zeigen, daß eine Schwalbe allerdings keinen Sommer macht und daß, wenn eine von ihr gebrachte Neuigkeit einmal wirklich und mit Recht gefallen hat, dies nur eine Ausnahme ist, die gleich auf frischer That durch zwei durchgefallene Stücke wieder wettgemacht wird. Dies Schicksal hat Hackländer's „Zu Ruhe setzen" gehabt, das dem „Narziß" voranging, und auch das neue Stück der unerschöpflichen Frau Birch-Pfeiffer, das letzten Sonnabend hier zum ersten male über die Bretter schlich (es spielte bis nach 10 Uhr: ein unbegreiflicher Misgriff für eine so bühnenkundige Frau), wird sich trotz der seidenen Gewänder, die darin mitspielen, und trotz der riesenmäßigen Anstrengungen, mit denen die Claque es bei der ersten Aufführung über Wasser hielt, schwerlich behaupten. Das Hackländer'sche Stück ist von einer unbeschreiblichen Fadheit, man begreift nicht, wie ein Autor, der doch sonst so manches Anmuthige und Witzige producirt und der namentlich in seinem „Geheimen Agenten" soviel Talent für die feinere Komik gezeigt hat, zu solchen Plattheiten herabsinken konnte. Vermuthlich, um es von vorn herein der Nachsicht des Publicums zu empfehlen, wurde das Stück hier als „Possenspiel" angekündet und auch die Darstellung war, nach dem alten Erfahrungssatz, daß unsere Schauspieler regelmäßig um so besser spielen, je schlechter das Stück, vortrefflich. Aber weder jene Vorsicht noch diese Vortrefflichkeit vermochten es vor dem wohlverdienten Schicksal zu retten; mit Noth und Mühe ist es zur dritten Aufführung gekommen, seitdem hat die Theaterbibliothek eine Leiche mehr. Das Birch-Pfeiffer'sche Stück ist gar keiner ausführlichen Besprechung werth, wenigstens nicht an dieser Stelle; von sämmtlichen hiesigen Zeitungen hat nur der „Zuschauer", dieser eigentliche Moniteur des Herrn von Hülsen, die Galanterie gehabt (oder sage ich den Muth?), das Stück zu loben. Eine langweilige Verwickelung, in welcher 10,000 Pfund die Hauptrolle spielen, beruhend auf einer unwahren, ja unmöglichen Voraussetzung, dazu eine Charakteristik, wie vom Decorationsmaler geklecksi, eine Sprache, passender für die ehemaligen „Lords vom Mühlendamm" als für Karl II. und die Lords von England, denen sie in den Mund gelegt wird — o in der That, Fallstaff fängt an alt zu werden, nicht blos sein Witz, auch seine Sentimentalität geht auf die Neige und die schönen Seelen, die sich auf eine neue Auflage der „Waise von Lowood" gespitzt hatten, mußten zum größten Leidwesen ihre Taschentücher diesmal im Sacke behalten.

In der Oper war das neu einstudirte „Feldlager in Schlesien" die einzige Neuigkeit. Die Oper war hier in frühern Jahren sehr beliebt, weniger wegen ihres musikalischen Werthes, der bekanntlich nicht sehr erheblich

ist, als wegen der prächtigen Ausstattung; der vormärzliche Berliner, der für Paraden und Truppenaufstellungen eine große Zärtlichkeit hatte, war entzückt, das Theater einmal in einen Manövrirplatz verwandelt zu sehen, und wenn zuletzt, nach einer Reihenfolge patriotischer Tableaux, vom riesenhaften Triumphbogen, zwischen Trophäen und Siegeskränzen, die Heldengestalt des großen Friedrich herniederblickte, so brach das überfüllte Haus regelmäßig in jubelnden Beifall aus. Ich weiß nicht, ob der Patriotismus seitdem andere Formen der Kundgebung angenommen (denn daß er selbst schwächer geworden, das darf natürlich nicht vorausgesetzt werden), oder ob das Publicum von dieser Art von Effecten überhaupt übersättigt ist, genug, die lebenden Bilder waren noch ebenso wohlarrangirt, die Maske des Herrn von Lavallade als König Friedrich noch ebenso frappant wie früher, da Hr. Döring diese Stelle ausfüllte, der alte Enthusiasmus aber wollte sich doch nicht wieder einstellen und die Zeit dürfte sehr nahe sein, wo auch dieses Feldlager in die Winterquartiere der Theaterbibliothek wieder einrückt. Freilich war auch der musikalische Theil dieser neuesten Aufführung, wenigstens was die Gesangpartien anbetrifft, höchst ungenügend; einige vortreffliche weibliche Stimmen abgerechnet, besteht das Gesangpersonal der Königlichen Bühne überhaupt nur noch aus Invaliden, und ein „Feldlager" mit Invaliden besetzt, das ist denn allerdings ein Widerspruch, der mehr niederschlagend als erheiternd wirkt.

Doch sind es auch überhaupt nicht sowol die neuen Stücke gewesen, welche das Theatertreiben der letzten Wochen so interessant und lebhaft gemacht haben, als vielmehr die Masse namhafter und bedeutender Künstler, welche in dieser Zeit bei uns als Gastspieler aufgetreten sind. Den Reigen derselben eröffnete der berühmte französische Komiker Levassor, der mit einer eigenen ihn begleitenden, nebenbei gesagt herzlich schlechten Truppe im Concertsaal des Königlichen Opernhauses eine Reihe sehr besuchter Vorstellungen gab. Levassor ist ein echt französischer Komiker, sein Spiel ist ebenso feurig wie anmuthig, auch über seinen verwegensten Späßen schwebt noch ein Duft von Zartheit, eine Feinheit und Grazie, von der unsere deutschen Komiker meistentheils keine Ahnung haben und die auch wol von einem Deutschen kaum zu erreichen sein möchte, indem sie auf einer tiefgreifenden Eigenthümlichkeit der französischen Nationalität beruht. Es ist die angeborene Grazie, die natürliche Jovialität, das leichte lockere Blut, die Champagnerstimmung des Franzosen, jenes unnennbare Etwas, das namentlich den bejahrten Franzosen, Männer wie Frauen, so liebenswürdig macht, während bekanntlich der Deutsche mit den Jahren immer schwerfälliger und sauertöpfischer wird. Eine weitere Eigenschaft, durch die Levassor sich auszeichnet, ist die außerordentliche Einfachheit und Natürlichkeit seines Spiels; da sind keine künstlichen Drucker, keine gesuchten Effecte, Alles fließt so leicht und einfach, so rund und glatt dahin, daß wir Theaterlampen und Schminke ganz vergessen und die anmuthigste und lebensvollste Wirklichkeit vor uns zu haben meinen. Auch unter den Stücken, die er zur Aufführung brachte und von denen die meisten ihm, was man so nennt, auf den Leib geschrieben sind, war vieles höchst Ergötzliche und aufs neue habe ich bei dieser Gelegenheit den Reichthum der Erfindung und die Leichtigkeit der Production bewundern müssen, die das französische Lustspiel, auch jetzt noch, in den Zeiten seines Verfalls,

bewährt. Es waren lauter Eintagsfliegen, allerdings, aber wie schimmern sie von Witz und Laune und wie lieblich hilft der Uebermuth des Augenblicks über das Unbedeutende oder Verfängliche hinweg! Selbst diesen kleinen, rasch hingeworfenen Stücken, dieser Dutzendarbeit für den Theaterbedarf, merkt man es an, daß die Franzosen ein Volk sind, das sich gern und leicht amüsiren läßt und das Denjenigen, die es amüsiren, Dank dafür weiß. Bei uns Deutschen steht es gewöhnlich umgekehrt, wir wollen gar nicht amüsirt sein, wir sind verliebt in unsere eigene grillige Langeweile und betrachten Diejenigen, die uns davon befreien wollen, als Attentäter gegen unsere Würde als Menschen und als Deutsche. Daher die Schwerfälligkeit und Unsicherheit unserer Poeten, daher dieser geknickte Flügel, mit dem sie mühsam am Boden dahinflattern, während die französische Muse lustig über unsern Köpfen dahinjauchzt — eine siegreiche Kokette, während die deutsche Muse eine Prüde ist, die sich selbst nicht zu gestehen wagt, wonach ihr Herzchen hangt und bangt und die darüber alt und grau wird vor der Zeit.

Ein wider Erwarten geringes Glück dagegen machte Karl Devrient aus Hannover, der ebenfalls bei der Königlichen Bühne gastirte. Von seinen frühern Gastspielen her ging ihm ein vortheilhafter Ruf voraus; auch wußte man, daß stimmfähige Kritiker ihn für denjenigen der drei berühmten Brüder erklärt hatten, den die Natur ursprünglich am reichsten ausgestattet. Ist das wirklich begründet, so muß Hr. Devrient mit seinen Mitteln schlecht haushalten haben. Hr. Devrient hat sich eine Art des Spiels angeeignet, die ich nicht besser bezeichnen kann als: das Spiel der kleinen Bühnen; viel Pathos, aber wenig Empfindung; viel Declamation, aber wenig Ausdruck; viel Schminke und Watte, aber wenig Wahrheit und Natur.

Der dritte Gast, den die Königliche Bühne uns vorführte, war Frau Ney-Bürde aus Dresden. Die prächtigen Stimmmittel dieser Sängerin, verbunden mit der Gediegenheit ihrer Schule, haben ihr auch hier lebhafte Anerkennung verschafft. Als Darstellerin steht sie nicht ganz auf derselben Höhe; doch zeigte sie ein tüchtiges Streben, das auch in einzelnen Rollen, namentlich in allen heftig erregten, leidenschaftlichen Momenten, von glücklichem Erfolge begleitet war. Dem Vernehmen nach sind Unterhandlungen angeknüpft, welche zum Zweck haben, die Sängerin auf die Dauer hierherzuziehen; sollte das Gerücht sich bestätigen, so würde das ein großer Gewinn für uns sein, da unserm Opernpersonal, wie ich schon vorhin andeutete, eine Auffrischung sehr noththut.

Eine rasch vorübergehende Erscheinung war Hr. Beckmann aus Wien, der auf der Königsstädter Bühne gastirte, aber nur ein einziges mal, zum Besten der Hinckeldey-Stiftung. Der alte Liebling der Berliner fand auch diesmal eine begeisterte Aufnahme und wahr ist es, daß keiner der jetzt lebenden Komiker die ergötzlichen Seiten des berliner Volkscharakters mit so viel poetischem Humor zu durchdringen und so wiederzugeben weiß als Beckmann, den man deshalb auch nie hätte von hier fortlassen sollen.

Bei weitem den glänzendsten Erfolg jedoch von allen diesen Gastspielern hat Hr. Dawison gehabt, der auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater auftrat. Da heutzutage doch einmal Alles nach Geld berechnet und abgemessen wird, so haben auch die hiesigen Zeitungen nicht verfehlt, dem scheidenden Künstler nachzurechnen, daß der baare Gewinn, welchen der berühmte Mime von hier mitgenommen hat, sich auf baare 8000 Thaler beläuft, ungerechnet die

zahlreichen Lorberkränze, die ihm dargebracht wurden und unter denen sich auch ein silberner als Ehrengeschenk vonseiten seiner Mitspieler befand. Hr. Dawison ist nicht weniger als 25 mal aufgetreten und jedesmal vor überfülltem Hause; der äußere Erfolg seines Gastspiels konnte also gar nicht glänzender sein. Ueber seinen Werth als Künstler aber mich hier des Weitern auszulassen, finde ich keine Veranlassung, da ich sein Spiel erst vorigen Sommer in diesen Blättern ausführlich charakterisirt habe und da auch sein diesmaliges Auftreten mir nur zur Bestätigung meines frühern Urtheils gedient hat. Hr. Dawison ist ein bewunderungswerther Virtuose, er ist geistreich, pikant, voll neuer und überraschender Wendungen, aber er ist kein Künstler im wahren und echten Sinne. Der wahre darstellende Künstler ordnet sich dem Dichter unter, er will nur die Umrisse ausfüllen, die jener ihm vorgezeichnet hat; er spielt nicht um seinet-, sondern um des Stückes willen. Hr. Dawison dagegen steckt vollständig in jenem raffinirten Egoismus, der die Kunst unserer Tage überhaupt kennzeichnet; wie unsere Componisten den Text mishandeln, gleichviel, wenn es nur eine sogenannte geistreiche Musik gibt, so trägt auch Hr. Dawison kein Bedenken, eine Rolle geradezu auf den Kopf zu stellen und genau das Gegentheil von Dem zu geben, was der Dichter eigentlich gewollt hat, einerlei, wenn er nur packt. Ich wiederhole, daß er dabei stets geistreich und unterhaltend ist und daß man sein Spiel selbst bei den gewagtesten Experimenten stets mit Theilnahme verfolgt; allein daß dies der Weg nicht ist, auf dem unsere Schauspielkunst zu ihrer frühern Größe zurückgeführt werden kann, daß sie dadurch vielmehr nur immer tiefer heruntergebracht wird und daß schon ein sehr verdorbenes Publicum dazu gehört, diese Verkehrtheiten als die wahre Höhe der Kunst zu bewundern, das scheint mir auch festzustehen. Wenn nun diese Verkehrtheiten bei dem diesmaligen Gastspiel des Künstlers weniger hervortraten als bei seinem vorjährigen, wo er bekanntlich auf der Königlichen Bühne auftrat, so lag dies größtentheils an dem Rollenkreise, in welchem er sich diesmal zeigte. Je unbedeutender eine Rolle, je leichter läßt die Willkür der Auffassung sich ertragen; während ein echtes Dichterwerk auch einen echten Künstler zum Darsteller verlangt, kann ein unerhebliches, leicht hingeworfenes Stück durch die Virtuosität des Darstellers nur gewinnen. Für den hohen classischen Stil aber sind die Räume der Friedrich-Wilhelmstadt denn doch etwas zu eng, sodaß also Hr. Dawison sich größtentheils auf untergeordnete Stücke beschränkt sah und in diesen bewährte er denn sein Virtuosenthum allerdings auf höchst glänzende Weise. Die einzige Rolle höhern Stils, an die er sich wagte, war der Shylock, und gerade diese Rolle mislang ihm, höchst bezeichnender Weise, so vollständig, daß selbst seine eifrigsten Lobredner sie nicht zu vertheidigen wagten. Es war das Gegenstück zu Tieck's weichherziger Lady Macbeth; statt des gedrückten, schleichenden, sich in Neid und Bosheit verzehrenden Juden gab Hr. Dawison einen Emir der Wüste, einen jüdischen Nabob, stolz, hochfahrend, prachtliebend, mit Einem Wort mehr einen Antonio, einen „königlichen Kaufmann", als einen Juden, dem man, salva venia, in den Bart spukt. Dergleichen verdutzt das Publicum denn freilich und wer das Publicum nur erst so weit hat, daß er es verdutzt, der hat es auch bald ganz gewonnen; man würde ja seinem eigenen Scharfsinn ein schlechtes

Zeugniß ausstellen, wollte man sich hinterdrein gestehen, daß man sich durch etwas Falsches und Unberechtigtes hat überraschen lassen. An Beifall also kann es dieser Art des Spiels nicht fehlen; doch sollte der wahre Künstler zu stolz sein, nach diesem Beifall zu geizen.

Ein lehrreiches Gegenstück zu der Darstellungsweise des Hrn. Dawison liefert Hr. Marr, der frühere weimarische Hoftheaterdirector, der gegenwärtig auf dem Theater in der Blumenstraße gastirt. Hr. Marr gehört noch der alten Schule an, jener Schule, in der noch die Traditionen eines Schröder, Fleck, Iffland leben und deren letzter Repräsentant unter uns der alte, nun leider auch geschiedene Weiß war. Die Darstellungen des Hrn. Marr haben nicht das Glänzende wie diejenigen des Hrn. Dawison, aber sie sind lebenswahr und natürlich. Auch der Kreis, in dem er sich bewegt, ist nicht groß, theils wegen seiner ziemlich vorgerückten Jahre, theils auch wegen seiner ganzen Persönlichkeit, die ihn entschieden auf das bürgerliche Fach hinweist. Allein dieses Fach füllt er nach Dem, was wir bisjetzt von ihm gesehen haben, auch vollständig und mit Meisterschaft aus. Leider ist auch er bei der Wahl der Stücke durch die nothwendigen Rücksichten auf die Mitspieler sehr beschränkt. An Eifer und gutem Willen fehlt es der Truppe nicht; wie an der Panke, so wagte man sich auch in der Blumenstraße an den „Kaufmann von Venedig". Doch war, abgesehen von dem Shylock des Hrn. Marr, der zu den besten gehört, die wir auf der deutschen Bühne gesehen haben, auch Seydelmann nicht ausgeschlossen, der Erfolg hier beinahe noch kläglicher als auf der Friedrich-Wilhelmstadt. Aber das gehört auch zu den Unbegreiflichkeiten unserer jetzigen Hofbühnenleitung, daß Männer wie Marr und Dawison sich auf den Theatern der Vorstadt herumschleppen müssen, während über die Bretter der Königlichen Bühne Subjecte stolziren wie — Nomina sunt odiosa: aber wer die jüngsten Acquisitionen unsers Hoftheaters kennt, besonders im Fach des recitirenden Drama, der kann sich diesen Gedankenstrich leicht auslegen.

Im Hause der Abgeordneten wurde die Berathung über die rheinische Städteordnung beendet. Sie hat fast dritthalb Wochen gedauert und war eine der lebhaftesten und wichtigsten, die wir in dieser Session noch gehabt haben. Dennoch war die Zuschauertribüne für gewöhnlich schauerlich leer und auch die Zeitungen haben verhältnißmäßig nur wenig Notiz davon genommen. Sehr natürlich: es war ja blos eine ernsthafte politische Debatte, bei der blos das Wohl und Wehe einer Provinz auf dem Spiele steht, kein Scandal, keine interessante Enthüllung, und was über dies Gebiet hinausliegt, dafür interessirt unser Publicum sich nicht mehr. Der Matthis'sche Antrag in Betreff der Presse hat schon mehr Aussicht auf Erfolg — nämlich beim Publicum, meine ich; über seinen Erfolg in der Kammer kann Niemand in Zweifel sein, der mit der Stellung der Parteien irgend bekannt ist. Der Ministerpräsident wird Ende der Woche aus Paris zurückerwartet; vonseiten der Kaufmannschaft sollen großartige Anstalten zu einem feierlichen Empfang desselben getroffen werden. Der Gedanke macht seinem Ursprung Ehre; wir werden dann zwar keinen Krieg gehabt haben, aber doch einen Triumph; das ist ein Profit, der sich in Procenten gar nicht aussprechen läßt und der daher jedes kaufmännische Herz nothwendig in Entzücken versetzen muß.

Notizen.

Mit Beziehung auf ſein „Buch der Schlachten“ hat Hr. G. von Berneck in den berliner Zeitungen eine Bekanntmachung veröffentlicht, worin er einräumt, ſechs der darin enthaltenen Schlachtſchilderungen aus Creaſy's „Fifteen decisive battles“ entnommen zu haben; doch will er es mit Wiſſen ſeines Verlegers und im Einverſtändniß mit demſelben gethan haben und nur durch ein Verſehen des Letztern ſoll es geſchehen ſein, daß der Umſtand in der Vorrede des Buchs unerwähnt geblieben. In einer zweiten Bekanntmachung berichtigt Hr. von Berneck dieſe Angabe dann ſelbſt wieder dahin, daß das vorgefallene Verſehen lediglich ihm ſelbſt zuzuſchreiben und daß ſein Verleger keinen Antheil daran habe. Ueber den Werth dieſer Erklärungen haben wir uns hier nicht weiter auszuſprechen; uns genügt es feſtzuſtellen, daß der Vorwurf, welcher von dem Recenſenten in Nr. 12 dieſer Blätter erhoben worden, nach Hrn. von Berneck's eigenem Zugeſtändniß thatſächlich begründet iſt und daß mithin in dem „Buch der Schlachten“, gleichviel aus welchen Gründen und in welchem Zuſammenhange, allerdings eine Benutzung fremden Eigenthums ſtattgefunden hat, welche den üblichen Begriffen literariſcher Gewiſſenhaftigkeit widerſpricht.

„Jakob von Artevelde, hiſtoriſches Trauerſpiel von Otto Roquette“, iſt auf dem Hoftheater zu Weimar zur Aufführung gekommen, hat jedoch, wie es ſcheint, nur einen mittelmäßigen Erfolg davongetragen. Daſſelbe Schickſal hat, ganz wider Erwarten, Laube's „Graf Eſſex“ in Leipzig gehabt, während Gutzkow's „Ella Roſe“ auf dem Burgtheater zu Wien einen glänzenden Triumph gefeiert haben ſoll. Von der berliner Hofbühne hat der Verfaſſer das letztere Stück ſelbſt wieder zurückgezogen, um noch einige Aenderungen, namentlich den Schluß betreffend, darin vorzunehmen.

Aus Wiesbaden wird der Tod der Frau Pariſh-Alvars, der erſten Harfenvirtuoſin unſerer Zeit, gemeldet; die techniſche Meiſterſchaft ſowie namentlich der ſeelenvolle Ausdruck, mit welchem ſie ihr ſchwieriges und wenig dankbares Inſtrument behandelte, wird Allen unvergeßlich ſein, die ſie jemals gehört haben. — In Paris ſtarb der bekannte Kupferſtecher Jazet, geboren 1788, in Wien der Profeſſor der dortigen Univerſität K. J. Gryſar. Derſelbe hat ſich beſonders durch ſeine Arbeiten über lateiniſche Stiliſtik verdient gemacht; ſein Tod reißt eine neue Lücke in die immer mehr zuſammenſchmelzende Zahl der deutſchen Philologen und Alterthumsforſcher.

Die berliner Zeitungspreſſe entwickelt eine ungewohnte Fruchtbarkeit; mit Anfang April ſind zwei neue Blätter entſtanden, ein franzöſiſches, „Le Messager de Berlin“, das ſich jedoch nur auf Reproduction fremder Artikel zu beſchränken ſcheint und dem wir daher auch kein beſſeres Schickſal prophezeien können als ſeine verſchiedentlichen Vorgänger gehabt haben, und ein neues Kunſtblatt „Die Dioskuren“, herausgegeben von Dr. Max Schaßler. Daſſelbe will ſich beſonders die praktiſchen Intereſſen der Kunſt, namentlich die Vermittelung derſelben mit der Induſtrie angelegen ſein laſſen; es wird

abzuwarten sein, ob diese Tendenz im Stande sein wird, ihm einen Platz neben dem „Berliner Kunstblatt" von Eggers, dessen Ruf bewährt ist und von dem auch jene praktische Seite keineswegs vernachlässigt wird, eine dauerhafte Stellung zu verschaffen. Auch der bekannte Held, der große berliner Agitator vom Jahre Achtundvierzig, beabsichtigt ebendaselbst ein neues „Sonntagsblatt" herauszugeben. Einstweilen sucht er jedoch in den Zeitungen noch nach einem Capitalisten, der geneigt ist, ihm die gesetzliche Caution von drittehalbtausend Thalern vorzustrecken. Auch in der Provinz Ostpreußen ist man mit Gründung einer „Königsberger Sonntagspost, Wochenschrift für Religion, öffentliches Leben, Wissenschaft und Kunst", beschäftigt; als Herausgeber wird der bekannte Rupp genannt.

Von Mommsen's „Römische Geschichte" (Leipzig, Weidmann), über welche in diesen Blättern vor kurzem ausführlich berichtet ward, ist soeben der dritte Band erschienen. Derselbe reicht bis auf Cäsar's Tod und schließt sich seinen Vorgängern sowol durch die Selbständigkeit der Forschung wie durch die Frische der Darstellung und die Neuheit und Kühnheit der Auffassung würdig an. R. Haym in Halle, der bekannte Geschichtschreiber des Vereinigten Landtags wie auch des Frankfurter Parlaments, hat ein umfangreiches Werk über „Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik" (Berlin, Gärtner) herausgegeben. Auch der seit längerm erwartete neue vaterländische Roman von Wilibald Alexis, „Dorothee", von dem das Feuilleton der berliner „National-Zeitung" umfangreiche Bruchstücke mittheilte, wurde soeben versendet (Berlin, Barthol); ebenso ein neues Werkchen von Edmund Hoefer, dem trefflichen Maler norddeutscher Natur und Volkssitte: „Schwanwiek. Skizzenbuch aus Norddeutschland" (Stuttgart, Krabbe), und von Gutzkow eine Sammlung kleiner Aufsätze: „Die kleine Narrenwelt" (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt). Von Gottschall ist ein Cyklus von Gedichten: „Sewastopol", in Aussicht.

Die neuesten Hefte der Brockhaus'schen „Gegenwart" enthalten einen lesenswerthen Aufsatz von Hermann Marggraff über „Deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst im Auslande". Das Resultat der höchst genauen und fleißigen Zusammenstellung ist für das deutsche Nationalgefühl sehr schmeichelhaft, indem, wie der Verfasser durch eine Menge von Einzelheiten nachweist, die Ausbreitung der deutschen Literatur sowie überhaupt der Einfluß des deutschen Geisteslebens im Auslande seit Anfang des Jahrhunderts, besonders aber seit den letzten 20 oder 30 Jahren in stetiger Zunahme begriffen ist; möchte nur mit diesen literarischen Eroberungszügen auch der politische Einfluß einigermaßen Hand in Hand gehen! „Die Gegenwart" selbst nähert sich immer mehr ihrem Abschluß; mit dem vorliegenden zwölften Bande, der bereits bis über die Hälfte gediehen ist, wird das ganze Werk vollendet sein.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die letzten Stunden
des
General-Polizei-Directors von Hinckeldey.

Beitrag zu einem Nekrolog von einem Augenzeugen

Ludwig Hassel,

Dr. med. et chir., prakt. Arzt und Operateur, Ritter des Rothen Adlerordens.

8. Geh. 5 Ngr.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen
eines weimarischen Veteranen
aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben.

Nebst Originalmittheilungen über **Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn** ꝛc.

Von Heinrich Schmidt.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein nur wenige Bogen umfassendes, aber höchst interessantes und unterhaltendes Buch, da es nicht nur werthvolle neue Originalmittheilungen über die Repräsentanten der Blüteperiode der deutschen Literatur in Weimar und andere berühmte Männer enthält, mit denen der Verfasser, ein 77jähriger Veteran, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehre stand, sondern auch die Persönlichkeit des Verfassers und seine eigenen interessanten Erlebnisse besonders in der Theaterwelt den Leser fesseln werden.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 18.** 1. Mai 1856.

Inhalt: Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers. Von **Heinrich Pröhle.** II. — Herder und der Begriff des Fortschritts. Von **Emil Arnoldt.** II. — Deutsche Volkslieder aus Nordböhmen. Mitgetheilt von **J. Virgil Grohmann.** — Literatur und Kunst. Auch ein Sprachforscher. (Jaritz, „Ueber die größtentheils slawische Abstammung der Bewohner deutscher Länder".) — Correspondenz. (Aus Wien. — Aus Leipzig. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers.

Von

Heinrich Pröhle.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1856, S. 540 fg.)

II.

Bergdorf Lerbach, December 1851.

Schon über einen Monat wohne ich nun in der Schenke dieses großen Walddorfes. Meine Sammlungen der Sagen, Märchen und Lieder des Oberharzes stehen jetzt so in ihrer Blüte, daß zuweilen der Saal vor meiner Stube halb voll von Menschen ist, die sich zum Erzählen drängen und warten, bis Diejenigen, die ihnen zuvorgekommen sind, abtreten. Sie sind das Warten vor meinem Zimmer gewohnt: denn es wird auf demselben, wie sie sagen, von Zeit zu Zeit „eine Art Geld aufgenommen", ich glaube es ist ein Zins für die Ackerstreifchen, die sich hoch und bunt oben an den steilen Berglehnen hinziehen, wo diese nach dem Walde zu sich etwas abrunden. Eines Abends saß ich einmal allein, da trat, mit den Bauernmützen noch auf dem Kopfe und nachdem sie lange schon vor der Thür geflüstert hatten, eine Schar von Bauernknaben ins Zimmer. Sie waren mir sämmtlich noch ganz unbekannt und führten sich nur mit den Worten ein: „Will't wat vertellen." Ein Waldarbeiter, der sich mir nicht nennt, hat auch schon mit der Ueber-

ſchrift „Bitti verſchwiegen“ Klagen über die Lagen der Waldarbeiter bei mir angebracht. Er hat die Aufſchrift ſeines Briefes gemacht: „An den Herren Litho-Grafen (Lithographen, Literaten) N. N.“ Ein Anderer hat das Geſuch an mich gerichtet, ich möchte in meine Harzſagen doch auch ein Bild aufnehmen, welches einen allzu ſtrengen Forſtbeamten darſtelle, wie er hinter ſeinen Waldarbeitern hergeht und ihnen hinten aufhaut. Solche Hindeutungen auf das wirkliche Leben ſind für mich vielleicht nothwendig zu einer Zeit, wo mich recht eigentlich nichts als die Poeſie des Volkslebens beſchäftigt. Sollte man's aber glauben, daß neben dieſer Poeſie nicht allein das ſociale Elend, ſondern auch eine Art Bewußtſein darüber inmitten all dieſer Naturſchönheiten beſtehen könne?

Welch prächtige Ausſicht bietet ſich ſogleich von meinen Fenſtern aus dem Auge dar! Aufwärts und abwärts die enge Heerſtraße ſehe ich zu beiden Seiten hinter den Häuſern, die eine einzige lange Reihe bilden, nichts als die majeſtätiſch-thronenden Buchenwaldungen. Nicht minder als der Blick zu dieſen hinauf erfreut mich auch in ſeiner Art der Blick auf die Heerſtraße. Wie zieht dort den von Oſterode herkommenden Wagen das Pferd bergan mit Majeſtät und wie ſtattlich tritt überhaupt ſo ein Roß über die Landſtraße hinaus! An den Kumpen der Frachtpferde hängen rothe wollene Tücher, das iſt ſo die Mode. So treten die Pferde geſchmückt einher auf der Landſtraße wie Jungfrauen, die zur Hochzeit gehen und blicken auf die Ackerpferde, die in kothigen Kartoffelfeldern einherſchreiten, mit Verachtung herab. Und wie kunſtvoll iſt ein Roß auf der Landſtraße! Wie klug und ſtark iſt ein Harzpferd vor dem zweiräderigen Kohlenwagen! Dort jener ſtämmige Burſche lenkt ſtehend ein Roß ohne Zügel, als thät' er's mit ſeinen Gedanken. Und wie belebt wird die Landſtraße durch den Wechſel der Witterung! Wir haben deshalb auch hier im Dorfe ſelbſt einen weiſen alten Köhlermeiſter, eine hochſtämmige Figur mit einem lahmen Fuße als Wegeaufſeher. Als er neulich, wie wir ſo ab und zu den einen Tag Schnee und den andern Tag Regen hatten, mit ſeiner Hacke in weißen Kittel draußen frühmorgens durch den Nebel hinkte und ich ihm aus dem Fenſter zurief, warum er ſich heute gar ſo ämſig bemühe, antwortete er mir: „Wegen des Advent, den wir geſtern hatten und wo wir in der Kirche geſungen haben:

Macht eure Straße richtig,
Was grad iſt machet krumm.“

Der Ankömmling, an den unſer Wegearbeiter bei dieſem Liede gedacht hat, iſt der Winter. Jetzt iſt er im vollen Zuge und die Schlittenfahrt gewährt einen prächtigen Anblick. Es iſt als flögen die Schlitten der Honoratioren des Oberharzes wie die Vögel von Klausthal bis Oſterode herunter durch unſer Dorf; ihr Schellengeläute iſt der Vogel-

geſang, den wir im Winter in unſern Tannenwäldern vernehmen. Aber auch unzählige ſtumme Schlitten gehen mit Holz beladen durch unſer Thal; ſie werden von Menſchen aus dem Orte gezogen und geſchoben. Oft iſt eine ganze tief vermummte Familie um einen ſolchen Schlitten beſchäftigt; dort keucht ein Alter vor ihm her und hinter dem Schlitten ihres Vaters geht wie ein Hirſch ein junges Mädchen, welches daran ſchiebt. Die Landſchaft und das Dorf ſelbſt mit ſeinen Häuſern gewährt nun einen wahrhaft zauberiſchen Anblick. Auf unſerm kleinen Hofe hat Alles was dort liegt und ſteht ſeinen Schneehut auf, beſonders ſieht der hohe Holzſtoß, der dort aufgepflanzt, wie ein Mann aus, der in einem weißen Hute eine Reiſe machen will. Schuhhoch liegt der Schnee auf dem Wagen, auf den Rädern, auf der Stange und ſo ſpannt der Knecht an auf dem Hofe und ſetzt mit dem Braunen, der ſelbſt von dem Schneewetter ſogleich einen Hut bekommt, wie er aus dem Stalle gezogen wird, den eingeſchneiten Wagen in Bewegung. Eine ſchöne Frau auf der Straße muß ſich mitten in den Schnee knien und ihr Schuhband zubinden. Eine andere Frau iſt im Begriff auszugleiten, hält ſich jedoch an dem Schnee feſt. Ein daherbrauſendes Poſtpferd ſtürzt mitten im tiefen Schnee hin; Schnee und Dampf, den es ausdünſtet, wirbeln in Wolken um das prächtige Thier her. Noch dicker als unten im Thale liegt der Schnee oben im Gebirge auf den Hecken. Er laſtet in den Tannenzweigen, ja auf jedem einzelnen Tannenzacken, und glänzt im Grün der Tannennadeln. Ueberhaupt erhalten die Laubmiſchungen aller Art, die ſich noch an den Bäumen finden, da die Buchen ihr Laub erſt ſehr ſpät abwerfen, durch den Schnee einen eigenthümlichen Beiſatz. Geht man dort oben durch die Tannenwaldungen, ſo iſt es, als wandelte man unter lauter Kryſtallen. Bunte Bilder jagen ſich da oben jetzt vor den Augen des Beſchauers. Hier jene ebenen Reihen kleiner Tannen ſehen aus wie die Tellerbreter und ihre weiß bereiften Tannenkronen wie die Teller, die daran lehnen. Dort jene andern Tannen aber ſehen aus wie Mühlknappen, welche Mehl zur Mühle tragen. Gehe ich aber weiter aufwärts, nach Klausthal zu, und ſehe ganz oben auf der Gebirgshöhe die Tannen im Schnee, ſo iſt es mir, als würde mir trübſelig eine Heerde von Schafen entgegengetrieben. Weiter unten rinnt das Ierbacher Waſſer, immer lebendig, ſelbſt unter der allgemeinen Erſtarrung der Natur, ſo klug zwiſchen dem Adventſchnee zu den Menſchen herunter, die ſein bedürfen. Noch ſtrahlender und ſchöner als in dem gewöhnlichen Winterkleide erſcheint die ganze Gegend dort, wenn einmal ein leichtes Thauwetter eintritt. Alsdann ſehen die etwas abgethauten Tannen wie blitzende Leuchter und die Laubholzzweige wie Lilienſtengel aus.

Ein eigenthümliches Feſt, das uns Hausbewohnern am Freitage in jeder Woche wiederkehrt, iſt der Schlachttag. Dabei mag man ſich des Winters ſo recht erfreuen und Alles ſteht dann auf dem tiefwinterlichen Hofe umher. Der Eimer mit dem blutigen Waſſer, worin die Gedärme des Schweins gereinigt werden, färbt überſchwappend den Schnee auf der Erde roth; der Dampf aber, der aus dem aufgebrochenen Leibe des aufgehängten Schweins aufſteigt und der Hauch aus dem Munde der darum beſchäftigten, im Schnee watenden Menſchen ſcheint ſich mit dem Nebel zu miſchen, der die bis an den Fuß des Gehöftes reichenden ſteilen Berge umgibt und die Tannen auf ſeinem Gipfel gänzlich verhüllt. Schon am Tage vor dem Schlachten wird es im Hauſe und beſonders in der Wirthsſtube behaglicher als ſonſt. Die ſtattliche junge Haushälterin des alten Wirths hat dann die Mühle mit Nelkenpfeffer ſo tief zwiſchen den Füßen, daß dieſe ganz in ihren Pranken verſunken erſcheint. Ihr Kleid duftet nach Nelkenpfeffer, wo ſie geht und ſteht. Dann wieder rührt ſie, anderes Gewürz zerſtampfend, ein Stampfeiſen am langen buchenen Stabe. Und nun der Schlachttag ſelbſt! Wie leckt der Hund, der unter dem Troge ſteht, in den das Schwein gelegt iſt, deſſen weiße Schwarte gegen den allgemeinen Nebel ſeltſam abſticht, nach dem heißen Waſſer, mit dem das Schwein gebrüht wird und das ihm ſelbſt fortwährend zu halben Eimern auf den zottigen Leib fließt, als ſollte nicht das todte Schwein, ſondern der Hund bei lebendigem Leibe gebrüht werden. Aus dem Troge hinweggehoben, wird das Schwein aufgewunden und an einen Hacken gehängt. Nun wird es aufgeſchnitten, zuerſt von vorn. Immerfort greift der Schlächter in das offene Schwein und nimmt die rauchenden Gedärme und die wohlſchmeckenden Nieren mit den aufgeſtreiften Armen heraus. Alles Das wirft er einzeln zum Theil im weiten Bogen in den blutrothen Fleiſcheimer, in dem das Waſſer auch bald überſchwappt. Endlich ſchneidet er auch den Rücken des Schweins auf, daß es raucht, dann aber von der andern Seite des Schwanzwirbels herunter, daß dort gleichfalls der Rauch aufſteigt. Das Ganze iſt ein Nebel- und Winterbild im Freien, wie man ſich's nur wünſchen kann. Dann wird das Fleiſch in den Keſſel und aus dem Keſſel auf die Hackklötze gebracht, von denen dann bald in der Stube ſelbſt aus allen Ecken und Winkeln zwiſchen den glänzenden Beilen ein gaſtlicher Rauch aufſteigt. Und endlich heißt es, nicht nur fürs Haus, ſondern fürs ganze Dorf, das von dem Fleiſche kauft und zehrt:

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet;
Der iſt ein jüdiſch-ekler Gauch,
Wer ſolch ein Fleiſch verachtet.

Die gewöhnlichen Spinnſtuben ſind längſt wieder eröffnet. Schon in den erſten Tagen meines Hierſeins wohnte ich einer ſolchen bei, die

bei der Haushälterin des Wirths in der Gaſtſtube des Wirthshauſes abgehalten wurde, in welchem ich wohne. Fünf junge Mädchen bogen und ſchmiegten ſich, die Schöße gegeneinander gekehrt, in dem Kreiſe, worin ſie ſaßen, gegeneinander, wenn ſie an den Fäden leckten und ein patriarchaliſcher Bierkrug ging zuweilen von Mund zu Mund. Junge Burſche waren dabei weniger zugegen, als dies ſonſt gewöhnlich iſt. Unter den Dirnen befand ſich eine äußerſt behagliche, ein kleines dickes Mädchen mit ſehr angenehmen Zügen. Unbeweglich ſaß ſie auf ihrem Platze den ganzen Abend, ohne jemals im Spinnen einzuhalten. Nur den Kopf bewegte ſie. Sie ſprach nichts, ſang aber zuweilen. Um den Hals trug ſie ein Tuch wie ein Kranz. Zuweilen leckte ſie mit dem Finger, der den Faden drehte, an die rothen vollen Lippen und ſtrich dann über die ſchönen Flechten, um ſich die Hand abzuwiſchen. Sie ſchien ſelbſt da noch auf ihrem Stuhle ſitzen bleiben zu wollen, als die Andern (es hatten ſich ſpäter noch einige Burſchen eingefunden) aufſtanden und in das trautere Hinterſtübchen gingen. Es war an jenem Abende leer: denn der Bauer war krank und lag, von vielen Lichtern umgeben, auf einer der beiden großen Stuben im Hauſe. Währenddeß warfen die jungen Leute hinten in der Stube, Burſchen und Mädchen, die Karten neugierig auf den altfränkiſchen zinnernen Tellern, welche für die Spielmarken beſtimmt ſind, hin und her, daß ſie klapperten. Endlich gingen Alle wieder in die Vorderſtube und verweilten dort unter Geſpräch und Geſang bis nach zehn Uhr. Während dieſe Geſellſchaft den ganzen Abend in der Mitte der Stube ihr Weſen trieb, ſtützten ſich mit den Elnbogen ſieben Fremde in blauen Kitteln auf den langen braun angeſtrichenen Tiſch an der Seite des Zimmers. So ſchliefen ſie den ganzen Abend und als die Geſellſchaft auseinandergegangen war, wurden ſie geweckt, um ſich auf ihre nun in der Stube ſelbſt bereitete Streu zu legen.

Buntere Scenen aus dem Volksleben möchten nicht leicht auf einem ſo engen Raume wechſeln, als dies in der engen lerbacher Wirthsſtube der Fall iſt. Kehrt doch ſogar der Harzrüpel hier ein, ein großer ſtarkknochiger Burſche, ein verſchmitzter Stummer, der einen Orgelbreher über den ganzen Oberharz begleitet und auf einem über dem Boden ausgebreiteten Tuche überall die ſchauerlichſten Purzelbäume ſchlägt. Der originelle Wirth war jetzt wieder geſund, ging mürriſch in der Stube herum und ſchnitt dem Harzrüpel Geſichter, hatte aber doch an ihm eine heimliche Freude. Wenn er in der Stube an ihm vorbeiging und ihn berührte, ſo ſchlug der alte Wirth mit den Füßen aus und wieherte wie ein Roß. Endlich ſetzte ſich der Harzrüpel mit den Burſchen zum Spiel. Er verſteht einige Kartenkunſtſtücke und wechſelte oft mit den Karten, um nicht durchſchaut zu werden, warf ſie auch nicht ſelten vom

Tiſche herunter, wenn Einſprache gegen die Art ſeines Spiels geſchah. Auch ein älterer Mann von ſchmächtigem kränklichen Ausſehen, der ein leidenſchaftlicher Spieler iſt, hatte ſich mit dem Burſchen zum Kartenſpiele niedergeſetzt. Während der Stumme unarticulirte Laute ausſtieß, um ſeine Betrügereien zu beſchönigen, rief der Alte leidenſchaftlich aufgeregt einige wie es ſchien an Spielbanken aufgeſchnappte Worte dazwiſchen, die dem Harzrüpel, der keineswegs taub war, imponiren ſollten. Namentlich ſchrie er immerfort: „Duppeliren! Banco!“ Hinter ihm ſtand mit einer langen Pfeife zuſchauend, ohne am Spiel theilzunehmen, ſein Sohn, ein ordentlicher Burſche, der durch Arbeit auf der Hütte, welche ſeinem von der Gicht geplagten Vater ſchon längſt zu ſchwer wurde, deſſen Familie faſt allein ernähren mußte. Als der Vater ſeine paar Pfennige verſpielt hatte, wandte er ſich nach ſeinem Sohne um und borgte ſich von ihm mehr Geld. „Vater, laßt doch Euer Spielen!“ ſagte dieſer traurig und gab ihm das Geld. Der Alte ſchien die Ermahnung ſeines Sohnes zu überhören, wenigſtens rief er um ſo eifriger ſein „Duppeliren! Banco!“ Der gutmüthige Sohn aber ſah ihm noch lange zu.

Zu den Gäſten, die von Zeit zu Zeit immer wieder in unſerm Gaſthof einkehren, gehört auch ein langer „coulanter“ Schweinehändler oder Schweinetreiber mit ſeinem dicken unbehüflichen Knechte. Der Herr ſelbſt iſt ein Muſiknarr und beſtellt, wenn er hier iſt, oft junge Burſchen, welche, wie es hier üblich iſt, die Zither ſpielen und gegen die er ſich ſehr freigebig zeigt. Der Schweinetreiber im blauen Kittel wird bei ſolchen Gelegenheiten ſehr aufgeweckt. Er ſingt und tanzt dann zur Zither mit ſeinem unbehülflichen Knecht, der nicht ſingen und nicht ſpringen kann, Beides wenigſtens nicht um ein Haar beſſer als eins ſeiner Thiere. Der Knecht muß auch allein tanzen und ſollte ihn ſein Herr, nach deſſen Aeußerung er nichts verſteht als Eſſen und Trinken, mit der Peitſche dazu treiben. Wehmüthig ſucht der Knecht dann ſelbſt während des Tanzens mit den Füßen den Takt zur Muſik zu ſchlagen. Auch der Herr verſucht zuweilen die an der Wand hängende Zither zu ſpielen, beſonders wenn ſein Knecht tanzt. Auch den Knecht meines Wirths, der jodeln, oder wie man es hier nennt „dudeln“ kann, läßt er hereinkommen, damit er ihm etwas vordudelt. Er verſucht dann auch ſelbſt zu dudeln, kann aber, wenn er in die hohen Töne kommt, „mit dem Dudel da bowen rut“, wie er ſagt, nicht zurechtkommen. Der Grund ſeines ſonderbaren Weſens ſoll eine unliebenswürdige Hausfrau ſein, von der er ſich auf ſeinen Kunſtreiſen in jeder Art zu erholen ſucht.

Eine Erſcheinung ganz ähnlicher Art, jedoch ſchon ein älterer Mann, iſt der Gumboldskerl. Seltener als der Schweinetreiber, jedoch immer des Jahres wol einige male, wie ich höre, kehrt er in unſerm Wirths-

hause wieder. Der Gumboldskerl ist ein Thüringer und treibt, wie andere seiner Landsleute, einen Handel mit Arzneimitteln, die er aus den würzigen Kräutern seiner Heimat bereitet und mit einem starken Zusatz von Spiritus versetzt, damit sie ein langes Aufbewahren verstatten, in viereckigen Flaschen zum Verkaufe herumträgt. Da dieser in seiner Familie fortgeerbte Handel nicht mehr erlaubt ist, so hieß es schon in den Pässen seines Vaters und Großvaters, daß sie alljährlich mehre male auf Verwandtenbesuch aus Thüringen bis Goslar über den Harz hinwegreisten. Wirklich ist jetzt ein Sohn des Gumboldskerls bei einem Buchbinder zu Goslar in der Lehre. In unserm Wirthshause fühlt der Alte sich gar heimisch. Auch er fängt hier in der Wirthsstube vor Behagen und vor Freude an zu tanzen („wenn ein Tanzmeister", bemerkt er, „mir zwei bis drei Touren sagt, so springe ich über den Ofen weg") und ruft entzückt dazwischen gleichsam zur Erläuterung: „Mein Vater und mein Großvater sind ja hier schon gegangen!" „Darum meint er", wirft der alte Wirth zur Bestätigung dazwischen, „er sei nun hier zuhause. Er muß sich aber nur anständig betragen." Mit dieser guten Ermahnung ist es aber wenig Ernst, wiewol auch sonst der Wirth gegen den Gumboldskerl einen ganz väterlichen Ton annimmt. Schon den ganzen Nachmittag hat er ihm einige volksthümliche Fragen zur Beantwortung aufgegeben und dieser ist sichtlich beschämt, daß er nicht weiß, wo Paulus begraben liegt und wie die Mutter von Johannes geheißen. Von der Beantwortung dieser Fragen sucht der Gumboldskerl sich dadurch loszumachen, daß er von seinen Seitenverwandten erzählt, die sehr vornehm gewesen seien. Der Stolz der Familie ist ein nürnberger Rentamtmann, ein Mann wie Milch und Blut, wie der Gumboldskerl versichert, der doch zuletzt an einer Fistel gestorben sei. Der Vater des Rentamtmanns habe keine „Füchse" gehabt, dennoch habe der Sohn studiren müssen, um etwas Rechtes aus ihm zu machen, weil alle Welt sich über ihn gefreut habe. Im Schreiben sei er musterhaft gewesen, sagt der Gumboldskerl, und dabei zeigt er seine flache Hand. Als der Rentamtmann sich mit einer Verwandten des Gumboldskerls verlobte, war eine große Gesellschaft zusammengebeten, zu welcher der Rentamtmann großartig am Arme des Landrichters erschien. Im Nebenzimmer stand ein Fortepiano für 50 Louisdor und der Rentamtmann spielte auf demselben vierhändig mit seiner Schönen. Danach setzte er sich mit ihr aufs Sopha und fragte sie: „Wollen Sie mich?" Der Gumboldskerl war tief gerührt an dieser Stelle. „Er gäbe", so schloß er bewegt, „gleich einen blanken Thaler darum, wenn der Rentamtmann noch einmal mit seinen beiden Apfelschimmeln von Nürnberg angefahren käme."

Auch der Gumboldskerl ist ein Musikliebhaber. Ehe er zu singen beginnt, fingert er lange, als mäße er etwas; es ist der Dreivierteltakt.

Seine Kehle läßt schreckliche Töne hören und rasch dahinter her fragt er die Gesellschaft: „Was ist das für ein Ton?“ Gott mag es wissen! Sein Lieblingslied ist: „Eingehüllt in feierliches Düster“, wobei er das Düster mit seiner Stimme so anschaulich macht, daß sie sich endlich bis zum gänzlichen Verstummen in die Molltonarten verliert („es geht aber in die Molltonarten hinein“, bemerkt er selbst) und die Zuhörer von Gespensterfurcht ergriffen werden. Nachdem diese feierliche Scene vorüber ist, ergreift der Gumboldskerl den alten Wirth am Arm und tanzt mit ihm. „Sein Vater und sein Großvater sind ja hier schon gegangen!“ ruft der alte Wirth, der den Gumboldskerl im Stillen bewundert, ganz selig während des Tanzens den Umstehenden zu.

Inzwischen haben beide Alte bei alledem noch Zeit gefunden tüchtig zu zechen. Unter dem Tanzen versinkt der Gumboldskerl plötzlich in tiefes Nachdenken und läßt zuerst mit der einen, dann auch mit der andern Hand den alten Wirth los, um seinen blauen Staubmantel und den weiten Rock, welchen er darunter trägt, zu befühlen. Die Anwesenden stoßen einander leise an und beobachten schadenfroh seine Verlegenheit und Zerstreutheit. Er zieht sich jetzt sinnend in das Hinterstübchen zurück und dahin folgen ihm leise alle Anwesenden, auch der Wirth und einige junge Burschen, die sich wie gewöhnlich an jedem Abende, ohne gerade immer etwas zu verzehren, eingefunden haben. Der Gumboldskerl, den Alle unausgesetzt beobachten, setzt sich an den kleinen Spieltisch, greift in seinen Staubmantel und zieht eine Medicinflasche daraus hervor, die in Spiritus eingemachte Kaiserpillen enthält. Er greift wieder in eine der vielen Taschen seines Staubmantels und zieht eine andere Medicinflasche heraus. Nachgerade stehen 20 Medicinflaschen wohlerhalten auf dem Spieltische. Danach griff der Gumboldskerl, immer tiefer in Gedanken versunken, auch noch in die Taschen seines Rocks und zog noch mehr wohlerhaltene Medicinflaschen daraus hervor als aus dem Staubmantel. Sie hatten zuletzt auf dem Spieltische nicht mehr Raum, sodaß er die letzten, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, im Fenster aufstellte. Als alle Taschen ausgeleert und alle Flaschen wohlerhalten gefunden waren, hob der Gumboldskerl den tief auf die Brust herabgesunkenen Kopf und athmete tief auf. Alle Anwesenden aber erhoben ein schallendes Gelächter. Sie wußten, daß es dem Gumboldskerl seit Jahren verboten ist, mit einem sogenannten Reff auf dem Rücken umherzuziehen und daß er seitdem seine Medicinflaschen in den weiten Taschen seiner Kleidungsstücke trägt. Mit diesen Medicinflaschen, von denen sein Rock so steif ist wie ein Stück Holz, hatte der Gumboldskerl seine leichtfüßigen Tänze aufgeführt, ohne sie zu zerbrechen.

Auf den Schrecken, der den Gumboldskerl beim Tanzen ergriffen hatte, als ihm die Gläser zuerst wieder einfielen, die er in seinen weiten

Kleidungsstücken trug, wurde jetzt nur um so eifriger getrunken. Hatte er früher schon einen kleinen Spitz gehabt, so bekam er jetzt einen großen. Während er aber wieder mit dem alten Wirthe aus Einem Glase Schnaps trank, verfiel er von neuem in tiefes Nachdenken. Er zählte die Häupter seiner Lieben, der Medicinflaschen, die auf dem Tische und im Fenster standen, und siehe — es fehlte ein theures Haupt und zwar das kostbarste von allen, nämlich die Flasche mit augsburger Lebensessenz, die er wol schwerlich unter einem Gulden verkaufte. Er zählte seine Flaschen noch zehn mal und sie war nicht da. Nun hob er jede Flasche auf, ob sich die fehlende darunter verkrochen hätte, und da dies nicht der Fall war, so durchsuchte er nach ihr seine Kleidungsstücke und griff endlich sogar in beide Stiefel, ob sie vielleicht in diese hinabgeschurrt sei. Aber selbst in den Stiefeln steckte die augsburger Lebensessenz nicht. Mit einem verzweiflungsvollen Blicke richtete der zusammengekrümmte Gumboldskerl sich wieder auf. Als er sich jetzt umdrehte, stand die Flasche dicht hinter ihm; einer der Burschen hatte sie zum Ergötzen der Anwesenden weggenommen, ohne daß er es bemerkte und ebenso verstohlen wieder neben ihn gestellt.

Jubelnd streckte der Gumboldskerl die Hand nach der theuern augsburger Lebensessenz aus und schlug an der Tischecke den Hals mit dem versiegelten Pfropfen davon ab. Er lud den alten Wirth zu der kostbaren Flüssigkeit ein und gespannt sahen die Burschen zu, als die beiden Alten nacheinander das zerbrochene Glas mit der augsburger Lebensessenz an den Mund setzten und Gesichter schnitten, als ob Götterkraft ihre Adern wie Feuer durchzöge. „Ihre Gesundheit, Herr Wirth!“ rief der Gumboldskerl. „Ich wollte, daß er noch 100 Jahre hier ginge“, sagte der Wirth auf den Gumboldskerl deutend, zu den jungen Burschen, indem er das Glas mit der Lebensessenz leer trank; „sein Vater und sein Großvater sind ja hier schon gegangen!“

Der Gumboldskerl hatte sich in den Scherben den Mund blutig gerissen. Trotzdem aber schwelgte er in den seligsten Empfindungen. Er griff in die einzige Tasche an seinem Leibe, die er bis dahin nicht ausgeleert hatte. Mit vollen Händen holte er das Geld heraus, das er bei seinem mühsamen und heimlichen Handel verdient hatte und warf es auf den Fußboden bis kein Heller mehr in der Tasche war. Der Wirth, den die augsburger Lebensessenz nicht ganz so bewältigt hatte als ihn, stand mit Würde vom Stuhle auf, stellte sich, ohne das Hinterstübchen ganz zu verlassen, in die Thür und rief der Magd gleichmüthig und ernsthaft, als käme Dergleichen in seinem Gasthofe täglich vor, zu, daß sie mit einem hellen Lichte hereinkommen und das Geld vom Boden auflesen solle, damit er es in dem unbehülflichen Schreibtische, der in dem Hinterstübchen steht, verschließen könne, um es dem Gumboldskerl am

andern Morgen wieder einzuhändigen. Alsbald kniete ſich eine junge ſaubere Magd auf den Fußboden hin und beleuchtete mit einem hellen Lichte die Thorheit des Alters.

Bremen, 1. Januar 1852.

Nachdem ich das Weihnachtsfeſt noch in meinem Bergdorfe verlebt hatte, fand ich meine Sammlungen an Sagen, Märchen und Liedern ſo angewachſen, daß ich beſchloß, über Bremen, wo Verwandte ſeit lange meiner harrten, nach Leipzig zu reiſen, um dort in ruhiger Ueberlegung mit der Bearbeitung des geſammelten Materials zu beginnen und daſſelbe dann ſpäter durch meine Rückkehr in das Bergdorf nach einigen Seiten hin noch zu vervollſtändigen.

Es war an einem hellen und dabei nicht zu kalten Sonntagnachmittage, als mein Märchenerzähler Bertram auf einem Handſchlitten von Lerbach nach Oſterode hinunterfuhr. Er that es in der grünen Uniform als Wegeaufſeher, die er nur des Sonntags trägt, mit der halblangen Pfeife, die man auch nur des Sonntags bei ihm ſieht, in Begleitung ſeines Knaben. In gemächlicher Unterhaltung mit meinem Freunde aus dem Volke, dem ich für die raſche Förderung meiner Sammlungen ſo vielen Dank ſchulde, daß ich ihn lieber in Gold gefaßt denn als meinen Diener betrachtet hätte, ſchlenderte ich neben dem Schlitten her, das endlos lange Bergdorf hinab. Vor der Poſt in Oſterode ſtand ich noch eine Weile mit dem Märchenerzähler und ſeinem Sohne. Er will auswandern und wie konnte ich anders als ihn ermahnen, in ſeinem Vaterlande und in ſeiner Heimat zu bleiben? Riſſe ſich denn nicht mit ihm gerade, der alle Geheimniſſe des Volksgeiſtes weiß, ein rechtes Stück vom Vaterlande los? Es war mir ein recht unheimliches Gefühl, gerade dieſen Mann in Auſtralien zu denken: doch machte ich ihn nur im Allgemeinen auf das Widernatürliche der Auswanderung aufmerkſam und warnte ihn, bloße Verſtimmungen Einfluß auf ſeinen Lebensweg gewinnen zu laſſen. „Nur treu! treu um jeden Preis dem Vaterlande! Was kann zum Ziele führen, wenn das nicht?“ Mein Märchenerzähler ſah mich groß an mit verſtändigen Augen, ſprach aber nicht mehr von der Sache. Ich ſchüttelte die Hand des kleinen Mannes, legte das letzte Trinkgeld hinein, und dahin ging er mit ſeinem Knaben in ſeine Berge zurück.

In dem gut eingerichteten Gaſthofe der Frau Marwedel verbrachte ich den einſamen Sonntagnachmittag und ſuchte mir, wie ich in dem ſtillen Städtchen ſchon öfter gethan hatte, die Zeit zu vertreiben, indem ich auf den allmälig dunkelnden Markt blickte und das kunſtvolle Waſſerbecken betrachtete. Endlich kam die Poſt, die in Lerbach täglich vor meinem Hauſe vorbeigefahren war, mir nach vom Harze herunter. Noch an dem nämlichen Sonntagabende langte ich mit einem hannöverſchen

Postillon in Nordheim an, wo ich mit Wilhelm Hemsen aus Göttingen zusammentraf und einen Tag mit ihm verweilte. Abermals des Nachts führte mich dann der Postwagen nach Hannover. Die Gegend, die ich auch diesmal nicht sah, war mir gänzlich unbekannt. Einen um so eigenthümlichern Eindruck machte es auf mich, daß ich fortwährend an der Sprache die echten Niedersachsen und Hannoveraner erkannte, die ich auf einem andern eng-abgegrenzten Punkte gleichsam studirt hatte. Immer weiter nordwärts schlängelte sich unser mühsamer Postpfad durch das Dunkel hin, bis wir endlich vor dem labyrinthischen Eisenbahngebäude zu Hannover abgesetzt wurden. Dort warteten wir, bis wir Morgenluft witterten und die Locomotiven heranschnoben. Während der Eisenbahnfahrt erhielt die Gegend erst mit der Lüneburger Haide etwas mehr Farbe; diese Farbe war roth, doch trist. Ich hatte aber meine Freude an den vielen Niedersachsen, die auf den Stationen ein- und ausstiegen. Es war mir, nachdem ich solange auf dem Harze fast nur platt gesprochen hatte, als wären wir Alle Brüder, nicht nur so von Adam und Eva her, sondern wir Niedersachsen, bei denen man diesen jetzt verachteten Dialekt spricht, noch insbesondere. So war mir denn recht wohl zumuthe, so wohl, daß mir ein Sprüchlein einfiel, das ich in Lerbach, ich glaube in einer Schüssel gelesen. Er lautet:

Treue Hand
Geht durchs ganze Land.

Und wie empfand ich erst die Wahrheit dieses Spruchs, als ich in Bremen selbst war und die Hand so mancher Gönner und Verwandten sich mir entgegenstreckte und Männer wie Friedrich Bodenstedt, Karl Andree, Ruperti und Pletzer freundlich begrüßt wurden. Zuerst aber streckten sich mir entgegen die treuen Hände der Schwester und des Schwagers und die Händchen der kleinen Nichte Amalie, die auf dem Arme der Mutter schon „Kuchen backen" und den Oheim vom Harze schon streicheln können. Die Lichter von ihrem ersten Weihnachtsbäumchen fielen auf die Weser, den breiten deutschen Strom, den ich freilich nur im Nebel dicht unter den Fenstern meiner Lieben erblickte. Noch reibt sie sich zuweilen die Augen von dem vielen Lichte, in das sie am Sylvesterabend starrte.

Ich lebe hier, da mein Aufenthalt ohnehin nur wenige Tage dauert, sehr häuslich. Dennoch habe ich schon in Erfahrung gebracht, daß hier ein Haus ist, wo sich die zwölf Apostel befinden, die mit altem Wein angefüllt sind. Probatum est! Das nennt man den Bremer Rathskeller und es gibt kein Plätzchen auf der Welt, wo ein Deutscher so sentimental werden kann wie hier bei den zwölf Aposteln, und das will doch gewiß viel sagen. Gott erhalte Bremen!

Herder und der Begriff des Fortschritts.

Von

Emil Arnoldt.

II.

In der ersten Hälfte unsers Aufsatzes haben wir uns über den Inhalt aufzuklären gesucht, den der Begriff des Fortschritts bei Herder hat, sowie über die Eigenschaften, die er demselben beilegt; es bleibt uns nun noch übrig, die Mittel anzugeben, durch welche nach Herder's Auffassung der Fortschritt sich in Vollzug setzt.

Der Zeitwechsel, wie er, die Veränderlichkeit des gesammten irdischen Daseins documentirend, ruhelos theils das Bestehende hinwegführt und begräbt, theils das Werdende gebiert und ausbildet, ist eine Vorstellung, welche sich dem Sinne Herder's, so oft er sich in historischen Betrachtungen erging, immer wiederkehrend aufdrängte. In der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte" (1774) geht er davon aus, daß der Inhalt des Predigerbuchs das Symbol der Erde sei. Er wird nicht müde, zu beobachten, wie das Rad der Zeit fortrolle, immer dasselbe bleibe und dabei doch immer eine neue Seite zeige; er bemerkt, wie die Zeit auch an den Pfeilern nage, welche das System der gegenwärtigen Wirklichkeit stützen. Wenn es dabei, angesichts der Hinfälligkeit aller menschlichen Schöpfungen, zuweilen geschieht, daß das Gefühl der Wehmuth in der Stimmung des Reflectirenden die Oberhand gewinnt, so erfüllt ihn doch noch häufiger freudige Hoffnung, welche die heranziehenden Erscheinungen der Zukunft als Träger einer neuen und höhern Entwickelung begrüßt. Der Wechsel der Zeit mit seinem Gefolge von neuen Antrieben, Umständen und Situationen ist der Bote und Gehülfe des Fortschritts. Indem die Erde Jahr für Jahr die Sonne umkreist, verändert sie sich; kein Sonnenstrahl geht auf ihr verloren und ebenso bleibt auch kein abgefallenes Blatt eines Baumes, keine Handlung eines Menschen ohne Wirkung; in dem Fortgang der Zeiten liegt ein Fortgang des Menschengeschlechts.

Dieser Fortgang erhält eine nähere Begriffsbestimmung in dem Aufsatz „Tithon und Aurora" (vom Jahre 1792), indem hier die Frage beantwortet wird, ob er Revolution sei oder Evolution. Die Untersuchung gelangt zu dem Resultat, daß der Name Revolution allerdings ganz passend sei, aber nur soweit man den Sprachgebrauch der Astronomie dabei festhalte. Diese nämlich nenne Revolution eine nach Maß, Zahl und Kräften geregelte, in sich zurückkehrende Bewegung der großen Weltkörper, die nicht nur in sich selbst die stillste Ordnung sei, sondern auch im Zusammenhange mit andern harmonischen Kräften das Reich einer ewigen Ordnung begründe. In diesem Sinne sei der Gang der Zeit Revolution,

als ein ſtiller Fortſchritt, eine Wiederkehr gewiſſer Erſcheinungen nach ihrer eigenen Natur, bei welcher der Entwurf einer fortwirkenden Weisheit und Güte erkannt werden könne. Da nun aber dieſer aſtronomiſche Sprachgebrauch keineswegs der allgemeine, vielmehr das Wort Revolution in der neuern Modeſprache gemisbraucht und auf Umwälzungen bezogen ſei, bei welchen gewaltſamerweiſe das Unterſte zu oberſt gekehrt worden, ſo ſcheine es heilſam, den Gang der Zeit nicht als Revolution, ſondern als Evolution zu bezeichnen. Herder kommt auf die Fundamentalanſchauung zurück, daß, wie das ganze Univerſum, ſo jeder Staat, jede Verfaſſung, jede Einrichtung, jede Perſon eine Hülſe zukunftreicher Keime ſei. Dieſe Keime ſollen evolvirt werden in allen Gattungen, Arten und Geſtalten, welche irgend möglich ſind und ſie werden es in der That, indem der Wechſel der Zeit Umſtände zutage fördert, welche bald dieſe bald jene Keime ins Leben zu rufen geeignet ſind.

Dem Begriff der durch den Zeitwechſel angeregten Evolution ſchließt ſich als weiteres Moment der Begriff der Periodicität an. Die Evolution ſetzt ſich allmälig durch, und zwar ſo, daß ſie immer verborgenere, immer tiefer liegende Keime herauskehrt, welche ohne den Vorgang anderer nicht thätig werden konnten. Dadurch entſtehen Perioden, indem, wenn eine Geneſis vollendet iſt, Ruhe und Stillſtand eintritt, damit der Organismus Zeit habe, ſich zur Vollführung der folgenden zu ſammeln. Jede Geneſis bildet in ihrer Geſammtheit eine Geſchichtsepoche, in jeder Geſchichtsepoche waltet ein eigenthümlicher Geiſt der Zeit. Die „Humanitätsbriefe“ bezeichnen dieſen Geiſt als einen mächtigen Genius, einen gewaltigen Dämon, an welchem, wie nach der Meinung des Averroes an der einen Seele des ganzen Menſchengeſchlechts, jedes Individuum bald thätig, bald leidend theilnehme. Der Begriff deſſelben wird darin definirt als die Summe der Gedanken, Geſinnungen, Anſtrengungen, Triebe und lebendigen Kräfte, die in einem beſtimmten Fortſchritt der Dinge mit gegebenen Urſachen und Wirkungen ſich äußern; die vielfachſten Modificationen wechſeln in ihm, je nachdem der Strom der Begebenheiten langſamer oder ſchneller die Wellen treibt.

Hierbei iſt jedoch zu bemerken, daß der Umſchwung der Zeit und die Evolution der Kräfte keineswegs in allen Schriften Herder's als dieſer ſanfte ruhige Fortgang erſcheint, wie es in dem angeführten, zur Zeit der franzöſiſchen Schreckensherrſchaft geſchriebenen Aufſatz geſchieht, offenbar in theils warnendem, theils tröſtendem Gegenſatz gegen jenes furchtbare Weltereigniß. Soweit freilich wie Kant, dem der in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchende Antagonismus das einzige oder doch hauptſächlichſte Mittel war, die Entwickelung aller Anlagen zuſtande zu bringen, geht Herder nirgends. Wol aber finden ſich bei ihm zahlreiche Stellen, in denen die Heilſamkeit der Gegenſätze hervorgehoben wird, mit dem

Unterschiede allerdings, daß sie in den frühern Schriften stärker, in den spätern minder ausdrücklich oder doch nur gleichzeitig mit der Nothwendigkeit ihrer Ausgleichung betont wird. In der vorhin erwähnten „Philosophie der Geschichte", vom Jahre 1772, ist die Gewaltsamkeit der Weltveränderungen geradezu als Bedingung des Fortschritts postulirt: „Warum", heißt es hier, „ist nicht jede solcher Reformationen lieber ohne Revolution geschehen? Man hätte den menschlichen Geist nur sollen seinen stillen Gang gehen lassen, statt daß jetzt die Leidenschaften im Sturme des Handelns neue Vorurtheile gebaren und man Böses mit Bösem verwechselte — — Antwort: weil so ein stiller Fortgang des menschlichen Geistes zur Verbesserung der Welt kaum etwas Anderes als Phantom unserer Köpfe, ein Gang Gottes in der Natur ist. Das Samenkorn fällt in die Erde: da liegt's und erstarrt; aber nun kommt die Sonne, es zu wecken: da bricht's auf, die Gefäße schwellen mit Gewalt auseinander, es durchbricht den Boden — so Blüte, so Frucht." In der 1777 verfaßten Abhandlung „Ueber die dem Menschen angeborene Lüge" gilt die Immutabilität des Fortschreitens in gerader Linie nicht für wirkliches Menschenloos, sondern für ein unwirkliches Abstractum, während von der Contrarietät im Menschen behauptet wird, daß sie, das Siegel Gottes, in unserer Natur und im ganzen Weltbau verbreitet sei. Doch wird auch hier schon erwähnt, daß überall zwei Kräfte, die entgegengesetzt sind, zusammenwirken müssen und daß erst aus der Combination und gemäßigten Wirkung beider das höhere Resultat einer weisern Güte, Ordnung und Bildung entstehe. In den „Ideen" tritt die Gewaltsamkeit einer von Gegensätzen zertheilten Bewegung vor der Allmäligkeit des organischen Wachsthums zurück; nur hier und da, wie bei den Wanderungen und Vermischungen der Völker, wird ihr gegenseitiges Drängen und Kämpfen als ein unentbehrliches und ersprießliches Lebensmoment, nur einmal principiell der Fortschritt nicht als der ruhige Gang einer Asymptote, sondern als die wechselnde Schwingung eines nach beiden Seiten hinausschlagenden Pendels geschildert. Dann folgt die eben besprochene Schrift „Tithon und Aurora", worin die Theorie der friedlichen, stillen Kräfteentfaltung ihren Gipfelpunkt erreicht. In den „Humanitätsbriefen" (1793—97) wird es geistige und physische Nothwendigkeit genannt, daß, während die immer veränderte Zeitfolge Alles aus der Menschennatur hervorlockt, was sich aus ihr hervorlocken läßt, Contrarietäten ans Licht kommen, daß der Strom der menschlichen Erkenntniß sich durch Gegensätze, starke Contraste läutert. Aber zugleich tröstet der Verfasser sich auch der Hoffnung, daß diese Contrarietäten endlich zur Harmonie gelangen werden und müssen. Das letzte Stück der „Adrastea" (1801—3) faßt die Bemerkungen, welche über dies Thema früher gemacht worden, wie zu einem Endurtheil zusammen,

das ein entscheidendes Wort sprechen soll. Die „Atlantis" zeichnet im Eingange den Streit der Geister verschiedener Parteien; sie führt aus, wie immer zwei Extreme, Licht und Finsterniß, Neuerung und Herkommen, junger Fleiß und alte, träge Autorität miteinander kämpfen und sucht dann die Frage zu beantworten, wie das Chaos zu ordnen und die Kräfte zweckmäßig anzuwenden seien. Allerdings bleibt die Lösung hinter der Aufgabe zurück; im Ganzen aber, wie man sieht, wiederholt sich in dieser ganzen Entwickelung jener „Rückzug aus der Sphäre des Geniedrangs auf eine gemäßigte Theorie", den Gervinus mit Recht als charakteristisches Merkmal für Herder's gesammten Geistesgang hervorgehoben hat.

Der Zeitwechsel also, wie er immer neue Kräfte gebiert, ist ein Mittel des Fortschritts. Ob er für eine bestimmte Epoche der werkthätige Diener der Humanität wird oder nicht, hängt von den Einzelnen ab, deren Leben, Wollen und Handeln einer Epoche angehört; daß er aber der Menschheit im Ganzen und Großen ein humanisirendes Förderungsmittel wird, das ist ein Naturgesetz und als solches ewig und unverbrüchlich.

Diesem Zeitwechsel tritt nun in der Herder'schen Fortschrittstheorie die Noth, „die große Meisterin", als Verbündete zur Seite.

In der „Philosophie der Geschichte" vom Jahre 1774 wird eine ganze Entwickelungsperiode, das ganze Knabenalter der Menschheit, unter das Gebot und die Herrschaft der Noth gestellt. Wie Religion das Element der Patriarchenwelt ausmachte und das Geschlecht in seiner Kindheit erzog, so bildet den Knaben „das Bedürfniß, das liebe Muß der Schule". Weil Aegypten keine Weiden hatte, mußte der Einwohner Ackerbau lernen; weil es kein Holz hatte, mußte man mit Steinen bauen; weil der Nil überschwemmte, mußte man Ausmessungen, Ableitungen, Dämme, Kanäle, Dörfer und Städte haben. Riesenschritt des menschlichen Schicksals wird es genannt, daß aus den Uebelständen, welche durch Verderbniß erzeugt werden, Verbesserung und Ordnung hervorgehen. Die „Ideen" weisen im Allgemeinen wie im Besondern darauf hin, daß Noth die Menschheit fördere. Hat sie nicht Erfindungen, Handel und Völkerverband gelehrt? Macht der Schade nicht klüger? Treibt er nicht an, tödtende Werkzeuge gegen die Uebermacht des Despoten zu erfinden und zweckloſen Luxus in brauchbare Handhaben umzuschaffen? Lehrt nicht der Handel durch natürliche Berechnung jene Mordthaten, Unterdrückungen und Betrugsarten zu vermeiden, welche nur Zeichen der Roheit und des Unverstandes sind? Die „Ideen" stellen das nächste Bedürfniß als den Punkt auf, von wo der Mensch ausgeht, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ist zunächst nur auf sein Wohlsein gerichtet; indem sein eigenes Dasein im Verhält-

niß zu andern Menschen ihm als Maß dieses Verhältnisses dient, drängt die Regel der Billigkeit sich ihm sozusagen zwangsweise auf. Wie im Leben einzelner verwahrloster Menschen, so erschöpfen sich auch in der Geschichte der Menschheit Thorheiten und Laster, bis die Uebelthäter endlich durch Noth gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Zu einer Ode Klopstock's, welche in der Art, wie der nordamerikanische Seekrieg geführt worden, preiswürdige Spuren einer wachsenden Humanität wahrnimmt, machen die „Humanitätsbriefe" die Bemerkung, daß sich auch beim Landkriege, beim Handel, bei jeder Art des Gewerbes, selbst bei der Erhebung öffentlicher Gefälle und Lasten, bei der Einrichtung öffentlicher Gebäude, bei der Behandlung der stehenden Heere, der Krankheiten, der Rechtshändel, der Wissenschaften, der polizeilichen, religiösen, pädagogischen, häuslichen Institute wahrnehmen lasse, wie wir durch Noth gezwungen, wider Willen, allmälig vernünftiger und billiger werden. An einer andern Stelle des Werks wird zwar zugestanden, daß Vielbedürftigkeit mit Vielgebundenheit Hand in Hand gehe; im Uebrigen aber gilt es durchweg als zweifellos, daß bei der Unersättlichkeit des Bedürfnisses die Natur der Dinge selbst einen neuen Anfang herbeiführen werde und daß, wenn nur erst jeder Einzelne fühle, sein jetziges Verhältniß hindere ihn, der leidenden Menschheit so zu Hülfe zu kommen, wie er sollte, dieses Verhältniß selbst eine Aenderung erfahren müsse.

Und doch war diese Abhängigkeit, in welche Herder die Verwirklichung des Fortschritts vom Wechsel der Zeit und dem Zwange der Noth versetzte, selbst nur ein Nothbehelf. Im tiefsten Grunde seiner Seele lebte der glühende Wunsch, daß der Gedanke des Fortschritts der Menschheit in seiner ganzen Reinheit und Erhabenheit allen Individuen als Antrieb und Ziel des Handelns dienen möchte; der Einzelne in freiem Streben ein Mehrer des edelsten Gutes der Gesammtheit, welch ein erhabener Gedanke! Allein durch den factischen Weltzustand fühlte Herder sich zur Resignation gezwungen; er vertraute der Zeit und der Noth, weil er den Menschen, wie sie factisch waren, nicht vertrauen konnte.

Aber sollten nicht wenigstens die Ersten und Edelsten des Geschlechts aus eigener Wahl für den Fortschritt der Menschheit zu arbeiten bereit sein? Ganz gewiß: es gibt einzelne auserlesene Geister, die uns für die auserwählten, von der Natur selbst designirten Rüstzeuge des Fortschritts gelten dürfen. Das sind jene Geister, „die sich vom Wahne des Pöbels losmachen und nicht jedem Winke unterwürfig folgen". Freilich, wie die „Humanitätsbriefe" eingestehen, ist ihre Zahl nur klein: allein um so fester sind sie in sich selbst, um so standhafter halten sie zusammen, um so unzerreißbarer ist die Kette, die sie im Fort-

gang der Zeiten bilden. Das Lesen der Alten und Neuern, Gespräche und eine gemeinschaftliche Bemerkung Dessen, was vorgegangen ist und täglich vorgeht, binden sie fest und fester aneinander; sie bilden eine unsichtbare Kirche, auch wenn sie nie voneinander gehört haben. Ihre Grundsätze und Ansichten sind der wahre Gemeingeist des aufgeklärten oder sich aufklärenden Europas, welcher weder ausgerottet noch unterdrückt werden kann. Das Reich ihrer Geschäfte und Gedanken ist, wie es weiterhin heißt, gleichsam der Stamm, ohne welchen eine Nation kaum eine Nation, geschweige ein durchdachter, durchempfundener Staatskörper genannt zu werden verdient.

Und an dieser beruhigenden Aussicht hielt Herder bis zum Ende seines Lebens fest. Unter der Morgenröthe des neuen Jahrhunderts weist die „Adrastea" triumphirend darauf hin, wie sie sich immer mehr zusammenschließen, diese Treuen und Guten, je mehr sie sehen, daß die ehrbaren Schurken überhandnehmen, sich einander kennen, unterstützen und zum Himmel erheben. Und darum werden diese Letztern auch schließlich, nach dem Worte eines alten Dichters, vor den Guten und Edlen sein „wie das Gras auf den Dächern, welches verdorrt, ehe man es ausrauft".

In die Reihe dieser auserlesenen Geister, deren unsichtbare Verbindung wie eine Kette durch die Jahrhunderte reicht und immer neue Glieder erhält, stellte Herder vornehmlich die Philosophen und jene hochgesinnten Männer, welche unter den Weltklugen als Schwärmer verschrieen sind. In demselben Maße, in welchem er sich von dem transscendentalen Idealismus und der reinen Speculation überhaupt als „transscendentaler Nachtwandlerei" und „sophistischer Traumkenntniß" entrüstet abwandte, in demselben Maße schloß er sich derjenigen Richtung des Geisteslebens an, welche er „wahre Philosophie", „echte Lebensweisheit" nannte. Dieselbe bestand für ihn in dem „Streben nach Wahrheit", welches, unparteiisch und rücksichtslos, Probleme der Ethik, der Religion, der Naturwissenschaft unter der Perspective praktischer Anwendbarkeit zu lösen sucht. Darum werden auch besonders diejenigen Autoren von ihm ausgezeichnet, welche Lebenswissenschaften von Schulwissenschaften, Naturkünste von Wortkünsten, tüchtiges Verständniß der Wirklichkeit vom bloßen Façonniren der Begriffe absonderten. Er verlangte freies Feld für alle Untersuchungen und alle Folgerungen der Philosophen, gleichviel wohin sie führten, wenn sie nur aus der Tendenz hervorgegangen waren, aufzuklären und zu bilden. Die Neigung, Ausstellungen an dem Bestehenden zu machen, weitausliegende Entwürfe, hochgespannte Erwartungen, selbst den fortschrittslustigen Eifer, der, wenn er ohne Unterstützung bleibt, in Grämlichkeit verfällt — Alles nahm er in Schutz, weil es ja doch, wenn auch zum Theil auf irrigen

Wegen, dem Fortschritt diene. So läßt er es sich in den „Humanitätsbriefen" angelegen sein, die Philosophen, Rousseau an der Spitze, gegen den Vorwurf kränklicher Klagen und ausschweifender Wünsche zu vertheidigen. „Ist nicht der kränkliche Theil des Körpers der Witterung am meisten empfindlich? Der Hygrometer muß zart, das Queckſilber muß in einer gläsernen Röhre verschlossen sein, wenn sie ihr Amt thun sollen. Anderntheils muß, wer Andere ermuntern, entflammen will, selbst warm und munter sein. Der kältere Beobachter oder Geschäftsmann wird ihn schon zurechtweisen." In der „Adrastea" fodert er die Mitgenossen auf, Locke, Leibniz und Shaftesbury zu studiren, sie als Genien der Wissenschaft zu verehren und, auch wo sie voneinander abweichen, sich ihrer als Führer zu reeller Erkenntniß zu bedienen. Ebendaselbst nimmt er die englischen Deisten in Schutz als Männer, welche, soviel begründeten Tadel ihre Schriften auch im Einzelnen verdienen mögen, doch durch ihre gemeinsamen Bestrebungen dem Christenthum und der fortschreitenden Entwickelung der Menschheit vielfach nützlich geworden sind. Das, ruft er, könne kein Mann von Ehre, von Verstand und von edlerm Gefühl sein, der den Namen „Freidenker" in dem bedeutungslosen oder verleumdenden Pöbelsinne aussprechen könne, in welchem er so oft den würdigsten Menschen Verdruß und Unheil zugezogen. Der größte Vorzug des Menschen sei ein freier Geist; freies Denken, worüber es sei, könne und solle uns weder Lordschaft noch Priesterthum rauben. Freidenker sollen wir Alle sein, d. i. dem Recht und der Wahrheit frei nachstreben, frei von allen Fesseln des Ansehens und Vorurtheils, mit ungetheilter Seele. Allerdings fügte er auch hier wieder einschränkend hinzu: „Wenn aber ein wilder Geist sich einen Freidenker nennt und einen andern bescheidenen Mann zum Deckmantel seiner Frechheit misbraucht, wenn dann ein Dritter, ein ohnmächtiger Sklave des Vorurtheils, jenem diesen Ehrennamen als Ekelnamen nachwirft, sind sie in gleichem Falle?" Doch hob er zugleich mit Nachdruck hervor, daß auch der Frechheit weder mit Gewalt noch mit der Grobheit des großen Bentley, noch mit dem hämischen Spott des witzigen Swift begegnet werden dürfe. Verfolgung über Gedanken, welchen Gegenstand dieselben auch betreffen mögen, sei nicht der Geist des Christenthums, vielmehr seien fast alle Verfolgungen gegen sogenannte Ungläubige stets nur von Andächtlingen oder rohen Gottlosen ausgegangen. Diese letztern Stellen sind der „Adrastea" entnommen; beweisen sie wirklich jenen „theologischen Eifer", der nach Gervinus „dem freidenkenden Manne in keiner Weise gut steht"?

Neben die Philosophen und in denselben Rang mit ihnen stellt Herder die Enthusiasten. Auch sie sind ihm Führer und Fahnenträger der fortschreitenden Menschheit. In den „Ideen" verweilt er mit augenschein-

licher Theilnahme bei den Religionssekten, deren ſtiller Enthuſiasmus in nachhaltiger Energie dem Zwang des hierarchiſchen Syſtems Widerſtand leiſtete und durch Erziehung und Bildung der untern Volksſchichten eine wohlthätige Propaganda zuwege brachte. In den „Humanitätsbriefen" ſtellt er die gutmüthigen Thoren und Schwärmer unter die beſonderſte göttliche Obhut und ſchreibt ihnen die nützlichſten Dienſte zu, welche dem menſchlichen Geſchlecht geleiſtet wurden; ja er geht hier ſo weit zu behaupten, daß die größten Veränderungen der Welt durch Halbwahnſinnige entſtanden ſeien und daß zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem ſcharf verfolgten Geſchäft des Lebens eine Art bleibenden Wahnſinns gehöre. In der „Adraſtea" wird „als längſtgeſagt" wiederholt, daß nichts Großes ohne Begeiſterung vollführt worden; die Begeiſterung heißt eine Ideen und Thaten gebärende Kraft, ein fortwirkendes Leben; jeder junge Menſch von ſtrebender Seele ſoll ſich einen Almanach anlegen, um jene Edeln, welche die Gottheit als himmliſche Funken unter die Sterblichen ſtreue, zu verzeichnen und dem innern Sinn zu dauerndem Andenken einzuprägen; „mit einem ſolchen Almanach lernt man durchs ganze Jahr, wie jenes öſtliche Volk im Tempel der Vorfahren, höhere Tugend."

Dabei wird auch hier wieder die Kehrſeite der Begeiſterung, ihre Ausartung zu Schwärmerei und Fanatismus nicht verſchwiegen. Doch beeilt der Verfaſſer ſich hinzuzuſetzen, daß unter Denen, die man im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſpottend Schwärmer genannt, Männer ſich befunden hätten, die an Sorgſamkeit und Thätigkeit kaum einem Staatsminiſter wichen, daß Spener die überlegende Vorſicht, Francke die fröhliche Wirkſamkeit gleichſam in Perſon geweſen wären. Mit großer Ausführlichkeit werden Wesley und die Methodiſten beſprochen und auch bei den Letztern weiß er die gerechte Mitte zwiſchen Anerkennung und Tadel zu halten. Um ſo unangenehmer freilich fallen daneben die Angriffe in die Augen, welche gegen die Franzöſiſche Revolution als einen über alle Gedanken furchtbaren Erweis gräuelvoller Schwärmerei gerichtet werden. Allein wie jeder noch ſo große Mann in dem einen oder andern Punkte ſeiner Zeit tributbar iſt, ſo erklärt ſich auch dieſe einſeitige beſchränkte Auffaſſung zur Genüge aus der Stimmung der damaligen Zeit und dem Umſchlag, den ſie durch die franzöſiſche Schreckensherrſchaft erlitten hatte.

Soviel alſo über Inhalt, Form und Mittel des Fortſchritts, wie er ſich bei Herder darſtellt. Er ſelbſt freilich ſchloß ſeine philoſophiſch-hiſtoriſchen Betrachtungen mit dieſen blos theoretiſchen Erörterungen keineswegs ab. Auch als Geſchichtsphiloſoph konnte er die Natur des auf umfaſſende Reformpläne ſinnenden Volkspädagogen nicht verleugnen; darum ſuchte er die Jünger ſeines Evangeliums auch zur Praxis des

Lebens zu erziehen und ihnen auch dafür Gesichtspunkte aufzustellen, die ihnen als Ziel und Leitstern dienen könnten. In den Schriften des werdenden, des gereiften, des alternden Mannes, überall begegnen wir derselben Idee, die gleichsam die Leuchte seines Lebens bildet: das ist die Cultur des Gemüthslebens, die zwar mit der Pflege der Intelligenz verbunden, aber noch mehr als diese betrieben werden soll. Die beharrliche Treue, mit welcher Herder diese Idee in allen Perioden seiner Entwickelung vertreten hat, ist um so beachtenswerther, da er in andern, mehr untergeordneten Punkten von einer gewissen Zweiseitigkeit allerdings nicht ganz freizusprechen ist, wenn sie auch lange nicht in dem Umfange stattfand, wie es neuerdings von Gervinus behauptet worden ist. Wer den Fortschritt fördern, die Menschen zur Humanität erziehen will, muß zuvörderst Gefühl, Neigung und Charakter in ihnen humanisiren: das ist der Satz, auf den Herder immer wieder zurückkommt und den er den jungen reformatorischen Geistern als Wegweiser fürs Leben mitgeben möchte. Wie eingehend und warm ist das Interesse, mit welchem er das Leben der Patriarchen ausmalt: „jenes erste, stille, ewige, das dazu gehörte, um die Menschheit in ersten Neigungen zu wurzeln und zu gründen, den natürlichsten, stärksten, einfachsten der ewigen Grundlage für alle Jahrhunderte der Menschbildung." Und wie erbittert ihn dagegen die Tendenz seiner Zeit, die Cultur allein durch geistige Aufklärung, mit Vernachlässigung des Gemüthslebens zu heben! „Die Philosophie unsers Jahrhunderts soll bilden — was hieße dies anders als die Neigungen wecken und stärken, durch die die Menschheit beseligt wird — und welche Kluft, daß dies geschehen!" Mit dem größten Nachdruck werden in den „Ideen" der scheinbar Culturlose, der zwar ausgebreiteter Kenntnisse entbehrt, doch im kleinen Kreise mit Leib und Seele thätig ist, und der scheinbar Cultivirte, der von Kenntnissen strotzt, doch in großer Sphäre ohne lebendige Antriebe sich umthut, zum Nachtheil des Letztern gegenübergestellt. Ja die ganzen „Humanitätsbriefe" wurzeln in dieser Idee. Mit kurzem entscheidenden Ausspruch wird hier erklärt, daß Bildung der Denkart, der Gesinnung und Sitten die einzige Erziehung sei, welche diesen Namen verdiene, nicht Unterricht noch Lehre. „Ein gestärkter großer und guter Wille", heißt es an einer andern Stelle, „Uebungen von Jugend auf, Kampfpreise und Gewöhnung, daß uns das Schwerste zum Leichtesten werde und vor allem jenes unerlaßliche Bestreben nach dem Nothwendigen, was unser Geschlecht fodert, mit Vorbeilassung alles Entbehrlichen und Schlechten, sie allein können den Verstand zum Guten geltend machen, ihm aufhelfen und das Werk fördern." Fragen wir aber, welches denn die Motive und Grundsätze sind, die Gefühl und Wille in sich aufzunehmen haben, um human, groß und gut zu werden, so werden wir in der

„Adraſtea" auf Saint-Pierre's Foderung verwieſen, wonach der Menſch nur in der Erfüllung zweier Pflichten zu unterweiſen iſt: in der Pflicht, gerecht zu ſein, d. i. Niemand Unrecht zu thun, ohne das Unrecht zu vergüten, und in der Pflicht, wohlzuthun, denn der Wohlthätigen ſei das Paradies.

Und ſo möge man denn, mahnt Herder, endlich aufhören zu klagen und möge dafür anfangen zu beſſern. Freilich ſei die Philoſophie nur der linke, die Regierung der rechte Arm der Menſchheit: aber wenn beide wacker zuſammen arbeiteten, ſo werde das große Werk wol gelingen. Ueber die Art dieſer Zuſammenwirkung gibt er in der „Atlantis" einige Andeutungen, wenn auch nur in utopiſcher Umkleidung. Man hat in den Vorſchlägen, welche dort gemacht werden, eine illiberale Sinnesänderung Herder's erkennen wollen. Auf dieſen Vorwurf uns hier des Nähern einzulaſſen, fühlen wir keinen Beruf, theils weil wir es hier überhaupt nur mit den Principien des Philoſophen zu thun haben und nicht mit dem Entwickelungsgange der Perſon, theils und ganz beſonders, weil die hauptſächlich von Gervinus angebrachten Beſchuldigungen erſt neuerlichſt von Cholevius (in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Poeſie nach ihren antiken Elementen", II, 40 fg.) in ebenſo maßvoller als gründlicher Weiſe zurückgewieſen worden ſind. Auch iſt die ganze „Atlantis" für die Philoſophie der Geſchichte ohne Wichtigkeit, da ſie ſich nicht ſowol mit Dem, was iſt und ſein ſoll, als mit Demjenigen befaßt, was unter gewiſſen Vorausſetzungen ſein könnte; ſie iſt nicht eine Arbeit des Verſtandes, ſondern ein bloßes Spiel der Phantaſie, auf das Herder ſelbſt gewiß nur wenig Werth gelegt hat — er, der „die Verbreiter guter Geſinnungen" ja ſelbſt ermahnte: „Schadet ja, ſchadet euch ſelbſt nicht durch Bezeichnung eines Aeußern, das blos von der Zeit und den Umſtänden beſtimmt werden kann! Pflanzt den Baum, er wird von ſelbſt wachſen; Erde, Luft, Feuer werden ihr Gedeihen geben. Sichert gute Grundſätze; durch eigene Kraft werden ſie wirklich nicht anders, als mit Modificationen, die Zeit und Ort ihr allein geben können und geben werden." Eingedenk dieſer Warnung beſchrieb er denn auch jenes Aeußere nur in allgemeinen, halb ſpieleriſchen Umriſſen und nur damit war es ihm gewiß völliger und tiefſter Ernſt, wenn er dabei das Chriſtenthum als die nothwendige Grundlage, das allgemeine und höchſte Maß des moraliſchen Geſetzes anempfahl. Denn welch anderes Chriſtenthum konnte er dabei im Sinne haben als dasjenige, das ſeiner Seele überhaupt als welterlöſende frohe Botſchaft vorſchwebte? Nämlich ein Chriſtenthum, welches, die reinſte Humanität auf den reinſten Wegen lehrend, eine das Böſe mit Gutem überwindende thätige Liebe gebietet und zwar nicht als einen Gegenſtand der Speculation, ſondern als eine innere, Licht und Leben zeugende Kraft, ſich bethätigend durch Vorbild

und liebende That, in fortwirkender Gemeinschaft dienstbar allen Classen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorren und abfallen muß.

Deutsche Volkslieder aus Nordböhmen.

Mitgetheilt
von
J. Virgil Grohmann.

1. Der Abschiedsbrief.

Ich muß mich umschauen um Tint' und Papier,
Meinem Schatz will ich schreiben wol hinter der Thür;
Wol hinter der Thür, wol an das Haus:
Ach Herzchen, mein Schätzchen, uns're Freundschaft ist aus!

Ich will zu ihr gehen, sie liegt in der Ruh';
Wie soll ich's anstellen, daß ich sie aufwecken thu'?
Ich geh' unter das Fenster, klopf' an mit dem Ring:
„Schläfst oder wachst du, mein auserwähltes Kind?"

So sehr war sie erschrocken, zum Bette sprang sie 'raus,
Ihren Kittel zu ergreifen; zum Fenster schaut sie aus:
„Laß mich schlafen in Ruh', geh' weg von mir,
Sonst greif' ich mein Waffen und schlage nach dir!

2. Wanderlied.

Auf, auf, ihr Wandersleut'!
Zum Wandern kommt die Zeit,
Thut euch nicht lang verweilen
In Gottes Namen zu reisen,
Unser Glück läuft immerfort
An einen andern Ort.

Ach liebste Brüder all,
Lebt wol zu tausend mal!
Ihr werdet mich nicht mehr sehen
In eurer Gesellschaft stehen,
Muß reisen ganz allein,
Muß selbst mein Bruder sein.

Wenn der Thau vom Himmel fällt
Reis' ich in die ganze Welt:

Die Vöglein auf den Höhen,
Wenn sie vom Schlaf' aufstehen,
Singen zu meiner Freud':
Lebt wohl, ihr Wandersleut'!

3. Ein Gleiches.

Brüder, denkt ihr wol daran,
Jetzt kommt schon das Frühjahr an,
Jetzt kommt die Zeit,
Die uns erfreut:
Auf Reisen thun wir uns begeben,
Das ist ja das schönste Leben,
Große Wasser, Berg' und Thal
Zu beschauen überall.

An dem schönen Donaufluß
Findet Mancher seine Lust;
Auf grüner Haid',
Bei Sommerszeit,
Wo die Vöglein lieblich singen
Und die Hirschlein lustig springen,
Dann kommt man in die Stadt,
Wo man schöne Arbeit hat.

Einer, der hinter dem Ofen sitzt,
Zwischen den Fingern die Ohren spitzt,
Eine Stunde vors Haus
Ist kaum kommen 'raus,
Soll man Den einen Burschen nennen,
Oder für einen Meister erkennen,
Der noch nirgends ist gewest,
Stets gesessen in seinem Nest?

Einer, der auf seiner Reis'
Ausgestanden Angst und Schweiß,
In Noth und Pein —
Es muß so sein —
Er hat's Gebündlein auf dem Rücken,
Er hat's getragen über viele Brücken;
Dann kommt er nach Hamburg hinein
Und trinkt tiroler Wein.

4. Es ging ein Herr spazieren.

Es ging ein Herr spazieren,
Spazieren in den Wald,
Da begegnet ihm ein Mädchen,
Ein Mädchen, das ihm gefallt.

Er that sie schöne grüßen,
Er wollt' es gerne wissen
Wie's in der Lieb bestehʼ,
Wie's in der Liebʼ bestehʼ.

„Du hast mir's ja versprochen,
Sobald der Sommer kommt;
Der Sommer ist gekommen,
Du hast mich nicht genommen,
Ei, Schönste nimm mich doch!"

„„Ich wollte dich schon nehmen,
Keine Liebʼ habʼ ich zu dir;
Du bist so schwarz von Angesicht,
Gehʼ weg von mir, ich mag dich nicht,
Ei laß mich doch in Ruhʼ,
Du schwarzer Kerle du!""

„„Ein Kuß, der kann nicht schaden,
Ein Kuß, der geht schon an;
Ein Kuß geschieht in Ehren,
Den kann uns Niemand wehren,
Bleibe dennoch wer ich bin.""

„Beschert mir Gott ein Gärtelein,
Wo schöne Rosen blühʼn,
Die Röslein will ich zieren,
In meinem Herzen führen,
Will selbst der Gärtner sein,
Will selbst der Gärtner sein."

Literatur und Kunst.

Auch ein Sprachforscher.

Das große slawische Universalreich, mit dem man die Welt vor einigen Jahren beglücken wollte und in das denn auch wir Deutsche, oder vielmehr das bischen Deutschland, das dann überhaupt noch übrig sein würde, so beiläufig mit hineinverbrüdert werden wollte, ist zwar fürs erste noch nicht zustande gekommen; Rußland, das denn doch, wohl oder übel, der natürliche und unvermeidliche Mittelpunkt dieses neuen Weltreichs sein müßte, hat sich die Zähne stumpf gebissen an der altersschwachen Türkei und Deutschland hat bis auf weiteres die Erlaubniß fortzuexistiren. Aber allzu sicher dürfen wir uns darum noch nicht fühlen, wir armen, vielgeplagten Deutschen, der Gedanke ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, nur die Mittel, mit denen

man ihn ins Werk zu setzen gedenkt, haben gewechselt. Was weder die Gewalt der Waffen vermochte, noch jenes Trugbild allgemeiner Freiheit und Gleichheit, mit dem man uns von slawischer Seite zu verlocken suchte, das soll jetzt auf dem friedlichen Wege der Wissenschaft erreicht werden; hat man Deutschland selbst noch nicht hinwegräumen können, ist es noch nicht gelungen, das Banner des Slawenthums auf den Zinnen unserer Städte aufzupflanzen, gut, so beweist man uns, daß doch wenigstens das geistige Deutschland nur Lehnsträger des Slawenthums ist und daß Alles, was die Geschichte unsers Volks groß und glorreich macht, der Ruhm unserer Helden, unsere Wissenschaft, unsere Kunst, ja selbst unsere Sprache, ursprünglich auf slawischem Stamme gewachsen und von uns Deutschen nur widerrechtlicher-, um nicht zu sagen diebischerweise in Besitz genommen ist. Die Reunionskammern, mit deren Hülfe weiland Ludwig XIV. ein Stück des Deutschen Reichs nach dem andern reclamirte, stehen im schlechtesten Rufe, und doch sind sie nur ein wahres Kinderspiel gegen diese unaufhörlichen, täglich weitergehenden Reclamationen, mit denen die Slawen unser ganzes historisches und geistiges Dasein als ihr Eigenthum in Anspruch nehmen. Daß der Slawe sich für die Erstgeburt der Schöpfung hält, möchte immerhin sein; Nationalstolz ist ein zu herrliches Ding und zu schwer hat der Mangel desselben sich an unserm eigenen Schicksal gerächt, als daß wir selbst seine Verirrungen noch mit einer gewissen Nachsicht behandeln sollten. Schmücke der Slawe sich immerhin mit allen erdenklichen Vorzügen, behaupte er, daß nie ein Volk so tapfer, so gebildet, so weise gewesen und so zur Weltherrschaft berufen wie die Slawen — wir haben nichts dagegen, Jeder sucht sich mit seinem Schicksal zurechtzufinden so gut er kann, und wem die Wirklichkeit nicht behagt, der sucht bei Hoffnungen und Träumen seine Zuflucht. Aber daß der Slawe, um sich zu verherrlichen, uns Deutsche zu erniedrigen sucht, daß er, um seinen Namen zu schmücken, den unsern von Allem entkleidet, was ihn bisher groß und ehrwürdig gemacht hat, das ist denn doch unmöglich in der Ordnung. Und doch ist das der Weg, den die slawische Wissenschaft in den letzten Jahren genommen hat und den sie mit neuem Eifer fortsetzt, der weder vor Mishandlungen der Wissenschaft noch des gesunden Menschenverstandes zurückscheut. Das Letzte und Aeußerste was der Mensch besitzt ist denn doch wol sein Name; solange ein Mensch noch als rechtliches Wesen existirt, respectirt man auch seinen Namen, nur die Gefangenen in Sibirien tragen Nummern. Aber nein, auch dieses armselige Recht, zum wenigsten unsern eigenen ehrlichen Namen zu tragen, gönnt die Eroberungslust der slawischen Gelehrten uns nicht; ein Hr. Thomas Jaritz, Verfasser eines Schriftchens „Ueber die größtentheils slawische Abstammung der Bewohner deutscher Länder" (Villach, Hoffmann), das zwar schon vor längerer Zeit erschienen ist, uns jedoch charakteristisch genug erscheint, um es auch jetzt noch öffentlich zur Sprache zu bringen, hat darin nebst andern Curiositäten auch den Beweis geliefert, daß das Wort „Deutsch" gar kein deutsches Wort, sondern daß wir auch diesen unsern Namen erst von den Slawen entlehnt haben. Der Leser wird begierig sein, wie dieser Beweis zustande kommt; zuvor jedoch sei es uns gestattet, einige Stellen aus der Vorrede des genannten Schriftchens mitzutheilen, der Leser möchte sonst glauben, das Ganze solle nur eine Persiflage auf

die abenteuerlichen Einfälle gewisser slawischer Sprachforscher sein. Und allerdings liebt Hr. Jaritz, wie wir sogleich noch hören werden, zu Zeiten einen Scherz und verschmäht es nicht, ihn bei Gelegenheit sogar als wissenschaftliches Motiv zu benutzen. Was aber Zweck und Tendenz seines Werkchens im Ganzen anbetrifft, so ist es ihm damit bitterer Ernst. „Jeder Irrthum", versichert er uns in der Vorrede, „ist eine Schmach der Menschheit", seine „Herleitungen" sollen dem „Kampfe der Meinungen" tapfer entgegengehen und „ohne Klage untersinken, falls sie die Feuerprobe nicht zu bestehen vermögen"; er wünscht, daß seine „Herleitungen" keine „hochtönende Grundlosigkeit, sondern nur biedere, unbefangene Wahrheitsliebe mit jenen bessern, richtigern und schlagendern Herleitungen begegnen mögen, vor denen die seinen dann bescheiden und gern zurücktreten werden". Nun, das ist vielleicht nicht sehr gewandt ausgedrückt, aber doch jedenfalls sehr ernst und biedermännisch gedacht; sehen wir uns die so emphatisch angekündigten „Herleitungen" des Verfassers denn ein wenig näher an. „Deutsche" kommt her von daitesche, das ist slowenisch und heißt: gebet noch. Als nämlich, so erklärt Hr. Jaritz den „schmachvollen Irrthum", der das Wort Deutsch bisher auch wirklich für deutsch gehalten, Germanien durch die Deutschen erobert wurde, hatten die hier befindlichen Winden oder Slowenen schon einen ziemlichen Grad von Cultur. Nachdem der Verfasser über diese Cultur und das Verhältniß der ungebildeten Sieger, d. i. der Deutschen, zu den gebildeten Besiegten, d. i. der Slowenen sich des Weitern ausgelassen, fährt er wörtlich fort: „Zwischen Herren und Sklaven besteht kein bestimmter Maßstab des Gebens, folglich werden habsüchtigere Herren gar oft gesagt haben: gebet noch, daite-sche." So oft nun, folgert Hr. Jaritz weiter, ein „Winde einen Deutschen erblickte, sagte er: „Da kommt wieder so ein Daite-sche" und das ist denn solange fortgesetzt worden, bis die Deutschen selbst, anfangs nur unter sich und „im Scherz", endlich aber auch im Ernst sich Deutsche genannt haben. O wahrhaftig, es ist ein scherzhafter Etymologe, dieser Hr. Jaritz, mit all seinem sittlichen und wissenschaftlichen Ernst. Nachdem solchergestalt der Name glücklich beseitigt ist, machen die „Herleitungen" des Herrn Verfassers sich denn auch an andere, substantiellere Besitzthümer unsers Volks. Hermann der Cherusker, der Ueberwinder der Römer, der Retter des deutschen Namens und Thusnelda, die blauäugige, blondgelockte Stammmutter unsers Geschlechts — nun diese zum wenigsten, denkt der geneigte Leser, wird man uns Deutschen doch lassen? Wieder ein „schmachvoller Irrthum": auch ihren Stammbaum hat Hr. Jaritz geprüft und siehe da, es sind ebenfalls Slawen, echte Slawen, ohne einen Tropfen deutschen Blutes. Hermann, belehrt Hr. Jaritz uns, ist hergeleitet von Herm oder auch Hrm, welches slawisch „die Staude", zugleich aber auch der „Donnerer" heißt und somit „heißt Hermann" soviel als Staudacher oder Donnerer. Natürlich hat dieser Staudacher sich auch eine „Frauensperson" zum Weibe genommen, die ebenfalls slawisch ist: denn Thusnelda stammt aus dem slawischen tui se ne uda, zu deutsch: sie ergibt sich keinem Fremden oder, wie Hr. Jaritz es erklärt: eine Frauensperson, die nicht aus der Nation hinausheirathet. Daraus folgt denn klärlich, daß Thusneldens Gatte ebenfalls eine Slawe ist. Wie schade, daß der vielbestrittene Verfasser des „Fechter von Ravenna" diese Jaritz'schen „Herleitungen" noch nicht gekannt hat.

Eine slawische Thusnelde, „die nicht aus der Nation hinausheirathet", ein „Staudacher" in der windischen Pelzjacke, der junge Thumelicus als angehender Slowene, welch ein Anblick! und welche Fülle neuer dramatischer Motive hätte sich daraus entwickeln lassen! Oder wenn wenigstens Klopstock hätte ahnen können, wie herrlich weit die Sprachforschung des 19. Jahrhunderts es noch bringen wird: „Staudacher's Schlacht", „Staudacher und die Fürstin", „Staudacher's Tod" — wie ganz anders wäre dies ins Ohr gefallen als das nackte, einfältige Hermann! Dasselbe Schicksal wie Hermann und Thusnelda hat auch Germanien, es ist ebenfalls ein slawisches Wort und heißt eigentlich Staudenland. Auch die Staufen, diese Zierde der deutschen Kaisergeschichte, Schwaben, die deutsche Dichterwiege, die Franken — Alles sind Slawen und Karl der Große selbst ist nur ein verkappter Slowene. In derselben Art werden noch einige Dutzend deutscher Wörter „hergeleitet"; doch wird der Leser schon an dem Mitgetheilten zur Genüge haben. Das Wunderlichste bei dem ganzen Buche ist aber dies, daß Hr. Jaritz, indem er so stückweis unsere Sprache, unsere Geschichte, unser ganzes geistiges Besitzthum zerrupft, sich bei alledem einbildet, ein Friedensstifter und Versöhner zwischen Deutschen und Slawen zu sein; er will, wie er im Vorwort versichert, „zwei große Völkerstämme einander näher bringen, das schöne Band der Achtung und Liebe zwischen sie legen". Ja um diese Versöhnung recht praktisch zu machen, tröstet er uns: die Slawen seien ein schönes Volk und die Deutschen seien auch ein schönes Volk, und so möchten die beiden schönen Völker sich auch fernerhin miteinander „vermischen", wie sie es bisher gethan, es gebe ja schon jetzt kaum eine deutsche Familie, die nicht slawisches Blut in sich habe oder mit andern Worten: die Deutschen seien ja ohnedies schon „halbe Slawen". Was von diesem Trost zu halten, überlassen wir füglich dem Leser zur Entscheidung; Hr. Jaritz aber und Alle, die mit ihm dieselbe Tendenz verfolgen, mögen wissen, daß für solche „scherzhafte" Herleitungen die deutsche Wissenschaft denn doch zu ernst ist und daß, wenn die heutigen Slawen den Spieß umkehren und uns jenes „daitesche" zurufen wollen, das einst von unsern Urahnen zu ihnen gesagt sein soll, dieser Zuruf bei uns nicht auf das mindeste Gehör zu rechnen hat. Kp.

Correspondenz.

Aus Wien.

Mitte April 1856.

R. D. Frühling und Friede, welche entzückende Botschaft! und wie schnell hat sie sich bei uns eingestellt! Während wir vor kurzem noch im tiefsten Winter lebten, brennt die Aprilsonne jetzt so mächtig hernieder, daß die Spaziergänger erschöpft in den Schatten der Häuser flüchten; das Thermometer zeigte dieser Tage bereits über 20 Grad Réaumur, die jungen Bäumchen stehen in vollem Blätterschmuck, in den Gärten erblickt man schon die liebliche Marillenblüte. Der Landwirth aber seufzt seit Wochen vergeblich nach

Regen, das Rinnsal der Donau ist in einer seit Decennien unerhörten Weise ausgetrocknet und in der Residenzstadt, welcher ein moderner Homer sicherlich den Namen der staubigen geben würde, droht uns das von den Aprilwinden emporgewirbelte Sandmeer zu ersticken. Auch der Friede ist weit rascher und, wie es scheint, auch weit müheloser zustande gekommen, als man es noch vor kurzem für möglich hielt. Da wir jedoch bei dieser letztern Ueberraschung nur zu gewinnen haben, so läßt man sich dieselbe gern gefallen und preist das Schicksal, das Alles so günstig geführt hat. Schon sind die Fleisch- und Getreidepreise im Sinken und auch der Kaffee wird infolge der durch die Zollreform vom 20. März eingetretenen Zollermäßigung wieder billiger, sodaß der Arme, materiell Gedrückte wenigstens wieder einigermaßen aufathmen kann. Freilich findet sich auch jetzt noch hier und da ein skeptisches Gemüth, das sich gewisser Zweifel über die Dauer des eben geschlossenen Friedens nicht zu entschlagen vermag; das große Publicum jedoch, getreu seiner Natur, sich um die Zukunft wenig zu sorgen, sondern stets nur dem Augenblick und seinen Genüssen zu leben, befindet sich in der rosenfarbensten Stimmung und sieht Jeden schel an, der sich unterfängt, sie ihm durch Bedenken und Zweifel zu trüben. Besonders glänzende Resultate verspricht man sich von der neuen Friedensaera für den Aufschwung der Industrie. Dieselbe hat schon in den letzten Jahren auf eine bei uns sonst unerhörte Weise zugenommen und doch wird Alles, was bisher in dieser Hinsicht geschehen, von der öffentlichen Meinung nur erst als ein Anfang, ein Keim bezeichnet, der sich unter dem milden Hauch des Friedens erst wahrhaft entfalten wird. Die ersten und glänzendsten Früchte davon werden natürlich unsern Eisenbahnbauten zufallen, dieser nothwendigen Voraussetzung aller weitern gewerblichen Entwickelung. Die sogenannte Elisabeth-Westbahn, welche die langvermißte Eisenbahnverbindung zwischen Oestreich und Baiern herzustellen bestimmt ist, wird nächstens in Angriff genommen werden und auch an der endlichen Verbindung der Nord- und Südbahn wird rüstig gearbeitet. Damit es indeß diesem lichten Gemälde unserer industriellen Zukunft auch nicht an Schatten fehle, wird der Streit wegen der Gewerbefreiheit mit zunehmender Heftigkeit geführt, und zwar hauptsächlich von Seiten ihrer Gegner. Daß zu diesen Letztern auch die Geistlichkeit gehört, braucht nicht erst gesagt zu werden; es ist ein tapferer und rüstiger Bundesgenosse, der selbst die Kanzel nicht zu heilig hält, gegen das „Teufelswerk" der Gewerbefreiheit, diesen neuesten „Fallstrick des Satans", womit er die Gläubigen verderben will, zu Felde zu ziehen. Inzwischen tagt auch bei uns eine Versammlung von Friedensfürsten, ich meine die Bischöfe der Monarchie, die Fürsten der Kirche, die ja überall das wahre Reich des Friedens ist oder doch wenigstens sein sollte. Sechzig an der Zahl, halten sie ihre Versammlungen im Erzbischöflichen Palaste; den Vorsitz führt, der vom Kaiser erlassenen Bestimmung gemäß, der Fürst-Erzbischof Ritter von Rauscher. Der Zweck dieses geistlichen Congresses ist bekannt genug; auf Grundlage des vielbesprochenen Concordats soll das künftige Rechtsverhältniß zwischen Kirche und Staat festgestellt werden. Was dagegen Verlauf und Inhalt der einzelnen Sitzungen betrifft, so wird darüber von allen Betheiligten ein nicht minder strenges Geheimniß beobachtet, als es bei den pariser Conferenzen der Fall war. Doch kann ich nicht sagen, daß die Neugier des Publicums dieselbe wäre,

wie damals an der Seine; man glaubt so ziemlich im voraus zu wissen, welchen Gang diese Berathungen nehmen und welches Resultat sie uns bringen werden....

Verlassen wir denn diese geheimnißvolle Dämmerung und wenden wir uns als richtiges „wiener Früchtel" lieber dem heitern Gebiet der weltlichen Freuden und Genüsse zu. An der Spitze derselben, wenigstens für Alles, was sich zur „Gesellschaft" zählt, steht in diesem Augenblick wieder das Theater. Natürlich nicht das deutsche Theater; wie käme das Aschenbrödel der vaterländischen Kunst auch zu dieser Ehre?! Nein, wir haben jetzt italienische Oper und französisches Lustspiel; das sind zwei Magnete, die unsere „Gebildeten" unwiderstehlich anziehen. Wunderlicher Geschmack, dieser sogenannte „gebildete" Geschmack der „guten" Gesellschaft! Drei Stunden lang diese von allen Musen und Grazien verlassene Verdi'sche Musik anzuhören (und bisjetzt bilden Verdi'sche Opern den Hauptbestandtheil des Repertoire), sollte wol eigentlich die härteste Pönitenz sein, die einem Menschen mit gesunden Ohren und nicht ganz verdorbenem Geschmack auferlegt werden kann, und doch ist, seit diese Italiener wieder singen, das Opernhaus stets überfüllt, die gesammte Aristokratie bis hinauf zu den höchsten Spitzen der Gesellschaft findet sich hier allabendlich zusammen und Publicus hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als das illustre Beispiel nachzuahmen. Wahr ist es freilich, daß die Gesellschaft (es ist dieselbe wie im vorigen Jahre) ausgezeichnete Kräfte besitzt, Kräfte, mit denen unsere deutsche Oper sich bei weitem nicht messen kann: allein um den Preis von „Ernani", „Rigoletto" und Consorten ist mir der Wohllaut dieser schönen Kehlen doch etwas zu theuer erkauft.

Ein in seiner Art kaum geringeres Furore macht Levassor mit seiner Truppe. Levassor hatte seine Vorstellungen im Abonnement angekündigt, der Preis war ungewöhnlich hoch angesetzt; dennoch waren noch lange vor der ersten Vorstellung sämmtliche Plätze vergriffen und eben höre ich, daß noch ein zweiter Cyklus veranstaltet werden wird. In der Kunst, aus purer Affectation sich selbst zu betrügen, hat unser Publicum es weit gebracht; auch unter den Unzähligen, die sich zu Levassor's Darstellungen drängen, mit einem Eifer und einer Hartnäckigkeit, als hinge das Heil ihrer Seelen daran, sind gewiß nur sehr wenige, die dabei noch etwas Anderes empfinden als die Befriedigung, die ihnen das Bewußtsein gewährt, eine Mode mitzumachen, die eben auf der Höhe des Tages steht. Ich habe den Levassor'schen Darstellungen bisjetzt freilich erst zwei mal beigewohnt: aber beide male habe ich das Publicum so ernst und so wenig animirt gefunden, als ob es sich nicht um ein Vergnügen, sondern um eine Arbeit handelte. Die Meisten, schien es mir, überschlugen sich in der Stille, ob das Vergnügen auch wol wirklich dem ausgelegten Capital entspreche und nach den mürrischen Gesichtern zu urtheilen, schien man den Zinsfuß keineswegs genügend zu finden. Die Truppe selbst gehört, wie sich das bei dieser Art umherziehender Künstler von selbst versteht, der untersten Ordnung an und auch die Stücke sind meistentheils von der Art, daß wir sie auf einem deutschen Theater wol nur schwer ertragen würden. So concentrirt sich denn, wenn wir allenfalls Frl. Trissène ausnehmen, das gesammte Interesse ausschließlich auf Hrn. Levassor und auch in Betreff dieses Künstlers vermag ich den bewundernden Berichten, die ihm von seinem berliner Gastspiel her vorausgingen, nicht

ganz beizustimmen. Hr. Levassor besitzt einen hohen Grad von Beweglichkeit und auch eine gewisse Drôlerie sowie eine große Virtuosität des Mienenspiels sind ihm nicht abzusprechen. Allein wie die ganze französische Kunst, so leidet auch er an Manierirtheit und Uebertreibung; es ist keine ursprüngliche, angeborene Kraft, die nach der Individualität ihrer jedesmaligen Aufgabe freischaffend wirkt, sondern ein combinirendes Talent, das sich seiner Mittel vollständig bewußt ist und sich durch langjährige Uebung eine Sicherheit ihrer Anwendung erworben hat, die niemals versagt, aber doch den Mangel ursprünglichen genialen Lebens nicht ersetzen kann. Ich weiß, daß ich mit diesem Urtheil auf vielfachen Widerspruch stoßen werde; aber ich weiß auch, daß Levassor mir nicht die Hälfte des Vergnügens gewährt hat, mit dem ich Nestroy oder Beckmann sehe, eines Fichtner, Herzfeld und anderer Koryphäen unsers Burgtheaters, besonders aus älterer Zeit, gar nicht zu gedenken.

Auf dem Burgtheater haben wir denn auch Gutzkow's „Ella Rose" gesehen. Die Aufnahme war beifällig, ohne jedoch an die glänzenden Erfolge zu reichen, die das Stück den Zeitungen zufolge anderwärts errungen hat. „Ella Rose" hat im Einzelnen manches Verdienstliche, es sind einige pikante und glänzende Scenen darin, im Ganzen aber ist die Atmosphäre, in welcher das Stück sich bewegt, eine durchaus unerquickliche und unpoetische und darum kann auch der Eindruck, den es bei dem Zuschauer hinterläßt, nur unerfreulich und niederschlagend sein. Die Motivirung der Situationen ist schwach, die Zeichnung der Charaktere überschreitet häufig die Grenze der Wahrheit und Natürlichkeit und so interessant das Problem selbst ist, das der Dichter sich gestellt hat, so unbefriedigend ist die Lösung. Man hat das Stück in auswärtigen Berichten als das beste bezeichnet, was Gutzkow für die Bühne geschrieben; das ist eine Beleidigung, gegen die Gutzkow selbst protestiren sollte.

Aus Leipzig.

April 1856.

Ew. Wieder einmal feiert Leipzig seine große Woche. Dieselbe ist bekanntlich sehr friedlicher Natur; haushohe Vorräthe von Waaren sind unsere Barrikaden und Schanzen, statt der Ströme Bluts fließt Wein und Bier und statt der Gebliebenen werden schließlich nur die Thaler gezählt, die aus einer Tasche in die andere gewandert sind. Und doch ist es eine Art Feldzug, diese leipziger Ostermesse und wer nicht sehr taktfeste Nerven mitbringt, thut wohl, sich davon fernzuhalten. Das Brausen und Tosen der Menge, die sich mühsam durcheinanderschiebt, das Rasseln der schwerbelasteten Wagen, das Lärmen der Verkäufer, die sich in ihren Anpreisungen gegenseitig zu überbieten suchen, ist unerträglich, besonders zu gewissen Tageszeiten, und contrastirt merkwürdig gegen die behagliche Stille, die für gewöhnlich in unsern Straßen herrscht. Eine besonders lästige Plage sind die zahllosen Musikbanden, die in dieser Zeit die Gassen durchziehen und selbst in das Innere der Häuser dringen. Zwar hat der Rath seit einigen Jahren eine musikalische Prüfung derselben angeordnet, damit das Trommelfell der Zuhörer nicht gar zu sehr gemartert wird; doch ist bisjetzt noch nicht viel Besserung davon zu spüren und wird daher noch immer Jeder, der ein etwas

empfindliches musikalisches Gehör hat, in dieser Zeit wohlthun, den Besuch öffentlicher Locale zu vermeiden. Denn hier haben diese musikalischen Dämonen sich vorzugsweise eingenistet, zur Plage der Wirthe wie der Gäste, und doch wagen aus einer wunderlichen Scheu vor dem Herkommen die Einen so wenig wie die Andern sich davon loszumachen, so sehr auch das gesellige Vergnügen dadurch gewinnen würde.

Indessen im Kriege geht es ja einmal ohne Strapazen nicht ab und da unser friedlicher Feldzug diesmal in der Hauptsache so glänzend ausgefallen ist, so wollen wir diese kleinen Unbequemlichkeiten gern in den Kauf nehmen. Es waren sehr günstige Aspecten, unter denen die Messe diesmal eröffnet ward. Erstlich fiel sie ungewöhnlich früh im Jahre und das ist immer ein Vortheil, indem die Käufer dann nicht nöthig haben, sich mit ihren Frühjahrsbedürfnissen anderweitig zu versorgen. Den vorzüglichsten Einfluß aber übte die Gewißheit des Friedens. Es ist merkwürdig, wie durch eine Zeitungsnachricht Handel und Wandel gleich ein ganz anderes Aussehen gewinnen; wir hatten bisher noch nichts von den Schrecken des Krieges gelitten, waren auch so ziemlich gewiß, von seiner Geißel verschont zu bleiben und doch fiel es Jedem wie ein Stein vom Herzen, als der Telegraph die Nachricht brachte, daß man am grünen Tisch zu Paris wirklich zu einem glücklichen Schluß gekommen; wie mit einem Schlage war der Himmel heiter, der Muth größer, das Geld flüssiger geworden und selbst der Aermste, der im Kampf mit der täglichen Noth ringt und kaum Zeit hat, sich um Krieg oder Frieden zu kümmern, horchte hoch auf bei der Nachricht und tröstete sich, daß nun doch endlich das Brot größer und die Kartoffeln billiger werden müßten. Hoffen wir, daß seine Erwartungen sich erfüllen; diejenigen, die man in Betreff der Messe hegte, haben es bereits gethan. Dieselbe war sehr besucht, sowol von Käufern wie Verkäufern, unter welchen letztern die Russen und die Orientalen besonders willkommene Erscheinungen waren. Vorzüglich gut soll die Messe in deutschen Fabrikaten gewesen sein, namentlich in sächsischen und preußischen gewebten Waaren, während englische Artikel nur geringen Absatz gefunden haben sollen: ein Verhältniß, in Betreff dessen man nur wünschen kann, daß es sich in immer ausgedehnterm Maße wiederholen möge. Auch an Zahlungsmitteln ist kein Mangel bemerkt worden und die Ausgleichungen sind fast ohne Ausnahme rasch und gut vonstatten gegangen. Was den Kleinhandel betrifft, so ist darüber im Augenblick noch kein erschöpfendes Urtheil möglich. Die alte Blüte wie früher wird er wol nie wieder erreichen, dazu haben die Verkehrsverhältnisse im Allgemeinen sich zu sehr verändert; wenn man jedoch nach der Zahl der Fremden urtheilen darf, welche die Eisenbahnzüge täglich, ja stündlich bei uns abladen und deren ganzes Geschäft darin besteht, sich auf der Messe möglichst gut zu amüsiren und nebenher ihre kleinen häuslichen Einkäufe zu besorgen, so kann auch dieser Theil des Verkehrs nicht ganz unerheblich ausgefallen sein.

Dagegen ist Zahl und Beschaffenheit der sogenannten Meßbelustigungen diesmal weit hinter dem sonst üblichen Durchschnitt zurückgeblieben. Der Renz'sche Circus ist beinahe das Einzige, was der Schaulust geboten wird. Aber diese befriedigt er auch so vollständig, daß das riesenhafte Gebäude, das gewiß an 3000 Zuschauer faßt, jeden Abend überfüllt ist; ja seit einigen Tagen finden täglich zwei Vorstellungen statt und auch bei diesen sind

die Plätze fast jedesmal ausverkauft. Bekanntlich hatte Hr. Renz vor einigen Jahren gewisse unangenehme Berührungen mit den hiesigen Behörden, infolge deren Leipzig nicht mehr von ihm besucht ward, es wurde nicht recht klar, ob freiwillig oder erzwungenerweise. Jetzt ist der Friede hergestellt und als wollte er uns recht fühlbar machen, was Alles wir so lange an ihm entbehrt haben, ist Hr. Renz diesmal mit einer Gesellschaft bei uns eingezogen, welche die strengsten Ansprüche unserer Hippologen befriedigt, während der große Hause durch die Abwechselung und Mannichfaltigkeit der Productionen, die Zahl der Pferde, den Glanz der Garderobe ꝛc. in taumelndes Entzücken versetzt ist. Auch der berühmte Zwerg Tom Pouce befindet sich in seinem Gefolge; es ist eine possierliche Erscheinung und wenn er als Küchenjunge aus der Pastete gekrochen kommt, sich mit dem naschhaften Koch zu balgen oder als Stallmeister eine schöne Reiterin mit ritterlichem Anstand in den Circus führt, so hält es selbst für einen Hypochonder schwer, ernsthaft zu bleiben.

Freilich hat dieser Enthusiasmus, mit dem das Publicum in den Renz'schen Circus strömt und sich an Pferden und Zwergen, an Kraftstücken und Voltigen ergötzt, auch seine bedenklichen Seiten; das spürt wol zunächst Niemand mehr als unser Theaterunternehmer. Während der Circus kaum im Stande ist, die Massen der Zuschauer aufzunehmen, steht unser Kunsttempel in der Regel sehr vereinsamt; man findet die Pferde unterhaltender als die Menschen und so betrübend das auch für den Aesthetiker ist, so läßt sich dem naiven Geschmack des Publicums eine gewisse Berechtigung doch nicht absprechen. Unser Theater ist wirklich außerordentlich tief gesunken; der eigenthümliche Ton der Sommerbühnen hat sich bei uns mit einer Zähigkeit und Vollständigkeit eingebürgert, die gar kein höheres künstlerisches Streben mehr aufkommen läßt. Ich untersuche nicht, an wem die Schuld liegt, ob an dem Unternehmer, den Darstellern oder dem Publicum, ich constatire nur ein Factum und ein Factum ist es, daß unsere Bühne nur noch den allermateriellsten Zwecken dient und daß von ästhetischen Interessen und künstlerischem Streben längst keine Rede mehr ist, auf Seiten des Theaters so wenig wie auf Seiten des Publicums. Wie weit es in letzterer Hinsicht gekommen und wie groß die Entfremdung zwischen Publicum und dramatischer Kunst bei uns geworden ist, davon hat ganz kürzlich erst die erste Aufführung von Laube's „Essex" ein schlagendes Beispiel gegeben. Dem Stück ging von Wien aus ein glänzender Ruf voran, eine bekannte literarische Fehde, die jetzt glücklich in Vergessenheit gerathen ist und die ich daher auch hier nicht wieder aufwärmen will, hatte es zum Tagesgespräch von ganz Deutschland gemacht; der Verfasser hat der Bühne bereits verschiedene beliebte und häufig gesehene Stücke geliefert, er hat persönlich längere Jahre unter uns gelebt und zählt noch jetzt in den gebildetsten Kreisen der Stadt zahlreiche Bekannte. Und dennoch — sollten Sie es für möglich halten? — war das Haus bei dieser ersten Aufführung kaum halb gefüllt, der Renz'sche Circus mit seinen Pferden, seinen Athleten und seinem Tom Pouce unter dem Pastetendeckel war eine Concurrenz, der weder Laube's Name noch der Ruf seines Stücks gewachsen war. Und auch bei den Wenigen, welche sich versammelt hatten, war die Aufnahme nur sehr lau. Zum Theil rührt das allerdings wol von der mangelhaften Darstellung her; was über „Das liederliche Kleeblatt"

oder allenfalls über eine Birch-Pfeifferei hinausgeht, das vermögen unſere Schauſpieler nicht mehr zu ſpielen. Aber auch das Stück ſelbſt ſcheint mir, ſoweit man nach einer einmaligen mangelhaften Darſtellung urtheilen kann, die Erwartungen, die man ſich nach der glänzenden Aufnahme, welche es in Wien gefunden, davon machen mußte, bei weitem nicht zu erreichen; wir erwarteten ein Kunſtwerk und ſiehe da, es iſt kaum, was man heutzutage ein brauchbares Bühnenſtück nennt. Eſſex ſelbſt iſt eine ſchwache Copie des Monaldeschi, ein Abenteurer, beſſer geeignet zum Mittelpunkt eines Intriguenluſtſpiels als zum Helden einer Tragödie. Aber bei all ſeinen Abenteuerlichkeiten und all ſeinem geckenhaften Weſen trug Monaldeschi wenigſtens ein gewiſſes Gepräge jugendlicher Friſche und Urſprünglichkeit; er war eine Caricatur, aber dieſe Caricatur zeigte wenigſtens von einer gewiſſen Keckheit, einem gewiſſen Uebermuth, der nicht gerade poetiſch auftrat, aber doch als pſychologiſches Problem intereſſirte. Dieſe Friſche und dieſen jugendlichen Hauch hat Eſſex vollkommen abgeſtreift; er iſt, ſozuſagen, ein altgewordener Renommiſt, ein Geck, dem die Haare anfangen auszugehen und der darum veränderungshalber den Bramarbas ſpielt. Unter den übrigen Charakteren des Stücks iſt Eliſabeth der einzige, der einiges Intereſſe erregt, es ſind einzelne feine Züge darin, das Ganze jedoch iſt vom Dichter ſo grell gehalten, daß es mehr abſtoßend als anziehend wirkt. Gräfin Rutland, Eſſex' Geliebte und insgeheim mit ihm vermählt, iſt eine Figur, die ebenſo gut von Frau Birch-Pfeiffer in Scene geſetzt ſein könnte; daß ſie ſchließlich den Verſtand verliert, könnte wol nur dann von einigem Effect ſein, wenn ſie ſich nicht ganze fünf Acte lang bemüht hätte, die Zuſchauer zu überzeugen, daß ſie überhaupt keinen Verſtand beſitzt. Das Ganze ſcheint uns eine Beſtätigung Deſſen zu ſein, was Laube's Freunde ſeit längerm fürchteten: der Theaterdirector hat den Poeten in ihm todt gemacht. Graf Eſſex iſt das Product einer äußerlichen Berechnung, die mit allen Hebeln der Theaterwelt vertraut iſt und ſie mit großer Geſchicklichkeit in Bewegung zu ſetzen weiß; der Uebelſtand iſt nur, daß auch der glänzendſte Theaterblitz niemals das reine Feuer der Poeſie zu erſetzen vermag.

Weit mehr Glück als mit dieſem Laube'ſchen „Eſſex" macht die Direction mit einer Zauberpoſſe „Undine oder: „Eine verlorene Seele". Als Verfaſſer wird der bekannte „Chevalier" Wollheim in Hamburg genannt; es iſt aber ein falſches Gerücht, trotz des Theaterzettels, die eigentlichen Verfaſſer ſind der Decorateur und der Theaterſchneider, die einzigen von unſern Künſtlern, die es allenfalls wagen können, mit Hrn. Renz und ſeinen Pferden zu concurriren. Das Stück hat bereits die 18. Vorſtellung erlebt und wird es vorausſichtlich noch weiter bringen; das iſt leipziger Geſchmack oder doch wenigſtens leipziger Kunſt.

In muſikaliſchen Kreiſen hat ein junger Sänger, Hr. Stockhauſen, Aufſehen erregt; er hat eine außerordentlich liebliche Stimme, mit der er beſonders gewiſſe einfache Lieder höchſt wirkſam vorzutragen weiß. Sein Auftreten, obwol über die eigentliche Concertſaiſon hinausfallend, die hier regelmäßig mit der Oſtermeſſe ſchließt, hat doch vielen Anklang gefunden; hoffentlich wird die Direction unſerer Gewandhausconcerte dafür ſorgen, daß wir ihn im Laufe des Winters häufiger zu hören bekommen.

Aus Berlin.

23. April 1856.

NO. Die von unserm Hause der Abgeordneten mit Einstimmigkeit beschlossene Untersuchung in Betreff des potsdamer Depeschendiebstahls scheint wirklich den Verlauf zu nehmen, den ich in meinem vorletzten Briefe vorausgesagt. In der gestrigen Sitzung des genannten Hauses gestattete ein Mitglied der Linken, Hr. von Saucken, sich eine Anfrage, was denn eigentlich von der zur Untersuchung dieser Sache niedergesetzten Commission (die bekanntlich nur aus Mitgliedern der Rechten besteht) bisjetzt geschehen und welches Resultat überhaupt von der Untersuchung zu erwarten sei. Der von der Commission gewählte Berichterstatter machte eine Menge von Redensarten, mußte indessen zuletzt doch einräumen, daß überhaupt noch nichts geschehen sei, auch schwerlich etwas geschehen werde, da, wie er meinte, ein eigentliches Object der Untersuchung gar nicht vorhanden sei. Unter diesen Umständen und da die Session überdies schon soweit vorgerückt ist, darf der Antrag wol als todt und beseitigt angesehen werden und fragt es sich nun blos noch, ob die von den Behörden angestellte Untersuchung glücklicher sein wird. Allein auch hier scheint man sich schon auf einen Rückzug vorzubereiten; wenigstens ist das der Sinn, den das Publicum einer Notiz über den Hauptbetheiligten beilegt, den frühern Sträfling und Polizeiagenten Techen, die soeben durch die hiesigen Zeitungen läuft und die unverkennbar officiellen oder doch wenigstens officiösen Ursprungs ist. Techen ist nach der Behauptung des früher erwähnten Pamphlets der eigentliche Zuträger, dessen Hr. Seiffart und die angeblich hinter ihm Stehenden sich bedient haben sollen, die Geheimnisse der Herren Niebuhr und von Gerlach auszukundschaften. Seine Aussagen würden also von entscheidender Wichtigkeit sein; auch befindet er sich bereits seit längerm in Haft, ist darin jedoch, wie die Zeitungen soeben melden, schon seit Wochen dermaßen erkrankt, daß eine gerichtliche Vernehmung des Patienten bisjetzt noch nicht möglich gewesen ist. Das ist freilich ein großes Hinderniß für die Untersuchung, besonders wenn der Inculpat, wie Techen, bereits 75 Jahre zählt; vielleicht hat der Tod die Freundlichkeit, seinen dicken schwarzen Strich unter die Untersuchungsacten zu setzen, womit denn die ganze Sache auf einmal „reponirt" sein würde.

Das Publicum, das sich schon auf die interessantesten Enthüllungen, oder wenn nicht eigentlich auf Enthüllungen, so doch wenigstens auf einen tüchtigen Skandal gespitzt hatte, ist mit dieser Wendung der Dinge natürlich sehr unzufrieden. Skandale gehören, wie ich Ihnen schon neulich schrieb, nachgerade zu unserer täglichen Kost, wir fühlen uns nicht wohl, es fehlt uns etwas, wenn nicht regelmäßig jeder Tag seine anstößige oder schauerliche Geschichte bringt, und nun müssen wir es erleben, daß uns ein pikanter Bissen nach dem andern gleichsam vor dem Munde weggerafft wird. Freilich haben wir in den letzten Tagen wieder zwei junge Selbstmörder gehabt, einen Knaben von 10 Jahren, der sich aufgehängt aus Furcht wegen eines zerrissenen Pantoffels, und einen 15jährigen, der sich aus Liebe eine Kugel durch die Brust gejagt hat; auch wird seit gestern wieder von einem Raubmord gesprochen, der letzten Sonntag Vormittag im elegantesten und lebhaftesten Theile der Stadt begangen sein soll. Allein für die starken Nerven unserer heutigen Berliner ist das noch immer nicht ausreichend und kann sie nicht entschädi-

gen für die zahlreichen Niederlagen, welche ihre Neugier übrigens in neueſter Zeit erlitten hat. Da iſt z. B. der Grieche Simonides — wie hatte man ſich darauf gefreut, dieſen Enkel des Odyſſeus auf einer berliner Gerichtsbank zu erblicken! Wie ſchadenfroh hatte man ſich die Hände gerieben bei dem Gedanken, die gelehrten Herren von der Akademie als Zeugen vor Gericht zu ſehen, und zwar als Zeugen ihrer eigenen Leichtgläubigkeit und Unwiſſenheit! Sogar die Localpoſſe hatte ſich bereits des Gegenſtandes bemächtigt und ſo fade und unbedeutend das Machwerk auch war, ſo ließ das Publicum es ſich doch gefallen, theils wegen des pikanten Titels, theils wegen des tragiſchen Nachſpiels, dem man entgegenſah. Das Alles iſt nun zu Waſſer geworden, Simonides iſt entlaſſen worden ohne Sang und Klang und der auf ſeine Criminalpolizei ſo ſtolze Berliner hat nicht einmal die Beruhigung, daß dem frechen Betrüger von hier aus das Handwerk gelegt iſt. Denn wie die wiener Blätter berichten, ſoll es ihm trotz ſeiner leipziger und berliner Fata gelungen ſein, unter den dortigen Gelehrten neue Gläubige anzuwerben, ja die wiener Akademie ſelbſt ſoll in Begriff ſtehen, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Die hieſigen Akademiker ſollen ſeitdem ganz conſternirt ſein: es wäre doch zu ſchmählich, wenn der Bauſtein, der an der Spree mit großem Eclat verworfen ward, ſich an der Donau endlich doch noch als Eckſtein bewähren ſollte. Simonides würde auf dieſe Art für uns ein Seitenſtück werden zu dem Prinzen Leo von Armenien, den man auch ſchon allgemein auf der Bank der Angeklagten ſah und der dann gleichfalls ohne Urtheil und Erkenntniß über die Grenze transportirt wurde, wie die Kreuzzeitung meldete in Begleitung zweier Conſtabler, wie er behauptet in Begleitung ſeiner Livréebedienten — um gleich darauf von Frankfurt a. M. aus in neuer Glorie emporzuſteigen. Ich habe einige der Briefe geſehen, die er an hieſige Zeitungsredactionen und andere hervorragende Perſönlichkeiten geſchrieben hat, und ſo ſehr ich auch meinerſeits überzeugt bin, daß dieſer angebliche Prinz nur ein ſchlauer Hochſtapler iſt, nichts weiter, ſo muß ich doch angeſichts dieſer Briefe einräumen, daß die Aufklärungen, welche die hieſige Polizei gegeben hat, noch keineswegs erſchöpfend ſind und daß die Sache noch immer ihre ſehr myſteriöſen Seiten hat. Der vermeintliche Prinz wiederholt darin nicht nur mit größter Entſchiedenheit Alles, was er ſchon früher in Betreff ſeiner Herkunft und ſonſtigen Vergangenheit behauptet hat, ſondern er greift auch die hieſigen Behörden aufs heftigſte an, indem er ſie des Einverſtändniſſes mit der ruſſiſchen Politik beſchuldigt, als deren Opfer er ſich bekanntlich darſtellt. Iſt dies Wahnſinn, ſo iſt wenigſtens Methode darin; iſt es aber blos die Frechheit eines durch nichts zu erſchütternden Betrügers, ſo begreifen wir nicht, warum die Behörde ihn ſtraflos gelaſſen, und am allerwenigſten können wir es billigen, daß ſie den Beſchuldigungen, die er nachträglich gegen ſie zu ſchleudern wagt, nicht mit Entſchiedenheit entgegentritt und den ganzen Zuſammenhang der Sache ausführlich und actenmäßig darlegt. Die Oeffentlichkeit iſt nun einmal heutigentags eine Macht, welche Niemand ungeſtraft umgehen kann. Solange man noch die Ausſicht hatte, den angeblichen Prinzen öffentlich vor Gericht zu ſehen, klatſchte Alles der Energie unſerer Behörden Beifall und freute ſich, daß Berlin der Markſtein ſeines ſchwindleriſchen Treibens werden ſollte; ſeitdem er jedoch in aller Stille entlaſſen worden iſt und ſeitdem auch ſeine Manifeſte und

Erklärungen ohne die Widerlegung bleiben, die doch durch die Umstände so dringend geboten scheint, ist die öffentliche Meinung wieder unsicher geworden und dieselben Stimmen, die noch vor kurzem Stein und Bein schwuren, daß er nichts als ein unverschämter Schwindler, werden jetzt schon kleinlaut und geben schon die Möglichkeit zu, daß es sich doch vielleicht auch anders mit ihm verhalten könne.

Auch der Proceß wegen Verraths telegraphischer Depeschen, der vor einigen Monaten vor dem hiesigen Schwurgericht verhandelt wurde und über den ich damals ausführlich berichtete, hat nachträglich noch eine unerwartete Wendung erhalten. Die meisten der Verurtheilten hatten sich bei dem Erkenntniß beruhigt und die über sie verhängten Freiheitsstrafen angetreten. Nur der Hauptangeklagte, Bankier Meyer, jener „Börsenkönig", der von sich selbst gerühmt haben sollte, ohne ihn könne gar keine berliner Börse bestehen, hat die Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt und wirklich ist der Spruch der Geschworenen jetzt vom Obertribunal für nichtig erklärt und eine neue Untersuchung der Sache angeordnet worden, und zwar wird dieselbe diesmal nicht vor den Geschworenen, sondern vor dem Kreisgericht stattfinden. Nach der Ansicht der Sachverständigen unterliegt die Freisprechung des Angeklagten hier kaum einem Zweifel und so wird sich denn zum großen Misvergnügen des Publicums allem Vermuthen nach auch in diesem Fall wieder ein bekanntes Sprichwort bestätigen, das aber freilich zu unhöflich ist, um hier des Nähern angeführt zu werden.

Eben so friedlich ist ein anderer Proceß zu Ende gegangen, der seiner Zeit ebenfalls viel von sich reden machte und durch den unsere Beamtenwelt in eine ähnliche Aufregung versetzt ward wie die Börse durch den Proceß gegen den „Börsenkönig". Der ehemalige Referendarius Pietsch, in erster Instanz verurtheilt, weil er verschiedenen jungen Juristen durch Unterschiebung von ihm gefertigter Arbeiten durchs Examen geholfen haben sollte, ist ebenfalls in zweiter Instanz freigesprochen worden und auch seine Mitangeklagten, von denen viele schon seit Jahren in Amt und Brot und deren ganze Existenz mithin bei diesem Proceß auf dem Spiele stand, sind theils ganz frei ausgegangen, theils sind sie mit mäßigen Ordnungsstrafen belegt worden. Nicht so glücklich sind die Grafen Bredow gewesen, Vater und Sohn. Diese „kleinen Herren" hatten sich verleiten lassen, einen ihrer Taglöhner nach den Grundsätzen des Grafen Pfeil zu behandeln; der mishandelte Tagelöhner jedoch hatte von der Theorie des erlauchten Pairs entweder nichts gewußt oder er hatte nicht für gut befunden, sich zum Object derselben herzugeben, genug, er belangte die Herren Grafen bei Gericht und siehe da, auch das Gericht ist hinter der neuesten Rechtsauffassung unserer Stützen des Throns noch so weit zurück und weiß noch so wenig, was der Geist der Zeit und die wahre Ordnung des christlichen Staats erfodert, daß es die Angeklagten durch alle Instanzen zu mehrwöchentlichem Gefängniß verurtheilt hat. Auch Hr. Behse hat den Leichtsinn, mit welchem er Klätschereien und vage Gerüchte als Geschichte in die Welt geschickt hat, wieder einmal mit einem Injurienproceß büßen müssen. Diesmal war es ein mecklenburgischer Beamter, der als Kläger auftrat; seine Hauptbeschwerde war, daß Hr. Behse ihn den mecklenburgischen Fouché genannt hatte. Dies veranlaßte vor Gericht eine höchst ergötzliche Verhandlung über den berühmten französischen Polizei-

miniſter und den Werth oder Unwerth ſeiner öffentlichen Thätigkeit. Hr. Behſe, der soi-disant Demokrat, vertheidigte den ehemaligen Spürhund Napoleon's eifrigſt; ſei er auch gerade kein Tugendſpiegel geweſen, ſo habe er ſich doch mannichfache Verdienſte um ſein Vaterland und die Ordnung der Geſellſchaft erworben. Der Gerichtshof jedoch zeigte ſich nicht bereit, dieſe Verdienſte anzuerkennen, vielmehr erklärte er, daß es allerdings geſchimpft ſei, wenn man Jemand einen Fouché nenne und Hr. Behſe wird infolge deſſen noch einige Wochen länger im Gefängniß zuzubringen haben. Hoffentlich werden künftige Gerichtshöfe über die Fouchés unſerer Tage ähnlich urtheilen.

Ein ernſthafterer Proceß ſteht zu Ende des Monats bevor. Dr. Falkenthal von hier, bekannt durch das nach ihm benannte Complot, wegen deſſen er auch bereits zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt wurde, wird noch einmal wegen eines Meineids vor Gericht geſtellt werden, den er in der Unterſuchungsſache wegen Kinkel's Flucht geſchworen haben ſoll. Die eigenthümliche Beſchaffenheit des Falls macht es erklärlich, daß das Publicum ihm nicht blos mit Spannung, ſondern auch mit lebhafter Sympathie für den Angeklagten entgegenſieht, der von Allen die ihn kennen als ein heftiger und leidenſchaftlicher, aber durchaus ehrenhafter Mann geſchildert wird; man beklagt die unglückliche Combination von Umſtänden, durch die ſich ein ſolcher Mann unter eine ſolche Anklage geſtellt ſieht, und wünſcht, es wäre möglich geweſen, den Schleier der Vergeſſenheit über das Vorgefallene zu ziehen, beſonders da die Hand des Schickſals ja ſchon ſo ſchwer auf dem Angeklagten laſtet.

Wundern Sie ſich übrigens nicht und noch weniger ſchelten Sie mich, daß mein heutiger Brief Ihnen nichts bringt als eine Blumenleſe von Proceſſen und Criminalgeſchichten. In meinem letzten Briefe ließ ich die hieſigen Theater Revue paſſiren und da ja Theater und Proceſſe, die Bank des Schauſpielhauſes und die Bank des Angeklagten, die beiden Pole ſind, zwiſchen denen das Intereſſe des Publicums ſich bei uns bewegt, ſo ſchien es mir billig, das neulich verſäumte Thema heute nachzuholen. Auch iſt ſonſt nichts bei uns paſſirt, was der Mittheilung verlohnte. Der Miniſterpräſident, deſſen unerwartet langes Ausbleiben unſern Kannegießern ſchon Vieles zu denken und noch mehr zu reden gab, iſt geſtern Nachmittag glücklich zurückgekommen. Aus den projectirten Empfangsfeierlichkeiten war nichts geworden; einige nachträgliche Adreſſen und Deputationen wird man ſich von Seiten unſerer Loyalen wol nicht entgehen laſſen. Mittlerweile zeigen die ſonſt ſo loyalen Häuſer unſers Landtags ſich plötzlich von oppoſitionellen Gelüſten ergriffen. Sehr natürlich; man iſt an den Geldpunkt gelangt und da dies nach dem bekannten Hanſemann'ſchen Ausſpruch der Punkt iſt, wo die Gemüthlichkeit aufhört, und da auch die Rechte den Segen eines wohlgefüllten Geldbeutels wohl zu ſchätzen weiß, ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn dieſelben Männer, die ſonſt mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen, jetzt auf einmal ſchwierig werden und von nothwendigen Erſparniſſen und Einſchränkungen reden. Merkwürdig bleibt es immer, daß gerade das Herrenhaus, dieſe eigentliche Säule der Legitimität, das Signal zu dieſer Oppoſition gegeben; noch merkwürdiger aber iſt die Art und Weiſe, wie das Haus der Abgeordneten ſich dieſem Beiſpiel angeſchloſſen hat. Auf das Publicum macht das Ganze wenig Eindruck; es hat die Achſeln gezuckt, da man die Verfaſſung revidirte

und da man jetzt den Steuerzuschlag verweigert, zuckt es wiederum die Achseln. Ja freilich, es sind schwer zu befriedigende Menschen, diese Berliner.

Im Theater nichts Neues. In der Königstadt setzt Hr. Marr sein Gastspiel mit wachsendem Beifall fort. Nur sein Mephistopheles hat wenig Beifall gefunden: er gibt ihn zu hausbacken und gutmüthig, ohne jene Schärfe und jene tiefinnerliche diabolische Schadenfreude, jene Lust am Bösen, welche der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer" unmöglich fehlen darf.

Unsere Musikfreunde werden erdrückt von Concerten; alle Virtuosen zweiten Rangs, alle einheimischen Talente niederer Ordnung, die den Winter über die Einförmigkeit unserer Privatgesellschaften durch Spiel und Gesang belebt haben, suchen sich für das Opfer ihrer Zeit bezahlt zu machen, indem sie noch rasch bevor die Saison völlig zu Ende geht Concerte veranstalten, denen sich natürlich Niemand entziehen darf, der sie im Laufe des Winters in Privatkreisen gratis gehört und bewundert hat.

Die Saison der Vorlesungen ist bereits zu Ende. Der Verein in der Singakademie schloß sehr glänzend mit einem Vortrag von Schleiden aus Jena über Magie und Aberglauben und einem zweiten von Gneist, in welchem er englisches und deutsches Beamtenthum paralleliſirte. Unter den Vorlesungen des Evangelischen Vereins hatte besonders der von Leo aus Halle über Thomas Münzer große Erwartungen erregt; noch niemals, seit Vorlesungen im Evangelischen Verein gehalten werden, hatte man ein so zahlreiches und glänzendes Publicum beisammen gesehen. Doch schien dasselbe nicht besonders befriedigt, man hatte sich etwas Pikanteres, Anregenderes versprochen; der Vortrag war ziemlich trocken und lange nicht so tendenziös, wie man nach dem sonstigen Ruf des Redners und nach der Art seines Auftretens erwartet hatte. Ebendaselbst sprach ein Pastor Euen aus Pommern über die neueste Entwickelung der Naturwissenschaften. Nun allerdings, wenn Das pommersche Bildung und Wissenschaft ist, so begreife ich, warum die „kleinen Herren" gerade auf pommerschem Boden so gut gedeihen. Es war ein vollkommenes Ketzergericht, der Scheiterhaufen brannte, auch der Henkersknecht, der die Flamme schürte, fehlte nicht; der einzige Uebelstand war nur, daß man die Ketzer blos in effigie hatte und nicht auch gleich in Person. Indessen wer weiß, wenn der Stern aus Pommern so weiter leuchtet, so wird am Ende auch noch dazu Rath.

Notizen.

Außer den neulich erwähnten Jahrgehalten und gelegentlichen Unterstützungen für einzelne verdiente Gelehrte hat König Max von Baiern auch die Mittel angewiesen zu einer Anzahl von Preisen zur Belohnung ausgezeichneter Werke der deutschen Wissenschaft und Poesie. Für epochemachende Werke aus den Gebieten der Staatswissenschaft, der Geschichte, der Philologie und der Naturwissenschaften ist eine goldene Denkmünze mit dem Brustbilde des Königs nebst einer Geldbelohnung von 200—400 Dukaten bestimmt. Dieser Preis soll alle fünf Jahre vertheilt werden, doch

sollen nie über vier Preise auf einmal zur Vertheilung kommen. Die erste Verleihung soll am 18. November laufenden Jahres, als dem Geburtstage des königlichen Stifters, stattfinden. Eine besondere Bewerbung ist nicht erfoderlich. Die Beurtheilung der in Betracht kommenden Werke ist dem Capitel des bekanntlich ebenfalls von König Max gegründeten Maximilianordens für Wissenschaft und Kunst, unter Zuziehung von Gelehrten der einzelnen Fächer, übertragen. Außerdem ist noch ein Preis von 600 Dukaten ausgesetzt worden für das beste deutsche Werk über bairische Geschichte, welches bis zum 1. Januar 1860 vollendet im Druck erscheinen wird, sowie zwei Preise von 200 und 100 Dukaten für eine Tragödie und ein Lustspiel, die bei hergebrachtem Umfange poetischen und sittlichen Gehalt mit dramatischer Wirksamkeit verbinden, auch letztere bereits durch die Aufführung auf bedeutenden Bühnen bewährt haben. Diese poetischen Werke müssen bis 1. August 1857 eingeliefert werden; die Entscheidung wird durch fünf ästhetisch durchgebildete und bühnenkundige Männer aus verschiedenen Theilen Deutschlands erfolgen.

Endlich ist über das Schicksal des hamburger Stadttheaters definitiv entschieden. Dasselbe ist von dem Besitzer, dem bekannten Schiffsrheder Sloman, dem gegenwärtigen Pächter Theateragenten Sachse auf weitere zehn Jahre überlassen worden. Das Theater wird demnächst auf einige Monate geschlossen werden, um Zeit für die innern und äußern Reformen zu gewinnen, deren es so dringend bedarf; als künftigen Oberregisseur hofft man Hrn. Marr, der bekanntlich vor kurzem aus seiner Stellung in Weimar ausgeschieden ist, zu gewinnen. — „Wilhelm von Lecce", historisches Trauerspiel von Mathilde Raven, ist nun auch in Hannover gegeben worden und zwar ebenfalls mit Beifall. Ebendaselbst wird eine Tragödie „Klytämnestra" einstudirt; als Verfasser derselben wird ein 23jähriger berliner Student, Tempeltey, ein Sohn des bekannten Lithographen, namhaft gemacht. Dasselbe Stück ist auch auf dem Hofburgtheater in Wien in Vorbereitung. In München ist Melchior Meyr's „Herzog Albrecht" nach längerer Pause wieder zur Aufführung gebracht worden und zwar abermals mit günstigstem Erfolg. In Bremen hat Brachvogel's „Narziß", mit Hrn. Döring in der Titelrolle, Furore gemacht. Es ist das, soviel wir wissen, die erste Bühne außerhalb Berlin, welche das Stück zur Aufführung bringt. Hoffentlich werden die übrigen nun nicht säumen, dem von Bremen gegebenen Beispiel nachzufolgen.

Der Schiller-Literatur, die erst kürzlich durch die von Düntzer herausgegebenen „Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund" (Leipzig, F. A. Brockhaus) einen interessanten Zuwachs erhalten hat, stehen schon wieder einige werthvolle Bereicherungen bevor: nämlich die Correspondenz Schiller's mit seiner Braut Charlotte von Lengefeld, unter dem Titel „Schiller und Lotte", und eine neue Auflage des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels, ergänzt und vervollständigt nach Maßgabe der Briefschaften, welche durch Goethe's letztwillige Verfügung bis vor kurzem unter Verschluß gehalten wurden. Beide Werke werden im J. G. Cotta'schen Verlag erscheinen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die neue Welt.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Mit einem Vorspiel: **Goethe's Ankunft in Walhalla.**

Von **Arnold Ruge.**

8. Geh. 20 Ngr.

Daß **Arnold Ruge** nach langem Schweigen wieder literarisch auftritt und daß dies noch dazu mit einem Gedicht, einem Drama in Versen, geschieht, wird sicherlich Aufsehen erregen, ebenso daß die ganze Tendenz des Stücks sozusagen mehr conservativer Art ist. Der Schauplatz ist Paris im Jahre 1848, die handelnden Personen sind deutsche Künstler und Gelehrte mit ihren Frauen. Das Gedicht verdient jedenfalls die Beachtung aller literarischen Kreise, wenn ihm auch Viele mit Vorurtheil entgegentreten werden.

Bei **Carl Rümpler** in Hannover ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller's Jugendjahre

von

Eduard Boas.

Herausgegeben von

Wendelin von Maltzahn.

Mit dem Bildnisse Schiller's nach einer Original-Silhouette.

2 Bände (36 Bogen). 8. Geheftet 2 Thlr.

Zwölf Frauenbilder

aus der

Goethe-Schiller-Epoche.

Von

Arnold Schloenbach.

8. Elegant geheftet 1⅓ Thlr.

1) Herzogin Amalie. — 2) Herzogin Louise. — 3) Goethe's Mutter. — 4) Charlotte von Stein. — 5) Schiller's Frau. — 6) Karoline von Wolzogen. — 7) Charlotte von Kalb. — 8) Sophie Laroche. — 9) Angelika Kaufmann. — 10) Germaine von Staël-Holstein. — 11) Rahel von Ense. — 12) Bettina von Arnim.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bauernfeld, Gedichte.

Zweite, vermehrte Auflage.

8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Eine zweite, vermehrte Auflage der besten lyrischen Productionen des beliebten wiener Lustspieldichters.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 19.** 8. Mai 1856.

Inhalt: Fragmente von Agrigent. Von **Ferdinand Gregorovius.** I. — Literatur und Kunst. Erdkunde. (Vögekamp, „Geographische Charakteristiken".) — Correspondenz. (Aus Konstantinopel. — Aus Gotha. — Vom Rhein.) — Notizen. — Anzeigen.

Fragmente von Agrigent.

Von
Ferdinand Gregorovius.

I.

Am 4. September 1853 brach ich von Palermo auf, in Begleitung eines jungen Archäologen aus Leipzig. Giuseppe Campo, der trefflichste aller Führer Siciliens, ein Bürger der alten sarazenischen Stadt Misilmeri, hatte uns zwei stattliche Maulthiere gegeben, er selbst ritt auf dem Bagagethier. Es war ein herrlicher Tag, da wir hinauszogen, über Monreale, in die öden Berggegenden hinein und zwischen Felsen fort, wo wir keiner lebenden Seele begegneten als den Adlern des Jupiter, die dort ernst und still herunterſehen oder kreisend umherfliegen. So geht es einige Stunden fort, bis die Ebene von Partinico und Sala, ein herrliches Gartenland am Golfe von San-Vito, sich dem Blicke zeigt. Rechts bleibt die Gegend von Borghetto, einst Hykkara, die Vaterstadt des schönsten Weibes Griechenlands, jener Lais, welche die Hellenen unter Ninias dort als Kind raubten und nach Athen entführten.

Die Linien des Golfs von San-Vito sind groß und schön geschwungen, wie die von Cefalu; die Ebene, eine der prächtigsten Siciliens, prangt in tropischer Fülle von Pflanzenwuchs. Wir hielten Mittagsrast in dem kleinen Orte Sala und durchritten nun die reichsten Gefilde, welche von Oel und Wein triefen, um nach Alcamo zu gelangen, einer Stadt, die hoch auf den Bergen liegt. Weiter hinauf ist großstilisirtes

Land von dorischem Charakter, Berge von prächtigen Senkungen, in langverzogenen Linien, rothdunkel und warm; die Grundtöne von schwärzlicher Bräune. Die Physiognomie dieser Gegenden macht der Herbst noch ernster, und die riesengroßen Pinien, die schwarzen Cypressen, schlanke Palmen und hochaufragende Blumenschafte der Aloe wirken charaktervoll ineinander. Es ist Alles monochromisch, braun in braun; was die Natur mit einer einzigen Farbe zu malen vermag, wird man hier mit Entzücken gewahr.

Abends erreichten wir Alcamo, müde von einem Ritt von neun deutschen Meilen, und mit der untröstlichen Aussicht, am folgenden Tage zehn, am dritten Tage elf, am vierten Tage wiederum zehn deutsche Meilen reiten zu müssen, ehe wir Agrigent erreichten. Alcamo ist eine saubere und freundliche Stadt von 15,000 Einwohnern, mit alten Sarazenenburgen, ihre Gründung von Alcam oder Abelcam aber ist nun durch neuere Forschungen in die Fabula verwiesen. Ich sage nichts von ihr, außer daß in dem kümmerlichen Gasthof mich die Mosquitos im Schlafe überfielen und so arg zurichteten, daß ich die Wundenmale vier Wochen lang als Andenken mit mir tragen mußte. Abends hatte der Capitano der Guardia zu uns geschickt und uns militärische Bedeckung bis Segesta angetragen, welche wir ausschlugen.

Um den berühmten Tempel von Segesta zu sehen, machten wir uns mit dem Stern Orion auf und ritten in der purpurnen Morgendämmerung neun Miglien weit seitab durch öde und kahle Bergdistricte. Es kündigt hier die Frühe an der schönste Stern unsers Himmels, der Orion, ein echt sicilisches Gestirn, dessen Mythe in Messina spielt. Ich hatte diesen Stern oft genug in Corsica bewundert, wo ihn das Volk die drei Könige aus dem Morgenlande oder die drei Magier nennt: aber in Sicilien erschien er mir erst in seiner vollen himmlischen Pracht, wie ein Candelaber der Götter, welchen die Horen im Azur anzünden. Seine Lampen flimmen und flammen wie in bengalischem Feuer; dann wittert die Luft, und der Ost quillt von einem krokusfarbenen Schein; die Berge fangen an zu athmen, sie heben und senken die Nebel wie Schwingen; dann wird es purpurroth über dem Meere, und alle Lüfte rauchen von Purpurdampf. Der Orion aber verlöscht seine Kerzen, nach welcher seligen Götternacht!

Da ist nun der Tempel von Segesta! Schon drei Miglien weit sehen wir ihn vor uns, ein schöner Anblick, weil er, kaum Ruine zu nennen, sondern ganz aufrecht, mit allen Säulen und beiden Frontonen, einsam an der braunen Bergseite steht und die wilde Gegend still und majestätisch überschaut. Der Weg, welcher dorthin führt, ein wenig betretener Hirtenpfad und Feldweg, war eine Miglie weit mit Aloeblumen besetzt. Wol Hunderte zu beiden Seiten erhoben aus ihrem riesigen

Blättergerüſt die 20 Fuß hohen Blumenſchafte und bildeten eine Allee, durch welche die Perſpective geradezu auf den Tempel führte. Er ſteht auf einem nackten Hügel. Die gelbbraune, von dürren Diſteln bedeckte und von Ziegen umweidete Bergwildniß, die Einſamkeit und die Erinnerungen an die alten trojaniſchen Sagen, von denen Virgil berichtet, endlich an jene Kriege der Segeſtaner mit Selinunt, welche die Expedition der Athener gegen Syrakus und ſo große geſchichtliche Folgen nach ſich zogen, erregen hier die Phantaſie. Die poetiſche Oede ringsumher übertrifft noch jene von Päſtum. Ueberall ſagenvolle Atmoſphäre und nebelſame Geſtalt von Mythen oder von Hiſtorie. Wenn man auf dem alten (meiſt von Hittorff ausgegrabenen) Theater ſitzt, iſt der Blick in die blonde Wildniß zauberhaft und von tragiſchem Ernſte. Man überſieht hier den Golf von Caſtellamare, dort die prächtigen Berge von Alcamo; zu Füßen aber liegt ein verwildertes Thal, welches der fabelhafte Fluß Krimiſos durchſchlängelt; drüben ſteht der grau-alabaſterne Berg von Calatafimi, einer Stadt, die ſchwarz und eintönig ſeinen Gipfel bedeckt. Wendet man ſich weſtwärts, ſo blickt über die gelben Hügel herauf ein blauduftiges, phantaſtiſches Berghaupt. Dies iſt der ſchöne Berg Eryx, der einſt den Tempel der Venus trug. Auch das Aegadiſche Meer ſchimmert dort hervor und lockt den Blick nach Karthago und die Phantaſie in die puniſchen Kriege.

Doch ſage ich nichts mehr von Segeſta. An den Bergen Piſpiſa ritten wir fort, hinter dem Tempel weg, durch die ſonnverbrannte Wildniß, wo hier und da die Hirten in ſchafsfellenen Kleidern ihre Heerden trieben. Es geht durch Haiden fort, die nur Diſteln tragen und von Millionen von Schnecken überdeckt ſind, welche jede Diſtel wie Verſteinerungen überziehen, weiter fort ohne Weg noch Steg durch Felder, welche von der Sonnenglut zerklafft und zerſpaltet ſind, oft ſo tief, daß ich den Spalt mit dem Stocke nicht abreichen konnte. Auf einmal enthüllt ſich das große und weite Oſtufer und das Aegadiſche Meer, die herrliche Pyramide des Eryx, Drepanum zu ſeinen Füßen, heute Trápani genannt, die Aegadiſchen Inſeln, welche ſilberhell durch den Meeresduft erglänzen und alles Küſtenland bis Lilybäum und Mazara. Hier wehen ſchon Lüfte von Karthago herüber, und das Schiff, welches dort gegen Afrika ſegelt, brächte mich in ſieben Stunden nach Tunis und zu den Puniern.

Wir gelangten zu Mittag in unerträglicher Sonnenglut nach Vita, einem elenden Steinhaufen in der Oede, bevölkert von elenden Menſchen, welche bronzefarbig und kraushaarig ſchon Afrikanern gleichen, und deren Sicilisch ich nicht verſtehen konnte. Bei einem Schuſter machten wir Raſt, aßen was uns Campo vorſetzte, und ſtiegen nun auf, nach Caſtel-vetrano zu reiten, wo wir Nachtruhe halten ſollten. So

herrlich dieſe Gegenden auch waren, ſo nahm uns doch die Müdigkeit den größten Theil des Genuſſes. Nach einem Ritt von zehn deutſchen Meilen gelangten wir alſo nach Caſtel-vetrano, aber ich war nicht im Stande vom Thiere zu ſteigen, ſondern mußte herabgehoben werden. Indem mir nun die ſchreckliche Gewißheit, morgen elf Meilen reiten zu müſſen, vor den Gliedern ſtand, glaubte ich, ſolcher Xenophontiſchen Märſche nicht länger fähig zu ſein; indeſſen machte ich die Erfahrung, daß der Menſch Alles kann, was er ernſtlich will, und daß die Philoſophie ſelbſt halsſtarrige Maulthiere zu bändigen vermag. Denn jene elf Meilen ritt ich folgenden Tags ohne Beſchwerde, und die letzten zehn bis Agrigent bereits mit Behagen. Nicht ſo mein Gefährte, welchen ſchon am zweiten Tage der Sonnenſtich getroffen hatte und der, in den Schwefelminen von Alcara ſpäter nur durch ſchleunigen Aderlaß gerettet, mehre Wochen in Palermo krank daniederliegen ſollte.

Am 6. September brachen wir in der Morgendämmerung von Caſtelvetrano auf, um an das Afrikaniſche Meer nach Selinunt zu reiten. Das war wieder ein Morgen von ſo purpurner Pracht, wie man ihn nur hier oder in Hellas erleben mag. Wer hätte Worte, dieſe Farbenſtröme anszuſprechen, welche ſich vom Oſten her über die ſtillſten Fluten und durch die Lüfte ergießen! Vorausgehend, um den Anblick dieſes Phänomens zu genießen, ſetzte ich mich am Ende der Stadt vor einer alten Kirche unter den Bäumen nieder und blickte dort in die Meeresfernen von Selinunt hinaus, welches ſechs Miglien weit vor uns lag. Der Orion flammte wieder in dem purpurnen Dunſte und der Himmel war von jener unſagbaren Klarheit, die man mit keinem andern Worte als mit dem helleniſchen „Aether" bezeichnen kann. Solchem Morgen habe ich dies Sonett geopfert:

Helios.

Wenn durch die blaue Nacht auf leiſen Schwingen
Die müde Erde tragen Schlaf und Tod,
Den ſchönen Raub ins Chaos heimzubringen,
Die Heimlichen, eh' ſie der Tag bedroht;

Dann weckt Orion ſchnell das Morgenroth,
Am Himmel auf die Flammenthore ſpringen,
Und Helios kommt — das Haupt von Zorn umloht,
Läßt er des Lichtes Rachepfeil erklingen;

Und lächelnd ſtreut er in der Erde Schoos
Des Lebens Füllhorn, winkt den jungen Stunden,
Die ſie umtanzen, roſenüberwunden.

Aus Ohnmacht reißt die Bräutliche ſich los,
Es wird ihr Herz ſo weit, ſo ſonnengroß,
Wie in des Gottes Arm ſie ſich gefunden.

Man reitet von Caſtel-vetrano durch ein wohlbebautes Flachland, ſechs Miglien weit nach dem Meere hinunter. Schon in dieſer Entfernung zeigt ſich die ungeheure Trümmermaſſe der ſelinuntiſchen Tempel, und wie groß dieſe ſei, will ich ſo ſagen. Im Morgendämmer fortreitend erblickte ich am fernen Meeresufer eine Stadt, aus ihr ſah ich viele zerſplitterte Rundthürme hervorragen, unter denen namentlich einer wie ein Minaret hoch und ſchlank ſich in die Lüfte erhob. Ich ſagte alſo dem Giuſeppe, es ſei gut, friſch fort auf die Stadt zuzureiten, welche mir ſo anſehnlich ſcheine, daß ich wol hoffte, es würde dort Sorbet zu finden ſein. Hierauf lachte Giuſeppe und antwortete: Was euch eine Stadt dünkt, ſind die Tempeltrümmer vom alten Selinunt.

Der Anblick dieſer Trümmer am Meere, in grenzenloſer Oede, iſt vielleicht ohne Gleichen in der Welt. Hier hatte ich zum erſten male den ganzen und vollen Eindruck von Dem, was man ſich unter dem Begriff „claſſiſche Ruinen“ vorſtellt. Aus der Ferne wie aus der Nähe betrachtet erregen dieſe verlaſſenen Ueberreſte helleniſcher Größe ein gemiſchtes Gefühl von ſprachloſem Erſtaunen und von ſchauerlichem Entzücken. Die Wüſtheit der Trümmer unter wucherndem Pflanzenwuchs iſt unbeſchreiblich maleriſch, umſomehr, als aus den rieſigen Steinblöcken überall Gebild und Geſtalt hervortritt. Nichts als Triglyphen, Metopen, cannelirte Säulenſtücke, doriſche Capitäler von ungeheurer Dimenſion und doch graziös und leicht in Formen und Profilen; all Dies ragt übereinander, gleich wie Schollen, wenn der Strom mit Eis geht. Der Strom der Zeit iſt hier mit Trümmern gegangen und hat ſie in großartiger Wildheit und bizarrer Gruppirung übereinandergedrängt. Einige Maſſen liegen noch im Chaos der Zerſtörung geordnet; ſo ſieht man namentlich an dem berühmten Tempel des olympiſchen Zeus die Rieſenſäulen von den Baſen geſtützt, in Reihen, wie ſie aufrechtſtanden, eingelegt, mit getrennten Gliedern, nun Giganten gleichend, die auf einem wüſten Kampfplatze mit gebrochenem Leibe niedergeſtreckt nebeneinander liegen. Nur wenige Säulenſtümpfe ſtehen aufrecht, vom Volke Pileri dei Giganti, Rieſenpfeiler genannt; unter ihnen eine, die höchſte, thurmartig und ohne Capital, aus den koloſſalen Trümmern einzeln hervorſteigend, ein Trümmerkönig, der alles öde Land weit und breit ſagenvoll beherrſcht.

Zwei ſolcher Trümmerhaufen bezeichnen auf den geringen Erhebungen nahe am Meer das alte Selinus. Das eine, öſtliche, Trümmerfeld enthält hauptſächlich die Ruinen der Tempel, das andere, weſtliche, die der Stadt ſelber, wo man vier Tempel unterſcheidet, deren verwilderter Zuſammenhang höchſt maleriſch iſt. Man ſteigt hier zwiſchen den Blöcken und über Architraven und Frieſen wie in einem Labyrinth umher, welches Gebüſche verdichten und duftige Blumenranken umſchlingen, faſt bei

jedem Schritt die Schlangen aufstörend, die diese versunkene Welt allein bewohnen. Zwischen beiden Trümmerfeldern fließt der Fluß Selinos, heute Madiuni, in das nahe Meer. Der ganze Strand ist niedrig, der Fluß versumpft, zu beiden Seiten nur trockene Moore, bedeckt mit unendlichem Palmengrase und übersäet mit schönen blauen Blumen und einem Flor von köstlich duftigen weißen Lilien. Schon im Alterthume erzeugte die Maremmenluft, welcher Selinus bei seiner niedrigen Lage ausgesetzt war, pestartige Krankheiten unter der Bevölkerung; Empedokles ward deshalb von Agrigent gerufen, diesem Uebel zu steuern, und es heißt, er befreite die Stadt von der Sumpfluft durch Kanäle, die er zog.

Ich halte mich nicht bei einer Schilderung der Tempel auf, noch will ich mehr als flüchtig daran erinnern, daß dort jene berühmten Metopen gefunden wurden, welche für die Geschichte der alten Kunst von so großer Wichtigkeit geworden sind. Man sieht sie jetzt im Museum von Palermo. Aber erwähnen will ich, daß der Geschichtschreiber Tommaso Fazello in der Nähe des alten Selinunt zuhause war; es ist jener gelehrte Dominicaner aus dem 16. Jahrhundert, welcher die neuere Geschichtschreibung Siciliens geschaffen hat.

Im übrigen Italien sieht man auf Trümmerstätten entweder das Leben sich in die Ruinen einwohnen, wie namentlich in der Campagna von Rom, oder man sieht nebeneinander Trümmer von verschiedenen Zeitepochen; hier vor Selinunt stellt sich nur eine einzige Epoche dar, und ringsum keine Spur von Leben, die trauervollste Oede zu beiden Seiten, eine grenzenlose Verlassenheit, ein verschwimmender Meereshorizont, tiefstes Schweigen und Einsamkeit. Daher wird die Phantasie durch nichts aufgehalten, sondern breitet sich ungehindert aus, wie in einer Wüste. Wer Selinunt gesehen hat, wird sagen, daß nirgendwo anders in Italien sein Gemüth so ganz und gar den Eindruck der Ruine empfunden hat.

Weiter ostwärts reitend durch flaches Land setzten wir über den Belicifluß, den alten Hypsa Potamos, und zogen fort durch viel Korkeichenwaldung und viele ufersandige Strecken, bis wir Menfrici erreichten. Von dort geht es durch öde Ebenen, bis sich plötzlich Sciacca (Thermae Selinuntiae) zeigt, ein lebhafter Ort von 16,000 Einwohnern mit einem malerischen Castell und schön auf Hügeln am Meer gelegen. Wir hielten dort die Nachtrast.

Von Sciacca machten wir uns weiter auf und ritten beinahe vier deutsche Meilen weit am Strande fort, über Kiesel und Muscheln und moorige Strecken, bald wieder über Flüsse hinweg, immer ohne Weg und Steg. Es gibt hier viel ausgetrocknete Flüsse, die von dem Herbstregen zu reißenden Strömen anschwellen. Einer der größten ist der Fluß Platani, der alte Stalykus, den wir durchritten. Wir fanden dort

viele Heerden hochgehörnter Rinder, die in Sicilien, soviel ich wahrgenommen habe, nicht wie in Italien von weißer, sondern von rother Farbe sind. Die Hirten, ein wildes und elend aussehendes Volk, reiten auf Pferden, wie in der Campagna von Rom und in den Pontinischen Sümpfen.

Nachdem wir nun den Strand verlassen hatten, ging es über hügeliges Land weiter; es ist unbewohnt, aber reich an Korn. Nirgends eine Ortschaft, überall die vollkommenste Verlassenheit. Mitten in einer Haide überraschte uns der verwunderſame Anblick eines Sees, der gänzlich ausgetrocknet und flach vor uns lag, weiß wie Schnee, da der Boden aus Kalk bestand; hohes dürres Schilf umkränzte rings seine Ufer. Dies Gemälde der Natur war fremd und seltsam und hatte einen Charakter von gespensterhafter Oede, wie ich mich nicht erinnere, Aehnliches gesehen zu haben.

Endlich erreichten wir nach einem Ritt von 24 Miglien Monte-allegro. Der Ort entspricht gar nicht seinem Namen: denn in ganz dürrer Gegend gelegen, elend aussehend und nur von kümmerlichem Weinwuchs und von wenig Olivenbäumen umgeben, sollte er eher Monte-triste heißen. Ehemals lag diese Stadt auf dem Berge, wurde aber vor 100 Jahren verlassen, weil die Einwohner Wassermangel litten. Man hat deshalb den sonderbarsten Anblick zweier Städte vor sich, der Mutterstadt und der Tochterstadt. Jene steht noch mit Straßen und Häusern aufrecht auf dem Berge, nur verlassen und eine Mumie von Stadt, während der neue Ort zu ihren Füßen liegt, nicht minder wüst und gespenstisch aussehend als jene. Alle Häuser sind aus grauem Alabasterkalk gebaut. In der Gegend von Monte-allegro lag einst am Stalykos die alte Stadt Heraklea Minoa, welche ihren Namen vom Minos erhielt; denn als dieser König den Künstler Dädalus nach Sicilien verfolgte und von den Töchtern des Kokalus getödtet worden war, erbauten seine kretischen Begleiter jenes Minoa. Einige Grotten und Gräber in den Felsen gibt man für die Ueberreste der Stadt aus.

Von Monte-allegro in sehr lästiger Nachmittagssonnenglut aufgebrochen, ritten wir durch eine wüste Gegend nach Siculiana. Der graue Ort liegt auf einem ganz kahlen Berge und hat kein anderes Grün um sich her als den stachligen Cactus, welcher das Gestein überwildert. Die Armuth des Volks ist groß. Die Weiber tragen hier überall die weißen oder schwarzen Schleier von Tuch, die als Mantille über den Kopf gezogen werden, die Männer hohe gezipfelte Mützen von weißer oder von schwarzer Farbe. Alles Land umher wittert von Schwefelgeruch und hier und da sieht man Schwefelminen rauchen. Vor Siculiana lag im Alterthume Anchra. Es folgt nun ein Ufer von vulkanischer Bildung, schwarz oder schwefelweiß, gleich Reihen von vulkanischen

Kegeln geformt. Wir ritten im Mondschein durch diese schauerlichen Einsamkeiten und überall begrüßt von dem Geschrei der Eulen, schweigsam fort an den schwermuthsvollen Meereswellen, bis wir Molo di Girgenti erreichten, einen kleinen Hafenort, drei Miglien weit von Agrigent. Und erst in der Nacht gelangten wir in die Vaterstadt des Empedokles, das alte Akragas, nun der elende Ort Girgenti. Eine trümmervolle, classische Wildniß lag im Zwielicht der Sterne rings um uns her gebreitet, und als ich mit dem folgenden Morgen vor das Stadtthor ging, sah ich eine Gegend vor mir, deren großer und feierlicher Stil weder der Campagna von Rom noch dem Gefild von Syrakus irgend nachsteht.

Wir sind nun in Agrigent, und ich habe meine Aufgabe zu lösen, eine kurze Darstellung dieser großen Stadt und ihrer Denkmäler zu geben. Hier ist es gut, einen Standpunkt zu wählen, der vor allem einen übersichtlichen Anblick des Locals gewährt. Ich nehme ihn also in der Mitte, vor dem Tempel der Juno, auf der südlichen Stadtmauer Agrigents. Die Natur der Gegend ist diese, daß sie sich als eine schiefe Ebene von felsigen Hügeln in großen Linien herunterſenkt bis zu dem nur zwei und eine halbe Miglie entfernten Meere. Diese Schiefebene umfassen ost- und westwärts zwei Flüsse, dort der Akragas (heute S.-Biagio), hier der Hypsa (heute Drago genannt). Sie begrenzen das Stadtgebiet von beiden Seiten und vereinigen sich unter der südlichen Stadtmauer, als Fluß Akragas in das nahe Meer sich zu ergießen. Es liegt also der ganze Umfang des alten Agrigent innerhalb der beiden genannten Flußarme in einem unregelmäßigen Dreieck, dessen hochgelegene Basis, dem Norden zugekehrt, von zwei schroffen Felsenhügeln gebildet wird, vom Kamikus, auf welchem das heutige Girgenti steht, und von dem Felsenhügel der Minerva zu seiner Seite. Dort stand der Tempel des Zeus Polieus, hier der des Zeus Atabirius und der Minerva. Es war also dies die eigentliche Stadt Agrigent; nun aber dehnten sich ihre Vorstädte oder Neapolis, die Neustadt, wie Plutarch sagt, unter dem Kamikus niedersteigend, aus und umfaßten die ganze felsige Hochebene. Deren natürliche Felsabstürze und labyrinthische Zerklüftungen bildeten zugleich die Stadtmauer. Am deutlichsten erkennt man sie noch ostwärts und südwärts. Und hier oben auf der südlichen Stadtmauer sitzen wir, in der Mitte jener Reihe von dorischen Tempeln, welcher einer hinter dem andern dort emporragen, mehr oder weniger aufrecht, ein Anblick, von dessen schwermuthsvoller Schönheit und Größe zu schweigen besser ist als in vielen Worten zu reden. Blicken wir nun zum Meere, so senkt sich hier plötzlich und tief das Land, braun und öde, eine Landschaft vom tiefsten Ernste der Formen, welcher mit den dorischen Tempeln machtvoll übereinstimmt. Ueberall große Massen, lange Linien,

weite und der blaue Spiegel des Meers; ein rothbrauner Farbenton von wärmſter Glut, eine faſt afrikaniſche Dürre, eine im Sommerſonnenſchein flimmernde Wüſte, ſtill durchbrochen von dem Silbergrau der Olivenhaine. Rings, wo die Tempel ſtehen, und Hunderte von Gräbern, Loculi und Niſchen um uns her zerſtreut ſind, und hier und dort Säulen ragen, oder rieſige Architrave und Triglyphen den Boden bedecken, eine ſo mächtige Ruhe und ernſte Majeſtät, daß kein anderes Gefühl in der Seele aufkommt als das der ſchweigenden Bewunderung, und wenn ſie weichere Stimmungen überſchleichen, ſo iſt es nur die freudige Liebe zu Hellas und zu ſeinem Volke.

Es iſt nicht leicht möglich, eine zertrümmerte Stadt zu betrachten oder von ihren Denkmälern zu reden, ohne den Gang ihrer Schickſale in Gedanken zu übergehen. Deshalb will ich hier, zwiſchen jenen Tempeln ſitzend, erſt ein flüchtiges Bild von der politiſchen Erſcheinung des alten Agrigent entwerfen, in der Hoffnung, daß die Leſer dieſer Blätter bei einer ſo weltberühmten Stadt gern verweilen und, was ich andeute, ſich ergänzen werden. Es gibt auch im Leben Agrigents eine Fülle von merkwürdigen, von ſchönen, großen und glänzenden Geſtalten, deren Namen in Aller Munde lebt. Denn dieſe Stadt war eine der herrlichſten unter den helleniſchen, wenn auch nicht ſo mächtig wie Syrakus, ſo doch ebenſo reich, ſo üppig und nicht minder geiſtreich und glücklich begabt.

Schon lange vor den Griechen war ſie ein Hauptort der Sikaner. Deren König Kokalus hatte, nach dem Berichte des Diodor, den aus Kreta flüchtigen Dädalus bei ſich aufgenommen, und dieſer hatte für ihn auf jenem Hügel Kamikus, den wir vor uns ſehen, eine Burg angelegt, zu welcher man nur durch einen engen und künſtlich gewundenen Weg gelangen konnte. In dieſe unbezwingliche Burg brachte Kokalus ſeine Schätze und wählte ſie zu ſeinem Wohnſitze. Es ſtand alſo auf dem Kamikus eine feſte ſikaniſche Stadt, ehe die Griechen Akragas anlegten. Denn das helleniſche Agrigent entſtand erſt im zweiten Jahre der 49. Olympiade (582), eine Pflanzſtadt des nahen Gela, welche bald ihre Mutter an Größe und Reichthum überragte: denn der Handel mit dem nahen Karthago gab ihr ein ſchnelles Wachsthum.

Es hatten die Agrigentiner wie die Gelaer zuerſt eine oligarchiſche Regierungsform unter den Geſetzen des Charondas von Katana, bis ſich Phalaris zum Tyrannen aufwarf. Dieſer außerordentliche Mann war ein Kretenſer von Geburt. In Agrigent mit dem Bau des Tempels des Zeus Polieus beauftragt, benutzte er dies Unternehmen, welches ihm Geld und Leute wie den feſteſten Punkt der Stadt zur Verfügung ſtellte. Er miethete Söldner, bewaffnete die Gefangenen, und während man eines Tages in der Stadt das Feſt der Ceres feierte, überfiel er die

Bürger und machte ſich zum Tyrannen von Agrigent. Den Griechen war die Alleinherrſchaft ſo ſehr verhaßt, daß ſie aus dieſem Phalaris ein fabelhaftes Ungeheuer gemacht haben und ſeine Grauſamkeit ſprichwörtlich wurde. Allen iſt die Sage von dem bronzenen Stier bekannt. Ein Künſtler Perillus ſoll ihn für den Tyrannen verfertigt haben, damit er Fremdlinge und ihm verhaßte Perſonen in dem hohlen Leibe des Stiers an langſamem Feuer röſte und das Geſchrei der Opfer ihm wie natürliches Gebrüll ertöne. Der Meiſter des Kunſtwerks war der Erſte, welchen der Tyrann die Probe ſeines Gebildes machen ließ. Dieſe Sage iſt durch ihr Local ſehr bedeutend. Denn der Stier von Agrigent deutet auf Kreta und das Stiergebilde des Dädalus zurück, und wieder auf das nahe Karthago, wo dem Moloch in glühender Stiergeſtalt Menſchen geopfert wurden. Es ſcheint, als ſei hier ein Myſterium des aſiatiſchen Saturn verhüllt. Daß der Stier des Phalaris wirklich vorhanden war, ſagt Diodor. Denn er erzählt, Himilkon habe ihn nach der Eroberung von Agrigent nach Karthago geſchickt, Scipio aber habe ihn 260 Jahre nach der Zerſtörung von Karthago den Agrigentinern zurückgegeben. Der Stier des Phalaris hat noch dem Lucian zu zwei ſatiriſchen Dialogen gedient, worin er Abgeordnete des Phalaris in Delphi auftreten läßt, welche dem Gott jenen Stier zum Geſchenke antragen und den grauſamen Tyrannen als einen gerechten Mann darſtellen; er läßt hierauf durch Prieſtermund die Gabe des Wütherichs als gottſeliges Opfer erklären. Es iſt nicht leicht möglich, die Bosheit gegen die Kirche, um in unſerer Sprache zu reden, weiter zu treiben, als es hier Lucian gethan hat.

Ohne Zweifel war Phalaris gewaltthätig und grauſam. Aber auch er in einer frühern Zeit, etwa um die Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geburt herrſchend, zeigt uns die Erſcheinung aller griechiſchen Tyrannen, daß ſie geiſtvolle Menſchen waren und den Umgang mit Weiſen und Künſtlern liebten. Es werden auch Züge hochherzigen Edelmuths von ihm erzählt, wie vom Dionys, zumal die Geſchichte von Menelipp und Chariton, welche an die von Damon und Pythias erinnert, und jene, welche von dem berühmten Poeten Steſichorus berichtet wird. Phalaris, der ſo viele Städte mit tapferm Arm unterworfen hatte, trug einſt den Himeräern ein Bündniß an; ſie ſollten ihn zu ihrem Anführer wählen, damit ſie ſich an ihren Feinden rächen könnten. Dies Bündniß verhinderte Steſichorus, indem er vor das Volk trat und ihm eine Fabel erzählte. Das Pferd, ſagte er, weidete einſt allein auf einer Wieſe, da kam der ſtärkere Hirſch und vertrieb es. Jenes eilte zum Menſchen, es bat ihn, den Hirſch zu züchtigen. Gut, ſagte der Menſch, aber du mußt mich auf deinen Rücken nehmen. Das Pferd willigte darein, es rächte ſich wol am Hirſch mit Hülfe des Menſchen, aber es trug nun für

immer deſſen Zügel und despotiſches Joch. So, ſagte Steſichorus, wollet auch ihr, o Männer von Himera, dem Hirſche gleichen, weil ihr geſonnen ſeid, das Joch des Phalaris auf euch zu nehmen. Die Himeräer wurden nachdenklich und ſtanden von einem Bündniß mit dem Tyrannen ab, Phalaris aber war über Steſichorus aufs höchſte ergrimmt. Nun geſchah es, daß bald darauf der Dichter in ſeine Hände fiel, während er auf einer Reiſe ſich befand. Die ihn gefangen genommen hatten, brachten ihn vor den Tyrannen, damit er ihn tödte. Aber er that ihm nichts zuleide, ſondern bot ihm Gaſtfreundſchaft und reiche Geſchenke und ergötzte ſich an der Weisheit ſeines Mundes und an dem himmliſchen Klang ſeiner Lieder und entließ ihn mit Ehren, weil er ein Sänger war.

Höchſt eigenthümlich erſcheint überhaupt das Verhältniß der Philoſophen zu den Tyrannen Siciliens, welches in Syrakus beſonders auffallend iſt. Wie in der fabelhaften Zeit die Heroen durch die Länder wandern, um Ungeheuer auszurotten, ſo reiſen ſpäter die Philoſophen in der Welt einher, um ſie von den Tyrannen zu befreien. Dies iſt freilich die Aufgabe der Philoſophie, die Menſchheit von jeder Art Tyrannei zu erlöſen; in den Berichten des Alterthums von jenen merkwürdigen Reiſemiſſionen der Pythagoräer und Eleaten zu den Tyrannen iſt ſie klar und ſchön ausgeſprochen. Es reiſen zum Phalaris Demoteles, Zenon von Elea, und Pythagoras ſelber, um ihn zu ermahnen, von der Alleinherrſchaft abzuſtehen und zur Tugend zurückzukehren. Jamblichus erzählt, obwol fabelnd, davon im Leben des Pythagoras und erdichtet manches weiſe Geſpräch, welches dieſer Philoſoph mit Phalaris führte. Er verglich, ſagt er, die gute mit der ſchlechten Lebensweiſe, enthüllte die Fähigkeiten, die Gebrechen und die Leidenſchaften der Seele, er offenbarte die Allmacht Gottes aus ihren Werken und überführte damit den ungläubigen Phalaris. Er ſchwieg nicht von dem Strafgericht, das die Frevler an den Geſetzen erwarte und ſo ſprach er Vieles über die göttliche Vernunft und die Tugend, über den Wechſel des Glücks und die Begier der Menſchen nach dem Beſitze und der Alleinherrſchaft.

Auf die Zureden der Philoſophen entgegnete der geniale Tyrann: mit der Alleinherrſchaft ſei es wie mit dem Leben. Niemand würde geboren ſein wollen, wüßte er die Qualen des Lebens voraus; aber ſobald man geboren ſei, wolle man nicht mehr ſterben. So alſo würde auch Niemand Tyrann ſein wollen, kennte er im voraus die Pein, welche die Tyrannen erleiden; ſobald man's aber geworden, könne man nicht aufhören, es zu ſein.

Ich erinnere mich hierbei des geiſtvollen Wortes, welches ein Syrakuſaner dem Dionys ſagte. Als Dieſer einſt in Zweifel war, ob er

nicht die Herrschaft niederlegen sollte, sagte einer seiner Freunde: „O Dionys, die Tyrannis ist doch ein schönes Sterbekleid.“

Unsere Gegenwart, so scheint es mir, bringt lebhaft wieder jene Zeiten der Tyrannis durch ein augenfälliges Beispiel in die Erinnerung: sie zeigt, daß die menschliche Natur ewig dieselbe sei. Wenn man nun die beiden großen Perioden der Tyrannis, die hellenisch-sikeliotische und die italienisch-mitteralterige, welche sich durchaus gleichen, mit der jüngsten Erscheinung der Tyrannis in ihren Intriguen und Machinationen vergleicht, so sieht man, es gibt wirklich nichts Neues unter der Sonne. Nur hat die alte Freiheit der philosophischen Rede aufgehört.

Die Fabel sagt, daß Phalaris durch ein Gleichniß des Pythagoras sein Leben verlor. Einst redete der Philosoph in seiner und der Bürger Gegenwart von der Furcht der Menschen vor den Tyrannen und bewies, wie grundlos sie sei, durch das Beispiel der Tauben, welche furchtsam vor dem Sperber fliehen und ihn doch in die Flucht treiben würden, wenn sie kühn sich gegen ihn wendeten. Diese Rede erhitzte einen Bürger dergestalt, daß er einen Stein aufnahm und ihn nach dem Tyrannen warf; andere Bürger folgten dem Beispiel, sodaß Phalaris zu Tode gesteinigt ward. Andere erzählen von Zenon dem Eleaten, daß er die Agrigentiner gegen den Tyrannen zur Empörung aufgestachelt habe.

Die Demokratie wurde nun wiederhergestellt; man verbot sogar die blauen Kleider, weil Blau die Leibfarbe der Garden des Tyrannen gewesen war. Sein Andenken hat sich in der Welt erhalten, und so sehr merkwürdig erschien dem Alterthum dieser Mann, daß man ihm 140 Briefe moralischen und philosophischen Inhalts unterschob, über deren Echtheit die Gelehrten langen Krieg geführt haben.

Nach Phalaris standen an der Spitze der Stadt zwei weise Männer, Alkmenes und Alkander. Unter ihrer Leitung erblühte die Republik und sie wurde so reich, daß die Bürger anfingen, in Purpur getränkte Gewänder zu tragen. Die Ueppigkeit und das allzu geistreich sophistische Wesen der Agrigentiner scheint überhaupt ihr Verderben gewesen zu sein.

Zur Zeit des Gelon von Syrakus erlangte ein kräftiger Mann, Theron, die Tyrannis in Agrigent. Er hatte sich mit Jenem verschwägert, und Beide, nun die Häupter Siciliens, unterstützten ihre gegenseitigen Pläne. Es begann damals die kurze und schöne Blütezeit Siciliens, nachdem die Karthager bei Himera im Jahre 480 die fürchterliche Niederlage erlitten hatten. Die meisten karthagischen Gefangenen hatte Agrigent gemacht, und mancher Bürger hatte 500 Gefesselte in seinem Hause. Aber die größte Zahl Kriegsgefangener wurde der Gesammtbürgerschaft zugetheilt; sie mußten nun die Steine hauen, aus denen damals die Tempel Agrigents gebaut wurden, und auch an den unterirdischen Kanälen arbeiteten sie, welche der berühmte Architekt Phäax

erbaute. Außerdem legten die Agrigentiner einen Fischteich an, um für ihre üppigen Mahlzeiten köstliche Fische zu mästen; er gewährte ein malerisches Bild, sagt Diodor, weil sich viele Schwäne auf ihm niederließen. Ihr ganzes Land aber bepflanzten die Agrigentiner mit Reben und mit Fruchtbäumen jeder Art.

Es war nun die Herrschaft Theron's die Glanzperiode Agrigents. Handel und Feldbau machten die Stadt reich; sie strahlte von Prachtwerken der Architektur, der Bildnerei und der Malerkunst; pomphafte Feste ergötzten das Volk und am Hofe des milden Herrschers sah man die Weisen und die Dichter von Hellas. Pindar, Bacchylides, Aeschylus waren ab und zu in Agrigent, und als eine Spannung zwischen Hieron und Theron zu einem Kriege zu werden drohte, vermittelte der Dichter Simonides den Frieden. Pindar dichtete damals seinen olympischen Siegesgesang auf Theron den Agrigentiner, der mit dem Wagen gesiegt hatte, und pries im isthmischen Lobgesang auf Xenokrates Akragas als die schönste unter den Menschenstädten.

Sechszehn Jahre lang herrschte Theron. Als er im Jahre 472 starb, errichtete ihm das Volk ein prächtiges Grabmal und gab ihm die Ehre der Heroen. Sein Sohn Thrasydäos ähnelte ihm nicht; den Bürgern verhaßt, wurde er verjagt und später in Megara hingerichtet. Die Agrigentiner hatten also die Tyrannis abgeworfen und ganz Sicilien das Zeichen zur Befreiung von der Alleinherrschaft gegeben. Während nun überall in den Städten die Demokratie eingeführt wurde, setzte Empedokles in Agrigent eine gemischte Verfassung ein, welche den Aristokraten wie dem Volke gleiche Rechte verlieh.

Es scheint, daß die politischen Grundsätze des großen Philosophen auf die Gleichheit aller Bürgerclassen hinausliefen; sich selbst aber hielt er, wie von ihm berichtet wird, für einen Gott. Er kleidete sich in Purpur und trug einen goldenen Kranz auf langwallendem Haar; wenn er feierlich einherschritt, folgten ihm schöngeschmückte Knaben. So schildern ihn die Alten als einen Heros, in welchem die Natur ihre höchste Würde entfaltet habe. Empedokles ist eine der glänzendsten Gestalten, in denen die Griechen das Genie angeschaut haben; spätere Lebensbeschreiber legten in ihn das höchste Bewußtsein von der Göttlichkeit des menschlichen Genius und lassen ihn selber von sich diese Verse sagen:

Die in der ragenden Burg ihr wohnet des gelblichen Stromes
Akragas, Freunde, und wol euch übt in den trefflichsten Werken,
Seid mir gegrüßt! Ich nimmer ein Sterblicher, sondern ein Gott euch
Wandle von Allen geehrt, denn dies ja ziemet mir also,
Schön mit der Binde gekränzt und mit blumig erschimmernden Kronen;
Schreit' ich daher in dem Schmuck durch ruhmvoll prangende Städte,
Mich dann preisen die Männer und Weiber; unzählige folgen
Mir, so viele bewegt des Gewinns Antrieb, und Verlangen,

Sich zu erforschen das Heil in der Zukunft klärlicher Deutung,
Jeglicher Krankheit auch zu erkennen die künstliche Heilkraft.

Die Naturphilosophie, deren Heros Empedokles war, blieb bei ihm nicht abstract, sondern er wandte seine Ideen auf das Leben an, und war einer der größten Aerzte. Die Selinunter hatte er von der Pest erlöst, und so wunderbar waren seine Heilungen, daß man von ihm fabelte, er habe selbst Todte erwecken können. Die Medicin war eine der Lieblingswissenschaften der Sicilier geworden und große Namen hatten sie darin aufzuweisen, wie neben Empedokles seinen Freund Pausanias und seinen Nebenbuhler Akron von Agrigent. Später war Herodikus, der Bruder des Gorgias, in der Arzneikunde berühmt, und zur Zeit des Aristoteles Menekrates von Syrakus. Dieser ahmte aus Eitelkeit dem Empedokles nach, und es werden die spaßhaftesten Geschichten von ihm erzählt. Er nahm keine Bezahlung für seine Heilungen, sondern verlangte nur, daß seine Patienten sich seine Sklaven nennen sollten. Nachdem er zwei gefährlich Kranke mit großer Kunst geheilt hatte, mußten sie ihm überall folgen und er nannte den einen Hercules, den andern Apollon, sich selbst aber Jupiter. Im Athenäus wird erzählt, daß er einst an Philipp von Macedonien folgenden Brief geschrieben habe:

„Menekrates Jupiter dem Philippos seinen Gruß. Du herrschest in Macedonien, aber ich herrsche in der Medicin. Du kannst Diejenigen, denen es wohl ist, sterben lassen, und ich kann machen, daß die Unwohlen sich gesund fühlen bis sie altern, wenn sie mir gehorsamen. Deine Leibwache sind die Macedonier, und meine Die, so ich geheilt habe. Denn ich Jupiter habe ihnen das Leben zurückgegeben."

Hierauf antwortete Philipp:

„Philippos wünscht dem Menekrates gesunden Verstand. Ich gebe dir den Rath, eine Reise nach Anticyra zu machen."

Auch Plutarch erzählt, daß auf einen Brief des Menekratos an Agesilaus von Sparta dieser in ähnlicher Weise zurückgeschrieben habe: „Der König Agesilaus dem Menekrates Gesundheit." Man erkennt die Charlatanerie, welche sich der Naturwissenschaft, deren Vaterland Sicilien war, anzuhängen begann, wie die Sophistik der Philosophie. Sicilien, die Geburtsstätte der Sophistik, war auch das Vaterland der Charlatane, und auch noch heutigentags ist Sicilien, welches den Cagliostro so gut wie den Empedoklos gebar, ausgezeichnet durch sophistischen Verstand und Charlatanismus in mancher Richtung, zu Extremen geneigt, unfähig zur Freiheit und ich glaube, es wird diese Charakterzüge niemals verlieren können, denn sie sind Miterzeugnisse seiner vulkanischen Natur.

Schon Empedokles tritt uns in jenen Versen wie ein Gott im Kleide

des Charlatan entgegen, und man muß das Volksleben in den ſiciliſchen Städten betrachtet haben, um die ewigen und dieſelben Formen, in denen dieſes erſcheint, in allen Zeiten wiederzuerkennen. Empedokles weiſt ſchon auf die Zauber- und Wundergeſchichten der folgenden Zeit hin. Um ſeinen Tod hat die ſpätere Sage bereits einen fabelhaften Schein gebreitet, wie um den Tod des Apollonius von Thana und ſo vieler chriſtlicher Halbgötter und Wahrſager, die noch heute angebetet werden. Man erzählt, er habe ein todtes Weib ins Leben zurückgerufen und ſei dann mit vielen Freunden auf das Landhaus des Peiſanax gezogen, um zu opfern. Nach dem Mahle ſeien Einige unter die Bäume, Andere hier und dort ſchlafen gegangen. Als ſie nun in der Frühe erwachten, fehlte Empedokles. Man fragte die Sklaven; deren einer wußte zu berichten, er habe des Nachts eine übermenſchliche Stimme den Namen des Empedokles rufen hören. Als er drüber erwacht ſei, habe er ein himmliſches Licht geſehen, einen Glanz von Fackeln, weiter nichts. So ſei Empedokles unter die Götter verſetzt. Nach andern Sagen ſtieg der Philoſoph zum Aetna empor und ſtürzte ſich in den Krater. Einen ſeiner Schuhe warf der Berg wieder aus. Man ſagt, Empedokles habe dieſen Tod gewählt, nachdem ihm die Selinunter göttliche Ehren zuerkannt; er habe alſo den Glauben befeſtigen wollen, daß er ein Gott ſei. Nach dem Diogenes ſtarb Empedokles im Peloponnes. Die Agrigentiner, ſagt er, errichteten ihm eine Bildſäule, und ſpäter brachten ſie die Römer nach Rom und ſtellten ſie dort vor der Curie auf.

Die gemäßigte Demokratie, welche Empedokles eingeführt hatte, erhielt ſich übrigens lange Zeit in Agrigent. Aber der Charakter der Stadt zeigt viel Aehnlichkeit mit dem von Sybaris und von Tarent. Dem Kriegshandwerk abgeneigt, hielten ſich die Agrigentiner meiſt neutral, ſelbſt auch im Kampfe zwiſchen Syrakus und Athen. Grenzenlos war die Schwelgerei der Bürger. Sie bauten, ſagte von ihnen Empedokles, als ſollten ſie ewig leben, und tafelten, als müßten ſie morgen ſterben. In aller Welt war die „Ueppigkeit der agrigentiniſchen Tiſche“ berühmt. Da uns nun Diodor ſo Manches von dem Leben in Agrigent kurz vor der Zerſtörung der Stadt mittheilt, ſo können wir uns einen lebhaften Begriff von der Weichlichkeit der Bürger machen. Er ſagt, es herrſchte dort ein großer Reichthum, denn da die Agrigentiner ihr Land mit Weingärten und Oliven bedeckt hatten, ſo machte ſie der Handel nach Lybien unglaublich reich. Sie beſaßen die köſtlichſten Pferde, die in ganz Hellas berühmt waren. Man ſetzte nicht allein ihnen prächtige Grabmäler, ſondern ſogar den kleinen Vögeln, welche Mädchen und Knaben im Hauſe hielten. Als einſt Exänetos im Wagenrennen geſiegt hatte, geleitete man ihn im Triumph in die Stadt mit 300 Zweigeſpannen von weißen Pferden, die alle aus Agrigent waren.

Der Reichthum einzelner Bürger, wie der des Antisthenes und des Gellios, war erstaunlich. Antisthenes feierte die Hochzeit seiner Tochter durch Bewirthung aller Bürger auf den Straßen; die Braut wurde von mehr als 800 Wagen und vielen Reitern begleitet; Abends aber veranstaltete Antisthenes eine Illumination mit den dürftigen Mitteln jener Zeit. Er ließ nämlich die Altäre aller Tempel und aller Straßen mit dürrem Holz bedecken und in dem Augenblick, als auf der Burg ein Feuer angezündet wurde, auch jene anzünden. Man wußte sich naiv genug zu helfen; diese Mittheilung aber zeigt, daß man schon damals Illuminationen kannte und liebte, wie heute im südlichen Italien, wo die Leidenschaft für Feuerwerke den Nordländer in Erstaunen setzt.

Noch reicher als Antisthenes war Gellios. Er hatte, sagt Diodor, in seinem Hause viele Gastzimmer und viele Thürsteher, welche alle Fremden zu Gaste laden mußten. Dasselbe thaten auch viele Andere in Agrigent, und sie luden alter Sitte gemäß Jedermann freundlich ein. Es sagte deshalb Empedokles von seiner Vaterstadt:

Sie, ein geheiligter Port für Gäste, und fern bleibt Falschheit.

Einst kamen 500 Reiter aus Gela im Unwetter nach Agrigent. Gellios nahm sie alle auf und gab jedem aus seinem Vorrath doppelte Gewänder. In seinem Weinkeller hatte er 300 steinerne Fässer, deren jedes 100 Eimer enthielt; daneben stand eine steinerne Kufe von 1000 Eimern Gehalt, aus welcher der Wein in die Fässer floß. Man darf also auf die Pracht der Häuser und die Gastmäler in ihnen schließen. „Die Menschen", sagt Diodor, „gewöhnten sich schon von Kindheit an zur Ueppigkeit, sie trugen die feinsten Kleider und goldenen Schmuck, besonders aber liebten sie Haarkämme und Riechfläschchen von Silber oder von Gold." Aber mehr als Alles beweist die Schwelgerei der Agrigentiner ein Volksbeschluß zur Zeit der Belagerung der Stadt durch die Karthager, welcher ausdrücklich verordnete, kein Wachtposten dürfe zum Lager mehr mit sich nehmen als eine Matratze, ein Unterbett, eine Decke und nur zwei Kopfkissen. Wer will diese glücklichen Menschen tadeln, die unter dem schönsten Himmel, in der seligsten Fülle der Natur, an Schätzen der Wissenschaft und der Künste reich, Hellenen und freie Bürger, das kurze Leben in Lust verbrachten; aber wer wird sie bedauern dürfen, oder wer sich verwundern, daß diese schwelgerische Stadt trotz ihrer Volkszahl von 800,000 Menschen in so kurzer Zeit nach so unkräftigem Widerstande den Karthagern erliegen mußte?

Literatur und Kunst.

Erdkunde.

Unter der Masse von Sammelwerken, die bei uns fast von Woche zu Woche erscheinen und deren Zahl und Umfang zu ihrem innern Werthe meist im umgekehrten Verhältniß steht, verdienen die „Geographischen Charakteristiken für die Einführung in die wissenschaftliche Erdkunde. Von H. Bögekamp", die soeben bei Kuntze in Mainz erschienen sind, mit besonderer Auszeichnung genannt zu werden. Dieselben bilden eine Art von Encyklopädie der wissenschaftlichen Erdkunde, wie dieselbe durch Karl Ritter, dem das Buch daher auch mit Recht zugeschrieben ist, begründet wurde. Es werden darin also alle jene wichtigen und tiefgreifenden Beziehungen dargelegt, welche das innere und äußere Leben der Nationen, Physik und Ethik, Natur und Geschichte, Heimat und Volk verknüpfen und aus deren Zusammenwirken erst das wahre historische Dasein der Völker hervorgeht. Namentlich ist der Abschnitt über Deutschland, der somit den eigentlichen Kern des Buchs bildet, dazu benutzt worden, alle die Punkte und Beziehungen hervorzuheben, welche der wissenschaftliche Geograph ins Auge zu fassen hat. Das Ganze, das auf diese Art eine bequeme und nützliche Zugabe bildet zu jedem Handbuch der Geographie, ist zusammengesetzt aus einzelnen Charakteristiken und Schilderungen, die der Herausgeber den Werken unserer besten Geographen, Reisebeschreiber, Historiker und Culturhistoriker entnommen hat; namentlich sind außer den Schriften von Karl Ritter auch diejenigen von Heeren, Wachsmuth, Leo, Riehl, Ernst Curtius, A. von Humboldt, Bernhard Cotta, Kohl, E. Kapp, Steffens, Pfeil, Klöden ꝛc. benutzt worden. Doch hat der Herausgeber sich nicht begnügt, diese Bruchstücke einfach herauszuheben, sondern er hat sie ausdrücklich für seinen Zweck redigirt und umgearbeitet, sodaß sie alles Fragmentarische abgestreift haben und sich als abgerundete, in sich abgeschlossene Aufsätze darstellen, die er dann nach bestimmten Gesichtspunkten unter sich gruppirt und zusammengestellt hat. Es ist dies eine Neuerung, der wir unsern vollsten Beifall zollen und die wir deshalb auch Andern zur Nachahmung empfehlen. Freilich ist dieselbe nicht ganz leicht, indem dazu außer Belesenheit und kritischer Umsicht auch eine schriftstellerische Gewandtheit gehört, die wol nur bei den wenigsten dieser Sammler zu finden sein dürfte. Auch in der Art, wie das patriotische Interesse des Herausgebers in den über Deutschland handelnden Abschnitten hervortritt, gibt er seinen Geschmack und seinen richtigen Takt zu erkennen; es ist da, bei aller Wärme der Empfindung, nichts von jener patriotischen Schönthuerei, jener aufdringlichen Loyalität, in der unsere pädagogischen Phraseurs sich sonst wol gefallen und mit der sie nicht selten ihre wissenschaftlichen Blößen zu verdecken suchen. Im Uebrigen, soviel Werthvolles und Nützliches die Sammlung enthält und so gerechten Anspruch auf den Dank aller Freunde der Erdkunde sowie namentlich aller Lehrer und Erzieher der Herausgeber sich damit erworben hat, so möchten wir sie doch gern nur als Vorläufer eines eigenen selbständigen Werks betrachten, in welchem uns ein vollständiges geographisches Gemälde von Deutschland oder, falls diese Aufgabe zu groß sein sollte, zum wenigsten von Preußen dargeboten würde.

Daß Hr. Bögekamp ganz der geeignete Mann zu einem ſolchen Unternehmen iſt, das hat er durch ſeine früher veröffentlichten Aufſätze über Weſtfalen, von denen ein Theil auch in die vorliegende Sammlung übergegangen iſt, zur Genüge bewieſen und auch an der nöthigen Autopſie fehlt es ihm, wenigſtens was Preußen betrifft, nicht, da er in dieſem Lande ja zu verſchiedenen Zeiten in den verſchiedenſten Gegenden, von Königsberg bis an den Rhein, angeſiedelt geweſen iſt. Ganz aus dem Kopfe freilich dürfte das Werk darum noch immer nicht geſchrieben werden, indem die Autopſie allein, ihrer Natur nach, immer nur eine ſehr beſchränkte und unvollſtändige Kenntniß gewährt. Wol aber müßte aus den literariſchen Quellen nur der reinere Gehalt abgezogen werden; hierin ſowie in der richtigen Auswahl und Prüfung der maſſenhaft aufzuſuchenden gedruckten Materialien würde nächſt dem geographiſchen Intereſſe, das allerdings immer der Mittelpunkt des Ganzen bleiben müßte, das Hauptverdienſt eines derartigen Werks beſtehen. Würden dann neben der Localliteratur der verſchiedenen Gegenden auch noch die auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſtehenden allgemeinen Werke, ſowie neben den ſtatiſtiſchen auch die Sammlungen aus dem Geiſtesleben des Volks gehörig benutzt und ausgebeutet, wie dies Alles von dem Herausgeber der „Geographiſchen Charakteriſtiken“ ohne Zweifel geſchehen würde, da er ſich im Beſitz aller dazu nöthigen Vorkenntniſſe und Studien befindet: ſo müßte daraus, meinen wir, ein Werk von dauerndem Werth entſtehen, das auch auf die nationale Bildung unſers Volks nicht ohne Einfluß bleiben würde und das daher wol verdient, daß ein tüchtiger Mann einige Jahre ſeines Lebens daranſetzt — ſich zum Ruhm, der Wiſſenſchaft zur Ehre, dem Volk zum Nutzen. hl.

Correſpondenz.

Aus Konſtantinopel.

31. März 1856.

F. O. Wäre es wirklich der Zweck des „Deutſchen Muſeum“, nur über deutſche Intereſſen und deutſche Zuſtände zu berichten, ſo würden dieſe Briefe aus Konſtantinopel, zu denen Sie, Herr Herausgeber, mich ſo freundlich eingeladen haben, allerdings wenig an ihrem Platze ſein. Denn ſo reichen, ja unerſchöpflichen Stoff dieſe Stadt auch übrigens bietet, ſo finden ſich ſpecifiſch deutſche Intereſſen hier doch nur in ſehr geringem Maße vertreten. Inzwiſchen irre ich ja wol nicht, wenn ich den Namen, den Ihre Zeitſchrift an der Stirn trägt, in weiterm Sinne ſo auffaſſe, daß damit nur der hauptſächliche Geſichtspunkt bezeichnet werden ſoll, den ſie den Erſcheinungen des Tags gegenüber einnimmt, ohne darum dieſe Erſcheinungen ſelbſt auf ein beſtimmtes nationales Gebiet zu beſchränken; wir wollen Deutſche ſein und bleiben, aber uns darum nicht gegen das Fremde verſchließen. Iſt ja doch bei dem heutigen Zuſtande des Völkerlebens eine Betrachtung beſonderer Verhältniſſe ohne ſtete Beziehung auf die Geſammtheit kaum mehr möglich; ſo geſteigert iſt der Verkehr der Völker, ſo nahe ſind

die einzelnen Nationen sich gerückt, so eng schließen die materiellen und geistigen Bande, welche sie verknüpfen, sich aneinander, daß Alles, was dem Einen widerfährt, Gutes wie Böses, Großes wie Kleines, sofort auch vom Andern mitempfunden wird. Derjenige aber, der sich dieser allgemeinen Wechselwirkung selbstgenügsam entziehen wollte, würde damit nur erlangen, daß Alle sich von ihm abwendeten; er würde verlassen sein, bevor er dazu käme, Andere zu verlassen.

Diese Einleitung mag Manchem sehr überflüssig erscheinen; warum etwas wiederholen, was alle Welt zugibt? Und doch liefert fast jedes deutsche Blatt, das uns hier zu Gesicht kommt, den Beweis, daß es in Deutschland noch immer außerordentlich Viele gibt, die in der Türkei nur ein unbestimmtes, weitentferntes „Dahinten" sehen, wo die Völker in Gottes Namen aufeinanderschlagen mögen, ohne daß der Deutsche sich darum zu kümmern braucht. „Was geht uns der Türke an?" lautet ein ehemals beliebter Refrain in einer ältern Grétry'schen Oper; die Oper selbst ist von den deutschen Bühnen längst verschwunden, den Refrain aber singt das deutsche Publicum noch immer eifrigst nach. Höchstens, daß die kriegerischen Ereignisse, deren Schauplatz die Türkei bis vor kurzem war, eine gewisse philisterhafte Neugier erweckt haben; seit es mit diesen Neuigkeiten nun auch zu Ende ist und keine interessanten Tatarennachrichten mehr Europa durchfliegen, wird die Türkei wieder in die Rumpelkammer der Vergessenheit gethan. Ja der Deutsche ist wol gar noch stolz auf seine Isolirtheit und lacht ins Fäustchen über den thörichten Eifer, mit welchem die Russen und die Westmächte sich um der Türkei willen die Köpfe blutig schlugen, während er behaglich daheim geblieben ist und mit untergeschlagenen Armen ihrem närrischen Treiben zusah.

Könnte ich doch diese Lobredner der deutschen Isolirtheit nur einmal auf ein paar Tage hierher versetzen, an das Gestade des Bosporus; ja könnte ich alle deutschen Staatsmänner und Politiker, gegenwärtige wie künftige, von rechts wie von links, auf einige Zeit hierher verpflanzen, es würde die beste Schule sein, die sie durchmachen können. Keine andere Stadt ist so geeignet, den Blick zu erweitern und jene Solidarität der Interessen, welche das eigentliche Kennzeichen unserer modernen Entwickelung ist, zum Bewußtsein zu bringen. Wie man hier äußerlich auf der Grenzscheide zweier Erdtheile steht, so eröffnet sich auch dem innern Blick ein Gesichtsfeld von einer Ausdehnung, von der man anderwärts kaum einen Begriff hat. Raum und Zeit erscheinen hier beinahe aufgehoben; Orient und Occident, Barbarei und Bildung, alte und neue Zeit, Gegenwart und Vergangenheit rücken hier fast unmittelbar zusammen. Konstantinopel hat die bunteste Bevölkerung von allen Städten der Welt. Es gibt keine Nation Europas, welche hier nicht vertreten wäre, und zwar nicht blos vorübergehend, sondern in festen Ansiedelungen. Konstantinopel ist die wahre Weltcolonie an der großen Heerstraße der neuesten Geschichte; über Konstantinopel geht der Weg der Zukunft und alle Völker fühlen sich instinctmäßig getrieben, sich hier niederzulassen und sich auf diese Weise zu betheiligen an der großen Erbschaft, die sich hier vorbereitet und die früher oder später, sei es durch die Gewalt der Waffen, sei es auf dem friedlichen Wege fortschreitender Bildung, zur Vertheilung kommen muß. Die Ersten, die hier festen Fuß faßten, waren

bekanntlich die Italiener; schon im Mittelalter war der Hafenplatz von Galata der Gegenstand der heftigsten Nebenbuhlerschaft zwischen Venetianern und Genuesen, und noch jetzt dient die italienische Sprache als allgemeines Organ der Verständigung für die Hauptmasse der Bevölkerung. In diesem Augenblick setzen sich nun auch Franzosen und Engländer fest; sie sind gekommen, dem „kranken Mann" beizustehen, werden sich aber schwerlich mit der Rolle einer bloßen Wärterin begnügen. Selbst Amerika streckt von jenseit des Oceans seine rastlos thätigen Arme bis hierher herüber. Die Anstrengungen, welche die hiesige amerikanische Mission macht, sind außerordentlich; keine andere religiöse Genossenschaft entwickelt solche Thätigkeit und weiß ihre Fäden so geschickt und glücklich anzuknüpfen. Nun will ich die religiösen Motive, welche dabei mitwirken, keineswegs in Abrede stellen; andererseits aber hieße es der bekannten Schlauigkeit der Yankees doch auch ein sehr schlechtes Compliment machen, wollte man glauben, daß es nur religiöser Eifer ist, was die Thätigkeit der Mission leitet.

Doch ist dies Alles erst die eine, sogar erst die kleinere Hälfte des Gemäldes; noch weit bunter und mannichfaltiger als die europäische Einwanderung ist die morgenländische Bevölkerung der Hauptstadt. Ein Gang durch den Bazar oder durch das Menschengewühl der großen Brücke, welche Stambul mit den Frankenstädten verbindet — und das ganze Völkergemisch, das sich vom Kaukasus bis nach Hinterasien, vom Nil bis zum Ganges ausdehnt, liegt ausgebreitet vor den erstaunten Blicken. Hier ist mehr als Paris, London und Neuyork; hier drängen sich jeden Augenblick Türken und Perser, Tscherkessen und Kurden, Nubier und Aegypter, Neger in allen Nüancen mit geleckten und ungeleckten Europäern aller Länder durcheinander, während ein dutzend Sprachen stets zugleich an das Ohr des Hörers schlagen.

Und wie die räumlichen Unterschiede hier fast aufgehoben scheinen, so wird auch für die Zeit der Maßstab hier ein ganz anderer, unendlich vergrößerter. Die Geschichte spricht hier überall nur im großen Stile. Schon der Schauplatz, auf dem wir wandeln, welche Namen, welche Erinnerungen! Dieses Leichenfeld byzantinischer Pracht, mit den imposanten Grabdenkmälern seiner Mauren und der Aja Sophia; dazwischen die verbleichende Herrlichkeit des Osmanenthums, und zu dem Allen nun noch die Keime neuer Entwickelung, die sich hier überall zwischen den Trümmern regen, welche Vergangenheit, welche Gegenwart und vor allem welche Zukunft!

Denn das bleibt doch der interessanteste und merkwürdigste Punkt in diesem ganzen wunderbaren Gemälde, dieses neue verheißungsvolle Leben, das hier überall aus Tod und Verwüstung emporwächst. Niemals wurde etwas Aehnliches erlebt, soweit die Geschichte reicht. Der Anblick würde großartig und erschütternd sein, auch wenn es sich nur um die Zersetzung und Auflösung eines großen Reichs handelte; hier aber liegt in dem Tode zugleich eine Wiedergeburt, die Zersetzung ist nur das Mittel einer neuen höhern Entwickelung und die gebildetsten Völker der Welt, der ganze Occident drängt sich herzu, dieselbe zu beschleunigen. Die Geschichte, nachdem sie ihren großen Gang von Osten nach Westen vollendet hat, ist auf dem Rückweg begriffen; die Cultur will sich ihre alte Heimat wiedererobern und Konstantinopel ist gleichsam die erste Station, wo sie ihren siegreichen Fuß niedersetzt. Was die Züge Alexander's für das Alterthum, was die Kreuz-

züge für das Mittelalter, die Umschiffung Afrikas für die neuere Zeit, Dasselbe und sogar noch mehr ist die orientalische Frage für die Gegenwart. Jenes waren nur einzelne Strömungen, die nur vorübergehend von der Richtung des Hauptstroms ab und zum Ausgangspunkt zurücklenkten, ohne diese Richtung selbst zu ändern; jetzt, nachdem das Gewoge des Völkerlebens den äußersten Westen, die Grenze des Oceans erreicht hat, scheint die gesammte Culturentwickelung diese rückläufige Bewegung annehmen zu wollen. Von allen Seiten her beginnt die geistige Macht des Occidents den asiatischen Riesen einzuschließen. Vom Norden her tritt sie unter der Gestalt russischer Waffenmacht auf; vom Süden her hat der Handelsgeist der Engländer ihr die Pforten geöffnet, und wenn in diesem Augenblick die Großmächte Europas den Frieden vorbereiten, so hat auch dieser keinen andern Zweck, als dem unwiderstehlichen Zuge europäischer Bildung nun auch vom Westen her freien Zutritt zu eröffnen. Die Regeneration der Türkei ist nur der erste Schritt zur Regeneration Asiens überhaupt, Konstantinopel nur die Schwelle, über welche die Bildung in ihr altes Heimatland zurückkehrt. Das ist der wahre Ursprung jener allgemeinen, fast leidenschaftlichen Theilnahme, die man den hiesigen Zuständen von allen Seiten her zuwendet und von der auch der Deutsche sich unmöglich ausschließen kann, er müßte sich denn überhaupt von aller geschichtlichen Arbeit und damit denn auch von aller geschichtlichen Ehre ausschließen wollen — dies instinctmäßige Gefühl, von dem selbst die Masse sich ergriffen fühlt, daß es die geschichtliche Aufgabe unserer Epoche ist und das wahre Ziel der ganzen gegenwärtigen Bewegung, den Orient in die Bahnen abendländischer Entwickelung hineinzuziehen und die Fahne der Bildung wiederaufzupflanzen auf jener Geburtsstätte der Menschheit, auf der sie vor Jahrtausenden zuerst entfaltet wurde. Hier liegt der geheimnißvolle und doch so unverkennbare Zusammenhang zwischen all den verschiedenen Ereignissen, die sich in jüngster Zeit im Osten zugetragen; die ganze orientalische Frage, der Kampf um Sewastopol und die innern Reformen der Türkei, die chinesische Revolution und die Neuerungen in Japan, wie die heranziehende Krisis in Persien, ja selbst die Entdeckungsreisen eines Barth — sie stehen alle unter demselben Gesichtspunkt und auch das heutige Konstantinopel mit seiner wunderbaren Mischung von Altem und Neuem, von Einheimischem und Fremden, von Absterben und Verjüngung, von Tod und Leben, Gegenwart und Zukunft kann erst von hier aus wahrhaft verstanden werden.

Soviel für heute zur Einleitung. In dem Augenblick, da ich diesen Brief schließe, erglänzen die Gestade des Bosporus weithin vom Schein unzähliger Lichter; unaufhörliches Freudenschießen, unzählige Raketen und Feuerräder, bewimpelte Masten mit den Flaggen aller Nationen und dazwischen der laute Jubel der dichtgedrängten Massen verkünden die Freude, welche die soeben eingetroffene Nachricht vom bevorstehenden Abschluß des Friedens hier erregt hat. Es ist die Leichenfeier für eine, nun für immer in den Staub gesunkene Herrlichkeit und zugleich auch der Auferstehungsgruß einer neuen Zeit. Wieviel aber liegt dazwischen und was werden wir noch Alles erleben müssen, bis das Bild der einen vollständig verblichen, das der andern vollständig aus den Nebeln der Zukunft hervorgetreten sein wird?

Aus Gotha.

April 1856.

A. B. Im vergangenen Herbst versprach ich Ihnen eine Schilderung der aus dem Thüringerwalde abziehenden Brunnen-, Berg- und Wiesengäste, die mir auf verspäteten Streifereien begegneten. Ich war am Schreiben verhindert. Jetzt erwarten wir bereits die Wiederkunft jener activen und passiven Humoristen und ich werde mich hüten, von gebratenen Krammetsvögeln zu reden, während die frischen Kibitzeier auf dem Tische stehen. Aber dem Winter, welcher sich soeben in die rauhen Berge zurückzuziehen die Gefälligkeit hat, darf ich vielleicht eine verbindliche Nachrede halten; er war ergötzlich genug und bot uns an geselligen und künstlerischen Genüssen mehr, als man nach der Größe der Stadt erwarten durfte.

Zum Theil lag dies allerdings an der ungewöhnlichen Zahl vornehmer und bedeutender Gäste, die diesmal ihren Winteraufenthalt bei uns nahmen. Außer dem regierenden Herzog, der regelmäßig zu Weihnachten seine Hofhaltung aus dem heitern Itzgrunde an den verständigen Leinakanal verlegt, verweilte bei uns noch der Herzog Ernst von Würtemberg, der Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und der Fürst Hermann von Hatzfeld; das zahlreiche Gefolge, das sie mit sich führten, sowie die vielen Fremden, welche ihre Anwesenheit herbeizog, machten die Stadt merklich lebendiger und gaben unserer Wintersaison einen ungewohnten Glanz.

Allein auch davon abgesehen, bildet die Stadt an sich einen angenehmen Mittelpunkt geistiger Interessen. Schleswig-Holsteiner und Kurhessen, Offiziere und Civilisten, fanden hier Anstellung oder leben von ihren Renten oder von literarischen und artistischen Arbeiten. Fast jeder deutsche Staat hat hier in irgendeinem gebildeten Kreise seine Repräsentanten; die Beziehungen zu Wien und Berlin, zu Frankfurt und Hamburg sind der Art, daß, wenn dort etwas Wichtiges geschieht, wir es hier aus Briefen oft schneller und jedenfalls vollständiger erfahren, als die Zeitungen berichten. Dies rege geistige Leben, das durch die Anwesenheit des liberalen Hofes erst seinen wahren Brennpunkt erhält, zieht denn auch regelmäßig eine Menge fremder Capacitäten herbei, die längere oder kürzere Zeit bei uns verweilen und uns von den Schätzen ihres Geistes und ihrer Talente mittheilen.

Von Heinrich Barth freilich, der im Spätherbst bei uns eintraf, sahen gerade diejenigen Kreise, die sich am meisten auf seine Timbuktuerzählungen gefreut hatten, gar nichts. Mochte der berühmte Reisende aus dem schwarzen Lande dem Klima unter dem Seeberge nicht trauen, oder wollte er sich in seinen Arbeiten nicht stören lassen, genug er verschloß sich förmlich im stark geheizten Zimmer des „Deutschen Hof" und nur Dr. Petermann und sein Verleger Bernhard Perthes (Besitzer der Firma Justus Perthes) fanden bei ihm Zutritt. So hatten denn statt Dr. Barth sein kleiner brauner Haussaneger Dyrgu und Abbega, der schlanke blauschwarze Sohn des Marghilandes, angethan mit dem noch ungewohnten Tripoliscostüm, in einigen der Geographie befreundeten Häusern die afrikanischen Honneurs zu machen. Als politische Celebritäten verweilen hier theils am Hofe, theils in der Stadt Fürst Leiningen, Hr. von Carlowitz und Hr. von Usedom, denen sich die Gelehrten von Sybel, Michelsen, Wippermann und Max Duncker zugesellten. Durch Gustav Freytag, Griepenkerl und Schnettger ließ sich die Poesie, durch

Emil Devrient, Hector Berlioz, Karl Formes und Andere die Kunst vertreten. Das meiste Aufsehen von allen Besuchern aber erzielte jüngst der Vicomte des Melnoizes-Fresnoy, welcher hier eintraf, um die Geburt des „Kindes von Frankreich", des Friedensprinzen, des Königs von Algier oder wie der Knabe Ludwig Napoleon's künftig heißen wird, anzuzeigen.

Für soviel ausgezeichnete Gäste durfte es denn auch an Vergnügungen aller Art nicht fehlen. Der Hof veranstaltete Jagden, Schlittenfahrten, Liebhabertheater; die Stadt Bälle und Maskenbälle, wozu Fortunat mit Rouge und Noir aus Sondershausen verschrieben worden war. Den Mittelpunkt der Festlichkeiten aber bildete auch diesmal der große Hofball, bei welchem sich alljährlich Alles versammelt, was Gotha zur Zeit an Rang, Stand, Bedeutung und Schönheit aufzuweisen hat. Zu den einheimischen Sternen und Orden stellten Berlin und Wien, Magdeburg und Erfurt ein ansehnliches Contingent, ohne daß jedoch der schwarze Frack neben ihnen aus Schüchternheit nothwendig mäusegrau zu werden brauchte. Gotha nahm sich dabei wie eine partielle Mondfinsterniß aus: aller Glanz hatte sich auf dem Friedenssteine versammelt, während die Stadt unterdeß finster und stille war.

Auch das Theater, welches sich in der Oper wie im Schauspiel tüchtiger Talente erfreut, brachte im Verlauf des Winters manche interessante Erscheinung. Unter den Opern sahen wir „Tony" von E. H. z. S., die „Hugenotten", die „Lustigen Weiber von Windsor", den „Tanhäuser" ꝛc. Das Mozartjubiläum wurde mit einem entsprechenden Festgedicht, das dem berühmten Isischor als Text untergelegt war und dem „Don Juan" gefeiert, wobei Frl. Bockholz-Falconi, welche ihr hiesiges Engagement seitdem leider verlassen hat, als Donna Anna glänzte. Karl Formes mit seiner gewaltigen Baßstimme erregte Bewunderung, namentlich als Fallstaff in Nicolai's „Lustigen Weibern" sowie als Kaspar im „Freischütz". Im Schauspiel mußten wir uns zumeist mit Wiederholung bewährter Stücke begnügen. Von classischen Stücken sahen wir „Don Carlos", „Maria Stuart", „Fiesco" und „Faust". In letzterm trat Frl. Margarethe Ehrenbaum aus München als Gretchen zum ersten mal vor das hiesige Publicum; es ist eine beachtenswerthe Künstlerin, deren anmuthiges Talent sich rasch den allgemeinsten Beifall erwarb. Von Griepenkerl's „Robespierre" wurden hier die ersten drei Acte, welche mit Danton's Tod schließen, als selbständiges Stück aufgeführt. Der Eindruck war bedeutend; nur mußte man freilich die Revolutionsgeschichte selbst, z. B. Zinkeisen's meisterhafte Darstellung des Jakobinerclubs, nicht gerade unmittelbar vor dem Theaterbesuch gelesen haben, wenn die poetische Darstellung trotz lebendiger Charakteristik und präciser Handlung der größern Wirklichkeit gegenüber nicht arm und matt erscheinen sollte. Auch die Darstellung war recht wacker; Robespierre und Danton wurden durch die besten hiesigen Schauspieler, die Herren Hiltl und Hintz, mit richtigem Verständniß gegeben und auch die scenische Einrichtung verdiente alles Lob.

In dieses heitere gesellige und künstlerische Treiben brachte der Jahreswechsel plötzlich eine Krisis. Schwarz wie Wetterwolken wälzte es sich von der preußischen Grenze her: Zusammenrottung, Gedränge, Kampf, Flucht, ja Flucht der besten Freunde und dafür Ankunft der unzuverlässigsten. Es war nämlich mit dem letzten Tage des Jahres der Augenblick gekommen, wo das Verbot des fremden Papiergeldes in Preußen in Kraft trat; alle Welt

prüfte mit wahren Falkenblicken — natürlich zuerst sich selbst, dann aber jede Kassenanweisung. Die preußischen Thalerscheine zogen sich würdevoll zurück, während die von Thüringen ausgegangenen Papiercontingente scharenweis heimgeschickt wurden. Auch die Anhalt-Dessauer, die Anhalt-Köthener, die Kurhessen und Braunschweiger rückten bei uns ein und suchten Zuflucht und Unterkunft. Allein der allgemeine Argwohn wollte nichts von ihnen wissen; sogar die königlichen Sachsen, ja selbst die weimarischen Nachbarn und Vettern wurden als verdächtig zurückgewiesen. Auch hatte man in der That genug zu schaffen, um nur die Landeskinder nebst den koburger Bruderzetteln aufzunehmen. Und großer Gott, wie kamen sie zurück! Man sah hier Papiere, wie man sie nie gesehen hatte und hoffentlich auch nie wieder sehen wird: unkenntlich, abgelebt, zerlumpt und schmuzig wie Zigeuner. Eine Gänsehaut überlief jedes gefühlvolle Wesen bei diesem Anblick und nur der Bankier griff ohne Handschuh zu, er hatte eine schwere Pflicht, unausgesetzt umzuwechseln: aber mit staunenswerther Geduld und Gewissenhaftigkeit nahm er seine Procente. Und warum auch nicht? Hatte er täglich im Schweiße seines Angesichts nur 20,000 Thlr. umgetauscht, so strich er Abends bei Kassenschluß einen Gewinn von 600 Thlrn. ein, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Kaum jedoch hatte die regelmäßige Papiergeldströmung sich wieder hergestellt, als wir auch sogleich in eine neue Aufregung hineingerissen wurden. Die Werrabahn sollte und mußte endlich zustande kommen. Das Project hatte schon zu lange geschwankt; unternehmende Franzosen hatten schließlich 60,000 Thlr. Caution im Stich gelassen, zufrieden, wenn sie nur nicht zu bauen brauchten. Da kam das Gefecht an die Triarier der Thüringischen Eisenbahngesellschaft; noch einmal wurde die Werbetrommel in allen Zeitungen und Localblättchen, in jeder Abendgesellschaft, auf jedem Spaziergange gehört. Und siehe da, Graf Keller hatte richtig gerechnet: die betheiligten drei Regierungen hielten ihr Werrarütli, die Bürgermeister der von der Bahn zu berührenden Städte griffen bis an den Elnbogen in die Kämmereisäckel, die Capitalisten stellten sich ein, der Herzog von Meiningen vervollständigte die gezeichnete Summe. Das Baucapital war aufgebracht und dem Jubel, der Umarmung, der telegraphischen Freudendepesche stand kein Hinderniß mehr im Wege. Am 29. Januar Abends 8 Uhr nahm man in Meiningen den Deckel von der Werrabowle, echter Mandarinenarac dampfte, die Trinker aus den drei Herzogthümern thaten ihre Schuldigkeit und der Terrinengrund wurde mehrmals sichtbar, wie der Fels im Rhein, der ein gutes Weinjahr bedeutet.

Einmal auf nationalökonomisches Gebiet gerathen, müßte ich eigentlich auch von Zettelbanken und Zettelbänkchen reden, da ja auch unsere Stadt von ihren Segnungen betroffen werden sollte. Jedoch zog ich es bisher vor, mich von unserm Freunde in der Feuerversicherungsbank über Löschapparate jedweder Art, von der Metz'schen Feuerspritze bis zum feinsten Pontet Canet und Haut-Sauterne, unterrichten zu lassen, oder in der Lebensversicherungsbank mich der Unsterblichkeit auf Lebenszeit zu vergewissern. Man muß nicht glauben, daß es in erstgenanntem Institute fortwährend nach verbrannten Federn riecht; auch gehen nicht alle Flammen die Direction und ihre Agenten an. Aber wenn irgendwo in Deutschland Feuer auskam, so erfährt man es hier zu allererst, einerlei, ob es sich um den Brand von Memel

handelt oder um einen Damenmuff, der vor den Motten im kühlen Ofen vortrefflich geborgen gehalten wurde, aber bei der ersten Zimmerheizung als beklagenswerthes Opfer fiel. Mit Hülfe der Declarationen der Versicherten müßten die schätzbarsten Beiträge zur Vermögensstatistik von Deutschland zu entwerfen sein, da hier der Inhalt von Schlössern und Kaufmannslagern, von Fruchtböden und bräutlichen Aussteuern specificirt wird; nur freilich müßte man sich zuvor des streng bewachten Archivschlüssels bemächtigen.

Auch die Lebensversicherungsbank, welche sinnbildlich die hochflammende Fackel an die erlöschende lehnt, den blühenden Baum durch den verdorrenden stützt, die aber nicht wie die junge Beamtenwelt auf baldigen Tod der Alten, sondern im Gegentheil auf das lange Leben der ihr Anvertrauten speculirt und sie womöglich vor jeder aufreibenden Arbeit, jedem Aerger, jeder Zugluft bewahren möchte — auch diese Anstalt birgt in dem Material für ihre specielle Aufgabe ganz interessante wissenschaftliche Schätze. Die Anstalt kann mit Zahlen die schöne Thatsache nachweisen, daß kein Land so reich wie Deutschland an treuen Familienvätern ist: denn sie sind es hauptsächlich, welche die Lebensversicherung suchen. Eine weitere erfreuliche Erfahrung ist es, daß, wie die Tabellen dieser Anstalt zeigen, die Einkommensverhältnisse nirgends weniger Schwankungen ausgesetzt sind als in Deutschland. Doch ist dabei zu berücksichtigen, daß meist Beamte die Versicherung suchen, kein Land aber soviel Minister, Räthe, Secretäre, Adjuncten und Supernumerare hat als unser Vaterland; ob auch dies ein nationales Glück sei, mag hier ununtersucht bleiben. Nur in einem Punkt ist die Bank ungalant. Im Allgemeinen nahm man bisher nach den bei einer gemischten Bevölkerung gemachten Erfahrungen an, daß die Frauen eine größere Lebensdauer haben als die Männer und daß namentlich den verheiratheten Frauen eine geringere Sterblichkeit eigen sei. Dem sind die Erfahrungen der Bank unzarterweise entgegen. Die bei ihr versicherten Frauen sind der überwiegenden Mehrzahl nach standesmäßig verheirathet oder artige Witwen. Gleichwol übertrifft ihre Flucht in das Jenseits in den Jahren, wo die Liebenswürdigkeit Beruf ist, diejenige der Männer um das Doppelte. In den Jahren, wo die Verehrungswürdigkeit allmälig anhebt und die Matrone sich bildet, harrt das weibliche Geschlecht ziemlich gleichmäßig mit den Männern im Leben aus und erst jenseits des Ausschnittkleides, also im Sorgestuhl, capriciren sich die bis zum natürlichsten Grau und Weiß gepuderten Damen, länger als die bejahrten Herren auf der Pilgerschaft über die Erde zu verweilen, jedoch nicht in dem Grade, daß jener bereits eingerissene Unterschied ausgeglichen würde. „Und schien die Sonne noch so schön, Am Ende muß sie untergehn". Sehr merkwürdig sind ferner, wenn ich das Gebiet des Schauerlichen in der menschenfreundlichen Lebensversicherungsbank betreten dürfte, die freiwilligen Lebensverzichte, welche hier berechnet werden konnten; in 25 Jahren haben sie nicht weniger als $2^1/_5$ Procent aller bei dem Institut vorgekommenen Todesfälle betragen: eine Zahl, die noch größer erscheint, wenn man dabei in Anschlag bringt, daß die bei der Bank Versicherten sämmtlich den wohlhabenden und gebildeten Ständen angehören.

Glauben Sie übrigens nicht, daß es Mangel an Neuigkeiten ist, der mich zu diesen statistischen Notizen veranlaßt; wollen Sie vielleicht noch von der Holzgasfrage hören, die unsere Stadt im Laufe des Winters in Bewegung

ſetzte und wobei die Wachs- und Stearinkerze, die Oel-, Kamphin- und Photogenlampe, ja ſogar das anrüchigſte Unſchlittlicht der ſtolzen Gasflamme einen Krieg à outrage ankündigten? Oder von dem Steinkohlenenthuſiasmus, der jetzt auch bei uns zum Ausbruch kommt und die Köpfe unſerer Capitaliſten mit wahrhaft californiſchen Träumen entzündet? Oder von der Auswanderung der Elſter aus Thüringen, welche unſere Naturkundigen bemerkt haben wollen? Oder von der neuen Sternwarte und dem neugegründeten Caſino? Aber nein, Ihre Leſer, denke ich mir, werden für heute der gothaiſchen Neuigkeiten genug haben und ſo ſchließe ich meinen Rückblick auf das winterliche Gotha mit dem Wunſche, daß der Sommer uns recht bald neue und noch lieblichere Freuden bringen möge.

Vom Rhein.

Mitte April 1856.

B. D. Seit einer Reihe von Wochen haben wir hier gelebt wie der echte Vogel Wendehals: jetzt lauſchten wir weſtwärts nach der Seine und dann im nächſten Augenblick flogen die Köpfe wieder rückwärts nach Norden, hinüber zu den geſegneten Ufern der Spree, um ſich gleich darauf wieder nach Weſten zu kehren. Und dazu war unſere Stimmung wie ein echter Apriltag, jetzt Sonnenſchein, jetzt Regen, oder wie eine jener Caricaturen, die uns als Kinder ſoviel Ergötzen machten: die eine Hälfte des Geſichts lacht, während die andere weint. Werde ich aber den Patriotismus meiner Landsleute, der ja bei unſern Freunden in der Mark und in Pommern überdies ſchon nicht zum beſten angeſchrieben iſt, nicht aufs neue aufs Spiel ſetzen, wenn ich Ihnen verrathe, wohin die lachende und wohin die weinende Miene gekehrt war? Gewiß, unſere Freunde in Pommern und in der Mark werden ſehr entrüſtet darüber ſein, allein es iſt nun ſo: unſer hoffendes Antlitz war nach der Seine gewendet, während wir nach der Spree nicht anders als mit Blicken der Beſorgniß und des Kummers blicken konnten.

Nämlich das ging ſo zu: an der Seine ſaßen die Congreßmitglieder und brauten und kochten an dem europäiſchen Frieden, im Abgeordnetenhauſe zu Berlin aber ſaßen die „Landboten", wie unſer würdiger Arndt ſie getauft hat und brauten und kochten ebenfalls, jedoch nicht an einem Friedenstränkchen, ſondern im Gegentheil an einer Mixtur, genannt rheiniſche Gemeindeordnung, welche, wenn wir ſie wirklich verſchlucken müſſen, uns noch viel Reißen in den Gliedern verurſachen wird. Glücklicherweiſe ſind die Menſchen durchſchnittlich geneigter zu hoffen als zu fürchten und für uns Rheinländer, die wir ja — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert — allgemein als die eigentlichen Sanguiniker Deutſchlands gelten, würde es ſich am wenigſten ſchicken, wollten wir eine Ausnahme machen. Darum war denn auch das Intereſſe, mit welchem wir auf die ſpärlichen Nachrichten horchten, die ſich in Betreff der Friedensunterhandlungen von der Seine her verbreiteten, bei weitem größer und allgemeiner als dasjenige, womit die Verhandlungen des berliner Abgeordnetenhauſes verfolgt wurden, ſo nahe dieſelben uns in der That auch angehen und ſo empfindlich wir unter dem Reſultat derſelben noch werden zu leiden haben. Und ebenſo iſt jetzt auch unſere Freude über den glücklich wiederhergeſtellten Welt-

frieden so lebhaft, daß die Niedergeschlagenheit, mit der wir der bevorstehenden Umwälzung unserer Gemeindeverhältnisse entgegensehen, dadurch völlig überstrahlt und zurückgedrängt wird.

Glauben Sie indessen nicht, daß das blos sanguinische Laune ist und noch weniger suchen Sie hinter der großen und allgemeinen Befriedigung, mit welcher die Nachricht vom glücklichen Abschluß der pariser Conferenzen bei uns aufgenommen worden, irgendwelche politische Motive. Es ist, wie ich schon in einem meiner frühern Briefe nachzuweisen gesucht habe, überhaupt eine irrthümliche Vorstellung, die man sich auswärts von uns macht, indem man uns für besonders eifrige Politiker hält oder uns wenigstens eine besonders lebhafte Empfänglichkeit für politische Neigungen und Abneigungen zuschreibt. Der Rheinländer ist zunächst und vor allem praktisch; auch für politische Fragen interessirt er sich nur so weit, als dieselben im Stande sind, einen praktischen Einfluß auf seine materiellen Zustände zu gewinnen. Principienkämpfe sind unsere Sache nicht; trotz des Feuerweins, der an unsern Ufern wächst, sind wir doch im Ganzen ein nüchternes, überlegsames Volk, das die Dinge am liebsten aus dem sehr prosaischen, aber auch sehr praktischen Standpunkt der Nützlichkeit betrachtet.

Aus diesem Standpunkte betrachten wir denn auch den eben abgeschlossenen Frieden. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß derselbe nur von verhältnißmäßig kurzer Dauer sein und daß die nicht ausgelöschte, nur zugeschüttete Flamme bald an einem andern Fleck nur um so gewaltiger in die Höhe schlagen wird. Aber wohlan, je kürzer der Friede, umsomehr müssen wir uns ja angelegen sein lassen, die Vortheile, die er bietet, zu benutzen und auszubeuten. Nicht die Politik ist der eigentliche Genius unsers Landes, sondern die Industrie ist es, der Handel, die friedliche Speculation, die die Güter der Erde umsetzt und vermehrt; auf Principien geben wir wenig, aber desto mehr auf gute Procente und steigende Dividenden. Ich sage das ohne alle Ironie und ohne meinen Landsleuten damit im mindesten zunahetreten zu wollen. Wohlstand ist die Grundlage der Bildung, bei Einzelnen sowol wie bei ganzen Völkern; jemehr der Wohlstand einer Provinz sich hebt, jemehr sie lernt, die natürlichen Vortheile ihrer Lage sowie die Schätze, welche die Natur ihr anvertraut hat, zu verwerthen, umsomehr wird auch die Bildung des Landes zunehmen und mit der wachsenden Bildung muß nothwendig auch der Horizont der politischen Anschauungen und Bestrebungen sich erweitern. Bei uns aber ist darauf mit umso größerer Sicherheit zu rechnen, als der Sinn des Rheinländers bei allem praktischen Interesse und aller Vorliebe für Handel und Gewerbe doch nichts kleinlich Krämerhaftes hat, vielmehr trägt er ein gewisses großartiges Gepräge, das sich denn auch in der Großartigkeit unserer industriellen Unternehmungen kundgibt. Vielleicht nirgends in Deutschland hat die Industrie in verhältnißmäßig so kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen und eine solche Umwandlung des gesammten bürgerlichen Lebens hervorgerufen als in der preußischen Rheinprovinz, und auch die Segnungen, welche damit verbunden sind, treten nirgends so deutlich und rein zutage; wer unsere Städte vor zwanzig, ja nur vor zehn, vor fünf Jahren gesehen hat und erblickt sie jetzt wieder, der hat Mühe sich zurechtzufinden, so sind sie nach allen Seiten hin gewachsen und

ſo hat die Zahl der Fabriken, der Handelshäuſer, der Niederlaſſungen aller Art ſich vermehrt.

Und doch ſtehen wir, wenn wir der öffentlichen Meinung glauben, nur erſt im Anfang einer Entwickelung, welche, in rieſigen Verhältniſſen anwachſend, die Gegenwart in kürzeſter Friſt ebenſo weit hinter ſich laſſen wird, wie die Vergangenheit von dieſer bereits überholt iſt. Daher der allgemeine Jubel, mit welchem die Beſtätigung der Friedensgerüchte hier aufgenommen wird; iſt die rheiniſche Induſtrie ſchon in dieſen letzten Jahren ſo gewachſen, mitten unter den Schwankungen eines Zuſtandes, der nicht rechter Krieg, nicht rechter Friede und daher ſchlimmer war als Beides, wie muß ſie ſich nun nicht erſt entwickeln, ſeitdem die Sonne des Friedens wieder hell und klar vom Himmel ſcheint! Eine unbeſchreibliche Rührigkeit hat ſich unſerer Bevölkerung bemächtigt; überall, wohin man ſieht, hängt die Speculation ihre Fahnen aus; die Millionen wachſen gleichſam nur ſo aus der Erde; ſoviel neue und großartige Unternehmungen auch auftauchen, ſo fehlt es doch keiner an den erfoderlichen Mitteln; Jedermann hat Geld, weil Jedermann Muth hat. Beſonders ſind es die Eiſenbahnen und die Bergwerke, die einen wahren Wetteifer der Induſtrie entzündet haben; die Summen, die zu beiden Zwecken nur in der jüngſten Zeit wieder flüſſig gemacht ſind, erreichen bereits eine erſtaunliche Höhe und doch tauchen noch immer neue Projecte auf. Freilich ſind auch beide, Eiſenbahnen und Bergbau, für unſere Provinz von ganz beſonderer Wichtigkeit. Durch ein klug berechnetes Eiſenbahnſyſtem iſt es möglich, dem Welthandel eine Richtung zu geben, der ihn direct durch unſer Flußthal leitet; der ganze Vortheil des ins Unermeßliche geſteigerten Verkehrs muß uns zufallen, ſobald wir verſtehen, ihm ein Bette zu eröffnen, in welchem er ſich raſch und ungehindert bewegt. Von außerordentlicher Wichtigkeit wird dafür namentlich der kölner Brückenbau ſein, der, durch die Witterung begünſtigt, mit überraſchender Schnelligkeit fortſchreitet und auch von der Köln-Gießener Bahn, die uns die nächſte Verbindung mit Mitteldeutſchland eröffnet, verſpricht man ſich die außerordentlichſten Erfolge. Weniger zuverſichtlich iſt die öffentliche Meinung in Betreff der Bahn auf dem linken Ufer, deren Fortſetzung nach Koblenz und Bingen nun ebenfalls beſchloſſen iſt. Allerdings hat die Dampfſchiffahrt auf dieſer Strecke bisher große Dienſte geleiſtet; für die Erweiterung jedoch, welche der Verkehr in den letzten Jahren erfahren hat, ſowie für die noch weit größere, der derſelbe entgegengeht, reicht ſie nicht aus, ſelbſt abgeſehen von den höchſt empfindlichen Uebelſtänden, welche ihre häufige Unterbrechung durch Jahreszeit und Witterung herbeiführt. Auch der Abſatz unſerer Fabriken iſt noch einer großen Ausdehnung fähig; die wachſende Ausbreitung des Eiſenbahnverkehrs wird ihnen nicht blos neue Märkte eröffnen, ſondern ſie wird auch einen Zufluß von Arbeitskräften herführen, der für Production und Conſumtion ſich gleich vortheilhaft zeigen wird.

Und wie die Eiſenbahnen den Fleiß und die Güter der Menſchen mit Windeseile auf der Erde hin- und herbewegen und dadurch eine Ausgleichung und mit der Ausgleichung eine Steigerung der Bedürfniſſe hervorbringen, von der man in frühern Zeiten keine Ahnung hatte, ſo ſchafft der Bergbau die Schätze ans Licht, die noch im Schooſe der Erde ihrer Befreiung entgegenharren. Früher galt der Winzer und die ſchäumende Kelter

als das eigentliche Symbol des Rheinlandes; bald wird es der Bergmann mit dem Grubenlämpchen und dem Schürfeisen sein können. Kohle und Eisen, diese beiden Hauptstützen der modernen Industrie, sind auch die Hauptreichthümer unsers Bodens; man hat früher selbst gar nicht gewußt, welche unerschöpflichen Massen wir davon besitzen und welche Quellen unversieglichen Wohlstandes uns in diesen schwarzen unscheinbaren Grubengängen geöffnet sind. Noch immer beherrscht das Eisen die Welt, aber nicht mehr in der rohen Form des Schwertes, sondern in der vergeistigten der Maschine; die Maschine aber bedarf der Kohle, es ist die nährende Speise, die sie in sich aufnehmen muß, um ihre wunderthätigen Arme in Bewegung zu setzen. Noch bis vor kurzem war ein großer Theil des hiesigen Bergbaus Gegenstand auswärtiger Speculation; Engländer und Franzosen haben darin große Summen bei uns angelegt, von denen sie freilich noch größere Zinsen ziehen. Es ist sehr erfreulich, daß in der jüngsten Zeit auch die vaterländischen Capitalien anfangen, sich diesem Betriebe zuzuwenden und zwar nicht blos aus unserer eigenen Provinz, sondern auch aus andern Gegenden des Vaterlandes; selbst aus Pommern, das in so mancher Hinsicht als der entgegengesetzte Pol unsers Landes gelten darf, waren kürzlich Agenten hier, welche beauftragt waren, für dortige Capitalisten hiesige Gruben anzukaufen und in Betrieb zu setzen. Wie man hört, ist das Geschäft, bei dem es sich um sehr bedeutende Mittel handelt, seinem Abschluß nahe und so wird vielleicht die ausgleichende Macht der Industrie dazu beitragen, Gegensätze zu vermitteln und auszusöhnen, die sich auf andern Gebieten noch so schroff gegenüberstehen.

Das bringt mich denn wieder auf unsere politische Lage. Dieselbe ist nicht besonders erfreulich; namentlich wird die neue Gemeindeordnung, mit der man uns von Berlin aus beschenken will, hier mit großem Widerwillen betrachtet. Soll sie doch auch, nach den in der Kammer selbst gefallenen Aeußerungen, eine Zuchtruthe sein, mit der unsere Freunde von der Kreuzzeitung, die Staatsweisen aus Pommern und der Mark uns dafür bestrafen wollen, daß die schönen Ufer unsers Stroms nicht auch von Kossäthen und Einliegern bewohnt sind, daß ein unabhängiges, selbstbewußtes Bürgerthum sich bei uns zur allgemeinen Grundlage des politischen Daseins entwickelt hat, und daß daraus jene Gleichheit des Bewußtseins und der Ansprüche, des Wohlstands und der Bildung hervorgegangen ist, die den Schutzrednern der Privilegien und des Kastenwesens freilich sehr unbequem fallen muß. Außerdem aber haben wir ja auch das Unglück gehabt, einmal französisch zu sein; zur Strafe dafür sollen wir nun wieder ein bischen uckermärkisch oder wendisch gemacht werden. Einstweilen hilft dem Rheinländer auch hier wieder seine praktische Natur; er weiß, daß dergleichen neue Einrichtungen leichter geschrieben und decretirt als ausgeführt sind. Auch ist es ja nicht das erste mal, daß man uns hat wollen mit Institutionen beglücken, welche der Natur unsers Landes und unserer Bevölkerung widerstreben. Bisjetzt sind alle diese Bemühungen nicht nur vergeblich gewesen, sondern sie haben auch in der Regel zu dem entgegengesetzten Resultat geführt. Der Rheinländer, trotz seines sanguinischen Temperaments, besitzt doch auch eine große Zähigkeit; auf diese Zähigkeit verläßt er sich auch in diesem Falle, er weiß, daß die Bureaukratie bisher keinen Boden bei ihm gefunden hat und hegt

zu sich selbst das gute Zutrauen, daß es ihr auch diesmal nicht gelingen wird, sich bei uns festzusetzen. Höchst peinlich dagegen war das Aufsehen, das der Hinckeldey'sche Vorfall bei uns erregte. Das Rheinland hat bekanntlich auch seine Aristokratie und zwar seine sehr selbstbewußte und in sich abgeschlossene; die rheinisch-westfälische Adelskette hat ihrerzeit viel von sich reden gemacht und noch jetzt ist sie keineswegs ausgestorben. Aber dessenungeachtet hält man es für unmöglich, daß sich bei uns Dergleichen hätte zutragen können; gerade weil unser Adel ein so lebhaftes Bewußtsein seiner Standesehre hat, darum, glaubt man, würde er sich auch niemals zu Manövern hergegeben haben, wie sie dem allgemeinen Gerücht zufolge dem Hinckeldey'schen Duell vorhergegangen sein sollen.

In literarischer Hinsicht ist es bei uns still wie immer; der Rhein ist zwar der liederreichste Strom, aber doch mehr in passiver als in activer Hinsicht. Das kleine Häuflein Dichter, das in Köln zusammenlebt, hat Mühe, sich gegen das industrielle Drängen und Treiben der Zeit zu behaupten; Düsseldorf ist ganz still geworden, in St.-Goar aber, wo ehedem Geibel und Freiligrath eine ganze poetische Colonie um sich versammelten, sieht man nur noch langbeinige Engländer und andere Touristen umherstelzen.

Besser ist es mit den bildenden Künsten bei uns bestellt, am besten mit der Baukunst, für die sich eben infolge unsers industriellen Lebens sowie des dadurch hervorgerufenen Wohlstands ein bedeutendes Feld der Thätigkeit geöffnet hat. Des kölner Brückenbaus gedachte ich bereits; er verspricht eins der großartigsten Bauwerke aller Zeiten zu werden. Auch der Ausbau des kölner Doms schreitet rüstig vor. Die Geldmittel scheinen dies Jahr besonders reichlich zu fließen; die kölner Versicherungsgesellschaft Concordia hat der Kasse des Dombaus ein Geschenk von nicht weniger als 10,000 Thlrn. gemacht, was denn zur Folge gehabt hat, daß einige rivalisirende Gesellschaften gleichfalls mit ungewohnter Freigebigkeit in den Beutel gegriffen haben. Dagegen dürfte eine andere Hülfsquelle, welche ihm in den letzten Jahren floß, für diesmal wol versiegt sein: der kölner Männergesangverein, so berühmt durch seine in London, Paris ꝛc. erfochtenen Siege, ist unter sich in Spaltung gerathen, ein Theil der Mitglieder ist schon seit längerm ausgeschieden und eine dritte Sängerfahrt nach London, welche für diesen Sommer projectirt war, unter diesen Umständen schwerlich zustande kommen. Bekanntlich wurde der Ertrag dieser Kunstreisen stets der Dombaukasse überwiesen; der Verlust, den sie durch das Scheitern des Projects erleidet, ist nicht unerheblich. In Düsseldorf, wo man ebenfalls mit großen Bauplänen umgeht — man spricht von einem neuen Theater, einem Versammlungsgebäude für den „Malkasten" und einige ähnliche Gesellschaften ꝛc. — ist man mit den Zurüstungen zum rheinischen Musikfest beschäftigt, während man sich in Köln für die Eröffnung der Kunstausstellung rüstet. Wir haben also reiche Kunstgenüsse in Aussicht, die uns bei der sonstigen Prosa unsers Lebens doppelt wohlthun werden; vielleicht finde ich in meinem nächsten Briefe Gelegenheit, ausführlicher darüber zu berichten.

Notizen.

Die preußischen Kammern haben ihren Senior verloren: in Emmerich im Regierungsbezirk Düsseldorf starb der Kanonicus Lensing, 72 Jahre alt. Derselbe hat nicht nur sämmtlichen rheinischen Provinziallandtagen seit Gründung des Instituts beigewohnt, sondern auch der Vereinigte Landtag von 1847, die Nationalversammlung von 1848, sowie sämmtliche Sessionen der Zweiten Kammer haben ihn in ihrer Mitte gesehen. Auch in das gegenwärtig tagende Haus der Abgeordneten war er wiederum gewählt worden, Alter und Krankheit jedoch hatten ihn verhindert, das Mandat anzunehmen. Einer gemäßigt conservativen Richtung angehörig, war er als Redner ohne Bedeutung; dagegen hat er häufig und nicht ohne Geschick als Alterspräsident fungirt. — In Rom starb Giuseppe Cerbara, der berühmteste unter den italienischen Kupferstechern der Gegenwart; er war 1773 geboren und hat in einem langen und thätigen Leben zahlreiche Erzeugnisse seines Kunstfleißes geliefert.

Bauernfeld's „Gedichte" (Leipzig, F. A. Brockhaus) sind soeben in zweiter vermehrter Auflage erschienen. Friedrich Halm soll mit den Vorbereitungen zu einer Gesammtausgabe seiner Werke beschäftigt sein. Paul Heyse in München hat ein komisches Gedicht: „Das schöne Mädchen von Cypern", nach einer Erzählung des Boccaz, vollendet. Burmeister in Halle schreibt „Zoologische Briefe"; das erste Heft (Leipzig, O. Wigand) verläßt in diesen Tagen die Presse.

Gutzkow's „Ottfried" ist auf Veranlassung des Marr'schen Gastspiels auf dem Königstädter Theater in Berlin zur Aufführung gekommen, jedoch mit demselben geringen Erfolg wie vor Jahren auf der Königlichen Bühne. Ebendaselbst hat ein soi-disant historisches Lustspiel von Hedwig Henrich, „Der Türke in Petersburg oder wie Katharina II. die Frieden schließt", das nach einjähriger, durch politische Bedenken veranlaßter Quarantäne endlich auf dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater an das Licht der Lampen gelangt ist, sich nur mühsam vor einer gänzlichen Niederlage retten können. Dagegen hat die Tragödie „Klytämnestra" von Tempeltey, deren wir schon neulich gedachten, bei der ersten Aufführung in Hannover ganz den glänzenden Erfolg gehabt, den man davon erwartete. In München gastirt Dawison, ebenfalls mit glänzendem Erfolg. Zum Herbst soll eine Wiederholung des berühmten Mustergastspiels im Werke sein, und zwar diesmal für beide Gattungen, Oper sowol wie Drama.

Die seit einiger Zeit erwarteten neuen Gedichte von Victor Hugo sind soeben unter dem Titel „Contemplations" in zwei Bänden erschienen; der Erfolg soll außerordentlich sein. Auch von Thiers' „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs" wurde kürzlich ein neuer Band, der 13. des ganzen Werks, ausgegeben. Halévy, der Componist der „Jüdin", hat eine neue komische Oper „Valentine d'Aubigny", Text von Barbier und Carré, aufführen lassen, wie es scheint, nur mit mäßigem Succeß.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von **Ludwig von Rönne**, Kammergerichtsrath.

Erste Lieferung.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer noch nie versuchten und doch dringend nöthigen **systematischen Bearbeitung des Preußischen Staats-Rechts** bedarf keiner Rechtfertigung und wird allseitig mit Freuden begrüßt werden. Der Verfasser aber, als juristischer und publicistischer Schriftsteller längst rühmlichst bekannt, zugleich mehrjähriges Mitglied der preußischen Ersten Kammer und Kammergerichtsrath in Berlin, war zur Abfassung dieses wichtigen und schwierigen Werks gewiß in jeder Weise vorzugsweise geeignet und berufen. Dasselbe erscheint in **zwei Bänden** zu je zwei Lieferungen und wird binnen Jahresfrist beendigt sein; der Preis wird 5—6 Thlr. nicht überschreiten. Ein ausführlicher **Prospect** über das Werk ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fortlage (Karl), System der Psychologie

als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht blos die Philosophen von Fach, sondern auch weitere Kreise interessiren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der obschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitern Kreisen dringend nothwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größern Publicum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

Das **Staats-Lexikon** von **Rotteck** und **Welcker** erscheint bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in **dritter** umgearbeiteter, verbesserter und vermehrter Auflage. Näheres beim Erscheinen des **ersten Hefts** in wenigen Wochen.

***Unterzeichnungen** werden schon jetzt von allen Buchhandlungen angenommen.*

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 20.** 15. Mai 1856.

Inhalt: Fragmente von Agrigent. Von **Ferdinand Gregorovius.** II. — Ueber Theodor Mommsen's „Römische Geschichte", 3. Bd. — Literatur und Kunst. Polnische Romane. (Polnische Romanbibliothek. 1. u. 2. Band: Kraszewski's „Ostap und Jaryna. Nach dem Polnischen herausgegeben von J. N. Fritz"; „Der Fürst «Mein Liebchen» und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von W. Bachmann.") — Correspondenz. (Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Fragmente von Agrigent.

Von
Ferdinand Gregorovius.

II.

Es gibt wenig Erscheinungen in der Geschichte, welche den Unbestand menschlicher Dinge in so erschütternder Weise darstellen als der plötzliche Tod Agrigents; denn diese schönste der menschlichen Städte verging wie ein Mensch, welcher mitten in der Fülle seiner Herrlichkeit vom jähen Tode dahingestreckt wird. Die Ereignisse waren folgende. Nach dem Untergang der Athener vor Syrakus hatte die Stadt Segesta die Karthager herbeigerufen. Diese waren im Jahre 409 unter Hannibal Giskon's Sohn mit großer Macht erschienen und hatten bereits Selinus zerstört, dann Himera dem Erdboden gleichgemacht. Syrakus sah den Fall der Städte nicht ungern, denn sie hatten seine Alleinherrschaft gehindert. Es beeilte sich auch nicht, Agrigent und Gela zu retten, und so ist jene Periode die schmachvollste der sicilischen Hellenen; sie trübt den Ruhm der Griechen, deren häßlicher Fehler, wie der aller Südländer überhaupt, die Parteiwuth war. Nun kehrten die Punier im Jahre 406 mit neuer Macht zurück. Die Agrigentiner aber, welche den ersten Anfall zu fürchten hatten, versorgten sich mit Getreide, bewaffneten sich, nahmen den Spartaner Dexippus mit 1500 Mann in Sold und zogen

auch campanische Miethsvölker herein, welche früher im Heere des Hannibal gedient hatten.

Bereits lagerten Hannibal und Himilko vor der Stadt, östlich vom Felsenhügel der Minerva und jenseit des Akragas; sie ließen einen Wall aufführen und bei dieser Gelegenheit die Gräber zerstören. Aber der Blitz schlug in das Grabmal des Theron ein, die Pest brach im Lager aus und raffte den Hannibal selber hin, während zugleich böse Zeichen und bei Nacht erscheinende Gespenster das Heer in abergläubische Furcht versetzten. Himilko verbot hierauf die Zerstörung der Grabmäler, und den Göttern zur Sühne opferte er dem Moloch einen Knaben und dem Poseidon hieß er viele Thiere ins Meer versenken.

Während nun die Karthager täglich Agrigent bestürmten, sandten die Syrakuser ihren General Daphnäus mit Truppen zum Entsatz. Die ihm entgegenrückenden Afrikaner schlug er völlig und Agrigent war gerettet, wenn die bestochenen Feldherren in der Stadt ausgefallen wären. Die aber machten es möglich, daß die Feinde in ihr Lager entkamen. Das Volk in der Stadt erhob sich hierauf und steinigte die Verräther; und nachdem Daphnäus die Karthager umschlossen hatte, waren diese dem wüthenden Hunger preisgegeben. Aber der Zufall fügte es, daß die karthagischen Schiffe die Getreideflotte einfingen, welche Agrigent mit Nahrungsmitteln versorgen sollte. Die Bürger hatten dort mit den Lebensmitteln verschwenderisch gewirthschaftet, weil sie an Entbehrung nicht gewöhnt waren und leichtsinnig auf die nahe Aufhebung der Belagerung sich verlassen hatten. Nun war die Zufuhr aufgezehrt. Doch nicht diese Noth, sondern der Mangel an eigener Wehrkraft brachte die Stadt um: denn die Söldner verriethen sie. Zuerst gingen die Campaner zum Feinde über, dann zogen Dexippus und Daphnäus ab, unter dem Vorwande, daß ihre Dienstzeit verstrichen sei. Den Agrigentinern sank also der letzte Muth. Nachdem sich ihre Feldherren überzeugt hatten, daß die Nahrungsmittel ausgegeben waren, befahlen sie, die Bevölkerung solle in der nächsten Nacht sammt und sonders die Stadt verlassen. Das Unerhörte geschah; so schnell verzagte dies zahlreiche Volk im Angesicht des Hungers, daß es, statt das Aeußerste zu versuchen, wie später Syrakus und Karthago thaten, die Schmach auf sich nahm, die wohlbefestigte Stadt mit allen ihren Schätzen dem Feinde zu überlassen. Als nun die Nacht gekommen war, zog das Volk aus, Männer, Weiber und Kinder, mit Jammer und Wehgeschrei die Lüfte erfüllend. So groß war die Furcht und so schimpflich die Eile, daß die Angehörigen sich nicht um ihre Kranken noch um die Altersschwachen bekümmerten. Manche jedoch blieben zurück und gaben sich selbst den Tod, um in den Wohnungen der Väter zu sterben. Die Masse des Volks aber zog nach Gela unter dem Geleit der Bewaffneten, und man sah unter dem

Schwarm auch die weichlich verwöhnten Jungfrauen zu Fuße fortziehen.

In die öde Stadt rückte Himilko des Morgens ein, nach dem achten Monat der Belagerung. Die noch drinnen waren, ermordeten die Karthager. Man sagt, daß auch der reiche Gellios zurückgeblieben war und daß er sich in den Tempel der Athene geflüchtet hatte; als er nun sah, daß die Afrikaner auch die Götter nicht schonten, zündete er den Tempel an und verbrannte sich mit den Weihgeschenken. Die Beute, welche die Karthager in Agrigent machten, das noch kein Feind verheert hatte und welches, nach den Worten des Diodor, damals beinahe die reichste Stadt unter den hellenischen war, muß sehr groß gewesen sein. Die köstlichsten Kunstwerke sandte Himilko nach Karthago als Siegeszeichen, wo sie später die Beute der Römer wurden. Agrigent aber ließ er verwüsten und die Tempel verbrennen (Spuren eines Brandes sieht man noch heute an manchem Gebälk). Doch erst, nachdem die Punier dort überwintert hatten, zerstörte Himilko die Stadt völlig, und Diodor sagt: er ließ die Kunstwerke und Reliefs in den Tempeln zerschlagen, wenn er glaubte, das Feuer habe sie nicht genugsam vernichtet. Ein unermeßlicher Verlust traf also damals die Cultur, gerade in der Blüte der Perikleischen Zeit, und nachdem auch in der Folge der Jahrhunderte so viele andere verwüstende Kriege Sicilien heimgesucht, und nachdem noch Verres den letzten Rest fortgerafft hatte, ist der Boden der Insel an Schätzen der Kunst sehr arm geblieben. Die Völker, welche das griechische Sicilien vernichteten, Karthager und Römer, waren gleicherweise Barbaren.

Dies fürchterliche Loos hatte Agrigent im Herbst des Jahres 406 vor Christi Geburt getroffen; und seitdem erholte sich die Stadt nie mehr, obwol sie wieder bevölkert wurde und noch einmal eine Rolle in der Geschichte spielte. Bis auf Timoleon's Zeit lag sie wüst, wenn auch nicht unbewohnt. Der große Korinther bevölkerte sie durch eine Colonie im Jahre 341, sodaß sie mit der Zeit wieder sich aufrichtete. Sie erhob sich sogar, während der Tyrannis des Agathokles von Syrakus, als dieser auf seinem abenteuerlichen Zuge in Afrika beschäftigt war, zu dem Gedanken, ganz Sicilien sich zu unterwerfen. Aber der Plan misglückte und Agrigent gerieth wieder in die Hände der Afrikaner.

Hierauf warf sich Phinzias zum Tyrannen der Stadt auf, ein neuer Phalaris. Die Agrigentiner aber verjagten ihn und gaben sich dem Pyrrhus von Epirus, dessen Herrschaft jedoch nur kurze Zeit dauerte. Agrigent wurde nun wieder karthagisch und einer der wichtigsten Orte der Punier in ihren Kriegen mit den Römern; denn sie hielten diesen großen Waffenplatz sogar noch, als Syrakus bereits gefallen war. Im

erſten Puniſchen Kriege ſtand in Agrigent wieder ein Hannibal Giskon's Sohn mit 50,000 Mann, und 25,000 Mann vermochten damals noch die Bürger der Stadt zu ſtellen. Mit 100,000 Mann ſchloſſen die Conſuln L. Poſthumius und Q. Emilius Agrigent ein, wo ſich Hannibal auf das glänzendſte vertheidigte. Weil aber Hanno, der zum Entſatz heranzog, geſchlagen ward, mußten die Karthager heimlich aus der Stadt abziehen. Sieben Monate lang hatten die Römer ſie belagert, und als ſie nun einzogen, mordeten ſie mit ſchonungsloſer Wuth das agrigentiriſche Volk nieder und hauſten ärger, als es einſt die Punier gethan hatten. Die überlebenden Bürger machten ſie ſämmtlich zu Sklaven (262 vor Chriſti Geburt). Aber nicht lange darauf fiel Agrigent in die Gewalt des karthagiſchen Feldherrn Karthalus, der die unſelige Stadt anzünden und zerſtören ließ. Gleichwol hörte ſie nicht auf, zu exiſtiren. Denn als Syrakus gefallen war, hielten ſich in Agrigent noch Epikides, Hanno und Mutines gegen Marcellus. Mutines war ein Punier aus Hippo, welchen der große Hannibal aus Italien herübergeſchickt hatte; er verrichtete nun mit der Reiterei ſo kühne Thaten, daß er ganz Sicilien mit ſeinem Namen erfüllte. Der neidiſche Hanno nahm ihm das Commando, was zur Folge hatte, daß Mutines Agrigent aus Rache verrieth. Denn Nachts öffnete er dem Conſul Lävinus die Thore der Stadt. Hanno und Epikides hatten eben nur Zeit, ſich in einer Barke zu retten. Mit gewohnter Grauſamkeit beſtraften die Römer Agrigent, die Häupter der Stadt ſtrichen ſie mit Ruthen und köpften ſie dann, alle Uebrigen wurden in die Sklaverei verkauft. So fiel erſt mit Agrigent auch ganz Sicilien in die Gewalt der Römer, im Jahre 211.

Seit dieſer Zeit verlor ſich die ſchöne Stadt des Empedokles und des Theron aus der Geſchichte, in der ſie nie mehr eine Rolle ſpielte. Zur Zeit der Hellenen hatte ſie auch an edeln Geiſtern herrlich geblüht, und mögen die beſten unter ihnen noch einmal genannt ſein. Es zieren ſie Empedokles; Pauſanias; Akron der Philoſoph, Redner und Arzt; Potus des Gorgias Schüler; Dinolochos der Komödiendichter und Schüler des Epicharmos; Karkinos der Tragödiendichter; Phäax der Architekt; Metellus der Lehrer des Platon in der Muſik; Philinus der Geſchichtſchreiber, und ſelbſt noch in der Zeit des Elends, da der raubſüchtige Verres das ganz verſunkene Agrigent um ſeine letzten Schätze brachte, welche ihm die Gnade des Eroberers von Karthago gegönnt hatte, ehrt ſeine Vaterſtadt noch Sophokles als Vertheidiger derſelben vor den Römern gegen jenen Räuber.

Es iſt wol anzunehmen, daß ſchon vor der letzten Eroberung Agrigents die Stadt ſich auf den Kamikus beſchränkt hatte, wo ſie noch heute ſteht, ſchon 2000 Jahre lang, und im Elend dauernder, als ſie es nicht in ihrem Glanze war. Im Jahre 825 eroberten ſie die Sarazenen,

Nachfolger jener Punier und aus demſelben Lande herübergekommen. Ihren letzten Emir Kamut verjagte dort der Graf Roger im Jahre 1086. Dann wurde ſie ein Feudum adeliger Familien, immer tiefer ſinkend, bis zu der Einwohnerzahl von nur 16,000 Menſchen. Dieſem heutigen Girgenti liegen nun in dem wüſten Gefilde die letzten Denkmäler des großen Akragas zu Füßen, jene doriſchen Tempel, welche trotz Zeit und Menſchenwuth das Geſchick der Nachwelt ziemlich wohl erhalten hat, während die einſt nicht minder herrlichen Tempel von Selinus alle am Boden liegen, und während andere blühende Städte Siciliens, das kornreiche Gela des Aeſchylus, Himera, Kamarina ꝛc. ſpurlos verſchwunden ſind, und Syrakus ſelbſt an Tempeln nichts gerettet hat, was ſich den Trümmern von Agrigent vergleichen ließe.

Dieſe Tempel wollen wir nun der Reihe nach aufſuchen.

Es führt die Porta-di-Ponte, das öſtliche Thor des heutigen Agrigent, zu dem gerade gegenüberliegenden Fels der Minerva (Rupe Atenea), einer maleriſchen Anhöhe, wo heute Kloſter und Kirche San-Vito ſtehen und die Girgentiner einen öffentlichen Garten angelegt haben, in welchem die Büſte des Empedokles aufgeſtellt iſt. Im Alterthum ſtand auf dieſem Hügel der Tempel des Zeus Atabirius und der Minerva; es iſt nichts von ihm übriggeblieben; aber an dem ſüdlichen Felsabhang erkennt man noch die Spuren des Tempels der Ceres und Proſerpina, auf deſſen Fundamenten jetzt die Kirche San-Biagio ſteht.

Geht man nun am Minervenhügel vorüber und ſüdwärts hinab, ſo gelangt man zu jener Reihe von Tempeln, welche auf dem Rand der ſüdlichen Stadtmauer ſtehen. Ihr Anblick auf dem ſchönen Hintergrunde des Lilybäiſchen Meers, zumal wenn die Sonnenglut ihr gelbes Geſtein erleuchtet und die mächtigen Säulen ſtrahlen macht, iſt noch heute ſo überraſchend; wie prachtvoll muß er alſo im Alterthume geweſen ſein!

Der ſchöne Tempel der Juno Lucina iſt der erſte in dieſer Reihe. Er erhebt ſich auf einem mäßigen Hügel, zur Hälfte zertrümmert; denn nur auf einer Seite ſtehen noch ſeine 13 doriſchen Säulen und tragen das Gebälk. An der Fronte ſtehen nur noch zwei Säulen mit einem Stück des Architravs; den übrigen fehlen entweder die Capitäle oder ſie ſind gänzlich niedergeworfen und zerſplittert. Der Tempel iſt nach Oſten und Weſten gerichtet und ſteht nach doriſcher Art auf einem hohen Unterbau von vier Stufen. Er war von einem Porticus von 34 doriſchen Säulen mit je 20facher Cannelirung umgeben, ſodaß je 13 auf den Längen, je 6 an den Fronten ſtanden. Die Säulen haben fünf Palm im Durchmeſſer, und eine Höhe von beinahe fünf Diametern, 24,10 Palm. Ihre Capitäle zeichnen ſich durch ſchöne Linien aus. Leider iſt nichts weder von den Fronten noch vom Geſimſe erhalten. An den Trümmern bemerkt man Spuren eines Brandes. Nach den Angaben

Serra di Falco's sind die Maße dieses Tempels in der Länge 158,10,3 Palm, in der Breite 75,8 Palm. Die Zelle, welche noch ziemlich kenntlich ist, hatte 107,11,6 Palm in der Länge, in der Breite 36,1 Palm. Der sicilische Geschichtschreiber Fazello aus dem 16. Jahrhundert war der erste, welcher diesem wie den folgenden Tempeln den Namen gab; bis auf seine Zeit hieß er Torre delle pulselle, Thurm der Mädchen. Nach dem Berichte des Plinius malte Zeuxis für diesen Tempel sein berühmtes Bild der Juno, wozu ihm die Agrigentiner die fünf schönsten Jungfrauen der Stadt als Modelle hergaben. Aber Cicero erzählt Ebendasselbe von dem Tempel der Juno in Kroton und vom Bilde der Helene.

Von den Stufen dieses Tempels übersieht man den Umfang der alten Stadt am besten. Vor sich hat man in unmittelbarer Nähe die südliche Stadtmauer, welche der natürliche Fels bildet, wie auch an einigen Stellen des alten Syrakus der Felsenabsturz zur Mauer gedient hatte. Geht man an ihr entlang, so findet man eine große Zahl von Felsengräben, von Columbarien und Nischen und Grabrotunden, welche sich an der Mauer hinziehen und, weil sie gewölbt sind, spätern Ursprungs scheinen.

Es folgt nun auf den Junotempel der wohlerhaltene Tempel der Concordia. Auch er liegt auf einem Hügel in malerischer Umgebung von dürrem rothbraunen Gestein, von Trümmern und üppigem Wuchs der Agaven und Cactusbäume. Bis auf das Dach, welches fehlt, ist er vollständig, mit beiden Fronten und allen seinen Säulen. Gleich dem Junotempel steht er auf vier Stufen; sein Plan ist fast derselbe, denn auch er hat einen Porticus von 34 Säulen in derselben Vertretung, sodaß der Prospect 6, die Seiten 13 zählen. Sie haben 20 Cannelirungen und eine Höhe von 26,6 Palm, wenig mehr als 5 Durchmesser. Die Länge des Tempels beträgt 152,7 Palm, die Breite 65,8 Palm; das ganze Gebälk hat die Höhe von 11,7,9 Palm, sodaß der Fries fast um 1 Palm höher ist als der Architrav. Es blieb also der Tempel durch die Karthager unzerstört und widerstand siegreich allen Unbilden der Zeit. Seine wohlerhaltene Herrlichkeit lockte im Mittelalter das Christenthum, ihn zur Kirche zu benutzen, und so wurde sein Verfall glücklich abgewendet. Die ganz erhaltene Zelle schuf man im 15. Jahrhundert zu einer Kapelle um, welche dem heiligen Gregorio delle Rape, Bischof von Girgenti, geweiht wurde. Damals brach man in die Seitenwände der Zelle die zwölf Bogen ein, welche man noch heute sieht und die, weil sie in einem dorischen Tempel widersinnig sind, Diejenigen beirren, welche von ihrem Ursprung nichts wissen. Später wurde die Kirche verlassen und im Jahre 1748 stellte der Prinz Torremuzza den Tempel wieder her. Fazello hat ihm den Namen Concordia beigelegt,

mit welchem ein doriſcher Tempel nichts zu thun hat; er wurde dazu durch eine lateiniſche Inſchrift verleitet, die man dort vorfand. Unter allen Tempeln Italiens und Siciliens hat kein einziger die Zelle ſo ganz erhalten wie dieſer; denn ſogar bis auf die Treppen, welche an ihrem öſtlichen Eingange auf das Dach führen, iſt jeder Theil ſtehen geblieben und gibt nun ein vollkommenes Bild des doriſchen Tempelbaus.

Es iſt überhaupt der vollſtändigſte und herrlichſte Tempel Siciliens; denn jener von Segeſta, deſſen Porticus und Fronten gleichfalls erhalten ſind, ward doch nicht vollendet, da ſich keine Spur von einer Zelle auffinden läßt und die Säulen noch ohne Cannelirung ſind. Die majeſtätiſchen braunen Säulen, baſenlos, mäßig verjüngt, die weitausladenden Capitäle, die ſchönen Verhältniſſe des Gebälks, welches den Schmuck ſeiner Triglyphen ganz bewahrt hat, die einfache Größe der Architektur, bringen den reinſten Wohllaut hervor. Und wol zeigt die doriſche Architektur, die ſchönſte architektoniſche Form des Alterthums überhaupt, nicht minder anſchaulich als es Plaſtik und Poeſie vermögen, welche klare Kraft und Harmonie in der Seele des griechiſchen Volks lebte, weil es im Stande war, dieſe einfachſten architektoniſchen Geſetze zu finden. Man kann ſich beim Anblick eines doriſchen Tempels nicht der Betrachtung enthalten, in welchen großen und einfachen Rhythmen ſich überhaupt das Leben der Griechen bewegt haben muß, wenn eben die geſammte nationale Empfindungsweiſe, welche jedes Volk am allgemeinſten und ſichtbarſten in der religioſen Architektur ausſpricht, ſich in ſolcher Geſtalt darſtellen durfte. Wir verſtehen dieſe architektoniſche Harmonie, welche ſo einfach iſt wie ein geometriſches Grundverhältniß, ſehr wohl, aber das volle Gefühl ihres innern Zuſammenhangs mit dem Weſen des Volks ſelbſt können wir nicht mehr beſitzen. So wenigſtens glaube ich, daß der chriſtliche Tempel von Monreale, das ſchöne Gegenbild dieſes Concordiatempels, in ſeinem Zuſammenhange mit den Lebensformen des Mittelalters uns viel lebendiger und begreiflicher erſcheinen muß. Hätte Sicilien nichts mehr als dieſe beiden Gebäude, die Denkmäler oder Repräſentanten zweier großer Culturen, ſo würde es ſchon um ihretwillen eins der merkwürdigſten Länder ſein. Der doriſche Tempel iſt das leibhafte Abbild der ſtrengen griechiſchen Weltordnung und ihrer tragiſchen Nothwendigkeit; aller Zufall wie alle Phantaſie iſt von dieſer ſtrengen Form abgeſchieden, deren majeſtätiſche Einheit nicht durch das Detail zerſplittert werden darf; kein vorwiegendes maleriſches Princip kommt zur Herrſchaft, noch irgend Aufwand von Zeichnung, noch Spiel mannichfaltiger Gebilde. Dies gibt erſt das chriſtliche Gemüth vollſtändig frei und breitet ſich maleriſch in Arabesken und Moſaiken und Steinfigurenwerk jeder Art aus. Der doriſche Tempel iſt ſchmucklos bis auf

die Triglyphen und die Sculpturen in den Metopen und Giebelfeldern, bis auf die schöne und einfache Zeichnung von Blättern und Mäandern am Gesimse; doch entbehrt er nicht der polychromen Malereien, deren Anwendung man an vielen Tempeln Siciliens nachweisen kann. Was endlich kann schmuckloser sein, als die basenlose dorische Säule, deren ernstes und mächtiges Capitäl imposanter wirkt als die spätern Formen ionischen und korinthischen Stils. Es scheint mir der dorische Tempel sehr charakteristisch für die ernste Natur Siciliens und für ein Land, welches eine nationale Begabung für die strenge Wissenschaft der Mathematik besaß.

Es ist nun der dritte Tempel der des Hercules, ehemals einer der herrlichsten Agrigents, jetzt eine kolossale Trümmermasse, welche wild durcheinandergeworfen daliegt. Nur eine cannelirte Säule ohne Haupt ragt aus diesem Wuste hervor. Mit Erstaunen betrachtet man diese ungeheuern Steinblöcke, die prachtvollen Capitäle, Trümmer des Frieses und Gesimses, die noch Spuren ihrer purpurrothen Bemalung bewahrt haben, und jene cannelirten Säulenglieder, welche gleich riesigen Mühlsteinen umhergerollt daliegen, halb in den Boden gesunken oder vom Pflanzenwuchs überdeckt. Nächst dem berühmten Olympion von Agrigent war eben dieser Tempel des Hercules der größte der Stadt und weitberühmt. Er war ein Hexastylos peripteros von 38 dorischen Säulen, je 6 an den Breiten, je 15 an den Längen, die Eckſäulen mitgezählt. Die Säulen zeichnen sich durch die herrlichsten Capitäle aus. Vier Reifen zogen sie unter dem schön profilirten Echinus zusammen. Ihr Durchmesser beträgt 8,5,10 Palm, ihre Höhe mit dem Capitäl wenig mehr als $4^1/_2$ Durchmesser, nämlich 38,10,2 Palm. Sie müssen daher ein ungemein kräftig und vollernst gemessenes Ansehen gehabt haben. Das Gebälk, das sie trugen, war 18,11,2 Palm hoch, sodaß der Architrav 6,3 Palm, der Fries 5,10,2 Palm, das Gesims 6,10 Palm betrug. Die lebhaftesten Farben von roth, blau, schwarz und weiß schmückten das Gebälk, und das Gesims war mit Löwenköpfen an den Rinnen und mit blumigem Zierrath versehen. Die Länge des ganzen Tempels berechnet Serra di Falco auf 259,2,8 Palm, die Breite auf 97,10,6 Palm. Die Tempelzelle war hypäthrisch. In ihr stand die hochberühmte bronzene Figur des Hercules von Myron, von welcher Cicero in seiner zweiten Verrinischen Rede uns viel Interessantes erzählt. Er sagt dort, das Kinn dieses Herculesbildes sei von den vielen Küssen Derer, die im Tempel beteten, abgeschliffen gewesen. Heute könnte Cicero eine gleiche Bemerkung im Sanct-Peter machen, wo die Küsse der Katholiken den Fuß des bronzenen Petrus nicht minder abgeschliffen haben, als es einst das Kinn des Hercules gewesen war. Darf man wol die Zeit und die Elemente schelten, daß sie die Kunstwerke zerstören, da selbst Werke von

Erz zu Schanden geküßt werden? Jene merkwürdige Uebereinſtimmung der Gebräuche iſt übrigens nicht das einzige Heidenthum, welches ſich in der katholiſchen Kirche erhalten hat.

Der ſchöne Hercules reizte die Begier des Verres. Er beſchloß ihn zu rauben, weil die Agrigentiner ihr Heiligthum nicht gutwillig hergeben wollten. Verres trieb den Raub der Kunſtſchätze im Großen, aber ſeine barbariſche Frechheit wurde dennoch ſpäter durch Napoleon übertroffen. Durch ganz Sicilien ſendete der Römer ſeine Kundſchafter, und wo ſich nur in Tempeln oder in Privathäuſern vorzügliche Gemälde und Bildſäulen fanden, erpreßte er ſie durch Drohungen oder nahm ſie mit offener Gewalt. In einer ſtürmiſchen Nacht ließ er den Herculestempel von ſeinen bewaffneten Sklaven überfallen; die Tempelwache ward übermannt, die Pforten des Heiligthums wurden aufgebrochen, und man war eben dabei, den bronzenen Gott von ſeinem Ort, wo er ſtark befeſtigt war, loszureißen, als das Volk herzulief. „Keiner war in Agrigent", ſagt Cicero, „weder von Alter ſo ſchwach, noch ſo entkräftet, der nicht in jener Nacht, durch dieſe Kunde aufgeſchreckt, ſich erhob und irgendwelche Waffe ergriff. So ſtrömte in kurzer Zeit die ganze Stadt nach dem Tempel." Die Räuber, die ſich mit Brecheiſen und Stricken an dem nicht weichenden Hercules vergebens abmühten, wurden mit Steinen in die Flucht geſchlagen; nur zwei kleine Bildwerke nahmen ſie mit ſich. Die Sicilier waren, wie Cicero an mehren Stellen von ihnen rühmt, ſehr geiſtreich; ſie machten bei dieſer Gelegenheit einen Witz auf den verunglückten Raubverſuch, in dem ſie ſagten: man müſſe unter die Arbeiten des Hercules fortan das Ungeheuer Verres ebenſo gut aufnehmen als den erymanthiſchen Eber.

Es ſoll in demſelben Tempel auch die Alkmene des Zeuxis aufgeſtellt geweſen ſein, welche nach Plinius dem Künſtler ſo wunderbar ſchön gerathen war, daß er keinen Preis ihrer für würdig hielt und das Bild in den Tempel ſtiftete. Im Jahre 1836 fand man unter den Tempeltrümmern die kopfloſe Statue des Aesculap, welche jetzt im Muſeum zu Palermo ſteht.

Weiterhin gelangen wir nun zu den Ruinen des berühmteſten aller Tempel Siciliens, welcher überhaupt eins der größten Werke des Alterthums war. Ich meine das Olympium oder den Tempel des olympiſchen Zeus. Die Agrigentiner bauten ihn in ihrer glänzenden Periode nach dem Siege bei Himera; ſeine Entſtehung fällt in dieſelbe Zeit, da in Selinus der Jupitertempel, in Athen das Parthenon, in Olympia der Tempel des Zeus, in Phigalia der Tempel des Apollo und zu Argos der Junotempel erbaut wurde, alſo in die große Epoche der Vollendung des doriſchen Stils in allen helleniſchen Landen überhaupt. Die Agrigentiner hatten den ungeheuern Bau faſt zu Ende geführt, denn

es fehlte nur das Dach; da machte der Krieg mit den Karthagern und die Zerstörung der Stadt im Jahre 406 den Abschluß des Tempels unmöglich. Himilko plünderte das Olympion, und obwol die barbarischen Afrikaner im Innern desselben eine große Verwüstung anrichteten und ohne Zweifel ihre Lust an den Reliefs und den prachtvollen Sculpturen der Giebelfenster büßten, so weit sie dieselben erreichen konnten, so konnten sie bei der Größe und Festigkeit des Baus doch schwerlich daran denken, ihn auf den Boden zu werfen. Auch schützte ihn der Charakter seiner Architektur, da er nicht ein Peristhlium von freistehenden Säulen hatte, sondern von Wänden mit darangesetzten Halbsäulen umschlossen war. Polybius sah den Wunderbau noch aufrecht und weit ins Mittelalter hinein erhielt er sich, aber immer mehr und mehr in Trümmern gehend, vom Wetter und Erdbeben, von der Wuth der Sarazenen oder von der Barbarei Derer angegriffen, welche seine Quadern zu Baumaterial benutzten, bis am 9. December des Jahrs 1401 die letzten noch aufrechtstehenden Reste auf den Boden stürzten. Dies erzählt Fazello, welcher den herrlichen Tempel, dessen Name, ja dessen Ort sogar bereits aus dem Gedächtniß des Volks geschwunden war, wieder auffand. „Und obwol", sagt er, „der Rest des Gebäudes im Laufe der Zeit zerfiel, stand doch ein Stück, welches sich an drei Giganten und einige Säulen stützte, lange Zeit aufrecht. Dies ist bis auf den heutigen Tag von der Stadt Agrigent zum Andenken bewahrt, und sie haben es in ihr Wappen gesetzt. Aber auch dieses Stück stürzte aus Sorglosigkeit der Agrigentiner im Jahre 1401 zusammen, am 9. December." Ein gleichzeitiger Dichter besang diesen Trümmerfall in folgenden sonderbaren Versen:

Ardua bellorum fuit gens Agrigentinorum,
Tu sola digna Siculorum tollere signa
Gigantum trina cunctorum forma sublima.
Paries alta ruit, civibus incognita fuit.
Magna gigantea cunctis videbatur ut dea.
Quadricenteno primo sub anno milleno
Nona decembris deficit undique membris.
Talis ruina fuit indictione quinquina.

Die Stadt Girgenti führt noch heute drei Riesen im Wappen; die Trümmer des Olympium aber nannte das Volk den Palazzo de' Giganti.

Heutzutage ist von dem großen Tempel nichts mehr zu sehen als sein Plan, welchen man durch Aufräumung vollständig darzulegen vermocht hat und dessen ungeheure Größe in Erstaunen setzt. An den Seiten hat sich der Schutt zu Wällen gebildet, welche Pflanzenwuchs umbuscht; Oelbäume haben zwischen den Trümmern Wurzel geschlagen. Deren größte Masse liegt auf der westlichen Seite aufgehäuft, wo die kolossalen Glieder dieses Baus durcheinandergestürzt sind, darunter

Stücke von den Halbsäulen, in deren Rinnen, wie es schon Diodor angegeben hat, ein Mann bequem Platz findet. Aber so groß diese Trümmermasse auch ist, so erscheint sie doch im Verhältniß zum Ganzen so gering, daß man gleich erkennt, wie das meiste Material hinweggebracht worden sei. Aus den Bausteinen dieses einen Tempels wurde noch zur Zeit Karl's III. von Bourbon der Molo des heutigen Girgenti erbaut. Mitten auf die nun freigelegte Grundfläche des Olympions hat man einen jener riesigen Giganten, die als Karyatiden dienten, hingestreckt. Er besteht aus mehren Stücken eines Muschelkalktuffs, welche aneinandergesetzt sind. Der riesige Kopf, durch Witterung und Herabsturz unförmlich geworden, hat geringelte Haare und ein Berretto nach phrygischer Weise; die Arme sind zum Tragen wie bei Karyatiden darübergelegt. Die Figur, fast 30 Palm lang, zeigt den strengen ägyptischen Stil, sie läuft mit zusammengehaltenen Füßen spitz nach unten zu. Durchaus erinnert sie an die riesigen Steinbilder von Memphis und von Theben, und hier in der Zelle ausgestreckt, erscheint nun dies braune und seltsame Gigantengebilde wie der riesige Gott selbst, der sich mitten in die Ruinen seines Tempels zum Schlaf der Jahrhunderte niedergelegt hat, unerwecklich weder durch Erdbeben, noch durch Elementenkampf, noch durch den Lärm der Geschichte eines kleinern Menschengeschlechts.

Diodor hat uns den Tempel beschrieben, wie er ihn sah. Es beweisen, so sagt er, die heiligen Tempel und besonders der Tempel des Zeus die Pracht der Stadt zu jener Zeit. Die andern Tempel sind verbrannt oder zerstört, weil die Stadt oftmals erobert wurde. Das Olympion blieb dachlos, da ein Krieg dazwischen kam. Nach der Zerstörung der Stadt aber kamen die Agrigentiner nie mehr dazu, den Tempel zu vollenden. Er ist lang 340 Fuß, breit 60 (soll nach Winckelmann richtig heißen 160 Fuß), hoch 120 Fuß, ohne die Untermauer. Er ist der größte von Sicilien, und in Rücksicht auf den starken Unterbau kann man ihn auch den auswärtigen dreist gleichstellen. Denn obgleich das Gebäude nicht vollendet ward, ist doch sein Plan deutlich. Indem sonst das Tempelhaus nur von Wänden allein oder das Heiligthum rings von Säulen umgeben ist, hat dieser Tempel beide Unterstützungen. Es sind nämlich in die Wände Säulen eingesetzt, von außen rund, im Innern des Tempels viereckig. Der äußere Theil der Säulen, deren Kehlen so weit sind, daß sich ein Mensch hineinstellen kann, hat einen Umfang von 20 Fuß, der innere Theil einen von 12 Fuß. In den ungewöhnlich großen und hohen Feldern ist ostwärts der Gigantenkampf in sehr großen und schönen Reliefs dargestellt, westwärts aber die Eroberung Trojas, und man findet die Figur eines jeden Helden dem Charakter gemäß.

Die Trümmer und die Grundfläche des Tempels bestätigen vollkom-

men die Angaben Diodor's. Der Tempel, auf fünf Stufen, also auf einem Piedestale aufgestellt, das seinen Verhältnissen entsprach, war von Osten nach Westen gerichtet, hatte eine Länge von 417, eine Breite von 203 Palm. Er war der einzige von der eigenthümlichen Gattung Pseudoperipteros, das heißt, ihn umfaßten nicht freistehende Säulen, sondern die Mauern selbst, in welche auf den Längen je 14 cannelirte Halbsäulen eingesetzt waren, deren Durchmesser 13,6 bei der enormen Höhe von 65,3 Palm betrug. Den Halbsäulen von außen entsprachen dann im Innern viereckige Pilaster. An der Ostseite, wo sonst der Eingang bei Tempeln zu sein pflegte, zählt Serra di Falco die ungleiche Zahl von sieben Halbsäulen, eine ungewöhnliche Anordnung. Seine Ansicht ist diese, daß der Eingang auf der Westseite gewesen sei, und der Baumeister auf jener Seite also die ungleiche Säule der Mitte hinweggenommen habe, um die Thür zu gewinnen. Denn da die Breite der Thür an dorischen Tempeln gewöhnlich größer gewesen sei als die doppelte Intercolumne, so ging das bei dem Pseudoperipteros nicht an; weshalb sich der Architekt in jener Weise geholfen habe. Den Fries gibt Serra di Falco auf 12,5,6 Palm an, das Gesims auf 5,11,6 Palm, die Höhe des Architravs, sagt er, sei nicht mehr zu ermitteln; indem er ihn aber etwa auf 10,4,7 Palm berechnet, bestimmt er die ganze Höhe des Tempels auf etwa 142,3,7 Palm.

Das Innere war der Länge nach in drei Theile getheilt durch zwei Reihen von Pfeilern, die durch Gemäuer verbunden waren, sodaß also die Mitte für die Zelle bestimmt war und die Seiten als Peristyl galten. Wo jene Giganten, von denen einige weibliche Figuren mit langem Haar vorstellten, ihre Stelle einnahmen, ob an den Pilastern, ob die Zelle stützend, kann man nicht mehr erkennen. Sie waren 14 an der Zahl. Da nun von den großen Reliefs in den Giebelfeldern nichts mehr übriggeblieben ist als die kümmerlichsten Fragmente, so ist jene eine Karyatide der einzige Sculpturrest des Olympium, von welchem auf die Bildhauerei Siciliens zu jener Zeit nicht geschlossen werden darf, da er eben im Stil der Karyatiden gearbeitet ist. Der Verlust jener Sculpturen ist unendlich zu beklagen; wären sie erhalten worden, so würden sie im Verein mit den Metopen von Selinunt für die Geschichte der Sculptur ein großer Gewinn geworden sein. Vielleicht fördert noch ein Zufall einen ihrer Reste zutage.

Man findet heute in dem kleinen Museum des Malers Politi in Girgenti die Modelle des Olympium nach jenen Angaben des Diodor und der neuesten Alterthumsforscher hergestellt; sie geben eine deutliche Vorstellung von dem Tempel, dessen gigantische Größe durch die ihn umschließenden Wandflächen noch bedeutender wird erschienen sein. Aber eben weil die Säulen nicht freistanden, wird ihm die Kühnheit und

Schönheit gefehlt haben, welche das Olympion von Selinunt, wol der prächtigſte aller Tempel Siciliens, auszeichnete: denn deſſen Säulen ſtanden frei. Wie ſehr aber halbe oder auch nur an die Wand anlehnende Säulen in ihrer plaſtiſchen Wirkung ſich abſchwächen, mag man heute an den Säulen der plumpen Façade des Sanct-Peter ſehen, welche den doriſchen von Selinus in Agrigent an Umfang noch um ein Geringes überlegen ſind.

Die Verhältniſſe des Olympium von Selinunt, welches gleichfalls nicht vollendet war, ſind nach Serra di Falco dieſe: Länge 425,2 Palm; Breite 192,6 Palm; Diameter der Säulen faſt 13 Palm, und ungeheure Höhe von 68,2 Palm; acht Säulen im Proſpect, je 17 auf den Längen. Stellt man ſich demnach ein ſolches Gebäude in fehlloſer Vollendung vor, ſo gibt es kaum einen Bau in der Welt, der jenem gleichkäme. Der Tempel des Zeus zu Olympia war nur 274 Palm lang; der Tempel der Diana zu Epheſus aber 445 Palm, der des Apollon zu Didyma 407 Palm lang; der Neptuntempel zu Päſtum maß 242,34 Palm in der Länge, 108,56 in der Breite, der Sonnentempel zu Palmyra 268 Palm in der Länge, in der Breite 165 Palm; der große Tempel zu Edfu in Aegypten 378 Palm in der Länge.

Ueber das Olympion hinaus liegt weiter weſtlich der außerordentlich maleriſche Ueberreſt des Caſtor- und Polluxtempels; ſo hat nämlich Fazello dieſe Trümmer genannt, welche bis auf die neueſte Zeit am Boden lagen. Denn die vier herrlichen Säulen mit ihrem Gebälk haben erſt Serra di Falco und Cavallari aus dem Schutte zuſammengeſucht und glücklich aufgerichtet. Sie ſind doriſch, cannelirt und mit weißem Stuck überzogen. Der Tempel hatte 13 Säulen in den Längen, 6 an den Breiten; ſie ſind 23,6 Palm hoch und haben im Durchmeſſer 4,7 Palm. Da ſich jedes einzelne Glied dieſes ſchönen Baus in Fragmenten vorgefunden hat, ſo konnte man dieſe ſo zuſammenſetzen, daß der weſentliche Charakter des Tempels deutlich wurde. Er war polychromiſch, man ſieht die Reſte der Malerei noch am Gebälk. Das Geſims iſt von überaus graziöſer Arbeit; Löwenköpfe ſind an den Rinnen angebracht. Serra di Falco hält den Tempel für unbezweifelt griechiſch, aber doch für eine römiſche Reſtauration.

Der letzte Tempel in der ſüdlichen Reihe iſt gegen Weſten hin der ſogenannte Tempel des Vulcan, ein Trümmerhaufe, aus denen noch zwei Säulenſtümpfe aufragen, welche römiſche Cannelirung zeigen.

Geht man nun zum Herculestempel zurück und durch den Einſchnitt der ſüdlichen Stadtmauer, welcher hier ein altes Thor (die Porta aurea) nach der Meeresſeite zu erkennen läßt, ſo hat man außerhalb der Mauer und in ihrer unmittelbaren Nähe das ſogenannte Grab des Theron vor ſich. Es iſt dies ein vierſeitiges, aus Kalkſteinquadern errichtetes Denk-

mal von zwei Stockwerken; das untere ist ungegliedert und durch ein Gesims vom obern getrennt; dieses verjüngt sich und endet in einer Platform. Jede Ecke hat eine cannelirte Säule mit ionischem Capitäl und attischer Basis. Wahrscheinlich ist dies Monument irgendein Kenotaphium aus der römischen Zeit, und es möchten leicht Diejenigen Recht haben, welche behaupten, es sei das Denkmal eines Pferdes gewesen. Oelbäume, die es heute umstehen, machen es sehr malerisch, und indem der Beschauer von hier aus über sich die steile und rothbraune Felsenmauer und die darüber aufragenden Tempel, unter sich aber die sonnige Flur des Akragas und das Meer erblickt, genießt er eines großen und herrlichen Schauspiels.

Es liegen noch südlicher nach dem Meere zu die Trümmer des Aesculapstempels, in welchem einst Mykon's herrliche Statue des Apollo stand, welche Himilko nach Karthago bringen, Scipio den Agrigentinern wiedererstatten ließ und die endlich Verres aus dem Heiligthume raubte.

Dies nun sind die Ueberreste des großen Agrigent auf jener Seite der Stadt und außerhalb der Mauern. Die lange Linie der Tempel, welche sich dort hinzogen, wie sie heute benannt sind, also die Tempel der Juno, der Concordia, der kolossale Herculestempel, der noch größere des olympischen Zeus, der Tempel des Castor und Pollux und wol manche andere, die nun entweder zertrümmert oder gänzlich verschwunden sind, müssen den erhabensten Anblick gewährt haben; zumal für Den, welcher von Heraklea, das heißt von der Meeresseite zur Stadt heraufkam, erst das üppigste Fruchtgefilde durchzog, und dann vor sich über den Mauern die Tempel sah, gleichsam die heiligen Hüter der volkwimmelnden Stadt, die mit dem Gewirr ihrer Gassen und mit ihren sonstigen Prachtbauten weithin die Hügel hinanstieg und in dem Tempel der Minerva auf dem höchsten östlichen Felsenkamm, auf dem westlichen Gipfel aber mit der Akropolis endigte.

Bis auf die wenigsten Ueberreste ist von dieser innern Stadt Alles verschwunden. Ueberall bedecken Weinberge oder Oelgärten den Boden, aus dem immerfort Münzen, Vasen und andere Alterthümer gezogen werden. Etwa in der Mitte des alten Stadtgebiets steht heute die Villa der Erben des Ciantro Panitteri, ein einfaches Gebäude in einem ländlichen Garten, welches einige Anticaglien bewahrt, besonders ein schön gearbeitetes korinthisches Gesims römischer Zeit. In der Nähe dieser Besitzung zeigt man das sogenannte Oratorium des Phalaris, ein wunderlicher Begriff für diesen Tyrannen. Wie dem Theron wollten auch ihm die Girgentiner ein Denkmal zuschreiben, sie tauften also eine kleine römische Kapelle auf seinen Namen; denn das kleine Gebäude, ein Oblong von Pilastern, welche attische Basen und dorische Capitäler zieren, ist

unzweifelhaft römiſchen Urſprungs; die Mönche von San-Nicola haben es in eine chriſtliche Kapelle verwandelt.

Von dem alten Fiſchteich der Agrigentiner iſt keine Spur anzugeben, einen neuen ſieht man an jenem Oratorium angelegt. Und ſo iſt dies das einzige Alterthum, welches zwiſchen dem Hügel Kamikus und der ſüdlichen Stadtmauer noch aufrechtſteht. Denn in der heutigen elenden Stadt iſt nichts von doriſchen Denkmälern vorhanden, außer den ſogenannten Reſten des Tempels des Jupiter Polieus, auf deſſen Fundamenten die Kirche Santa-Maria de' Greci gebaut iſt. Sie liegen unter der Kirche im Boden. Mit Fackeln hinabſteigend, ſieht man noch einige Stufen und Stümpfe von doriſchen Säulen.

Aber den herrlichſten Schatz bewahrt ſchon ſeit langer, doch ungewiſſer Zeit die Kathedrale der Stadt, ein anſehnliches Gebäude auf dem Kamikus. Dort ſteht nämlich zu einem Taufbecken benutzt der berühmte Sarkophag, deſſen Reliefs Scenen nach der „Phädra" des Euripides darſtellen, wie man annimmt, die Copie eines griechiſchen Meiſterwerks, von römiſcher Künſtlerhand gefertigt. Die römiſchen Muſeen ſind ausgezeichnet durch ſchöne Sarkophage, aber in der Regel reizen ihre Reliefs aus nachgriechiſcher Zeit mehr durch Reichthum und Inhalt des Vorgeſtellten als durch die Schönheit der Compoſition. Auf dem Sarkophag von Agrigent wetteiferte jedoch der Bildhauer mit dem Dichter, und ſchwerlich läßt ſich die ſchöne Scene des Trauerſpiels, wo die verſchmachtende Phädra in Ohnmacht hinſinkt, graciöſer darſtellen, als es der Künſtler in ſeinem Relief vermochte. Man kennt die Vorliebe der ſiciliſchen Griechen für den Euripides; man weiß, daß Verſe dieſes Dichters hinreichten, die Syrakuſaner in Entzücken zu verſetzen, und daß nach dem Untergang der atheniſchen Expedition viele gefangene Athener Verſen des Euripides ihre Befreiung verdankten. Schon hieraus darf man folgern, daß jener Sarkophag ein Werk ſiciliſcher Kunſt war. Der Werth der Reliefs und der Ausführung auf den Seiten des Sarkophags iſt ſehr ungleich; es ſcheint, daß die Seele des Künſtlers nicht überall gleich theilnehmend war. Wie wenige andere ſtellt übrigens dieſer Sarkophag die Handlung in entwickelter Folge dar. Sie beginnt mit der Jagd des Hippolyt, womit auch Euripides den Haß der Venus motivirt. Man ſieht den ſchönen Jüngling zu Roß, in der Chlamis, die Lanze auf den Eber ſchleudernd, welchen die Hunde anfallen. Drei andere Jäger betheiligen ſich mit Keule, Spieß und Stein. Ein vierter bringt einen Hund heran. Unter dem Laubwerke ſieht man auch den Cactus Siciliens abgebildet. Es folgt die zweite Scene auf der rechten Kleinſeite, Gipfel und Seele des Ganzen, ein Relief von der höchſten Schönheit und Anmuth. Da iſt Phädra auf den Stuhl geſunken, eine herrliche Geſtalt von ideellem Ausdruck; die Amme ſteht hinter ihr, ſie

entſchleiernd; eine Dienerin hält ihren ſinkenden rechten Arm, der linke ſcheint den kleinen bogenſpannenden Eros abzuwehren, welcher an ihrem Stuhl herauf ſeine Geſchoſſe bereitet. Herrlich drückte damit der Künſtler die Urſache des Siechthums, das Liebesleid und zugleich den moraliſchen Kampf in der Seele Phädra's aus, deſſen Schilderung das Glänzendſte iſt, was auch dem Euripides gelang, und wo er lyriſch-graciös wird wie Calderon. Junge Mädchen, ſchöne Geſtalten, halten vor der Liebekranken Cithern zum Spiel; und auch dies Motiv iſt gar reizend, die Figuren aber ſind leicht und zart, wie ähnliche auf Fresken von Pompeji. Indem hier kräftige Gegenſätze vereinigt ſind, die ſchmachtende ideale Geſtalt der Phädra, die ihr zur Folie dienenden Frauen, die alte Amme, die jungen Citherſpielerinnen, wird das Ganze ſehr anmuthig belebt. Vollends iſt der Zug melancholiſcher Grazie in der Erſcheinung Phädra's hinreißend. Es iſt das herrlichſte Gedicht von der Macht des Eros und die Compoſition dieſes Reliefs dem Schönſten gleichzuſtellen, was wir aus Pompeji beſitzen. Die dritte Scene ſtellt, auf der vordern Langſeite, den Hippolyt dar, wie er die Lanze in der Hand, die Freunde zur Seite, welche mit Roſſen und Hunden daſtehen, ſein Haupt in wehmüthiger Neigung abwendet; denn die Amme an ſeiner Seite offenbart ihm die Liebe ſeiner Stiefmutter. Am wenigſten vollendet iſt endlich der Schluß, auf der letzten Kleinſeite: Hippolyt liegt am Boden, aus der Biga herabgeſtürzt, der Wagenlenker ſucht die durchgehenden Roſſe zu halten; das neptuniſche Ungeheuer aber ſieht, nur leicht angedeutet, von hinterwärts herein.

Es ſind manche Köpfe und Figuren an dieſem ſchönen Werke beſchädigt, im Ganzen aber iſt der Sarkophag wohlerhalten. Zwiſchen den grellen Fratzenbildern, welche in der Kathedrale umherhängen, die Lazarethmythologie des Chriſtenthums verſinnlichend, ſteht dieſer Sarkophag helleniſcher Künſte ſeltſam, verloren und fremd da und feiert hier den ſtillen Triumph des griechiſchen Genius über das Chriſtenthum.

Ich ſchließe mit ihm dieſe Fragmente von Agrigent.

Ueber
Theodor Mommsen's „Römische Geschichte".

(Vgl. „Deutsches Museum", 1856, S. 424 fg. und 449 fg.)

III.

Der dritte Band von Mommsen's „Römischer Geschichte", der den Zeitraum von Sulla's Tode bis zu Cäsar's letztem Siege in der Schlacht von Thapsus umfaßt, stellt den Uebergang Roms von der Republik zur Monarchie dar. In dieser kurzen Periode häufen sich die Schwierigkeiten, die der Geschichtschreiber überwältigen muß, am meisten. Die Ereignisse drängen und verwickeln sich, die Zahl und Bedeutung der ihren Gang bestimmenden Persönlichkeiten ist vermehrt; die Schwierigkeit, Personen und Ereignisse richtig aufzufassen, ist hier am größten, und nicht minder groß ist die Schwierigkeit der Anordnung und Gruppirung, da die Scene, auf der das große Drama spielt, sich bis zu den Grenzen der damals bekannten Welt erweitert. Wohl begreift man, daß hier den Verfasser die Empfindung überkam, die er mit dem Motto ausspricht:

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt es ihm fast den Kopf herum,
Wie er wollt' Worte zu allem finden?
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht' immer muthig bleiben
So fort und weiter fort zu schreiben?

Um so größere Anerkennung verdient es, daß er nicht nur diesen Muth behalten hat, sondern in der That des Stoffs vollkommen Herr geworden ist. Auch hier sind alle Foderungen der historischen Perspective erfüllt. In diesem überreichen Bilde ist keine Verwirrung; an allen Nationen der Alten Welt werden wir vorbeigeführt, von den wilden Kelten Britanniens bis zu den schweifenden Beduinen der arabischen Wüsten, von den ritterlichen Völkern Spaniens bis zu den Despotien des innern Asien: doch dieser ewig wechselnde Hintergrund thut der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Handlung keinen Eintrag, die sich vor unsern Augen entwickelt.

Wir wollen versuchen, von dem großen farbenreichen Gemälde der damaligen Welt, das Mommsen entworfen hat, einen flüchtigen Umriß zu geben. Zuerst Rom mit seinen glänzenden Palästen und einem Meer von elenden Gebäuden, mit einer aus allen Welttheilen zusammengeströmten Einwohnerschaft, einem ungeheuern Proletariat und einer Aristokratie von enormem Reichthum: „ein London mit der Sklavenbevölkerung von Neuorleans, mit der Polizei von Konstantinopel, mit der Industrielosigkeit des heutigen Rom, und bewegt von einer Politik nach dem Muster

der pariser von 1848"; der ewig flammende Herd der Revolution, ein politisches Sodom, wo das Gesindel aller Art sich am lustigsten tummelte und die Banden die eigentlichen Mächte des Tags waren. „Man könnte ebenso gut ein Charivari auf Noten setzen, als die Geschichte dieses politischen Hexensabbaths schreiben wollen."

Mit der Auflösung der staatlichen Ordnung verband sich die völlige Impotenz der oligarchischen Regierung und der erschreckende moralische und ökonomische Ruin in den höhern Ständen, um die Katastrophe mit Nothwendigkeit herbeizuführen. Wir sehen, wie das schöne Italien von dem Capitalistenregiment verwüstet war; wie die Plantagenwirthschaft den Bauernstand fast ganz vernichtet hatte; wie Reichthum und Elend in innigem Bunde die Halbinsel halb mit Sklavengewimmel, halb mit schauerlicher Stille füllten und ihre einst menschenreichen Städte verödet standen. Spanien, dessen Romanisirung Sertorius begann, wird nur kurz geschildert, desto länger und lieber verweilt Mommsen bei Gallien. Die Culturzustände der keltischen Nation werden uns anschaulich gemacht, die sich mehr der modernen als der hellenisch-römischen Cultur anschließen, mit ihrer Segelschiffahrt (im Gegensatz zu den Ruderbarken des Mittelmeers), ihrem Ritterthum (im Gegensatz zu der italischen und griechischen Landwehr), ihrer Kirchenverfassung, die die ganze Nation mit einem gemeinsamen national-religiösen Bande umfaßte, während bei den classischen Völkern die Priesterherrschaft durchaus keine Macht im Staate war. Vor allem aber unterscheidet sich die keltische Cultur von der antiken durch den Versuch, „den Staat nicht auf die Stadt, sondern auf den Stamm und in höherer Potenz auf die Nation zu bauen". Aber dieser Versuch mislang, weil die Culturfähigkeit der Nation nicht ausreichte, einen nationalen Staat zu erschaffen. Mit der schon aus frühern Schilderungen bekannten Meisterschaft wird der Nationalcharakter der Kelten geschildert und mit dem irischen verglichen: „Es ist und bleibt zu allen Zeiten dieselbe faule und poetische, neugierige, leichtgläubige, liebenswürdige, gescheidte, aber politisch durch und durch unbrauchbare Nation und darum ist denn auch ihr Schicksal immer und überall dasselbe gewesen." Nach dem gleichfalls keltischen Britannien, dessen tapferer Landsturm mit seinen 4000 Streitwagen Cäsar's Invasion einen so nachdrücklichen Widerstand entgegensetzte, wird nur ein kurzer Blick hinübergeworfen. Auch die gewaltige Bewegung, in der die deutschen Stämme von den Ufern der Nordsee und Ostsee westwärts und südwärts drängten und sich „Platz machten neben ihren ältern Brüdern mit jugendlicher Kraft, freilich auch mit jugendlicher Roheit", kann sich hier nur in allgemeinen Umrissen darstellen. Denn nur wenige dieser Stämme waren damals schon zu festen Sitzen, zur Agricultur und den Anfängen der Civilisation gelangt; sie waren ihren östlichen Nachbarn

nicht unter den Namen einzelner Gaue bekannt, sondern nur unter den allgemeinen Bezeichnungen der Sueven, d. h. der Schweifenden, und der Markomannen, d. h. der Grenzwehr. Noch weniger reicht die Fackel der Geschichte in das gewaltige Völkergetümmel, das damals im Norden der italischen und griechischen Halbinsel von den Rheinquellen bis zum Schwarzen Meere gewogt haben mag. Aber in den weiten Steppen jenseit der Donau sehen wir das Volk der Daker oder Geten sich von den dunkeln Massen der übrigen Stämme sondern, sich in eine Staatsform consolidiren, wo die theokratische Gewalt in den Dienst der monarchischen tritt, und eine politisch-religiöse Wiedergeburt erleben. Noch konnte Niemand ahnen, daß dieser seltsame an die Anfänge des Islam erinnernde Staat einst für das römische Reich verhängnißvoll sein sollte.

Wenn so im Norden und Westen überall jugendlich-frische und jugendlich-rohe Völker die Existenz der alternden griechisch-römischen Cultur bedrohten: so hatte der römische Staat auch hier am eigenen Mittelmeer einen zwar kurzen aber ernsten Kampf mit einer Masse zu bestehen, die sich von jenem durch und durch von Krankheit ergriffenen Organismus gleich dem Secret eiternder Schäden abgelöst hatte. Hier bildete sich ein Korsarenstaat aus „den verdorbenen Leuten aller Nationen, den gehetzten Flüchtigen aller überwundenen Parteien, aus Allem was elend und verwegen war; die Freimaurerei der Aechtung und des Verbrechens trat an die Stelle der Nationalität". In diesem Piratenbunde, der an fast allen Küsten und Inseln des Mittelmeers seine Schlupfwinkel hatte, lag der Keim eines Seekönigthums, den freilich die endlich erwachende Energie des aufs äußerste gebrachten römischen Staats durch Pompejus rasch und gründlich vernichtete.

Auch der Orient war in dieser Periode der Schauplatz großer Ereignisse. Die römischen Legionen drangen nördlich bis in den Kaukasus und südlich bis in die asiatische Sahara, die Heimat der Wüstensöhne vor. Lucullus' und Pompejus' Siege bahnten den Weg zur Gründung eines Conglomerats von Staaten unter römischer Oberhoheit, das mit seinen Lehnkönigen und Vasallen, seinen gefürsteten Priestern und geistlichen Potentaten (darunter „der Erzpriester und Herr des Volks der Juden") mit seiner Menge halb- und ganz freier Städte lebhaft an das Heilige römische Reich deutscher Nation erinnert. Ueberall wurde hier von den Römern das städtische Wesen nach Kräften gefördert, verödete Städte wurden neu bevölkert, verwüstete wieder aufgebaut und neue gegründet; die Verhältnisse der Gemeinden wurden geregelt und Privilegien ertheilt. Die Römer schufen sich hier Bollwerke gegen den Orient: „Denn wenn die Städte überall die Träger der Gesittung sind, so faßte vor allem der Antiorganismus der Orientalen und Occidentalen in seiner ganzen Schärfe sich zusammen in den Gegensatz der orientalischen

militärisch-despotischen Lehnshierarchie und des gewerb- und handeltreibenden städtischen Gemeinwesens der Hellenen und Italiker." Zwar erlitten die Römer eine entsetzliche Katastrophe durch den Untergang der ganzen Armee des Crassus; aber diesmal verfolgten die Parther ihren Vortheil noch nicht, und der Euphrat blieb nach Osten hin die Grenze.

Der letzte Kampf der sterbenden Republik endlich ward auf dem Boden des dritten Welttheils gekämpft. In Alexandrien hing das Leben des größten Mannes der Zeit an einem Haar. Der Herr der Welt war gezwungen, im Bunde mit Juden und Aegyptern, sich mit dem ägyptischen Stadtpöbel herumzuschlagen; Schlachtgetümmel erfüllte den Hafen des Weltmarktes und in dem Brande, der seine Flotte verzehrte, ging auch die weltberühmte Bibliothek zugrunde. Endlich wurde bei Thapsus die Verfassungspartei aufs Haupt geschlagen und vernichtet, und damit erreichten die Convulsionen dieser Uebergangsperiode ihr Ende. Der Kampf, der über drei Welttheile hingewogt hatte und dessen Siegespreis die Welt war, hatte 32 Jahre gedauert.

Aus dieser chaotischen Gährung feindlicher Elemente ging die neue Schöpfung Cäsar's, die Weltmonarchie hervor. Ihre weltgeschichtliche Bedeutung klar nachgewiesen zu haben, ist eins der Hauptverdienste des Mommsen'schen Werks. Dieselbe besteht darin, daß die Alte Welt von der römisch-griechischen Cultur durchdrungen und daß auf den Trümmern unzähliger einst lebendiger Staaten und Stämme ein Weltreich erbaut wurde mit kosmopolitischer Bildung und einheitlicher Nationalität. Dieser Verjüngungsproceß konnte sich freilich einfach nur durch Verwesung der alten Elemente vollziehen: „Aber es ist eine Verwesung, der frische und zum Theil noch heute grünende Saaten entkeimen. Was zugrunde ging um des neuen Gebäudes willen, waren nur die längst schon von der nivellirenden Civilisation zum Untergang bezeichneten secundären Nationalitäten." Zu diesen gehörte vor allen die keltische, die, wie alle nicht gleich dem Stahl harten und gleich dem Stahl geschmeidigen Völker, in dem gewaltigen Wirbel der Weltgeschichte zermalmt wurde und als Gährungsstoff künftiger Entwickelung in eine staatlich-überlegene Nationalität aufging. Die Romanisirung Galliens, die sich im Süden bereits vollendet hatte, wurde durch Cäsar auch im Norden realisirt. Indem so die alte Cultur auf ein neues Gebiet hinausgetragen wurde, gewann das Reich zugleich neue natürliche und künstliche feste Grenzen, die dem Andringen der Ueberschwemmung durch die barbarischen deutschen Stämme einen widerstandsfähigen Damm entgegensetzten. Ohne diese von Cäsar geschaffenen neuen Grenzen würde die Völkerflut von Norden und Osten vier Jahrhunderte früher über die römische Welt hereingebrochen sein, zu einer Zeit, wo die Civilisirung des Westens durch die römische Cultur erst im Beginn gewesen wäre.

„Die Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Cäsar's Züge jenseit der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereigniß so gut wie die Entdeckung von Amerika durch europäische Scharen. Zu dem engen Kreis der Mittelstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte. Es hat nicht viel gefehlt, daß bereits von Ariovist durchgeführt ward, was später dem gothischen Theodorich gelang. Wäre dies geschehen, so würde unsere Civilisation zu der römisch-griechischen schwerlich in einem innerlichern Verhältniß stehen als zu der indischen und assyrischen Cultur. Daß von Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzen Bau der neuern Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, daß die Namen Themistokles und Scipio für uns einen andern Klang haben als Asoka und Salmanasser, daß Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidasa nur den literarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Cäsar's Werk; und wenn die Schöpfung seines großen Vorgängers im Osten von den Sturmfluten des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Cäsar's Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt, den Schwerpunkt der Civilisation selbst verschoben haben und für Das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht."

Der Held dieses Buchs ist im eigentlichen Sinne des Worts Cäsar. Er ist mit hinreißender Begeisterung geschildert; die Darstellung seiner Persönlichkeit läßt durch ihre geniale und tiefe Auffassung und glänzende Ausführung auch die prächtigsten Charakterschilderungen, die Mommsen bisher gegeben hat, weit hinter sich zurück. Wir wollen die Hauptzüge des unübertrefflichen Bildes andeuten, in dem der größte Mann der römischen Welt dargestellt ist. Die Natur hatte ihn mit einem ebenso stählernen Körper als spannkräftigen Geiste begabt, und obgleich Gentleman, Genie und Monarch, besaß er dennoch ein Herz. Alles Ideale und Phantastische lag ihm fern, und wenn er auch nicht ohne Leidenschaft war (ohne die es keine Genialität gibt), so war doch seine Leidenschaft nie mächtiger als er. Er war durchaus Realist und Verstandesmensch, und „geniale Nüchternheit" war die Seele all seines Thuns. Dank ihr vermochte er stets im Augenblick zu leben, im Augenblick mit einer vollen Genialität zu handeln. Aus solcher Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Dies war denn Cäsar im vollsten Sinne des Worts, und wenn er außerdem ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr war, so ist dies Alles bei ihm nur Nebensache; ja, was ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon hauptsächlich unterscheidet, ist, daß auch der Soldat in ihm nur beiläufig war. Daher ist ihm näher als alle diese der Mann anverwandt, den uns erst Macaulay in seiner

ganzen Bedeutung begreifen gelehrt hat: Cromwell, der auch aus dem Oppositionsführer zum Militärchef und Demokratenkönig sich umschuf. Obwol Begründer der Militärmonarchie, hat Cäsar doch weder Marschallshierarchie noch Prätorianerregiment aufkommen lassen, nie den militärischen Commandoton auf die Politik übertragen, nie zu Brutalitäten gegriffen, wie der 18. Brumaire eine war. Er ist unter den Gewaltigen des Herrn vielleicht der Einzige, der nie nach Reizung und Laune gehandelt; der Einzige, der bis an sein Ende den Takt für das Mögliche und Unmögliche bewährt hat und nicht gescheitert ist an der für das Genie schwersten Aufgabe, seine eigene Schranke zu erkennen. Alexander kehrte am Hyphasis, Napoleon in Moskau gezwungen um; Cäsar am Rhein und der Themse freiwillig. „Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltiger Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande; nicht mehr Jüngling und doch nicht Greis, vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen, die römische und hellenische Entwickelung in sich wie nach außen hin zu erhöhen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann."

So völlig überzeugend indeß die Darstellung, die Mommsen von Cäsar's Bedeutung für die Weltgeschichte gegeben hat, im Ganzen ist, so können wir doch Ein Bedenken dabei nicht verhehlen. Wir können uns nicht überreden, daß Cäsar während des Vollbringens seiner Thaten immer von einem so klaren Bewußtsein ihrer Wirkungen in eine ferne Zukunft durchdrungen gewesen, wie Mommsen es ihm beilegt. Wol hat er gewiß Recht zu sagen, daß Cäsar die Gunst der Zeitgenossen hingab für den Segen der Zukunft und vor allem für die Erlaubniß, seine Nation retten und verjüngen zu dürfen. Dies war freilich das letzte Ziel seiner gigantischen Wirksamkeit; aber um dies zu erreichen, mußte er erst ein Näherliegendes hinter sich haben: die Erwerbung der unumschränkten Gewalt. Wir müssen mit seinen Biographen auch nach Mommsen's Darstellung annehmen, daß er die Unterwerfung Galliens zunächst als eine zur Gewinnung der Krone ihm nützliche Unterwerfung ansah und betrieb, wenn wir auch gern zugeben, daß er sehr wohl wußte, wie die Zukunft des römischen Reichs an ihr Gelingen geknüpft war. Wir glauben nicht, daß er mit Bewußtsein seinen politischen Vortheil daran gab, um diese Eroberung ungestört vollenden zu können. Dies konnte er sich immerhin für eine spätere Zukunft vorbehalten, da er noch auf ein langes Leben zu rechnen hatte; und hätte er die Entwirrung der italischen Verhältnisse für eine brennende Frage angesehen,

so würde er sicherlich ihre Erledigung nicht über eine Angelegenheit versäumt haben, die, wenn auch noch so wichtig, doch einen Aufschub vertrug. Ob seine Beurtheilung der Sachlage die richtige war, oder ob ihn in der That die gallischen Eroberungen auf dem Wege zum Throne mehr gehemmt als gefördert haben, lassen wir dahingestellt; aber ihm mußte ohne Zweifel die Eroberung der unumschränkten Gewalt damals wichtiger und dringender sein als die Festhaltung der Rheingrenze und die Romanisirung Galliens.

Ein zweites Bedenken betrifft die Personen, die neben Cäsar in diesem Drama auftreten. So lebendig sie uns auch vorgeführt werden, so sind sie doch vielleicht mitunter etwas zu sehr in Schatten gestellt. Namentlich gilt dies wol von Pompejus. Wenn auch alle einzelnen Züge seines Bildes durchaus richtig und treffend sind, so wird doch dadurch, daß die Mängel seiner Natur überall stark hervorgehoben und scharf beleuchtet sind, der Gesammteindruck ein ungünstigerer, als er unserer Meinung nach sein sollte, ja vielleicht sogar als Mommsen selbst ihn beabsichtigt hatte. Dies ist nicht sowol ein Fehler der Auffassung, die wir, wie gesagt, im Ganzen sehr wahr finden, sondern der Darstellung, bei der Mommsen sich ebenso von seiner Antipathie gegen das Mittelmäßige, wie bei der Schilderung Cäsar's durch seine Begeisterung für das Geniale hat leiten lassen; war Pompejus auch allerdings kein großer Feldherr, so war er doch ganz gewiß mehr als das „Ideal eines civilisirten Unteroffiziers".

Auch gegen Cato von Utica scheint uns Mommsen ungerecht gewesen zu sein. Seine Hauptschuld bestand doch eigentlich nur darin, daß er kein großer Geist war; aber wenn auch sein Beharren auf einem unmöglich gewordenen Princip etwas Donquixotisches hat, so hätte, wie uns dünkt, dies nicht so stark und so oft betont, noch hätte die Unerschütterlichkeit seines Muthes in einem Sturm, der die Welt in Trümmer schlug, so ohne Anerkennung bleiben sollen. Auch hier wieder scheint uns der Fehler nicht sowol in der Auffassung zu liegen als in der Darstellung, die zu oft das Komische und zu selten das Tragische in dieser Figur markirt; er wird „bocksteif und halb mürrisch", „ein standhafter Principiennarr" genannt; gegen die verkehrte Beharrlichkeit seiner Opposition wird die Aufopferung vergessen, die sie denn doch bei alledem erfoderte. Für den Historiker freilich ist es leicht, die Vergeblichkeit dieses Ankämpfens gegen eine Katastrophe zu zeigen, die mit Naturnothwendigkeit einbrach; aber das gibt uns doch kein Recht, nachsichtslos den Stab zu brechen über Diejenigen, die sich im Strudel der Ereignisse dieser Nothwendigkeit nicht völlig klar zu werden vermochten.

Noch mehr Anstoß als diese Charakterschilderungen wird voraussichtlich diejenige geben, welche der Verfasser vom Cicero liefert. Cicero

wird hier nicht nur ein Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht genannt, der hintereinander als Demokrat, als Aristokrat und als Werkzeug der Monarchie figurirt habe und nie etwas Anderes gewesen sei als ein kurzsichtiger Egoist, sondern auch als Schriftsteller wird er auf die allerniedrigste Stufe gestellt. Mommsen nennt ihn eine Journalistennatur und zwar im schlechten Sinne des Worts, fähig über jedes Fach mit Hülfe weniger Bücher rasch einen lesbaren Aufsatz zu concipiren, und von einer Gedankenarmuth, die jeden Leser von Herz und Verstand empören müsse. In seinen Schriften habe man von jeher nichts verehrt als den Genius der Sprache, von dessen Gewalt auf das „unwürdige Gefäß" etwas übergegangen sei. Auch in dieser Kritik ist gewiß viel Wahres, und selbst ihre Uebertreibungen erklären sich, wir geben es zu, theils aus einer sehr natürlichen Reaction gegen die in der That lächerliche Ciceroschwärmerei der neuern Philologie, theils aus der Abneigung, die Mommsen, seinem innersten Wesen nach, gegen das leidenschaftliche Naturell dieses Repräsentanten des Centrums empfinden mußte. Dennoch müssen wir wünschen, er hätte diesen Abschnitt in einem etwas weniger übermüthigen Tone geschrieben. Denen, welche die wahre Bedeutung des Mommsen'schen Werks zu würdigen wissen, wird es allerdings nicht schwer fallen, auch diese manchmal ans Burschikose streifende Manier als eine Aeußerlichkeit hinzunehmen. Diejenigen dagegen, die unerschütterlich an den Vorstellungen festhalten, welche sie aus Plutarch von „den großen Männern dieser Zeit" empfangen haben — um ganz von den Stockphilologen zu schweigen, die ja schon längst Zeter schreien über diese himmelstürmende Art von Geschichtschreibung — werden sich mehr oder minder verletzt und abgestoßen fühlen: und das ist denn, wie die Dinge bei uns einmal noch stehen, doch ohne Widerspruch ein sehr großer, ja der größte Theil des gebildeten Publicums.

Inzwischen sind das Alles Mängel, die zwar den augenblicklichen Erfolg dieses großartigen Buchs beeinträchtigen können, aber nicht seinen dauernden Werth vermindern. Wir dürfen hoffen, daß die noch übrigen Bände (und möchten ihrer mindestens so viele sein als die bereits erschienenen!) von gleichem Gehalt sein werden: denn durch seine anderweitigen, besonders chronologischen und epigraphischen Studien ist Mommsen schon längst gerade auf dem Gebiete der Kaisergeschichte ganz besonders heimisch geworden und auch an sich selbst sind die zu überwindenden Schwierigkeiten hier nicht mehr so groß als in der Geschichte der Republik.

L.

Literatur und Kunſt.

Polniſche Romane.

Nirgends tritt der kosmopolitiſche Charakter, welcher der modernen deutſchen Literatur überhaupt eigenthümlich iſt, deutlicher hervor als in unſerer Unterhaltungsliteratur; ſie iſt ein wahrer Bazar, auf welchem die Zungen aller Völker vernommen, die Schätze aller Nationen — und neben den Schätzen zuweilen auch ihre Lumpen und Fetzen ausgetauſcht werden. Wie der Gutſchmecker ſeinem Gaumen alle Reiche der Schöpfung und alle Zonen des Erdballs tributbar macht, ſo muß auch der äſthetiſche Magen eines richtigen deutſchen Romanleſers darauf eingerichtet ſein, jeden Geſchmack und jede Richtung zu vertragen und heute mit Franzoſen, morgen mit Engländern, übermorgen mit Amerikanern zu Tiſche zu ſitzen. Und bei alledem ſcheint die literariſche Tafelrunde für den Heißhunger unſers Publicums noch nicht einmal weit genug; wenigſtens müſſen wir das aus dem Umſtande ſchließen, daß noch immer neue Streifzüge in fremde, bisher verſchloſſene Gebiete gemacht werden. Zu den vorhin genannten Nationen, die unſere Romanliteratur ſeit langem ſo vollſtändig beherrſchen, daß der einheimiſche deutſche Roman dagegen faſt nur noch als ein geduldeter Gaſt erſcheint, ſind in den letzten Jahrzehnden beſonders noch Schweden und Dänen getreten; ſelbſt mit den Holländern wurde ein Verſuch gemacht und auch an Ungarn und Ruſſen hat man Geſchmack gefunden. Jetzt, ſcheint es, iſt die Reihe an die Polen gekommen, und zwar kündigt die Verlagshandlung von J. U. Kern in Breslau gleich eine ganze „Polniſche Romanbibliothek“ an. Die beiden bisher erſchienenen Bände derſelben bringen einen Roman von J. J. Kraszewski: „Oſtap und Jaryna, nach dem Polniſchen herausgegeben von J. N. Fritz.“ Kraszewski gehört zu den beliebteſten und fruchtbarſten unter den jetzt lebenden polniſchen Schriftſtellern; 1812 geboren, hat er an Romanen, Erzählungen, Reiſeerinnerungen, literargeſchichtlichen und hiſtoriſchen Studien ꝛc. bereits über 100 Bände zuſammengeſchrieben, ungerechnet die überaus zahlreichen Beiträge, die er in faſt alle polniſchen Zeitſchriften, hauptſächlich in das „Petersburger Wochenblatt“ ſowie in das Feuilleton der „Warſchauer Zeitung“ geliefert; auch gab er ſelbſt längere Zeit eine belletriſtiſche Zeitſchrift „Athenäum“ heraus. Bei dieſer ungeheuern Fruchtbarkeit iſt der Werth ſeiner Productionen freilich, ſoweit wir ſie kennen, ziemlich ungleich. Kraszewski hat ein leichtfließendes Talent, das ſchnell jedem Stoff eine gewiſſe intereſſante Form zu geben, eine gewiſſe pikante Seite abzugewinnen weiß; die Tiefe und das Feuer des eigentlichen Poeten aber darf man bei ihm nicht ſuchen. Auch ſeine Romane, auf denen ſein Autorruhm hauptſächlich beruht, ſind ohne höhern poetiſchen Werth; doch unterhalten ſie den gewöhnlichen Leſer theils durch ihren ſtofflichen Inhalt, bei dem die Abenteuer nicht geſpart werden, theils durch die nationale Färbung, die der Dichter mit vielem Geſchick zu handhaben weiß und durch die er beſonders ſeine Landsleute feſſelt, ſowenig er, als loyaler ruſſiſcher Unterthan, die nationalen Sympathien derſelben auch im übrigen theilt. Kraszewſki iſt einer jener unterſten Ausläufer der Walter Scott'ſchen Schule, wie wir deren ja auch in Deutſchland — man denke an unſern Blumen-

hagen, A. von Tromlitz ꝛc. — gehabt haben: die Plastik des großen Briten, die bei ihm nur der Widerschein innern poetischen Reichthums war, ist hier zu einer äußerlichen Technik, einer Handfertigkeit geworden, die zwar stets nur auf der Oberfläche bleibt, aber doch durch die Sicherheit ihres Verfahrens sowie durch die Schnelligkeit, mit der sie ihre Arbeiten herstellt, eines gewissen Effects bei dem großen Publicum nicht ermangelt. Am nächsten möchten wir ihn mit einem bekannten deutschen Romanschreiber zusammenstellen, dessen Name zwar jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathen ist, der sich aber in den dreißiger Jahren bei uns ebenfalls eines großen Publicums erfreute und dabei, was vielleicht nicht ohne Bedeutung ist, gleichfalls von polnischer Abkunft war: wir meinen Bronikowski; wer an dessen derben aber bunten Schilderungen Gefallen gefunden hat, der wird auch die Kraszewski'schen Romane nicht ohne Befriedigung lesen. Der hier mitgetheilte „Ostap und Jaryna" gehört zu seinen besten; die Charaktere sind roh, aber fest gezeichnet, die Fabel spannend, die Schilderungen etwas eintönig, aber durch die Neuheit des Gegenstandes für die meisten Leser gewiß nicht ohne Anziehung. Auch die Uebersetzung ist gut und fließend geschrieben.

Diesem Kraszewski'schen Romane nachstehend in Dem, was den eigentlichen Roman bildet, also namentlich in der Composition der Fabel, im Uebrigen aber an Lebendigkeit und Tiefe der Auffassung sowie überhaupt an poetischem Werth demselben bei weitem überlegen, ist ein anderer, gleichzeitig erschienener Roman aus dem Polnischen: „Der Fürst «Mein Liebchen» und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von W. Bachmann" (2 Bände; Berlin, Decker). In Betreff des Originals erfahren wir vom Herausgeber nur, daß dasselbe vor zehn Jahren anonym erschienen sei, einen „Koryphäen der Literatur des Auslandes" zum Verfasser habe und „im ganzen gebildeten Osten" eines „seltenen Rufs" genieße. Unzweifelhaft haben wir es mit der Bearbeitung eines polnischen Werks zu thun; doch ist, wie der Herausgeber selbst zugesteht, dieselbe sehr frei, sodaß nur der Inhalt des Originals benutzt worden, die Form dagegen als die selbständige Schöpfung des Bearbeiters zu betrachten ist. Und allerdings liegt gerade in dieser Form eine Schwäche des Werks: es ist mehr eine Reihe episodischer Schilderungen als ein eigentlicher Roman; der romanhafte Faden, der sich durch das Ganze hindurchzieht, ist nicht stark genug und reißt zu oft ab, um die einzelnen Theile gehörig zusammenzuhalten. Die unbedeutendste, man möchte sagen überflüssigste Rolle in dem Ganzen spielt Derjenige, nach dem das Werk seinen Namen führt: der Fürst Karl Radziwil, mit dem Zunamen „Mein Liebchen" (von der vertraulichen Anrede, deren er sich gegen seine Bekannten zu bedienen pflegte), das Haupt der altpolnischen Partei zur Zeit Stanislaus' II. August, des letzten Königs von Polen, des ehemaligen Geliebten Katharina's II., die ihn zum Dank dafür auf dem polnischen Thron erhob, den er dann durch sein unmännliches, würdeloses Betragen ebenso sehr zum Spielball der Factionen wie der auswärtigen Mächte erniedrigte. Dieser letzte Act in dem Drama der untergehenden polnischen Selbständigkeit wird hier mit großer Anschaulichkeit geschildert; die Gegensätze des alten rohen, aber patriotisch gesinnten Polenthums und der neuen französisch weltmännischen Bildung, die mit ihrem glänzenden Firniß

alles Gefühl für Ehre und Vaterland überkleistert, werden uns in einer Reihe lebensvoller und anziehender Gestalten vorgeführt. Die eigentlichen Helden des Buchs, wenn davon bei der großen Zerflossenheit desselben und der Ueberfülle von Figuren überhaupt die Rede sein kann, sind zwei Brüder Strawinski, von denen der ältere, dem Beispiel des Vaters getreu, sich mit Gut und Blut zur altpolnischen Partei hält, während der jüngere, verlockt durch den Einfluß einer schönen aber leichtfertigen Mutter, auf einen Lebensweg geräth, der ihn, nachdem er alle Genüsse des damaligen Frankreich gekostet, endlich zum Vertrauten und Günstling des Königs Stanislaus August macht. Die Katastrophe wird durch den bekannten Entführungsversuch vom 3. November 1771 herbeigeführt, durch den der unzufriedene Adel sich der Person des Königs zu bemeistern gedachte. Unter den Verschworenen, die sich an dieser Entführung betheiligen, ist auch der ältere jener Brüder; er wird gefangen, zum Tode verurtheilt und trotz der flehenden Bitten des jüngern Bruders (der überdies ein altes Unrecht an ihm zu sühnen hat: denn er hat ihm einst die Jugendgeliebte abwendig gemacht), hingerichtet, darauf dieser selbst in Verzweiflung über diesen Ausgang und unfähig, ein Leben zu ertragen, das in den Augen der Welt durch den Verdacht des Brudermords befleckt ist, durch Selbstmord endet. Doch sind diese eigentlichen romanhaften Fäden, wie gesagt, nur sehr locker, das Hauptverdienst des Buchs besteht vielmehr in der Schilderung der damaligen polnischen Zustände und diese ist so frisch und von solcher Lebendigkeit, daß wir keinen Anstand nehmen, diese Partien des Buchs dem Besten an die Seite zu setzen, was in dieser Beziehung im historischen Roman überhaupt geleistet ist; hat die polnische Literatur noch mehr solcher trefflichen Werke aufzuweisen, so wollen wir uns die Verpflanzung polnischer Romane nach Deutschland gern gefallen lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß unser Geschmack dadurch immer bunter, die ästhetische Confusion des Publicums immer größer wird. mmr.

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang Mai 1856.

K. S. Es ist das Wesen absoluter Regierungen, daß unter ihnen die Situationen rasch wechseln; die Feinde von gestern sind heute die theuersten Verbündeten, gestern noch schliff das ganze Volk seine Schwerter, heute wird das Eisen nur noch zur Pflugschar geschmiedet und die ganze Nation steht gerührt an einer Wiege, welche die sämmtlichen Garantien der geretteten Gesellschaft und ihrer ewigen Dauer enthält. Pfennigsubscriptionen werden vorbereitet, um dem erlauchten Kinde, welches die officiellen Moniteurpoeten, Théophile Gautier an der Spitze, dem Christuskinde verglichen, und seiner hohen Mutter die dankbare Rührung der Nation zu bezeugen und Alles, was nur mehr oder weniger einer öffentlichen Behörde angehört, treibt die beliebte Stilübung der Glückwunschadressen mit Lust. Was ist Wahrheit? Wahrheit ist, daß Europa Ruhe braucht oder Ruhe wünscht, daß die ge-

sammte Bürgerschaft Frankreichs Staatsrenten hat oder Staatsrenten wünscht, und daß seit der letzten Revolution die Renten allerdings unter drei mal soviel Menschen vertheilt sind als vor derselben. Ganz Frankreich ist ganz Frankreich Geld schuldig; wer nicht sein eigener Gläubiger ist, muß den Tribut seiner unfreiwilligen Dankbarkeit in Cayenne oder Algier abtragen.

So haben die Segnungen des Friedens zwei Seiten: die friedliche Reform und das Schuldenmachen. Erstere nützt dem Volke, letztere der Regierung. Eine Regierung kann bekanntlich hierzulande machen was sie will, selbst Schulden, wenn sie es nur mit scheinbarer Energie, mit militärischem Prunk, hochwehenden Federbüschen, unter Trommeln und Posaunen thut. Das haben Ludwig Philipp und die provisorische Regierung nicht verstanden. Mit Bedauern vermisse ich in dem „Musée des souverains" im Louvre Ludwig Philipp's baumwollenen Regenschirm, den berühmten, geschichtlichen Riflard, und Mr. Marie's schwarzen Frack, in welchem er das Volk mit den Phrasen des Gerichtssaals haranguirte; diese beiden Gegenstände gehören ebenso sehr zur Geschichte der Französischen Revolution als Marie Antoinette's kleiner, bei Varennes ausgetretener Schuh. Ludwig Napoleon versteht sich auf diese Seite französischer Kriegskunst besser als seine Vorgänger; aber doch — oder vielleicht auch gerade deshalb müssen wir wiederholen: was ist Wahrheit? Die Karten sind so glücklich gemischt und ein zuverlässiger Popularitätsmesser ist noch nicht erfunden.

Auch Rußland tritt in die Reihe der eisenbahnbauenden Nationen; hoffen wir, daß diese Schienenwege, welche zum raschern Truppentransport gelegt werden, der Volksbildung, welche die stehenden Heere überwindet, ein mächtiges Förderniß sein werden. Solchen Völkern wie den Russen kann im Grunde kein größeres Glück zustoßen als eine militärische Demüthigung ihrer Regierung; jedesmal, wenn die Lorbern im Felde verdorrt sind, kommen die Palmen des Friedens, die innern Reformen, die volksbeglückenden Intentionen an die Reihe. Denken wir nur an Preußen; hätte Preußen seine Städteordnung nicht nach 1806 bekommen, nach 1815 wäre sie ihm gewiß nicht geworden. Wehe den Völkern, deren Fürsten sich in „gloire" sättigen! Nicht blos der Soldat, welcher auf seinen Bruder schießt, auch der Soldat, welcher sich im fremden Lande schlägt, kämpft als ein Feind der Freiheit. Censiren Sie mir gefälligst diese kleine Ketzerei nicht, ich will auch gern einen Vorbehalt zu Gunsten der heimkehrenden Krimhelden machen. Denn natürlich: wer sich im Namen der Civilisation und im Bündniß mit Oestreich schlägt, mit dem steht die Sache ganz anders.

Als Cavaignac in Frankreich an die Spitze der Regierung trat, soll der alte Metternich gesagt haben: „Nun, da Generäle Frankreich regieren, fürchte ich keinen Krieg mehr!" An dieses weise Wort werde ich jetzt oft erinnert, wenn ich die heimkehrenden Offiziere die Schauderscenen dieses kurzen orientalischen Krieges erzählen höre, wie z. B. beim ersten Vorrücken in der Dobrudscha 3000 Mann (von 12,000) in den Sümpfen zugrunde gingen, wie dann die Cholera in wenig Tagen ebenso viel hingerafft hatte, sodaß man um jeden Preis die Truppen auf ein anderes Terrain versetzen mußte und dgl. mehr. Eine ehrliche und unparteiische Kriegsgeschichte wird sobald nicht erscheinen und im nächsten orientalischen Kriege wird man vermuthlich, nach den Eindrücken des diesmaligen, die Türken über- und die Russen unter-

schätzen. Wenn Frankreich und Rußland jetzt durch Orlow's meisterhafte Diplomatie in der That eng liirt sind, so folgt daraus noch nicht nothwendig Oestreichs Isolirung. Wenigstens was Italien betrifft, sind alle desfallsigen Zeitungsnachrichten irrig; Frankreich scheint über die wesentlichen Punkte der Occupation und des Papstthums ebenso einig mit Oestreich als England mit Sardinien, zumal man hier mehr als je den Besuch des Papstes erwartet. Sollte Pius IX. wirklich für eine pariser Krönung und Kindtaufe den Vatican verlassen, um als gefeiertes Kirchenhaupt etwa das Schloß von Fontainebleau zu besuchen, wo noch das von Louis David gemalte Bildniß des gefangenen Pius VII. in den einst von demselben bewohnten Zimmern hängt, so würde das in Frankreich der ultramontanen wie der imperialistischen Reaction einen gewaltigen Succurs verleihen; nur Wenige würden sich momentan dem ersten Eindrucke dieser Prunkzüge, dieser großen historischen Reminiscenzen, dieses wiederaufgelebten Mittelalters entziehen können. Die Revenants würden sich bei der Gelegenheit zählen und sehr stark finden. Der gegenwärtige Herrscher Frankreichs wieder als der älteste Sohn der Kirche anerkannt und aufgenommen, gegen einen solchen Trumpf bleibt den fusionirten Bourbons nichts mehr auszuspielen übrig als ein Staatsstreich in Spanien zu Gunsten des Herzogs von Montpensier. Für diesen Fall aber hat das Tuileriencabinet schon die engste Allianz mit den Braganzas in Bereitschaft. So mischen sich ungefähr die Karten; das Resultat ist, daß die katholische Kirche dabei unvermeidlich gewinnen muß, wie sie ja auch im Königreich Polen jetzt ihre wichtigsten Foderungen zugestanden bekommen hat und wie sie ja auch im Orient die bedeutendsten Fortschritte macht, sodaß der Erzbischof von Paris in einem desfallsigen Hirtenbriefe kürzlich die Türken als „halbe Christen" bezeichnen konnte. Ein curioses Lob das! Denn früher wenigstens liefen „halbe Christen" starke Gefahr, als ganze Ketzer verbrannt zu werden.

In einem meiner frühern Briefe habe ich von der Vertiefung des französischen Geistes in der Literatur gesprochen; wenn die Entfremdung von der Politik eine solche Wirkung hat, so hat dasselbe Phänomen doch auch andererseits den orthodoxen Einflüssen bedeutenden Vorschub geleistet. An die Stelle der schönen und aufrichtigen alten Frivolität ist viel heimliche Corruption, viel raffinirte Heuchelei und viel krankhaftes Muckerthum getreten. Der Kirche fallen die größten Erbschaften zu, die Protestanten werden in den Provinzen verfolgt, sie können hier und da keinen Betsaal mehr finden und oft kaum einen Privatgottesdienst ausüben. Guizot, der Präsident der protestantischen Bibelvereine, stimmt in der Akademie für Falloux, den die ultramontanen Grands Seigneurs der Akademie aufgezwungen haben. Was soll man dazu sagen, wenn V. Cousin, das Haupt der eklektischen Schule, wenn Mignet, der aufgeklärte Historiker des spanischen Philipp II., und Andere dieses Schlages einen politischen Ketzerrichter, welcher ohne alle literarische Verdienste dasteht, unter die 40 Unsterblichen aufnehmen! Von diesem Tage an ist die Akademie gerichtet, sodaß sie keiner großen nationalen Bewegung mehr widerstehen wird. Von den 17 Stimmen, welche für Falloux waren, haben es Viele eine zeitlang dem Publicum gegenüber ableugnen wollen; Einige haben aus Haß gegen die Belletristik so gehandelt (Emile Augier war der Gegencandidat, ein Dichter, jedenfalls gut genug, um neben

Legouvé zu sitzen), Andere entschuldigten sich damit, daß sie dem Hofe Opposition machen wollten. Aber was kann dem Kaiser denn angenehmer sein, als wenn die Akademie, in welcher die Chefs der alten dynastischen Parteien sitzen, sich moralisch ruinirt?

Freilich hielt Montalembert jüngst in der Zweiten Kammer eine köstliche Rede für die Wahlfreiheit; aber Montalembert ist auch ein Heros gegen Falloux, und um den horrenden Beschluß des Cassationshofes, welcher die uncensirte Ausgabe von Wahlzetteln verbietet, zu geißeln, dazu bedurfte es noch lange nicht Montalembert's Talent. Es ist vielmehr Schade, daß die gute Sache einem solchen Mann Relief und Popularität gibt, sowie daß ein solcher Mann einen Schatten auf eine gute Sache werfen kann.

In der akademischen Antrittsrede des alten Herzogs von Broglie machte das Lob des 18. Brumaire einiges Aufsehen. Die Regierungsblätter zogen mit Recht daraus die Anwendung auf den 2. December. Solange noch kein Historiker und kein Publicist in Frankreich wagt, das Facit des ersten Kaiserthums ehrlich zu ziehen, solange werden sie auch in der Theorie nicht mit dem zweiten Kaiserthum fertig werden!

Die Regierung, welche sich in neuerer Zeit mehrfach veranlaßt fand, dem industriellen Unternehmungsgeist, respective dem Actienschwindel, in Bezug auf öffentliche Bauten, Einhalt zu thun, hat jetzt selber die größten Projecte in der Tasche, man nennt das ihr Friedensprogramm, und unter diesem Titel schrickt man nicht vor den weitaussehendsten Plänen zurück. Zwar soll Morny, der industrielle Impresario des Bonapartismus, sich von den Geschäften zurückziehen, um (Notabene mit einer Million Repräsentationsgelder!) als außerordentlicher Botschafter nach Petersburg zur russischen Kaiserkrönung zu gehen: allein die Börse wird darunter nicht leiden, solange ihr Fould und Pereire bleiben. „Paris port de mer", Paris zum Seehafen umgewandelt, ist die eine große Parole! Denn das System der Decentralisation und des allgemeinen Stimmrechts, welches sich auf die Bauern stützt, vernachlässigt darum ebenso wenig als seine Vorgänger irgendeine Gelegenheit, sich Paris anhänglich zu machen. Daß ein ungeheurer Kanal, welcher die Seeschiffe bis nach dem Quai de Billy und der Austerlitzbrücke bringen könnte, mindestens 400 Millionen kosten und einige große Seestädte ruiniren würde, ist der dazu niedergesetzten Commission bis dato schon klar geworden, damit ist aber noch nichts entschieden. L'empereur avisera! Indessen wird Marseille um ein Quartier vergrößert und Boulogne um einen Sicherheitshafen, Paris um einige Boulevards u. s. w. Dem Ackerbau wird eine Kleinigkeit von 100 Millionen für Entwässerungsarbeiten zugesprochen und so regt es sich in allen Zweigen. Alte Staatsmänner und gefallene Minister beschäftigen sich mit neuen Dungmethoden und der Acclimatisirung südamerikanischer Pflanzen und Thiere; vermuthlich denken sie dabei an das Beispiel des Cincinnatus und Lord Hastings.

Notizen.

Wenige Werke der deutschen Literatur haben auf die politische Bildung unsers Volks einen solchen Einfluß geübt und sind so in das Bewußtsein der Massen übergegangen wie das Rotteck-Welcker'sche Staatslexikon; der gesammte vormärzliche Liberalismus, ja die ganze politische Durchschnittsbildung unserer mittlern Classen beruht vorzugsweise auf diesem Werk oder leitet sich doch aus ihm, als ihrer eigentlichen Quelle, ab. Dasselbe erschien zuerst 1834, also zunächst nach der Julirevolution, deren Einfluß auf die politischen Anschauungen der Zeit das Werk selbst repräsentirt; eine zweite 1846 begonnene Auflage wurde 1848 vollendet. Mit diesem letztgenannten Jahre trat dann ein neuer Umschwung in den politischen Ansichten und Meinungen ein und auch das historische und statistische Material, dessen Verarbeitung das „Staatslexikon" sich zum Zwecke gesetzt, hat seitdem eine Erweiterung und Umwälzung erfahren, die eine neue, dem veränderten Standpunkt der Gegenwart entsprechende Umarbeitung des berühmten Werks schon längst zum Bedürfniß gemacht hat. Dieses Bedürfniß wird jetzt befriedigt; die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig, in deren Besitz das Werk neuerdings übergegangen ist, kündigt soeben eine dritte vollständig umgearbeitete Auflage desselben an. Die Redaction hat wiederum Welcker übernommen; die Mitarbeiter, unter denen sich viele unserer bewährtesten und anerkanntesten Namen befinden, sind, wo es nöthig war, durch den Zutritt neuer, jugendfrischer Kräfte ergänzt worden und ist daher alle Aussicht vorhanden, daß das Werk auch in dieser neuen Gestalt seinen alten Ruhm, ein wahres Nationalwerk, die Hauptquelle politischer Bildung und Belehrung für das größere deutsche Publicum zu sein, behaupten wird. Die Ausgabe erfolgt in Lieferungen; die erste wird bereits in einigen Wochen versandt werden.

Von der in unserer vorletzten Nummer auszugsweise mitgetheilten Bekanntmachung, betreffend die von König Max von Baiern gestifteten Preisausschreibungen, hat das Capitel des königlichen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst einen „berichtigten Abdruck" veröffentlicht. Die wichtigste Aenderung darin bezieht sich auf den für dramatische Werke ausgesetzten Preis. Zur Concurrenz um denselben dürfen diesem revidirten Statut zufolge nur solche Werke zugelassen werden, die noch in keiner Weise veröffentlicht sind. Von den zur Bewerbung eingereichten Stücken wird eine Anzahl auf dem königlichen Hoftheater zu München zur Aufführung gebracht werden und erst nachdem die Bühnenwirkung derselben auf diese Weise erprobt ist, werden die Preise selbst zur Vertheilung kommen. Als Schlußtermin der Einreichung ist, wie schon früher mitgetheilt, der 1. August 1857 festgesetzt.

In dem Aufsatz: „Auch ein Sprachforscher", in Nr. 18 dieser Blätter, ist zu lesen: S. 664, Z. 7 v. u., st. wollte, l.: sollte; S. 665, Z. 20, st. wir, l.: wir nicht; ebendas. Z. 32, st. neuem, l.: einem; S. 666. Z. 9, st. seine, l.: seinen; S. 667, Z. 7, st. Fürstin, l.: Fürsten.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

DÜRR'S COLLECTION OF STANDARD -

AMERICAN AUTHORS.

AUTHORIZED EDITION.

Bird, Calavar, or the Knight of the Conquest. 2 vols.
Bryant, Poems.
Cooper, The Last of the Mohicans.
Curtis, Nile Notes of a Howadji.
Emerson, Representative Men.
Franklin, Autobiography with an Appendix.
Harland, The Hidden Path.
Hawthorne, The Blithedale Romance.
—— „ —— The House of the Seven Gables.
—— „ —— Twice Told Tales. 2 vols.
Longfellow Works. Vol. 1. Poems.
—— „ —— Vol. 2. The Spanish Student. Evangeline. The Golden Legend.
—— „ —— Vol. 3. Hyperion.
—— „ —— Vol. 4. Kavanagh. Outre-Mer.
—— „ —— The Song of Hiawatha.
Marvel, Dream Life.
— „ — Reveries of a Bachelor.
Poe, Select Works. Vol. 1. Memoir. Poems. Tales of Mystery.
— — — Vol. 2. A. G. Pym. Eureka.
Prescott, The History of Philip II. 2 vols.
Sparks, A Contin. to B. Franklin's Autobiography.
— „ — The Life of George Washington.

Preis eines jeden Bandes ½ Thaler.

Jeder Band wird einzeln verkauft.

Die Amerikanische Literatur hat in neuester Zeit einen so bedeutenden Umfang gewonnen und bietet im Einzelnen so viel Interessantes und Werthvolles, dass sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Diese vor kurzem begonnene, von den Verfassern, soweit diese noch am Leben, **autorisirte** *Collection of Standard American Authors* ist daher wohl geeignet eine allgemeine Theilnahme zu finden, umsomehr, als diese Ausgaben, ungeachtet ihrer Billigkeit bei eleganter Ausstattung, hinsichtlich der Correctheit des Druckes den besten amerikanischen und englischen Ausgaben in keiner Weise nachstehen.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 21.** 22. Mai 1856.

Inhalt: Ueber den deutschen Menschenschlag. Von **Alexander Peez.** II. — Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen und seine Wirksamkeit für die Entwickelung deutscher Kunst. — Zwei Briefe von Jung-Stilling. — Literatur und Kunst. Ferdinand Gregorovius. (Gregorovius, „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien.“) — Correspondenz. (Aus Paris. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber den deutschen Menschenschlag.

Von

Alexander Peez.

(Vgl. „Deutsches Museum“, 1856, S. 569 fg.)

II.

Den aristokratischen Charakter, welchen die deutsche Urzeit nicht selten aufweist, hat am ausführlichsten der treffliche und zu wenig beachtete Geschichtsforscher Wirth dargethan. Auch die andere Behauptung, daß die Slawen und Lithauer schon zu alten Zeiten im größten Theil der Länder wohnten, die sie heute noch innehaben, ist nichts weniger als neu. Und wenn dennoch die Vermuthung, daß zwischen Germanen und Slawen vielfach ein ähnliches Verhältniß bestand wie zwischen Adel und Bauerschaft, noch so wenig in den Vordergrund getreten ist, so mag daran der Umstand hauptsächlich schuld sein, daß vielleicht in den alten Urkunden zu viel und im wirklichen Leben zu wenig Aufschluß gesucht wurde. Ein Blick auf die Zustände der östlichen Länder vom 12. bis zum 19. Jahrhundert und eine Reise nach Kurland oder Krain würde die uralten Beziehungen jener Völker auch auf politischem Gebiete nahegelegt haben, wie sie von der neuern Philologie auf dem Gebiete der Sprache nachgewiesen wurden.

Einen großen Theil der Verwirrungen in unserer Urgeschichte hat aber offenbar das „keltische Räthsel" veranlaßt. Da sollen unter dem Namen der „Galater" oder „Kelten" compacte, mit den Iren, Wallisern, Bretagnern und Schotten gleichstämmige Völker begriffen werden, die, von Gallien aus, Böhmen einnahmen, am ganzen Donaulaufe wohnten und jene verheerenden Züge nach Italien, nach Griechenland, ja nach Kleinasien hin unternahmen. Wäre dies richtig, so würde freilich unsere deutsche Urgeschichte auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt und es bliebe für die Germanen lange Jahrhunderte hindurch kein anderer Raum als Skandinavien,*) Niederdeutschland oder höchstens das ferne Skythien am Pontus. Aber man hat dieser traditionellen Ansicht gegenüber mit vollem Rechte geltend gemacht, daß weit mehr und weit sichere Spuren dieses angeblichen Keltenthums in den Ländern zurückgeblieben sein müßten, die von den „Kelten" theils lange besessen, theils mit strahlender Sieghaftigkeit bezwungen worden sind. Und wichtiger noch als dieser Einwand scheint die Frage zu wiegen, wo denn jemals die echten Gallier einen so gewaltigen Kriegsgeist bewiesen haben, der eine Analogie zu den Keltenzügen darbieten könnte? Wie kam es, daß sie aus dem gefürchtetsten Volke des Alterthums im Laufe von drei Jahrhunderten zu der dürftigen Rolle herabgesunken sind, die ihnen die römischen Schriftsteller zuschreiben? Ohne großen Widerstand unterwerfen sie sich den Legionen Cäsar's, und von dort an bis zur Frankenzeit sind sie die oft heimgesuchte Beute der Germanen. Cäsar und Tacitus sprechen mit offenbarer Geringschätzung von den eigentlichen Galliern. Diese vermögen, wie Cäsar sagt, nicht einmal den Blick ihrer überrheinischen Nachbarn auszuhalten und räumen ihnen freiwillig das Feld. Die Helvetier verlassen ihre Heimat und die Aeduer und Sequaner wenden sich hülfeflehend an den römischen Feldherrn, indem sie eine grauenhafte Schilderung von ihren Gegnern entwerfen. Und dennoch sollten diese Gallier die echten Söhne der alten Kelten sein? Und die Germanen hinwiederum, welche sofort mit einer entschiedenen Ueberlegenheit auf der Bühne der Geschichte auftreten, sollten lange Jahrhunderte, nachdem sie aus dem Osten eingewandert, still gesessen und kein Lebenszeichen von sich gegeben haben, dessen Schwingungen bis zu den Historikern der Griechen und der Römer gedrungen wären?

In der ganzen historisch beglaubigten Folgezeit reden die Bretagner oder Iren oder die Bewohner desjenigen Galliens, welches den Römern unterworfen war, niemals in einem ähnlichen Tone, wie er uns von den „semnonischen Galliern" und von Brennus berichtet wird. Die Erstern

*) Immerhin könnte es seltsam scheinen, daß sociale Stammsagen der deutschen Völker auf Skandinavien, die vagina gentium, hinweisen. Sollte aber nicht damit ein altes Askanien, der Asenberg, d. h. der Kaukasus gemeint sein?

antworten den römischen Gesandten, „daß sie ihr Recht auf den Spitzen ihrer Waffen trügen, und den Tapfern gehöre Alles“. Und Brennus hinwiederum, wie er sein Schwert in die Wagschale wirft, spricht gerade so wie Arioviſt später den Römern antwortete: „Kriegsrecht sei es, daß die Sieger den Besiegten nach ihrem Gutdünken Gesetze vorschrieben.“

Doch gibt es einen Erklärungsgrund, welcher einen solchen Wechsel im Charakter der Völker unserm Verständniß näherbringen könnte, ich meine nämlich die Annahme, daß, wie später die Franken, so auch schon in der Urzeit germanische Scharen über den Rhein zogen, sich als kriegerischer Adel über die Bewohner Galliens hinbreiteten und hierauf jene Züge thaten, welche den Namen der Galater so gefürchtet machten. Einmal in Gallien niedergelassen, gewannen sie, solange noch ihre ursprüngliche Kraft dauerte, auch früher schon dieselbe Ueberlegenheit, welche später die Franken bewiesen haben. Denn sie fanden in Gallien ein reiches Land, sie konnten also um so freier und ungestörter sich den Waffenübungen überlassen und sich bessere Ausrüstungen verschaffen, als die Ueberrheiner besitzen mochten. Um ihre neue Eroberung festzuhalten, ordneten sie sich bereitwilliger einer Obergewalt unter, die des Landes Kräfte centralisirte: sie hatten also den Vorzug der compactern Einigkeit vor ihren alten Stammbrüdern voraus, und indem sie in Gallien mit manchen über das Mittelmeer hereingeströmten Culturelementen in Berührung kamen, mögen sie durch politische List die Wirksamkeit der Waffen verstärkt haben. Aber dieses Uebergewicht dauerte nur kurz; bald nahm der Adel die Sitten des weichen Volkes an, und als Cäsar in Gallien erscheint, ist das germanische Element in dem gallischen des unterworfenen Volks vollständig untergegangen. Damit mögen diese alte Gallier ihre Kriegsstärke ebenso verloren haben wie die Franken nach dem Tode des großen Karl, und die überrheinische Heimat, indem sie die Strenge der Sitten und den ganzen Nationalgeist reiner erhielt, begann wieder dieselbe Ueberlegenheit zu zeigen, wie die spätern Deutschen unter den sächsischen, den fränkischen und Hohenstaufischen Kaisern. Ohne Cäsar's Dazwischenkunft hätte schon der Sueve Arioviſt die Rolle des Franken Chlodwig um 500 Jahre früher übernommen. Sollte die Annahme zu gewagt sein, daß auch schon 500 Jahre vorher ganz ähnliche Invasionen in das schöne Gallien einströmten?

Doch wie dem nun sein mag und obwol das Schlüpfrige des Bodens, den ich betreten, vollkommen fühlend, gehe ich auf den Kern dieser Anschauungen ein, indem ich ein Wort des Geschichtschreibers (vielleicht, wie Andere lieber wollen, des Dichters) — Mickiewicz hier anführe. „Die Asen“ — sagt er — „sind ein in der asiatischen Ge-

schichte bekanntes Volk, von dem ein Zweig nach Skandinavien hinüberging und später den Namen West- und Ostgothen trug. Dieser Stamm nimmt nach der Meinung einiger Alterthumsforscher seinen Ursprung aus Indien, wo er die Kriegerkaste bildete und von wo er innerer Unruhen wegen auswanderte. Alle Völker von diesem Stamme scheinen zum Kampfe geschaffen zu sein; ihre Körperbildung unterscheidet sie von den Uralen, Semiten und Slawen. Ein hoher Wuchs, eine erhabene und gewölbte Stirn, Falkenaugen, eine Adlernase, Anlage zur Wohlbeleibtheit, lebhafte Leidenschaften, unersättliche Gier nach Sieg und Herrschaft, das sind ihre Hauptzüge in sittlicher und physischer Hinsicht. Dieses Volk war das einzige unter den asiatischen, welches das Geheimniß der Herrsch- und Verwaltungskunst besaß. Die Asen bildeten in Asien die Aristokratie der türkischen und uralischen Stämme, in Europa der germanischen und keltischen Völker. Die Skandinaven (d. i. die Germanen) besetzten alle europäischen Herrschersitze außer einem einzigen, welcher einen Slawen zum Könige hatte. Ein Muster der den Asen eigenthümlichen Organisation besteht noch im Kaukasus, wo bisjetzt gerade von ihnen abstammende und wenig veränderte Völkerschaften sich finden. Die ziemlich verwickelte Zusammensetzung ihrer socialen Verfassung enthielt eine Adelsaristokratie, ein unterjochtes Volk und Sklaven in sich. Dabei hatten sie auch Könige; diese jedoch, oft verändert, ohne Einfluß, konnten niemals eine feste Regierung einführen." Soweit in seinen zu Paris gehaltenen Vorlesungen über slawische Literatur der scharfsinnige Pole, und wieviel sich auch gegen diese seine Auffassung im Einzelnen einwenden läßt, so muß man doch gestehen, daß er weiter um sich blickte und unserm Stamm eine höhere Rolle anweist, als bisher irgendein deutscher Schriftsteller zu thun wagte.*) Obwol etwas verblümt redend (er spricht als Slawe zu Franzosen!), besteht doch die Grundmeinung seines jedenfalls geistvollen und aus dem Boden eines an Wanderungen, Anschauungen und Erfahrungen höchst reichen Lebens gewachsenen Buches in der Darlegung des Weltkampfes zwischen germanischen und finnisch-mongolischen Völkern und Principien. Beide haben sich in den Besitz des Slawenthums getheilt; auf der iranischen Seite stehen die Westslawen mit den Polen als Vorkämpfern, während der Geist Turans in dem russischen Reich seine Wiederverkörperung gefunden hat. Die Deutschen aber erscheinen ihm als die echtesten der Iranier.

Lassen wir diese Folgerungen einstweilen beiseite, so läßt sich wenigstens nicht in Abrede stellen, daß der Gedanke, ein Volk nicht immer als eine gleichstammige Einheit zu betrachten, ein fruchtbarer ist, der

*) In neuester Zeit scheint Jakob Kruger eine verwandte Ansicht aufzustellen. Doch kenne ich seine Schriften bisjetzt nur aus den Anzeigen der Zeitungen.

uns über viele Schwierigkeiten der Urgeschichte hinüberhebt. Dadurch erklären sich die Spuren verschiedener Sprachen, die sich auf einem Terrain finden und die Ansprüche, die zwei Stämme auf historische Ahnen machen, finden ihre billige Ausgleichung. Bald mag als Gemeinname eines Volks der Name des Adelstamms oder der Name der untern Classen überwogen haben, gerade wie Frankreich von den siegenden Franken den Namen empfing, während die nach Spanien gedrungenen Gothen im ursprünglichen Volksnamen aufgingen und nur der Provinz Catalonien (Gothalanien) ihr Zeichen aufdrückten. Auch die Personennamen dürfen uns nicht irre machen; der Name des Alanen Sangipan oder der Beiname des dacischen Königs Dorpaneus läßt sich vielleicht nur aus den slawischen Sprachen erklären, ohne daß dadurch die Persönlichkeit aufhörte eine germanische zu sein, gerade wie ein moderner Herr von Putlitz oder Quitzow trotz des fremden Namens ein guter Deutscher sein kann. Ebenso ist es gar nicht nöthig, daß alle Worte, die als getisch uns überliefert sind, den vollen Stempel des Deutschthums tragen; sie können (namentlich die Pflanzennamen bei Grimm, „Geschichte der deutschen Sprache") aus der Sprache des unterworfenen Volks stammen, ohne daß darum zwischen altem getischen Adel und den germanischen Gothen ein Unterschied zu sein braucht. Germanen finden sich weit über die Grenzen des eigentlichen Germaniens hinaus. Sie hatten in Europa nördlich von Balkan und Alpen keinen ernsthaften Feind zu fürchten mit Ausnahme etwa der finnisch-türkischen und mongolischen Reiterschwärme, mit denen sie schon in der vorderasiatischen Heimat in einer Feindschaft gelebt, deren Spuren sich vielleicht noch in unserer Sprache erhalten haben. Die andern Völker Nordeuropas aber scheinen erst dann widerstandsfähig geworden zu sein, nachdem sie von germanischen Elementen durchdrungen waren und von Germanen ins Feld geführt wurden.

Diese Zusammensetzung eines Volkes aus zwei verschiedenen Stämmen ist nicht selten in den Namen ausgesprochen. Alanoskythen sind verbundene Alanen und Skythen, Roxalanen sind Rosen (wahrscheinlich Russen) und Alanen, Vandalen sind Wenden und Alanen, und gerade diese drei Völker mögen aus slawischem Volk mit germanischem Adel bestanden haben. Auch enthalten die Nachrichten der alten Schriftsteller denn doch manchen Fingerzeig, der auf dies Verhältniß hinweist. Von den Alanen, deren Namen in den sämmtlichen oben angeführten Völkerbezeichnungen vorkommt, berichtet Ptolemäus ganz Aehnliches wie Mickiewicz den Asen beilegt. „Sie sind" — so sagt er*) — „über zahlreiche und reiche Völker hin ergossen, sie reichen bis an den Ganges und er-

*) Ptol. XXXI, 2.

ſtrecken ſich durch zwei Welttheile" — in der That eine merkwürdige Stelle, welche mit den neuen Ergebniſſen unſerer Sprachforſcher in vollkommenem Einklang ſteht. Die Königsſcythen Herodot's, welche über die andern Scythen herrſchen, deuten auf gleiche Zuſtände ſchon in jener alten Zeit. Später iſt es von Hermanarich's Gothen bekannt, daß er über Slawen gebot, und in dieſem Sinne ſpricht auch Ennodius*) zu dem Oſtgothen Theodorich: „Damals rieſſt du von weit und breit deine Streitkräfte zuſammen, und das Volk, welches über unzählige Völker zerſtreut war (innumeros diffusa per populos gens), ward in ein Ganzes vereinigt." Und wie gemiſcht oft die Scharen geweſen ſind, welche, zu einem Staatsganzen verbunden, ein Reich gründeten, zeigt uns Paul der Diakon, indem er berichtet, daß mit Albion und ſeinen Longobarden auch „Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Suaven**) und Noriker" in das vielbegehrte Wälſchland hinabzogen. Dabei wird ausdrücklich erwähnt, daß dieſe Leute Kriegsgefangene geweſen ſeien, die entweder Albion oder die Könige vor ihm ſich gewonnen hatten.

Daß dieſem Verhältniſſe vor allem ökonomiſche Zwecke zugrunde lagen, iſt ſchon im frühern Aufſatze erörtert worden. Was war dem deutſchen Edeln ſein großer Grundbeſitz, den er bei der Vertheilung eines eroberten Landes erhielt, wenn er nicht zugleich die Bauern hatte, die erſt dem Boden Früchte und Renten entlockten? Das Feld hatte für dieſe kriegeriſchen Leute an und für ſich keinen größern Werth als etwa für den heutigen Baron ein Webſtuhl oder eine Dampfmaſchine: er bedurfte der fleißigen Hände, die ſein Beſitzthum erſt fruchtbar machten. Selbſt von den Sachſen, welche doch, wie wir ſahen, den Charakter eines ſelbſtarbeitenden Volks in höherm Grade trugen als jeder andere deutſche Mann, — ſelbſt von den Sachſen erzählt noch ihr Geſetzbuch***) Folgendes: „do irer ſo vele nicht newas, dat ſie den acker buwen mochten, do ſie die doriniſchen (thüringiſchen) Herren ſlugen unde verdreven, do lieten ſie die bure ſitten ungeſlagen, unde beſtadeden in den acker to alſo gedaneme rechte, als in noch die late hebbet; dar af

*) Paneg. c. 6., bei Gaupp, „Die german. Anſiedlungen", S. 465.

**) Paul. Diac. II, 26. Wahrſcheinlich ſind unter dieſen „Suaven" Slawen zu verſtehen. Auch tauchte vor kurzem in den Zeitungen die Notiz auf, daß in Nordafrika in der Nähe der franzöſiſchen Colonien ein Stamm mit blonden Haaren und blauen Augen lebe, der „Schawiat" genannt wird. Man könnte an germaniſche Sueven denken, die bekanntlich ſich in Spanien niederließen. Wahrſcheinlicher aber iſt es mir, daß es Slawen ſind, die mit den Vandalen (Wendo-Alanen) nach Afrika zogen. Die Slawen erhielten ſich in fremden Ländern oft dauernder als die Deutſchen, weil die Letztern in den meiſten Fällen ſich als Adelige über eine größere Landſtrecke hin verbreiteten und im unterworfenen Volke untergingen, während die Slawen als Landbebauer ſich in compacter Maſſe niederließen.

***) „Sachſenſpiegel", III, 44.

quamen die late.“ Hierzu macht Gaupp die Bemerkung: „Die Ansicht der Gloſſe, daß bei dieſen Thüringern an Wenden zu denken ſei, ſteht ohne alle Gründe da“; allein ich meinerſeits glaube, daß die Gloſſe das Rechte getroffen hat.

Die Neigung, ſich durch Krieg im Feindesland Baronieen zu gewinnen, zieht ſich durch die ganze deutſche Geſchichte. Es iſt wahrſcheinlich, daß der ſogenannten Völkerwanderung ähnliche Abſichten zugrunde liegen, und wenn wir ein Muſter der Inſtitutionen, welche dem germaniſchen Adel zuſagten, erblicken wollen, ſo brauchen wir uns nur an die Normannenherrſchaft in Unteritalien und im eroberten England zu erinnern. Auch in den Kreuzzügen ſchimmert unverkennbar der Trieb nach Wanderung, nach Abenteuern und nach Erkämpfung von Grundbeſitz hervor. Im reichen Orient Herrſchaften zu gewinnen, von den Abgaben der Beſiegten zu leben, Jagden und Turniere zu feiern und die Eroberung gegen Jedermann mit den Waffen in der Fauſt zu vertheidigen, — darin lagen nicht minder ſtarke Beweggründe der abendländiſchen Ritterſchaft als in den religiöſen Ideen, welche die Zeit beherrſchten. Ohne dieſe arg weltliche Beimiſchung wären weniger gehäſſige Zwiſtigkeiten um den Beſitz der eroberten Länder entſtanden und die Herrſchaft des Abendlandes in Kleinaſien würde dauerhafter geweſen ſein. In den Kreuzzügen brechen uralte germaniſche Neigungen wieder durch; es wiederholt ſich in ihnen, was einſt die Galater gethan, als ſie nach Kleinaſien zogen, ja was ſogar in der dunkeln Vorzeit unſern ariſchen Vorfahren in Aegypten gelungen iſt, wenn wir anders die Sätze von Kruger über die Hykſos in Aegypten adoptiren dürfen. Ganz Daſſelbe ereignete ſich bei den Niederlaſſungen der Abendländer in Morea, welche uns Fallmerayer ſo anſchaulich ſchildert und welche Goethe im zweiten Theile des „Fauſt“ benutzt hat, um den Zuſammenſtoß mittelalterlicher Ideen mit claſſiſchen Typen zu veranſchaulichen. Freilich, die nordiſchen Ritter kümmerten ſich wenig um alle Claſſicität, und auch ihre Romantik war häufig genug minder ideal, als die Dichter ſie uns ausmalen; ſchon damals mögen es einzelne Stände verſtanden haben, ſehr greifbare Intereſſen unter dem Deckmantel erhabener Beweggründe zu verbergen. Ihren letzten großartigen Ausdruck finden dieſe Ideen nochmals im 13. Jahrhundert, als die deutſchen Barone ſich in vollem Zuge auf die nordöſtlichen Grenzländer werfen. Die Ereigniſſe bei Preußens Gründung mögen im Dunkel der alten Zeit ſchon unzählige mal an Deutſchlands Marken vorgekommen ſein. Später freilich hören ſie auf, weil das mächtig emporkommende Bürgerthum, nachdem es erſt im Innern Deutſchlands eine erträgliche Sicherheit hergeſtellt hatte, mit ſeinem Handel und Gewerbe auch den landbeſitzenden Rittern Reichthümer verſchaffte. In den Religionskriegen der folgenden Zeit findet dann der Bevölkerungsüber-

schuß des Adels hinreichende Beschäftigung, und als diese beendet sind, geht er großentheils in die stehenden Heere und in den Staatsdienst und Hofdienst, bis erst die neueste Zeit wieder Spuren einer würdigern und unabhängigern Stellung zutage fördert. Aber seit der Urzeit bis ins spätere Mittelalter welche Gleichheit des Tons, welche Consequenz der Ideen und welche Stabilität der politischen und socialen Verhältnisse und Einrichtungen! Offenbar haben wir es hier mit einem festgeschlossenen und in die ganze Lebensanschauung des Volks tief eingewachsenen Systeme zu thun, welches vielleicht ebenso weit, als es im Lichte der Geschichte sich uns zeigt, auch noch in das Dunkel der Vorzeit hineinragt.

Dabei drängt sich uns der Gedanke auf, wie bitter unrecht die Mehrzahl der Geschichtschreiber aller Nationen, die eigenen selten ausgenommen, unsern Vorfahren gethan haben. Erzogen und herangebildet in unbedingter Verehrung der classischen Völker blieb vielen von ihnen kein Verständniß für die Größe der eigenen Vergangenheit. Weit entfernt, die von keinem Volk der Welt erreichte Mission der Deutschen zu würdigen, folgten sie dem Tone, den die Römer angeschlagen, und bezeichneten die Ahnen mit dem Namen der Barbaren. Aber man muß sich über diesen Ausdruck verständigen. Versteht man darunter einen Mann, der Wort und Gesicht nicht in zierliche Falten legt, dessen Kenntnisse nicht allzu groß sind und dem vielleicht sogar der Sinn für manche Feinheiten der Kunst abgeht, so mag diese Bezeichnung hingehen. Dann aber waren die Römer in ihrer alten großen Zeit, dann waren die Dacier, mit dem feinen Sulla verglichen, ganz entschieden Barbaren, und die Italiener des 12. Jahrhunderts hatten Recht, als sie Friedrich den Rothbart, der bekanntlich nicht einmal schreiben konnte, mit dem gleichen Titel schmähten. Legt man aber wenig Gewicht auf Abgeschliffenheit, reizbare Nerven, und auf ein gewisses Maß von Geschmack und Kenntnissen, und findet den Werth eines Mannes weit mehr in Charakterkraft, Ernst des Strebens und Klarheit der Vernunft, so müssen wir aufhören, die Stämme, denen Friedigern, Alarich, Theodorich und Ulfilas entsprossen sind, mit dem verächtlichen Namen der Barbaren zu bezeichnen. Was an diesen alten Deutschen, vom modernen Standpunkt aus, am tadelnswerthesten erscheint, das ist ihre Verachtung der Arbeit und darum die Neigung, sich auf die Schultern unterjochter Völker zu stützen; aber sicher sind es nicht die Römer und ihre Verehrer, welche zu diesem Vorwurfe irgendwelche Berechtigung besitzen. Vielleicht müssen wir aber auch bei der Frage nach dem Grade der Cultur, den unsere Vorfahren zur Zeit von Christi Geburt besaßen, zwischen den verschiedenen Theilen des Landes einen Unterschied machen. Die Ostdeutschen, welche als aristokratische, über unterworfene Völker verbreitete Stämme aufzufassen sind, erscheinen schon sehr früh in einem socialen Zustande, welcher sich

bis zum 14. oder 15. Jahrhundert nicht sehr geändert hat und welcher in der Gegenwart am ersten mit tscherkessischen Verhältnissen sich vergleichen läßt. Einzelne Spuren, die aus den alten Schriften hervorblitzen, berechtigen zu der Vermuthung, daß das ostgermanische Ritterleben schon damals sich in den bekannten Fugen bewegte. Die Westgermanen hinwiederum, indem sie uns mehr als ein Volk von freien Bauern erscheinen, mochten noch weniger jene Elemente, die wir als Attribute der „Cultur" zu betrachten pflegen, bei sich entwickelt haben. Und gerade auf Westgermanen beziehen sich ja die Schilderungen von Cäsar und Tacitus, und selbst hier, so hoch auch die Wahrheitsliebe des Tacitus stehen mag, dürfen wir nie vergessen, daß im Hintergrunde der Gedanken des Römers stets die Stadt Rom mit ihrer Größe und ihrem Glanze hervorragte: wie dem Italiener Deutschlands Boden und Klima, so mußte auch dem Römer Deutschlands sociales Leben als etwas Fremdes gegenüberstehen. Viele Schilderungen des Tacitus sind ohne Frage schlagend; aber schon die Kargheit seiner Mittheilungen und die Dunkelheit seiner Schreibart machen es nothwendig, stets durch Parallelen aus der Gegenwart und durch politische, sprachliche und ökonomische Combinationen die alten Urkunden zu ergänzen. Wenn wir uns in ein Bauernhaus in manchen Gegenden des Odenwaldes, des Schwarzwaldes und besonders der Alpen begeben, so finden wir ein treueres Bild der Vorzeit, als es jemals ein Römer zeichnen konnte, und um die Verhältnisse der Gothen, der Alanen und Lygier begreifen zu können, müssen wir Kurland oder Theile von Galizien und Krain durchwandern.

Zur Zeit von Christi Geburt nahm die germanische Welt einen ungeheuern Raum ein. Sehen wir ab von den beiden Flügeln und lassen wir einerseits die Reste, die sich in Kleinasien erhalten, sowie andererseits die äußersten Spitzen, die früh schon nach Gallien und Spanien vorgedrungen sein mögen, vollständig beiseite, so zeigt sich doch die ganze Ländermasse zwischen Dniestr, Donau und Rhein der germanischen Herrschaft unterworfen. Sie haben ein großes Dreieck inne, dessen Basis von den Alpen, dem Balkan und dem Schwarzen Meere bis zum Kaukasus hin gebildet wird, während seine Spitze im skandinavischen Norden ausläuft. Aber innerhalb dieses Raumes ist ein großer Unterschied bemerklich in der Art und Weise, wie sich die Germanen niedergelassen haben. Nur in den westlichen Gegenden auf dem rechten Rheinufer, in Niederdeutschland und in Skandinavien überwiegen auch der Zahl nach die germanischen Elemente; im größern Osttheile dagegen ist wesentlich nur der Adel deutsch und unter ihm ruhen slawische, lithauische, vielleicht auch finnische und illyrische Elemente.

Die Rolle, welche die Germanen in der Weltgeschichte gespielt haben,

läßt sich nicht groß genug auffassen. Eine spätere Geschichtforschung wird nachzuweisen haben, daß sie stets das Centrum und die Urquelle aller großen Bewegungen waren*), die in Europa vorfielen. Vielleicht sind Asen, Arier, Alanen und Germanen nur die gleichen Bezeichnungen eines Adelstammes, und wie die Sage von Odin erzählt, daß er unter vielen Namen verehrt werde, so wird germanischer Adel als Hauptbestandtheil der Kriegsvölker des Alterthums hervortreten, umgekehrt mögen sich aber auch die Spuren von nichtgermanischen Stämmen an Orten finden, wo man sie bisher nicht vermuthet hat. Ernst, Ehrliebe, kühle Vernunft und ein Zug von Unparteilichkeit und Milde, die aus dem Bewußtsein der Kraft entspringt, kennzeichnete im Allgemeinen diese alten Asen; hinwiederum waren sie auch, wie Mickiewicz mit Recht bemerkt, herrschsüchtig, ehrgeizig, gewaltsam und der friedlichen Arbeit abhold. Vor allem waren sie Krieger und es ergriff sie dann oft ein wildes Zornfeuer, welches sie alle Gefahr vergessen ließ und sie zur vollkommenen Todesverachtung forttrieb. Dieser Zug ist noch späten Italienern an den Deutschen aufgefallen. Als besondere Attribute der Arier werden sich vielleicht noch Ordnung der Schlacht und Ordnung der Feldfluren herausstellen; die Erfindung beider weisen die skandinavischen Lieder dem Odin zu. Soweit die Markverfassung reicht, soweit dehnte sich vielleicht in der Urzeit die germanische Herrschaft in Osten aus.**)

Wer es in späterer Zeit einmal wagen wollte, die Straße zu vermuthen, auf welcher die Germanen nach Europa kamen, wird die Dnieprlinie vor allem im Auge halten müssen. Mögen die Altskandinaven schon früher, wie Grimm glaubt, die Wolga aufwärts gezogen sein oder die Gothen sich nach Südwesten zur Donau hin abgetrennt haben, so bleibt es immerhin wahrscheinlich, daß die Gegend zwischen Kiew und Krakau in unserer Vorgeschichte eine bedeutende Rolle spielt. Hatten die wandernden Völker mit ihren Thieren und Karren bei Kiew die Furten des Dnepr überschritten, so kamen sie auf den heiligen Weg, den schon Herodot kennt; jetzt heißt er der Schwarze Weg, weil unter dem Gras, welches die Rosse zertreten, der schwarze Steppengrund zum Vorschein kommt. Ein Granitrücken ohne hindernde Flüsse, rechts und links reiches Gras für die Thiere, hat die Natur diese Straße allen aus Asien nach Europa ziehenden Horden vorgezeichnet und sowol Hunnen wie Mongolen hielten diese Bahn ein. Der erste Anprall traf ungefähr die Gegend

*) Nur russische Denkschriften haben diese Bemerkung schon längst gemacht. Vgl. das bekannte Memorandum des Hrn. von Stourdza.

**) Auch das Vorkommen des Wortes lan (Lehn), welches im Böhmischen unserm „Hufe", „Hube" entspricht, ist sehr zu beachten.

von Lemberg, und da hier die Sümpfe des Pripetj den Norden unzugänglich machten, blieb nur die Richtung nach Westen oder Süden, d. h. die Wanderscharen kamen entweder gen Krakau zu in das Thal der Weichsel, oder sie glitten am Karpatengebirg in südsüdöstlicher Linie ab, senkten sich in das Flußgebiet des Dniestr und gelangten allmälig in die üppigen Ebenen der untern Donau. Wer möchte den Punkt bestimmen, wo Odin's Asgard lag? Aber es sind leise Spuren vorhanden, daß die Thäler der Weichsel und der Oder eine zeitlang Sitz der Macht der Asen gewesen sind. Von dort mag auch Skandinavien seine erste, oder, wenn man schon frühere Einwanderungen über den hohen finnischen Norden her vermuthen will, seine zweite germanische Völkerwelle empfangen haben. Die See war ja nicht minder wie das Land ein beliebter Tummelplatz unserer Vorfahren. Stets die Gefahr wie ein hohes Vergnügen aufsuchend, durchfurchten sie mit ihren Kielen den Ocean, wo immer sie seiner ansichtig wurden. Von den Gothen, den Franken und Vandalen werden uns die gleichen Seezüge gemeldet, wie sie später im Norden die Sachsen und Skandinaven ausführten. Heute noch, so versichert uns der unterrichtete Dubois du Montpéreux, hört man an den Küsten, wo der Kaukasus in das Meer abfällt, das Wort „skyper" (Schiffer); auch finden wir dort noch dieselben Langboote, welche, zum Schnellsegeln gebaut, zu Ueberfällen und Raubzügen geeignet sind und im Nothfall auf den Schultern der Schiffer über Stromscheiden und Landrücken in ein benachbartes Fahrwasser hinübergetragen werden. Mit solchen Booten mögen schon in jener dunkeln Zeit die ersten Wikinger die Ostsee befahren, ihre Niederlassungen an den Küsten ausgesendet und in das innere Land vorgestoßen haben. Indem sie die Finnen, die sie vorfanden, theils unterwarfen theils vor sich hertrieben, drangen sie vom Süden Skandinaviens nach Norden empor, und der starke Nachschub von den deutschen Küsten wie auch die geographische Gestalt des Bodens, welche keine compacten Massen der Urbewohner in einer Ebene zusammensitzen ließ, mögen bewirkt haben, daß Skandinavien germanisch wurde, während der arische Adel in den polnischen Niederungen allmälig mit seinen Hintersassen von slawischem Stamme verschmolzen ist. Jedenfalls ist der Menschenschlag Skandinaviens sehr gemischt; in einzelnen Landstrichen mag er sich jedoch auch wieder rein erhalten haben, und wenn sich die eigentlich germanischen Stammeszeichen dort noch häufiger zeigen als im größten Theile Deutschlands, so müssen wir an die Verbindung von Gebirg und See denken, geographischen Elementen, welche vorzugsweise geeignet sind, die Kraft und Schönheit einer Bevölkerung frisch zu erhalten.

Daß in den Weichselgegenden eine geraume Zeit hindurch ein Hauptsitz der Arier gewesen ist, mag auch aus dem ritterlichen Zug, der in

der polnischen Geschichte häufig hervortritt, geschlossen werden. Adelsinn und Adelswirthschaft — das ist Polen, solange wir es kennen. Auf der einen Seite finden wir Stillstand der ökonomischen Entwickelung, leichte Sitten, Unordnung, Parteigeist, Zerfall und endlich Auflösung des Staats, auf der andern Seite hinwiederum Tapferkeit, feurigen Schwung und jene Freiheitsliebe und uneigennützige Großmuth, welche die anziehende Nation der Polen in glücklichen Augenblicken zu entfalten wußte. Auch die verhältnißmäßige Milde und das gute Einvernehmen, welches zwischen Herren und Volk fast durchgängig in Polen bestanden, scheinen darauf hinzudeuten, daß wir es hier mit einem Verhältniß zu thun haben, das weniger auf Gewalt und Eroberung als vielmehr auf alter Sitte beruhte. Und gerade dies billige und vertragsmäßige Zusammenleben bezeichnet die erste Periode der arischen Urgeschichte. Die Richtung, die der polnische Nationalgeist bis heute einhielt, muß schon in sehr früher Zeit ihm gegeben worden sein. Die adeligen Lechen (Ljächen) zeigen sich als echte Asen, ja es ist vielleicht nicht zu kühn, bei ihrem Namen an die deutschen Lygier zu denken, welche Tacitus ostwärts von den suevischen Markomannen setzt und unter welchen er sogar einen Stamm der Harier (Arier) ausdrücklich erwähnt. Gerade in diesen polnischen Gegenden wird die Annahme eines Verhältnisses zwischen germanischem Adel und slawischem Volke ganz besonders nahegelegt. Denn wie anders als durch Vermittelung von Stammverwandten sollte der unleugbare Zusammenhang zwischen Gothen an der Ostsee und an der Donau bis zum Schwarzen Meere hin stattgefunden haben? Wären diese Lygier, die ausdrücklich als ein großes Volk bezeichnet werden, ein reindeutsches compactes Volk gewesen, wie wären sie dann so spurlos verschwunden? Und wie finden wir dann plötzlich die weiten Strecken zwischen Weichsel und Dniestr mit Slawen erfüllt? Alle Achtung vor der Populationskraft vorausgesetzt, welche die Slawen immer bewiesen, so ist es doch bei der damaligen Art des Ackerbaus eine positive Unmöglichkeit, daß sie sich aus dem innern Rußland (wie angenommen wird) so massenhaft in kurzer Zeit hervordrängen und ihre Vorposten einerseits bis zum Main und Rhein und andererseits bis in die Südspitzen des Peloponnes vorschieben. Weit natürlicher scheint die Annahme, daß mit dem Abzug des größten Theiles der germanischen Anwohner der Oder und Elbe in die romanischen Länder der Zusammenhang der Lechen mit ihren Stammbrüdern durchbrochen war, und daß dann der deutsche Adel Polens allmälig zur Sprache des slawischen Volks überging. Bekanntlich unterscheidet sich die Gesichtsbildung des polnischen Adels noch heute vom Typus der untern Stände. Auch hat sich der ostgermanische Adelsgeist, fast gothischen Charakterzügen ähnlich, im Lande der alten Ljächen vielleicht ursprünglicher erhalten als irgendwo. Sie bilden in dieser Be-

ziehung einen besonders starken Gegensatz zu den Tschechen. Die Polen tragen noch vollständig den Stempel der ostdeutschen Urzeit; die Tschechen hingegen durchschritten und verließen diese Periode und bildeten ihr Volksthum unter wesentlichem Einfluß der demokratischen Elemente, die Deutschland neben seinen aristokratischen Gliederungen regelmäßig aus seinem Schooße zu entfalten pflegt. Indem auf die Tschechen das deutsche Städtewesen stark einwirkte, sind sie gleichsam die Bürgerlichen und der Mittelstand der Slawen; auch ein tüchtiger Bauernstand beginnt sich in deutscher Weise bei ihnen zu entwickeln.

Verglichen mit noch einigen andern germanischen Aristokratien erscheinen die Polen als echte Geistesbrüder der feurigen aber leichtfertigen Ritter der Gascogne und Guyenne. Nicht umsonst besteht eine so lebhafte Sympathie zwischen Polen und Franzosen; dunkle Verwandtschaften liegen hier zugrunde und vielleicht ist ihr germanischer Adel nicht das einzige Verbindungsglied beider Stämme. Auch die normännische Ritterschaft, solange sie diesseit des Kanals saß, zeigt ähnliche Eigenschaften wie der Pole und Gascogner; doch enthält sie, wie die Nordfranzosen, etwas mehr verständige, praktische, ich möchte fast sagen erdige Elemente, welche vielleicht der Verwandtschaft mit dem sächsischen Stamme zu verdanken sind. Jedenfalls hat das schöne Frankreich viel echtes Asenblut empfangen, ja wenn die Hypothese richtig ist, daß die Kelten und Galater ihrem Hauptbestandtheile nach germanisch waren, so erblicken wir in diesem merkwürdigen Lande mehre Schichten übereinander gelagert: über die Urbewohner breiteten sich Germanen als Adel, und als diese mit dem Volke verschmolzen waren, trat Julius Cäsar auf, um die 500jährige Römerherrschaft in Gallien zu begründen, welche ihrerseits einem neuen Einbruch von der Rheinseite her weichen mußte. Nicht blos seine geographische Lage zwischen Nord und Süd, sondern auch die bunte Mischung seiner Bevölkerung verschaffen Frankreich seine eigenthümliche Stellung im Leben der Völker, die Sympathien, die es überall findet wie die Wirksamkeit seiner Propaganda. Der germanische Rittergeist, unter dessen Einfluß Gallien fast 2000 Jahre gestanden, hat die Franzosen tief ergriffen; jeder Einzelne will ein kleiner Held sein, ja es wird ihm dies so leicht, daß eine stärkere Beimischung auch von den bürgerlichen Elementen des Deutschthums dem Temperamente dieser immerhin liebenswürdigen Nation zu wünschen wäre. Umgekehrt vermissen wir am Engländer den Stempel jenes deutschen Adelthums, welches in den Gothen seine schönste Entfaltung gefunden hat. Den zähen Angelsachsen blieb die normannische Aristokratie innerlich vollkommen fremd, sie sind vortreffliche Geschäftsleute, aber idealen Trieben gestatten sie wenig Raum, es fehlt ihnen der Sinn für Musik und ohne die lebhaftern Elemente der Iren, Schotten und Walliser würde ihre Poesie kaum den

Schwung besitzen, den wir an ihr mit Recht bewundern. Die Größe der Engländer hat einen materiellen Beigeschmack und selbst ihren heitern Gedanken pflegt sich eine Scholle anzuhängen. Aber wenn uns Deutschen bei unsern idealen Bestrebungen häufig genug aller Boden verschwindet, so wurzelt dagegen der Angelsachse mit breiten Füßen im Erdreich — stark und sicher, sobald er aus seiner etwas eng umschriebenen Sphäre nicht heraustritt. Alle diese Charakterzüge sind uralt, und indem wir sie bis heute fortwirken, ja manche derselben sich noch immer mehr verschärfen sehen, tritt uns der unzerstörbare Anstoß deutlich hervor, welchen unsere Vorfahren der ganzen Weltgeschichte gegeben haben.

Wie es kam, daß die Asen den Hauptsitz ihrer Macht in Deutschland aufschlugen, wird immer schwierig zu erklären sein, da sowol die östlichen wie die westlichen Länder im Durchschnitt einen fruchtbarern und leichter zu bauenden Boden besitzen. Vielleicht war gerade die Urbevölkerung dünner gesäet und die Asen, in der Unmöglichkeit, sich auf die Schultern einer unterworfenen Bevölkerung zu stützen, ließen sich im nördlichen Deutschland in compacten Massen nieder. Nicht undenkbar ist es auch, daß die Inganvonen (Sachsen) einmal die Hauptmasse der arischen Mittelfreien bildeten und infolge einer ähnlichen Revolution wie sie vor 200 Jahren im Kaukasus vorkam, sich gegen die Herrschaft der alten Edeln erhoben und einen selbständigen Weg nach dem Westen einschlugen. In dem Tieflande des nordwestlichen Deutschlands, das sie dann einnahmen, mögen sie später mit skandinavischen Elementen in Berührung gekommen sein.

Rückwärts von ihnen auf dem mitteldeutschen Hügellande, welches mit dem Taunus anhebt und den Länderstrich zwischen Rhein und Main bis zum Harze hin erfüllt, saßen die kattischen Stämme, von denen später die Franken auszugehen scheinen. Sie bilden den Uebergang von Niederdeutschen zu Hochdeutschen, jedoch mit entschieden näherer Verwandtschaft und Hinneigung zu Letztern.

Offenbar sind diese beiden Stämme, welche den Varus wie den Marbod schlugen, ein aus seinen alten Sitzen nie ganz vertriebener Hauptkern der Deutschen. Im Gegensatze zu ihren östlichen Nachbarn erscheinen sie uns gleichzeitig als die demokratischen Theile unsrer Nation, denen sich erst später die Alemannen anschlossen. Nicht als ob sie nicht auch Adel, Sklaven und Hörige gehabt hätten, und nicht als ob nicht auch sie andere Stämme tributbar zu machen gewußt hätten: Beides ist ja von Sachsen und Franken bekannt genug; allein in ihrer Heimat scheint die Obergewalt stets in den Händen der Gemeinfreien geblieben zu sein, und zum äußern Zeichen dieses Verhältnisses dient der Umstand, daß sie keine Könige hatten und daß in ihren Heeren stets das Fußvolk überwog. Wo immer im Alterthum ein ackerbauendes Volk mit vor-

herrschender Reiterei auftritt, da können wir sicher sein, daß es unter einer aristokratischen Regierung steht, und auch der König war im alten Germanien nur gleichsam der Schlußstein dieser Aristokratie.

Als solche Aristokraten erscheinen mir nun alle die Sueven, welche vom Oberrhein beginnend in ungeheuerm Bogen sich gen Osten wenden und bis über die Ostsee nach Skandinavien hinreichen. Vor der Niederlage des Decebalus durch Trajan boten sie den Gothen im Donauthal die Hand, ja der Suevenname selber erstreckt sich später bis in die Gegend der Donaumündung. Verwandt mit Sueven und Gothen sind denn auch die lygischen Völker, welche über die Karpaten hinaus sich in die russischen Ebenen dehnen bis dahin, wo Tacitus bereits die Finnen kennt. Zwischen diesen Völkern bestand ein reger Verkehr und ein inniger Zusammenhang. Die jungen Barone führten ein bewegtes Leben, sie machten ihre Prüfungsjahre an den Höfen durch und wo ein berühmter Held (ein Wallenstein der Vorzeit) den Kriegsruf erschallen ließ, da eilten sie fröhlich zum Kampfe herbei. Die Zustände, wie sie uns die Epen des Mittelalters schildern, fanden in den Stürmen der Völkerwanderung kaum Zeit, sich zu entwickeln: sie bestanden schon lange, länger vielleicht, als irgend eine europäische Urkunde hinaufreicht.

Man braucht nur die Nachrichten des Tacitus über die Ostseevölker zu lesen, um einen hohen Begriff von der Stabilität ethnologischer Verhältnisse zu bekommen. Ackerbauende Stämme verlassen ihre Heimat niemals freiwillig, sodaß in ihren frühern Sitzen nun jede Spur von ihnen verschwände; dies thun nur Nomaden oder Barone, welche Letztere ihr Vaterland dort zu finden pflegen, wo sie ihren ritterlichen Neigungen ungestört folgen und ihre Vorrechte sicher ausüben können. Wie die in Frankreich angesessenen Adeligen (und namentlich die jüngern Söhne) im Mittelalter bald nach England, bald nach Unteritalien, Morea oder Kleinasien strömten, um dort Feudalstaaten zu gründen, — ebenso standen auch die Ostgermanen immer gleichsam sprungbereit und marschfertig, um nach dem Süden aufzubrechen, wo der schöne Himmel, feinere Genüsse, eine höhere Grundrente und die zusammengeplünderten Schätze des Römerreichs sie lockten. Ohnedem waren die Ostgermanen in den Ebenen den Stößen ihrer Erbfeinde, der finnischen und mongolischen Reitervölker, ausgesetzt. Kaum brachen daher die scharfen Ränder der Römerherrschaft in sich zusammen, so setzten sich die Deutschen in Bewegung. Ein Theil der Freien sowie ein Theil der Hörigen mag mitgezogen sein, ebenso wie auch Adel zurückblieb; allein die zurückgebliebenen Deutschen waren nicht zahlreich genug, um ihre Nationalität zu erhalten und sie flossen mit den Massen ihrer frühern Untergebenen zusammen. In dem ungeheuern Raume, den bisher die Gothen, Sueven und Lygier angeblich bewohnt, in Wirklichkeit aber nur beherrscht hatten, taucht nun plötzlich eine Reihe

von scheinbar neuen Völkern auf. Die Hauptmasse derselben wird von den Slawen gebildet, deren zahlreiche Stämme als Unterlage arischen Adels vom Bodensee und der Elbe bis in den fernen Osten schon damals den größten Theil Europas bebaut hatten.

Unser großer Sprachforscher, indem er mit leisem Finger auf die wichtigsten Geheimnisse der Urzeit hinweist, macht die Bemerkung, daß die althochdeutsche Sprache mit der lateinischen und die gothische mit der griechischen sich berühre. Ob nur die Nähe der Grenzen oder ob dunkle Verwandtschaftsverhältnisse hier zugrunde liegen, muß der weitern Untersuchung überlassen bleiben.*)

Soviel wenigstens ist gewiß, daß die alten Deutschen sich als die echtesten Arier durch ihre Tapferkeit erweisen. Ihre Ueberlegenheit über alle Nachbarn ist um so höher anzuschlagen, als sie nicht auf einer künstlichen politischen Organisation, sondern vielmehr auf der geistigen und leiblichen Tüchtigkeit der Individuen beruht. Deutschland war das Hauptquartier der Asen, wo sie immer gerüstet und kampfbereit standen und ihre jungen Krieger strahlenförmig nach allen Richtungen aussendeten. War ein Land von ihnen erobert, so richteten sie sich dort nach altgewohnter Weise ein und übernahmen in den meisten Fällen die Rolle der Aristokratie. Kaum aber schmolz die letztere mit dem unterworfenen Volke zusammen, so kam von Deutschland, der alten Völkerquelle, eine neue Sturmflut, die zwar verheerte, aber auch erfrischte. Europa ist mit unserm Blute durchgossen.

Zur Zeit des Tacitus scheint der Hauptort der Asen an der Elbe gewesen zu sein, wo bei den Semnonen das Heiligthum der Sueven stand. Immer weiter westwärts vorrückend, fällt dann ihr Schwerpunkt dauernd an den Rhein: zu Aachen ist der große Karl ein echter Asenfürst gewesen. Als aber die Franken mit den Eingeborenen des Landes zusammenwachsen, tritt wieder das alte Deutschland in den Vordergrund, es gewinnt die Kaiserkrone und übt unter Männern, wie Otto I., Heinrich III. und Friedrich der Rothbart waren, noch einmal seine großartige in Europa anerkannte Adelsgewalt aus. Bald mit Romanen, bald mit Westslawen verbrüdert, weist es alle Invasionen zurück, die von Hun-

*) Es sind Spuren einer nordischen Abstammung nicht nur der Hellenen, sondern auch der römischen Patriciergeschlechter vorhanden. Hierher gehört die Nachricht eines alten Schriftstellers, daß Numa die römischen Waffen von den „Galliern" entlehnte (vgl. galea, gladius u. s. w.). Bekanntlich macht Niebuhr auf die Dunkelheit der ganzen Episode der „Gallier vor Rom" aufmerksam. Nicht undenkbar, daß die Gallier (welche so wenig echte Gallier sein mögen als Karl's Franken) die Stadt Rom bezwangen und sich als Patricier dort niederließen. Als später die Verschmelzung beider Stämme äußerlich vollbracht war, erfand sich das reagirende Römerbewußtsein den Retter Camillus zur Beruhigung.

nen, Arabern, Avaren, Magyaren, Mongolen und Türken gegen unsern Welttheil unternommen werden. Inzwischen war das eine der beiden Schwerter aus der Hand der Asen gesunken. Das religiöse Schwert war an die Romanen übergegangen. Dennoch bleibt Deutschland das kriegerischste und mächtigste Land Europas bis zu den Religionskriegen und den jammervollen Zeiten, die darauf gefolgt sind. Hier scheint das Grab der alten Größe sich vor unsern Augen zu öffnen. Umsomehr vertrauen wir bewundernd der unerschöpflichen Triebkraft unsers Stammes, wenn wir fort und fort ein zwar langsames und oft behindertes, aber doch stetiges Emporkommen zu bemerken glauben. Vor allem ist es das Bürgerthum, das uns wieder bessere Hoffnungen erweckt. Wie es seit der Urzeit als ein Charakterzug der deutschen Geschichte erscheint, daß neben den aristokratischen Gliederungen, die sie hervorbringt, immer auch die bürgerlichen Elemente sich neubeleben, so scheint sich auch neuerdings wieder dieser Proceß zu vollziehen. Seitdem in den Reichsstädten die alten großen Gewerbe zerstört waren, zerfiel Deutschland in Herren und Diener; indem wir aber jetzt thätig sind, diese Kluft auszufüllen, ahmen wir das 15. Jahrhundert nach, wo neben reichen Burgen blühende Städte standen, und auf das gegenseitige Verständniß und auf die friedliche Versöhnung dieser seit Alters unter uns bestehenden Lebenstriebe wird es ankommen, ob die Elemente alter Größe, die im deutschen Charakter noch unzweifelhaft liegen, jemals wieder eine der Vorfahren würdige Rolle übernehmen werden.

Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen und seine Wirksamkeit für die Entwickelung deutscher Kunst.

Vor einiger Zeit lasen wir in diesen Blättern eine Uebersicht über die Geschichte des Kunstvereins zu Halberstadt und seine 25jährige Wirksamkeit (s. „Deutsches Museum", 1855, S. 161 fg.); denjenigen Lesern, welche derselben ihre Theilnahme geschenkt haben, wird es hoffentlich nicht unerwünscht sein, heute eine ähnliche Uebersicht über einen andern Verein zu erhalten, welcher, nur zwei Jahre jünger als der halberstädter, ebenfalls zu den einflußreichsten in Deutschland gehört und, auf bedeutende Mittel gestützt, materiell sowol wie künstlerisch nach verschiedenen Seiten hin anregend und fördernd vorangegangen ist.

Das ist der in der Ueberschrift genannte Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen. Die Gründung desselben fällt in das Jahr 1829. Und zwar war der Zweck dabei ein doppelter. Erstlich sollte er dazu

dienen, die neuere Kunst in Deutschland überhaupt zu unterstützen; zweitens aber sollte dabei eine besondere Rücksicht auf die Akademie zu Düsseldorf genommen werden, deren aufkeimende Talente durch Ankäufe und Bestellungen seitens des Vereins angeregt, belohnt und zu weiterm Vorschreiten ermuntert werden sollten. In wie ausgezeichnetem Grade dieser letztere Zweck des Vereins erreicht worden, ist allbekannt; ohne dem schaffenden Talent der Künstler irgend zunahezutreten, darf doch behauptet werden, daß weder der Aufschwung, den die Düsseldorfer Schule genommen hat, so rasch, noch die Anerkennung, deren sie in diesem Augenblick in der ganzen civilisirten Welt genießt, so vollständig und lebhaft gewesen sein würde ohne die vermittelnden Dienste, welche dieser Verein ihr geleistet und durch die er sich gerechten Anspruch auf eine hervorragende Stelle in einer künftigen Geschichte unserer modernen Malerei erworben hat.

Nicht minder einflußreich wurden zwei andere Bestimmungen, die der Verein ebenfalls an die Spitze seiner Statuten stellte. Erstens nämlich sollten nur alle diejenigen der erworbenen Kunstwerke, welche als eine anmuthige willkommene Zierde sich vorzugsweise für den Privatbesitz eignen würden, unter seine Mitglieder verlooſt, den übrigen dagegen, die im öffentlichen Leben eine bedeutsame Stelle finden könnten, sollte eine öffentliche Bestimmung gegeben werden. Daneben aber sollten zweitens, nach Verhältniß der Mittel, Bestellungen auf Kunstdenkmale für jedes Bedürfniß des öffentlichen Lebens ertheilt und die Herstellung und Erhaltung älterer öffentlicher Kunstdenkmale befördert und unterstützt werden.

Auch diese beiden Vorsätze, deren Tragweite für die Stellung und Entwickelung unserer modernen Kunst Niemand entgehen kann, sind mit ebenso viel Eifer wie Glück zum wesentlichsten Nutzen der Kunst selbst verfolgt worden. Aus den gedruckten Verhandlungen geht hervor, daß während der ersten 25 Jahre seines Bestehens durch den Verein nicht weniger als 58 Kunstwerke für öffentliche Zwecke gestiftet und befördert worden sind.

Darunter finden wir zunächst das Monumentale repräsentirt durch die Wandmalereien auf dem Rathhaussaale zu Elberfeld sowie zu Aachen durch sechs große bedeutungsvolle historische Darstellungen. Ferner sind für den Kaisersaal in Frankfurt vier Bildnisse, für das Museum in Königsberg ein großes Oelbild, für das Museum in Köln zwei Gemälde gestiftet worden und auch für die Wiederherstellung der Kunstwerke im Dom zu Speier hat der Verein ansehnliche Beiträge bewilligt. Für den Galeriesaal zu Düsseldorf sind acht Gemälde, zum Theil vom höchstem Kunstwerthe, angekauft worden: eine Erwerbung, auf welche die auswärtigen Vereinsmitglieder mit Recht um so höhern Werth legen,

als die wichtigsten Urkunden dieser Kunstepoche auf diese Weise eine bleibende Stätte erhalten haben, wo sie zu allen Zeiten aufgesucht werden können.

Mit vorzüglichem Eifer ist die religiöse Richtung unterstützt worden. Die Zahl der Altarbilder, welche durch den Verein gestiftet worden sind, beläuft sich, einige Stiftungen mitgerechnet, zu denen auch die betreffenden Kirchen oder Privatleute mit beigesteuert haben, im Ganzen auf 36. Daß von diesen 36 Gemälden nur vier für protestantische Kirchen bestimmt waren, hat im ersten Augenblick etwas Befremdliches. Doch erklärt es sich theils aus dem numerischen Uebergewicht, welches die katholische Confession in Westfalen und Rheinland behauptet, theils aus der größern Thätigkeit, welche die katholische, verglichen mit der protestantischen Bevölkerung, überhaupt und so auch für den Schmuck ihrer Kirchen entwickelt. Dazu dürfte denn wol noch ein dritter Grund kommen: die religiöse Richtung der Düsseldorfer Schule trägt in sich selbst ein zu einseitig katholisches Gepräge, es ist zu wenig darin von freiem protestantischen Geiste, als daß protestantische Gemeinden sich besonders veranlaßt fühlen möchten, ihre Kirchen mit Gemälden dieser Schule zu schmücken. Wir wollen der letztern keinen Vorwurf daraus machen, daß es so ist; wir wissen ja Alle, wie und wodurch diese Richtung in die genannte Schule gekommen und welche allgemeine Entwickelungsstadien des deutschen Lebens, in Politik, Wissenschaft und Kunst, dabei thätig gewesen sind. Doch schien es uns wichtig, die Thatsache festzustellen; sie weist auf eine Schranke hin, welche die Düsseldorfer Kunst noch zu überwinden oder, wenn das zu hart klingen sollte — auf ein Gebiet, das sie noch zu erobern hat und auf das sie nicht verzichten kann, ohne sich selbst zu beeinträchtigen.

Was sodann die Kunstausstellungen und jährlichen Verloosungen betrifft, so liegt es nicht im Zweck dieser Uebersicht darauf zurückzugehen; beide sind zu ephemere Erscheinungen, abhängig von Gelegenheit und Zufall, ohne tiefern künstlerischen Zusammenhang. Nur erwähnen wollen wir, daß, wenn es auch die Rücksicht auf den ursprünglichen Zweck des Vereins allerdings nöthig macht, bei den Ankäufen ganz besonders auf die Unterstützung und Aufmunterung jüngerer bedürftiger und talentvoller Künstler der Düsseldorfer Schule Bedacht zu nehmen, doch nicht ohne Grund viele Mitglieder des Vereins ein lebhaftes Bedauern darüber empfinden, daß die Mittel des Vereins so überwiegend auf diesen Punkt gelenkt, Werke ausgezeichneter und anerkannter Künstler dagegen, die der Unterstützung freilich nicht mehr bedürfen, nur so sehr selten angekauft werden. Und doch sind es gerade diese Meisterwerke, nicht die Uebungsstücke angehender Künstler, was die meisten Mitglieder anlockt; jene lassen sich ohne große Mühe auch aus Privatmitteln anschaffen, während

Gemälde von Lessing, Leutze, Tiedemand ꝛc. gewöhnlichen Privatkräften allerdings unzugänglich sind. Aber eben deshalb, meinen wir, sollte der Verein hier ins Mittel treten; Ein berühmter Name unter den auszuspielenden Gemälden ist ein stärkerer Magnet als ein ganzes Dutzend hoffnungsreicher Anfänger.

Einen besonders wichtigen Theil der von den Kunstvereinen übernommenen Aufgabe dagegen erblicken wir in dem Vertheilen von Kunstblättern. Wir wissen, daß uns dabei mancher Widerspruch begegnen wird; wir wissen, daß es Kunstenthusiasten gibt, die in dieser Vertheilung überhaupt nur ein nothwendiges Uebel sehen. Allein diese scheinen uns den Standpunkt denn doch etwas zu hoch zu nehmen. Die Kunstvereine sind eben ein praktisches Institut; sie wollen die Kunst populariſiren. Aus diesem praktischen Gesichtspunkt aber stellt sich gerade die Vertheilung von Kunstblättern als das geeignetste Mittel dar, den Kunstsinn der Massen zu wecken und zu beleben, zu erheben und zu veredeln. Die Ausstellungen gehen in wenigen Wochen vorüber, die Schätze, die sie für kurze Zeit zusammengebracht, vertheilen sich nach allen Winden und kommen den meisten der Besucher nie wieder zu Gesichte. Jene Kunstblätter dagegen nehmen wir in unsere nächste beständige Umgebung auf; wir schmücken die Wände unserer Wohnungen damit, wir legen sie nieder in Mappen und Sammlungen, sie werden ein Familiengut, das von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, und in jedem helfen sie den Sinn für das Hohe und Schöne erwecken und bilden.

Aber um so wichtiger freilich ist es, daß bei Anschaffung dieser Blätter auch wirklich nach richtigen Grundsätzen verfahren wird. Die erste Bedingung dabei ist jedenfalls das Beschaffen bedeutender Gemälde; der Regel nach müssen dabei die ersten Meister unserer Zeit ins Auge gefaßt werden. Das Zweite ist dann die Sorge für eine treue, angenehm und geistreich ins Auge fallende Nachbildung. Auch die Wahl des Gegenstandes ist von großer Wichtigkeit; sollen diese Kunstblätter doch zu allen Zeiten Zeugniß geben von der Stufe des Geschmacks und der Kunstbildung Derjenigen, denen die Kunstvereine die Verwaltung ihrer Interessen anvertraut haben und die daher gewissermaßen als Repräsentanten in dem Kunstgeschmack der ganzen Epoche gelten müssen.

Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen hat auch in dieser Hinsicht höchst Bedeutendes geleistet. Für die Jahre 1829 und 1830 vertheilte er Umrisse nach den in diesen Jahren zur Verloosung gekommenen Gemälden. 1830—31 folgte dann ein Kupferstich nach Bendemann's „Hebräer im Exil" und eine Lithographie nach Lessing's „Leonore": zwei Gaben, gleich großartig und werthvoll in Beziehung auf die Gegenstände wie die Nachbildungen. In den Jahren 1832—33 kamen zur Vertheilung: Lithographien nach Kretschmer's

„Rothkäppchen“ und nach Hildebrand's „Chorknaben“, zugleich mit dem ſchönen Kupferſtich von Felſing nach Bendemann's „Mädchen am Brunnen“. 1834 und 1835 folgten wieder zwei ganz vorzügliche Blätter: nämlich die Lithographie nach Köhler's „Findung Moſes“ und Leſſing's „Entführung“; dann der Kupferſtich von Schäfer nach Steinbrück's „Genoveva“. Auch der für 1836 und 1837 ausgegebene Stich nach Hübner's „Roland befreit die Prinzeſſin aus der Räuberhöhle“ von Keller gehört zu den werthvollſten, welche der Verein vertheilt hat. Somit gebührt dieſem erſten Decennium deſſelben der Ruhm, nicht nur Veranlaſſung gegeben zu haben zur Entſtehung von Meiſterwerken erſten Ranges, die auch die Nachwelt dafür anerkennen wird, ſondern er hat dieſelben auch durch vortreffliche Nachbildungen gewiſſermaßen in die Hände aller Mitglieder gebracht und dadurch gewiß nicht wenig zur richtigern Würdigung unſerer modernen Kunſt ſowie zur Entwickelung eines geſunden Kunſtgeſchmacks im Allgemeinen beigetragen.

Seit dem Jahre 1838 tritt dann ein gewiſſer Wendepunkt ein, indem von hier an auch in der Auswahl der Vereinsblätter die religiöſe Richtung überwiegt. Gleich das genannte Jahr brachte einen Stich von Hoffmann nach W. Schadow's Altarbild, ferner Deger's „Maria mit dem Jeſuskinde“, ſowie deſſelben Künſtlers „Mutter Gottes“. 1839 erſchien der Stich nach Bendemann's „Hirt und Hirtin“, dem ſich 1840 der in jeder Hinſicht ausgezeichnete Kupferſtich von Felſing nach Köhler's „Poeſie“ anſchloß. Allgemein geſchätzt ſind auch die 1841 vertheilten Radirungen von Schirmer, Waldlandſchaften. 1842 erhielten wir die Viſion des Ezechiel nach Rafael von Eichens; 1843 den Stahlſtich nach Becker's „Gewitter“. Dies Letztere war eine um ſo erfreulichere Wahl, als das Becker'ſche Gemälde einer ganz eigenthümlichen neuen Richtung unſerer Zeit angehört, welche in einer früher nicht gekannten Weiſe die Mitte zwiſchen Hiſtorie und Genre hält. 1844 folgte Deger's „Mariä Verkündigung“ nebſt einer höchſt geiſtreichen Radirung von A. Schrödter: „Don Quixote und Sancho Panſa“; 1845 und 1849 Jordan's „Lootſenexamen“ und „Das glückliche Alter“. Eine bedeutendere hiſtoriſche Darſtellung brachte erſt das Jahr 1846 wieder: „Friedrich II. und Petrus de Vineis“ nach Schrader von Steifenſand geſtochen. In demſelben Jahre wurde den Mitgliedern auch ein Stich von Oelſchig nach Leſſing's „Heinrich V. und Papſt Paſchalis“ verheißen, doch iſt ſeitdem nichts wieder darüber vernommen worden. Für die Jahre 1847—48 kam der bekannte ſo höchſt geiſtreich erfundene Arabeskenfries von A. Schrödter zur Vertheilung, von dem Meiſter ſelbſt auf Stein gezeichnet. Vollkommen befriedigt haben auch die 1851 und 1853 ausgegebenen Kupferſtiche von Felſing und Steifenſand nach Köhler's „Ausſetzung Moſes“ und „Mirjam“ ſowie das durch Lebendigkeit der Hand-

lung ausgezeichnete Blatt „Rettung aus dem Schiffbruche" nach Jordan von Jansen gestochen. Die neueste Vertheilung bringt zwei Kupferstiche von Martinet „Egmont vor seiner Hinrichtung" nach Gallait und „Tintoretto am Todtenbette seiner Tochter" nach Coignet. Auch diese beiden Stiche sind vortrefflich gearbeitet, die Originale rühren von zwei der berühmtesten Meister unserer Zeit her; dennoch vermögen wir die Wahl nicht ganz zu billigen. Der Verein ist, wie wir wissen, zur Förderung deutscher Kunst mit besonderer Rücksicht auf Düsseldorf gestiftet; warum denn hat man seine Zuflucht zu fremden Malern und einem fremden Kupferstecher genommen? Bot Deutschland, bot Düsseldorf nicht eine genügende Wahl mustergültiger und allgemein erfreulicher Werke dar? Sollten Lessing und Leutze nicht auf derselben Höhe stehen wie Gallait und Coignet? Jene beiden fremden Bilder sind wunderschön gemalt: aber es sind widerwärtige und abschreckende Stoffe, deren crasser Effect es wol kaum wünschenswerth macht, sie täglich und stündlich vor Augen zu haben. Auch besteht ihr Hauptreiz in der Farbe, ein Reiz, den bekanntlich der Grabstichel nur sehr dürftig wiedergeben kann. Aber vielleicht war der Verein außer Stande, sich von Meistern wie Lessing, Leutze ꝛc. große historische Bilder auf Bestellung zu erwerben? Wir haben über diesen Punkt keine speciellen Nachrichten, glauben jedoch, daß, was die kunstschätzenden Bewohner eines fremden Welttheils vermögen, auch für den Rheinisch-Westfälischen Verein nicht unausführbar sein kann.

Endlich, um mit einem Wort ungetheilter Anerkennung zu schließen, sei hier noch eines Unternehmens gedacht, welches der Verwaltungsrath des oft genannten Vereins bereits seit zehn Jahren in die Hand genommen hat und dessen demnächst bevorstehende glückliche Vollendung ihm wie unserer ganzen Zeit zu dauerndem Ruhm gereichen wird. Das ist die Platte, welche Professor Keller nach Rafael's bekannter „Disputa" sticht, in der für ausgeführte Linienmanier fast fabelhaften Größe von 8 Fuß; die Platte selbst soll fast einen Centner wiegen. Durch jährliche Vorschüsse unterstützt, hat der Künstler seit 1849 daran gearbeitet; nach dem Bericht vom 22. Juni 1855 lagen bereits vor Jahresfrist Probedrucke vor, wonach der Stich über alle Erwartung gelungen ist. Doch wird die Beschaffung der galvanischen Platten und deren Druck noch einige Zeit erfodern, sodaß die Vertheilung nicht vor 1857 und vielleicht sogar noch später wird stattfinden können.

Zwei Briefe von Jung-Stilling.

Briefe von Jung-Stilling ſind, ſoweit uns bekannt, bisher nur ſparſam veröffentlicht worden, ſoviel Intereſſantes und Belehrendes die Correſpondenz dieſes merkwürdigen, für gewiſſe Richtungen und Kreiſe höchſt einflußreichen Mannes ohne Zweifel auch darbietet; ſo werden denn die beiden nachſtehenden Schreiben, von denen namentlich das zweite für den Verfaſſer in hohem Grade charakteriſtiſch iſt, unſern Leſern hoffentlich nicht unwillkommen ſein. Beide ſind an den ſeiner Zeit ſowol als Arzt wie durch ſeine politiſche und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wohlbekannten Geheimenrath Georg Chriſtian Gottlieb von Wedekind gerichtet, den Vater des unlängſt verſtorbenen großherzoglich heſſiſchen Geheimen Oberforſtraths G. W. von Wedekind, aus deſſen Nachlaß ſie uns durch die Güte ſeines Sohnes, des Hofgerichtsadvocaten Dr. von Wedekind in Darmſtadt, mitgetheilt wurden. Georg Chriſtian Gottlieb Wedekind (ſeine Erhebung in den Freiherrenſtand erfolgte erſt in ſpätern Jahren) wurde 1761 zu Göttingen geboren, ſtudirte ebendaſelbſt Medicin und wurde, nach verſchiedenen andern Anſtellungen, 1787 als Leibarzt des Kurfürſten und Profeſſor der Medicin nach Mainz berufen. Als dann wenige Jahre ſpäter (October 1792) die franzöſiſche Revolutionsarmee unter Cuſtine ſich der Stadt Mainz bemächtigte, ergriff Wedekind mit Georg Forſter, Eickmeyer, Metternich ꝛc. die Partei der Franzoſen; er gehörte nicht nur zu den Wortführern der mainzer Clubiſten, ſondern trat auch als Hospitalarzt in franzöſiſche Dienſte; was dann, als ſchon im nächſten Sommer die Preußen die Feſtung Mainz zurückeroberten, ſeine Flucht zur Folge hatte. Er lebte nun mehre Jahre in Strasburg, hauptſächlich mit politiſcher Schriftſtellerei beſchäftigt. 1797 kehrte er in ſeine Profeſſur nach Mainz zurück und blieb daſelbſt, mit einer kurzen Unterbrechung, bis er 1808 zum Leibarzt des Großherzogs von Heſſen ernannt wurde; als ſolcher ſtarb er 1831. — Der in dem erſten Briefe erwähnte Großherzog von Baden iſt derſelbe Karl Friedrich, der als Markgraf von Baden durch ſeine gemeinnützigen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Finanzen, der Induſtrie, der Bildung ꝛc. eine Ehrenſtelle unter den liberalen deutſchen Regenten aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einnimmt. Geboren 1725 als Prinz von Baden-Durlach, trat er bereits mit 16 Jahren die Regierung ſeines Ländchens an, das 1771 bedeutend vergrößert wurde, indem ihm nach dem Ausſterben der Linie Baden-Baden das ganze Gebiet derſelben zufiel. 1803 zum Kurfürſten von Baden ernannt, trat er 1806 nach Auflöſung des Deutſchen Reichs dem Rheinbunde bei, wofür er von Napoleon zum Großherzog befördert wurde. Seine erſte Gemahlin, eine geborene Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, ebenfalls ausgezeichnet durch ihre Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft, ſtarb 1783; im Jahre darauf vermählte er ſich mit Luiſe Karoline Freiin Geyer von Geyersberg, die 1796 vom Kaiſer zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben ward. Aus dieſer Ehe ſtammen die Grafen von Hochberg, welche, nachdem ſie 1817 für ſucceſſionsfähig erklärt worden, 1830 mit dem 1852 verſtorbenen Großherzog Leopold, dem Vater des jetzigen Regenten, auf den Thron gelangten. Karl Friedrich ſtarb 1811. — Jung-Stilling ſelbſt war 1804 von Marburg, wo er ſeit 1787 lebte, als Profeſſor der Oekonomie und Kameralwiſſenſchaft nach Heidelberg berufen worden; zur Zeit, da die nachſtehenden Briefe abgefaßt ſind, hatte er dieſe Stelle jedoch ſchon wieder niedergelegt und lebte, mit dem Titel eines Geheimenraths, ohne Anſtellung, aber in engſtem perſönlichen Verkehr mit dem Hofe, in Karlsruhe, wo er auch 1817 ſtarb. Sein Jugendleben hat er bekanntlich ſelbſt in dem berühmten Werke „Heinrich Stilling's Jugend“ (zuerſt durch Goethe's Vermittelung veröffentlicht, drei Bände, Berlin 1777) geſchildert; eine Fortſetzung erſchien 1789 unter dem Titel „Heinrich Stilling's häusliches Leben“; den Schluß bildet „Heinrich Stilling's Alter“, 1817 zu Heidelberg von ſeinem Enkel W. Schwarz herausgegeben.

1.

Hochwohlgebohrner Herr!
Inſonders Hochzuverehrender Herr Geheimer-Rath!

Es war mir ſehr angenehm endlich einmahl wieder ein Lebens- und Freundſchaftliches Zeichen von Ew. Hochwohlgebornen zu ſehen. Denn ich hatte lange nichts von Ihnen erfahren, und Ihr dermaliger Standort und

Wirkungskreiß war mir gänzlich unbekannt; lieb sehr lieb ist mir, daß Sie einem vortreflichen Fürsten dienen, und dadurch sich im Stande befinden, viel Gutes zu wirken.

Was nun den eigentlichen Inhalt Ihres Briefs betrift, so danke ich zuvörderst Seiner Königlichen Hoheit dem Herrn Grosherzog von Darmstadt für Höchst Dero gnädigstes Zutrauen, und dann auch Ihnen, daß Sie noch in Liebe und Freundschaft an mich gedenken. Seine Königliche Hoheit mein gnädigster Herr bekamen einen Anfall von der Bruſtwaſſerſucht, als ich Anno 1806 im Frühjahr in der Schweiz war. Bey meiner Zurückkunft fand ich Ihn auf der Beſſerung, doch konnte er noch keine Treppe ſteigen, ohne oft auszuruhen, wir gingen nach Baden, wo Er völlig wieder hergeſtellt wurde. Dieſe Cur war in der That ein Meiſterſtück und ich kann dem Herrn Geheimenrath Schwickel das Zeugnis geben, daß er überhaupt ein vortreflicher Arzt und ein ſehr rechtſchaffener Mann iſt. Seit der Zeit iſt nun der Grosherzog vollkommen geſund, indeſſen wurde die Digitalis purpurea noch eine Zeitlang fortgeſetzt, um einem recidiv vorzubeugen.

Ich bin ſeit 30 Jahren nicht mehr Arzt, meine Beſchäftigungen ſind von ganz anderer Art geweſen, ſo daß ich nicht viel mehr von der praktiſchen Arzneikunde verſtehe; doch ſcheint mir Ew. Hochwohlgeborenen Urtheil über die Wirkung der Digitalis gegründet; indeſſen müſſen wir doch im gegenwärtigen Fall eine Ausnahme von der Regel machen, denn bei unſerm Grosherzog bringt das Blut zu ſtark in den Kopf, und in dieſem Fall iſt das Gedächtniß und jede Seelenkraft ſchwächer. Sobald S. K. Verdruß hat, oder traurig iſt, glüht ſein Geſicht von Röthe. Er bekommt Kopfwehe, und ſeine Sinne ſind ſchwächer, daher ſind wir auch Alle darüber auß, Alles von Ihm zu entfernen, was eine ſolche Wirkung hervorbringen kann, und bey dieſer Gelegenheit muß ich der Frau Gräfin von Hochberg das Zeugniß geben, daß ſie mit unnachahmlicher Treue den alten Herrn bedient und mit äußerſter Aufmerkſamkeit die Diätiſchen und ärztlichen Regeln befolgt, welche der Herr G. R. Schwickel vorſchreibt, und daher kommt es auch, daß der Herr ſo geſund iſt. Vorzüglich haben wir bey dem ſtarken Andrang des Geblüts nach dem Kopf alle Aufmerkſamkeit nöthig, um einer Apoplexie vorzubeugen, zu welcher er geneigt iſt, auch ſchon einmal eine Anwandlung gehabt hat. Da ich ſein täglicher Tiſchgenoſſe, und die Abendſtunden durch, nebſt der Frau Gräfin allein bey Ihm bin, ſo kann ich am zuverläßigſten über ſeine Geiſteskräfte urtheilen. Des Vormittags iſt Er noch immer der Alte und ſeine Urtheilskraft iſt noch immer ſcharf. Es iſt ſonderbar, auch in den Stunden, wo ſein Geiſt ſchwach iſt, brauche man nur von Staats- und Regierungsgeſchäften zu ſprechen, ſo iſt Alles in ſeinem Kopf geordnet, aber bald ſinkt Er wieder in ſeine Schwäche zurück, in welcher er gewöhnlich einſchläft. Des Nachmittags und des Abends zeigt ſich ſeine Geiſtesſchwäche am ſtärkſten, indeſſen giebts doch manchen heitern Blick; z. B. geſtern Abend haben wir bis 10 Uhr über allerley Gegenſtände geſprochen und ich fand die nämliche Heiterkeit, den nämlichen Scharfblick, die nämliche himmliſche Herzensgüte und den nämlichen Verſtand, den ich ſchon jeher an Ihm bewundert habe.

Seine Geiſtesſchwäche iſt eigentlich nicht ſo ſehr Mangel am real- als vielmehr am Verbal Gedächtniß. Er erinnert ſich aller Gegenſtände der

nahen und fernen Vergangenheit auf eine bewundernswürdige Art, aber er kann oft die Worte nicht finden, um seine Vorstellungen mitzutheilen und wählt dann andere, die gar nicht dahin passen. Das bringt Ihn aber so wenig aus der Fassung, daß Er selbst darüber lacht.

Bey so bewandten Umständen glaube ich nicht, daß man das Geringste in seiner Diät ändern, oder auch durch Arzneymittel positiv auf sein Gehirn wirken dürfe.

Den Wink, welchen Sie mir wegen der mechanischen Philosophie geben, verstehe ich; Diese ist die einzige Quelle der Wahrheit für die Sinnenwelt, und die ganze Arzneiwissenschaft, insofern die Seele nicht krank ist, sondern nur ihre materielle Werkzeuge leiden, gehört unter ihr Forum, nur im Uebersinnlichen hat sie nicht Sitz und Stimme, weil da die Prämissen ausser ihrem Gebiete liegen.

Ich halte dafür, daß es am besten ist, wenn ich von Ew. Hochwohlgebornen Schreiben gar keinen Gebrauch mache, denn so wie ich Ihnen hier Alles nach der Wahrheit dargestellt habe, werden Sie es selbst so gut finden.

Haben Sie die Güte mich Sr. Königlichen Hoheit unterthänigt zu empfehlen.

Mit inniger wahren Hochachtung und Freundschaft verharre ich stetshin

Ew. Hochwohlgebohrnen

gehorsamster Diener

Carlsruhe 25. Febr. 1809.

Dr. Jung gt. Stilling
Geheimer Hofrath.

2.

Carlsruhe, 4. März 1809.

Hochwohlgeborner Herr.
Hochzuverehrender Herr Geheimerath.
Hochgeschätzter Freund.

Der letzte Theil Ihres Briefs interessirt mich so, daß ich ihn auf der Stelle beantworten muß: Dergleichen Erscheinungen wie Ew. Hochwohlgeboren gehabt haben, sind mir nicht neu. Es ist eine sonderbare Fügung der Vorsehung, daß man mir von jeher so viele dergleichen Geschichten anvertraut hat, wodurch ich dann in den Stand gesetzt worden bin, einem und andern Aufschluß, über solche äußerst merkwürdige Phänomene zu geben, ob ich gleich nie, außer ein paar gewöhnlichen Ahnungen, etwas dergleichen gehört oder gesehen habe.

Die Erscheinung, die Ew. Hochwohlgeboren gehabt haben, gehört unter die Allermerkwürdigsten; der mechanische Philosoph häut den Knoten mit dem Schwerdt auf, und sagt: es war weiter nichts als Zufall, daß Sie träumten war natürlich, und daß Sie gerade Das träumten, was in der Zeit in der Ferne geschah, das traf sich so von ungefähr. Können Sie das glauben, verehrter Freund, und können Sie sich damit beruhigen? — und würde es Sie nicht empören, wenn sich da einer Ihnen gegenüber stellte, lachte, höhnte, und Ihres Aberglaubens spottete? Es ist äusserst merkwürdig, daß man bei allen Physischen Erscheinungen so äusserst aufmerksam ist; wie man dieß in unsern Zeiten, bey den aus der Luft fallenden Steinen wahrnimmt, und bei den allerwichtigsten Phänomenen aus dem Geisterreich, ist man taub, man will nicht hören und nicht sehen. Das — Warum nicht? — ist der ernsthaftesten Beherzigung werth. Doch zur Sache.

Ich nehme folgenden Satz als ein Axiom an:

Ihre Erscheinung, Ihr Traum war eine wahre Ahnung.

Daß es nicht bloßes Ungefähr, nicht Zufall war, ist aus dem principio indiscernibilium mathematisch erweißlich.

Nun fragt sichs:

War das Bild des seligen Thilenius*) wirklich sein Geist oder Wirkung Ihres entwickelten Ahnungs-Organs? — wäre das Letztere, so müssen Sie öfters Ahnungen haben, es müste Ihnen geläufig sein, actiones indistantes ratione temporis et Spatii zu empfinden, dieß scheint mir aber nicht der Fall zu sein, weil Ihnen diese Geschichte so neu und so fremd ist. Ich schließe also mit Grund, daß die Seele des seeligen Thilenius Ihnen erschienen ist, wobey aber das auffallend ist, daß er in dem Zeitpunkt noch gelebt haben muß, oder Sie müssen dann am 25. Jan. Morgens zwischen 8 und 9 Uhr noch im Bett gewesen sein, und diesen Traum gehabt haben, welches mir aber nicht wahrscheinlich ist. Daß eine solche Erscheinung bei lebendigem Leibe öfters geschehen, und also in der Natur gegründet ist, darüber habe ich mich in meiner Theorie der Geisterkunde hinlänglich erklärt, und die Möglichkeit zu beweisen gesucht. Wir haben im Herbst im Schloß zu Baden, ein auffallendes Beispiel dieser Art, ein Hofbedienter sitzt des Abends spät, mit noch andern Bedienten in einem Zimmer; die Thür öfnet sich zu Hälfte, und er sieht seine Schwester, die in Carlsruhe krank lag, er entsetzte sich darüber, und des andern Morgens starb diese Schwester. Die Patientin hatte in der Stunde der Erscheinung mit Sehnsucht von ihrem lieben Bruder gesprochen, und war dann in eine Ohnmacht gefallen. Eins möchte ich noch wissen, ob Thilenius in der Stunde der Erscheinung geschlafen habe, oder ohnmächtig gewesen sei? — denn wenn er während dem Zeitpunkte wachte, so erschien Ihnen sein Geist nicht, sondern ein anderes Wesen, etwa sein Schutzgeist, wirkte auf Ihre Einbildungskraft, und brachte die Erscheinung in Ihnen hervor. Der ganze Zweck der Erscheinung war aber kein Anderer als Vorsorge für die Wittwe und Ihre Kinder. Sie werden auch sehr wohlthun, theuerster Freund! wenn Sie sich Ihrer annehmen, so sehr Sie in Ihrer Lage können; es wird die Seele unseres gemeinschaftlichen Freundes sehr beruhigen. Die Sorge für seine Hinterlassenen mit der er gestorben ist, könnte ihn dort an fernerer Beförderung zurückhalten.

Thilenius war ein edler Mann, und schon vor vielen Jahren mein Freund. Dr. Lehr ist es auch, auch ihn kenne ich von einer sehr guten Seite, wie aber seine medizinische Kenntnisse sind, und ob er ein glücklicher Practicus ist, das weiß ich nicht. Sie werden also wohl in Darmstadt bleiben, ich würde es auch thun.

Leben Sie wohl theurer Mann! und seyen Sie meiner Hochachtung und Freundschaft versichert, mit der ich bin

Wollen wir in Zukunft die Hochwohlgebornen und Hochzuverehrenden Titel nicht weglassen?

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener und Freund Jung gt. Stilling.

Auf meine Verschwiegenheit können Sie sich verlassen.

*) Arzt in Wiesbaden.

Literatur und Kunst.

Ferdinand Gregorovius.

Da Ferdinand Gregorovius ja selbst zu den Mitarbeitern dieser Zeitschrift gehört und da wir in derselben ganz kürzlich erst eine interessante Schilderung der Trümmer von Agrigent aus seiner Feder lasen, so haben wir an diesem Orte umsoweniger nöthig, erst von der vorzüglichen Darstellungsgabe dieses Schriftstellers zu sprechen, sowie von der seltenen Vereinigung von gelehrter Kenntniß, philosophischer Bildung und poetischer Productivität, durch welche derselbe sich auszeichnet. Auch hat sein Werk über Corsica, das auch in diesen Blättern seinerzeit ausführlich besprochen ward und das seitdem ins Italienische und Englische (in die letztere Sprache sogar in doppelter Bearbeitung) übertragen wurde, seinem Namen eine wohlverdiente Berühmtheit verschafft. Sein neuestes Werk: „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), schließt sich diesem Vorgänger würdig an. Ein neues Buch über Italien zu schreiben, ist, je nachdem man es anfängt, sehr leicht oder sehr schwer. Sehr leicht, wenn der Ehrgeiz des Autors nicht weiter reicht, als die breitgetretene Heerstraße mit neuen Redeblumen zu bestreuen; schwierig dagegen, wenn es ihm darum zu thun ist, unsere Kenntniß des merkwürdigen Landes wirklich zu erweitern und neue Seiten des italienischen Lebens aufzudecken. Daß es solche Seiten noch gibt, daß jene Touristen, die nichts Eiligeres zu thun wissen, als ihre Wirthshausrechnungen in Zeitungsartikel umzusetzen, die Schätze Hesperiens noch keineswegs erschöpft haben, das weiß freilich Jeder, der Italien überhaupt besucht und sich dabei von der Autorität des Rothen Buchs nur einigermaßen freigemacht hat. Allein nicht Jedem ist es gestattet, dieselben wirklich zu heben; vielmehr gehört dazu außer einer gründlichen und vielseitigen Vorbildung die Gunst eines längern ungestörten Aufenthalts, es gehört dazu, daß man, von keinem Gedanken der nahen Rückkehr geängstigt, mit Muße in die Verhältnisse des fremden Volks sich einlebt und mit seinen Augen sehen, mit seinem Kopfe denken, mit seinem Herzen empfinden lernt, ohne darum die eigene Persönlichkeit doch ganz aufzugeben. Ferdinand Gregorovius ist in dieser begünstigten Lage; seit Jahren in Italien einheimisch, hat er die Halbinsel nach den verschiedensten Richtungen hin durchkreuzt, nicht wie ein Reisender, den das unerbittliche Gespenst der Heimkehr rastlos vorwärtstreibt, sondern mehr wie ein Spaziergänger, der überall verweilt, wo es ihm gefällt und dem es daher auch überall vertraut und heimisch wird. Außerdem aber besitzt dieser Schriftsteller auch in ausgezeichnetem Grade die mannichfachen Vorkenntnisse und Talente, deren es bedarf, um dieser Gunst des Schicksals den richtigen Nutzen abzugewinnen; durch gründliche classische Studien vorgebildet, ist er mit der antiken Kunst und dem Leben der Alten aufs innigste vertraut. Aber auch die mittelalterliche Geschichte Italiens hat er vielfach durchforscht, während sein Herz zugleich an allen wichtigen Fragen der Gegenwart den innigsten und lebhaftesten Antheil nahm; er kennt und verehrt die große Vergangenheit Italiens, aber er kennt und liebt auch das unmittelbar gegenwärtige lebendige Volk und hat ein mitempfindendes Verständniß für seine Leiden, seine Hoffnungen und Wünsche.

So vereinigt sich in den Werken dieses Schriftstellers Alles, was dieselben anziehend und lehrreich machen kann. Mit unnachahmlichen Farben schildert er die Pracht der südlichen Natur, aber auch für die ernste Schönheit der alten Kunst steht ihm jederzeit das richtige Wort zugebote; an raschem Faden läßt er die Geschichte der Vergangenheit vor uns abspinnen, aber auch den Punkt, an den das Interesse der Gegenwart sich knüpft, weiß er mit scharfem Blick und sicherer Hand herauszuheben; er ist vertraut mit den großen Geistern des alten Rom und auch die Helden, die der vulkanische Boden Italiens in der Neuzeit geboren hat und auch das tägliche Treiben des Volks, seine Arbeiten, seine Lustbarkeiten und Thorheiten schildert er uns mit denselben lebhaften und treuen Farben. Woher diese Mannichfaltigkeit? Woher dieses instinctmäßige Verständniß, das er für die verschiedenartigsten Aeußerungen des italienischen Lebens hat? Weil er nicht blos ein vielseitig gebildeter und aufmerksam umsichblickender Tourist, sondern weil er auch zugleich ein Dichter ist, weil er das Geheimniß des Daseins im eigenen Busen trägt und weil die Fülle der Erscheinungen nur gleichsam das Spiegelbild seines innern Reichthums ist. Darin liegt der wahre Reiz dieser Beschreibungen, das gibt ihnen diese eigenthümliche Anmuth und Frische, diesen poetischen Schmelz, der über allen seinen Schilderungen ausgebreitet liegt: dieses Herzblut des Poeten, das alle seine Figuren durchströmt und Großes wie Kleines, Hohes wie Niedriges, Vergangenheit wie Gegenwart mit derselben liebevollen Hingebung erwärmt und belebt. Auch die vorliegenden „Figuren" sind von diesem poetischen Hauche verschönt; es sind Skizzen, theils aus der Geschichte theils aus dem Volksleben Italiens, ebenso anziehend durch die Neuheit des Stoffs wie durch die Anmuth und Sauberkeit der Behandlung.

Ein Theil dieser Schilderungen war schon früher in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt; doch hat der Verfasser sie durchgängig erweitert und verbessert, sodaß sie zum Theil für ganz neue Arbeiten gelten dürfen. Den Anfang macht „Ein Besuch auf Elba. Es ist gleichsam der Epilog zu des Verfassers größerm Werke über Corsica. Wie dort die ersten jugendlichen Anfänge des corsischen Helden, so verfolgt er hier die dürftigen Spuren, die von seinem Exil in Elba zurückgeblieben sind, einem Exil, das er nur verließ, um nach kurzem schwindelnden Triumph tiefer denn vorher und für immer zu sinken. Uebrigens ist der Verfasser nichts weniger als ein blinder Bewunderer Napoleon's; er beugt sich vor dem Heroischen in der Erscheinung des außerordentlichen Mannes, aber wie er über seinen Anspruch auf weltgeschichtliche Größe denkt, das zeigt sich am besten in dem Wunsche, mit dem er von der „Eiseninsel" Abschied nimmt: „Keine Schwerter und Speere mehr, Industrie, Ackerbau und keine Menschenopfer irgendeinem Moloch!" In dem nächsten Aufsatz erhalten wir eine sehr vollständig gearbeitete Geschichte des Ghetto und der Juden in Rom; es ist ein düsteres Gemälde menschlicher Bosheit und Erniedrigung, das deutlicher als Alles die wundersame Zähigkeit bestätigt, durch welche der jüdische Stamm sich vor allen Nationen der Welt auszeichnet. Seit beinahe 2000 Jahren, seit den Zeiten Pompejus des Großen in Rom ansässig, trugen die Juden beinahe ebenso lange jede nur erdenkbare Art von Schmach und Schande und Erniedrigung, ihre gesammte Geschichte bis in die letzten Jahrhunderte ist eine einzige Kette von Verfolgung, Mishand-

lung und Erniedrigung. Unzählige sind den grausamsten Tod gestorben, unter dem Beil des Henkers, auf dem Scheiterhaufen, im Circus, unter den Klauen der Bestien, ganze Geschlechter sind hingewürgt, vertrieben, ausgerottet worden, — und doch haben sie sich behauptet, und doch wohnen sie noch immer in demselben dumpfen, traurigen Winkel, auf dem sie sich zuerst ansiedelten, die Jahrtausende haben gewechselt und hundert mal zur Vernichtung bestimmt haben sie, die überall Geächteten, sich „im Mittelpunkt der katholischen Christenheit, unter den eigenen Fußsohlen des Heiligen Vaters" behauptet. Wahrlich darin ist eine providentielle Führung und wenn dieselbe schon übrigens in der Geschichte dieses Volks nicht verkannt werden kann, so ist Rom jedenfalls derjenige Fleck der Erde, wo dieselbe am deutlichsten und erschütterndsten zutage tritt. Als erheiterndes Zwischenspiel, doppelt anregend durch das Pikante des Gegensatzes, folgen dann die „Idyllen vom baltischen Ufer", die wir vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift lasen und die den Lesern gewiß noch in dankbarer Erinnerung sind; es weht echte Seeluft darin, vermischt mit jenem Waldesrauschen und jener träumerischen Einsamkeit, die für das deutsche Gemüth soviel Unwiderstehliches hat. Dagegen entfaltet sich in den „Idyllen vom lateinischen Ufer" die ganze Pracht und Herrlichkeit des italischen Himmels. Der Verfasser verlebte einige köstliche Wochen an der römischen Küste in Anzio, dem alten Antium der Volsker, im Angesichte einer der entzückendsten und großartigsten Landschaften der Welt. Auch die Geschichte des Mittelalters hat diesen Boden geheiligt; in der Nachbarschaft dieser Gegend liegt jener Thurm von Astura, in welchem der letzte Hohenstaufe, der jugendliche Konradin, durch den Verräther Frangipani festgehalten ward und den er nur verließ, um das Schaffot zu besteigen. Der Verfasser nennt ihn die Warte der Romantik, den deutschen Poetenthurm in Italien und er hat guten Grund ihn so zu nennen, da er ihn selbst in jenen melodischen und sinnvollen Versen besungen hat, die wir erst kürzlich in diesen Blättern lasen. Unter dem Titel „Römische Figuren" folgt dann ein buntes Allerlei oder, wie der Verfasser selbst es bezeichnet, ein Carneval aus den Straßen von Rom, seinen Salons, Kirchen, Künstlerwerkstätten, Theatern, Wirthshäusern ꝛc.; es ist Alles voll frischen Lebens und ergötzlicher Mannichfaltigkeit. Den Schluß des Bandes bildet eine Schilderung jenes düstern geheimnißvollen Felseneilands von Capri, auf welchem Tiberius den Rest seines finstern blutbefleckten Daseins verbrachte und das somit elf Jahre hindurch den Mittelpunkt der Welt bildete. Die Kunst, mit welcher der Verfasser hier die frische lebenduftende Gegenwart und die finstere blutriefende Vergangenheit zu einem ebenso anziehenden wie erschütternden Gemälde zu verarbeiten weiß, ist wahrhaft bewundernswerth. Er selbst hat in frühern Jahren einen „Tod des Tiberius" geschrieben, ein Drama voll hoher und großartiger Intentionen; es erklärt dies das eigenthümliche Interesse, mit welchem er den Spuren jener düstern Epoche nachgeht, sowie die plastische Kraft, mit der er uns die Schatten derselben vor die Seele zaubert. Das ganze Buch ist eine höchst bedeutende und liebenswürdige Erscheinung; möge dem Verfasser die Sonne Hesperiens noch lange scheinen und möge er uns noch manches gleich werthvolle Gastgeschenk von der fernen Küste zusenden; der Dank des Publicums wird dereinst dem Heimgekehrten nicht fehlen.

ls.

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang Mai 1856.

K. S. Meinem letzten Briefe, der ja hoffentlich Ihre Redactionsschere nicht zu sehr in Bewegung gesetzt haben wird, lasse ich heute als Sühne ein völlig unverfängliches Postscript folgen, das sich nur mit Literatur, Theater und ähnlichen unschuldigen Dingen befassen soll. Zuerst denn von dem ehemaligen Präsidenten der Februarrepublik; auch er ist sehr naiv geworden. Schon in meinem vorletzten Briefe machte ich Sie aufmerksam auf die neueste literarische Speculation, durch die Lamartine seine finanziellen Verhältnisse zu verbessern sucht. Die Speculation scheint einzuschlagen; der Nothschrei, mit welchem er seine neue Zeitschrift einleitete, hat überall in Frankreich ein Echo gefunden und die ganze Jugend, der Arbeiterstand, kurz alle Welt eilt herbei, dem Mann, der über seine Armuth klagt und dessen jährliche Einnahmen dabei noch immer nach Hunderttausenden berechnet werden, durch Subscriptionen auf seine „Entretiens" die Fortführung seiner comfortabeln Existenz zu sichern. In Deutschland werden diese zwanglosen Unterhaltungen in Lieferungen schwerlich Anklang finden. Der Inhalt ist sehr bunt und sehr oberflächlich; so bringt z. B. das zweite Heft eine sehr apokryphe Biographie der verstorbenen Frau von Girardin (Delphine Gay), die nur in gewissen pariser Kreisen interessiren kann. Das nächste Heft wird vielleicht von den Vedas, dem Sanchuniathon oder der „Nachfolge Christi" handeln. Da man einmal gewöhnt ist, Victor Hugo neben Lamartine zu nennen, so seien hier auch gleich die zwei neuen Bände Hugo's erwähnt, die unter dem Titel „Contemplations" zugleich in Brüssel und Paris, hier in einer theuern, dort in einer billigen Ausgabe erschienen sind. Es ist eine poetische Nachlese aus 25 Jahre alten Mappen, viel Jugendlich-Frisches mit Gesuchtem, Abstractem und selbst Albernem gemischt. Da nichts Politisches darin vorkommt, so wird die Akademie ihm vielleicht einen ihrer Preise dafür zusprechen.

Endlich haben wir auch Legouvé's „Medea" über die Bretter schreiten sehen und zwar in der Ristori erhabener Gestalt und in Montanelli's vortrefflicher Uebersetzung. Das Costüme der Ristori war von Heinrich Scheffer nach antiken Mustern entworfen; in der Darstellung selbst entwickelte sie eine dramatische Kraft, die alle ihre bisherigen Leistungen übertrifft. Somit fehlte nichts, uns Legouvé's Dichtung, welche von Rachel zurückgewiesen worden war, im schönsten Lichte zu zeigen. Und so bestochen, sagen wir als ehrliche Richter, die Hand aufs Herz gelegt: Legouvé's Stück ist schlecht, herzlich schlecht. Die Uebersetzung hat den gespreizten Stil des Poeten mit glücklicher Gewandtheit etwas vereinfacht, aber wir haben leider die Alexandriner des Originals verglichen. Selbst die Kinder sprechen kein naives Wort; daß sie Hunger haben oder müde sind, sagen sie in Wendungen, wie Châtelain, Ronsard oder die Scudéry sie schon gebraucht haben. Man könnte eine Parodie schreiben: „Wie sich Hr. Legouvé die Medea denkt." Er denkt sie sich, wie man es etwa in bürgerlichen Verhältnissen erlebt, daß zur Hochzeit eines vermögenden jungen Mannes eine verlassene Geliebte mit einem Kinde

auf dem Arm in den Festsaal stürzt, zum Entsetzen der Braut und der Schwiegeräl tern; es ist eine bürgerliche Medea, die ihre Kinder umbringt, aus Angst, dieselben möchten von der Stiefmutter schlecht erzogen werden. Ein moralisirender Orpheus läuft nebenher, der gerade von einer Kunstreise unter den Barbaren zurückkehrt, wo er Wohlthätigkeitsconcerte gegeben hat. Jason renommirt wie ein Gardelieutenant und Kreusa besticht die Kleinen mit Bonbons. Zum Glück verstand die große Künstlerin, welche die Titelrolle gab, den Geist der antiken Mythe besser als der geleckte Akademiker; sie spielte ihre Medea mit zigeunerhafter Wildheit und tief ergreifenden Naturlauten. Uebrigens ist die Truppe, welche mit der Ristori hergekommen ist, so elend, so unter aller Kritik, daß ich nie geglaubt hätte, Italien könnte so ganz unfähige Schauspieler hervorbringen.

Die „Revue de Paris", welche seit etwa zwei Monaten im Geiste der Demokratie redigirt wird, hat verwichene Woche binnen 24 Stunden ihr erstes und zweites Avertissement erhalten, das erste wegen ihrer allgemeinen Tendenz, das zweite wegen eines Artikels L. von Bonchaud's über die historische Auffassung des Cäsar nach Lamartine und nach Troplong. Man muß schon scharfe Brillen aufsetzen, um in diesem Artikel die Anspielungen zu entdecken, und wenn es nicht unter gewissen Umständen schwer wäre, keine Satire zu schreiben, so hätte Bonchaud gewiß keine geschrieben. Welch ein kitzliches Gewissen hat doch die Regierung! Noch vor Jahren durften demokratische Historiker, wie z. B. Michelet, sich des Cäsar gegen den Brutus annehmen und jetzt soll es nicht mehr verstattet sein, Beiden Unrecht zu geben. Die historische Frage, welche hier vorliegt, ist diesmal allerdings durch die schlechten Gewohnheiten des französischen Parteigeistes völlig verrückt worden. Aber Bonchaud's Artikel enthält einige gesunde Ansichten in sehr schüchterner Form. Und darum wird die „Revue de Paris" in der Blüte ihrer Jugend sterben. Ein interessantes Buch ist „L'oiseau", von J. Michelet, an welchem seine Frau mitgearbeitet hat; es enthält schöne Betrachtungen über das Leben und die Poesie der Vögel.

Aus Berlin.

Mitte Mai 1856.

N. O. Berlin befindet sich in der Frühlingsmauser; die zahlreichen Wintergäste, die unsere Residenz während des letzten halben Jahrs so glänzend machten, haben uns verlassen und die Sommergäste wollen sich, abgehalten durch die ungünstige Witterung, noch nicht einstellen. Doch gibt man sich auch in Betreff ihrer den glänzendsten Hoffnungen hin; namentlich erwartet man aus Rußland eine Flut von Reisenden und damit auch von Silberrubeln, die nach der momentanen Ebbe, an der wir jetzt leiden, doppelt willkommen sein wird. In Petersburg sollen, wie die Zeitungen berichten, nicht weniger als 40,000 Pässe genommen sein und da erfahrungsmäßig der größere Theil der russischen Vergnügungsreisenden bei uns seine erste Station macht, so können Sie sich leicht vorstellen, mit welcher freudigen Ungeduld unsere Gastwirthe, unsere Modemagazine, kurz Alle, die von dem Ueberfluß des Reichthums leben, der Ankunft dieser nordischen Gäste entgegensehen. Besonders eifrig sind unsere Hôtels, sich zum Empfang derselben würdig ein-

zurichten, überall, wohin man kommt, werden die Zimmerreihen erweitert, neue prächtige Speisesäle werden eingerichtet und dadurch eine Menge von Arbeitern beschäftigt. Das ist denn ein erster reeller Segen, den wir dem Frieden verdanken; mögen nur die übrigen Hoffnungen, welche die Geschäftswelt darauf setzt, sich ebenso verwirklichen! Sanguinische Gemüther sprechen sogar von einem Fürstencongreß, welcher sich im Herbst, unmittelbar nach der Krönung des russischen Kaisers, die bekanntlich auf die zweite Hälfte des August festgesetzt ist, bei uns versammeln soll. Auch die kürzlich erfolgte Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den Kaiser der Franzosen wird mit diesem Project in Verbindung gebracht. Wieviel Wahres daran ist, muß die Zukunft lehren. Daß die pariser Conferenzen die schwebenden Fragen kaum zur Hälfte beseitigt haben und daß es daher einem Fürstencongreß an Stoff nicht fehlen würde, ist richtig genug; eine andere Frage ist nur, wie die politische Situation sich binnen hier und vier Monaten überhaupt gestaltet haben und ob man dann überhaupt noch Neigung empfinden wird, sich auf Congressen zu verständigen. Der nächste fürstliche Besuch, dem man hier entgegensieht, ist die verwitwete Kaiserin von Rußland; der König wird ihr in Person bis an die Grenze entgegenreisen. Der Gesundheitszustand der hohen Frau soll sehr erschüttert sein; sie wird hier fürs erste nur kurze Zeit verweilen und zwar, wie man hört, in tiefster Zurückgezogenheit, um sich demnächst nach Wildbad zu begeben.

Ich erwähnte vorhin der Wintergäste, die uns verlassen haben und deren Abwesenheit sich denn auch auf den Promenaden, den Theatern, den Cafés ꝛc. deutlich genug verspüren läßt. Die erste Stelle darunter nehmen natürlich unsere Abgeordneten ein, diese wahre alte Garde unserer Wintervergnügungen. Auch sie sind Anfang des Monats entlassen. Ihre letzten Verhandlungen waren ganz so flüchtig und inhaltleer, wie es gegen Ende der Session der Fall zu sein pflegt. Auch der Antrag des Abgeordneten von Rosenberg wegen Wiedereinführung der Prügelstrafe sowie ein Antrag des Hrn. von Horst, das Verbot des frühzeitigen Heirathens betreffend, wurden nicht mit der Ausführlichkeit behandelt, die das interessante Thema unter andern Umständen gewiß gefunden hätte. Beide Anträge gehören als wesentliche Bestandtheile in jenes System mittelalterlicher Unterdrückung, mit welchem unsere Junkerpartei uns beschenken will; ihre Wortführer sprachen es in der Debatte selbst offen aus, daß sie nichts Geringeres im Sinne haben, als jenes Phantom individueller Freiheit zu vernichten, in welchem sie die wahre Wurzel der Revolution erblicken. Prügel und das Verbot des Heirathens sind dazu allerdings sehr wirksame Mittel; es fragt sich nur, ob es selbst mit einer Kammer wie die gegenwärtige möglich sein würde, Maßregeln durchzusetzen, welche dem Geist des Zeitalters so offen Hohn sprechen wie die in Rede stehenden. Auch zeigte die Kammer, trotz ihrer bekannten Zusammensetzung, für diesmal noch keine Lust, unserer Feudalpartei zur Wiederherstellung ihres mittelalterlichen Paradieses die Hand zu reichen; beide Anträge blieben in der Minderheit und so sind die Rücken und das Heirathen einstweilen noch frei. Einen wunderlichen Eindruck muß es freilich auf jeden Unbefangenen bei alledem machen, daß solche Anträge, die schon an sich selbst ein Schlag ins Gesicht der heutigen Bildung sind, zur Verhandlung im Plenum gelangen konnten, während z. B. der Matthis'sche Antrag, den Zu-

ſtand der Preſſe betreffend, wegen Mangel an Zeit für die laufende Seſſion zurückgezogen werden mußte. — Auch dem vielbeſprochenen von Berg'ſchen Antrag wegen des Depeſchendiebſtahls iſt es nicht beſſer ergangen. Wie Ihre Leſer ſich erinnern, war von den Antragſtellern ſelbſt „die Ehre des Landes und dieſer Verſammlung" als Motiv angeführt worden. Aber ſelbſt dies, wie man meinen ſollte ſehr dringende Motiv iſt nicht im Stande geweſen, den Schneckengang der Commiſſionsberathung zu beſchleunigen und auch die wiederholten Interpellationen vonſeiten der Linken blieben ohne Erfolg. Erſt nach erfolgtem Schluß der Kammer wurde ein gedruckter Commiſſionsbericht verbreitet; entkleiden wir denſelben jedoch der langgeſponnenen ſtiliſtiſchen Wendungen, ſo ergibt ſich als Thatſache nur dies, daß überhaupt nichts gethan worden iſt, um die angeblich ſo ſchwer gefährdete „Ehre des Landes und dieſer Verſammlung" wiederherzuſtellen. Der Eindruck, den das Ganze im Publicum hervorgebracht hat, iſt höchſt nachtheilig; man hält jetzt für bewieſen und erhärtet, was gleich anfangs als boshafte Muthmaßung auftauchte: nämlich daß der ganze Antrag nur ein Parteimanöver geweſen iſt, lediglich zu dem Zweck, damit nicht etwa die Linke ſich der Angelegenheit bemächtige. Natürlich fällt es mir nicht ein, dieſe Anſicht zu theilen, es hieße das ja die Ehrenhaftigkeit der Antragſteller im ſchwärzeſten Lichte darſtellen. Aber daß das Publicum auf einen derartigen Argwohn nur überhaupt gerathen kann, das iſt, dünkt mich, ein ebenſo charakteriſtiſches wie niederſchlagendes Zeichen der Zeit und zeigt deutlich, wie gering die Sympathien ſind, deren unſere Landesvertretung ſich im Allgemeinen erfreut. — Die Seſſion wurde durch den König in Perſon geſchloſſen. Doch enthielt die Thronrede nichts von Erheblichkeit, nur der Paſſus über den wiederhergeſtellten Frieden und die Hoffnungen, welche ſich daran knüpfen, wurde mit beſonderer Wärme vorgetragen.

Ueberhaupt herrſcht jetzt in der Politik bei uns große Stille und Abgeſpanntheit. Nur der Vertrag vom 15. April, der auch hier völlig unerwartet kam, hat eine gewiſſe Senſation hervorgebracht. Doch iſt dieſelbe keine beſonders angenehme; man glaubt daraus abnehmen zu dürfen, daß die Weſtmächte ſelbſt nur geringes Vertrauen in die Dauer des kaum geſchloſſenen Friedens ſetzen und außerdem fürchtet man, daß die preußiſche Politik dadurch immer weiter nach Oſten gedrängt werden wird. Jedenfalls ſcheint die Hoffnung, als ob Preußen infolge des Friedens aus ſeiner iſolirten Stellung heraustreten würde, ſich noch nicht zu beſtätigen. Im Gegentheil, die Lobredner dieſer Iſolirtheit tragen den Kopf höher als je und preiſen es gerade mit Rückſicht auf dieſen Vertrag vom 15. April als einen beſondern Vorzug unſerer Stellung, daß wir „nach allen Seiten frei" und daß wir daher auch dem Gang der Ereigniſſe, wie ſie es nennen, „mit voller Ruhe entgegenſehen können". Im Punkt der Ruhe mögen ſie ſchon Recht haben, mit der Freiheit der Entſchließung dagegen möchte es, wenn wirklich eine neue plötzliche Verwickelung eintreten ſollte, denn doch wol etwas mislich ſtehen. Andererſeits hofft man auf eine Annäherung zwiſchen England und Preußen, herbeigeführt durch die bevorſtehende Vermählung unſers künftigen Thronfolgers mit der Kronprinzeſſin von England. Die Verlobung ſoll noch vor Ende des Monats ſtattfinden, der Prinz rüſtet ſich bereits zur Abreiſe.

Doch hat man ja wol hinlänglich erfahren, namentlich in der jüngsten Zeit, wie wenig Einfluß Familienbeziehungen auf den Gang der Politik haben, und England ist wol von allen Ländern der Welt gerade dasjenige, das darin am wenigsten eine Ausnahme macht.

Im Theater haben wir viel Neues gehabt, aber darunter nur wenig Gutes. Auch Gutzkow's „Ella Rose", die Mitte voriger Woche zum ersten mal über die königliche Bühne ging, hat die günstigen Erwartungen, mit denen man dem Stücke entgegensah, nur zum kleinsten Theil erfüllt. Es ist, was man so nennt, eine geistreiche Arbeit; aber auch die geistreichste Durchführung kann den Zuschauer nicht befriedigen, wo die Grundlagen des Ganzen so unwahr und unnatürlich sind wie in diesem Stücke. Geist und Witz sind nur da erfreulich, wo sie mit Natur und Wahrheit Hand in Hand gehen; wo sie dagegen, wie in „Ella Rose", nur dazu dienen, unmögliche Consequenzen aus unmöglichen Voraussetzungen zu ziehen, da befällt den Zuschauer ein Frösteln des Unbehagens, das um so empfindlicher wird, je deutlicher wir sehen, wie der Dichter sich anstrengt, durch gewaltsame Häufung von Effecten unser Mitgefühl zu erzwingen; das leise Gelächter, das einige male, namentlich gegen den Schluß des Stücks hin, durch das Publicum ging und zwar gerade in Momenten, von deren tragischer Kraft der Dichter sich offenbar die größte Wirkung versprochen hatte, war die schärfste Kritik, die das Stück erfahren konnte und doch keine ungerechte. Die Aufführung war im Ganzen recht brav, womit ich indessen nicht behauptet haben will, daß eine Ella von mehr Esprit und geistiger Schärfe, als Frl. Fuhr zugebote steht, das Verfehlte des Stücks nicht mehr verdeckt haben würde. — Außer „Ella Rose" brachte das Königliche Theater noch einige Wiederholungen von Brachvogel's „Narciß" und zwar mit Frl. Birch, einer Tochter unserer fruchtbaren Dichterin, als Gast. Die junge Dame hat mit einem wenig empfehlenden Aeußern zu kämpfen und auch ihr Organ scheint sie vorzugsweise auf eine Gattung heroischer Rollen hinzuweisen, die freilich in unserm modernen Drama ziemlich ausgestorben ist. Indessen von diesen natürlichen Mängeln abgesehen und auch abgesehen davon, daß die Rolle der kranken hinsterbenden Pompadour ihrer etwas derben Jugendlichkeit nur wenig zusagen konnte, entfaltete die Darstellerin ein recht beachtenswerthes Talent. Sie ist außerdem noch in einigen Rollen aufgetreten, namentlich auch als „Waise von Lowood"; ich selbst habe sie nicht weiter zu sehen Gelegenheit gehabt, doch sprachen Presse und Publicum sich im Ganzen recht befriedigt aus.

Einen ungemeinen Fleiß in Vorführung neuer Stücke hat wiederum das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater entwickelt; wenn es jedoch die Absicht der Direction ist, das Publicum damit für den Abgang einiger beliebten Darstellerinnen, der bereits zu einem Zeitungskriege Veranlassung gegeben hat, zu entschädigen, so ist dieser Zweck kaum zur Hälfte erreicht. Denn von allen vorgeführten Neuigkeiten hat im Grunde nur eine eingeschlagen, eine Localposse von A. Bahn, „Appel contra Schwiegersohn". Das Stück stammt aus der Preisbewerbung, welche Hr. Wallner, der Director unsers neuen Königsstädter Theaters, vor einigen Monaten ausgeschrieben hatte. Es war damals von den Preisrichtern zwar nicht des Preises werth befunden, aber

doch als das einzige allenfalls aufführbare Stück bezeichnet worden. Warum das Königsstädter Theater es gleichwol nicht zur Aufführung gebracht hat, ist mir nicht bekannt; seine Kasse mag dabei einige Einbuße erlitten haben, da das Stück in der That auf dem besten Wege ist, ein sogenanntes Zug- oder Kassenstück zu werden. In ästhetischer Hinsicht dagegen hat es nichts daran verloren; „Appel contra Schwiegersohn" gehört jenem Genre an, das der Berliner als „höhern Blödsinn" bezeichnet und das leider nach dem Muster des „Kladderadatsch" mehr und mehr jede natürliche und gesunde Komik bei uns verdrängt. Ich weiß, das auch hierin gewisse historische Gesetze walten, denen sich mit Wünschen und Hoffnungen nichts zu- noch abdingen läßt; eine so durch und durch kranke Zeit wie die unsere, in ihrer verzweifelten, selbstmörderischen Stimmung, kann auch nur einen kranken und selbstmörderischen Humor haben. Aber darüber täuschen dürfen wir uns bei alledem nicht, daß wir auch in dieser Hinsicht ganz entsetzlich zurückgekommen sind; wie glaubte die Kritik vor 30 Jahren die Nase rümpfen zu dürfen über Angely und was gäben wir jetzt darum, wenn unter all unsern Bühnenschriftstellern nur ein Einziger wäre, der nur die Hälfte, nur den zehnten Theil hätte von Angely's Bühnengewandtheit und seiner gesunden, liebenswürdigen Laune!

Außerdem sahen wir auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater noch ein angebliches historisches Lustspiel von Hedwig Henrich: „Der Türke in Petersburg oder wie Katharina II. Frieden schließt", „Ueber Meer" von Putlitz und „Ludwig XIV." von Gottschall. In Hedwig Henrich droht, nach diesem Stück zu schließen, der deutschen Bühne eine neue Birch-Pfeiffer zu erwachsen und sogar noch etwas Schlimmeres: denn Hedwig Henrich fängt an, wo Frau Birch-Pfeiffer aufhört — nämlich wenn die jemals aufhört: sie schreibt Stücke auf zwei oder drei historische Namen und ein halbes Dutzend neue seidene Kleider hin, von Charakteren und Handlung ist weiter keine Rede, was etwa noch fehlt, muß der Decorationsmaler hinzuthun. Welch Glück die Dichterin mit dieser Theaterschneiderpoesie anderwärts machen wird oder auch schon gemacht hat, wissen wir nicht, das berliner Publicum aber fühlte deutlich, daß es an Einer Birch-Pfeiffer genug hat und so mußte das Stück denn trotz seines zeitgemäßen Titels und trotz der politischen Bedenken, welche angeblich die schon vor Jahresfrist beabsichtigte Aufführung solange zurückgehalten haben, schon nach wenigen Vorstellungen wieder beiseite gelegt werden. Auch dem Putlitz'schen Stücke kann ich keine große Zukunft versprechen; es ist wie gewöhnlich in den Stücken dieses Verfassers manche sinnvolle und anmuthige Einzelheit darin, das Ganze aber ist für die großen Zubereitungen denn doch zu unbedeutend. „Ludwig XIV." von Gottschall ist ein wirksamer Schwank, besonders in der ersten Hälfte, in der zweiten geht das Stück etwas matt zu Ende. Auch ist das Tischrücken wol nachgerade etwas zu veraltet, um noch als dramatisches Motiv benutzt zu werden. — Das Königstädtische Theater hat sich in eine Sommerbühne übergesiedelt; dieselbe ist im Bouché'schen Garten errichtet und wurde letzten Sonntag unter ungeheuerm Zudrange mit einer neuen Posse „Berliner Leben" eröffnet, die jedoch auch nicht lange leben wird. Sommertheater sind, wie die Dinge bei uns einmal stehen, freilich zu einer Art Nothwen-

digkeit geworden; dennoch bedaure ich Hrn. Wallner, daß er, dessen gewandtes und tüchtiges Streben wol einen größern und solidern Wirkungskreis verdiente, genöthigt ist, von dieser Nothwendigkeit Gebrauch zu machen. Auch spricht man ernstlicher als je davon, daß das Königstädtische Theater ein neues Gebäude in der Stadt erhalten soll; ein geräumiges Grundstück in der Münzstraße wird als künftiger Musentempel bezeichnet. Unbegreiflich bleibt es immer, daß man das alte Königstädter Theater, das durch Lage und Einrichtung so ganz dazu geeignet war, für die Zwecke der Kunst hat so völlig verlorengehen lassen. Auch das Kroll'sche Theater geht einer Restauration entgegen; die Direction hat Hr. Görner, ein frühes beliebtes Mitglied der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne, übernommen.

Mit großer Begier ist hier die Schrift des Dr. Hassel über die letzten Stunden des Hrn. von Hinckeldey gelesen worden. Doch ist der Eindruck, selbst die sehr auffälligen literarischen Mängel des Schriftchens beiseite gesetzt, kein ganz angenehmer; das Publicum, einseitig wie es ist, hatte sich auch von dem letzten Gange des Hrn. von Hinckeldey ein gewisses heldenmäßiges Phantasiebild zurechtgemacht, das nun durch die naive Offenherzigkeit des Hassel'schen Berichts allerdings wesentlich beeinträchtigt wird. An der vollkommensten Wahrheit des Berichts läßt sich freilich bei alledem nicht zweifeln und so muß man sich denn schon darein finden, daß jenes frühere heroische Bild falsch ist und daß Hr. von Hinckeldey seinen letzten verhängnißvollen Gang keineswegs mit der Energie angetreten hat, von der er übrigens so viele Proben gegeben. An der politischen Bedeutung des Ereignisses wird dadurch natürlich nichts geändert und auch nicht einmal an seiner moralischen. Denn wenn man sich einerseits geneigt fühlen möchte, Hrn. von Hinckeldey doppelt zu tadeln, daß er sich auf einen Schritt eingelassen, dessen verhängnißvolle Schwere er selbst, diesem Bericht zufolge, so schwer empfunden, so verdient doch andererseits der passive Muth, mit dem er seinem Schicksal entgegengegangen, alle Anerkennung. Große Entrüstung dagegen erregt die Art und Weise, wie der bekannte Ryno Quehl, gegenwärtig preußischer Generalconsul für die dänische Monarchie, sich in seinem kürzlich erschienenen Buche „Aus Dänemark" über Hrn. von Hinckeldey und seine amtliche Wirksamkeit äußert. Sie wissen, daß ich keineswegs zu den enthusiastischen Verehrern des Verstorbenen gehöre, ja ich rechne es mir zu einigem Verdienst, im Moment seines feierlichen Leichenbegängnisses mitten unter der allgemeinen Vergötterung ein unbefangenes Urtheil bewahrt und die Schattenseiten der Hinckeldey'schen Amtsführung angedeutet zu haben, mit der Schonung natürlich, die dem Ernst des Augenblicks gebührte. Auch in den Anklagen, welche Hr. Quehl gegen den Verstorbenen erhebt, ist ohne Zweifel manches thatsächlich Begründete: aber erstlich will man es nicht aus diesem Munde hören — quis tulerit Gracchos de seditione querentes? und wie kommt Hr. Quehl, der Apostat der Revolution, der ehemalige Vorstand des Literarischen Bureau, der immer bereite Verfechter bureaukratischer Willkür — wie kommt er dazu, sich über Beamtenherrschsucht und Beamtenwillkür zu beklagen? Zweitens aber werden diese Anklagen in einem so gehässigen Tone vorgebracht, an einem so wenig schicklichen Ort und mit einer solchen widerwärtigen liebedienerischen Aufdringlichkeit, daß die Entrüstung des Publicums, die sich theil-

weis bis in sehr hohe Regionen erstrecken soll, in dieser Hinsicht vollkommen gerechtfertigt ist. Selbst der Umstand, daß der König die neulich stattgehabte Einweihung der für die Strafgefangenen in Rummelsburg bestimmten Kapelle mit der allerhöchsten Anwesenheit beehrt hat, wird mit diesen Quehl'schen Angriffen in Verbindung gesetzt. Thatsache ist, daß die Beschäftigung der Strafgefangenen in Rummelsburg ein Lieblingsgedanke des Hrn. v. Hinckeldey war und auch die daselbst neubegründete, sehr geschmackvoll, beinahe prächtig eingerichtete Kapelle ist hauptsächlich auf seinen Betrieb zustande gekommen; indem der König die Einweihung derselben durch seine persönliche Gegenwart auszeichnete, hat er deutlich zu erkennen gegeben, wie theuer das Andenken des Verewigten ihm ist und welchen herzlichen Antheil er an Allem nimmt, was von ihm herstammt.

Auch zwei Ernennungen, die kürzlich stattgefunden, machen viel von sich sprechen. Hr. Wichern, der bekannte Vorstand des Rauhen Hauses bei Hamburg, soll als vortragender Rath in das Ministerium des Innern, mit der besondern Beaufsichtigung des Gefängnißwesens, zugleich auch als Mitglied des Oberkirchenraths berufen sein. Doch ist die Ernennung noch nicht officiell und soll es sich, wie Einige behaupten, nur erst um ein Project handeln, das aber freilich seiner Verwirklichung sehr nahe ist. Verbürgt dagegen ist die Berufung Virchow's aus Würzburg als Professor der hiesigen Universität. Dieser ausgezeichnete Gelehrte, der trotz seiner Jugend bereits zu den ersten Größen der medicinischen Wissenschaft gezählt wird, gehörte unserer Hochschule bis zum Jahre 1849 als Prosector und Privatdocent an; politische Bedenklichkeiten — Virchow gehörte der damaligen demokratischen Partei an — traten damals seiner Beförderung in den Weg und so folgte er dem Rufe, der in dem genannten Jahre von Würzburg aus an ihn erging. Daß man sich jetzt über diese Bedenklichkeiten hinweggesetzt und auch in pecuniärer Hinsicht kein Opfer gescheut hat (Virchow soll der ungewöhnlich hohe Gehalt von 2000 Thalern zugesichert sein), ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man wenigstens die medicinische Wissenschaft nicht länger oder doch wenigstens nicht ausschließlich nach politischem und religiösem Maßstab messen will. Zugleich aber kann es auch als Beweis dafür dienen, wie groß die Noth unser medicinischen Facultät, dieser ehemaligen Glanzseite unserer Hochschule ist: denn ohne diese Noth, das können Sie glauben, hätte man sich so wenig zu dem Einen wie zu dem Andern entschlossen. — Der Falkenthal'sche Meineidsproceß, von dem ich Ihnen neulich schrieb, hat vertagt werden müssen, weil der Angeklagte lebensgefährlich erkrankt ist; vielleicht hilft ein gnädiges Schicksal ihm ganz über diese neue Prüfung hinweg.

Notizen.

Aus Paris wird der Tod des bekannten Componiſten Adam gemeldet; er ſtarb ganz plötzlich, nachdem er noch den Abend zuvor eine Operaufführung geleitet hatte. Adolf Charles Adam war 1803 zu Paris geboren, ſein Vater, von deutſcher Abkunft, war Profeſſor am Conſervatorium zu Paris und einer der beliebteſten Klavierlehrer ſeiner Zeit. Auch der Sohn erhielt ſeine muſikaliſche Bildung in der genannten Anſtalt; ſeine Lehrer in der Compoſition waren Reicha und Boyeldieu. Doch blieben ſeine eigenen Verſuche längere Zeit ziemlich unerheblich und auch ſeine Opern machten nur geringes Glück, bis endlich 1836 der mit großem Beifall aufgenommene „Poſtillon von Lonjumeau" ſeinen Namen raſch über Frankreich und Europa verbreitete. Von ſeinen ſpätern Opern, deren er noch eine große Zahl geſchrieben, fand nur noch der „Brauer von Preſton" einen ähnlichen allgemeinen Beifall. Seine Compoſitionen zeichnen ſich durch Anmuth und Zierlichkeit aus, ohne dabei beſonders tief zu ſein. — Ebendaſelbſt ſtarb der berühmte Mathematiker Binet, ſowie der Neſtor der franzöſiſchen Dramatiker Simonnin; letzterer war 1780 geboren und hat theils allein, theils in Gemeinſchaft mit Andern mehr denn 200 Stücke geſchrieben.

„Narziß" von Brachvogel iſt in Leipzig mit günſtiger Wirkung gegeben worden. Unglücklicher iſt es dagegen Gutzkow's „Ella Roſe" in Frankfurt a. M. ergangen; das Stück iſt, wie der „Kölniſchen Zeitung" berichtet wird, durchgefallen. Dagegen ſoll ein hiſtoriſches Luſtſpiel von Scholz „Herz und Krone" in Darmſtadt und Wiesbaden eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Ponſard's vielbeſprochenes neues Luſtſpiel „La bourse" iſt endlich auf dem Odeontheater zu Paris ans Licht getreten. Die Aufnahme wird als überaus glänzend geſchildert; dennoch ſoll der Werth des Stücks nur gering ſein.

Unter den Neuigkeiten des Buchhandels machen wir unſere Leſer beſonders auf das ſeit längerm erwartete „Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern" (Leipzig und Heidelberg, Winter) aufmerkſam, von dem ſoeben der erſte Band, die Jugendgeſchichte des Verewigten, ſeinen Eintritt in die öſtreichiſche Armee und ſeinen Dienſt im niederländiſchen Generalſtabe bis zum Jahre 1830 enthaltend, erſchienen iſt; das Ganze iſt auf drei Bände berechnet. Ferner erſchien der dritte Theil von Ludwig Häuſſer's „Deutſche Geſchichte, vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Bildung des deutſchen Bundes" (Berlin, Weidmann). Derſelbe umfaßt die Ereigniſſe von der Schlacht von Jena bis zu Napoleon's Rückzug aus Rußland; ein vierter und letzter Band, der die Geſchichte der Jahre 1813, 1814 und 1815 erzählt, ſoll noch im Laufe dieſes Jahres nachfolgen. Auch von Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen" (Leipzig, Engelmann) wurde ſoeben die erſte Hälfte des zweiten Bandes verſandt; es wird darin das Gemälde der europäiſchen Reactionsepoche von 1815—20 fortgeſetzt und namentlich der politiſche Zuſtand von Italien, Spanien und

Frankreich geschildert. Die zweite Hälfte des Bandes, die durch eine augenblickliche Behinderung des Verfassers verzögert wird, befindet sich unter der Presse und soll in kurzer Zeit nachfolgen. Von August Kopisch' Werken wird eine Gesammtausgabe, geordnet und herausgegeben von Professor L. Böttcher in Berlin (Berlin, Weidmann) angekündigt; der erste Band, einen Theil der Gedichte enthaltend, ist bereits erschienen. Elise Schmidt hat „Drei Dramen" (Berlin, Verlagsanstalt), Emma Niendorf, die Unermüdliche, den ersten Band eines neuen Reisewerks drucken lassen: „Auf der Reise", in welchem sie noch einmal auf ihren Aufenthalt in London, den sie bekanntlich schon in einem eigenen, aber nicht besonders gelungenen Werke geschildert hat, zurückkommt. Von der neulich erwähnten Gesammtausgabe der Schelling'schen Werke (Stuttgart, Cotta) ist der erste Band der zweiten Abtheilung, die berliner Vorlesungen enthaltend, erschienen. Auch der Briefwechsel zwischen Schelling und Fichte soll zur Herausgabe vorbereitet werden.

Von Albert Türck, dessen vor einigen Jahren erschienenes Drama „Die Portenser" Hoffnungen erweckte, die sich bisjetzt indessen noch nicht bestätigt haben, hat ein neues historisches Drama „Der Winterkönig" (Berlin, Wohlgemuth) veröffentlicht. Von dem ehrwürdigen Ernst Moritz Arndt bringt das „Weimarer Sonntagsblatt" eine dramatische Scene oder richtiger einen Monolog „Der sterbende schleswig-holsteinische Ajax". Das Gedicht ist mit großem poetischen Schwung geschrieben und zeigt aufs neue, welche unverwüstliche Jugendkraft dem verehrten Greise, trotz der 87 Jahre, die seine Scheitel krönen, innewohnt. Bodenstedt und Geibel sollen mit Sammlungen ihrer neuen lyrischen Gedichte beschäftigt sein.

Der Literarische Verein in Stuttgart, auf dessen für die Geschichte unserer ältern Literatur so höchst wichtige und verdienstliche Leistungen in diesen Blättern schon öfters hingewiesen worden ist, hat kürzlich wiederum zwei neue Publicationen ausgegeben. Die erste, von Karl Gödeke besorgt, enthält den auch von Gervinus beiläufig erwähnten „Spiegel des Regiments" von Johann von Morßheim. Das Gedicht, das für die Sittenschilderung der Zeit nicht unwichtig ist, erschien zuerst 1514; aber sowol diese erste Ausgabe als auch einige spätere Wiederholungen sind sehr selten und verdient daher diese gegenwärtige Erneuerung den Dank aller Literaturfreunde. Ferner wurde von dem Verein herausgegeben das von Hugo von Langenstein zu Ende des 13. Jahrhunderts (1293) verfaßte Gedicht auf die heilige Martina. Das Gedicht, das beinahe 33,000 Verse zählt, war bisher nur durch Auszüge in Graff's „Diutiska" und Wackernagel's „Altdeutsche Handschriften der baseler Bibliotheken" bekannt. Es existirt davon nur eine Handschrift, die in der Universitätsbibliothek zu Basel aufbewahrt wird; nach dieser ist der gegenwärtige Abdruck von A. von Keller besorgt worden. Die beiden nächsten Veröffentlichungen des Vereins werden die „Nepkauische Chronik", herausgegeben von Maßmann, und Konrad's von Würzburg „Trojanischer Krieg", bearbeitet von Dr. Franz Röth in Frankfurt a. M., enthalten; namentlich dem letztern Werke, das eine Lücke unserer Literatur auszufüllen bestimmt ist, sehen alle Freunde derselben mit Spannung entgegen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder des Giovanni Meli
von Palermo.

Aus dem Sicilianischen von Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Name **Giovanni Meli's** ist als der des berühmtesten Dichters Siciliens allgemein bekannt, seine Gedichte selbst aber sind außer je einem von Goethe und von Herder übersetzten wegen der örtlichen und sprachlichen Abgeschiedenheit Siciliens fast gänzlich unbekannt. Somit ist die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's von **Ferdinand Gregorovius** (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Von **Ferdinand Gregorovius** erschien gleichzeitig in demselben Verlage:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus **Italien.** 8. Geheftet. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß gewiß auch die vorliegenden **italienischen Schilderungen** des seit vier Jahren in Italien weilenden Landsmanns auf günstige Aufnahme seitens des deutschen Publicums rechnen können. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Ein Besuch auf Elba. — Der Ghetto und die Juden in Rom. — Idyllen vom Baltischen Ufer. — Idyllen vom Lateinischen Ufer. — Römische Figuren. — Capri, eine Einsiedelei.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. E. von Rußdorf's
diätetischer
Haus- und Brunnenalmanach für 1856.

Zweiter Jahrgang. Mit einer Eisenbahn- und Brunnenkarte.

Cart. 20 Sgr., geb. mit Notizbuch 25 Sgr.

Inhalt: Brunnendiätetik. Classification; Wirkung und Anwendung der deutschen Heilquellen. Ueber den Werth einer wissenschaftlichen Diätetik. Einige Worte über die moderne Kraft- und Stofffrage. Ueber specif. Arzneiwirkung. Ueber thierischen Magnetismus. Ein Schutzmittel gegen die Cholera. Eine Saison in Kissingen ꝛc.

Außer diesem, schon durch sein erstes Erscheinen in weiten Kreisen bekannt gewordenen Brunnenführer findet man desselben Verfassers

Diätetik für gebildete Frauen

eleg. geb. 1⅓ Thlr. wiederum in allen Buchhandlungen vorräthig.

Heinrich Schindler in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 22.** 29. Mai 1856.

Inhalt: Jakob Scheuchzer. Eine Skizze. Von Dr. **Lunckenbein.** — Die politischen Parteien in Hannover. — Frauenlieder. I. Zwei Lieder. Von **Clara Held.** 1. Es war die Zeit der Rosen. 2. Meine Boten. — II. Kleine Leiden. Von **Amara George.** — Literatur und Kunst. Literaturgeschichte. (Wehl, „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert"; Strehlke, „Martin Opitz. Eine Monographie"; Schloenbach, „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche"; Schmidt, „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen"; Brückner, „Schiller in Bauerbach.") — Correspondenz. (Aus Konstantinopel. — Aus dem Wupperthal.) — Notizen. — Anzeigen.

Jakob Scheuchzer.

Eine Skizze.

Von

Dr. Lunckenbein.

Die Erforschung der Natur, ihrer Erscheinungen und Gesetze, hat in der Breite und, wie wenigstens viele ihrer Interpreten und Priester anzunehmen nicht ermangeln, auch in der Tiefe so ungeheure Dimensionen erlangt, daß nicht Wenige in Versuchung kommen, auf Das, was die Vergangenheit in dieser Beziehung geleistet, mit Gleichgültigkeit, ja sogar nicht ohne ein gewisses mitleidiges Lächeln zurückzublicken. Wenn uns Goethe von einem lebhaften Manne erzählt, daß er, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ausgerufen: „Ich möchte sie heirathen, nur um sie zu prügeln", so scheinen Manche ihre Vorgänger nur zu lesen und zu beachten, um sie geistig durchzuprügeln, mit einem Rechte, das oft mehr als zweifelhaft ist. Schon der Umstand, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil unserer Naturbetrachtung gegenwärtig in der That nichts Anderes ist als eine Art Zuflucht auf ein Gebiet, das der fast überall sonst mehr oder weniger verschlossenen Discussion freiern Spielraum gewährt (wie dies auch zum Theil mit unserer Poesie der Fall ist), sollte uns vorsichtiger machen und uns nament-

lich vor jener Auffassung bewahren, die, wie sie einerseits den Geist im Schmelztiegel verfliegen und unter dem Mikroskop aufgehen läßt, andererseits doch nur bis zur Schale der Dinge dringt, die innere Beziehung der Natur zum Geiste aber verkennt, ja gar nicht ahnt, und uns so an der Stelle einer wahrhaft geistigen Deutung der Naturerscheinungen doch nur eine subjective Einseitigkeit und eine Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks bietet, die besticht, ohne uns weiterzubringen. Auch hierbei wird die Natur nicht sowol ausgelegt, als ihr vielmehr untergelegt, was sie nie gesprochen hat und nie spricht, während der reale Mangel durch ein Aufgebot von Süßlichkeit, Sentimentalität und Koketterie mit der Natur ersetzt werden soll, das nun freilich nicht Jedermanns Sache ist. Diese ästhetische Outrance bringt aber die unzweifelhafte weitere Gefahr mit sich, daß sie neben bedenklicher Vermehrung der Phraseologie die Kenntniß der Natur nicht sowol verbreitet als verflacht und so auch hier einer Oberflächlichkeit Bahn bricht, die wir auch schon auf andern Gebieten zu beklagen und zu bekämpfen haben. Daß diese unsere Ansicht nicht zu scharf sei, dafür begegnen dem nur einigermaßen Aufmerksamen täglich die bedauerlichsten Beweise nicht nur in dem unglaublichen Aufschwung und Erfolg, den alle Art von Charlatanerie im Zusammenhange mit mangelhafter Naturerkenntniß hat, sondern auch in dem Wiederauftauchen von Theorien, welche die Wissenschaft als längst abgethan betrachten mußte. Es liegt darin eine ernste Mahnung zur Bescheidenheit und zugleich eine nur gar zu leicht übersehene Wahrheit, ein Fingerzeig über das Zustandekommen aller Erfahrung überhaupt. Im Einzelnen werden, da die Theorie die Grenze der menschlichen Fähigkeiten nicht überschreiten kann, alle Vorstellungsarten wiederkehren müssen. Lernend überwinden wir sie, aber nicht Alle bei der Verschiedenheit der Vorbedingungen gleich leicht. Daher ist sich nicht sowol darüber zu verwundern, daß die erweitertste Erfahrung die borniertesten Theorie nicht verhindert, sich in gewissen Kreisen (die man aus Höflichkeit selbst „gebildete“ nennt) wieder Gunst zu erwerben, sondern nur der Anmaßung ist entgegenzutreten, welche der Theorie über ihre subjective Berechtigung als Spielerei oder Liebhaberei hinaus eine Allgemeingültigkeit vindiciren möchte. Man kann einem Hrn. Schöpffer (dem bekannten Verfasser einer Flut marktschreierischer Schriften) gar wohl das Privatvergnügen gönnen, die Erde feststehen und die Sonne sich um unser Erdenstäubchen drehen zu lassen, ja auch einen Kreis Gläubiger mag er sich bilden, der sich in dieser Liebhaberei gefällt und sie privatim ebenso treibt, wie man ja auch auf anderm Felde einer winzigen Minorität gestattet, sich aus Schutt und Trümmern einen Traumstaat in ihrer Manier zu erbauen; — wer aber in dieser Manier öffentlich weitergehen will, der verdient ernstlich zurechtgewiesen zu werden.

Daß freilich die Hauptrichtung unserer heutigen Naturwissenschaft sich mehr auf die zuletzt berührten Abwege verirren könnte, damit hat es gegenüber der geistigen Bildung unserer Zeit und der Kenntnisse, die sie sich erworben hat, keine Noth; desto näher liegt eine andere Verirrung, die wir schon oben angedeutet haben. Wohlthuend ist es, auch in der hier angeregten Frage wie so oft sonst jenem klaren und besonnenen Geiste zu begegnen, auf den man bei jedem Schritte in Wissenschaft und Leben treffen kann, und nie ohne eine weise Lehre und eine süße Frucht. Goethe sagt einmal: „Wir alle leben vom Vergangenen", und ein ander mal: „Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe." In der menschlichen Natur liegt ein gewisser Egoismus, der je nach Umständen ebenso eine Quelle großartigster Erfolge wie bedenklicher Irrthümer werden kann. Rasche Fortschritte in einem Zweige menschlicher Wissenschaft und Thätigkeit bringen es mit sich, daß das früher Wirksame in den Hintergrund tritt, obgleich die daraus entsprungenen Wirkungen sich immer weiter verbreiten: „weshalb man wohlthut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsere Altvordern nicht aus den Augen verlieren; und es ist der thörichtste von allen Irrthümern, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von Andern schon erkannt worden." So manche unserer sonst anerkennenswerthesten Bestrebungen halten sich von dem in jenen Worten liegenden Vorwurfe nicht ganz frei; sie vergessen, daß die wahre Liberalität Anerkennung ist. Das vielmisdeutete De mortuis nil nisi bene hat auch in der Wissenschaft seine vernünftige Berechtigung; und so thöricht Jene sind, welche glauben, daß Franklin's große Erfindung der Blitzableiter die Gewitter selbst entweder vermehrt oder vermindert habe, so wenig sind auch die Andern im Rechte, welche mit der später erkannten Unzulänglichkeit einer Zeit oder Entdeckung diese selbst in die Rumpelkammer werfen zu dürfen vermeinen, weil sie nicht Alles geleistet und gethan, wozu etwa wir im Stande. Aehnlich hat man zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Mikroskop geringschätzig behandelt, nachdem man ihm im 17. Jahrhundert soviel schuldig geworden, um heute Newton's Prophezeiung immer näher zu kommen, daß dieses Instrument auf dem Tische jedes gebildeten Menschen stehen werde. Vergessen wir nie, daß es zu allen Zeiten nur die Individuen gewesen, welche für die Wissenschaften gewirkt und daß, wie gleichfalls Altmeister Goethe so trefflich bemerkt, „die außerordentlichen Männer des 16. und 17. Jahrhunderts selbst Akademien waren, wie Humboldt zu unserer Zeit".

Vielleicht gibt es keinen zweiten Mann, dessen Wirksamkeit so eindringlich die Richtigkeit der letztern Bemerkung darlegt als Jakob Scheuchzer. Wir verzeihen es Vielen der Leser, wenn sie bei der Nen-

nung dieſes Namens ein Lächeln beſchleicht, indem ſie nur jener etwas zweideutigen Berühmtheit gedenken, welche eine Schrift dieſes Mannes einſt vor allen ſeinen andern erlangt hat. Scheuchzer's „Homo diluvii testis", ſein vorſündflutlicher Menſch, hat die Aufmerkſamkeit der Welt erregt, die ſeine zweifelloſern Verdienſte nicht kannte oder überſah. Und doch — ſo wenig gerechtfertigt iſt alſo auch jenes Lächeln! — bedurfte es faſt 100 Jahre, bis die Wiſſenſchaft erſt durch Cuvier, der Scheuchzer eine ehrende Anerkennung nicht entgehen ließ, für das Gerippe jenes in der Sündflut untergegangenen vermeintlichen Rieſenmenſchen den rechten Platz in der Thierreihe fand; — und doch iſt Scheuchzer ein Gründer der in unſerer Zeit ſo wichtigen Paläontologie und doch haben wir ein Jahrhundert nach ihm weniger das Recht, ſeine Irrthümer zu belächeln, als vielmehr einzugeſtehen, daß die von ihm gebrochene, wenn auch ſelbſtverſtändlich nicht ſofort geebnete Bahn von den Spätern vielfach vernachläſſigt und keineswegs mit jenem raſtloſen Eifer und jener Beharrlichkeit verfolgt worden iſt, mit welcher ſie betreten.

Unſere Zeit iſt eine ſchreibſelige und bücherreiche, doch mehr in der Ausdehnung auf viele Individuen als in der Anhäufung auf ein einziges, wenn es auch an Autoren letzterer Art nicht fehlt. Käme heute aber ein alexandriniſcher Bücherbrand oder eine literariſche Sündflut und rettete eine Arche Scheuchzer's Werke, ſo würden die Epigonen ſtaunend vor der Thätigkeit dieſes Einen Mannes ſtehen, ja ſie würden zweifeln, ob ſie auch alle ihm allein zuſchreiben dürften, ſo erſtaunlich iſt deren Menge und Umfang. Da wir nun dieſes Zweifels überhoben ſind, ſo bleibt uns nur die gerechte Verwunderung übrig, wenn wir bemerken, daß die Schriften dieſes unermüdlichen Forſchers allein eine kleine Bibliothek bilden würden. Mit dieſer Umfänglichkeit iſt nun allerdings kein Maßſtab der Bedeutung und des Gehalts gegeben, wie er ſich auch hier nach unſerer Abſicht mehr aus den einzelnen Zügen des Bildes von ſelbſt entwickeln ſoll; immerhin aber wollen wir ſchon jetzt mit einer ſich aufdrängenden Bemerkung vorläufig fertig zu werden ſuchen. Es fällt uns Söhnen einer ſpätergeborenen ſo anſpruchsvollen wie bedürfnißreichen Zeit nicht ſo gar leicht, als Manche glauben möchten, uns von dem Leben dieſer alten Gelehrten, namentlich von ihrem immenſen Fleiße eine richtige Vorſtellung zu machen, ſei es, daß wir dieſes Moment ganz überſehen oder uns flüchtig mit demſelben abfinden, indem wir nicht ſelten der mechaniſchen Thätigkeit den Hauptantheil zuzuſchieben ſo frei ſind. Allein ſchon das Letztere könnte heute Manchen faſt zum Erſchrecken bringen, und bei näherm Zuſehen zeigt es ſich zudem, daß wir mit jener Erklärung keineswegs auch nur nothdürftig ausreichen, da es im Gegentheil damals weit mehr Autodidakten gab als heutigentags, wo eine Maſſe bereits vorhandenen Materials verbreitet iſt. Sehen wir dann Gelehrte

jener Zeit nicht etwa nur im einsamen Studirzimmer unermüdlich von dem Katheder in Anspruch genommen, sondern auch vielfach in öffentlichen Aemtern verwendet oder mit Staatsgeschäften betraut, so bleibt uns, um die Möglichkeit einer solchen, nach allen Richtungen angespannten, so überaus productiven Thätigkeit zu erklären, nur die bei weitem einfachere Lebensweise und sodann die gewissenhafteste Eintheilung der Zeit, deren unsere Vorfahren sich befleißigten. Wesentlich fördernd wirkte dabei ein oft erstaunlicher Fleiß in den Jahren des eigentlichen Lernens, der schon früh einen reichen Fonds gründlichsten Wissens und unentbehrlicher Vorkenntnisse anhäufte, dessen Mangel — gestehen wir es nur! — in den verschiedensten Bestrebungen unserer Zeit mannichfach störend herausgefühlt wird und sich von dem geistreichsten philosophischen Anstriche nicht immer mit Erfolg verdecken läßt. Zudem ist es auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, die sich das Verständniß der Sinnenwelt zur Aufgabe stellen, durchaus nicht mit jener allgemeinen Bildung gethan, die das innere Leben des Geistes an immer neuen Ansichten und Systemen sich prüfen und stärken lassen mag, um schließlich wieder zu der wesentlich gleichen Summe von Wahrheiten zu gelangen, wie sie dem denkenden Forscher zu allen Zeiten nahe gelegen, so verschieden auch die Aeußerungen des geistigen Lebens nach Zeit und Verhältnissen sich gestalten mögen. Die Objectivität der Naturwissenschaften mit ihrem Boden der rein und klar durchgeführten Beobachtung und ihrem Endresultate fester unbestrittener Wahrheiten verträgt sich nicht mit der Willkürlichkeit der psychischen Momente, und erst unsere auch sonst so launenreiche Zeit sollte zwei ganz verschiedene Gebiete wieder vermengen, um einestheils in ungebührlicher Weise Erscheinungen und Gesetze der Außenwelt auf das innere Geistesleben überzutragen, anderntheils in noch barockerer und selbst abgeschmackteſter und plumpster Weise die Thorheiten einer zügellosen oder blasirten Phantasie um das sogenannte „Hereinragen der Geisterwelt in die Sinnenwelt“ zu vermehren.

Der heute fast vergessene oder nur im Bereiche der engern Heimat wieder in Erinnerung gebrachte Name Scheuchzer's gehörte auf der Grenzscheide zweier Jahrhunderte zu den gefeiertsten Namen der gelehrten Welt. Was uns in seinem Leben, das sich am besten an der Hand seiner zahlreichen Werke verfolgen läßt, vor allem entgegentritt, das ist die Ausbreitung seiner Kenntnisse auf fast alle Gebiete menschlichen Wissens, in Verbindung mit dem Umstande, daß er für einige selbst zuerst die Bahn gebrochen; sodann eine fast unglaubliche Thätigkeit in allen von ihm eingeschlagenen Richtungen, und dabei eine Selbständigkeit der Gesinnung und des Lebens, die sich mit der Beschränktheit und selbst Intoleranz seiner nächsten Umgebung vielfach in unvermeidliche

Opposition gesetzt sah. Seine Schriften zeigen der unbefangenen, von dem Beiwerke, das ihnen Stil und Geschmack ihrer Entstehungszeit nothwendig ankleben mußte, nicht abgeschreckten Prüfung überall den denkenden und eifrigen Forscher, der gerne selbst sieht, gerne auf eigenen Füßen steht und, ganz entgegen der vorwaltenden Richtung der damaligen Gelehrtenwelt, die Resultate seiner Mühen und Anstrengungen unter alle Stände verbreitet wünscht. In letzterer Beziehung ist er. gewissermaßen der Vater der populären naturwissenschaftlichen Literatur, während er zugleich in einigen Schriften der Vorläufer jener Behandlungsweise ist, wie sie sich neuerer Zeit am umfassendsten in den sogenannten Bridgewater-Büchern aufgethan hat. Und zwar wollen wir dabei nur gestehen, daß wir an der ungeheuchelten Frömmigkeit Scheuchzer's mehr Behagen finden als an der so vielfach manierirten tendenziös-süßlichen Modefrömmigkeit unserer Tage. Bei ihm ist naive Unmittelbarkeit, der wir wol auch manche noch nicht überwundene Ungereimtheit verzeihen, weil dieselbe sich wenigstens nicht anmaßt, in vexatorischer und verfolgungssüchtiger Gestalt aufzutreten. Bedenkt man, mit welchen Hindernissen einer unbefangenen und vorurtheilslosen Ansicht Scheuchzer in einer Zeit zu kämpfen hatte, die eine erstaunliche Masse verrotteten und hartnäckigen Unsinns zu einer unangreifbaren Mauer um Staat, Kirche und Wissenschaft aufgebaut hatte und jeden Angriff und jede Neuerung schonungslos mit ernstlicher Gefahr bedrohte, so muß uns eben jene echte Toleranz des Wissens und Lebens in hohem Grade achtungswürdig erscheinen und dies umsomehr, je weniger sich der vielseitig gebildete, gereiste und gelehrte Mann an fremdes Verdienst anzulehnen nöthig hatte.

Schon äußerlich erscheint uns Scheuchzer's Leben als ein vielbewegtes und selbstthätiges. Geboren am 2. August 1672, verlor er schon früh (1688) seinen als Stadtarzt in Zürich lebenden Vater (die Mutter überlebte ihn), doch nicht ehe derselbe den regsamen Geist des Jünglings, der seiner eigenen Kraft und Wißbegierde mehr verdankt zu haben scheint als seinen Lehrern am Gymnasium der Vaterstadt, vorzugsweise auf Natur- und Heilkunde gelenkt hatte. Ohne Zweifel fördernd hierbei wirkten Männer wie Dr. J. Wagner, der Verfasser mehrer geographischer und naturhistorischer Werke, und Dr. J. von Muralt, Professor der Physik und Mathematik. Der 20jährige Scheuchzer besuchte dann in Begleitung seines Freundes Jakob Kramer, des spätern gründlichen Kenners orientalischer Sprachen, die damals berühmte Hochschule zu Altorf. Wie wir in jener Zeit die einzelnen Zweige der Wissenschaft weniger getrennt und selbst in der Praxis in einer Weise beisammenfinden, die heutigentags als durchaus unverträglich gelten würde, so wird es uns auch nicht verwundern, sehen wir den jungen Mediciner neben den Aerzten Moritz Hoffmann Vater und Sohn, Bruno und vor allen Christoph

Sturm, den Regenerator der Naturwissenschaften in Deutschland, auch J. Christoph Wagenseil hören, der als Doctor der Rechte zugleich in den orientalischen Sprachen sehr bewandert war. In Altorf noch eröffnete er mit zwei Dissertationen eine schriftstellerische Laufbahn, die so fruchtbar werden sollte. In Utrecht vervollkommnete er sich in der Medicin; auf dem Heimweg besuchte er Friesland, Hamburg, Sachsen, Böhmen und Franken. Ein zweiter Aufenthalt in Altorf sollte ihn in der Mathematik befestigen; zu demselben Zweck begab er sich auch nach Nürnberg zu dem auch in Mathematik und Astronomie bewanderten trefflichen Maler Einmart. Auch ward hier schon mit der Anlegung eigener Sammlungen begonnen, die später nach einem von Scheuchzer dem Drucke übergebenen Verzeichniß sehr bedeutend und reichhaltig gewesen sein müssen, besonders im Vergleich zu den öffentlichen Sammlungen, die damals entweder selten oder sehr nothdürftig bestellt waren. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt erhielt Scheuchzer die von dem Chorherrnstifte zu Zürich besoldete und mit gewissen Pflichten gegen die Stadt und das Stift verbundene Stelle des zweiten Stadtarztes (Poliater) mit der Anwartschaft auf das Professorat der Mathematik, das er jedoch erst im Jahre 1710 wirklich einnahm und dann mit einer Antrittsrede begann, welche im Geschmacke jener Zeit die Wichtigkeit der Mathematik im weitesten Umfange sowie die Bedeutung der Naturwissenschaften für die Theologie, der seine Schüler speciell angehörten, darzulegen versuchte. Mit jener Stelle, die den bescheidenen äußern Anhalt gewährte, sodaß ihr sofort auch die Verheirathung folgen konnte, nahm nunmehr in Rede, Schrift und Untersuchung ein ungemein fleißiges und unermüdliches Wirken als Geograph und Naturforscher seinen Anfang. Neben dem Unterrichte an junge in sein Haus aufgenommene Leute gingen naturwissenschaftliche Privatvorlesungen und jährliche Reisen im Vaterlande, dessen Erkenntniß in Natur und Geschichte seine Thätigkeit stets vorzugsweise gewidmet war. Bezeichnend genug begann er mit einer Einladungsschrift in Fragen aus der physischen Geographie und der Alpenwirthschaft des Landes an Leute aller Stände (Staatsmänner, Literaten, Jäger von Fach und aus Liebhaberei, Fischer, Schäfer, Sennen und Landleute), um sich Naturbeobachtungen aller Art zu verschaffen. Leider mußte er sich die Antworten größtentheils selber suchen, was ihn zwar begreiflicherweise nicht wenig verstimmte, in seinem eifrigen Forschen zur Herstellung einer umfassenden Naturgeschichte seines Landes, das ihm stets Ziel und Mittelpunkt blieb, aber nicht irremachen konnte. Scheuchzer hat auch den modernen Touristen die Wege bereitet; im Besitze einer Unzahl comfortabelster Reisehandbücher und von einem fashionabeln Hôtel ins andere wandernd, werden unsere heutigen Reisenden es wol kaum für möglich halten, daß

Scheuchzer einen Freund in Einsiedeln über die Wege nach Altorf und um Gegenden in der Nähe des Züricherſees befragen mußte, als handle es ſich um ein fernes Thule oder nie beſuchte Urwälder; — ſo dürftig war damals ſelbſt in nächſter Nähe noch die Kenntniß des eigenen Landes. Aber auch eine ſolche mit Anſtrengungen und Unbequemlichkeiten verbundene Wißbegierde gehörte zu den Seltenheiten und verfehlte nicht, den Namen des gelehrten Reiſenden und das Aufſehen, das viele neue und aufmerkſame Beobachtungen machten, in die weiteſten Kreiſe zu tragen. Ein Theil dieſer Reiſen iſt gedruckt und zwar einige auf Koſten der Mitglieder der königlich britiſchen Geſellſchaft zu London, deren Namen auch die beigegebenen Tafeln (Pläne und Karten der durchwanderten Gegenden) tragen. Meteorologiſche Beobachtungen und Höhenmeſſungen ſind fleißig eingetragen, und auf Scheuchzer's Veranlaſſung ſtellte erſtere auch der Pater Joſeph de Seiſſa, Prior des Kapuzinerhoſpitiums auf dem damals und noch lange für den höchſten Berg Europas gehaltenen Gotthard an. Aus den einzelnen Karten erwuchs allmälig eine Karte der geſammten Schweiz (dieſes „Wagzüngleins zwiſchen den mächtigen potentaten Europae", wie ſie in dem Zueignungsſchreiben genannt wird), die trotz ihrer auch von Scheuchzer nicht verkannten Unvollkommenheit doch während des 18. Jahrhunderts unübertroffen und die einzige Autorität blieb. Die höchſt originelle Zueignung an Rath und Bürger von Zürich (an die „Hochgeachten, woledelgebornen, geſtrengen, frommen, Ehren- und nothveſten, fürnehmen, fürſichtigen, hochweiſen, hochgeachten, hochgeehrteſten, gnädigen Herren Obern und Landesväter") und das Geſchenk eines Exemplars der Karte an jeden der Zweihundert brachte dem patriotiſchen Gelehrten eine „Gegenverehrung" von 500 Gulden.

Wir haben bereits bemerkt, wie Scheuchzer, nicht zufrieden mit dem eigenen Forſchen und Sammeln, ſeinen Reſultaten möglichſt weite Verbreitung verſchaffen wollte. Dieſem Wunſche dankt auch die erſte, für einen größern Leſerkreis berechnete populär-wiſſenſchaftliche Zeitſchrift „Seltſamer Naturgeſchichten des Schweizerlandes wochentliche Erzehlung" ihre Entſtehung, die einige Jahre lang auf Koſten des Verfaſſers erſchien. Sulzer hat dieſe Blätter von bunteſtem Inhalte ſpäter mit einigen andern Abhandlungen emendirt herausgegeben, namentlich Scheuchzer's Schreibart verbeſſert, die anderntheils gerade wegen ihrer mundartlichen Beimengung in ſprachlicher Beziehung Intereſſe hat. Fortſetzungen ſeiner ſchweizer Naturgeſchichte ließ Scheuchzer ſelbſt erſcheinen. Ueber Vieles in deſſen Forſchungen und über manche Erklärung iſt ſelbſtverſtändlich unſere heutige Naturwiſſenſchaft längſt hinausgewachſen und manche Goldkörner finden ſich freilich in einer ſehr wenig anziehenden Schale, der die Sitte jener Zeit noch allerlei überflüſſige Schnörkel beigefügt hat. Aber des nach Möglichkeit gründlichen und gewiſſenhaften For-

schers Verdienst, das sich ohne Vorgänger und brauchbare Grundlagen größtentheils aus sich selbst auferbaute, ist deshalb nicht weniger ein eminentes und höchst bedeutendes für die Wissenschaft gewesen, der er ein reiches Material zu weiterer Verarbeitung überlieferte und die später viele seiner Ansichten nur bestätigen konnte. Einer der Ersten, welche die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf die für die Bildungsgeschichte unserer Erde so wichtigen Versteinerungen lenkten, hat er die Meinungen darüber bis zur richtigen an sich selber durchgemacht, und über die Petrefacten (namentlich Fische und Pflanzen) noch heute Anerkanntes geliefert. In praktischer Beziehung möge erwähnt sein, daß es auch unser Naturforscher gewesen, der bei damals schon merklichem Mangel an Holz der Meinung Eingang zu verschaffen suchte, daß Torf und Steinkohlen als Brennstoff gebraucht werden könnten, was auch wirklich Gewinnung zu diesem Zwecke zur Folge hatte. Ueber das berüchtigte Gerippe aus dem Steinbruche bei Oeningen, das erst in diesem Jahrhundert Cuvier als einen riesenhaften Salamander (jetzt Andrias Scheuchzeri, Tschudi) ermittelte, haben wir uns schon oben geäußert. Das vielbesprochene Original ist im Museum zu Harlem; ein kleineres Exemplar in Zürich. Ein höchst eigenthümliches und seiner vielen Abbildungen wegen dem Naturforscher noch heute unentbehrliches Werk, das zugleich den vollgültigsten Beweis für den eisernen Fleiß und die gründlichen Kenntnisse seines Verfassers liefert, sind die vier Foliobände der Kupferbibel („Physica sacra"), zu der Scheuchzer den Text in lateinischer und deutscher Sprache abfaßte und die sofort ins Französische und Holländische übersetzt wurde. Sie ging aus dem Gedanken hervor, daß zu einem Verstehen der Bibel die Bekanntschaft mit Naturwissenschaften unerläßlich sei, und verbreitet sich dabei, wo nur irgendeine Stelle Gelegenheit zu naturwissenschaftlichen Erklärungen bot, neben der geeigneten Abbildung in weitläufigen Abhandlungen aus der Naturgeschichte, Physik, Astronomie, Landwirthschaft, ja selbst der Numismatik. Es gilt auch hier, was wir oben von dem Einflusse der religiösen Richtung seiner Zeit auf Scheuchzer's Charakter und literarische Thätigkeit bemerkt haben; allenthalben aber tritt diese Seite in so naiver Natürlichkeit und Unmittelbarkeit auf, daß wir allenfalls wol zu einem leichten Lächeln Veranlassung finden, nirgends aber von jenem gleißenden, kirchlich angeölten und salbungsvollen Scheine moderner Tendenzfrömmigkeit angewidert werden. Auch in literarhistorischer Beziehung hat uns Scheuchzer manches Beachtenswerthe hinterlassen und als Vorläufer für seine eigenen Forschungen Alle, die in irgendeinem Lande über Naturkunde geschrieben, sowie dann speciell die schweizerischen Schriftsteller ins Auge gefaßt. Neben Vereinzeltem dieser Art erschien eine Reihenfolge von Bändchen (1701—14) schon in Gestalt literarhistorischer Jahrbücher. Ihm ward überhaupt jeder Schritt

in der Wissenschaft zur Quelle neuer Wahrnehmungen und eines rastlosen Vorwärtsbringens.

Eine solche vielseitige Thätigkeit konnte natürlich nicht ohne mannichfach anregenden Einfluß auf seine nächste Umgebung sein; und mit Recht sehen wir uns dann weiter auch nach der äußern Anerkennung um, welche eine so bedeutende Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller mit einer auf alle Stände und Alter ausgedehnten Richtung (eins seiner Werke, die „Physica oder Naturwissenschaft" sollte „auch dem wissensbegierigen bis dato von dieser Wissenschaft soviel als ausgeschlossenen Frauenzimmer mit Lust faßbar" und zugänglich sein) sich zu erwerben nicht verfehlen konnte. In ersterer Beziehung ist Scheuchzer's Bemühung um Erweiterung des Vereins für Aerzte in seiner engern Heimat sowie des mittelbaren Antheils Erwähnung zu thun, der ihm an der Gründung der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich eingeräumt werden muß. Johannes Geßner, deren Gründer und Scheuchzer's Nachfolger im Amte, dankte diesem wol vorzüglich seine Liebe zur Naturkunde, und der Gedanke an eine allgemeine schweizerische Societät der Wissenschaften hat nachweislich Scheuchzer'n schon in frühester Zeit beschäftigt. Was den zweiten Punkt betrifft, so bietet das Leben unsers Naturforschers gerade keine auffallendere Bestätigung des bekannten Spruchs, daß der Prophet im eigenen Lande nichts gelte; immerhin aber scheint er sich im Auslande einer ehrenvollern Anerkennung erfreut zu haben als zu Hause, wo wir ihn da bis kurz vor seinem Tode in einer äußerlich keineswegs glänzenden und seiner ganzen Bedeutsamkeit entsprechenden Lage finden. Schon 1697 ward er von der königlich Leopoldinischen Akademie zum Mitgliede ernannt; er führte in ihr den Namen Acarnan. 1704 nahm ihn die königliche Philosophische Gesellschaft zu London in die Zahl ihrer Glieder auf, dann die Akademie zu Berlin und 1732 das Institut zu Bologna. In den Acten dieser Gesellschaften sowie in andern Sammelwerken finden sich zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze Scheuchzer's, dessen literarischer Nachlaß damit freilich noch lange nicht erschöpft ist; die züricher Stadtbibliothek und die Bibliothek der Naturforschenden Gesellschaft daselbst bewahrt noch eine sehr beträchtliche Zahl nicht im Drucke erschienener Werke über Schweizergeschichte, Geographie der Schweiz, Heraldik, Numismatik und Diplomatik, mehre 100 Bände, sowie eine höchst ausgebreitete Correspondenz mit den berühmtesten Männern der damaligen Zeit, deren Briefe an unsern Scheuchzer und an seinen weniger fruchtbaren, aber, neben einem wechselvollern Leben, in Naturgeschichte, Mathematik und Medicin gleichfalls hochgeachteten Bruder Johann (schon 1738 gestorben) über 50 Quartbände ausfüllen. Der im Auslande schon längst anerkannte Gelehrte konnte in der eigenen Vaterstadt bis 1710 keine öffentliche Lehrstelle er-

halten; seine Freunde bemühten sich daher mehrmals, ihm eine solche auswärts zu verschaffen. Seine Bewerbung um ein Professorat in Leyden 1709 mußte nur dem berühmten Boerhaave, der bereits daselbst wohnte, weichen und einen Vorschlag, den ihm Leibniz bezüglich einer Stelle als Leibmedicus Peter's I. machte, lehnte er schließlich ab, als ihm der Rath Zürichs seinen geringen Gehalt um 100 Gulden an Geld, 12 Gulden Wein und 12 Mütt (Metzen) Kernen verbesserte. Es geschah dies zu einer Zeit, da Scheuchzer von seiten des Zaren bereits die Vocation in der Tasche hatte, die ihm eine jährliche Besoldung von 400 Dukaten und später eine größere in Aussicht stellte. Gleichwol sehen wir Scheuchzer, einmal der Heimat erhalten, von da an wieder lange auf einen seinen Kenntnissen und Verdiensten entsprechenden öffentlichen Wirkungskreis harren, und als ihm dieser endlich im Jahre 1733 durch Dr. Muralt's Tod in der Professur der Physik und in seiner Wahl zum Oberstadtarzt (Archiater) zutheil wurde, geschah es nur zu kurzem Genusse; denn schon am 23. Juni desselben Jahres entriß ihn der Tod einem so thätigen Leben und der Wissenschaft. Die Gründe für jene Vernachlässigung müssen wir in der Zeit wie in Scheuchzer selbst suchen. Die damals alle Verhältnisse beherrschende Theologie der protestantischen Kirche war in der That eine gleich trübsinnige verknöcherte und unduldsame wie nur je die katholische; sie konnte mit Recht eine terroristische genannt werden, die sich unter dem steifen Kragen des reformirten Geistlichen und kirchlichen Würdenträgers ebenso in Excommunicationen und Aechtung neuer Meinungen gefiel wie der stolzeste Priester Roms. Das Studium der Naturwissenschaften war damals so verpönt, wie man es heute hier und da wieder gern sähe. Die Reformation Zwingli's hatte zwar die „Götzen" (die Bilder der Heiligen und Märtyrer) in der Stille „abgethan", den größten Götzen aber, Unwissenheit und geistliche Ueberhebung hatte sie nicht zu bannen vermocht. Wunder und Aberglauben blühten in üppigster Fülle; und wenn wir der Anklage eines fanatischen Antistes Klingler in Einem Jahre (1705) eine Menschenverbrennung und sieben Enthauptungen wegen Hexerei und ähnlicher Dinge folgen sehen, so werden wir uns auch nicht verwundern, daß die damaligen protestantischen Lehrstühle und Kanzeln dieselben Ketzerflüche gegen das Kopernicanische System schleuderten wie die römische Kirche gegen Galilei. So wenig auch Scheuchzer's Schriften von manchem Abenteuerlichen dieser Art frei sind, so erscheint dies bei ihm doch mehr als die noch anklebende Tradition seiner Zeit, die ihn fortgesetztes Studium immer mehr abschütteln ließ, während es ihm als Freund und Anhänger des Kopernicanischen Systems und als Feind aller steifen, in todten Formen aufgegangenen Pedanterie lächerlich vorkommen mußte, daß noch 1721 jenes System hochobrigkeitlich und kirchlich für eine den Symbo-

lischen Büchern zuwiderlaufende Neuerung und die Entdeckung der Samenthierchen durch Swammerdam in geistlicher Prüderie für eine unzüchtige Lehre erklärt wurde. So konnten dem freisinnigen Gelehrten und Politiker, der Staat, Kirche und Schule auf gleich freisinnige und vernünftige Grundlagen gebaut wissen wollte und auch dafür thätig war, unter seinen beschränktern oder dem Impulse der dominirenden politischen und kirchlichen Hierarchie folgenden Collegen, unter den Räthen und der gegängelten Bürgerschaft offene wie geheime Gegner nicht fehlen. Daß dadurch sein Verhältniß namentlich zu den geistlichen Amtsgenossen vielfach ein sehr unerquickliches gewesen und daß er nicht selten der Gegenstand von Feindseligkeiten und kleinlichen Plackereien geworden, dafür finden sich zahlreiche Belege. Wie jämmerlich sich diese Neckereien zuweilen gestaltet haben müssen, zeigt die Zänkerei, welche einmal Scheuchzer in dem Convent der Chorherren dadurch erregte, daß er (horribile visu!) mit glattem Kragen und Degen dahinkam, bei welcher Gelegenheit Landvogt Füßli sehr bezeichnend schreibt: „Glaube wenn zu olims Zeiten einer ohne breiten Denkzedel oder großen Saum am Kleid sich unter die Hrn. pharisaeer hette sezen wollen, sie hetten ebenmäßig das Convent um eines so ungesegneten Menschen willen unverrichter Dingen aufgehebt ad imitationem thematis ultimi.“ Es konnte auch hier der Haß des verrosteten Besitzes und der trägen geistlosen Bequemlichkeit gegen die mauernbrechende Thätigkeit und Lebendigkeit des Geistes und der Wissenschaft nicht fehlen, und er trug denselben Charakter wie überall, wo das Alte, Beharrende mit der Entwickelung, der Aus- und Umbildung in Kampf geräth. So kam Scheuchzer'n einmal eine weiße Krähe aus, der er auf das Dach eines Nachbarn nachstieg, sie glücklich wieder erwischte, dabei aber ausgleitend beinahe hinabgestürzt wäre. „Man sagt“, bemerkt Landschreiber Gwerb, der dies obengenanntem Füßli brieflich mittheilt, „wenn er todtgefallen were, so hettend die Chorherren der Krähen ein leibding geordnet!“ Auch davon finden sich Spuren, daß jene Gehässigkeit gegen den aufgeklärtern Naturforscher ihm auch bei dem Zugange zu historischen Quellen kleinlich hindernd in den Weg getreten; als er durch seine zuletzt erhaltene Stelle in das heilige Collegium der Chorherren gekommen war und ihnen das Anerbieten selber machte, eine vollständige Geschichte ihres Stiftes zu schreiben, scheint es diesen dabei nicht recht geheuerlich geworden zu sein, und sie wiesen es ab. Der Kopernicaner Scheuchzer war kein Mann für diese theilweise antediluvianischen „Schrepffer“, von denen ja selbst einige (wie ein Dr. Salomon Hottinger) mit dem Aufwande aller Gelehrsamkeit bewiesen, daß die Erde den Mittelpunkt des Weltalls bilde, und denen Scheuchzer die Sottise angethan hatte, zu glauben, daß die Welt sich keineswegs um ihre weisen Perücken drehe. Denn in Wahrheit

iſt es im Grunde immer doch nur die Abneigung vor dem Eingeſtändniß, daß man ſelbſt gedreht werde und nicht Alles ſich um Einen drehe, die den Widerwillen des Egoismus und der Beſchränktheit vor jeglichem Fortſchritt veranlaßt. Daß an dieſen kleinen Leiden des Gelehrten- und Privatlebens nicht etwa die beſondere Perſönlichkeit des Betroffenen ſchuld geweſen, wird ſich ſogleich zeigen.

Ein vieljähriger Freund und Correſpondent Scheuchzer's, N. Bourguet aus Nismes, Profeſſor in Neuenburg, hat uns nämlich von deſſen Perſönlichkeit und Charakter folgendes Bild aufbewahrt: „Scheuchzer war mager, von mittlerer Größe, pockennarbigem, aber feinem und einnehmendem Antlitz; er war heitern Gemüths, ſeine Unterhaltung angenehm und geiſtvoll; ſein Wiſſen vielſeitig, ſein Gedächtniß ſicher und glücklich, ſein Urtheil klar und beſtimmt; er kannte mehre Sprachen und ſprach einige ſehr gut; beſaß einen durchdringenden Geiſt, liebte vor allem die Wahrheit, hatte eine geſunde und unbefangene Meinung über die verſchiedenen Anſichten der Menſchen im Allgemeinen und der Gelehrten im Beſondern, eine um ſo achtungswürdigere Eigenſchaft, je ſeltener ſie gefunden wird (Goethe ſagt einmal: „Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an"). Er war ein Mann von feinen Sitten, höflich und leutſelig, weshalb ihn Alle liebgewannen, die ihn kennen lernten. Die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens nahmen ſich bei ihm auf eine vortheilhafte Weiſe aus, würdig eines chriſtlichen Philoſophen, deſſen Frömmigkeit ſeiner Einſicht gleichkommt." Dafür iſt ihm denn auch die Achtung und Freundſchaft gleichgeſinnter Denker und Forſcher unter den Zeitgenoſſen, der erſten Gelehrten an der Wende zweier Jahrhunderte, in reichem Maße zutheil geworden, wie unter Anderm ſein ausgebreiteter Briefwechſel zeigt. Linné hat ſeinen Namen in einer Pflanzengattung verewigt, und wenn wir einen faſt Vergeſſenen auch für die Leſer dieſes Blattes aufzufriſchen verſucht haben, ſo geſchah es nur, weil wir es nicht außer der Zeit erachteten, einen kleinen Beitrag zur Vermittelung zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart auch auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete zu liefern, zumal dies an einem Manne geſchehen konnte, der, wie kaum ein zweiter, die gewählte Aufgabe ſeines Lebens trotz der hemmenden Schwierigkeiten ſeiner Zeit mit ebenſo eiſernem Fleiße wie gewiſſenhafter Gründlichkeit und uneigennütziger Liebe verfolgt hat und ſomit wol unter den beſten und rüſtigſten Vorkämpfern unſerer heutigen Bildung genannt werden darf.

Die politiſchen Parteien in Hannover.

Nachdem die hannöverſche Fronde im vorigen Sommer das Ziel ihrer fünfjährigen halb geheimen und halb öffentlichen Beſtrebungen erreicht und Vorrechte zurückerobert hat, die ſie ſieben Jahre früher weniger aus hochherziger Selbſtentäußerung als aus unritterlicher Furcht vor Schlimmerm freiwillig auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte, hat ſich die Stellung der politiſchen Parteien Hannovers zueinander ſo weſentlich verändert, daß man mit den alten Vorſtellungen ihrer Unterſchiede und ihrer Machtverhältniſſe nicht mehr ausreicht. Ja, unter dem Einfluß allgemeiner innerer Umgeſtaltungen des öffentlichen Geiſtes in Deutſchland ſcheint ſogar eine neue Parteibildung vorſichzugehen, deren Tragweite und dauernde Bedeutung nicht mit jenem vorübergehenden Verhältniß des Augenblicks zuſammengeworfen werden darf, in welchem die verſchiedenen Elemente der Oppoſition jetzt gegen ein Miniſterium, das durchaus den ſiegreichen erſten Stand vertritt, noch einträchtig nebeneinanderſtehen. Sobald die verbündete Oppoſition in der gegenwärtigen Zweiten Kammer der nächſten Pflicht der Abwehr gegen die letzten Ausläufer der Reaction, die in ihrem Triumph ſchwelgt, genügt haben wird, werden ihre grundſätzlich verſchiedenen Elemente ſich trennen, und es muß ſich dann zeigen, welche Gruppen fortan noch an der Geſtaltung des ſtaatlichen Zuſammenlebens durch die Kraft politiſcher Vereinigung mitzuwirken berufen ſind.

Am klarſten hebt ſich von dem dunkeln Hintergrunde der Bevölkerung die triumphirende Partei des Adels ab. Sie iſt nicht reich noch zahlreich; aber ſie hat vermöge der ausſchließlichen Hoffähigkeit ihrer Mitglieder das Ohr des Königs in Alleinbeſitz und verfügt ſo über die ganze Macht der Regierung, ſeitdem das monarchiſche Princip des revolutionären Princips der Volksſouveränetät wieder vollſtändig Meiſter geworden iſt. Wieder werden wie vor dem März alle obern Staatsſtellen mit Adeligen beſetzt, die außerdem die Erſte Kammer füllen und das höchſte Gericht des Landes vorwiegend beſetzen. Miniſter, Landdroſten und Geſandte bedürfen wieder wie einſt vor jeder andern Prüfung ihrer Fähigkeit nur der ſehr bequemen Ahnenprobe. Das iſt es, was der geiſtreiche adelige Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" aus dem Hannöverſchen unter dem „politiſchen Einfluß" meint, der jetzt den Adel, den „von jeher opfernden Stand", für die früher beſeſſenen geſetzlichen Vorrechte, Befreiungen von öffentlichen Laſten, Jagdberechtigungen auf fremdem Eigenthum und ähnliche koſtbare Erbſchaften des Mittelalters entſchädigen ſoll. Hierin ſteckt auch die Erklärung, weshalb die gegenwärtige Regierung aus der Steigerung in den Preiſen der

nothwendigsten Lebensbedürfnisse nicht schließt, daß die untern Classen, sondern vielmehr, daß die höhern Classen der Staatsdienerschaft im Gehalt erhöht werden müssen; weshalb die Vermehrung des stehenden Heers mit einem Eifer betrieben und die ungeheuern Mehrkosten mit einem Nachdruck verlangt werden, als ob der pariser Congreß unverrichteter Dinge auseinandergelaufen wäre, anstatt das feindselige Europa zu entwaffnen; weshalb die Gesandtschaft in Petersburg wiederhergestellt werden soll, obgleich das ganze Bedürfniß nach einer solchen Vertretung Hannovers sich auf die muthmaßliche Neigung eines jungen Edelmanns, sein Französisch in der glänzenden Hauptstadt von Europäisch-Asien zu erproben, beschränken möchte. Diese sehr substantiellen Annehmlichkeiten, und nicht die Zärtlichkeit für ein ebenso wenig weise verstandenes als eifrig ausgeübtes politisches Vorrecht in der Gesetzgebung haben den Adel 1850 in die Opposition geführt — kein Wunder, daß er sich aus ihnen den Siegespreis zurechtmacht und zu befestigen wünscht, seitdem er im Jahre 1855 die Zügel der Regierung wieder in die Hand bekommen hat. Es ist nur ein störender kleiner Fehler dabei. Die monopolisirten Pfründen an sich sind gut, aber sie sind in bestimmten Summen Geldes ausgedrückt und unterliegen darum dem Wechsel aller irdischen Werthverhältnisse. Wie wir noch ganz vor kurzem erlebt haben, können 1000 Thaler Einkommen in zwei, drei Jahren auf die wirthschaftliche Macht von 700—800 Thalern herabgedrückt werden. Dann sind die Stände, bei denen das Bewilligungsrecht für alle wahren Staatsausgaben ruht, in der Regel nicht übermäßig beeilt, die erforderlichen Zulagen herzugeben. Denn sie sagen mit einigem Recht: wenn die Theuerung den Beamten beschwerlich fällt, so trifft sie auch den Wohlstand und folglich die Steuerkraft des größern Theils der übrigen Bevölkerung. Was aber noch schlimmer ist: während die Staatsdiener in ihren Finanzen mit der Zeit fast nothwendig zurückgehen, kommen die ihnen bisher zunächststehenden Stände, Kaufleute, Fabrikanten und Techniker immer rascher vorwärts. Der Nimbus verfliegt, den ein verhältnißmäßig hohes Einkommen um den Staatsdiener vom obersten Range verbreitete. Er kann es Denen nicht mehr zuvor-, ja kaum noch gleichthun, über denen er von jeher wie ein kleiner Gott in unerreichbarem Glanze einherwandelte. Halten wir hinzu, daß der hannöversche Adel nur zum kleinsten Theile reich ist und daß er den Staatsdienst oder selbst den „politischen Einfluß" nicht erfolgreich pflegen kann, ohne das Gut seiner Väter mehr oder weniger zu vernachlässigen, so erklärt sich leicht, wie es kommen konnte, daß mehre Herren aus der vornehmen und frommen Umgebung des Königs Georg V. auf den Gedanken gebracht wurden, ihren Einfluß bei Hofe in noch weit bedeutenderm Umfang als durch die Vorwegnahme der einträglichsten Stellen zu verwer-

then. Es dünkte ihnen durchaus nicht übel, Anfang oder Mitte Februars mochte es sein, einen Crédit mobilier an der Leine zu stiften und ihre Actien dann mit dem vorausgesetzten leichten Agiogewinn von mindestens 20 Procent wieder zu verkaufen, ehe noch eine einzige Einzahlung gemacht wäre. Es ist sehr schade, daß die zu früh eintretende Besinnung gewisser mächtiger Personen und die Demonstration der Zweiten Kammer durch den Antrag des frühern Cultusministers Braun zusammengewirkt haben, um jenen hübschen Plan zu vereiteln. Kammerherren und Rittergutsbesitzer hätten nicht in das vielverschlungene Netz der Börsengeschäfte persönlich hineingezogen werden können, ohne gleich dem französischen Adel von unfruchtbaren Erinnerungen befreit, von phantastischen Hoffnungen auf die Fortdauer ihrer vorzugsweisen Berechtigung im Leben geheilt zu werden. Sie hätten das Schicksal des Freiherrn von Rothsattel in Freytag's lehrreichem Roman „Soll und Haben" erfahren: verführt zu werden von der hinreißenden Lorelei des Erwerbs, die ihnen bis dahin nur in dem Bilde einer häßlichen Hexe erschienen, um endlich aus freien Stücken das Gesetz der alleinseligmachenden Arbeit anzuerkennen oder ohne Rettung unterzugehen.

Die „conservative Jugend" fehlt in Hannover so wenig wie in Preußen. Der Minister des Innern, Hr. von Borries, ist der rührige Führer eines Häufchens junger Ritter, denen es Ernst mit dem Wunsche ist, ihre Sporen in friedlichem politischen Kampfe zu verdienen. Seine talentvollsten Knappen sind der Legationsrath von Heimbruch, kürzlich zum hannöverschen Bundestagsgesandten ernannt; Consistorialassessor von Düring aus Stade, der sogar die jetzige Erste Kammer mit gelindem Entsetzen erfüllte, indem er die Behauptung hinwarf, die Regierung könne ein einseitig erlassenes Ausnahmsgesetz fortbestehen lassen, auch wenn beide Kammern ihm ihre Genehmigung versagt hätten; Landsyndicus von Lenthe aus Celle, der sich für den besten Kenner des Staatsrechts im Lande hält und seinen Sitz mitunter für das Katheder eines Professors ansieht, und Obergerichtsrath von Rössing, Staatsanwalt in Hildesheim, dessen Schuld es nicht ist, wenn nicht mit allen Mördern, Dieben und Aufrührern gegen die kleinen Herren von Gottes Gnaden kurzer Proceß gemacht wird. Auch ihren Wagener besitzt diese entschlossene Gruppe: den Oberregierungsrath Zimmermann, der die staatsrechtliche Lection, welche Stüve ihm als dem Verfasser einer ministeriellen Denkschrift im vorigen Sommer zu ertheilen hatte, schon hinlänglich verschmerzt hat, um wieder alle conservativen Blätter mit Elegien über die Opferfähigkeit seiner hochgeborenen Mandanten anzufüllen. Ob er demnächst geadelt und mit einem Rittergut als Nationalbank geehrt werden wird, scheint noch von weitern Leistungen in einer zu begründenden weißgelben Kreuzzeitung abhängen zu sollen. Dagegen ist die Adelspartei

vergleichsweise arm an ehrwürdigen weißen Häuptern. Man müßte denn den alten Geheimrath Leist in Celle noch in der Liste der activen Kräfte aufführen wollen, der sich seine Lorbern erst im Dienst des guten Königs Hieronymus und dann in dem des mannhaften Königs Ernst August, als dieser das Staatsgrundgesetz von 1833 zerriß, gesammelt hat, und nun, um eine solche Laufbahn würdig abzuschließen, mehr als 80jährig zum Präsidenten des einseitig errichteten Staatsgerichtshofs, der hannöverschen Kronkammer ernannt worden ist. Der Finanzminister Graf Kielmansegge ist allerdings vor 1848 zu den brauchbaren Finanziers der alten sichergehenden Schule gerechnet worden, und der Cultusminister von Bothmer gilt für einen leidlichen Criminalisten. Aber unter den unabhängigen Mitgliedern der Ersten Kammer hat die strenge Adelspartei mehr hoffnungsvolle Jugend als bewährtes reifes Alter, da auch ihr langjähriger Führer, der Regierungsrath von dem Knesebeck aus Hitzacker, erst noch darthun soll, wie groß seine politische Befähigung zum Schaffen ist. Zwei Männer, denen das landwirthschaftliche Vereinswesen im Lande viel verdankt, Forstmeister von Alten-Linden und Freiherr von Grote-Jühnde, neigen sich einer freiern und mit der übrigen Bevölkerung gern zusammengehenden Richtung zu. Der entschiedenste Vertreter dieser Richtung in der Ersten Kammer aber ist der Rittmeister von Münchhausen, dessen kräftige und von Humor strotzende Originalität oft an den verstorbenen Oberst Sibthorp im englischen Unterhause erinnert, während sein gesunder Sinn bewirkt hat, daß für ihn allein unter allen seinen jetzigen Genossen die Unterbrechung der ritterschaftlichen Theilnahme an der Landesgesetzgebung von 1848—55 keine gewesen ist. Die kalenbergischen Bauern konnten ihren Abgott nicht lieber in die Kammer schicken als die kalenbergischen Ritter vor 1848 und noch 1855 ihren beliebtesten und charaktervollsten Standesgenossen.

Außer dem Grafen Bernstorff-Gartow, der nur im Hintergrunde des öffentlichen Lebens thätig ist, gehören überhaupt eigentlich nur zwei adelige Familien völlig den hannoverschen Whigs an: die Münchhausen und die Bennigsen. Der Liebling Ernst August's, Ministerpräsident a. D. Freiherr von Münchhausen, ist augenblicklich in der Zweiten Kammer zu den Führern der vereinigten Opposition zu rechnen. Sein Liberalismus ist zwar überaus gemäßigt; aber es wurmt ihn, daß der Bundestag den souveränen Staat Hannover auf Betrieb das Ministeriums Lütcken und zu Gunsten des jetzigen Ministeriums wie einen Schulknaben corrigirt hat. Mit seinem Vorgänger von 1848, dem Grafen Bennigsen, theilt er eine ungemessene Verehrung für Stüve, den großen Bürgermeister von Osnabrück. Ein Neffe des Grafen Bennigsen indessen, Obergerichtsassessor von Bennigsen zu Göttingen, gehört seiner Farbe nach zu seinem demokratischen Freunde Planck. Dasselbe ist der Fall

mit dem alten Landcommissär von Honstedt, dem einzigen Mitgliede der Zweiten Kammer, das sich nicht ohne eine ausdrückliche Rechtsverwahrung gegen die Octroyirung vom 1. August 1855 beruhigen wollte.

Die Herren von Münchhausen und Graf Bennigsen machen den Uebergang von der adeligen Partei zu deren alter Widersacherin, der bürgerlichen Partei Stüve. Zu dieser zählt sich die Masse der bürgerlichen Staatsdienerschaft, soweit nicht Ehrgeiz und Gewinnsucht sie dem Adel dienstbar gemacht, oder Abneigung gegen alles bewegtere öffentliche Leben sie mit stumpfer Gleichgültigkeit erfüllt hat. Das aber ist freilich ein Heer, dessen ganze Stärke in stummem unregsamen Widerstande besteht, solange sein Feldherr vom Besitz der öffentlichen Gewalt ausgeschlossen ist. So kommt es, daß in der Kammer die Partei Stüve, trotz Stüve's persönlicher Abwesenheit und Lehzen's Tod, fast nur aus Führern zusammengesetzt zu sein scheint. Es sind dies die Exminister: jene beiden ersten Ministerpräsidenten nach der Revolution, Graf Bennigsen und Freiherr von Münchhausen; dann die beiden Cultusminister Braun und Th. Meyer, endlich der Justizminister Windthorst, der an der Spitze der katholischen Partei stehen würde, wenn Rom die offene Aufstellung eines solchen Vorpostens in Nordwestdeutschland für zweckmäßig hielte. Einige ehemalige Generalsecretäre, einige Bürgermeister, der frühere Eisenbahndirector Oberbaurath Hausmann folgen derselben Fahne. Es sind die hannoverschen Peeliten oder Bethmann-Hollwegianer, Männer von strengem Rechtsgefühl und einem Anhauch frommer Rechtgläubigkeit, persönlich größtentheils von hervorragender Begabung und deshalb geneigt, eine hierarchisch-gegliederte Büreaukratie ohne aristokratischen Beisatz für die beste aller Staatsformen zu halten. Aber sie können selbst dem Adel gegenüber nicht nachdrücklicher das Bürgerthum vertreten, als sie den Ansprüchen der unabhängigen Bevölkerung auf Freiheit und Selbstregierung die überlieferte Allmacht des Staats, den Beruf irdische Vorsehung zu spielen, entgegenhalten. Sie kämpfen daher mit dem siegreichen Adel im Grunde nur um das Heft der obersten Gewalt und stehen als Büreaukraten der strengsten Schule der Gegenwart fast feindlicher im Wege denn der Adel selbst. Was der Adel an der Gleichheit sündigt, das sündigen sie voll Bewußtsein und Eifer an der Freiheit.

So ist denn das Feld noch für eine dritte Partei offen, deren Elemente hier und da schon selbständige Regungen von Willen zeigen, wenn ihnen allerdings auch noch alle Ordnung und das Bewußtsein ihrer grundsätzlichen Zusammengehörigkeit fehlt. In der Zweiten Kammer wird ihr die große Mehrzahl der Opposition unter ihren jetzigen Führern Oppermann, von der Horst und Breusing früher oder später zufallen. Außerhalb der Kammer ist sie der unabhängigen Zeitungspresse

schon längst versichert und hat den besten Anspruch darauf, sich auch der verschiedenen Vereine zu landwirthschaftlichen, gewerblichen und Handelszwecken zu bemächtigen, mit denen das Land sich wie mit einem immer dichter werdenden Netze überzieht. Vermöge ihres Grundgedankens, der auf Befreiung immer weiterer Lebenskreise von der erstarrenden Einmischung des Staats hinausläuft, schlägt sie für Kaufleute, Fabrikanten und Landwirthe eine gleich bequeme Brücke auf das hochgelegene Ufer des Staatslebens hinüber. Die Kirche aus ihrer erniedrigenden Verbindung mit dem Staat zu lösen, den Unterricht unter eine freiere und geistigere Aufsicht zu stellen als die polizeiliche des Staats oder die inquisitorische der Geistlichkeit, das sind diejenigen von ihren Zielen, welche auch ästhetische Geister von der Besorgniß entbinden werden, daß es hier auf eine materialistische Verherrlichung des Fleisches abgesehen sei. Ihre Aufgabe ist keineswegs den Staat abzuschaffen, sondern nur ihn auf seinen wahren und rechtmäßigen Beruf zurückzuführen. Sie wird daher auch mehr dazu beitragen, künftigen gewaltsamen Umwälzungen vorzubeugen, als der jetzt herrschende Adel mit seiner unerträglichen Verhöhnung des menschlichen Anspruchs auf Gleichberechtigung oder die Partei Stöve mit ihrer mystischen Vorstellung vom Staat. Aber sie ist in diesem Augenblick wesentlich noch eine Partei der Zukunft; und wir würden daher in den häßlichen Verdacht fallen, durch nichtskostende Prophezeiungen künstlich Propaganda machen zu wollen, wenn wir von ihren vielfältigen Aussichten auf Machterwerb noch ein einziges weiteres Wort hinzusetzen wollten.

Frauenlieder.

I. Zwei Lieder.

Von

Clara Held.

1. Es war die Zeit der Rosen.

Es war die Zeit der Rosen,
Da du um mich gefreit;
Ein lindes Duften und Kosen
Ging über die Erde weit.

Wie da die Rosen glühten,
So roth, so heiß wie Blut,
Wie ihre Kelche sprühten
Unnennbar süße Glut!

Da hab' ich tief empfunden,
Wie Lenz und Liebe beglückt;
Ich habe uns Kränze gewunden
Von Rosen, die du mir gepflückt.

Ich küßt' sie in süßem Erbeben,
Die Nachtigal schlug im Hag:
„Nimm hin, o Freund, mein Leben" —
Nun komme, was kommen mag!

Nie werd' ich es vergessen,
Wie dein Aug' von Thränen naß;
Der Sommer schwand indessen,
Die Rosen sind welk und blaß.

Sie mußten beide vergehen,
Das Glück und die Rosenzeit,
Ich habe dich scheiden sehen —
Und nun bist du so weit!

Horch, Winterstürme tosen,
Die Sonne ist längst erblaßt —
Es war die Zeit der Rosen,
Wir brachen sie in Hast!

2. Meine Boten.

Grüß' ihn, o Morgenröthe,
Mit deinem ersten Strahl!
Leucht', Sonne, seinem Pfade
Und grüß' ihn tausend mal!

Ihr Blümlein hold und duftig,
Verborgen tief im Thal,
Sprecht ihm von meiner Liebe,
Und grüßt ihn tausend mal!

Am dunkeln Abendhimmel,
Ihr Sternlein ohne Zahl,
Mit eurem süßen Blinken
Grüßt ihn viel tausend mal!

In einsam stiller Kammer,
Im dichtgedrängten Saal,
Sucht ihn nur mein Gedanke
Und grüßt ihn tausend mal!

Ich kann ihm ja nicht zürnen,
Denn ſüß iſt ſelbſt die Qual —
Ihr meine Lieder alle,
O grüßt ihn tauſend mal!

II. Kleine Leiden.

Von

Amara George.

Heiligen und großen Schmerzen
Wird mein Herz ſich nie verſagen;
Ferne halte nur ein Gott ihm
Die gemeinen Erdenplagen.
Was erhab'ne Mächte ſenden,
Tragen will ich's ohne Laut;
Jene nur ſind das Verhaßte,
Feindliche, wovor mir graut.

Heil den Helden, die ihr Leben
Schließen auf dem Bett der Ehren;
Ihnen Heil, die in den Flammen
Sich als Märtyrer bewähren;
Welch ein Segen in dem Leide,
Welche Luſt in letzter Noth,
Wenn ein Opfer fürs Geliebte
Unſ're Qual und unſer Tod!

Doch wie ſelten iſt's geſtattet
Schön zu leiden, ſchön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel
Siegespalmen in den Händen!
Wie zermalmend, all ſein armes,
Dunkeles, verlor'nes Sein
Hinzuopfern einer langen,
Würdeloſen Lebenspein!

Literatur und Kunſt.

Literaturgeſchichte.

In der unlängſt erſchienenen Schrift von Feodor Wehl: „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), wird den Freunden der vaterländiſchen Literaturgeſchichte eine höchſt angenehme Gabe dargeboten. Das Buch iſt, wenn wir recht berichtet ſind, aus Vorträgen entſtanden, welche der Verfaſſer vor einigen Jahren vor dem gebildeten Publicum zu Hamburg gehalten. Auch in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt iſt es nicht ſowol für den eigentlichen literarhiſtoriſchen Kenner und Forſcher beſtimmt, als für den gebildeten Leſer überhaupt; der Verfaſſer hat es ſich weniger zur Aufgabe gemacht, ſelbſtändige Forſchungen anzuſtellen und etwaige dunkle Punkte an ſeinem Gegenſtande aufzuhellen, als den anderweitig geſammelten und bekannten Stoff in einer leicht verſtändlichen, das größere Publicum durch Anmuth und Sauberkeit anziehenden Form zuſammenzuſtellen. Und dieſen Zweck hat er aufs glücklichſte erreicht; das Buch iſt in einer lebhaften und geiſtvollen Sprache, der man nur ſtellenweiſe etwas mehr Einfachheit wünſchen möchte, geſchrieben, die einzelnen Gruppen und Bilder treten in anmuthiger Lebendigkeit hervor und auch die Perſpective in die allgemeine Entwickelung unſerer literariſchen Zuſtände iſt eben weit genug, um den hiſtoriſchen Zuſammenhang überall mit der wünſchenswerthen Deutlichkeit hervortreten zu laſſen. Der große Einfluß, welchen Hamburg faſt ein volles Jahrhundert hindurch, vom Ausgang des 17. bis in das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts, auf die Geſtaltung unſerer Literatur ausgeübt hat, iſt allbekannt; wenn der Verfaſſer im Eingang ſeiner Schrift der entgegengeſetzten Meinung iſt, ja wenn er es für nöthig hält, ausdrücklich gegen das Vorurtheil anzukämpfen, „als ſei Hamburg niemals und zu keiner Zeit von irgendwelcher literariſcher Bedeutung geweſen“, ſo kann ſich das wol nur auf ſehr ſpecielle, von literariſcher Kenntniß ſehr entblößte Kreiſe beziehen oder man hat ſich auch wol verleiten laſſen, die Stellung, welche Hamburg augenblicklich in der vaterländiſchen Literatur einnimmt und die ſeiner ſonſtigen Bedeutung allerdings nur wenig entſpricht, auf die Vergangenheit zu übertragen. Namentlich hat ſchon Gervinus in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Dichtung“ die Stellung, welche Hamburg in der Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts einnimmt, mit Nachdruck hervorgehoben und auch der Verfaſſer der vorliegenden Schrift hat ſich der Hauptſache nach an die von dem berühmten Vorgänger aufgeſtellten Geſichtspunkte gehalten. Als die Wurzel dieſes Einfluſſes kann man die Reaction des politiſch unabhängigen, ſittlich tüchtigen und dabei wohlhabenden und thätigen Bürgerthums gegen das abhängige, pedantiſche, geiſtig und leiblich verkümmerte Gelehrtenthum der damaligen Zeit bezeichnen; wie Hamburg eine durchaus bürgerliche Stadt, eine Stadt des Fleißes und der Arbeit, aber auch des derben, unbefangenen Genuſſes, ſo drückte es auch der Literatur jener Zeit einen durchaus bürgerlichen Stempel, einen Stempel der Solidität, des bürgerlich Gediegenen, Sinnlich-Realiſtiſchen auf. Den Grund ſeines literariſchen Rufes legte Hamburg durch ſein Theater. In demſelben Maße, wie ſeit Ende des Dreißigjährigen Kriegs der Handel Hamburgs in Flor gekommen war, hatte ſich

mit dem zunehmenden Reichthum der Stadt auch der Luxus und die Prachtliebe der Bewohner gesteigert. Dieser Prachtliebe zu genügen, wurde das hamburger Opernhaus gebaut (1678). Es war das größte und prächtigste Opernhaus im damaligen Deutschland und auch die Aufführungen waren zahlreicher und glänzender, als man sie sonst in deutschen Städten antraf; zahlreiche Musiker und Dichter mit einem Gefolge von Sängern und Tänzern siedelten sich in Hamburg an und halfen den Ruhm der kunstsinnigen Stadt verbreiten. In den so vorbereiteten Boden fiel nun allmälig auch der Same edlerer geistiger Anregungen, besonders seitdem der Verkehr mit England auch die Bekanntschaft mit englischen Dichtern und Kunstrichtern beförderte. Der englische Geschmack bekanntlich war es, mit dessen Hülfe Deutschland sich zuerst von dem Joch der Franzosen befreite; erst die englische Literatur mit ihrer größern Einfachheit und Natürlichkeit, ihren stark ausgeprägten Leidenschaften, ihren volksthümlichen, allgemein verständlichen Stoffen bahnte uns den Weg, auf dem wir dann später zu den Griechen, diesem ewigen und unvergänglichen Muster des Schönen, zurückkehrten. Hamburg aber war der erste Punkt in Deutschland, wo der englische Geschmack Wurzel faßte; die natürliche Beschaffenheit des hamburger Volkscharakters, sein Unabhängigkeitssinn, seine joviale Derbheit, sein sinnliches Behagen fühlten sich durch die verwandten Elemente der englischen Literatur angezogen. Von hier aus, unterstützt durch die gleichzeitigen Bestrebungen der Schweizer, verbreitete der englische Geschmack sich über Deutschland; hier entstanden die ersten deutschen Wochenschriften, hier wagte es Brockes, der Uebersetzer des Thomson, die religiöse Dichtung mit sinnlichem Farbenglanz zu bekleiden, hier sang Hagedorn, der Vorläufer Wieland's, seine schalkhaften Lieder, in denen er Liebe, Wein und heitere Geselligkeit feierte. So verbreitete sich in Hamburg frühzeitig eine gewisse literarische Aufklärung, eine Unbefangenheit und Freiheit des ästhetischen Urtheils, die für die weitere Entwickelung unserer Literatur von wesentlichstem Einfluß wurde; die gänzliche Abwesenheit aller höfischen Beschränkung, der republikanische Sinn, der, trotz des berühmten hamburger Bocksbeutels, die Masse der Bevölkerung durchdrang, verstattete der Literatur hier eine Freiheit der Bewegung, wie sie dieselbe nirgends anders im damaligen Deutschland fand. Wiederum war es das Theater, dem die reifste und gediegenste Frucht davon zugute kam; die Namen Ackermann, Eckhof, Lessing, Schröder, diese glänzendsten Namen der deutschen Theatergeschichte, sind aufs innigste mit der Geschichte Hamburgs verknüpft. Freilich, wo viel Licht, ist auch viel Schatten, und so trat denn auch jener Zelotismus, der in den sechziger und siebziger Jahren die jugendfrische und jugendkecke deutsche Poesie in die alten kaum gesprengten Fesseln zurückführen wollte, gerade in Hamburg am lautesten und ungeberdigsten auf; auch jener durch Lessing unsterblich gewordene „Hauptpastor Goeze", der das Theater als Teufelswerk verfolgte, gegen Goethe's „Werther" von der Kanzel predigte und Lessing als Ketzer denuncirte, war ein Hamburger. Allein bei dem gesunden, derb realistischen Sinn des hamburger Volks fand dies finstere Treiben keinen Anklang; diese massenhaften, sinnlich frischen Gestalten, mit ihren breiten Schultern, ihren vollen rothen Wangen und ihrer unverwüstlichen Verdauung, waren gleichsam zu Rationalisten prädestinirt und während Goeze noch seine Theaterblitze schleuderte, hatte S. H. Reimarus bereits

seine berühmten „Fragmente" geschrieben, durch deren Herausgabe Lessing der damaligen Orthodoxie einen so schweren Stoß versetzte. Erst mit dem Aufkommen der idealen Richtung, wie sie durch Goethe und Schiller in ihrer classischen Periode begründet ward, fängt der literarische Einfluß Hamburgs an zu sinken; für diese neue auf die innigste Durchdringung von Stoff und Form, Geist und Sinnlichkeit gegründete Epoche war der hamburgische Geschmack zu schwerfällig, er hatte zu viel irdische Beimischung, es fehlte hier jenes ideale Element, das nun zur eigentlichen Grundlage der Kunst erhoben ward. Doch waltete auch in jener Zeit noch in einzelnen hochgebildeten Familien, wie namentlich in den Häusern Sieveking und Reimarus, ein lebhaftes literarisches Interesse, das im Laufe der neunziger Jahre durch die zahlreichen französischen Emigranten noch eine besonders pikante Färbung erhielt, während einzelne namhafte Publicisten, wie Archenholz und Hennings, den alten literarischen Ruf Hamburgs auf einem Gebiete aufrechterhielten, das von da ab mit jedem Jahre bedeutungsvoller und einflußreicher wurde, bis es endlich in unsern Tagen das ästhetische Interesse beinahe völlig verdrängt hat. Alle diese verschiedenen Gruppen nun läßt der Verfasser in lebendigen, scharf umrissenen Bildern an uns vorübergehen; ohne, wie gesagt, eigene selbständige Forschungen angestellt zu haben, zeigt er doch eine lobenswerthe Belesenheit, seine Charakteristik ist lebhaft und sicher, sein Urtheil maßvoll und besonnen. Nur was die Anordnung des Stoffs im Ganzen betrifft, scheint er uns nicht glücklich gewesen zu sein. Den nächsten und natürlichsten Leitfaden bot hier offenbar, wie überall, wo es sich um geschichtliche Darstellung handelt, die Zeitfolge, der chronologische Verlauf der Ereignisse selbst. Statt dieser einfachen und naturgemäßen Anordnung zu folgen, hat der Verfasser eine Eintheilung nach den verschiedenen Dichtgattungen vorgenommen, die aber auch nicht einmal streng durchgeführt ist. Er fängt mit dem Theater an, kommt dann auf Lessing, Reimarus, Goeze und ihre theologischen Streitigkeiten zu sprechen; dann wird die Geschichte des Theaters wieder aufgenommen und bis auf Schröder fortgeführt. Danach erst wird eine Anzahl hamburgischer Schriftsteller, zum Theil aus dem ersten Anfang des Jahrhunderts, besprochen und auch diese sind ziemlich bunt durcheinandergeworfen. Dadurch ist in das Ganze eine gewisse Unruhe und Unklarheit gekommen, welche den Eindruck beeinträchtigt; es nimmt sich wunderlich aus und muß den Leser mit Recht frappiren, wenn z. B Wernike, Richey, Brockes nach Lessing und Goeze oder Klopstock und die Verfasser der „Bremer Beiträge" (die, beiläufig bemerkt, wol schwerlich in eine Specialgeschichte der hamburgischen Literaturzustände gehören) nach der französischen Emigration und der Frau von Genlis besprochen werden.

Einen ebenfalls recht werthvollen Beitrag zur Geschichte unserer Literatur hat ferner Friedrich Strehlke in seiner Schrift „Martin Opitz. Eine Monographie" (Leipzig, F. A. Brockhaus) geliefert. Das Buch sucht gleich dem Wehl'schen nicht sowol die Resultate neuer und selbständiger Forschungen zur Anerkennung zu bringen, als die Untersuchungen der Vorgänger übersichtlich zusammenzustellen und in einer Form zu verarbeiten, welche dem größern Publicum genießbar und verständlich ist. Zu diesem Zweck sind die vorhandenen Materialien von dem Verfasser mit großem Fleiß benutzt worden; darunter besonders Opitz' Briefwechsel, wodurch er denn auch in einzelne Par-

tien, namentlich in die Geschichte seiner Reise nach Frankreich, seinen Aufenthalt in Danzig ꝛc. mancherlei Aufhellung gebracht hat. In der Beurtheilung des Dichters schließt der Verfasser sich in der Hauptsache den Ansichten von Gervinus und Hoffmann von Fallersleben an. Mit Recht sieht er in Opitz mehr den Gelehrten als den Dichter und legt deshalb auch den vorzüglichsten Nachdruck auf seine sprachlichen Leistungen. Diese können in der That nicht hoch genug angeschlagen werden; wie Luther die deutsche Schriftsprache, so hat Opitz die deutsche Dichtersprache geschaffen und sich dadurch ein unvergängliches Gedächtniß gestiftet. Die speciellen Nachweise, welche der Verfasser über Opitz' Dichtersprache gibt, sind höchst schätzenswerth und geben ein rühmliches Zeugniß von dem Fleiß und der Sorgfalt, mit der er seinen Autor durchstudirt hat. Dagegen scheint uns sein Urtheil über Opitz' politische Thätigkeit und seine Stellung zu den religiösen Parteien der Zeit denn doch etwas zu mild; hier wird es, nach den schlagenden und unwiderleglichen Documenten, welche Hoffmann von Fallersleben veröffentlicht hat, wol bei dem harten Urtheil bewenden müssen, welches von Letzterm über ihn gefällt worden ist, wenn wir auch zugeben, daß ein großer Theil jenes Wankelmuths und jener Zweideutigkeit, deren Opitz sich schuldig gemacht hat, weniger ihm persönlich zufällt als dem allgemeinen Charakter der damaligen Gelehrten, die eben zu Opitz' Zeit bereits auf dem besten Wege waren, sich zu Hofgelehrten, im niedrigsten Sinne des Worts, auszubilden und jene falsche Unterthänigkeit, jene Preisgebung aller Selbständigkeit und männlichen Würde bei sich zu entwickeln, die dann so lange wie ein Mehlthau auf der deutschen Gelehrsamkeit gelastet hat und deren Spuren ja noch in diesem Augenblick nicht völlig verwischt sind.

Einige andere kürzlich erschienene Neuigkeiten beschäftigen sich speciell mit der classischen Epoche unserer Literatur. „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schloenbach" (Hannover, Rümpler) schildern die Beziehungen, in welchen unsere beiden großen Dichter zu ausgezeichneten und liebenswürdigen Frauen gestanden. Der Kreis ist ziemlich willkürlich zusammengestellt; neben den Herzoginnen Amalie und Luise, neben Goethe's Mutter, Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Schiller's Frau und Schwägerin finden wir hier auch Sophie la Roche, Angelika Kaufmann und Frau von Staël; den Schluß bilden Rahel und Bettina. Diese Auswahl unterliegt erheblichen Bedenken; denn während einzelne der eben Genannten mit Goethe und Schiller nur in sehr lockerm Zusammenhange stehen, fehlt namentlich aus Goethe's Leben eine Reihe der interessantesten und wichtigsten Erscheinungen, die in einem Buche, das sich die Frauengestalten des Goethe-Schiller'schen Kreises ausdrücklich zur Aufgabe stellte, unmöglich übergangen werden durften. Daß dieselben zum Theil schon von Düntzer (in seinem bekannten Werke über „Goethe's Frauenbilder") behandelt worden sind, war wol kein genügender Grund dazu; hat der Verfasser doch auch kein Bedenken getragen, dem gründlichen und sorgfältigen Gemälde, welches Düntzer uns von Goethe's Mutter geliefert, seine etwas flüchtige und oberflächliche Skizze nachfolgen zu lassen. Denn dies gilt überhaupt von dem ganzen Buche: es ist mit jenem Enthusiasmus geschrieben, in jener rasch auflodernden, fast überschwänglichen Weise, die dem Verfasser überhaupt eigenthümlich ist; desto mehr läßt es zu wünschen in Betreff der

wissenschaftlichen Gründlichkeit und jener Fülle und Selbständigkeit des Materials, deren auch der populäre Schriftsteller nicht entbehren kann, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, mehr Schale als Kern, mehr Schaum und Flitter als wirkliches Metall zu geben. Das Buch ist eine sehr wohlgemeinte und liebenswürdige Improvisation, es macht dem warmen und lebhaft fühlenden Herzen des Verfassers alle Ehre: aber mit Improvisationen ist der Wissenschaft nicht gedient, noch kann die schwungvolle und begeisterte, wenn auch nicht immer ganz correcte Form für die Magerkeit des Inhalts entschädigen. Der Verfasser weiß in höchst beredten Wendungen über die Personen zu sprechen, die er schildern will, aber diese Schilderung selbst bleibt er uns schuldig; es fehlt ihm an Plastik und Sicherheit der Zeichnung, es ist zu viel Subjectives in seiner Darstellung und dieser Subjectivität selbst mangelt es noch an Durchbildung und Reife des Urtheils. Kenner der Goethe- und Schiller-Literatur werden in dem Buche nichts Neues finden, da es nur in ziemlich planlosen Excerpten aus den bekanntesten und allgemein zugänglichen Quellen besteht. Aber auch das größere Publicum, fürchten wir, wird nicht finden, was es eigentlich sucht: nämlich Aufschluß und Belehrung. Dazu war der Verfasser auf diesem Gebiete selbst zu sehr Dilettant; das Buch zeigt noch zu deutlich die Nähte und Risse seiner stückweisen Zusammensetzung, es bietet zu wenig stoffliches Interesse, die Umrisse sind zu unsicher und nebelhaft, das historische Material verflüchtigt sich zu sehr unter der Masse von Reflexionen, Ausrufungen und Einfällen, mit denen der Verfasser — immer in der besten Absicht, wir geben es zu — den Leser überschüttet. Auch dürfte wol dieser fortwährende Ton der Exaltation, den der Verfasser das ganze Buch hindurch festhält, wol nicht Jedermanns Geschmack sein.

Mehr in die Memoirenliteratur als eigentlich in die Literaturgeschichte gehören die „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn ꝛc. Von Heinrich Schmidt" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der Titel, den wir deshalb so ausführlich hergesetzt haben, gibt einen Begriff von der Menge interessanter und anziehender Verbindungen, in denen der Verfasser zu den Größen unserer classischen Epoche gestanden hat und über die er nun, ein 76jähriger Greis, aber noch vollkommen rüstig und geistesfrisch, in dem vorliegenden Buch mit liebenswürdiger Anspruchlosigkeit berichtet. 1780 zu Weimar aus einer angesehenen und gebildeten Familie geboren, faßte er frühzeitig ein lebhaftes Interesse für Literatur und Kunst, deren berühmteste Vertreter ihm ja so nahe waren und deren Glanz das kleine unscheinbare Weimar gerade damals zum Mittelpunkt von ganz Deutschland machte. Auch sein akademischer Aufenthalt in Jena fiel in eine literarisch höchst erregte und bedeutende Zeit. Fichte, der eben (es war im Jahre 1796) seine „Appellation an das Publicum" wegen der ihm gemachten Beschuldigung des Atheismus hatte erscheinen lassen, war der Abgott der studirenden Jugend, die sich damals aus allen Gegenden Deutschlands und selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus in Jena versammelte; es befanden sich darunter, wie der Verfasser berichtet, allein gegen 600 Esth-, Kur- und Livländer und

Ruſſen, alle vermögend und gebildet, wodurch der akademiſche Ton des damaligen Jena auf eine ſonſt ungewohnte Höhe gebracht wurde. Neben Fichte laſen damals auch die Schlegel, Schelling, Feuerbach ꝛc. in Jena; auch fanden ſich Tieck, Schleiermacher, Novalis häufig zum Beſuch ein. Es war die Blütezeit der jugendlichen Romantik, die ſich in dieſen Kreiſen entwickelte und ſie ſelbſt beſaß damals noch eine Naivetät und Harmloſigkeit, von der ſie ſich denn freilich ſpäterhin ſehr gründlich losgemacht hat. Der Verfaſſer nahm an allen dieſen Beſtrebungen den lebhafteſten Antheil. Zu der Mehrzahl der genannten Männer hatte er perſönlichen Zutritt; namentlich auch zu Tieck, der ſchon damals durch ſein Vorleſertalent Bewunderung erregte. Der ſpäterhin ſo berühmt gewordene De Wette war eine zeitlang Schmidt's Stubenburſche; mit welcher Innigkeit derſelbe noch 50 Jahre ſpäter ſich der mit ihm verlebten Jugendzeit erinnerte, beweiſt ein Brief vom Jahre 1846, den wir S. 45 abgedruckt finden. Der Verfaſſer ſelbſt jedoch war nur mit halber Seele bei den Wiſſenſchaften, ſein eigentliches Ideal war die Kunſt und zwar die Kunſt der Bühne, die eben damals unter Goethe einen neuen verheißungsvollen Aufſchwung genommen hatte. Endlich wurde ihm ſein Wunſch gewährt und zwar war es niemand Geringeres als Goethe und Schiller ſelbſt, deren Ausſpruch über ſeinen künſtleriſchen Beruf entſchied. Mit Schiller war er ſchon früher von Jena aus in einen brieflichen Verkehr getreten, der ihm bald darauf auch den perſönlichen Zutritt eröffnete; einige Anekdoten und Charakterzüge, die er aus dieſer Zeit mittheilt, ſind nicht ohne Intereſſe. Beſonders anziehend iſt ſeine Schilderung einer Abendgeſellſchaft im Schiller'ſchen Hauſe, in welcher Schiller die eben vollendete „Jungfrau von Orléans" zum erſten male vorlas. „Schiller", ſagt er, „war bekanntlich kein guter Vorleſer. Seine Worte kamen aus hohler Bruſt, auch hatte ſich die dem Schwaben angeborene Ausſprache noch nicht ganz verloren und abgeſchliffen. So machte beſonders die Ausſprache des in dieſem Stücke oft einfließenden Wortes «Mädchen», das er nicht Mäd-chen, ſondern Mädchen ausſprach, einen übeln Effect. Zugleich hatte die große Länge des erſten Acts, der bei dieſer Vorleſung faſt anderthalb Stunden dauerte, etwas Laſtendes, das ſich bei der Darſtellung wol einigermaßen mindert. Schiller las fort bis zum Schluß der Scene der Jungfrau mit dem Schwarzen Ritter und foderte dann die Geſellſchaft auf, das Abendbrot einzunehmen, das in einem Nebenzimmer bereit ſtand. Halb Sieben hatte die Vorleſung ungefähr begonnen; es war bald halb Zehn, als wir aufſtanden. Schiller ſchien etwas verlegen über die ſtille Aufnahme des bereits Geleſenen.... War es die auffallende Neuheit des Stoffs oder die kühne, ganz eigenthümliche Behandlung deſſelben oder die Art des Vortrags: das Auditorium war überraſcht und äußerte ſich nicht ſehr laut und enthuſiaſtiſch. Als wir uns um die Tafel, wo das Abendbrot ſervirt war, geſtellt hatten, ſagte Schiller zu der Geſellſchaft: «Sie werden wol leicht erkannt haben, daß ich mir erlaubt habe, in dem Schwarzen Ritter, bei dem ich nichts einzuwenden hätte, wenn man ſich auch den eben abgeſchiedenen Ritter Talbot darunter denken will, einen Geiſt heraufzuführen, wie es ja Shakſpeare und Voltaire auch gethan haben.....» Die Vorleſung begann nun ungefähr nach einer Stunde wieder und dauerte unausgeſetzt bis ſpät in die Nacht hinein, wo von einer eigentlichen Wirkung wenig mehr die Rede ſein konnte, zumal da

auch der in der Fülle genossene gute Wein bei Vielen seine narkotische Wirkung nicht verfehlte." Auch die Scene, wie Goethe und Schiller den angehenden Bühnenkünstler prüfen und über seine Zukunft zu Gericht sitzen, ist mit großer Anschaulichkeit geschildert. Goethe zeigt sich auch hier wieder als die souveräne überlegene Natur, deren angeborenem Herrscherberuf sich Alles neigt, auch Schiller nicht ausgenommen. Im Gegentheil, Schiller übernahm Goethe gegenüber gern und freiwillig die zweite Rolle; nachdem Goethe seine Meinung erklärt und sich dann ins Nebenzimmer zurückgezogen hatte, war Schiller „treulich und angelegentlich bemüht", dem angehenden Kunstjünger „noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgendeinen Zusatz zu erlauben". „Goethe", fügt der Verfasser hinzu (S. 106), „erschien mir von diesem Abend an noch liebens- und verehrungswürdiger, da ich so unmittelbar gesehen und empfunden hatte, wie sehr Schiller ihn liebte." Von diesem Tage an durfte der Verfasser zwei mal wöchentlich zu Goethe kommen, um mit ihm eine auswendiggelernte Rolle durchzugehen; was er von einzelnen technischen Rathschlägen und Fingerzeigen erzählt, welche Goethe ihm bei dieser Gelegenheit ertheilte, bestätigt aufs neue den klaren praktischen Blick und das besonnene feingebildete Urtheil, durch das Goethe sich auch auf diesem Gebiet auszeichnete. Dagegen sollte der dringendste Wunsch des jungen Künstlers, nämlich unter den Augen des Meisters nun auch die öffentliche Bühne zu betreten, nicht gewährt worden; auf Goethe's Empfehlung erhielt er ein Engagement am wiener Hoftheater, das damals (es war im Jahre 1801) mit Künstlern wie Brockmann, Koch, Weidmann, Koberwein, Mad. Rouseul, Betty Rose ꝛc. sich in einem „sehr respectabeln Stande" befand. Besonders wurde Brockmann bewundert, am meisten in den neuen Collin'schen Stücken, welche, auf Schiller'schem Stamm gewachsen, eben damals außerordentliches Aufsehen und gefüllte Häuser machten. Dennoch gab der Verfasser die kaum betretene Laufbahn als Schauspieler bald wieder auf; wie es scheint, fand er sein Talent bei näherer Prüfung doch nicht bedeutend genug, um seine Zukunft darauf zu gründen. Aber das Theater ist bekanntlich eine Sirene; wen es einmal gefaßt hat, den läßt es so leicht nicht wieder los. Das sollte auch unser Verfasser erfahren; zwar hörte er auf Schauspieler zu sein, aber nur um Schauspieldirector zu werden. Zunächst übernahm er die Leitung des Theaters, welches Fürst Esterhazy damals in Eisenstadt hielt. Es wurden nur Opern gegeben, aber mit den ersten Kräften und der verschwenderischsten Ausstattung; an der Spitze des Orchesters standen Joseph Haydn, Hummel und Fuchs. In Betreff des Erstern werden verschiedene interessante Anekdoten mitgetheilt; ebenso über eine Reise, die der Verfasser bald nach der Schlacht von Jena in Theaterangelegenheiten nach Berlin machte und auf der er sich die Freundschaft Iffland's und der berühmten Bethmann erwarb. Es handelte sich damals darum, Iffland für das wiener Hoftheater zu gewinnen und zwar unter Bedingungen, die noch heutzutage, wo die Ansprüche unserer Bühnenkünstler bekanntlich sehr gestiegen sind, als überaus glänzend bezeichnet werden müssen; man bot ihm einen jährlichen Gehalt von 30,000 Gulden W. W., ferner freie Equipage und Befreiung von den Mauthabgaben für fremde Weine. Aber der Antrag scheiterte an der Anhänglichkeit, welche Iffland für den König von Preußen hegte und die auch von diesem durch verschie-

dene Gnadenbezeigungen anerkannt und erwidert ward. Doch war es natürlich nicht der Schwarze Adlerorden, wie S. 185 gedruckt steht, sondern nur der Rothe, welcher Iffland zutheil ward. Auch mit Werner, dem Dichter der „Söhne des Thals", der damals noch auf dem Theater die Celebrität suchte, die er dann später, wenn auch unter sehr veränderten Umständen auf der Kanzel fand, trat der Verfasser in freundschaftlichen Verkehr. Später übernahm er die Direction des Theaters zu Brünn; er führte sein Theaterschiff 18 Jahre hindurch mit Geschick und Glück und erfreut sich nun eines heitern und sorgenfreien Alters. Als eine Frucht desselben haben wir das vorliegende Buch zu begrüßen, das wir allen Freunden der Literatur, besonders aber des Theaters angelegentlich empfehlen; mit seinem einfachen, durchaus wahrheitsgetreuen Bericht, vorgetragen in einer ebenso einfachen und schmucklosen Sprache, bietet es eine ebenso unterhaltende wie belehrende Lectüre und bereichert die Kenntniß unserer berühmten Dichter und Schriftsteller mit einer Menge kleiner interessanter Züge, durch die ihr Bild an Lebendigkeit und Verständlichkeit gewinnt.

Schließlich sei hier noch eines Schriftchens gedacht, welches Professor G. Brückner in Meiningen unter dem Titel: „Schiller in Bauerbach" (Meiningen, Gadow), als Separatabdruck aus dem zweiten Theile seiner „Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken" herausgegeben hat. Bauerbach, ein Dörfchen im Herzogthum Meiningen, zwei Stunden südlich von der Residenz Meiningen, in einem sanft ansteigenden, von bewaldeten Hügeln umkränzten Wiesenthal gelegen, war bekanntlich das Asyl, in welches Schiller sich nach seiner Flucht von Stuttgart, nachdem der Aufenthalt in Mannheim ihm keine Sicherheit mehr zu bieten schien, unter dem Namen eines Dr. Ritter zurückzog; es gehörte damals der Frau von Wolzogen, der Mutter seines spätern Schwagers, und ihre Güte war es, die ihm diese Zuflucht eröffnete. Der Verfasser, begünstigt durch die genaueste Localkenntniß, liefert eine detaillirte Geschichte der merkwürdigen Monate, welche Schiller in dieser Zurückgezogenheit verbrachte; viele bisher darüber verbreitete Notizen werden theils berichtigt, theils vervollständigt, sodaß kein künftiger Biograph Schiller's die kleine Schrift übersehen darf. Besonders interessant ist die genaue und ausführliche Auskunft, die er über ein satirisch-historisches Gedicht liefert, welches Schiller im Januar 1783, wie es scheint auf Veranlassung des Herzogs Georg von Meiningen, niederschrieb; dasselbe bezieht sich auf die vorschnellen Rüstungen, welche der Hof von Koburg, dem das Successionsrecht in Meiningen zustand, auf die Nachricht von der Erkrankung des Herzogs Georg veranstaltet hatte und wurde bereits von Hoffmeister in den Supplementen zu Schiller's Werken mitgetheilt. Das Ganze ist ein schätzenswerther Beitrag zur Schiller-Literatur, nur könnte die Sprache stellenweise etwas gelenker sein. R. P.

Correspondenz.

Aus Konstantinopel.

17. April 1856.

F. O. Auch meine heutige Correspondenz gestatten Sie mir wiederum mit einigen allgemeinen Betrachtungen zu eröffnen. In meinem neulichen Briefe mußte ich einräumen, daß specifisch deutsche Interessen hier für den Augenblick nur in sehr geringem Maße vertreten sind. Aber wohlgemerkt, auch nur für den Augenblick; was die Zukunft betrifft, so scheint mir im Gegentheil, wie ich auch schon neulich andeutete, Deutschland vorzugsweise berufen, sich an der Entwickelung oder richtiger gesagt an der Neugestaltung der hiesigen Verhältnisse zu betheiligen. Erlauben Sie mir diesen Gedanken heute noch etwas weiter und nach einer neuen Seite hin zu verfolgen. Daß die deutsche Industrie bei richtiger Benutzung der Verhältnisse hier einen Boden finden kann, wie sie ihn sonst nirgends in der Welt hat und den auch Niemand im Stande ist ihr streitig zu machen, das freilich ist so augenfällig, daß Niemand es in Abrede zu stellen wagt. Die nächsten Früchte davon werden allerdings demjenigen deutschen Reiche zufallen, das es noch immer liebt, sich selbst als ein außerdeutsches zu betrachten. Aber angenommen, daß Oestreich nach glücklicher Durchführung der Reformen, mit denen es jetzt in seinem eigenen Schoose beschäftigt ist, wirklich dereinst als Beherrscherin „beider Linien nach Osten" dahin gelangt, die entscheidende Rolle auf dem hiesigen Schauplatz zu übernehmen, ist es denkbar, daß ein derartiger Umschwung der Verhältnisse ohne die lebhafteste Rückwirkung auf das übrige Deutschland bleiben könnte? Der Aufschwung, welchen der östreichische Handel zu nehmen im Begriffe steht, die Bemühungen Oestreichs zur Erweiterung seiner Seemacht, die theils ausgeführten, theils projectirten Eisenbahnlinien in Ungarn und Dalmatien nebst dem Netz, mit welchem man die Donaufürstenthümer zu überspannen gedenkt, endlich die Bahn von Belgrad nach Konstantinopel, die auch andere schon früher aufgenommene, doch wegen der Ungunst der Zeitumstände wieder beiseite gelegte Pläne, wie z. B. eine Verbindung Belgrads mit Salonichi ins Leben rufen wird — alles Das sind bedeutsame Vorzeichen, ja mehr als das, schon die ersten Vorarbeiten selbst sind es für eine unmittelbare Verbindung des Orients mit Deutschland. Es scheint, als solle hier die Brücke geschlagen werden, die dem deutschen Volk aus der Abgeschlossenheit, in die es während der letzten Jahrhunderte gerathen war, heraushelfen und ihm aufs neue eine Bahn zu geschichtlicher Ehre und Größe eröffnen wird. Bestätigt sich diese Hoffnung, so dürfte, was für die erste, die mittelalterliche Periode deutscher Machtentfaltung nach außen hin Italien war, für eine zweite, nicht minder glorreiche die Türkei werden: sodaß also, weit entfernt, bei den Fragen des Orients weniger betheiligt zu sein als die großen Seemächte des Westens oder der Riesenkoloß des Ostens, Deutschland sich vielmehr als dasjenige Land erweist, dessen Zukunft durch die Zukunft des Orients am allernächsten und unmittelbarsten berührt wird.

Und doch betrifft dies Alles nur erst die äußere Macht, nur die Interessen des Handels und der Politik; noch weit wichtiger und fruchtbarer

scheint mir ein anderer, mehr innerlicher, mehr geistiger Berührungspunkt. Derselbe hängt aufs genaueste mit der Art und Weise der sich hier vorbereitenden Regeneration zusammen. Die Aufgabe im Allgemeinen ist bekanntlich diese, die Türkei oder zunächst vielmehr das Völkergemisch, welches den europäischen Theil derselben bewohnt, auf möglichst kurzem und dabei doch gründlichem und dauerhaftem Wege der höhern Bildung dieses Erdtheils theilhaftig zu machen. Nachdem durch den eben beendigten Krieg der Einfluß Rußlands, an dessen Fähigkeit und gutem Willen, die Türkei im Interesse der europäischen Bildung zu regeneriren, freilich wol selbst seine leidenschaftlichsten Bewunderer kaum jemals geglaubt haben werden, auf längere Zeit gebrochen ist und nachdem auch die gegenwärtigen Beschützer der Pforte, die Westmächte, schon um einander nicht selbst in die Haare zu gerathen, sich jeder weitern Einmischung in die Reformangelegenheit enthalten müssen — so ist der Weg, diese Reform ins Werk zu setzen und durchzuführen, nunmehr der Türkei selbst überlassen und es wird dieselbe somit denjenigen einschlagen, der ihrer Natur am angemessensten ist. Würde es dabei nun wol wirklich genügen und würde es in Wahrheit eine Reform der alten verrotteten Zustände heißen können, wenn man seitens der Türkei sich gleichsam blos einen Extract, eine Mustersammlung aller derjenigen staatlichen Einrichtungen aneignen und zulegen wollte, welche als durchschnittliches Gemeingut der europäischen Bildung gelten können? Würde ein solcher oberflächlicher Anstrich die buntscheckige Zusammensetzung des alten Gemäuers wirklich verdecken oder gar im Stande sein, dasselbe in einen Prachtbau zu verwandeln? Reformen sind noch keine Regeneration; Reformen können von oben her decretirt werden, regeneriren aber können die Völker sich lediglich von unten herauf, aus der Fülle ihrer eigenen Kraft. Aber diese Kraft muß bei denjenigen Völkern, auf welche dieser Name hier allein anwendbar ist, den Osmanen und Griechen — denn die slawischen Elemente bedürfen nur der Entwickelung — erst wieder aufgeweckt werden; sie bedürfen eines fremden Ferments, eines Gährungsstoffs, der das Alte, Abgestorbene zersetzen und aus dieser Zersetzung ein neues fruchtbares Leben erwecken hilft. Ein solches Lebenselement abzugeben, scheint mir nun vorzugsweise die germanische Cultur berufen: sodaß also den materiellen und politischen Interessen, welche das deutsche Volk nach dem Orient hinweisen, aus dem Orient selbst höhere geistige Bedürfnisse entgegenkommen, durch welche er seinerseits an uns gewiesen wird. Ich will kein besonderes Gewicht darauf legen, daß schon jetzt ein wichtiger, ja für den Augenblick der wichtigste Theil der türkischen Bildung, nämlich die militärische, nach deutschem, speciell nach preußischem Muster und unter Leitung preußischer Instructeure eingerichtet worden ist und auch weiterhin eingerichtet wird; daß deutsche Lehrer an den Kriegsschulen und selbst an der neuerrichteten Universität angestellt sind; daß der Sultan an den deutschen Lehranstalten, nach deren Beschaffenheit und Einrichtung er sich wiederholentlich auf das angelegentlichste erkundigt hat, persönlich den lebhaftesten Antheil nimmt; daß, wie ich aus guter Quelle weiß, eine bedeutende Anzahl junger Türken im Begriff steht, deutsche Akademien zu besuchen, wie dieselben schon seit Jahren von Griechen, Serben und Aegyptern besucht werden; ja daß allem Vermuthen nach das gesammte türkische Unterrichtswesen bei der bevorstehenden Reorganisation desselben nach deutschem Muster

eingerichtet werden wird — so wichtig das Alles ohne Zweifel auch ist, so sind es doch nur Einzelheiten, der wahre Kern der Sache aber scheint mir in Folgendem zu liegen.

Wie auch eine vermeintliche Aufklärung die Nase dazu rümpfen mag — die Religion, als der unmittelbare instinctmäßige Ausdruck des sittlichen Bewußtseins, ist noch immer der unentbehrlichste und vornehmste Träger des Völkerlebens. Auch von einer politischen und socialen Wiedergeburt einer Nation kann nur die Rede sein, wo zugleich eine Regeneration des religiösen Bewußtseins stattfindet. Die Ohnmacht, in welche das politische Dasein der Osmanen und Griechen versunken ist, hat ihren Grund wesentlich mit in der Erstarrung, der Stagnation ihres religiösen Lebens. Wo die Krankheit liegt, liegt auch das Heilmittel; wer an eine Wiedergeburt des Orients glaubt, einerlei welche Gestalt dieselbe annehmen wird, der muß dem Orient auch die Möglichkeit einer Erneuerung des religiösen Lebens zugestehen. Die befreiende Macht aber, von welcher diese Erneuerung ausgeht, kann, so paradox es im ersten Augenblick auch klingen mag, allein und lediglich der Protestantismus sein. Der Mohammedismus selbst hat, wenigstens in Konstantinopel und weiterhin wol auch in der ganzen europäischen Türkei, keinen Boden mehr; wo, wie mir das selbst begegnet ist, ein Sophta den Giaur in den heiligen Mauern der Moschee selbst mit Hohnlachen auf die Verbeugungen eines andächtig betenden Derwisch aufmerksam machen oder ihm spottend von den „Faxen" des Freitagsredners erzählen kann, da ist es mit der religiösen Bedeutung des Islam vorbei und auch die einzelnen fanatischen Ausbrüche desselben, die hier und da in den untern Classen noch auftauchen, sind nur ein Krampf, der den Eintritt der Agonie erst recht bestätigt.

Wohin denn also sich wenden, da ein Volk ohne Religion im Großen und Ganzen sowenig leben kann wie ohne Sprache und Sitte? Das Griechenthum ist bei den Türken aufs tiefste verachtet; der angestammte Haß der Unterdrücker wird noch verschärft durch den Anblick der schmachvollen Erniedrigung, in welche das Griechenthum hier seit Jahrhunderten verfallen ist. Der Katholicismus aber hat da keine Aussichten, wo schon die bisher geglaubte Offenbarung des Koran für jeden Einzelnen wie für den gesammten Staat in Allem und Jedem die unfehlbare Norm war, wo Unglaube und Zweifel an den bisherigen Satzungen schon jetzt sich unmittelbar an die Bibel der Christen wenden, wo endlich tausendjährige Traditionen und der dem mohammedanischen Glauben innewohnende Rationalismus das Aufkommen eines Klerus im Sinne der katholischen Kirche von vornherein unmöglich machen.

So bleibt denn also nur der Protestantismus übrig. Allerdings ist derselbe dem Türken augenblicklich noch mit dem Atheismus gleichbedeutend; Protestun, Luterun, Volterian, Fermassun, d. h. Franc-maçon, Freimaurer, wirft der Orientale in eine Classe. Aber eben deshalb fühlt schon jetzt Alles, was hier, um in unsern Ausdrücken zu sprechen, Freigeist oder Lichtfreund ist, sich aufs lebhafteste zum Protestantismus hingezogen; es ist, als ob sie eine Ahnung davon hätten, daß sie bei näherer Bekanntschaft hier noch am ersten Ersatz und Befriedigung für den verlorenen Glauben ihrer Väter, die verlorene Unschuld ihres religiösen Bewußtseins finden werden. „Nous estimons extrêmement les protestants", sagte mir ein junger in

Paris gebildeter Türke, der, als er hörte, ich sei ein Deutscher, sich sehr eifrig danach erkundigte, ob ich etwa Protestant sei; denn, setzte er hinzu: „Les protestants ont beaucoup de raison.“

Was nun ferner die Griechen betrifft, so ist in diesen allerdings durch den abstracten Formalismus ihres Cultus alles tiefere religiöse Bedürfniß so völlig erstickt und sie selbst halten an diesem ihrem Götzen- und Formeldienst mit solcher Zähigkeit fest, daß jede Bewegung auf diesem Gebiete in sehr weite Fernen gerückt scheint. Hier wird voraussichtlich der Anstoß von der verheißenen Freiheit des politischen Lebens ausgehen müssen. Sind aber auf diese Weise den stagnirenden Wässern die Schleusen erst einmal geöffnet, so läßt der unglaubliche Haß, welchen die Anhänger der griechischen Kirche hegen, keinen Zweifel darüber, wohin alsdann die Strömung sich wenden wird. So laut auch einzelne besoldete Agitatoren, Jacques Pitzipios an der Spitze, einer Union beider Kirchen das Wort schreien mögen (denn „das Wort reden“, dazu sind die Agitationen zu laut und zu aufdringlich), nie würden sie, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, beim Heiligen Stuhl oder auch bei Napoleon III. eine mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit zu erwecken, bei ihrer eigenen Nation den mindesten Anhang finden.

Die Slawen endlich theilen wol diese Abneigung gegen Rom, das Griechenthum ihrer Kirche selbst aber ist doch schon ein verwandeltes, mit geistigern Elementen versetztes. Das zeigt die religiöse Emancipation der Walachen, das vor allem die tiefere und lebendigere Religiosität der Serben, welche auch Denen, die das Treiben dieses wunderbaren Volkes nicht in unmittelbarer Nähe belauschen konnten, schon aus Ranke's meisterhafter Darstellung entgegentritt.

Ich weiß, wie gesagt, sehr wohl, daß diese vereinzelten Behauptungen der Mehrzahl Ihrer Leser ziemlich abenteuerlich, um nicht zu sagen thöricht erscheinen werden. Dennoch ersuche ich Sie, diese Aphorismen unverkürzt durchschlüpfen zu lassen, ich gedenke im Lauf meiner Correspondenz auf die einzelnen Punkte dieses Themas des Nähern zurückzukommen und hoffe Ihnen alsdann zu beweisen, daß meine Ansicht keineswegs so aus der Luft gegriffen ist, wie Sie daheim vielleicht glauben und daß in der That, wenn politische und industrielle Interessen Deutschland nach dem Orient weisen, doch in der geistigen Macht der protestantischen deutschen Bildung ein noch viel kräftigeres Unterpfand für die Begründung deutschen Einflusses und deutscher Herrschaft im Morgenlande liegt.

Zum Schluß etwas vom Zaun gebrochen die Nachricht, daß, wie in Varna und Salonichi, wir auch hier in Konstantinopel mit nächstem Ihre Zeitschrift lesen werden: ein Grund mehr, wie Sie sehen, der Liste Ihrer literarischen Stationen auch den Namen Konstantinopel einzureihen.

Aus dem Wupperthal.

Anfang Mai 1856.

Vck. Der Mai, der gepriesene Wonnemonat, zeigt uns diesmal ein sehr unfreundliches Gesicht; statt des Blütenschnees, von dem die Dichter singen, wirbeln die Schneeflocken vor meinem Fenster, der Wind pfeift schaurig über die Höhen und die Sommerkleider, die wir, verlockt durch die warme April-

sonne, allzu zeitig hervorgenommen, haben schon längst wieder mit Pelz und Ueberzieher vertauscht werden müssen. Lassen wir denn, an den warmen Ofen gedrückt, in Ermangelung sommerlicher Freuden, die Lustbarkeiten des Winters noch einmal in der Erinnerung an uns vorüberziehen. Unsere diesjährige Wintersaison war höchst glänzend, wenigstens was die Kunstgenüsse betrifft. Und zwar stehen hier wiederum die musikalischen in der ersten Reihe. Durch unsere Musikdirectoren Reinecke und Schornstein wurde in Barmen und Elberfeld eine Reihe von Concerten veranstaltet, die sowol durch ihre Zusammensetzung wie auch durch die Ausführung der gewählten Stücke zu dem Vorzüglichsten gehörten, was uns hier in dieser Hinsicht seit längerm geboten worden; es ist sehr verdienstlich von den beiden genannten Männern und die Musikfreunde in unserm Thale sind ihnen in der That zum lebhaftesten Danke verpflichtet, daß sie nicht müde werden, dem Publicum immer Gediegeneres darzubieten und dadurch den musikalischen Geschmack unserer Bevölkerung auf eine immer höhere Stufe zu heben. Auch sind die Folgen davon unverkennbar, selbst über das musikalische Gebiet hinaus. Oder wer hätte es noch vor zehn oder zwölf Jahren für möglich gehalten, daß in Barmen Damen und Herren aus der vornehmsten Gesellschaft die Bühne betreten, Opern aufführen und lebende Bilder darstellen würden? Man weiß ja, welchen Ruf das Wupperthal sich übrigens erworben und daß der Pietismus hier eine seiner Hauptfestungen gegründet hat. Allein dem veredelnden und befreienden Einfluß der Kunst vermag auch die dumpfe Luft, die von altersher zwischen unsern Bergen herrscht, auf die Dauer nicht zu widerstehen, der Zauber der Musik, der ehedem Felsen versetzt und wilde Thiere gezähmt hat, erweicht allmälig auch die starren Sitten unserer puritanischen Eiferer und läßt einen mildern, menschlichern Ton bei uns heimisch werden. Es ist merkwürdig, wie rasch, wenn nur erst einmal das Eis gebrochen ist, die Gemüther sich in die neue freiere Richtung hineinfinden; geht das bei uns noch einige Zeit so fort, wie es in den letzten Jahren angefangen hat, so wird man bald nicht mehr blos von einem industriellen, nein auch von einem kunstsinnigen Wupperthal zu sprechen haben. Noch vor wenigen Tagen erst kam in Barmen in der „Concordia" Marschner's Operette „Der Holzdieb" zur Aufführung. Die Musik ist ganz so melodiös und dabei so voller Wahrheit und Empfindung, wie wir es von diesem Componisten gewohnt sind. Marschner's Tonschöpfungen verhalten sich zu den Erzeugnissen unserer Zukunftsmusiker wie edler Rheinwein zu künstlichem Champagner, der schnell berauscht, aber auch schnell Kopfschmerzen macht. Das Werk fand allgemeinen enthusiastischen Beifall, der sich mit Recht auch auf die Ausführung erstreckte. Besonders zeichneten sich die beiden Sängerinnen Frl. Mann und Frl. Dannemann aus; die Letztere wird auch auf dem demnächst bevorstehenden düsseldorfer Musikfeste mitwirken. In den nächsten Tagen wird „Der Holzdieb" zum zweiten male aufgeführt werden, in Verbindung mit Reinecke's Operette „Der vierjährige Posten". Ueber letztere Composition habe ich schon im vorigen Jahre ausführlich berichtet und will ich daher die musikliebenden Leser Ihrer Zeitschrift nur darauf aufmerksam machen, daß dieselbe inzwischen bei Breitkopf und Härtel in Leipzig im Stich erschienen ist. Auch eine Aufführung des „Freischütz", welche die Liedertafel in Elberfeld im Lauf des Winters unter Leitung des Musikdirectors Weinbrenner

veranſtaltete, verdient mit Auszeichnung erwähnt zu werden; die Rollen waren ſämmtlich gut beſetzt und namentlich die Chöre wurden mit einem Eifer und einer Sicherheit executirt, wie man es oft auf größern Bühnen vergeblich ſucht.

Minder hervorragend waren die muſikaliſchen Leiſtungen des Theaters in Elberfeld, das nach L'Arronge's Abgang von Director Meiſinger übernommen iſt; das Opernrepertoire war gut, die Ausführung aber nur ſehr mittelmäßig. Gerade das umgekehrte Verhältniß fand beim recitirenden Drama ſtatt; hier waren die darſtellenden Kräfte recht lobenswerth, die Auswahl der Stücke dagegen hielt ſich in der Sphäre der Frau Birch-Pfeiffer und Conſorten. Es iſt dies um ſo auffallender, als in Düſſeldorf, wo dieſelbe Truppe ſpielte, auch claſſiſche Stücke gegeben wurden und zwar, wie dortige Freunde mich verſichern, mit recht gutem Erfolg; traute der Unternehmer uns Wupperthalern weniger guten Geſchmack zu? Wo claſſiſche Tonwerke, ſelbſt in mittelmäßiger Ausführung, ſo lebhaften Anklang finden wie bei uns, da können auch claſſiſche Dichtungen mit Sicherheit auf ein dankbares Publicum rechnen. In dieſem Augenblick iſt, der kalten Witterung zum Trotz, auf dem Johannisberg in Elberfeld ein Sommertheater eröffnet. Die Geſellſchaft, die vorigen Winter in Krefeld ſpielte, ſcheint beſſer zu ſein, als man ſie ſonſt auf dieſen wandernden Bühnen findet; wenigſtens hat Hackländer, der ſich gleichzeitig in Krefeld aufhielt, ihre dortigen Leiſtungen ſo gut gefunden, daß er ſeinen „Geheimen Agenten" perſönlich mit ihr in Scene geſetzt hat.

Einen ſeltenen Kunſtgenuß hatten wir in den erſten Monaten des Jahres durch die Vorleſungen, welche Emil Palleske bei uns veranſtaltete. Der günſtige Ruf, welcher Palleske als Vorleſer voranging, hatte ſowol in Barmen wie in Elberfeld ein ungemein zahlreiches Publicum verſammelt; in letzterm Orte vermochte der große Caſinoſaal die Menge der Zuhörer kaum zu faſſen. Aber ſo hochgeſpannt die Erwartungen waren, ſo vollſtändig wurden ſie befriedigt. Palleske hat nicht nur alle äußern Erforderniſſe eines guten Vorleſers, als da ſind eine klangvolle und biegſame Stimme, eine reine und deutliche Ausſprache, ein ſprechendes Auge, ſondern auch den innern Zuſammenhang der vorzutragenden Dichtungen weiß er mit einer Schärfe zu durchdringen und mit einer Lebendigkeit und Vollſtändigkeit wiederzugeben, die auch an dem Einzelnen, ſcheinbar Untergeordneten immer neue Schönheiten entdecken läßt; man merkt ihm eben an, daß er den Weg der claſſiſchen Bildung durchgemacht hat und ſelbſt Dichter iſt. Am glänzendſten zeigt ſein Talent ſich in dem Vortrag komiſcher Partien; ſeine Rekrutenſcene in „Heinrich IV." iſt ein Meiſterſtück. Auch als Dichter hatten wir Gelegenheit ihn von einer neuen Seite kennen zu lernen, nämlich durch ein Bruchſtück aus ſeinem Schauſpiel „Oliver Cromwell", das er in einer Privatgeſellſchaft vortrug. Soviel ſich nach einmaligem Hören urtheilen läßt, ſchien mir daſſelbe von großer Schönheit zu ſein und viele echt dramatiſche Effecte zu enthalten; gelingt es dem Dichter, das Ganze in demſelben Geiſte zu vollenden, ſo wird es ihm, glaube ich, auch an Bühnenwirkung nicht fehlen.

Dies bringt mich auf den Kreis unſerer einheimiſchen Schriftſteller und deren Leiſtungen. Von Karl Siebel, der ſoeben bei O. Wigand in Leipzig

eine epische Dichtung „Jesus von Nazareth" hat erscheinen lassen, kommt demnächst eine Sammlung lyrischer Gedichte in den Buchhandel. Adolf Schults bereitet die dritte Auflage seiner Gedichte vor; dieselbe soll zum Herbst bei Bädeker in Iserlohn erscheinen. Auch Emil Rittershaus ist mit Zusammenstellung eines Bändchens neuer Gedichte beschäftigt. Friedrich Roeber schreibt einen Operntext, den Musikdirector Reinecke componiren wird; sein Drama „Sophonisbe" ist leider noch immer unvollendet. Im Ganzen bleibt es sehr zu beklagen, daß es unsern Schriftstellern so vollständig an einem Organe mangelt, das nicht nur ihnen selbst einen Vereinigungspunkt darbieten, sondern auch ihre Einwirkung auf das Publicum erleichtern und verstärken würde. Das „Elberfelder Kreisblatt", das als Beilage der „Elberfelder Zeitung" erscheint, wäre dazu ganz geeignet; die „Elberfelder Zeitung", die unter ihren gegenwärtigen Redacteuren Dr. Rave und Dr. Kliesche doch unstreitig zu den bedeutendsten Blättern des Rheinlands gehört und sich mit Recht als Organ des rheinisch-westfälischen Protestantismus betrachten darf, würde nur eine Pflicht gegen sich selbst erfüllen, wenn sie auch diesen Theil ihrer Aufgabe etwas sorgsamer ins Auge faßte. Wie das „Kreisblatt" jetzt ist, können es Leser von einigem Geschmack nicht wohl in die Hand nehmen; es ist der Tummelplatz für alle verkümmerten unreifen Talente zehn Meilen in der Runde, die hier ihre poetischen Misgeburten aufspeichern. Da es den Besitzern nicht an Mitteln fehlt und da auch an tüchtigen literarischen Kräften in unserm Thale kein Mangel ist, so würde es, meine ich, keine besondern Anstrengungen kosten, dasselbe in ein wissenschaftlich-belletristisches Blatt, etwa nach Art des „Bremer Sonntagsblatt" zu verwandeln. Der Einfluß eines solchen Unternehmens auf die ästhetische und wissenschaftliche Bildung unserer Gegend würde nicht gering sein; für die Provinzialnachrichten und Kreisnotizen aber, die jetzt nebst jämmerlichen Reimereien den Hauptinhalt des „Kreisblatt" bilden, ließe sich ja wol in der Zeitung selbst ein passender Raum ausfindig machen.

Was endlich unsere gewerblichen Verhältnisse betrifft, so sind dieselben besser als seit langem. Der Friede, wieviel auch übrigens an ihm auszusetzen sein mag, hat doch auf den Aufschwung der Geschäfte höchst vortheilhaft eingewirkt; unsere Arbeiter haben vollauf zu thun und wenn nur nicht der Preis der nöthigsten Lebensmittel noch immer eine so enorme Höhe behauptete, so könnte auch die ärmere Classe bei uns einem fröhlichen Sommer entgegensehen.

Notizen.

In Strasburg wird Anfang Juni ein Elsasser Gesangfest gefeiert. Der Sängerverein „Harmonie" in Zürich will dabei das bekannte Ereigniß des züricher „heißen Breis" in Erinnerung bringen und läßt dazu einen Becher in Form des berühmten Breitopfs mit entsprechenden Radirungen zur Uebergabe in Strasburg anfertigen. Die erste Fahrt des „heißen Breis" fällt in das Jahr 1456, also gerade vor 400 Jahren; die zweite vom Jahre 1576 ist bekanntlich durch des Augenzeugen Fischart „Glückhaftes Schiff" verherrlicht worden.

In Halle geht man mit dem Plan eines Händel-Denkmals um. Bekanntlich ist Halle die Vaterstadt des berühmten Componisten; die 200jährige Wiederkehr seines Geburtstages, welche 1859 bevorsteht, soll zur Errichtung eines Standbildes auf einem der öffentlichen Plätze von Halle benutzt werden. Außerdem wird man eine möglichst vollständige und kritisch gesichtete Ausgabe der Händel'schen Compositionen veranstalten. Die Kosten beider Unternehmungen hofft man durch freiwillige Beiträge der deutschen und namentlich auch der englischen Musikfreunde, bei denen Händel bekanntlich in hohem Ansehen steht, zusammenzubringen. Dagegen ist die Gründung eines musikalischen Conservatoriums, die man anfänglich ebenfalls beabsichtigte, in Betracht der ungünstigen Zeitumstände bis auf weiteres verschoben worden.

Ueber den Umfang des französischen Buchhandels, in Verbindung mit Buchdruckerei, Steindruck ꝛc., brachten die Tagesblätter einige statistische Angaben, denen wir Folgendes entnehmen. Buchhändler gab es in Frankreich, jedoch mit Ausschluß des Seinedepartements, im verwichenen Jahre 3354, ferner 944 Buchdrucker, 911 Lithographen und 61 Kupferdrucker. Dazu kommen dann noch im Seinedepartement (mit der Hauptstadt Paris) 1034 Buchhändler (also fast ein Drittheil), 88 Buchdrucker (also noch nicht ein Zehntel), 549 Lithographen (also mehr als die Hälfte) und 67 Kupferdrucker (also mehr als der Gesammtbetrag im übrigen Frankreich). Im Ganzen gibt es demnach in Frankreich 4388 Buchhändler, 1032 Buchdrucker, 1460 Lithographen, 128 Kupferdrucker, in Summa 7008 Personen, die sich mit den genannten Gewerben beschäftigen. An technischen Kräften also fehlt es der französischen Literatur nicht und müssen demnach, wenn sie dessenungeachtet, wie ja die Franzosen selbst einräumen, von Jahr zu Jahr mehr verfällt, die Gründe dieses Verfalls wol anderwärts gesucht werden.

Das menschliche Leben währt nach dem Sprichwort siebzig und wenn es hoch kommt achtzig Jahre; da ist denn ein Buch, das seit seinem Erscheinen schon volle 83 Jahre gebraucht hat, also mehr als ein Menschenleben, gewiß einer kurzen Erwähnung werth. Dieser Nestor unter den Büchern, an dem somit, wie an seinem berühmten Vorbilde, drei Generationen vorübergegangen sind, ist die bekannte „Krünitz'sche Encyklopädie", ein ökonomisch-technologisches Handbuch, das besonders in früherer Zeit großes Ansehen

genoß und allerdings in Betreff der Ausführlichkeit und Vollständigkeit alle Concurrenten hinter sich läßt. Der erste Band erschien im Jahre 1775 und jetzt wird die bevorstehende Versendung des 234., der bis zum Artikel „Wassersucht" geht, angekündigt. Der ursprüngliche Herausgeber, J. G. Krünitz, geboren 1729, starb bereits 1796 und zwar gerade als sein Werk bei dem Artikel „Leiche" stand. Nach seinem Tode wurde es zuerst von den Brüdern F. J. und H. G. Flörke fortgesetzt, von denen es 1815 W. D. Korth erst allein, später in Gemeinschaft mit C. O. Hoffmann, übernahm. Auch der Verlag des Werks befindet sich bereits in dritter Hand; der gegenwärtige Verleger ist die Littfaß'sche Buchhandlung in Berlin. Von den ersten 97 Bänden erschien in den Jahren von 1782—1814 ein zweiter unveränderter Abdruck; doch dürfte die Theilnahme sich seitdem sehr verringert haben.

Schon wieder haben wir von einem Verlust zu berichten, welcher unsere in jüngster Zeit vom Schicksal so schwer heimgesuchte Alterthumswissenschaft betroffen: in Breslau starb Karl Ernst Christoph Schneider, Professor der classischen Literatur und Mitdirector des philologischen Seminars daselbst. Der Verewigte war 1786 zu Wiehe in der Provinz Sachsen geboren; seine Studien machte er zu Leipzig unter Hermann's Leitung. Ebendaselbst erhielt er auch 1811 seine erste Anstellung als Lehrer an der Nikolaischule. 1816 wurde er an die Universität zu Breslau berufen, der er von da ab volle 40 Jahre angehört hat. Doch war seine akademische Thätigkeit in den letzten Jahren vielfach durch Kränklichkeit unterbrochen. Als Schriftsteller hat er sich besonders um die Kritik und Erklärung des Plato und Cäsar verdient gemacht; auch seine „Vorlesungen über griechische Grammatik" (1837), die jedoch unvollendet blieben, enthalten manches Schätzbare. — Auch die Universität Greifswald hat einen Todesfall zu beklagen: der Professor der Philosophie Konrad Stephan Matthies starb, 50 Jahre alt, zu Berlin, nachdem er bereits seit einiger Zeit einer Gemüthskrankheit halber seiner Lehrthätigkeit hatte entsagen müssen. Matthies war ursprünglich Theolog und hat sich als solcher besonders durch seine „Encyklopädie und Methodologie" sowie durch mehre Commentar zu den Pauliniſchen Briefen bekannt gemacht; Zweifel welche unter dem Ministerium Eichhorn gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben wurden, hatten seine Versetzung in die philosophische Facultät zur Folge.

Von der neuen durch Wendelin von Maltzahn besorgten Ausgabe des Lachmann'schen Lessing (Leipzig, Göschen) ist soeben der zehnte Band erschienen; derselbe enthält unter Anderm die Fortsetzung der „Beiträge zur Geschichte und Literatur", ferner die sämmtlichen anti-Goeze'schen Schriften, die Freimaurergespräche „Ernst und Falk" und die vielbestrittene „Erziehung des Menschengeschlechts". Auch der Druck des elften Bandes ist bereits ziemlich vorgeschritten und so wird das Ganze, das bekanntlich auf zwölf Bände berechnet ist, voraussichtlich noch im Laufe des Sommers vollendet werden.

„Klytemnästra" von Tempelty ist nun auch auf dem Burgtheater zu Wien gegeben worden. Die erste Aufführung fand unter sehr ungünstigen Umständen statt, indem der Darsteller des Agamemnon, Hr. Wagner, wäh-

rend derſelben erkrankte, ſodaß ſeine Rolle von einem andern Schauſpieler mit dem Buche in der Hand zu Ende geleſen werden mußte. Trotz dieſes ſtörenden Zwiſchenfalls war der Erfolg des Stücks doch höchſt glänzend, der Dichter wurde vielfach hervorgerufen und auch die Kritik ſpricht ſich mit ſeltener Einſtimmigkeit zu Gunſten ſeines Stücks aus. In Weimar wird der zweite Theil von Goethe's „Fauſt", in der Bearbeitung von Eckermann, mit Muſik von Eberwein, einſtudirt; ein ziemlich fruchtloſer Verſuch, wie wir glauben. In Hamburg ſieht ſich das Theaterpublicum, nachdem jetzt auch das Thaliatheater auf einige Monate geſchloſſen worden, lediglich auf die Sommerbühnen und Vorſtadttheater angewieſen. Auch das berliner Hoftheater ſoll im Laufe des Sommers für einige Wochen völlig geſchloſſen werden. In Königsberg hat Dawiſon aus Dresden gaſtirt, aber überraſchenderweiſe nur mit geringem Erfolg.

Aus dem Verlag von G. H. Wigand in Göttingen liegt uns der Anfang eines neuen, in zwangloſen Heften erſcheinenden Sammelwerks vor: „Was Ihr wollt. Unterhaltendes und Belehrendes aus Heimat und Fremde." Daſſelbe ſoll ſich den beliebten „Hausblättern" von Hackländer und Höfer anſchließen und daneben auch als Reiſelectüre dienen, wozu es durch das bequeme Format und den auffallend billigen Preis allerdings ſehr geeignet iſt. Der Inhalt ſoll, wie der Titel andeutet, theils aus Originalartikeln, theils aus Ueberſetzungen beſtehen; Novellen, Reiſeſchilderungen, culturhiſtoriſche Skizzen ꝛc., vermiſcht mit poetiſchen Beiträgen, werden eine bunte und mannichfach anregende Lectüre bilden. Aus dem vorliegenden erſten Bändchen heben wir als beſonders intereſſant hervor: „Eine Fahrt in die Alleghanis" von Franz Löher; ferner eine Erzählung „Die Novelle" von Ernſt Koch, einem heſſiſchen Dichter, der wol auch außerhalb ſeines Vaterlandes bekannter zu ſein verdiente als er iſt; „Eine Advocatengeſchichte", nach dem Engliſchen von Charles Dickens ꝛc. Dazu kommen poetiſche Beiträge von K. Altmüller, J. Braunhofer, E. Bernhardi und H. Wex; die Auswahl derſelben könnte zum Theil etwas ſtrenger ſein.

Von Roſenkranz' „Goethe und ſeine Werke" (Königsberg, Bornträger) befindet ſich eine zweite verbeſſerte Auflage unter der Preſſe. Auch von Otto Jahn's „Leben Mozart's" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) iſt bereits ein zweiter Abdruck nöthig geworden; ebenſo von Karl Schwarz' erſt ganz kürzlich erſchienenem Werke „Zur Geſchichte der neueſten Theologie" (Leipzig, F. A. Brockhaus). In demſelben Verlag iſt ein neues Werk von Bunſen in Vorbereitung: „Gott in der Geſchichte"; wie verlautet, ſoll daſſelbe ein politiſches Seitenſtück zu den ſo berühmt gewordenen „Zeichen der Zeit" bilden. Von Dr. J. B. Meyer in Hamburg ſind ſechs Vorleſungen „Zum Streit über Leib und Seele" (Hamburg, Perthes-Beſſer und Mauke) erſchienen; der Standpunkt des Verfaſſers iſt unſern Leſern aus der Abhandlung über Schaller's „Leib und Seele" bekannt, die wir vor einigen Monaten aus derſelben Feder brachten.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Eine italienische Reise

in Briefen

von

C. L. Michelet.

Gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die Gesichtspunkte, welche den Herrn Verfasser bei Abfassung dieses Werks leiteten, gibt er selber also an: „Bemerkungen über Italiens Sitten und Zustände, Beschreibungen seiner Naturschönheiten, Urtheile über dessen antike und moderne Kunstschätze, Forschungen über bisher sehr bestrittene Punkte auf dem Gebiete der Alterthumskunde ꝛc. Hat sich auch in Italien in der letzten Zeit Vieles verändert, so konnte es doch nicht fehlen, daß oft schon Bekanntes vorgeführt wurde; aber auch diesem hat die Eigenthümlichkeit des Erzählers, indem die anmuthigen Schilderungen der Naturgenüsse, ernste Belehrung über Kunst und Alterthum durch den Spiegel eines denkenden Geistes reflectirt wurden, immer noch manche neue Seite abgewonnen.

Berlin. **Heinrich Schindler.**

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Bülau.** Siebenter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Denkwürdigkeiten Hans Christoph's von Bernstein. Mitgetheilt von **F. A. von Minckwitz.** — II. Ein Jacobäer. — III. Züge aus dem 17. Jahrhundert. — IV. Schöning und Barfuß. — V. Fürst Anton Egon von Fürstenberg. — VI. Grafen und Gräfinnen Henckel von Donnersmark. — VII. Cardinal Coscia. — VIII. Graf Hård. — IX. Der General von Favrat. — X. Warnery und Sperling in der Bergfeste Stolpen. — XI. Graf Fersen. — XII. Daniel Greser. — XIII. Der Prossener Mann. — XIV. Christian Lehmann. — XV. Balthasar Rademann. — XVI. Geistliche Berufungen. — Miscellen. — Nachträge.

Der **erste bis sechste Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen 23 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die **Erste Folge** bildend, auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der 13. bis 23. Theil, der **Neuen Folge** 1. bis 11. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Mai 1856. **F. A. Brockhaus.**

Bei uns hat die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pott, Aug. Friedr. (ord. Professor an der Universität zu Halle), **Die Ungleichheit menschlicher Rassen**, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte. Mit einem Ueberblick über die Sprachverhältnisse der Völker. — Ein ethnographischer Versuch. Gr. 8. 2 Thlr.

Lemgo und **Detmold**, 1. Mai 1856. **Meyer**'sche Hofbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 23.** 5. Juni 1856.

Inhalt: Der Artikel Neun des Pariser Friedens. Von **Lothar Bucher.** — Lamartine und Victor Hugo. Von **Karl Grün.** — Literatur und Kunst. Ernst Kossak. („Historietten.") — Zeitschriften. („Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich"; „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", herausgegeben von Müller und Falke.) — Reiseliteratur. (Carus, „Sicilien und Neapel"; Michelet, „Eine italienische Reise in Briefen".) — Correspondenz. (Aus Laibach. — Aus Konstantinopel. — Aus Elbing.) — Notizen. — Anzeigen.

Der Artikel Neun des Pariser Friedens.

Von

Lothar Bucher.

Die Veranlassung, diese Blätter zu schreiben, war die Gelegenheit, die sich darbot, eine türkische Staatsschrift zu veröffentlichen, welche der englischen Presse zur Verfügung gestellt war und von ihr unterdrückt ist. Es mag den Leser reizen, nach der Sündflut von Papier, die seit drei Jahren aus den Kanzleien der „civilisirten" Staaten geströmt ist, einmal zu sehen, was der Türke zu sagen hat und wie er's auszudrücken weiß. Es wird dem Leser genügen, einmal eine Depesche gelesen zu haben, die nicht Wörter, sondern Dinge enthält.

Wer den Faden des Dramas festgehalten hat oder künftig aufsuchen will, wird den geschichtlichen Werth der Schrift zu würdigen wissen. Für das große Publicum ist sie ein guter Mittelpunkt, die Geschichte des Artikels Neun, den Kreislauf von dem Misglücken bis zu dem überreichen Gelingen der Mentschikow'schen Mission darum zu gruppiren. Und die so entstandene Skizze kann dem Journalisten bis zur nächsten orientalischen Krisis manches Nachschlagen ersparen.

Zu Anfang des Jahres 1853 waren es folgende Documente, die der russischen Regierung ein Recht gaben, sich in die Verhältnisse des Sultans zu seinen christlichen Unterthanen einzumischen:

1) Drei Artikel des Vertrags von Kutschuk-Kainardschi:

„Artikel 7. Die Pforte verspricht, die christliche Religion und ihre Kirchen zu beschützen; und es wird dem Gesandten Rußlands freistehen, Vorstellungen zu machen zu Gunsten der neuern Kirche, von der Artikel 14 spricht.

Artikel 8. Es wird den Unterthanen des russischen Reichs freistehen, die Stadt Jerusalem und die heiligen Stätten zu besuchen, und es wird von ihnen weder in Jerusalem noch anderswo irgendeine Abgabe erhoben werden.

Artikel 14. Es wird dem russischen Hofe gestattet, außer der Kapelle in dem Hause des Gesandten noch in dem Quartier Galata, in der Straße Bey-Oglou, eine öffentliche Kirche des griechischen Ritus zu erbauen, die stets unter der Protection des russischen Gesandten stehen und gegen alle Beunruhigung und Erpressung sicher sein soll."

2) Einige Fermane betreffend die griechische Gemeine zu Jerusalem, insbesondere ihre Eigenthums- und Besitzverhältnisse an gewissen heiligen Stätten, die von allen christlichen Confessionen und von den Muselmanen verehrt werden.

Das war Alles.

Die Fermane zu 2 sollten verletzt sein durch gewisse Zusicherungen, welche Ludwig Napoleon dem Sultan zu Gunsten der Lateiner abgepreßt hatte, und namentlich durch einen neuen Kirchenschlüssel, den der Pascha den Lateinern anstatt des ihrigen, den sie verloren, hatte machen lassen. Das wurde als Anlaß genommen zu der Sendung des Fürsten Mentschikow. Sein Ultimatum war das Verlangen, daß die Pforte folgende Note an die russische Regierung richten solle:

„Se. Maj. der Sultan hat geruht zu würdigen und in ernste Erwägung zu nehmen die freimüthigen und vertraulichen Vorstellungen zu Gunsten des orthodoxen, griechisch-russischen Cultus, zu deren Organ sich der russische Gesandte gemacht hat. Der Unterzeichnete hat daher den Befehl erhalten, der russischen Regierung die feierlichsten Versicherungen zu geben von der unwandelbaren Sorge und den edelmüthigen und duldsamen Gesinnungen, die den Sultan ... beseelen. Um diese Versicherungen mehr zu präcisiren ... hat der Unterzeichnete den Auftrag erhalten, folgende Erklärungen zu machen: 1) der orthodoxe Cultus des Orients, sein Klerus, seine Kirchen und seine Besitzungen sowie seine établissements religieux werden in Zukunft unter der Aegide des Sultans die Privilegien und Immunitäten genießen, die ihnen ab antiquo zugesichert oder zu verschiedenen Zeiten durch die kaiserliche Gnade verliehen sind, und werden nach einem Principe hoher Billigkeit an den Vorzügen theilnehmen, die andern christlichen Riten und den fremden

Gesandtschaften durch Convention oder besondere Bestimmung zugestanden sind."

Die Pforte erklärte sich bereit, über die Kirchen, Hospitäler, Mönche und Pilgrime in Jerusalem in Unterhandlungen einzugehen, lehnte aber die Unterzeichnung der Note ab, „weil sie die Dinge berühre, auf denen die Unabhängigkeit der Pforte ruhe". Stratford und die übrigen Gesandten waren einstimmig einer Ansicht, die mit der türkischen „wesentlich identisch": Blaubuch, I, 220.

Das war im Mai 1853. Anfang Juli gingen die Russen über den Pruth; im October erklärte die Pforte den Krieg. In die Zwischenzeit fällt die wiener Note, ostensibel ein Versuch, den gerechten Foderungen Rußlands zu genügen, ohne die Rechte der Pforte zu gefährden. In dieser Note, die der Sultan zeichnen und nach Petersburg schicken sollte, hieß es:

„Der Sultan ... hat es sich ernstlich angelegen sein lassen, die Mittel aufzusuchen, um die Spuren dieser Differenzen zu verwischen. Wenn zu allen Zeiten die russischen Kaiser ihre thätige Sorge für die Aufrechthaltung der Immunitäten und Privilegien der orthodoxen griechischen Kirche im osmanischen Reiche zu erkennen gegeben haben, so haben die Sultane sich nie geweigert, dieselben von neuem durch feierliche Acte zu bestätigen. Der Sultan Abd-ul-Medschid, beseelt von denselben Gesinnungen und gewillt, Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland einen persönlichen Beweis seiner aufrichtigen Freundschaft zu geben, hat nur seinem unbegrenzten Vertrauen in die ausgezeichneten Eigenschaften seines erhabenen Freundes und Alliirten Gehör gegeben und hat geruht, die Vorstellungen in ernste Erwägung zu nehmen, zu deren Organ sich der Fürst Mentschikow gemacht hat. Der Unterzeichnete hat daher den Auftrag erhalten zu erklären u. s. w."

Dieser Notenentwurf wurde gleichzeitig nach Petersburg und Konstantinopel gesandt und an dem erstern Orte sofort für befriedigend erklärt. Die Pforte machte Ausstellungen (Note Reschid Pascha's an die vier Gesandten vom 19. August). Sie beschwerte sich zunächst, daß man sie bei der Redaction gar nicht zugezogen habe. „Man könnte zwar sagen, daß auch die russische Regierung nicht zugezogen sei; aber die Rechte, um die es sich handle, seien die Rechte der Pforte ꝛc." Der Satz: „Wenn zu allen Zeiten u. s. w." sei anstößig. „Daß die russischen Kaiser ihre Sorge bezeugen für das Gedeihen der Kirche und Religion, zu der sie sich bekennen, ist natürlich und es wäre nichts darüber zu sagen. Nach dem citirten Satze aber würde es so aussehen, als ob die Privilegien der griechischen Kirche in den Staaten der Pforte nur durch die thätige Sorge der russischen Kaiser anfrechterhalten seien. Es ist

ferner zu bemerken, daß das Factum der Einrückung eines solchen Satzes in eine von der Pforte zu erlassende Note dem russischen Gouvernement Vorwände bieten würde für die Prätension, sich in dergleichen Angelegenheiten zu mischen."

Die Voraussetzung, daß Rußland bei der Redaction der Note nicht zugezogen sei, war irrig, die Auslegung des betreffenden Satzes aber richtig. Ueber beide Punkte war damals nichts bekannt; auch in die dem Parlamente vorgelegten Documente ist nichts darüber aufgenommen. Beide werden aber klar durch Actenstücke, die nach dem Bruche von der französischen und von der russischen Regierung veröffentlicht sind.

Am 1. Juli 1853 hatte der französische Minister an den französischen Gesandten in Petersburg geschrieben:

„Der Kaiser hat mir Ihren vertraulichen Bericht vom 10. Juni mitgetheilt. Er weiß die Gesinnungen vollkommen zu würdigen, die der Kaiser Nikolaus durch Sie ausdrücken läßt, und glaubt dieselben am besten zu erwidern, wenn er selbst die Mittel aufsucht, um zu verhüten, daß die Zwischenfälle, die sich in Konstantinopel ereignet, die Beziehungen der Freundschaft und des Vertrauens stören, die zwischen den beiden Kronen zu erhalten ihm so sehr am Herzen liegt. Ich habe Sie daher im Auftrage des Kaisers zu ersuchen, daß Sie in seinem Namen in Befolgung des Weges, den der Kaiser Nikolaus Ihnen vorgezeichnet hat, dem Letztern den anliegenden Notenentwurf überreichen, der die Billigung Englands erhalten hat." Der „Moniteur" bemerkt dazu, das betreffende Document sei später mit einigen Veränderungen zu der sogenannten wiener Note geworden.

Es ließ sich vermuthen, daß die Depesche länger gewesen und noch etwas über den Notenentwurf gesagt habe. In der That publicirte auch später die russische Regierung das fehlende Stück:

„Worauf es dem Cabinet von Petersburg ankommen muß, ist ein Act der Pforte, der bezeugt, daß sie die Sendung des Fürsten Mentschikow in ernste Erwägung genommen hat und den Sympathien achtungsvolle Gerechtigkeit widerfahren läßt, welche die Identität des Cultus dem Kaiser Nikolaus für alle Christen des orientalischen Bekenntnisses einflößt. Die Note wird dem petersburger Cabinet unterbreitet, in der Hoffnung, dasselbe werde finden, daß ihr allgemeiner Sinn in nichts abweicht von dem Sinne des Entwurfs, den der Fürst Mentschikow überreicht hat, und dasselbe werde sich dadurch in allen wesentlichen Punkten seiner Foderung befriedigt finden. Die Nüancen der Redigirung werden von den Massen nicht verstanden werden, in Rußland sowenig als in der Türkei. In ihren Augen würde dieser Schritt der Pforte die ganze Bedeutung behalten, die das petersburger Cabinet ihm beizulegen wünscht, und Se. Maj. der Kaiser Nikolaus würde ihnen immer als

der mächtige und als solcher respectirte Beschützer ihres Glaubens erscheinen."

Nesselrode veröffentlichte dies Stück in einer Circulardepesche an die russischen Gesandten vom 19. Februar (3. März) 1854. Diese Circulardepesche wurde vom „Morning Chronicle" übersetzt mit Auslassung jenes Citats, von den „Times" und den übrigen Tagesblättern gar nicht mitgetheilt, von dem Heer der Provinzial- und Wochenblätter, die sich keine auswärtigen Journale halten, gar nicht beachtet, die Enthüllung also, die darin lag, dem englischen Volke ganz vorenthalten. Den Patriotismus dieser Verheimlichung mag man bewundern, die Weisheit desselben aber muß man bezweifeln. Die Gründe, aus denen die deutsche Presse diesen Schlüssel entweder ganz versteckt oder doch nicht gebraucht hat, kann man nicht charakterisiren, weil man sie nicht mit einiger Sicherheit zu errathen vermag. Vielleicht geschah es, um nicht das Vertrauen zu dem „hochherzigen Albion" und dem „weisen" Kaiser der Franzosen zu erschüttern, was „reactionär" gewesen wäre.

Sir Hamilton Seymour, der von dieser Correspondenz zwischen Paris und Petersburg nichts wußte, hatte um dieselbe Zeit einen ähnlichen Gedanken. Am 8. Juli 1853 erzählte er dem Kanzler Nesselrode, wie er sich abmühe, eine Lösung zu finden. Cherchez toujours! antwortete Nesselrode. Seymour schlug darauf vor:

1) Publicirung eines Hattischerif, der den Griechen ihre bisher genossenen Rechte bestätigt;

2) Mittheilung desselben an die russische Regierung und an die übrigen Großmächte.

Der Kanzler gab zu verstehen, daß dieser Vorschlag annehmbar sein würde und bezeichnete ihn schmeichelnd als das System Seymour's. Vor der Hand kam aber das System Seymour's nicht zur Entwickelung, weil während dieses Gesprächs der französische Lösungsvorschlag schon unterwegs, vielleicht schon in Petersburg eingetroffen war.

Mit diesen vertraulichen Vorgängen stimmen die Verhandlungen nicht recht überein, die zwischen der Pforte und den Westmächten stattfanden, nachdem die erstere ihre Bedenken gegen die wiener Note kundgethan. Drouin de Lhuys trug dem französischen Gesandten in Konstantinopel auf, der Pforte „die unangenehme Ueberraschung des Kaisers auszudrücken über die geringe Beachtung, welche das türkische Cabinet dem Rathe seiner Alliirten geschenkt, und Alles aufzubieten, um die Pforte zum Widerruf ihres Beschlusses zu bewegen." Blaubuch, II, 87. Clarendon äußerte sich sehr umständlich gegen Stratford über Reschid Pascha's Note und schrieb unter Anderm: „Es ist kaum nöthig zu sagen, daß die englische und die französische Regierung die Note nicht gebilligt haben würden, wenn sie nicht darüber einverstanden gewesen wären, daß

in der Note die Intereſſen und das Princip hinreichend gewahrt wären, für die ſie die ganze Zeit her gekämpft haben. (Der Leſer wird nicht umhinkönnen, dieſen geſchickten Doppelſinn zu bewundern.) Durch keine Auslegung könnte Rußland aus der angefochtenen Stelle für die Zukunft irgendeinen Anſpruch herleiten, von dem Sultan die Vollziehung ſolcher Acte zu fodern. Die Stelle iſt einfach hiſtoriſch, und mag wahr oder mag falſch ſein; aber Rußland erwirbt kein Recht, die Türkei übernimmt keine Verpflichtung durch die Erwähnung der Vergangenheit. Hätte die Pforte Ew. Herrlichkeit Vorſchlag (der die Pforte zu einer „constructive acceptance", einer Annahme mit Modificationen, aus der hinterher eine unbedingte Annahme hätte conſtruirt werden können, verleiten ſollte: Blaubuch, II, 72), angenommen, ſo würden die vier Mächte als Gewährsleute (referees) über die wahre Interpretation der Note eingetreten ſein, im Falle künftig zwiſchen Rußland und der Türkei Streitigkeiten darüber entſtanden wären." (Ebendaſelbſt S. 91 fg.) Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß, während die Weſtmächte in die Pforte drangen, die Note zu zeichnen, die beiden deutſchen Mächte dem petersburger Cabinet empfahlen, ſich die Amendements der Pforte gefallen zu laſſen (ebendaſelbſt S. 85 und 88) und auch bemerkenswerth, daß gerade damals die liberale öffentliche Meinung in Deutſchland heftig zum „Anſchluß an die Politik der Weſtmächte" drängte.

Alle dieſe Bemühungen wurden durchſchnitten von der bekannten Erklärung Neſſelrode's, daß die Pforte die Note ganz richtig verſtanden habe, daß Rußland dieſelbe eben aus dem Grunde genehmigt habe und ſich nicht die mindeſte Veränderung daran gefallen laſſe.

Auf der Wiener Conferenz kam man gar nicht zum vierten Punkte, der nach dem Memorandum vom 28. December 1854 alſo lautete:

„Rußland, indem es auf den Anſpruch verzichtet, die chriſtlichen Unterthanen des Sultans von orientaliſchem Ritus mit einem officiellen Protectorate zu bedenken, verzichtet gleichmäßig, vermöge natürlicher Conſequenz, darauf, irgendeinen Artikel ſeiner frühern Verträge, namentlich des Vertrags von Kutſchuk-Kainardſchi, deſſen irrthümliche Auslegung die Haupturſache des gegenwärtigen Krieges geweſen, wieder aufleben zu laſſen. Indem die Mächte ſich ihre gegenſeitige Unterſtützung leihen, um von der Initiative der osmaniſchen Regierung die feierliche Beſtätigung und die Beobachtung der religiöſen Privilegien der verſchiedenen chriſtlichen Genoſſenſchaften ohne Unterſchied des Cultus zu erreichen, und indem ſie gemeinſchaftlich, im Intereſſe der gedachten Genoſſenſchaften, die edelmüthigen Geſinnungen, die Se. Maj. der Sultan in Bezug auf dieſelben zu erkennen gegeben hat, nutzbar machen, werden ſie es ſich ſorgfältig angelegen ſein laſſen, die Würde Sr. Hoh. und die Unabhängigkeit ſeiner Krone vor jeder Verkümmerung zu bewahren."

Aus der Faſſung dieſes Punktes oder aus andern Gründen muß die Pforte den Verdacht geſchöpft haben, daß die Mächte die Abſicht hegten, eine Garantie für die Privilegien der Chriſten in den Friedensvertrag aufzunehmen. Im Mai vorigen Jahrs richtete Ali-Paſcha folgende

Denkſchrift

an die drei andern Mächte, die in Wien conferirt hatten:

„Unter allen Fragen, welche die Zukunft des osmaniſchen Reichs angehen, iſt es eine, welche ganz beſonders die Gemüther beſchäftigt. Die Erinnerung an Zeiten der Intoleranz, die weit hinter uns liegen, die Discuſſionen der europäiſchen Preſſe haben ihr eine hohe Wichtigkeit gegeben; der ruſſiſchen Politik, die ſich auf die Benutzung jeder Waffe verſteht, iſt es zu Zeiten gelungen, ſie dergeſtalt zu übertreiben, daß vorübergehend die aufrichtigſten und nützlichſten Alliirten des Sultans ihm entfremdet worden ſind. Dieſe Frage könnte, wenn unvorſichtig behandelt, im Oriente Reſultate herbeiführen, die dem Zweck, den die Großſtaaten verfolgen, geradezu entgegengeſetzt wären, und dazu um den Preis unermeßlicher Opfer, während ſie, wenn glücklich gelöſt, die Conſolidirung aller der Intereſſen begünſtigen würde, zu deren Vertheidigung der gegenwärtige Krieg geführt wird. Es iſt daher unerlaßlich, dieſe Frage in ihrem ganzen Umfange zu erfaſſen und zu prüfen.

Es iſt die religiöſe Protection der chriſtlichen Unterthanen des Sultans oder, anders ausgedrückt, das täglich laut werdende Verlangen nach Garantien für die Aufrechthaltung und Beobachtung der religiöſen Privilegien, ein Verlangen, das, wenn von Rußland erhoben, von der Stimme Europas entſchieden gemisbilligt worden iſt und die gegenwärtigen Verwickelungen veranlaßt hat und das endlich, wenn es unter irgendeiner Form bewilligt würde, ſei es zu Gunſten einer Glaubensgenoſſenſchaft, ſei es zu Gunſten Aller, die größte Gefährdung der Souveränetät und der legitimen Autorität des Sultans conſtituiren würde.

Welches größere Hinderniß ließe ſich in der That denken für die Ausübung der ſouveränen Gewalt, als die Proclamirung einer auswärtigen Garantie, und welcher tödtlichere Angriff auf die Freiheit des Handelns und auf das Preſtige, die ſo nothwendig ſind für das Beſtehen jeder Regierung?

Wenn man einen Blick auf die Geſchichte der Vergangenheit wirft, ſo wird man leicht begreifen, wie die irrigſten Vorſtellungen ſich in die Geiſter eingeſchlichen und in ihnen Wurzel geſchlagen haben. Der Kriegszuſtand, in dem ſich die europäiſchen Reiche häufig mit der Türkei befunden haben, die Vermiſchung religiöſer und politiſcher Antipathien, das Bedürfniß, die Völker zu den größten militäriſchen Anſtrengungen aufzuregen, dadurch, daß man mit der Religion in Verbindung brachte die Kriege, deren wahrer Zweck der Beſitz ſtreitiger Gebiete war —

Alles hat dazu beigetragen, die Gemüther einander zu entfremden. Wir haben ein analoges und neuerliches Beispiel solcher Verkennung der geschichtlichen Wahrheit vor Augen, wenn wir sehen, wie es Rußland gelungen ist, die Mehrzahl seiner Unterthanen zu überreden, daß der Invasionskrieg, den es unternommen gegen ein Reich, das laut aller öffentlichen Erklärungen der europäischen Mächte unauflöslich mit dem europäischen Gleichgewichte verknüpft ist, nichts als ein religiöser Kreuzzug sei.

Wie hätte das christliche Europa zu einer Zeit, wo noch religiöse Schranken so vollständig die Völker schieden, es sich vorstellen können, daß die Christen unter der Souveränetät des Islam der freien Ausübung ihres Cultus genossen und daß neben der muselmanischen Moschee friedlich die christliche Kirche stand? Wie hätte man damals der heute unbestrittenen Wahrheit Glauben verschaffen können, daß sogar das Gesetz eines erobernden und muselmanischen Volks die Verpflichtung enthielt, die Religion der Besiegten zu achten, wie der Wahrheit, daß mit billiger Rücksicht auf die Roheit der Zeiten, auf die unvollkommene Kenntniß dieser Gegenstände und auf die Ungleichheit der Rechte, namentlich der politischen, die mehr oder weniger in ganz Europa bestand, wohl zu sagen ist, daß unter dem Scepter der Muselmanen die religiöse Propaganda nie eine verfolgende gewesen ist?!

Es ist Thatsache, daß die Toleranz der Sultane fast einzig in der Geschichte dasteht, daß auf den von den Osmanen eroberten Gebieten die verschiedenen Völkerschaften sich mit ihren nationalen Eigenthümlichkeiten, ihren Gesetzen, ihren Religionen erhalten haben, und daß, während anderswo die Verschmelzung der verschiedenen Elemente, aus denen heute die Völker bestehen, fast überall durch gewaltsame Mittel betrieben worden ist, sich unter der Autorität des Sultans die einzelnen Elemente in der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer Verschiedenheiten ungestört erhalten haben und sich heute durch eben dasselbe muselmanische Gesetz geschützt finden, dem man so oft und so fälschlich Intoleranz vorgeworfen hat.

Wie es möglich ist, daß sich in Zeiten der Aufklärung wie die unserigen die Vorstellung hat erhalten können, daß die religiösen Privilegien der Christen im osmanischen Reiche ohne ausländische Protection gefährdet sein würden, das bleibt ein Räthsel, solange man sich nicht erinnert, daß ein eingefleischter und ausdauernder Feind der Türkei, daß Rußland seit langer Zeit mit ebenso viel Thätigkeit als Erfolg daran gearbeitet hat, das Urtheil Europas über diese Frage zu verdunkeln, um unter der falschen Maske religiöser Vorwände seine rein politischen Plane durchzusetzen. Das osmanische Reich zu desorganisiren, es auf alle mögliche Weise herunterzubringen, seine politische Autorität wie seine Provinzen zu zerstückeln und dann auf den Gebieten, auf denen Verwirrung an die Stelle der gesetzlichen Ordnung getreten, sich selbst festzu-

ſetzen, das war, das iſt der Plan Rußlands. Glücklicherweiſe hat es keine Mitſchuldigen mehr, wird es deren in Zukunft nicht mehr finden, die ihm helfen, das Urtheil Europas irrezuführen, wie mehr als einmal geſchehen. Die Ereigniſſe, welche die Revolution umgaben, aus der das Königreich Griechenland hervorgegangen iſt, ſind das letzte Beiſpiel dieſer perfiden Geſchicklichkeit, deren letzte Stunde endlich geſchlagen hat.

Es geſchah aus freiem Entſchluſſe, im Augenblicke der Eroberung, in der Fülle der Macht, daß die Sultane, treu dem Gefühl der Menſchlichkeit und dem Geiſte des Islam, den Chriſten des osmaniſchen Reichs ihre erſten Privilegien einräumten. Kein materielles Hinderniß hätte es dieſen Souveränen verwehrt, ihre unbeſchränkte Gewalt gegen den Glauben der Beſiegten zu gebrauchen, und dennoch haben ſie von der Gewalt nur den Gebrauch gemacht, dieſen Glauben zu beſchützen und zu erhalten, indem ſie ihn mit Privilegien umgaben, die nie verletzt worden ſind. Wenn im Innern des osmaniſchen Reichs wie anderswo Acte der Bedrückung vorgekommen ſind, ſo lag die Schuld an der Unwiſſenheit der Zeiten, an der Verſchiedenheit der Racen, an der noch zu lebendigen Erinnerung an die Epoche des Kriegs und der Eroberung. Verhältnißmäßig hat das osmaniſche Reich in dieſer Beziehung dieſelben Phaſen durchgemacht wie die andern Länder, und man kann mit Zuverſicht und ohne Furcht vor gegründetem Widerſpruch behaupten, daß in den Epochen der Finſterniß und der geringern oder größern Intoleranz, die auf ganz Europa gelaſtet haben, es nicht das osmaniſche Reich war, wo die beſiegten Minoritäten ihr Loos am meiſten zu beklagen hatten.

Es gab vielleicht eine Zeit, wo die muſelmaniſche Herrſchaft in einigen Theilen des osmaniſchen Reichs eine für die Chriſten bedauerliche Phyſiognomie annahm; es war die Zeit der übermäßigen Entwickelung des Einfluſſes der Janitſcharen, die eine Stellung uſurpirt hatten, bedrohlich für alle Autorität und alles Geſetz. Aber die Gerechtigkeit des Sultans hat für immer dieſe furchtbare Körperſchaft zerſtört und alle Einflüſſe, die an ihr hingen; und die bedeutendſten Staatsmänner Europas haben ſich nicht geſcheut es auszuſprechen, daß ſeit der Vernichtung der Janitſcharen die Türkei in dem Zeitraum weniger Jahre verhältnißmäßig größere Fortſchritte gemacht habe als irgendein anderes Land. Niemals iſt die muſelmaniſche Autorität darauf ausgegangen, ihre nichtmuſelmaniſchen Unterthanen gewaltſam zu bekehren. Die Patriarchen, eingeſetzt zu einer Zeit, da Rußland noch nicht exiſtirte, beſitzen einen ſolchen Inbegriff (un tel faisceau) bürgerlicher und religiöſer Rechte, daß man in Wahrheit ſagen kann, daß mit Ausnahme der politiſchen Autorität, welche die muſelmaniſche Regierung allein ausübt, die Chriſten viel mehr von einer chriſtlichen als von einer muſelmaniſchen Autorität verwaltet, gerichtet und regiert werden. Freiwillig, ohne ein anderes

Motiv als die Erwägung ihrer Herrscherpflichten haben die Sultane diesen Zustand der Dinge hergestellt, der niemals ernstlich erschüttert worden ist; und Rußland allein hat ein Interesse, eine entgegengesetzte Meinung zu verbreiten und die christlichen Unterthanen der Pforte wie die christlichen Mächte zu überreden, daß die den Christen zugestandenen Privilegien der Einmischung auswärtiger Staaten ihre Entstehung verdanken und ihre Bewahrung verdanken werden.

Die Türkei hat das Recht, von der Unparteilichkeit aller gerechten und aufgeklärten Staatsmänner eine ernste Würdigung so unbestreitbarer Wahrheiten zu erwarten. Von selbst und um den Wünschen ihrer Alliirten zuvorzukommen, hat die Pforte in neuerer Zeit die religiösen Privilegien der Christen bestätigt und erweitert und angekündigt, daß eine Verbesserung der Lage ihrer Unterthanen ohne Unterschied der Race und der Religion so schleunig als möglich eintreten soll. Im Angesicht der Welt und um auf die schlagendste Weise den russischen Verleumdungen zu antworten, sind diese Verbesserungen zur Ausführung gebracht, diese neuen Fortschritte versprochen worden. Wenn die offensten und eclatantesten Erklärungen den Alliirten der Pforte nicht als genügend erscheinen, so muß man fragen, welche bessern Bürgschaften sich denken lassen als das eigene Interesse der Regierung des Sultans, alle seine Unterthanen glücklich und gedeihend zu sehen?

Wenn also auf der einen Seite die Pforte durch ihre Handlungen in der Vergangenheit, durch ihre ausdrücklichen Erklärungen in der Gegenwart, durch die Würdigung ihrer theuersten Interessen für die Zukunft genügende Garantien für die Aufrechthaltung und Beobachtung der religiösen Privilegien ihrer christlichen Unterthanen gewährt — welche gefährlichen Folgen müßte auf der andern Seite die Stipulation einer Garantie mit sich bringen? Darauf bestehen zu wollen, daß eine ausdrückliche Garantie in die Verträge eingerückt werde, wäre

1) ein Angriff auf die Würde der Regierung des Sultans: denn es würde einen Hintergedanken bei allen Erklärungen voraussetzen, einen Mangel an Offenheit und Ehrlichkeit in den feierlichen Erklärungen und den Verdacht, daß die Pforte die längst feststehenden Principien ihrer Verwaltung und die wesentliche Norm jeder Regierung, für das Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen, verkennen möchte;

2) ein Angriff auf die Souveränetätsrechte der Pforte: denn es wäre der Versuch, den Willen und die Initiative des Auslandes in den Willen und die Initiative des Sultans zu mischen;

3) eine Lähmung der administrativen Action: denn wenn vor den Augen der Bevölkerung des osmanischen Reichs der Schein erregt würde, daß die Aufrechthaltung und Beobachtung der Privilegien der Christen in Zukunft dem Einflusse des Auslandes zu verdanken sei, nicht weniger

als den wohlwollenden und aufgeklärten Gesinnungen der Pforte, so würden das Prestige und die Integrität der gebietenden Gewalt, so wesentlich für die Einheit und die Kraft jeder Verwaltung, auf das tiefste und gefährlichste erschüttert werden.

4) Endlich würden die der Pforte befreundeten und verbündeten Mächte gewissermaßen sich selbst ein Démenti geben, wenn sie darauf beständen, daß die bezeichnete Garantie in den Text irgendeines Vertrages aufgenommen werde. Alle Welt weiß, daß die Mission des Fürsten Mentschikow den Zweck hatte, durch Ueberraschung oder Drohung (surprendre ou arracher) von der Pforte das Anerkenntniß zu erhalten, daß zwischen dem russischen Kaiser und dem Schutze der Privilegien der Christen eine Verbindung (association) bestehe. Alle Staatsmänner begriffen, daß unter dem Schleier einer erheuchelten Theilnahme für die orthodoxen Christen Rußland zu seinem Nutzen eine wahre moralische Zerstückelung der Souveränetät des Sultans erreichen wollte — eine Zerstückelung, welche die Existenzbedingungen einer Souveränetät tiefer beschädigt als der Verlust der wichtigsten Provinzen; denn damit wäre der Keim der Zerstörung in das Herz der Herrschaft gepflanzt worden. Mit der Zustimmung ganz Europas hat die Hohe Pforte diese unberechtigte Prätension zurückgewiesen in der eclatanten Form, in der sie zuerst auftrat, wie unter den verschiedenen captiösen Gestalten, unter denen sie sich nachher versteckte.

Es ist daher nicht recht natürlich, daß die der Pforte befreundeten und alliirten Mächte, nachdem sie den berechtigten Widerstand des Sultans gutgeheißen, so weit, daß sie für seine Sache die Waffen ergriffen und ihre Truppen an der Seite der seinigen haben bluten lassen im glorreichen Kampfe für die Consolidirung der moralischen und materiellen Integrität eines Reichs, das stets für unentbehrlich für das europäische Gleichgewicht erklärt worden ist — es ist daher wenig natürlich, sagen wir, daß dieselben Mächte im Namen der Freundschaft von der Hohen Pforte dieselbe Concession an den Einfluß des Auslandes fodern, den sie in den Händen Rußlands so gefährlich fanden und noch finden. Man könnte hinzufügen, daß die Einrückung der gedachten Garantie in einen Vertrag neue Situationen schaffen würde, die für Jeden Verlegenheiten bereiten und die delicatesten Conflicte (unter den Theilnehmern des Vertrags) erzeugen würden.

Die Gerechtigkeit, die Logik, die Klugheit vereinigen sich, um eine Foderung abzuweisen, die nur mit so großen Gefahren in das öffentliche Recht Europas einzuführen wäre. Es ist also anzunehmen, daß die der Pforte befreundeten Mächte, nachdem sie durch die loyale Mitwirkung ihrer Diplomatie und ihrer Waffen das osmanische Reich materiell wieder befestigt haben, dasselbe nicht werden einer politischen und moralischen

Erschütterung aussetzen wollen, deren Folgen mit allen Erklärungen und allen Intentionen der alliirten Mächte im Widerspruch stehen würden. Es ist zu hoffen, daß die Frage, deren verschiedene Seiten wir in das rechte Licht gesetzt haben, der Gegenstand einer ernsten und reifen Prüfung werden wird. Die Stellung eines Reiches, welches die Staatsmänner Europas vollständig in den europäischen Concert wollen eintreten lassen, darf nicht der Stellung der andern Mächte untergeordnet sein und die Einheit und Unverletzlichkeit der souveränen Gewalt muß die Regel sein für Einen wie für Alle."

Dieses Actenstück muß einen erheblichen Eindruck gemacht haben; der Gedanke, eine Garantie in den Vertrag aufzunehmen, wurde sofort aufgegeben. „Es ließe sich zwar bemerken", schreibt Clarendon an Stratford, „daß eine Garantie, die von fünf Mächten auszuführen, der Pforte weniger Verlegenheit bereiten würde als das einer Macht allein zustehende Recht der Einmischung; indessen läßt sich nicht leugnen, daß sie, wenigstens im Princip, ein nicht geringer Eingriff in die Selbständigkeit der Pforte sein würde. Ihrer Maj. Regierung ist entschieden der Ansicht, daß der richtige Weg die Sache zu ordnen der sein würde, daß der Sultan aus seiner eigenen souveränen Gewalt alles Erfoderliche für die Christen thäte und dann officiell seinen Alliirten mittheilte, was geschehen." Das war das System Seymour's, nur mit der wesentlichen Veränderung, daß Clarendon die Mittheilung nicht auch an Rußland gemacht haben wollte.

Irgendwie fügte es sich aber, daß der Clarendon'sche Plan, die erfolgten Reformen durch eine Note den Alliirten der Pforte mitzutheilen, aufgegeben und dafür der andere angenommen wurde, dieselben in dem Friedensvertrage zu constatiren. Wie das zugegangen, darüber kann man nur Zweierlei sagen: erstens daß Rußland diese Veränderung sehr gern gesehen haben muß, zweitens daß Graf Shaftesbury, der Schwiegersohn von Lord Palmerston, gar kräftig dazu geholfen hat. An der Spitze einer furchtbaren Phalanx von Gentlemen mit weißen Halsbinden und schwarzen Gamaschen erinnerte der edle Graf am 27. Juli 1854 den Minister des Auswärtigen, daß nach dem Koran ein Abtrünniger den Tod verwirkt habe, daß die türkische Regierung zwar schon einmal versprochen, keine Verurtheilungen der Art zu vollstrecken, daß aber doch in den letzten Jahren Fälle vorgekommen seien. Dies Signal wurde von der über die ganze Erde verbreiteten Organisation, an deren Spitze Shaftesbury steht, prompt beantwortet. Aus allen Ecken Europas kamen Adressen und Petitionen an Ludwig Napoleon und die Königin Victoria, ihren „großen Einfluß bei dem Sultan" zu benutzen, die Rechte der Christen nachdrücklich zu sichern und — siehe Petition von sechs Pastoren aus sechs Ländern an die Königin — durch die Consuln eine strenge

Ueberwachung der türkiſchen Behörden rückſichtlich aller Verletzungen der Glaubensfreiheit ausüben zu laſſen. Dieſer Sturm fiel gerade in die Zeit, wo man ſich über die Friedensbedingungen verſtändigte.*)

Den greifbaren Faden nehmen wir wieder auf in den Friedenspräliminarien vom 1. Februar dieſes Jahrs.

„4. Die Immunitäten der Rajahunterthanen der Pforte ſollen beſtätigt werden ohne Präjudiz für die Unabhängigkeit und Würde der Krone des Sultans.

Da zwiſchen Oeſtreich, Frankreich, Großbritannien und der Hohen Pforte Berathungen ſchweben zu dem Zwecke, den chriſtlichen Unterthanen des Sultans ihre religiöſen und politiſchen Rechte zu ſichern, ſo ſoll Rußland bei dem Frieden eingeladen werden, daran theilzunehmen.“

In der zweiten Sitzung des Pariſer Congreſſes, 28. Februar 1856, „erkundigte der Graf Orlow ſich, welchen Weg die Türkei einſchlagen würde, um dem vierten Punkte den gehörigen Effect zu geben. Ali-Paſcha erklärte, daß ein neuer Hattiſcherif die den nichtmuſelmaniſchen Unterthanen der Pforte gewährten Privilegien erneuert und neue Reformen vorgeſchrieben habe, welche die Sorge des Sultans für alle ſeine Völker ohne Unterſchied bewieſen; daß dieſe Acte publicirt ſei, und daß die Hohe Pforte durch den Vorſchlag, dieſelbe vermittels einer amtlichen Note den Mächten mitzutheilen, den Erfoderniſſen des vierten Punktes genügt haben würde.

Graf Orlow wie Baron Hübner und nach ihnen die andern Bevollmächtigten äußern die Meinung, daß der von der Pforte ergriffenen Maßregeln in dem Generalvertrage Erwähnung geſchehen müſſe. Sie berufen ſich auf den Text des vierten Punktes, der ihnen dies Verlan-

---

*) Alle dieſe hochwürdigen Gentlemen haben entweder die Sache, von der ſie ſprechen, nicht recht verſtanden oder zur größern Ehre Gottes nicht recht verſtehen wollen. Die beiden Hinrichtungen waren nach den Documenten ſelbſt, welche der Graf Shaftesbury beſorgt hatte, erfolgt „wegen öffentlicher Läſterung des Propheten“, und unter Mohammed IV. wurde ein chriſtlicher Mönch, der zum Islam übergetreten, hingerichtet, weil er einen andern Propheten, nämlich Chriſtus öffentlich geläſtert. Die engliſchen Adreſſenſtürmler hätten ſich überdies erinnern ſollen, daß in dem engliſchen Statutbuch folgendes Geſetz ſteht (23. Eliſabeth c. 1):

„Die Strafe des Hochverraths wird verordnet gegen jede Perſon, die auf irgendeine Weiſe freiwillig von der Staatskirche zur römiſchen Religion übergeht“;

daß dies Geſetz nicht aufgehoben iſt, daß Lord John Ruſſell ſich 1841 gegen eine katholiſche Deputation ausdrücklich weigerte, irgendeinen Schritt zur Abſchaffung deſſelben zu thun; daß Sir James Graham 1842 im Namen des Cabinets „aus gewichtigen und zarten Gründen“, die er nicht näher bezeichnete, den Antrag der mit Redaction des Criminalrechts beauftragten Commiſſion, dieſes und ähnliche Geſetze aufzuheben, mit Entſchiedenheit ablehnte.

gen zur Pflicht mache, jedoch ſo, daß kein Präjudiz für die Unabhängigkeit und Würde der Krone des Sultans daraus erwachſe.

Die Bevollmächtigten Oeſtreichs, Frankreichs und Großbritanniens erkennen den liberalen Charakter der in Konſtantinopel angenommenen Maßregeln an und erklären, daß ſie es eben unter dieſem Eindrucke für unerlaßlich halten, dieſelben in der Schlußacte des Congreſſes zu verzeichnen, und keineswegs zu dem Zwecke, irgendwelches Recht der Einmiſchung in die Beziehungen des Sultans zu ſeinen Unterthanen daraus herzuleiten.

Ali-Paſcha erwidert, daß ſeine Vollmachten ihm nicht geſtatten, ſeine volle Zuſtimmung zu der Anſicht der andern Bevollmächtigten zu geben und erklärt, daß er die Befehle ſeines Hofes durch den Telegraphen einholen werde."

Erſt in der 13. Sitzung brachte Walewſki den Gegenſtand wieder auf die Tagesordnung und ſchlug folgende Faſſung vor (die Stellen, in denen der Wortlaut oder die Wortfolge von dem ſchließlich angenommenen Texte abweichen, ſind geſperrt gedruckt):

„Se. K. Maj. der Sultan, der in ſeiner ſtetigen Sorge für die Wohlfahrt aller ſeiner Unterthanen ohne Unterſchied der Religion oder der Race, einen Firman erlaſſen hat, welcher gleichmäßig ſeine edelmüthigen Geſinnungen gegen die chriſtliche Bevölkerung ſeines Reiches bezeugt, und der (der Sultan) einen fernern Beweis von ſeinen Geſinnungen in dieſer Beziehung zu geben wünſcht, hat beſchloſſen, den gedachten, ſpontan aus ſeinem ſouveränen Willen hervorgegangenen Firman den contrahirenden Mächten mitzutheilen.

Es iſt klar verſtanden, daß dieſe Mittheilung, deren hohen Werth die contrahirenden Mächte anerkennen, in keinem Falle den gedachten Mächten das Recht geben kann, ſich, ſei es collectiv oder einzeln, in die Verhältniſſe Sr. Maj. des Sultans zu ſeinen Unterthanen noch in die innere Verwaltung ſeines Reichs einzumiſchen."

Die Bevollmächtigten von Oeſtreich, Großbritannien und der Türkei unterſtützen dieſen Vorſchlag als dem Zwecke vollkommen entſprechend. Ali-Paſcha ſetzt hinzu, daß ihm unmöglich ſein würde, einer andern Faſſung zuzuſtimmen, wenn dieſelbe die Tendenz hätte, den Mächten ein Recht zu geben, darauf berechnet, die Souveränetät der Hohen Pforte zu beſchränken.

Die ruſſiſchen Bevollmächtigten entgegnen, daß dieſer Punkt beſondere Aufmerkſamkeit verdiene, und daß ſie ihre Anſicht nicht ausſprechen können, bevor ſie nicht die vorgeſchlagene Faſſung ſorgfältig geprüft haben; ſie verlangen, daß der Punkt einem Comité überwieſen werde.

Die Bevollmächtigten Frankreichs und Großbritanniens bekämpfen den Vorſchlag der ruſſiſchen Bevollmächtigten und beſtehen ihrerſeits

darauf, daß gerade die Wichtigkeit der Frage eine Behandlung in pleno erfodere.

Es wird beschlossen, daß die Discussion im Congresse und zwar in der nächsten Sitzung erfolgen soll.

In der 14. Sitzung „erklärt Baron Brunnow: dadurch, daß den Christen des osmanischen Reichs der vollständige Genuß ihrer Privilegien zugesichert sei, sei dem Frieden eine zusätzliche, aber darum nicht weniger werthvolle Garantie verliehen; aus diesem Grunde könne man die Wichtigkeit des Hattischerifs, der kürzlich aus dem souveränen Willen des Sultans hervorgegangen, gar nicht hoch genug anschlagen; die russischen Bevollmächtigten nähmen keinen Anstand anzuerkennen, ja mehr, sie seien glücklich zu erklären, daß diese Acte, deren jeder Paragraph die wohlwollenden Gesinnungen des Souveräns klar bezeuge, alle ihre Hoffnungen erfülle, ja sogar übersteige; es würde ein Act der Huldigung für die vortreffliche Weisheit des Sultans und ein Beweis der Sorge sein, die alle Regierungen Europas gleichmäßig beseele, die Acte in dem Friedensvertrage zu erwähnen; daß das geschehen solle, stehe bereits fest, und es bliebe nur noch übrig, sich über die Ausdrücke zu verständigen. Hr. von Brunnow setzt hinzu, daß Rußland durch das specielle Interesse, welches es für die Christen in der Türkei fühle, bewogen worden sei, seine volle Zustimmung zu der zuerst vorgeschlagenen Fassung zu geben, die jedoch gewisse Einwendungen hervorgerufen zu haben scheine *), obgleich diese Fassung im Einklang mit der einstimmigen Ansicht des Congresses, die Acte, die in dem Vertrage erwähnt werden soll, ausschließlich dem souveränen und spontanen Willen des Sultans zuschreibe und stipulire, daß kein Recht der Einmischung seitens irgendeiner Macht daraus folgen solle.

Er erklärt ferner: aus Rücksicht auf Bedenklichkeiten, die wir achten, verzichten wir auf jene Fassung und schlagen dem Congreß Ausdrücke vor, die, wie uns scheint, Alles, was erfodert wird, erreichen und zugleich innerhalb der Grenzen bleiben, die uns vorgezeichnet sind. Der Baron Brunnow verliest darauf diesen Entwurf:

«Se. Maj. der Sultan, der in seiner stetigen Sorge für die Wohlfahrt seiner Unterthanen ohne Unterschied der Religion und der Race einen Ferman erlassen hat, der seine edelmüthigen Gesinnungen gegen die christliche Bevölkerung seines Reichs bezeugt, hat beschlossen, den gedachten Ferman zur Kenntniß der contrahirenden Mächte zu bringen.

JJ. MM. der Kaiser der Franzosen u. s. w. erkennen den hohen

*) Hier zeigt sich deutlich, daß die veröffentlichten Protokolle nicht blos eine Verkürzung, sondern eine Verstümmelung der eigentlichen sind. Dieser Verstoß gegen die Syntax findet sich im Original.

Werth dieses spontanen Actes des souveränen Willens Sr. Maj. des Sultans an. Ihre gedachten Majestäten acceptiren diese Mittheilung als ein neues Pfand der Verbesserung der Lage der Christen im Orient, das gemeinsame Ziel ihrer Wünsche, in dem allgemeinen Interesse der Humanität, Civilisation und Frömmigkeit. *)

Während die hohen contrahirenden Theile in diesem Punkte die Einmüthigkeit ihrer Absichten zu erkennen geben, erklären sie in allgemeiner Uebereinstimmung, daß die Mittheilung des obenerwähnten Actes nicht Veranlassung geben könne zu irgendeiner Einmischung, collectiven oder isolirten, in die Angelegenheiten der innern Verwaltung des osmanischen Reichs zum Präjudiz der Unabhängigkeit und Würde der souveränen Autorität in ihren Verhältnissen zu ihren Unterthanen.»

Auf die Bemerkung Walewski's und Clarendon's, daß die russischen Gesandten entweder die Bedeutung der vorgeschlagenen Veränderungen auseinandersetzen oder dieselben als unerheblich, «was sie beim ersten Durchlesen zu sein schienen», aufgeben und Ali-Pascha nicht in die Verlegenheit setzen möchten, noch einmal bei seiner Regierung rückfragen zu müssen, gaben Orlow und Brunnow ihren Entwurf auf und nahmen mit einer leichten Veränderung und unter Vorbehalt der Genehmigung ihres Hofes den Vorschlag des Grafen Walewski an." Die Bedeutung ist klar, wenn man den Sultan sagen läßt, daß er den Mächten Pfänder für die gute Behandlung seiner christlichen Unterthanen gibt.

Lord Cowley sagt, „er könne die Ausdrücke nicht hingehen lassen, deren sich der Baron Brunnow bedient, wenn er von dem speciellen Interesse gesprochen, welches Rußland für die christlichen Unterthanen der Pforte fühle; das Interesse, welches die andern christlichen Mächte unabläßig an denselben gezeigt, sei nicht weniger groß und nicht weniger speciell.

Der Baron Brunnow erwidert, daß er durch die Erwähnung der Dispositionen, von denen sein Hof stets beseelt gewesen, nicht beabsichtigt habe, die Dispositionen der andern Mächte für ihre Religionsgenossen zu bezweifeln oder zu bestreiten."

Um dies kurze Zwiegespräch zwischen Cowley und Brunnow und namentlich das Gewicht des Wörtchens „ihre" zu würdigen, muß man sich erinnern, daß der vierte Punkt, als er zuerst aufgestellt war, vorzüglich dadurch empfohlen und gerechtfertigt wurde, daß er künftig nicht mehr eine Einmischung Rußlands für die griechischen Christen, sondern nur noch eine Einmischung aller Mächte für alle Christen gestatten werde. Das Protokoll fährt fort:

*) Will sich nicht ein Maler das Thema wählen: Orlow und Brunnow, diesen Paragraphen entwerfend?

„Nachdem er erklärt, daß seine Instructionen ihm nicht gestatteten, irgendeine Veränderung zu genehmigen ohne Rückfrage bei seinem Hofe, genehmigt Ali-Pascha die vom Grafen Orlow verlangte Veränderung, indem er zugibt, daß dieselbe einfach in einer Umstellung der Worte bestehe, und der Congreß nimmt als endgültig die folgende Fassung an, unter dem Vorbehalt, den die russischen Bevollmächtigten oben gemacht:

«Se. K. Maj. der Sultan, der in seiner stetigen Sorge für die Wohlfahrt seiner Unterthanen ohne Unterschied der Religion oder Race einen Ferman erlassen hat, welcher, während er deren Lage verbesserte, zugleich des Sultans edelmüthige Gesinnungen gegen die christliche Bevölkerung seines Reichs bezeugt, und der (der Sultan) einen fernern Beweis von seinen Gesinnungen in dieser Beziehung zu geben wünscht, hat beschlossen, den gedachten, spontan aus seinem souveränen Willen hervorgegangenen Ferman den contrahirenden Mächten mitzutheilen.

Die contrahirenden Mächte erkennen den hohen Werth dieser Mittheilung an.

Es ist klar verstanden, daß dieselbe in keinem Falle den gedachten Mächten das Recht geben kann, sich collectiv oder einzeln in die Verhältnisse Sr. Maj. des Sultans zu seinen Unterthanen, noch in die innere Verwaltung seines Reichs einzumischen.»"

Die fernern Protokolle enthalten über diesen Punkt weiter nichts als die Bemerkung, daß Walewski in der 15. Sitzung „die allgemeine und definitive Verlesung aller von dem Congresse angenommenen Stipulationen vorgenommen, die eine nach der andern dem Protokolle einverleibt worden, nachdem sie die einstimmig genehmigten Modificationen erlitten". In dieser allerletzten Schlußredaction (und in dem Texte des Vertrags) lautet der Artikel Neum:

„Se. K. Maj. der Sultan, der in seiner stetigen Sorge für die Wohlfahrt seiner Unterthanen einen Ferman erlassen hat, welcher, indem er die Lage der Unterthanen ohne Unterschied der Religion oder der Race verbessert, des Sultans edelmüthige Gesinnungen gegen die christliche Bevölkerung seines Reichs bezeugt, und der (der Sultan) einen fernern Beweis seiner Gesinnungen in dieser Beziehung zu geben wünscht, hat beschlossen, den gedachten, spontan aus seinem souveränen Willen hervorgegangenen Ferman den contrahirenden Theilen mitzutheilen.

Die contrahirenden Mächte erkennen den hohen Werth dieser Mittheilung an. Es ist klar verstanden, daß sie in keinem Falle den gedachten Mächten das Recht geben kann, sich, sei es collectiv, sei es einzeln, in die Verhältnisse Sr. Maj. des Sultans zu seinen Unterthanen, noch in die innere Verwaltung seines Reichs einzumischen."

Hier fällt es am meisten in die Augen, wie sehr die Protokolle verstümmelt sind, wie viel Metamorphosen des Artikels sie ganz unterdrückt

haben. Und hier leistet uns unser Schlüssel die vortrefflichsten Dienste. Er hilft uns erstens zu dem Gedanken, der dem Censor oder den Censoren die Hand geführt: nämlich „den Massen", diesmal aber nicht „in Rußland und der Türkei", sondern in den „civilisirtesten Ländern der Erde" das Verständniß „der Nüancen der Redaction" zu verbergen. Und er gibt uns zweitens das Verständniß, die Lösung des stilistischen Turniers. Es handelte sich darum, die Pforte zu einer Fassung zu bringen, „die bezeugte, daß sie die Sendung des Fürsten Mentschikow in ernste Erwägung genommen". Was ursprünglich beabsichtigt war, die Einrückung des Fermans in den Vertrag oder wenigstens die Stipulirung einer Garantie, muß während der in Konstantinopel gepflogenen Verhandlungen, von denen man der „öffentlichen Meinung" außerordentlich wenig erzählt hat, an der Festigkeit des Sultans gescheitert sein; den Zweck der Denkschrift hat er erreicht. So blieb in Paris nichts übrig, als die Mittheilung des Fermans oder genauer gesprochen, die Erwähnung des Umstandes, daß eine Mittheilung erfolgt sei oder erfolgen solle, in den Vertrag zu bringen. Und darin hat der Sultan nachgegeben — nach welchen nächtlichen Zwiegesprächen mit dem englischen Proconsul, wird die Welt wahrscheinlich nie erfahren. Nachdem dieser Punkt, in dem alle übrigen Mächte zusammen gegen die Türkei standen, durchgesetzt war, kam es weiter darauf an, in dieser Erwähnung einen Causalzusammenhang zwischen den Foderungen, Wünschen, Interessen, Sympathien der Mächte und dem Erlaß des Fermans auszudrücken, die Erwähnung als einen „Act achtungsvoller Gerechtigkeit" in einer für die Massen greifbaren Weise hinzustellen. Es soll hier nicht versucht werden, aus den lückenhaften Mittheilungen, wie aus einer zerbröckelten Inschrift, das Ganze zu construiren und namentlich auszumachen, welche ernsten oder fingirten Differenzen dabei zwischen den christlichen Mächten obgewaltet haben. Nur die Schicksale des Satzes wollen wir verfolgen, der von dem Werthe dieser Mittheilung spricht.

Zuerst erscheint er in der untergeordneten Stellung eines mit dem Relativum eingeleiteten Satzgliedes, das eine Eigenschaft beschreibt. Dann wird er zu einem selbständigen Satze erhoben, der einen Gedanken für sich aussagt. Dann wird er noch weiter erhöht zu einem besondern Absatz, der eine Thatsache constatirt und gegen den folgenden Gedanken abschließt. Dies ist offenbar russische Redaction. Zuletzt muß er wieder hinabsteigen in denselben Absatz und in die innigere Gedankenverbindung mit der folgenden Verwahrung und Einschränkung.

Wer hat in dem Kampfe gesiegt? Die Pforte hat sich in aller Form bestens verwahrt — und steht nicht geschrieben: qui excipit, non fatetur?

Bei der Discussion des Friedens im Unterhause sagte Lord Palmerston mit dem Humor, um den er so viel bewundert wird und um den

wir ihn nicht beneiden wollen: „Das Factum, daß der Ferman in dem Vertrage erwähnt und daß der Erlaß des Fermans in dem Vertrage constatirt ist, würde den Mächten das moralische Recht diplomatischer Einmischung (interference) und Remonstration gegen den Sultan geben, welches genügen würde, den gewünschten Erfolg (die Beobachtung des Hattischerifs) zu erreichen.“ Mit andern Worten: doch angeführt! Einmischung eines Staates in die innern Angelegenheiten eines andern ist immer „diplomatisch“. Rußland wird auch mit dem moralischen Rechte zufrieden sein, sein „großes und specielles Interesse“ für seine (angeblichen) Glaubensgenossen geltend zu machen; und daß „den Augen der Massen, in Rußland wenigstens, der Kaiser als der mächtige und als solcher respectirte Beschützer ihres Glaubens erscheine“, dafür sorgt die bei jeder Gelegenheit wiederholte Verkündung, daß der Zweck des Kriegs, die Sicherstellung der Rechte der Christen, erreicht sei. Vor dem Kriege hatte Rußland das Recht, wegen der Kirche in der Straße Bey-Oglou in Galata Vorstellungen zu machen. Der Krieg zerriß dies Recht. Die Alliirten der Pforte haben Rußland das Recht erkämpft und durch den Mund Lord Palmerston's, in dem die politischen Mythologiker in Deutschland den „großen Gegner Rußlands“ anbeten, verkünden lassen, sich einzumischen, wenn in irgendeinem Winkel des Reichs eine Brücke baufällig ist oder ein Beamter einem Christen in der Briefadresse nicht die nöthige Ehre erweist. Wol mag Rußland sagen, daß der Ausgang des Kriegs „seine Hoffnungen erfüllt, ja überstiegen habe“.

Lamartine und Victor Hugo.

Lamartine, „Cours familier de littérature“. Paris 1856.
Victor Hugo, „Les Contemplations“, Tom. I. Autrefois, 1830—43. Tom. II. Aujourd'hui, 1843—55. Brüssel 1856.

Von

Karl Grün.

Man kann Victor Hugo nicht gut nennen, ohne an Lamartine zu denken; an Lamartine aber kann man nicht mehr denken, ohne die ganze schöne Literatur zu verwünschen, ohne zu denken, wieviel besser es wäre, wenn die Species homo literatus ganz in andern Arten der Beschäftigung aufginge, wenn dieser hybride Charakter, der nahezu Charakterlosigkeit geworden ist, nicht mehr den Anspruch auf Totalität erhöbe. Oder um ganz einfach zu reden: wenn die Leute Ingenieure, Lehrer, Kaufmann, Commis, meinetwegen Regierungsrath, Advocat, Arzt oder sonst etwas wären, und dann nebenbei etwas Dichtung, etwas Kritik,

etwas Literaturgeschichte trieben! Lamartine beweist es in der traurigsten Weise, was für ein widriges Ding der bloße literatus ist.

Der Leser kennt ohne Zweifel bereits die Bettelphilosophie, welche die Gilde der französischen Literaten um den Lamartine'schen „Cours familier de littérature" herumtreibt, wie sie die Nation bei der Ehre und bei der Schande packen, um Subscribenten zu sammeln, nicht wegen des innern Werths, den das Unternehmen hat, sondern um den Privatmann Lamartine zu halten, zu ernähren, um ihm ein Stipendium zu sichern für seine Prosadithyramben der Verzweiflung an der Welt, an den Menschen, an sich selbst. Eugène Pelletan, einer der blühendsten Feuilletonisten Frankreichs, hat in „La Presse" bereits eine ganze Literatur über die Lamartine'sche Verzweiflung inaugurirt, indem er briefweise den trauernden Edeln vom Abgrunde des Trübsinns wegzuraisonniren sucht. Hr. Saint-Marc Girardin, Professor an der Sorbonne, rührte in einem Excurs seine Zuhörer und sich selbst dermaßen, daß Professor und Studenten die hellen Thränen weinten über die Lamartine'sche Verzweiflung und sich mit heiligem Eidschwur gelobten, auf den „Cours familier de littérature" zu — subscribiren. Hr. Amédée Pichot, Director der „Revue britannique", vergleicht Lamartine mit Homer, was übrigens Lamartine schon hinlänglich selbst gethan, sodann mit Walter Scott, dem die Huissiers auch das älterliche Haus und sein Schloß streitig machten, und fährt fort: „Indem wir auf sein letztes Werk subscribiren, thun wir gar nicht, was wir thun sollten; unsere Enkel werden unsere Generation für sehr knauserig gegen ihre Poeten erklären; thäten wir aber weniger, so würden sie über uns erröthen, wie die Nachkommen jener Samier über ihre Väter errötheten, welche behauptet hatten, Homer versperre die öffentliche Straße."

„Das Leben ist mir nichts mehr", ruft Lamartine aus. „Das Leben in meiner Lage und nach den Prüfungen, die ich durchgemacht habe und noch durchmache, gleicht jenen Schauspielen, die man zuletzt verläßt und wo man wider Willen stehen bleibt, bis sich die Masse verlaufen, wenn der Saal schon leer ist, die Kronleuchter schon erlöschen, die Lampen dunsten, die Bühne mit unheimlichem Gekrach ihrer Decorationen beraubt wird und Schatten und Schweigen als trübe Wirklichkeit auf die eben noch so glänzend erleuchtete und von Illusionen widerhallende Scene ziehen."

Schlimm genug, wenn man immer als passendstes Bild für sein Leben und Wirken das Schauspiel unter der Hand findet!

„Und was sollte ich jetzt darin bedauern, in diesem Leben? Habe ich nicht alle meine Ideen vor mir sterben sehen? Habe ich Lust, noch mit erloschener Stimme Strophen zu suchen, die in Seufzer auslaufen würden? Habe ich Geschmack daran, in jene politische Arena zurück-

zukehren, die, wenn sie sich sogar wieder öffnete, unsere posthumen Töne nicht wiedererkennen würde? Setze ich meine feste Hoffnung in die Regierungsformen, die das Volk mit ebenso vieler Beweglichkeit aufgibt, wie es sie erwirbt? Bin ich Narr genug, um zu glauben, daß ich allein in Erz eine kolossale Statue des Menschengeschlechts gießen oder hauen könnte, wenn den größten Bildhauern nur Sand oder Lehm gegeben ward, um sie zu kneten? Wozu leben, um rings um sich her nichts als die Ruinen Dessen zu erblicken, was man in seinen Gedanken auferbaut hat? Glücklich Die, welche an der Arbeit sterben, getroffen von den Revolutionen, in die sie verwickelt waren! Der Tod ist ihre Qual, ja, aber auch ihr Asyl! Und die Qual zu leben, rechnet ihr die denn für nichts? Was mich betrifft, ich wäre schon tausend mal den Tod des Cato gestorben, wenn ich die Religion Cato's hätte: aber ich habe sie nicht...."

Das ist nun sicherlich ein recht artiger Stil und für die Schule des „Talents" ein formales Meisterwerk der Darstellung. Geheuchelt ist es keineswegs und H. Heine hat in seinem ganzen Leben nicht so wahr, weil so empfunden, gesprochen. Aber was ist das Zeug an diesen großen Geistern, die ihre Ideen oder Ideale vor sich hinsterben sehen? Und welche Ideale hatten sie? Ist es Geschmackssache, in die Schranken der politischen Arena einzutreten? und wie schnell reiten denn die Lebenden, daß ein Präsident der Republik von 1848 im Jahre 1856 schon von „posthumen Tönen" redet? Welchen Beruf zum Staatsmann und politischen Denker verräth Derjenige, der in unserer Periode tiefaufgährender Verlangen und schrecklich neuer Bedürfnisse sich an der Wetterwendigkeit des Volks ärgert, das sich nun einmal an der formalen tricoloren Republik nicht satt zu essen verstand? Die Statue des Menschengeschlechts aufzurichten ist die immanente Arbeit des Geschlechts selbst, und Utopisten sind alle Die, welche das Modell ihrer Vollendung in der Tasche herumzutragen vorgeben. Zum Bau der Ewigkeiten trägt auch der Größte nur Steinchen um Steinchen herzu. Fürwahr, die bestehende Gewalt in Frankreich feiert leichte Triumphe, wenn sie so die Todten ihre Todten begraben sieht, und sie, die lebende, muß ihr Recht doppelt und dreifach empfinden, wenn ihre besiegten Vorgänger, als die Todtengräber ihrer selbst, das De profundis über sich selbst so demüthig anstimmen!

Es ist nicht sehr poetisch, aber nur um desto wahrer, daß die Lamartine'schen Elegien, die Hr. Pichot mit den Klagerufen der alttestamentlichen Propheten vergleicht, alle, obgleich unbewußterweise, aus einem großen, aber leeren Geldbeutel herstammen. Groß ist dieser Beutel: denn der ehemalige Legitimist und orientalische Reisende hat ihn so gewöhnt. Daß er leer ist, wer trägt die Schuld? „Meine Gedichte hab'

ich wie theuer bezahlt!" Das konnte der alte Goethe singen, der nie eine Zeile um des Geldes willen schrieb. Lamartine's Jugendwerke sind mit Gold aufgewogen worden. Wer erinnert sich nicht der fabelhaften Honorare, die er sogar für seine historischen Romane „Die Girondisten", „Die Constituante", ja für seine geschichtlichen Compilationen: „Geschichte der Türkei" ꝛc. erhielt? Wer sein Leben dem Dichten und Denken widmet, der müßte an den Zinsen der Lamartine'schen Honorarcapitalien genug haben. Wer aber Staaten in Ordnung bringen will und im ewigen Kriege mit seinen eigenen Finanzen lebt, der mag auch Das haben: aber er soll dann auch die Welt mit seiner Verzweiflung unbehelligt lassen. Die Franzosen müssen in der That jede Ader ihrer historischen Spottsucht verloren haben, daß sie Lamartine nicht zurufen: „Und darum Räuber und Mörder?"*) Es ist eine kleinliche Selbstvergötterung, eine überfliegende Menschenverachtung, wenn ein einzelner Mensch, dem doch das Vaterland geblieben, die Presse nicht verschlossen und die ehrliche Existenz nicht verwehrt ist, nur von sich, von seinen Privatleiden redet und sich als Selbstquäler zum Mittelpunkt der zeitgenössischen Tragödie erhebt, während Tausende von bescheidenen Existenzen, in patriotischer Resignation, verstohlen heute singen:

Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie grüßen Frankreichs fernen Ocean;

während sie tagtäglich die bittere Erfahrung machen:

Siccome sa di sale
Lo pane altrui.

Victor Hugo gehört nicht gerade zu den „bescheidenen Existenzen"; wir selbst haben die Polemik, wie er sie gegen ein paar Menschen übt, in denen er den bösen Geist Frankreichs incarnirt findet, leidlich verkehrt und passabel albern gefunden. Aber gegen seinen Bruder in Apollo, gegen Jeremias Lamartine gehalten, ist er doch jeder Zoll ein Mann. Auch heißt Das ein Poet sein und bleiben, wenn man nach der heftigsten Barrikadenarbeit, wie sie in „Napoléon le Petit" und in den „Châtiments"

*) So wahr die vorstehenden Bemerkungen in der Hauptsache gewiß auch sind, so hat der geehrte Verfasser doch, wie uns dünkt, zwei Punkte übersehen, die hier von wesentlichem Einfluß sind und die uns den außerordentlichen Erfolg, der Lamartine's neues Unternehmen bei alledem begleitet, vollkommen erklärlich machen. Erstens ist Lamartine für einen großen Theil des französischen Publicums noch immer der Repräsentant der Februarrevolution, wenigstens in ihrer idealern Richtung, und zweitens ist er, nachdem er Monate lang die höchste Gewalt in Frankreich besessen hat, mit reinen Händen und unbereichert davon zurückgetreten. Dies Letztere besonders scheint uns von Bedeutung, zumal in einer Zeit der allgemeinen Käuflichkeit und der Tripotage, wie sie augenblicklich wieder in Frankreich herrscht — und nicht in Frankreich allein. D. Red.

auftritt, noch nicht die milden Schmeicheltöne zarter Lyrik vergessen hat, wenn nach dem rollenden Donner des Gewittersturms die Leier noch das Säuseln des Liebeszephyrs kennt, wenn außer und über dem Zornschmerz um das verlorene Vaterland und die niedergetretene Freiheit noch weiche elegische Worte für ein eigenstes, ganz privates Leiden zurückbleiben.

Der Stimmung und Tendenz nach ist Victor Hugo noch immer der große Dichter, der er war, und die „Contemplations" sind voll tiefsten und wahrsten Gefühls in der bilderreichsten, harmonisch gerundetsten Sprache. Der große Gegenstand dieser meist unpolitischen Lieder ist der Verlust einer Tochter, die im Jahre 1843 als 16jährige junge Frau, sechs Monate nach ihrer Trauung mit Charles Vacquerie, bei einer Spazierfahrt auf dem Wasser ertrank und der ihr Geliebter, als alle Rettungsversuche fehlschlugen, in den kühlen Wellentod folgte. Das „Ehemals" des ersten Bandes bezieht sich auf die fröhliche Stimmung und das Vaterglück des Dichters; das „Heute" von 1843 an bedeutet das tiefe, nachhaltige Leiden, den durch Alles hinklingenden Schmerz des untröstlichen Vaters. Ein Grab schneidet das Menschenalter von 1830 bis heute in zwei sehr ungleiche Hälften: drüben Sonnenschein, hüben ewiger Nebel.

Ueberall wo Victor Hugo dieses Thema anschlägt, wo er sein Verhältniß zu der Lieblingstochter, das Zusammensein der beiden Schwestern, seinen häuslichen Cirkel beschreibt, ist er vollendet in Form und Inhalt, und der Schmerz um die Verlorene, in so mannichfaltige Formen er sich auch kleide, wird bei jedem gefühlvollen Menschen die poetisch-elegische Stimmung unfehlbar hervorrufen. Ein Künstler wie Freiligrath sollte uns diese Rubinen in deutsches Sprachgold fassen; sie sind Weltpoesie im guten echten Sinne des Worts. Wir finden in den leichter gehaltenen Liedern namentlich eine solche Gewalt über die Sprache, daß man sich sehr oft deutsch angeheimelt fühlt und unwillkürlich an Dieses und Jenes denken muß. Man lese sich nur die folgenden Anapäste vor, um sich zu überzeugen, daß die sprachliche und ästhetische Revolution, deren Mirabeau Victor Hugo war und die gemeiniglich mit dem Namen der Romantischen Schule bezeichnet wird, den Franzosen doch zu etwas nütze gewesen ist.

Le poëte s'en va dans les champs, il admire,
Il adore, il écoute en lui-même une lyre;
Et le voyant venir, les fleurs, toutes les fleurs,
Celles qui des rubis font pâlir les couleurs,
Celles qui des paons même éclipseraient les queues,
Les petites fleurs d'or, les petites fleurs bleues,
Prennent pour l'accueillir, agitant leurs bouquets,
De petits airs penchés ou de grands airs coquets.

Et familièrement, car cela sied aux belles:
Tiens, c'est notre amoureux qui passe, disent-elles.

Et pleins de jour et d'ombre et de confuses voix,
Les grands arbres profonds qui vivent dans les bois,
Tous ces vieillards, les ifs, les tilleuls, les érables,
Les saules tout ridés, les chênes vénérables,
L'orme au branchage noir, de mousse appesanti,
Comme les ulémas quand paraît le muphti,
Lui font de grands saluts, et courbent jusqu'à terre
Leurs têtes de feuillées et leurs barbes de lierre,
Contemplent de son front la sereine lueur,
Et murmurent tout bas: C'est lui, c'est le rêveur!

Ich enthalte mich weiterer Anführungen, die in einer fremden Sprache immer unbeholfen sind; soviel genüge, daß ein Drittel der beiden Bände der Uebersetzung würdig ist. Eine sehr böse Zugabe ist freilich die didaktische Poesie Victor Hugo's, jener entsetzlich breite Schwulst von Reflexionen, die sie drüben „Philosophie" nennen und die nur einen unverdaulichen Knäuel der verworrensten Gedankenfasern abgeben. Der Mangel der französischen Nationalbildung zeigt sich bei solchen Productionen in wahrhaft betrübender Weise. Welchen Hund lockt man zum Exempel vom Ofen mit folgendem Gnosticismus schwerfälligsten Kalibers:

Gott schuf die Welt, die Welt erschuf das Böse.
Der erste Fehltritt war
Die erste Schwere.
Gott fühlt' einen Schmerz,
Die Schwere wurde Form.
Das Uebel war geschehn. Jetzt wurd' es immer schlimmer.
Der Aether wurde Luft, die Luft ward Wind,
Der Engel Geist, der Geist ward Mensch.
Die Seele fiel, der Uebel Größe mehrend,
Zum Thier herab, zum Baum, und selbst noch tiefer
Zum starren Kieselstein, dem häßlich blinden.
Das Uebel ist der Stoff.
Mensch, was da Schatten wirst, that übel.

Wenn sich daran eine Nation emporrankt, so kann sie es auch an Münchhausen's türkischer Bohne.

Das Wort gouffre kommt geradezu unzählige male vor, Alles ist gouffre, Abgrund, der Gedanke, das Gefühl, der Schatten, der Schmerz. Azur erscheint fast wie ein Flickwort, ergösse sich nicht über des Dichters ganzes Denken „ein Meer von blauen", d. h. völlig unbestimmten Gedanken. Eine eigene Metempsychose hat Victor Hugo noch zuguterletzt erfunden:

Tout méchant
Fait naître en expèrant le monstre de sa vie
Qui le saisit.

So wird denn in der allerabscheulichsten Weise:

Xerxes zum Excrement, Leichnam der neunte Karl,
Herodes Weib' von schrei'nden Kinderwiegen,
Des schwarzen Judas Seel' seit achtzehnhundert Jahren
Vergeht, entsteht im Mundauswurf der Menschen.

Ich kann nicht dazu, crachats steht mit allen Buchstaben da, und „Mundauswurf" ist gewiß noch sehr zimperlich wiedergegeben. Mit solchen Philosophemen darf denn doch ein deutscher Dichter glücklicherweise sein verehrliches Publicum nicht behelligen.

Ich will nicht sagen, daß wir jetzt große Dichter in Deutschland haben, die Stimmung ist zu materialistisch, zu utilitarisch; aber der Durchbruch durch die Naturwissenschaften, bei dem die französische Masse noch gar nicht angelangt ist, scheint mir bei uns auf einen großen Reinigungsproceß von allen mystischen Schlacken hinauszugehen. Ich wüßte wenigstens nicht, daß Baco von Verulam dem Shakspeare geschadet hätte.

Literatur und Kunst.

Ernst Kossak.

Bei F. Stage in Berlin erschien soeben: „Historietten. Von E. Kossak." Ein neues Buch, das Kossak's Namen an der Stirn trägt, ist schon dadurch allein dem Publicum dermaßen empfohlen, daß die Kritik sich damit begnügen kann, nur die Thatsache seines Erscheinens anzuzeigen. Kossak ist nicht nur der witzigste und geistvollste, er ist auch der unabhängigste und achtungswertheste der berliner Feuilletonisten. Es ist nichts Leichtes, in der That, dem Publicum jeden Tag mit einem neuen Artikel aufzuwarten und in jedem neuen Artikel auf neue Weise witzig und anmuthig zu sein; es gehört dazu eine Biegsamkeit des Talents, die mit der Würde und Selbstständigkeit des Charakters nur schwer vereinbar ist. Kossak ist es gelungen, diese widerstrebenden Elemente zusammenzuknüpfen, nie opfert er dem brillanten Stil die Wahrheit und Schönheit des Gedankens, sein Witz ist ebenso glänzend wie treffend, sein Urtheil nicht blos scharf, sondern auch gerecht; der einigermaßen leichtfertige Beruf des Feuilletonisten ist von ihm mit einer sittlichen Würde umkleidet worden, unter der Maske des leichten spielenden Scherzes verfolgt er ernsthafte sociale Zwecke, die seinen leichthingeworfenen Schilderungen neben der ästhetischen Befriedigung, die sie gewähren, auch einen dauernden culturhistorischen Werth verleihen. Darum widerfährt seinen Artikeln auch, was sonst bei dieser leichtfertigen Literatur unerhört ist: man kann sie mehr als einmal, man kann sie hintereinander lesen und wenn sie als Zeitungsartikel die beste Wirkung thaten, so nehmen sie sich zum Buch gesammelt nicht minder vortrefflich aus. — Auch die vorliegenden

„Historietten" sind eine solche Sammlung einzelner früher veröffentlichter Aufsätze; der Leser wird darin mit Vergnügen manchen alten Bekannten wiederfinden, der ihm im Strom der Tagesliteratur nur allzu rasch aus den Augen entschwunden. Wiewol absichtslos zusammengewürfelt, bilden die einzelnen Aufsätze unter sich doch ein fast erschöpfendes Gemälde des berliner Charakters; denn mit dieser Species beschäftigt das Buch sich ausschließlich. Namentlich ist es der Hang zur Renommisterei, der im Charakter des Berliners liegt, das hohle Nursothun, die leere Vornehmheit, die mit sich selbst kokettirt, die hier mit unerbittlicher Schärfe in den ergötzlichsten Wendungen gegeißelt wird. Es ist echt moderne Satire: der moderne Satiriker predigt nicht, er schilt nicht, er mahnt nicht zur Besserung — er zeichnet die Menschen einfach ab wie sie sind und überläßt es Jedem selbst, sich die Moral herauszufinden, die seinen Fassungskräften genehm ist. Dies plastische Talent der Darstellung ist es ganz besonders, was Kossak auszeichnet; so klein von Umfang diese Bilder auch sind, wahre Miniaturgemälde, und so flüchtig der Griffel des Künstlers sie hingeworfen hat, so voll Leben sind sie doch und frischer, heiterer Natürlichkeit. Nur in Einem Punkt scheint uns die vorliegende Sammlung ihre Vorgänger nicht ganz zu erreichen: das versöhnende beruhigende Element, das der Verfasser sonst mit richtigem poetischen Instinct aus allen Widersprüchen und Thorheiten des täglichen Lebens herauszufinden weiß, tritt darin weniger hervor als früher, der Witz ist schneidender, die Satire bitterer, das Colorit düsterer geworden, es fehlt jener erquickende Abendschein, jenes sanfte milde Himmelsblau, zu dem er ehemals aus allem Qualm und Wust des hauptstädtischen Lebens unsere Blicke emporlenkte. Wir erinnern namentlich an Kossak's erste Sammlung „Berlin und die Berliner", die vor fünf oder sechs Jahren erschien. Die Darstellung ist in dieser neuesten vielleicht noch eleganter, die Zeichnung noch fester geworden: aber was den poetischen Horizont anbetrifft, der sich über den einzelnen Figuren hinwölbt, so müssen wir dem ältern Buche den Vorzug geben. Freilich sind auch die Zeiten seitdem noch ernster und düsterer geworden und dem Feuilletonisten, der mitten im Treiben des Tages steht und der soviel Gelegenheit hat, die Götzen desselben in ihrer ganzen Blöße zu sehen, mag es doppelt schwer fallen, den Glauben an das Ideal festzuhalten. Dies erklärt wol die zunehmende Bitterkeit der Satire — aber Kossak ist ja nicht blos Satiriker, er ist auch Humorist, auch Dichter und das köstliche Vorrecht des Humoristen ist es ja, auch in der schnödesten Verzerrung noch das göttliche Urbild wiederzuerkennen und kühnen Muths über den Trümmern der Vergänglichkeit das Panier des Ewigen, Göttlichen aufzupflanzen. Zu den vortrefflichsten Stücken in der vorliegenden Sammlung gehört die Schilderung der berliner Sommerwohnungen von der Sommerwohnung des Bankiers an bis zu den „Mauerritzen" vor dem Thore, den Amphibien von Häusern und Menschen und den Absteigequartieren; ferner „Ein Familienball", „Aus dem Knabenleben", sowie die „Silhouetten", unter denen namentlich „Der Bratenbarde" eine wahrhaft classische Figur ist. Den Preis von allen aber möchten wir dem „Fastelabend" geben, weil wir hier am meisten von jenem milden versöhnenden Elemente wiederfinden, von dem wir soeben sprachen und das dem Dichter hoffentlich blos vorübergehend durch die Noth der Zeiten verdüstert, nicht aber auf immer geschwächt und abhandengekommen ist. R. P.

Zeitschriften.

Von der „Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich“ (Zürich, Meyer und Zeller), über deren erstes Heft wir vor einiger Zeit ausführlich berichteten, liegen uns einige weitere Lieferungen vor. Der Plan der Zeitschrift, die Ergebnisse gründlicher Forschung in möglichst anziehender und anregender Form darzulegen, tritt darin immer deutlicher und vollständiger hervor. Fast alle Wissenschaften finden sich vertreten; Adolf Schmidt setzt seine „Diagnose des gegenwärtigen Zeitalters“ fort, F. Hitzig schreibt über neutestamentliche Kritik und Sprachwissenschaft, G. Volkmar über Kirchengeschichte, E. Osenbrüggen über deutsche Rechtssprichwörter, H. Frey, Meyer-Ahrens und Lebert über medicinische und naturwissenschaftliche Gegenstände, Raabe über Mathematik ꝛc. Ganz besonders anziehend und lehrreich ist die Abhandlung von Gottfried Semper „Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes und dessen Bedeutung als Kunstsymbol“; es ist eine höchst geistreiche Arbeit, die auch von den Laien der Kunstgeschichte mit Interesse wird gelesen werden.

Auch die „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“, herausgegeben von Dr. J. Müller und J. Falke (Nürnberg, Bauer und Raspe) schreitet rüstig vor. Im Februarheft theilt K. Biedermann eine Studie über die allgemeinen Gesellschaftszustände Deutschlands von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Kriege mit; Dr. Rehlen veröffentlicht eine Reisescene aus dem 16. Jahrhundert, K. Seyffart Auszüge aus Familienannalen desselben Jahrhunderts. Das Märzheft bringt eine lesenswerthe Schilderung von Jakob Falke „Monsieur Alamode der Stutzer des Dreißigjährigen Kriegs“; ferner eine Abhandlung von Dr. A. Barrak „Ueber das frühere Schützenwesen der Deutschen“ und „Eine Selbstbiographie aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts“, mitgetheilt vom Archivar Dr. Landau. Aus dem Aprilheft sind die Beiträge „Zur Sittengeschichte von Nürnberg“ von Dr. Lochner, die „Culturgeschichtlichen Anregungen“ von K. Biedermann, sowie der interessante Beitrag von K. Pfaff zur Geschichte der Hexenprocesse hervorzuheben. Letzterer wird auch noch in dem soeben erschienenen Maiheft fortgesetzt, das außerdem eine ausführliche und höchst werthvolle Abhandlung: „Die Gottesfreunde und Dr. Johann Tauler“, von dem Mitherausgeber J. Falke, nebst verschiedenen kürzern Mittheilungen von Regierungsdirector von Reiser („Das Narrengericht und Narrenbuch zu Stockach“), Dr. Rehlen, Frhr. von Schreckenstein ꝛc. enthält. Den Schluß jedes Heftes bildet unter dem Titel „Buntes“ eine Auswahl kürzerer Mittheilungen, unter denen sich besonders viel Unterhaltendes und Ergötzliches findet. Das Ganze ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, das wir der Unterstützung des Publicums wiederholentlich empfehlen; richtig benützt, wird es zur Entwickelung eines tüchtigen patriotischen Sinns sowie zur Verbreitung einer gesunden politischen Bildung mehr beitragen als ganze Bibliotheken von Zeitungsartikeln und politischen Broschüren. R. P.

Reiseliteratur.

In der vorletzten Nummer haben wir über Gregorovius' „Figuren“ berichtet. Diesem Werke an poetischem Schmelz nachstehend, dagegen in wissen-

schaftlicher Beziehung sowie als praktisches Handbuch für Reisende höchst empfehlenswerth ist „Sicilien und Neapel. Tagebuch einer Reise während des Winters 1853—54 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg Herzog zu Sachsen von Albert Gustav Carus" (Wurzen, Verlagsbuchhandlung). Allerdings ist auch in diesem Werke an Naturschilderungen sowie an Schilderungen der gesellschaftlichen Zustände Italiens kein Mangel; die bevorzugte Stellung, in welcher der Verfasser reiste, hat ihm in letzterer Beziehung sogar Vortheile gewährt und Kreise erschlossen, zu denen der gewöhnliche Reisende keinen Zutritt hat. Auch in diesen Schilderungen, die einen großen Theil des Werks einnehmen, zeigt der Verfasser sich als ein aufmerksamer und glücklicher Beobachter und auch die Darstellung ist lebhaft und anschaulich. Die Hauptsache aber bleiben doch immer die sehr zahlreichen historischen und kunsthistorischen Untersuchungen und Schilderungen; die großartige Trümmerwelt, zwischen welcher der Reisende in Sicilien wandelt, wird mit großer Genauigkeit beschrieben, wobei der Verfasser überall eine gediegene Kenntniß sowie einen feinen und gebildeten Geschmack bewährt. Eine besonders interessante Zugabe sind die zahlreichen Excurse, die der Verfasser (er ist Mediciner und begleitete den Prinzen als Leibarzt) in seine eigentliche Fachwissenschaft macht; mit demselben Eifer, mit dem er Museen und Alterthümer aufsucht, besucht er auch Krankenhäuser und ähnliche Anstalten und die detaillirten Berichte, die er über die Einrichtung derselben sowie überhaupt über den Zustand der Medicin in Italien gibt, werden seinen Fachgenossen um so angenehmer sein, je spärlicher die Nachrichten sind, die wir übrigens über diesen Gegenstand haben.

Als ein verfehltes und überflüssiges Werk dagegen müssen wir „Eine italienische Reise in Briefen. Dem Freunde der Natur, der Kunst und des Alterthums gewidmet von C. L. Michelet" (Berlin, Schindler) bezeichnen. Das ist eins von den Reisetagebüchern, wie sie nach Erfindung der Eisenbahnen und Dampfschiffe nicht mehr geschrieben oder doch nicht mehr veröffentlicht werden dürfen: nämlich weil sie nichts enthalten, was nicht Jeder, der dieselbe Reise macht — und wer machte sie heutzutage nicht? — ebenso erlebt. Der Verfasser, ein richtiger deutscher Professor vom Kopf bis zur Zehe, unpraktisch, pedantisch, mehr in den Büchern als in der Wirklichkeit lebend und dabei gelegentlich nicht wenig stolz auf seine vermeintliche weltmännische Gewandtheit, macht eine Ferienreise nach Rom und Neapel; er verwendet dazu, Hin- und Rückreise mit eingerechnet, knappe zwei Monate, Schritt vor Schritt, wie das bei solcher eiligen Reise auch kaum anders sein kann, hält er die übliche Route der Touristen inne, er erlebt weder etwas Neues und Besonderes, noch zeichnen seine Gedanken und Empfindungen sich durch besondere Neuheit aus, und doch hat er heimgekehrt nichts Eiligeres zu thun als seine Reisebriefe drucken zu lassen. Das ist, wie gesagt, ein sehr überflüssiges Bemühen; als praktisches Handbuch trotz der beigefügten Pläne zu flüchtig und unvollständig, als Beitrag zur Kunstgeschichte zu oberflächlich, trotz des gelehrten Anstrichs, den der Verfasser sich gibt, endlich als Unterhaltungsschrift zu trocken und einförmig, wiewol der Verfasser, um doch nur einige Abwechselung in das trockene Reiseverzeichniß zu bringen, getreulich jede Paßvisitation berichtet, die er auszustehen hat, ja selbst die Tischreden, die er seinen Mitreisenden gelegentlich hält, werden uns nicht erlassen

— scheint es uns nur einen Zweck zu haben: nämlich die Naturgeschichte des deutschen Professors zu vervollständigen und zu zeigen, daß man zwar ein sehr eifriger Gelehrter, ein scharfsinniger Philosoph, ein braver und wohlmeinender Mann sein und doch nicht den mindesten Beruf haben kann, ein Buch über Italien zu schreiben. Allein für dies winzige negative Resultat ist die Mühe dieser Beweisführung doch zu groß und hätte der Verfasser dieselbe füglich sowol der Lesewelt wie sich selbst ersparen sollen. ss.

Correspondenz.

Aus Laibach.

Mai 1856.

X. Der Frühling ist bei uns eingezogen und mit ihm der Friede; aber mit dem Frieden sind auch die Klagen der Speculanten gekommen über flaues Geschäft und schlechte Zeiten. Besonders populär freilich war der Krieg bei uns so wenig wie irgendwo auf dem Festlande; da er indessen einmal entbrannt war, so hätte man ihm wol einen bessern, d. h. einen entscheidendern Fortgang gewünscht. Krain ist bekanntlich ein fast ausschließlich slawisches Land; unter der halben Million Seelen, die es bewohnen, befinden sich kaum 40,000 Deutsche. Dennoch waren die Sympathien der hiesigen Bevölkerung fast ohne Ausnahme den Westmächten zugeneigt, die wenigen Russenfreunde wurden mehr belächelt als beachtet. Der Friede, wie er nun zustande gekommen ist, genügt Keinem von beiden, weder der westmächtlichen Majorität noch der russenfreundlichen Minorität und auch die Geschäftswelt läßt die Ohren hängen: es ist ihr mit dem Frieden bei uns gegangen wie anderwärts, man hat ihn zu früh „escomptirt" und nun kommen die Nachwehen.

Desto begieriger ist man auf das Resultat der Synodalberathungen, welche in diesem Augenblick in Betreff des Concordats in Wien gepflogen werden. Niemand täuscht sich darüber, daß es sich dabei um eine Lebensfrage handelt, von deren Entscheidung die ganze Zukunft unsers geistigen und bürgerlichen Daseins abhängig ist. Im Allgemeinen sind die Besorgnisse größer als die Hoffnungen, und natürlich steigern sich die erstern umsomehr, je weniger man von den Berathungen erfährt. Den wiener Blättern soll der Rath ertheilt sein, sich jeder Mittheilung oder Discussion über die Berathungen zu enthalten, und so sehen wir uns auf die vereinzelten Notizen angewiesen, die uns aus Frankfurt und Köln, aus Leipzig und Berlin zukommen. Das ist denn freilich nicht der geeignete Weg, die Gemüther aufzurichten und die in der Stille schleichenden Besorgnisse zu widerlegen.

Sollten dieselben sich inzwischen bestätigen und das Concordat käme wörtlich und buchstäblich zur Ausführung, so würde ohne Zweifel auch unser junges literarisches Leben die Folgen davon zu spüren haben. Dasselbe ist jetzt ziemlich rührig, besonders auf Seiten der Slowenen. Zwar nach Köpfen darf diese Rührigkeit nicht abgemessen werden, im Gegentheil, die slowenische Literatur zählt jetzt weniger Schriftsteller als früher: aber ihre Leistungen sind gediegener und auch das Publicum fängt an besonnener und einsichtiger zu

werden. Die Zeit, wo Jeder, der nur ein Paar Seiten slawisch, einerlei ob Vers oder Prosa, hatte drucken lassen, auch sofort als Nationalschriftsteller bewundert wurde, ist vorüber; man sieht sich die Sachen jetzt erst näher an, es genügt nicht mehr, daß etwas slowenisch geschrieben ist, es muß auch etwas darin stehen. Mit Einem Wort: die slowenische Literatur hat ihre Sturm- und Drangperiode hinter sich, der sich breitmachende Dilettantismus hat nach und nach das Feld geräumt, die Spreu fängt an sich vom Weizen zu sondern. Die bedeutendsten Unternehmungen auf diesem Gebiete sind gegenwärtig ein großes slowenisch-deutsches Lexikon und die Arbeiten über die ältesten Bewohner von Noricum und Pannonien. Die Grundlage zu dem ersten Werke hatte der schwergeprüfte, aber hervorragendste slowenische Dichter V. Vodnik zu Anfang dieses Jahrhunderts gelegt. Nach dessen Tode kam das Manuscript in Privathände, bis endlich der gegenwärtige laibacher Fürstbischof A. A. Wolf den Entschluß faßte, es in einer neuen Bearbeitung auf eigene Kosten (und diese Kosten werden sich immerhin auf mindestens 10,000 Thaler belaufen) herauszugeben. Zu diesem Zwecke hat sich auf seine Veranlassung ein Comité aus den tüchtigsten Slowenisten gebildet, mit dem gediegenen Sprachgelehrten M. Cigale, Ministerialconcipist in Wien, an der Spitze. Als besonders thätige Mitarbeiter werden der Redacteur des slowenischen Blattes „Novice", Dr. Bleiweiß und der tiefgelehrte Slawist Professor Metelko gerühmt. Auch ist das Werk, das den strengsten Anfoderungen der heutigen Sprachwissenschaft entspricht, in raschem Vorschreiten begriffen. — Die zweite der obengenannten Unternehmungen hat den Forscher M. Terstenjak, Professor in Marburg in Steiermark, zum Urheber. Bisjetzt sind nur Bruchstücke davon in den letzten drei Jahrgängen der „Novice" veröffentlicht worden. Der Verfasser steht auf exclusiv-slawischem Standpunkte; er erklärt die Autochthonen in Noricum und in Panonien für Slawen, sieht indischslawische Mythen auf den Denksteinen und auch in den aufgefundenen Anticaglien erkennt er slawische Erzeugnisse. Eine übersichtliche Darstellung seiner Behauptungen hat Hitzinger in den von Dr. Klun herausgegebenen „Mittheilungen des Historischen Verein" (von denen bereits zehn Jahrgänge erschienen sind) veröffentlicht: eine dankenswerthe Arbeit, insofern die deutsche Wissenschaft dadurch Gelegenheit bekommen hat, sich mit den Terstenjak'schen Untersuchungen und ihren Resultaten bekannt zu machen. Freilich wird diese Bekanntschaft auch manchen Widerspruch herbeiführen. Eine außerordentliche Belesenheit, großer Fleiß und Ausdauer sind Terstenjak gewiß nicht abzusprechen; allein ebenso wenig läßt sich leugnen, daß seine Hypothesen mitunter sehr gewagt, seine Behauptungen häufig von maßloser Kühnheit sind. Auch ist bereits auf Seiten der Anhänger des Keltenthums ein lebhafter Kampf eröffnet worden; namentlich tritt der tüchtige Epigraphist R. Knabl in Grätz, ein Deutscher vom reinsten Wasser, mit großer Lebhaftigkeit gegen Terstenjak auf. Indessen solange nicht das Gesammtwerk Terstenjak's, dem Slawisten wie Deutsche mit Spannung entgegensehen, vollendet vorliegt, dürften diese Angriffe denn doch wol verfrüht sein und mehr zur Verdunkelung als zur Aufhellung dieser wichtigen historischen Frage beitragen.

Die deutsche Literatur (worunter ich zunächst alle hier in deutscher Sprache erscheinenden Publicationen verstehe) wird vorzugsweise vom „Historischen

Verein" und dem „Naturhiſtoriſchen Muſeum" in Laibach vertreten. In beiden Vereinen werden monatliche „wiſſenſchaftliche Beſprechungen" gehalten, die mitunter recht Intereſſantes bieten. Der Geſchäftsleiter des erſtern iſt Dr. Klun, derſelbe, der die ſchon erwähnten „Mittheilungen des Hiſtoriſchen Vereins" herausgibt; auch wurden von ihm bereits drei ſtarke Hefte eines „Archiv für die Landesgeſchichte" publicirt. Von großer Wichtigkeit für die Landesgeſchichte iſt deſſelben Verfaſſers „Diplomatarium Carniolicum", welches alle auf Krain bezughabenden Urkunden und Documente nebſt regeſtenartigen Erklärungen enthält und deſſen Erſcheinen ebenfalls rüſtig vorwärtsgeht. Die Seele des zweiten Vereins iſt Cuſtos Deſchmann, ein wiſſenſchaftlich tiefgebildeter Mann; derſelbe ſteht im Begriff, ein Jahrbuch naturhiſtoriſcher Mittheilungen herauszugeben, das gewiß Treffliches bringen wird. Die übrigen Vereine außer den beiden genannten bewegen ſich ausſchließlich unter Fachgenoſſen und ſomit iſt auch ihr Einfluß auf das öffentliche Leben nur gering. Ueberhaupt iſt die Zahl der Publicationen in deutſcher Sprache nicht groß; die Slowenen behaupten in dieſer Hinſicht den Vorrang. Was dagegen wiſſenſchaftlichen Geiſt und Gründlichkeit betrifft, ſo ſtehen die Arbeiten der Deutſchen denen der Slowenen gewiß nicht nach. Der eigentliche Uebelſtand in beiden Fällen iſt nur, daß die Theilnahme im Allgemeinen ſehr lau iſt; auf deutſcher wie auf ſloweniſcher Seite fehlt es der Bevölkerung an wiſſenſchaftlichem Intereſſe und damit auch an Ernſt und tieferm Verſtändniſſe. Auch kann und wird das nicht anders werden, als bis einmal der Zuſtand unſerer Schulen, der bisjetzt überaus mangelhaft iſt, einer gründlichen Reform unterworfen wird. Allerdings ſind die Ausſichten dazu vielleicht niemals ſchlechter geweſen als eben jetzt. Doch ändert das nichts an der Wahrheit des Satzes, daß man ein Haus immer nur von unten auf bauen darf, nicht von oben herab. Auch die Literatur iſt ein ſolches Gebäude; ſchafft erſt gute Schulen für das Volk, ſo werden die großen Gelehrten und Schriftſteller ſich mit der Zeit von ſelbſt dazu finden — oder finden ſie ſich nicht, nun ſo wird der Schaden auch zu ertragen ſein, wenn nur das Volk ſelbſt ein wahrhaft gebildetes, geiſtig und ſittlich freies und ſelbſtändiges iſt. Doch wie geſagt: die Biſchöfe tagen in Wien und ſo ſind das für jetzt Träume, die nicht einmal den Vorzug des Zeitgemäßen haben.

Aus Konſtantinopel.

April 1856.

F. O. Meine beiden neulichen Briefe waren ſo ausſchließlich mit Raiſonnements und Reflexionen angefüllt, daß ich heute umſoeher auf Ihre Zuſtimmung rechne, wenn ich Sie einlade, mich auf einen Streifzug mitten durch das Gewühl des hieſigen Volkslebens zu begleiten. Aber wo anfangen, wo aufhören? da es hier ſo außerordentlich viel gibt, was dem Auge des Abendländers neu und wunderbar erſcheint. Wohlan, die Griechen feiern eben ihr Oſterfeſt; eilen wir, uns der Feſtlichkeit anzuſchließen.

Aber zunächſt horchen Sie auf dieſe ehernen Stimmen, die uns von allen Seiten entgegentönen; ſie verkünden wahrhaft eine neue Zeit. Noch bis vor kurzem war der Gebrauch der Glocken den chriſtlichen Gemeinden

unterſagt; in Konſtantinopel war das Glöcklein des Kloſters Santa-Maria auf der Höhe von Pera das einzige, das ſich in der weiten Rieſenſtadt vernehmen ließ. Jetzt, ſeit dem Hat vom 18. Februar, iſt jede griechiſche Kirche damit geſchmückt und dieſe feſtlichen Oſtertage ſind dazu beſtimmt, die Glocken einzuweihen. Noch fehlen die Stränge, auf bekränztem Gerüſt hängen immer je zwei übereinander, junge Männer halten mit kräftigen Fäuſten die Klöppel gefaßt und unaufhörlich ſich ablöſend, ſchlagen ſie an das Metall, als gälte es Rache zu nehmen für das 400jährige Schweigen. Ich beſuchte die größte griechiſche Kirche am Bosporus; das Dorf iſt ausſchließlich von Griechen bewohnt, weshalb ſie ſich ihrer Feſtfreude hier auch mit größerer Ungebundenheit hingeben als in Pera, wo ſie ſich durch die Nähe der Franken immer einigermaßen geſtört und eingeengt fühlen. Von Mitternacht an begann die mit Gold- und Silberwerk, mit ſchlechten Gemälden und bunten Fahnen überladene Kirche, deren Boden heute mit Lorber- und Myrtenzweigen beſtreut war, ſich zu füllen. Wer noch keine Kerze hatte, kaufte ſie am Eingang, um ſie ſpäterhin in dem Augenblick der Hauptfeier zur vollen Erleuchtung der jetzt noch halbdunkeln Kirche anzuzünden. In der Mitte ſtand auf einer Art von Altar ein Muttergottesbild; ſich davor zu bekreuzigen und es andächtig zu küſſen, war der Hauptbeſtandtheil der kirchlichen Feier. Von den Meiſten geſchah dies mit einer gewiſſen Inbrunſt; ich ſah, wie ſelbſt Kinder, die kaum von der Bruſt entwöhnt waren, von ihren Müttern in die Höhe gehoben wurden, um ihre kleinen ſtammelnden Lippen an das Bild zu drücken. Doch war dieſer Moment auch der einzige, der das Gepräge einer gewiſſen religiöſen Erhebung an ſich trug; ſowie das Bild paſſirt und der Kuß glücklich angebracht war, kehrte ſofort auch auf jedes Antlitz der Ausdruck der ſichtlichſten Langeweile und Theilnahmloſigkeit zurück. Am unverkennbarſten ſprach ſich dieſe Langeweile in den Zügen des Prieſters aus, der ſeinen Platz neben dem Bilde hatte; zwei andere begleiteten die Feierlichkeit mit einem einförmig näſelnden Geſang oder beſſer geſagt mit einem Gekreiſche, bei dem es ſchwer hielt ernſthaft zu bleiben. In dieſer Art dauerte die Ceremonie beinahe volle drei Stunden, nur zwei mal durch eine Anſprache des Biſchofs unterbrochen, einer ehrwürdigen Geſtalt mit lang herabwallendem weißem Bart. Leider entſprach der Inhalt ſeiner Rede dieſem ehrwürdigen Aeußern nur ſehr wenig. Das erſtemal ergriff er das Wort, um ſich eine φιλοδώρια, eine Liebesgabe für die Armen zu erbitten, wobei er, um mit dem guten Beiſpiel nicht zurückzubleiben, ſeinen eigenen Beitrag mitten in ſeiner Rede von der Kanzel herab in Geſtalt eines ſchmuzigen Zehnpiaſterſcheins in das hingereichte Becken legte. Seine zweite Rede hielt er, um ſich das Abfeuern von Piſtolen und Raketen in dem ἱερῷ ναῷ Θεοῦ zu verbitten, der eine Wohnung Gottes, kein Schauplatz lärmender Freude ſei. Auch diesmal unterbrach er ſich ſelbſt, zuerſt um den Weibern auf den Galerien das Schwatzen zu verbieten, ſie hätten in ihren Häuſern Zeit genug dazu, da ſtände ihnen den ganzen Tag über die Zunge nicht ſtill, ſo würden ſie es ja wol im Hauſe Gottes für einige Zeit unterlaſſen können. Die zweite Unterbrechung wurde durch einen jungen Mann veranlaßt, der dieſe Apoſtrophe an die Weiber wol ein wenig ſpaßhaft gefunden haben mochte; der Biſchof fragte ihn plötzlich, weshalb er lache und als der junge Mann die Antwort darauf ſchuldig blieb, ertheilte er ihm vor dem verſammelten Audi-

torium einen Verweis, ungefähr in der Art, wie bei uns ein Schulmeister einen unartigen Schüler zurechtweist.

Ebenso nachläſſig wie der Biſchof im Vortrag ſeiner Rede, zeigte die Gemeinde ſich in Anhören derſelben. Während er noch auf der Kanzel ſtand, wurden links und rechts und vor und neben ihm ganz laute Discuſſionen über zum Theil höchſt profane Gegenſtände geführt; namentlich äußerte man ſeine Unzufriedenheit über die lange Dauer der Rede, wodurch der eigentliche Glanzpunkt der Feierlichkeit, der Moment, der das kirchliche Feſt zum allgemeinen Volksfeſt machen ſollte, unnöthig verzögert würde. Endlich jedoch erſchien auch er. Der Biſchof, der ſich in die Sacriſtei zurückgezogen hatte, trat wieder ein, jetzt aber im höchſten Schmuck, von ſämmtlichen Prieſtern begleitet; alle trugen Kerzen in den Händen und in demſelben Moment ſtrahlte nun auch die Kirche von Tauſenden von Lichtern, welche ſich beim Erſcheinen des feſtlichen Zuges in den Händen der Anweſenden wie mit einem Schlage entzündeten. So wälzte ſich der Lichtſtrom zu den Thüren hinaus; auf dem geräumigen Platz vor der Kirche breitete er ſich zu einem Feuermeer aus und nun begann ein Pelotonfeuer von Piſtolen, Gewehren und Böllern, von Raketen und Schwärmern, dazu ein unaufhörliches Geläute, vermiſcht mit dem Auferſtehungsgruß: „Χριστὸς ἀνέστη! Chriſt iſt erſtanden!“ den Einer dem Andern entgegenjauchzte.

Tagelang dauert nun dieſes Lärmen und Jubeln fort, das Freudenſchießen nimmt kein Ende, aller Orten iſt Tanz und Geſang. Das Hauptfeſt aber wird auf dem großen Campo gefeiert, der ſich über dem Meere und der Stadt unmittelbar über Pera erhebt. Alles, was von Griechen am Bosporus und an der Propontis, auf aſiatiſcher und europäiſcher Seite wohnhaft iſt, macht wenigſtens einmal in dieſen Tagen die Wallfahrt nach dieſem Platze. Da, harmlos auf den Leichenſteinen gelagert, die ohne Umzäunung in wüſter Unordnung den Platz bedecken, wird geſchmauſt und gejubelt, gezecht und gewürfelt; es iſt ein Treiben wie auf unſern Meßplätzen oder den großen Kirchweihfeſten, wie ſie ehedem bei uns üblich waren. Ein Hauptvergnügen bilden die zahlreichen Schaukeln; an jeder Platane, jeder Cypreſſe ſind ſie angebracht, und werden von Greiſen und Kindern gleichmäßig benutzt. Drei Stangen mit herunterhängenden Gewichten und einem Balken in der Mitte ſind dieſem unverwöhnten Volk Daſſelbe, was dem civiliſirten Berliner die pariſer Druckwagen im Kroll'ſchen Garten; ich zweifle, ob alle Pracht eines Renz das Publicum unſerer Hauptſtädte jemals nur halb in das Entzücken verſetzt hat wie die Griechen hier die albernen Poſſen eines Bajazzo, deſſen einziges Geräth ein Tiſch und ein Stuhl und deſſen einzige Geſchicklichkeit die Sprünge darüber ſind. Die höchſte Luſt aber bereitet der Grieche ſich ſelbſt. Hunderte von Gruppen erblickt man, welche um den Dudelſack eines ſchmuzigen Bulgaren ihre charakteriſtiſchen Tänze aufführen entweder in langen Reihen mit buntfarbigen Tüchern ſich umſchlingend, Blumen im Haar, „alterno pede terram quatientes“, oder zu Zweien in jener originellen Art mimiſcher Darſtellung, in der das eigentliche Weſen des Tanzes noch unverfälſcht zur Anſchauung kommt und wo der ganze Körper im gefällig kunſtvollen Spiele jedes Muskels ein voller Ausdruck der Freude wird.

Von einer kirchlichen Feier iſt dabei nichts mehr zu merken; es iſt die uralte Frühlingsfeier, wie ſie ja unter den verſchiedenſten Namen faſt von

allen Völkern begangen wird und wie auch die alten Griechen sie kannten. Doch dürfen wir jene heitere Verschmelzung religiösen und öffentlichen Lebens, durch die ihre Ahnen sich auszeichneten, bei den heutigen Griechen nicht mehr suchen. Nur die frische Jugendlichkeit des Temperaments ist geblieben, der Ernst und die Würde des Cultus dagegen ist verschwunden oder zum bedeutungslosen, selbst fratzenhaften Spiel geworden.

Aus Elbing.

Mai 1856.

R. Unter sämmtlichen Mittelstädten von Ost- und Westpreußen ist Elbing unbedingt die freundlichste. Schon die Lage, einerseits vom Spiegel des Haffs und dem fruchtbaren Nogatwerder umgeben, andererseits von reich mit Laubholzwaldungen geschmückten Bergeshöhen umkränzt, ist höchst anmuthig. Von Lübeckern nach Art Lübecks erbaut, läßt Elbing noch einen Abglanz der frühern reichsstädtischen Behaglichkeit erkennen, wenngleich es sich in neuerer Zeit mehr modern, in freundlichen breiten Straßen und offenen großen Plätzen ausgebreitet hat und gegenwärtig mehr einen wohlhäbig bürgerlichen Charakter zur Schau trägt als den einer Handelsstadt. Auch scheint es den Druck, der seit Menschenaltern auf dem ganzen ostpreußischen Handel ruht, weniger empfunden zu haben als Königsberg und Danzig. Elbing hielt von jeher die glückliche Mitte zwischen beiden; die benachbarte reiche Niederung gibt ihm einen Rückhalt für seine Speculationen, der es selten oder nie im Stich läßt. Darum darf der Fremde sich auch nicht verwundern, wenn ihm gleich bei seinem Eintritt in die Stadt ein wahres Labyrinth von sieben bis acht Stockwerk hohen Kornspeichern empfängt; jeder derselben hat seinen besondern Namen und allerlei, oft recht ergötzliche Bilder und Schildereien versinnlichen deren Bedeutung. Bedenkt man freilich, in welchem Verfall der Handel sämmtlicher preußischer Ostseestädte, mit alleiniger Ausnahme Stettins, sich befindet und wie rasch die ehemals so üppige Blüte von Danzig und Königsberg dahingewelkt ist, so muß der patriotische Wanderer sich schon in dieser Vorstadt von einem gerechten Bangen in Betreff Elbings und seiner Zukunft ergriffen fühlen. Und diese Besorgniß wird auf traurige Weise gerechtfertigt, wenn wir, über die Brücke in die Stadt selbst gelangt, die breiten aber leeren Straßen und die großen stattlichen Häuser sehen, die man fast geschenkt bekommen kann, wenn man nur die Kosten und Abgaben zahlen will, die darauf lasten. Rußland mit seiner freundnachbarlichen Grenzsperre und Dänemark mit seinem Sundzoll haben die Blüte des ostpreußischen Handels untergraben, auch Elbings früherer Wohlstand ist hauptsächlich durch sie vernichtet worden.

Elbings Glanzperiode begann erst spät, erst nach dem Erlöschen der Hansa. Auch waren es immer nur kurze Epochen, in denen es ihm gelang, als glückliche Nebenbuhlerin des meeresmächtigen Danzig aufzutreten: nämlich immer nur dann, wenn äußere Umstände das von der Natur selbst zur Seestadt bestimmte Danzig niederdrückten. Danzig ist und bleibt einmal die rechte Hand des Weichselgebiets, während Elbing nur als seine linke gelten darf — und bekanntlich bedienen wir uns der Linken nur dann, wenn die Rechte durch irgendwelche unglückliche Umstände gefesselt oder unbrauchbar

geworden ist. Eine solche Glanzperiode waren für Elbing besonders die Jahre 1772—93. Elbing war damals bereits preußisch, während Danzig noch seine Würde als Freie Reichsstadt behauptete; Friedrich der Große aber wünschte ihm diese Freiheit möglichst zu verbittern und that daher alles Erdenkbare, Elbing auf Kosten Danzigs zu heben. Jeder Pole, welcher mit Holz und Weizen die Weichsel herunterkam, mußte bei Fordon, unterhalb Thorn, erklären, ob er nach Danzig oder nach Elbing wolle; im erstern Falle hatte er $12\frac{1}{2}$, im letztern aber nur $2\frac{1}{2}$ Procent vom Werth seiner Waare als Abgabe zu entrichten. Aehnliche Zollbegünstigungen genossen auch die seewärts für Polen einkommenden Waaren, wenn sie über Elbing weiterbefördert wurden. Auch wurden damals Strombauten in der Weichsel vorgenommen, welche Danzig ebenfalls beeinträchtigten, indem durch sie zwei Drittel der Wassermasse in die Nogat nach Elbing und nur ein Drittel nach Danzig geleitet wurde. In diesen glücklichen 21 Jahren entwickelte Elbing sich zu einer Seestadt ersten Ranges; bedeutende Vermögen wurden hier in verhältnißmäßig kurzer Zeit gesammelt und weitberühmte Millionäre lebten in seinen Mauern. Als dann im Jahre 1793 Danzig ebenfalls preußisch wurde, hörten diese Begünstigungen freilich auf, worauf das natürliche Uebergewicht von Danzig sich sofort wieder geltend machte. Doch wurde Elbing durch die politischen Conjuncturen der Zeit einigermaßen entschädigt; die großen Kriege, welche damals das westliche und südliche Europa erschütterten, erzeugten ein ungewöhnliches Begehren nach Getreide und Holz und so hatte Elbing, wenn auch von seiner bisherigen Höhe herabgestiegen, sich doch noch immer eines bedeutenden Wohlstandes zu erfreuen, bis endlich 1806 jener für Preußen so verhängnißvolle Krieg mit Napoleon ausbrach, durch den namentlich Ost- und Westpreußen Wunden geschlagen wurden, die noch heute nicht völlig geheilt sind. Damals litt Danzig, das eine fürchterliche Belagerung ausstehen und die ungeheuersten Contributionen herbeischaffen mußte, verhältnißmäßig mehr als Elbing. Erst als 1815 der allgemeine Friede eintrat, ergab es sich bald, daß Elbing aufgehört hatte, eine See- und Handelsstadt zu sein. Die Polen, welche mit ihren Producten die Weichsel herunterkamen und nun die Wahl hatten, ob sie nach Danzig oder nach Elbing gehen wollten, zogen fast ohne Ausnahme Danzig vor, weil der Markt daselbst ausgedehnter, die Concurrenz größer war, und ebenso und aus denselben Gründen gingen auch die Aufträge des Auslandes ausschließlich nach Danzig. Einige Zeit suchte sich Elbing über das Schicksal, von dem es ereilt war, zu täuschen. Von den großen alten Handelshäusern existirten noch einige wenigstens dem Namen nach; die bedeutendern Kaufleute reisten im Winter nach Polen und kauften dort Holz und Getreide auf, das im Frühjahr die Nogat hinabkommen mußte. Dabei hatte Elbing noch immer eine ziemlich ansehnliche Rhederei und baute bei der Nähe stattlicher Eichenwälder noch immer wohlfeilere Schiffe als das benachbarte Danzig. Bald aber sollte die letzte Täuschung aufhören. Im Lauf der Jahre verschwanden die alten Handelsfirmen eine nach der andern, einige starben aus, einige fallirten, die neuen Geschäfte aber zogen sich sämmtlich nach Danzig — ein letzter schlagender Beweis, daß Elbing aufgehört hatte, eine irgendwie beachtenswerthe Nebenbuhlerin von Danzig zu sein. Gleichzeitig mit dem Handel verkümmerte auch die industrielle Thätigkeit, wiewol man es auch

auf diesem Gebiet an Fleiß und Betriebsamkeit nicht hatte fehlen lassen. So ging der größte Theil der Stadt nach und nach zum Ackerbau über; von den 17,000 Einwohnern, die sie gegenwärtig zählt, nähren sich wenigstens 12,000 durch Garten- und Ackerbau und nur etwa 5000 durch städtische Gewerbe und Fabriken. Dennoch fehlt es der Stadt weder an Unternehmungsgeist und Rührigkeit noch überhaupt an kräftigem und aufgewecktem Bürgersinn; in dem kleinen Elbing dampfen mehr Maschinenschornsteine als in dem großen Königsberg und elbinger Dampfschiffe durchkreuzen das Haff und die Ostsee.

Dauernder hat sich das alte hanseatische Gepräge im Aeußern der Stadt erhalten, wenigstens in einzelnen Theilen derselben. Viele Häuser, besonders in den nach dem Elbingfluß hinführenden Straßen, zeigen noch jene steinernen Treppenvorsprünge (hier Beischläge genannt) und jene umgitterten Balustraden, wie wir sie in Danzig und Lübeck finden. Hier schmücken die in Stein gehauenen Bildnisse sämmtlicher römischer Kaiser den Hausgiebel eines reichen Tuchhändlers, dort sind es Rosetten und Giebelverzierungen von buntglasirten Backsteinen, die das Auge beschäftigen. Aber auch an modernen Prachtbauten ist kein Mangel, der weite Friedrich-Wilhelms-Plan mit seinem Blumen-Rondel in der Mitte prangt mit Gebäuden, die einer großen Residenz zur Zierde gereichen könnten; der Uebelstand ist nur, daß ein Haus, welches in Berlin 80,000 Thlr. gelten würde, hier kaum 8000 werth ist. Dicht neben diesem Platze, nach der Neustadt zu, stoßen wir auf einen köstlichen, in der üppigsten Vegetation prangenden Promenadenplatz. Eine Menge von Gärten zieren die Vorstädte; Freunde schöner Aussichten machen wir auf den Bergkirchhof neben der St.-Annenkirche aufmerksam. Dagegen ist von den öffentlichen Gebäuden der Stadt keins einer besondern Erwähnung werth und auch unter den sieben fast thurmlosen Kirchen ist keine von architektonischer Bedeutung. Auch Alterthümer und sonstige Merkwürdigkeiten aus früherer Zeit scheint Elbing nicht zu besitzen. Doch wurde mir ein Thurm gezeigt, an den sich eine Legende knüpft und ein steinerner Hercules auf einem Marktbrunnen soll alljährlich in der Neujahrsnacht herniedersteigen und mit ehernem Tritt, wie der Comthur im „Don Juan", durch die Straßen wandern.

Elbings Umgebung ist reizend; das ferne, jenseit der Dünen wogende Meer, die dichtbewaldeten Hügel, die endlosen Wiesenflächen, geschmückt mit zahllosen Dörfern und hellfunkelnden Seen, bilden ein höchst anmuthiges Gemisch, auf dem das Auge mit Vergnügen ausruht. Besonders beliebt ist der nahe Lustort Vogelsang: ein freundliches Gasthaus am Abhange eines Berges, mitten aus einem köstlichen Laubwalde hervorlugend, in welchem die herrlichsten Nachtigallen schlagen. Durch die benachbarten Waldberge schlängelt sich die Hummel, ein reißender Waldbach, der einzelne höchst malerische Partien bildet. Nicht weit davon liegt Dambitzen, in der Mitte uralter ehrwürdiger Eichen und Buchen, die trotz der Jahrhunderte, die bereits über sie hinweggegangen sind, so frisch und lustig in die Welt hineingrünen, als wollten sie erst recht zu leben anfangen. Wegen seiner Aussicht berühmt ist der Thurmberg; der Blick, der über die üppige Niederung hinüberschweift, entdeckt am fernen Horizont die gewaltigen Mauern des Marienburger Schlosses. Lohnend ist auch ein Abstecher nach dem eine Meile östlich gelegenen Flecken

Preußiſch-Mark, der, ebenfalls auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen, mit ſeinem alten Thurme die Gegend ringsum weit überragt. Unweit davon liegt das Gut Hansdorf mit dem größten Obſtgarten Preußens; derſelbe iſt über eine kulmiſche Hufe groß. Weklitz, ein Dorf in der Nachbarſchaft, hart an einem tiefen von einem Flüßchen durchrauſchten Abgrund, zeichnet ſich gleichfalls durch ſeine romantiſche Lage aus. Gegenüber einem hohen waldbedeckten Berge, den die Dorfbewohner den Heidenberg nennen, erhebt ſich auf der entgegengeſetzten Seite des Thals ein zweiter Berg, mit Wällen und Gräben verſehen, die noch aus uralter Zeit herſtammen. Hier ſtand einſt die heidniſche Burg Weklitz, eine der älteſten in Preußen, in welcher unſere Urväter ſich am längſten gegen die Orden behauptet haben ſollen. Nachdem die Ordensritter ſie endlich nach langem Kampfe erobert hatten, wurde ſie von ihnen noch ſtärker befeſtigt, 1261 aber von den Preußen wiedererobert, die ſie nun völlig zerſtörten. Seitdem liegt ſie in Trümmern; mehrfach angeſtellte Nachgrabungen förderten verſchiedene Urnen zutage, ferner zierlich gearbeitete ſilberne Nadeln mit Scheiben, wahrſcheinlich zum Haarputz, Ohr- und Armringe, kleine Bernſteinkugeln, in denen ſich Haare befanden, ſowie Waffen aller Art.

Notizen.

Unſere Leſer erinnern ſich wol noch des ärgerlichen Handels, der vor einigen Jahren in dieſen Blättern gegen Hrn. Dr. Hermann Klencke, damals in Braunſchweig, jetzt in Hannover, anhängig gemacht wurde. Es handelte ſich dabei um eine lobhudelnde Beſprechung des Klencke'ſchen Romans „Leſſing", welche auf Veranſtalten des Verfaſſers ſelbſt verbreitet und von ihm Niemand Geringerm zugeſchrieben wurde als dem verewigten Lachmann. Der Biograph Lachmann's, Dr. Hertz in Berlin, gegenwärtig Profeſſor in Greifswald, glaubte Grund zu haben, die Echtheit des Documents in Zweifel zu ziehen; er erſuchte Hrn. Dr. Klencke um Mittheilung des Lachmann'ſchen Briefes, welchem jene Lobhudelei angeblich entnommen ſein ſollte. Hr. Dr. Klencke erwiderte mit allerhand Ausflüchten; da die Nachforſchung jedoch dringender wurde und da Hr. Dr. Hertz die Angelegenheit öffentlich in dieſen Blättern zur Sprache brachte, ſo erging er ſich in Schimpfreden und plumpen Späßen, auf die natürlich von Seiten des Hrn. Dr. Hertz und des „Deutſchen Muſeum" nichts weiter zu erwidern ſtand. Damit hatte der Streit damals ein Ende und ſchon hatten wir ihn halb vergeſſen, als ein Artikel der „Hannöverſchen Dorf-Zeitung" ihn uns wieder ins Gedächtniß ruft. Danach nämlich hat derſelbe Hr. Dr. Klencke kürzlich vor dem hannöverſchen Polizeigerichte geſtanden, beſchuldigt der Anmaßung von Titel, Wappen und Ehrenzeichen ſowie der Fälſchung eines Diploms der Leopoldiniſch-Karoliniſchen Akademie zu Breslau. In dem unlängſt erſchienenen hannöverſchen Adreßbuch hatte Hr. Dr. Klencke ſeinem Namen Titel und Würden beigefügt, zu denen er, nach der Meinung der Behörden, kein Recht hatte; bei einer polizeilichen Hausſuchung, welche infolge deſſen gegen ihn verfügt worden war, hatte ſich eine Maſſe unechter Documente

in seinem Besitz gefunden. Namentlich waren zwei Diplome über Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion, ein hölzernes Siegel, das anscheinend zur Untersiegelung dieser Urkunden gedient hatte, ferner ein Diplom über Verleihung eines niederländischen Ordens, ein weimarisches Patent über Ernennung des Hrn. Klencke zum Professor, ein Schreiben des Generalstabsarztes der preußischen Armee, die Verleihung des niederländischen Ehrenkreuzes betreffend, sowie eine Menge ähnlicher Documente vorgefunden worden. Dieselben waren, wie der Angeklagte selbst eingestand, sämmtlich fingirt; doch wollte er sie von Freunden, die einen Scherz mit ihm getrieben, erhalten, sich auch niemals ihrer bedient haben. Ein russisches Diplom, in welchem nach Hrn. Klencke's Aussage seine Ernennung zum Ehrenprofessor der kaiserlich-russischen Akademie ausgesprochen sein sollte, enthielt bei näherer Prüfung nur seine Aufnahme als correspondirendes Mitglied in einen medicinischen Verein zu Petersburg; in ein zweites Diplom, durch welches er zum Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Breslau ernannt worden, fand sich der Titel „Professor" fälschlich eingeflickt. Auch hierfür hatte der Angeklagte allerhand zum Theil sehr scharfsinnige Ausreden; das Gericht fand dieselben jedoch nicht stichhaltig, sondern verurtheilte ihn wegen Anmaßung einer Würde ꝛc. zu einer Geldstrafe von 20 Thlrn. Von der Beschuldigung der Fälschung wurde er freigesprochen, jedoch nur deshalb, weil das Vergehen in längstverjährter Zeit und im Auslande begangen worden, auch ein Strafantrag des Verletzten oder der ausländischen Behörden nicht vorliege. Wo die Literatur so zur Industrie geworden ist wie bei uns, da kann es natürlich auch nicht an literarischen Industrierittern fehlen; als Pflicht der Presse aber erscheint es uns, das unlautere Treiben derselben schonungslos aufzudecken, wo sie es findet. Wir wiederholen selbstgefällig den alten Spruch von der malà graeca fides und schreien Zeter über Simonides; unsere Gerstenbergk und Klencke, dünkt uns, wären kein übles Seitenstück. Die Consequenzen übrigens, die sich aus diesem Vorfall für die Echtheit oder Unechtheit der oben erwähnten Lachmann'schen Recension ergeben, mag der Leser sich selbst ziehen. Das Traurigste bei der ganzen Sache freilich scheint uns dies, daß Hr. Klencke bei alledem noch immer fortfahren kann, Bücher über Bücher in die Welt zu senden; lesen unsere Verleger denn gar keine Zeitungen? Oder macht das lucro cuivis bonus odor jede andere Rücksicht bei ihnen todt?

Die französische Wissenschaft hat einen ihrer glänzendsten und verdientesten Namen eingebüßt: am 22. Mai starb Augustin Thierry, der berühmte Verfasser der „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen", der „Briefe über die französische Geschichte", der Abhandlungen „Ueber das Zeitalter der Merovinger" und anderer historischer Werke, die ihm den Ruf eines der bedeutendsten unter den Geschichtschreibern der Gegenwart verschafften. Augustin Thierry war 1795 zu Blois geboren. In seiner Jugend schloß er sich den socialistischen Bestrebungen St.-Simon's an; auch seine ersten schriftstellerischen Versuche verfolgten dieselbe Richtung. Seit 1817 jedoch sagte er sich von den St.-Simonisten los, um sich zunächst der politischen Journalistik zu widmen. 1820 erschienen die schon genannten „Briefe über die französische Geschichte"; sie waren das Pro-

gramm einer wenigstens für Frankreich durchaus neuen Behandlung der Geschichte, deren Studium er sich nun ausschließlich und mit einem Eifer hingab, der kein Opfer scheute. Infolge seines übermäßigen Fleißes büßte er das Augenlicht ein; bald darauf befiel ihn eine Nervenkrankheit, welche die eine Hälfte seines Körpers lähmte. Nichtsdestoweniger setzte er seine Studien mit ungeschwächtem Eifer und wachsendem Erfolge fort; für seine Untersuchungen „Ueber das Zeitalter der Merovinger" erhielt er von der Akademie einen ihrer Hauptpreise, ein anderer, für die beste historische Arbeit bestimmt, wurde ihm volle 20 Jahre hindurch ununterbrochen alljährlich zutheil. Thierry's Leben war eine Kette von Leiden; zu seinen körperlichen Gebrechen gesellte sich der Tod seiner theuersten Freunde sowie seiner Gattin, Julie geborene de Quérengal (gestorben 1844), die sich ebenfalls als Schriftstellerin bekannt gemacht hat. Um so bewundernswerther ist die Klarheit und Frische des Geistes sowie der eiserne Fleiß, den er bis zur letzten Stunde behauptete. — Auch Genf hat einen seiner verdientesten Geschichtsforscher verloren: Eduard Mallet, geboren ebendaselbst 1801; er hat sich besonders durch seine Specialforschungen zur Geschichte seiner Vaterstadt bekannt gemacht. — Aus Berlin wird der Tod des Kammerherrn Friedrich von Drieberg (geboren 1784 zu Charlottenburg bei Berlin) gemeldet. Dem größern Publicum war derselbe hauptsächlich nur durch seine wunderlichen Versuche bekannt, die von allen Naturforschern anerkannten Gesetze des Luftdrucks sowie überhaupt die Schwere der Luft zu leugnen; er verfocht seinen wunderlichen Einfall in einer Reihe von Zeitungsinseraten, die ihn besonders in vormärzlicher Zeit zu einer komischen Figur von Berlin machten. Doch hatte er noch andere und besser gegründete Ansprüche auf öffentliche Beachtung; er war ein tüchtiger Musiker, sowol praktisch wie theoretisch. In letzterer Beziehung sind namentlich seine „Aufschlüsse über die Musik der Griechen" (1820), sein „Wörterbuch der griechischen Musik" (1835), sowie sein Hauptwerk „Die griechische Musik auf ihre Grundsätze zurückgeführt" (1841) von Bedeutung. Auch componirte er eine Anzahl von Opern, von denen das Singspiel „Der Sänger und Schneider" (zuerst in Berlin aufgeführt, 1814) sich nicht nur über alle Bühnen Deutschlands verbreitete, sondern auch noch jetzt mit Vergnügen gesehen wird.

Von Hermann Grimm, dem Verfasser des „Demetrius", ist ein Band „Novellen" (Berlin, Hertz), von Ferdinand Gregorovius, dem geistreichen und liebenswürdigen Touristen, über dessen „Figuren" diese Blätter erst kürzlich ausführlich berichteten, eine Uebertragung aus dem Sicilischen: „Lieder des Giovanni Meli von Palermo" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen. Ebenso das neue, von uns ebenfalls bereits erwähnte Werk von H. Burmeister in Halle: „Zoonomische Briefe. Allgemeine Darstellung der thierischen Organisation. Erster Band" (Leipzig, O. Wigand). Major Beitzke in Köslin ist mit der Fortsetzung seiner trefflichen „Geschichte der deutschen Befreiungskriege" beschäftigt; dieselbe wird den Feldzug von 1815 enthalten. Von A. von Reumont's „Jugendgeschichte der Catarina de' Medici" (Berlin, Decker) hat die zweite verbesserte, von Gustav Freytag's berühmtem Roman „Soll und Haben" (Leipzig, Hirzel) bereits die fünfte Auflage die Presse verlassen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakspeare (William), Venus und Adonis. — Tarquin und Lukrezia. Uebersetzt von Johann Heinrich Dambeck. Mit gegenübergedrucktem Original. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Freunden Shakspeare's wird diese neue, wenn auch schon vor längerer Zeit gefertigte und jetzt von dem Sohne des Uebersetzers herausgegebene Uebersetzung der beiden durch Glut und Bilderreichthum ausgezeichneten epischen Dichtungen Shakspeare's (mit gegenübergedrucktem Original) gewiß willkommen sein.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Herz.

Dichtungen von

Wilfried von der Neun.

Zweite Auflage.

8. Geh. 24 Ngr.

Arndt, Rückert und **Uhland** haben die Widmung dieser bereits in **zweiter Auflage** vorliegenden Gedichtsammlung angenommen.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Handwörterbuch

der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Fünfte Auflage. 8. Gebunden in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein **Wörterbuch der drei Hauptsprachen der Gegenwart**, dessen Trefflichkeit am besten durch das jetzige Erscheinen einer **fünften Auflage** verbürgt wird.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 24.** 12. Juni 1856.

Inhalt: Sonette aus Helgoland. Von **Anaſtaſius Grün.** — Das vorchriſtliche Abendmahl und ſeine Bedeutung. Von **Rudolf Wienbarg.** — Winckelmann's Bildniß noch einmal. — Literatur und Kunſt. Weibliche Bildung. („Bibliothek für die deutſche Frauenwelt. Herausgegeben von Claire von Glümer. Erſter Band: Mythologie der Deutſchen"; „Ueber weibliche Erziehung, von Hanna Moore, überſetzt und mit einer Einleitung von König".) — Correſpondenz. (Aus Paris. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Sonette aus Helgoland.

Von

Anaſtaſius Grün.

1.

Ein ſtilles Eiland in entleg'nen Meeren,
Ein Hort der Einſamkeit, den Störer mieden,
Der liebſte Traum der Herzen iſt's, die Frieden
Und tiefſte Abgeſchiedenheit begehren.

Ein Schiff, hinſteuernd in die ſchickſalſchweren,
Verhüllten Reiche der Okeaniden,
Das lockendſte der Bilder iſt's hienieden
Für Herzen, die im Drang zur Ferne gähren.

Kein Zauber doch iſt deinem gleich von allen,
Umflorter Sarg! Im Banne deiner Truhe
Vereint das Bleiben ſich und Weiterwallen;

Du biſt das Wanderſchiff durch wilde Brandung,
Du biſt das ſtille Inſelland der Ruhe,
Biſt Raſt und Reiſe, Fahrt zugleich und Landung.

2.

Ein reizvoll Eiland lieblichſter Umſchränkung
Dünkt das Sonett mir in der Dichtung Meere,
Ein kunſtreich Schiff, in deſſen enger Fähre
Den Weltenreichthum führt maßvolle Lenkung;

Ein Sarg auch iſt's, deß tiefere Verſenkung
Zur Ganzheit ein geſchloſſ'nes Sein verkläre;
Der Bau der Breter ſelbſt und Bretchen kehre
In das Sonett als ſinn'ge Reimverſchränkung.

Im Maß die Macht, Gewähren im Entbehren,
Das iſt ſein Zauber, das iſt auch der deine,
Du rother Fels, ſelbſt ein Sonett von Steine.

So will dein eig'ner Spiegel dich verklären,
Dein Abbild wird zum Kranze deiner Ehren,
Dir blühend aus dem eig'nen Widerſcheine.

3.

Wer dieſes Eilands Herr? Kein Mal gibt Kunde,
Kein Pfahl in Landesfarben iſt zu ſchauen,
Kein Schilderhaus, kein Wappen ſteingehauen,
Kein Mörſer, der es ſpräch' aus ehr'nem Schlunde.

Nur Sonntags, mit dem Glockenklang im Bunde,
Aufſteigt die ſtolze Britenflagg' im Blauen;
Hier bin ich! mahnt ſie landwärts deutſche Gauen,
Doch Schmerz und Scham nur grüßt aus deutſchem Munde.

Mir ſoll's die kurze Sonntagsluſt nicht kränken,
Zu freu'n mich ſolcher Macht und Kraft und Ehre,
Auch fremden Volks, als ob's das eig'ne wäre!

Der Abend wird die Flagge wieder ſenken:
Dann gibt's ſechs Tage, ſchmerzlich zu bedenken:
Warum's ſo kam? und wie's zum Beſſern kehre?

4.

O ſtillen Fleißes rührend ſchöner Reigen,
Wenn zarte Frauen hier mit ſchweren Laſten,
Hinan, hinab die Inſeltreppe haſten,
Wie ab und auf am Bronn die Eimer ſteigen!

Der Hochſinn ging in Dienſtbarkeit ſich neigen,
Thatkraft und Schwäche ſich ſo hold umfaßten,
Herculiſch Tagwerk übend ohne Raſten
Und magdlich fromm es bergend tief in Schweigen.

Sinnvoll, ihr Frauen, ſprecht ihr's aus im Kleide:
Des Hauptes ſchwarze Hülle ſagt von Leide,
Das euch in Dunkelheit die Tage ſpinnen;

Doch fürſtlich ſchwebt der Fuß hinan die Treppe
Im ſchönverbrämten Roth der Purpurſchleppe:
Demüth'ge Mägde, hohe Königinnen!

5.

Der Geiger fiedle und der Pfeifer blaſe,
Zum Hochlandsreih'n euch Mägdlein aufzufriſchen,
Daß die Geſtalten ſich, hinſchwebend, miſchen,
Wie Gold- und Silberfiſchlein in dem Glaſe!

Gleicht ihr nicht ſelbſt den Fiſchlein in der Vaſe?
So was vom Nixenhaften, Meeresfriſchen,
Ein Zug der Sippe, läßt ſich nicht verwiſchen;
Die Meerfei, traun, iſt eure holde Baſe.

Mir ſei's kein Wunder, wenn die Budenwände
Mit Einem Schlag als blanke Wogen ſteigen!
Die Spielleut' ſtört es nicht, und nicht den Reigen:

Auf Muſcheln blaſen ſie das Stück zu Ende,
Ihr tanzt zu End' im Meerſchloß von Kryſtallen,
Und geht dann ruh'n zum Luſthain der Korallen.

6.

Nun auf dem Meer die Regenſchauer laſten,
Was ſucht ein Lootſenaug' im Dunſtgebraue?
„Nothflaggen, die mich rufen, morſche Taue,
Verlor'ne Anker und bedrohte Maſten!"

Wie kann dein altes Aug' durch Nebel taſten,
Wo ſich mein jüng'res ſenkt am wirren Graue?
„Das kommt, weil ich in See mein Lebtag ſchaue
Und Eures auf Papier nur pflegt zu raſten."

Ein Meer iſt auch das weiße Blatt nicht minder,
Hat reiche Frachter, kühne Weltenfinder,
Manch treuen Lootſen, der zur Ferne ſchaue,

Hat Wolken auch, die um die Sterne laſten;
Mein Auge ſieht, wie deins, gefällte Maſten,
Zerbroch'ne Anker und zerriſſ'ne Taue.

7.

Im Pred'gergarten prunkt ein grün Geſchmeide,
Der Maulbeerbaum, mit ſo laubvoller Krone,
Wie keiner ſeiner Art in Südens Zone;
Der Nord erließ ihm den Tribut von Seide.

Hier praßt der Flüchtling dem Geſchick zum Hohne,
Kein Seidenwurm wählt ſeinen Schmuck zur Weide,
Kein Meſſer droht, das Laub und Aſt verſchneide, —
Im Reich der Bäume doch iſt er die Drohne.

Dem Baum im Süd riß man den Kranz vom Haupte,
Doch reicher, ſtolzer ragt mir der Entlaubte,
Ob ſein Gezweig auch kahl zum Himmel ſtarre;

Er ſchattet fort im Baldachin der Throne,
Er wipfelt noch im Flug der Luftballone,
Er rauſcht im Band der tönenden Guitarre.

8.

Zugvögel ſanglos dieſe Lüfte theilen,
Kein Sproſſer flötet's hier durch laub'ge Aeſte,
Kein Hänfling zwitſchert's hier aus ſicherm Neſte,
Das fromme Siedlerlied: „Da iſt gut weilen!"

Wir ziehen! tönt's im Chor der flücht'gen Gäſte,
Die Wellen rauſchen's, die den Strand zerfeilen,
Die Wolken dröhnen rollend hin: wir eilen!
Wir fliehen! brauſt's im Oſtenwind und Weſte.

Leis in den Nebeln ſäuſelt's: wir zerrinnen!
Zerriſſ'ne Segel flattern dort: wir wallen!
Die Möwe kreiſcht im haſt'gen Flug: von hinnen!

Zerbröckelnd ſpringt der Stein vom Rand: wir wandern!
Vom alten Felſen klingt es: wir zerfallen!
Er ſingt es wol ſich ſelber und uns Andern.

9.

Vom Felſen rieſeln rothe Steinchen leiſe,
Als rinne Blut vom Eiland in die Fluten;
Es ſtirbt langſamen Tod, wie jener Weiſe,
Im Bad aus off'nen Adern zu verbluten.

Doch grauſam träg iſt der Zerſtörung Reiſe,
Kein raſcher Untergang in Sturm und Gluten!
Ein Sturz, der einſt kein Wellchen regt im Kreiſe, —
Wie herbes Menſchenloos will mich's gemuthen.

Wenn langſam niederrieſelt ins Vergeſſen
Das Dauerndſte, was unſer Herz beſeſſen,
Wenn unſer Beſtes Stück um Stück verwittert!

Wir müſſen erſt die bitt're Welle trinken
Der herben Flut, eh' wir in ſie verſinken, —
Wir ſinken ein, und keine Welle zittert.

10.

Die Inſel birgt das Haupt in Dämmerniſſen, —
Der Sterbeſchleier iſt's der Todgeweihten,
Den um ihr Antlitz Nebelflöre breiten;
Das Opfer will im Opferkleid ſich wiſſen.

Drum mag den Sonnengott ſie gerne miſſen,
Er lächelt ihr kaum im Vorüberſchreiten,
Wenn Oſt, der Wolkenſpalter, ihr zu Zeiten
Vom Haupt den Schleier frevelnd weggeriſſen.

Die milde Nacht doch kommt, ihn neu zu ſpinnen,
Sie wirft ihr flatternd Mondlicht auf die Welle
In blankem Streif als weißes Todtenlinnen,

Verhängt mit ſchwarzem Tuch des Himmels Zinnen
Und zündet Stern an Stern zur Lichterhelle
Als Trauerkerzen einer Sterbkapelle.

Das vorchriſtliche Abendmahl und ſeine Bedeutung.

Von

Ludolf Wienbarg.

Klopſtock nennt in einer ſeiner Oden die Unſterblichkeit einen großen Gedanken, werth des Schweißes der Edlen. Dieſelbe heldenhafte Anſicht von der Unſterblichkeit finden wir auch in den früheſten Religionen des Alterthums wieder. Zunächſt ſind es ihre Halbgötter, die ſich ihrer hohen Abkunft dadurch würdig machen, daß ſie alle, gleich Hercules, ein kämpfendes, ringendes Leben führen, wilde Menſchen und Thiere befehden, alle ungebundenen, dem Leben, dem Recht, der Geſundheit, der Cultur feindlichen und widerſpänſtigen Mächte ihrer ſtarken Hand unterwerfen, für ſüße Frucht und Befruchtung, für die Erhaltung und Veredelung des menſchlichen Daſeins Sorge tragen. Gleicherweiſe war es auch die religiöſe Lebensaufgabe aller Edlen und Freien des Alterthums, ihr Anrecht auf die Gnaden der Götter durch Kämpfe und Mühen im Dienſte des Landes, durch Aufopferung ihrer Perſon zu verdienen. „Die alte Götterlehre", ſagt ein Forſcher *), „war auch eine Kriegslehre, und wer die Weisheit lernte, lernte den Krieg. Unter Krieg und Kampf hatten die Götter ſelbſt das Samenkorn der Früchte und der Lehre gebracht, und ſo war Stärke und Mannheit die erſte Pflicht der Beſten im Lande."

Ich will dieſen Gedanken durch ein Beiſpiel aus dem einſt ſo ſchönen, herrlichen, geiſtig-ſtrebſamen Athen erläutern. Erichthonius (gleichbedeutend mit dem ſpätern Erechtheus) hieß der ganz fabelhafte Stammvater der Athener, wörtlich der Erdgeborene oder Eingeborene **), der, von der Himmelsmutter Here abſtammend, gleich Moſes, dem Begründer, Berger und Retter ſeines Volks, als Neugeborener in einem ſchwimmenden Käſtchen ausgeſetzt und — etwas verſchieden — der Hut von drei Königstöchtern, Kindern des Cekrops, übergeben worden war. Ein Heros wie die meiſten Heroen des Alterthums, nämlich ein Bild des ſiegreichen Sonnenlaufs oder der aus den öden winterlichen Ueberſchwemmungswaſſern ſich emporringenden Fruchterde. Dieſer Stammvater kriegte, ſiegte und ſtarb für ſein Volk, hatte ſogar ſeine eigene Tochter geopfert, wie Jephtha. Er war der Urathener, begraben auf der Burg, in einem wundervollen, zum Theil noch gegenwärtig erhaltenen Tempel, welcher der Göttin der heitern Luft und des heitern Denkens, der Athene, ge-

*) Creuzer in ſeiner „Symbolik".

**) Etwas Aehnliches ſcheint auch der Name Armin, Irmin, Hermann, Germane zu bedeuten.

weiht war. Aber auch die erwähnten Königstöchter besaßen ihre Heiligthümer auf der Burg und in einem derselben, in dem der Aglauros, welche das schwimmende Kästchen zuerst neugierig (dem Verbot zuwider) geöffnet hatte, schwor der junge Athener, wenn er mündig wurde, seinen vaterländischen Bürger- und Kriegereid. Der lautete also: „Ich will meine heiligen Waffen nicht schänden, ich will meinen Nebenmann, wer es auch sei, und die Schlachtreihe nicht verlassen. Ich will zur Wehr sein für das Vaterland und was heilig und ehrwürdig ist, allein und mit Andern. Das Vaterland will ich nicht verringert überliefern; ich will Attikas Grenzen, Attikas Weizen, Gerste, Wein und Oliven behaupten und erhalten. Zu Wasser und zu Lande will ich ausziehen, wohin ich Befehl erwarte. Ich will mich den jedesmaligen Richtern unterwerfen und gehorchen will ich den beschlossenen Gesetzen und denen, die künftig das Volk beschließen wird, und wenn Jemand die Gesetze aufhebt und ihnen nicht gehorcht, will ich es nicht zulassen. Zur Wehr will ich sein, allein und mit Allen, und die väterlichen Heiligthümer will ich ehren. Zeugen seien die Götter Aglauros, Enyalios, Ares, Zeus."

An sich selbst und seinem einfachen Wortlaute nach erregt dieser Bürger- und Kriegereid athenienſischer Jünglinge den Eindruck einer musterhaft abgefaßten ewigen Verpflichtung aller und jeder Angehörigen in sich freier und nach außen selbständiger Staatskörper. Die zugrunde liegende Idee ist aber noch tiefer, noch religiöser. Jene obengenannte Aglauros, eine Ackergöttin, war selber winterlich gestorben und versteint und nur durch Ares, den Gott des Kriegs und der Hitze, zum Leben zurückgeführt worden. Bei ihr und Ares schwören hieß bei dem Glauben an die Wiederauferstehung schwören und dem Jüngling, der für sein Vaterland fallen würde, Unsterblichkeit verheißen.

Ganz im Allgemeinen aber gründete sich der antike Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode auf die religiöse Verehrung der Natur als eines Götterleibes, der alljährlich den Kreislauf des Lebens, Sterbens und der Wiedererneuerung oder Auferstehung aus dem winterlichen Grabe an sich vollzog. Nicht allein die Heroen, sondern Götter selbst, wie in Aegypten Osiris, in Griechenland Demeter und ihre Tochter und jener von Titanen zerrissene Bacchus, der Zagreus genannt wurde, lauter fruchtbringende Gottheiten, die auch in andern alten Religionen ihresgleichen hatten — umkreisen kämpfend die Erde oder steigen in die Unterwelt hinab, werden Märtyrer, sterben — aber nur um den Tod zu besiegen und in jedem neuen Frühling (und danach auch in größern, Jahrtausenden umfassenden Zeiträumen und Kreisläufen) den Triumph des Lebens darzustellen.

Eine sinnbildliche Darstellung dieser Götterthaten und Götterleiden mit den daran geknüpften Hoffnungen der Gläubigen bildete einen wesent-

lichen Theil des religiöſen Cultus, der Feſte, Ceremonien, Weihen des Alterthums. Es war das gleichſam der pathetiſche und ſympathetiſche Theil der heidniſchen Religionen, der das ſonſt im ewigen Aether lebende Göttergeſchlecht mitleidend den leidenden Sterblichen näher brachte, ihren moraliſchen Muth befeuerte und Antheil an ihrer Unſterblichkeit verſprach.

Man muß bei dieſen Vorſtellungen Zweierlei ins Auge faſſen. Einmal, daß dieſe Götter Frucht- und Befruchtungsgötter ſind, ja daß ſie in ihrem Leiblichen zum Theil die Frucht ſelbſt, die nährende, die in Blut, Hirn und Knochen ſich verwandelnde, in alle Formen des Lebens übergehende Frucht darſtellen, wie die von der Unterwelt geraubte Kore das Samenkorn, Bacchus den herzerfreuenden Wein und freilich auch jedes ſchöpferiſche, treibende, ſchwellende, gegen alle Verknöcherung ſtreitende Naß; Oſiris, als blutig geopferter Nilgott, desgleichen. Dann aber auch, daß ſie in den Augen der Gläubigen dies Leibliche mit ihrer Götterkraft durchdrangen und ewig ſtrebend und ſtreitend ſiegreich aus dem ſteten Verfall alles Leiblichen hervorgingen. Daraus folgt denn, daß, wer an ihnen Theil haben wollte, zwar ihrer leiblichen Gaben genießen mußte, aber nicht als gemeiner Freſſer und Trinker und wie Materie mit Materie ſich vermählt, ſondern in einem höhern geiſtigen Sinn, als Eingeweihter. An eine Dogmatik oder auch an beſondere Aufſchlüſſe über das künftige Leben hat man hier, ſelbſt bei der Feier der Myſterien, nicht zu denken. Die Verrichtungen waren ſinnlich, aber geeignet, das Ueberſinnliche anzuregen. Zuweilen ließen die Athenienſer ſchon ihre Kinder in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe (der Demeter, Ceres, der fruchtbaren Erde) einweihen, von welcher ein griechiſcher Schriftſteller (Iſokrates) ſagt, daß ſie die „ſüßeſten Hoffnungen gewähren". Sokrates freilich blieb dieſen Myſterien fern, um frei zu ſein im Reden.

Mit den meiſten Opferfeſten des Alterthums waren aber auch Opfermahlzeiten verbunden. Der alte Grieche dachte ſich die Götter dabei gegenwärtig und ſaß aus Ehrfurcht an dieſen Göttertiſchen, ſtatt, wie ſonſt bei ſeiner gewöhnlichen Tafel, zu liegen. Die Götter waren bei dieſer Gelegenheit ebenſo ſehr die Gaſtgeber als die Gäſte. Denn ihnen verdankte man und mit ihnen theilte man die guten Gaben; ihnen wurde das Beſte geopfert oder fiel den Prieſtern anheim. Das Opfermahl war oder bedeutete ſtets eine fortdauernde Gemeinſchaft der Sterblichen mit den Unſterblichen. Den Aegyptern war jedes Gaſtmahl eine Erinnerung an den Tod, aber auch an die Wiedererneuerung, indem eine Mumie vorgezeigt wurde, die aber wieder an die Urmumie, an den Oſiris erinnerte, der geſtorben war und dennoch als Todtenrichter fortlebte. In den Ruinen der Todtenpaläſte des Orients ſieht man Abbildungen noch von Gaſtmählern, wo der König, das Abbild des nährenden Sonnengottes (Cyrus, Koreſch, Kerſchid ſoll eben nur Speiſekönig bedeuten)

unter seinen Hofleuten und Heerführern präsidirte. Die neuesten Funde dieser Art warten jedoch noch immer auf eine solche tiefer eingehende Erklärung. Die Römer feierten alljährlich sogenannte Charistien oder Liebes- und Versöhnungsmahle unter Verwandten, wo die Sippe sich erst auf ihren Familiengräbern versammelte, dann bei einer heitern Mahlzeit vergaß und vergab, was man etwa gegeneinander auf dem Herzen hatte. Dies geschah im ersten Frühling, wo ja auch die Juden ihr gebratenes Paschalamm, ihr Blutsverwandtenmahl verzehrten, zum Angedenken, daß ihre Erstgeburt in jener Nacht leben geblieben und daß sie selber aus den Banden des ägyptischen Todtenreichs befreit worden. Vor allen Dingen müßte ich hier aber von jenen Ostermahlen sprechen, welche in den Bacchusmysterien zur Zeit der Frühlingsgleiche abgehalten wurden und von denen ich nur kurz erwähnen will, daß die Mysten oder Eingeweihten das rohe Fleisch eines geschlachteten Opferstiers aßen, welcher den zerrissenen Dionysos (Bacchos) selbst vorstellte, in dem Glauben, dadurch entsündigt und erlöst, das ist vom Tode befreit zu werden. Auch die ihrem Wesen nach sehr alten, besonders aber gegen die Zeit von Christi Geburt im Abendland sich verbreitenden Mysterien des persischen Mithras, des göttlichen Stierschlächters, müßten hier erwähnt werden; nicht zu gedenken der Todtenfeste des Confucius, an denen seit mehr als 2000 Frühlingen ein mit Wein gefüllter „Kelch des Heils und der Glückseligkeit" dargereicht und vom Priester getrunken, das Fleisch der Opferthiere aber von den Andächtigen stückweise als ein Gnadenmittel genossen wird. Und das christliche Abendmahl, dies wichtige Symbol, ohne welches man sich die Ausbreitung der christlichen Kirche kaum zu denken vermag, was bedeutet es dem Gläubigen anders als die Verheißung des Nichtsterbens, des ewig Lebenbleibens (in Christus)?

Es ist aber Zeit, daß ich zu den germanischen Todten- oder vielmehr Unsterblichkeitsmahlen übergehe und insbesondere zu einer bisher freilich nicht gewürdigten historischen Merkwürdigkeit, die uns der Grieche Herodot, der Altmeister der Geschichtschreibung, in dem vierten Buch seiner Geschichten überliefert hat. Dort spricht er von den Geten, einer thrakischen Völkerschaft, die er wegen ihrer Tapferkeit und Besonnenheit vor allen andern rühmt und die er mit besonderm Nachdruck als Unsterblichkeitsgläubige bezeichnet. Denn, sagt er, sie glauben nicht zu sterben, sondern sterbend zu ihrem Gott Zalmoxis zu gehen, den einige auch Gebeleizis nennen. Merkt wohl, es war den Griechen auffällig, daß hier nicht von einem Zwischenzustande, von einem dunkeln Unterweltsleben, von künftiger Verwandlung, Auferstehung, Seelenwanderung und wie sonst die alten Völker sich den Zustand nach dem Tode nicht sowol dachten, als einer unbestimmten und wechselnden Phantasie überließen, sondern von einem unmittelbaren Uebergang des Sterbenden in das

Reich ſeines Nationalgottes, die Rede; wenigſtens hat Herodot, der treue, fromme Wanderforſcher der Alten Welt, die Sache von dieſer Seite aufgefaßt.

Von dieſem Gotte Zalmoxis (nicht Zamolxis, wie er auch wol geſchrieben wird) berichtet Herodot, daß er, einer griechiſchen Sage zufolge, Zeitgenoſſe, ja anfangs Sklave des myſtiſch-weiſen Pythagoras (550 Jahre vor Chriſtus, wie Confucius) geweſen, hält dieſe Meinung aber nicht für richtig und rückt ihn jedenfalls in ein höheres Alter hinauf. Ohne Zweifel mit Recht, wenn auch beide Umſtände, nämlich daß dieſer thrakiſche Gott und Religionsſtifter in Knechtsgeſtalt auf der Erde erſchienen und daß eben Pythagoras, der Stifter eines politiſchen Philoſophenbundes, ſein Herr und Lehrmeiſter geweſen ſein ſoll, nicht ohne Bedeutung ſein möchten. Es ſieht den alten Reiſen nach Aegypten ähnlich.

Begütert zurückgekehrt in ſein Vaterland, habe Zalmoxis, Land und Städte der Geten durchwandernd, die Vornehmſten in ein Gaſthaus (wo nach alter Sitte die Gäſte das Eſſen mitbringen mußten und nur gekocht wurde) geladen und ihnen beim Mahl die Verſicherung gegeben, daß ſie, indem ſie mit ihm äßen und tränken, nicht ſterben würden, vielmehr ſie und ihre Nachkommen eines unſterblichen Lebens gewiß ſein dürften. Auch habe er ſich eine unterirdiſche Wohnung, ein Grabgewölbe mauern laſſen und ſei plötzlich darin verſchwunden. Nach drei Jahren aber ſei er wieder zum Vorſchein gekommen und habe dadurch den Glauben ſeiner Anhänger in dem Grade verſtärkt, daß ſie ihn fortan für den wahren Gott gehalten und einzig ihn verehrt hätten. Alle fünf Jahre ſendeten von der Zeit an die Geten einen Boten an Zalmoxis, um ihm ihre Anliegenheiten vorzutragen. Da man aber nur ſterbend zu ihm gelangen könne, würde der Bote unterwegs von ſeinen Begleitern plötzlich aufgehoben, in die Luft geſchleudert und mit drei Spießen aufgefangen und durchbohrt; ſterbe er, ſo ſei er der rechte, dem Gott genehme Bote geweſen, wo nicht, ein ſchlechter Mann. In dieſem Falle wähle man einen andern Geſandten.

Wenn ich alle die myſtiſchen Momente, die hier in Betracht kommen, z. B. das Grabgewölbe, die an die Dreizahl geknüpfte Zeitdauer des Verſchwindens, die Speerſtiche von unten auf und Sonſtiges hier berühren wollte, ſo müßte ich — nicht wenige Minuten — ſondern Stunden bei dieſer ſeltſamen Nachricht verweilen.

Wir wollen uns aber nur an das Weſentliche, mindeſtens an das Hierhergehörige halten.

Es gibt gar mancherlei, wenn auch neuerdings mehr beſtrittene als anerkannte, doch für mich überzeugende Beweiſe und Inzichten, daß die alten Thraker germaniſcher Abkunft waren. Die obige Nachricht ſtelle

Digitized by Google

ich obenan. Der Unsterblichkeitsglaube, wie er hier erscheint, ist nur den alten Germanen eigen und stimmt mit der sie auszeichnenden Todesverachtung und mit ihrer so entgegengesetzt scheinenden Doppelleidenschaft für tödtlichen Kampf, kriegerischen Tod und fröhliche Gastereien zusammen. Kein einziges Volk der Erde hat in diesen äußersten Gegensätzen, welche allerdings in dem geheimen bewegenden Mittelpunkt aller alten Religionen sich vereinigen, so geschwelgt als das germanische. Wären die Germanen nur Fresser und Säufer gewesen und leidenschaftliche Festmahlsveranstalter, wie sie es auch noch heutigentags geblieben, so möchte schwerlich das Germanenthum das Römer- und Griechenthum überholt haben und die Weltgeschichte sozusagen in germanischen Angeln schweben.

Und nun die nähern Beweise. Kein Germane starb, sondern ging bei Odin oder Wodan zu Gast, oder fuhr zu Odin.*) Und es waren damals, bei den keineswegs musterhaften Zuständen des nur auf kriegerischen Erbadeligen und Erbfreien beruhenden Staats, eben nur die Bevorzugten, welche, kämpfend und fallend, zu Odin gingen — indem erst Christus die Menschen vor Gott frei und gleich machte und jedem Kämpfer in seinem sittlichen Reiche, jedem Genossen seines Mahles die Unsterblichkeit zusicherte. Die Gothen waren die ersten Germanen, die zum Christenthum übergingen, aber noch späthin erhielten sich bei allen germanischen Völkerschaften die altheidnischen Leichenschmäuse, fränkisch dadsisas (Todtenessen), welche an die thrakischen Abendmahle, an Zalmoxis oder an den uns bekannten Gott Freyr erinnern, welcher auch gestorben war und trotz seines dreijährigen**) Aufenthalts im Grabe, fortfuhr, für die Fruchtbarkeit der Erde zu sorgen. Endlich verrathen auch die beiden Namen des thrakischen Gottes und Religionsstifters seine germanische Abkunft. Es sind Beinamen, von seiner Eigenschaft als Gastgeber und Seligmacher abgeleitet. Das Wort Sal bedeutet sowol den Fremden, den Gast, die Gesellschaft als den Tod, das „Selig"sein, das ist, nach altem Begriff, das Aufgehobensein bei Gott, wie wir sagen: Gott hab' ihn selig. Die zweite Silbe moxis bedeutet Speise, Messe (denkt an Magen, Geschmack, Mageiros, im Griechischen Koch und Fleischer), in Gemeinschaft (unter Makern, Tischgenossen) abgehalten. Zalmoxis ist also der Gott, der im mystischen Sinn ein Gastmahl bereitet. So heißt im Gothischen die fremde Herberge, wo Christus das Abendmahl mit seinen Jüngern einnahm, Salithwos; und in Skandinavien war Sälusaus eine Herberge in einsamen und öden Gegenden. Auch der Beiname Gebeleizis bedeutet Aehnliches: Gebel erinnert an das alt-

*) Sterben hieß: at gista Odin, fara till Odin.

**) Die Dreizahl bezieht sich auf die drei Wintermonate.

deutſche Gaſſel, d. i. Geſellſchaft; und bei dem nizis werdet ihr ſchon richtig an Eſſen und Aetzen gedacht haben.

Aber ich muß abbrechen. Nur einen Gedanken möchte ich euch für heute hinterlaſſen: nämlich wie viel höher der alte Glaube ſtand, wenn man ihn ſo ausdrückt, daß das Geiſtige und Göttliche den wandelnden Stoff beherrſcht, als der, „daß Speiſe und Trank den Stoff liefern, der in uns denkt und fühlt". *)

Winckelmann's Bildniß noch einmal.

Es iſt nun etwas mehr als zwei Jahre her, daß W. Hemſen in dieſem Blatte (1854, I, 394) die Aufmerkſamkeit auf das Porträt Winckelmann's gelenkt hat, das, von der Hand der Angelica Kauffmann, ſich noch in Zürich befinden ſollte und als das einzig glaubwürdige Original nachgewieſen wurde, von dem eine Nachbildung wünſchenswerth wäre und die Verehrer des vortrefflichen Mannes allein befriedigen und erfreuen könne. Hemſen glaubte damals faſt eine wunderliche Abſicht des Geſchicks erkennen zu ſollen, dieſes echte Winckelmannbild der Oeffentlichkeit für immer zu entziehen, und eine zeitlang mochte Schreiber Dieſes jenem Glauben gleichfalls huldigen. Er hatte nämlich ſofort auf die Anregung in dieſem Blatte hin einige Nachforſchungen nach dem, wie faſt anzunehmen war, verſchollenen Schatze angeſtellt, die aber, ſei es aus eigener Ungeſchicklichkeit oder aus Mangel an eingehendem Entgegenkommen auf Seite Derer, die um das Gewünſchte wiſſen konnten, ohne Erfolg blieben. Es war ſelbſt ſchon ein geſchickter Porträtmaler zur Hand und für eine Copie bereit. Indeß, auch die Gemälde haben sua fata, obwol, ſeltſam genug, in dieſem Falle wol gar kein eigentliches Geheimniß im Spiele geweſen und der Zufall den Suchenden nur nicht die rechten auskunftsfähigen Leute hatte finden laſſen. Denn als vor einigen Monaten der züricher Maler Konrad Zeller, mit der Familie Füßli verwandt, ſtarb, ward das hiſtoriſch berühmte Porträt Winckelmann's von Angelica Kauffmann in ſeinem künſtleriſchen Nachlaſſe nicht eigentlich erſt wieder entdeckt, ſondern bei dieſer Gelegenheit, welche mühſelig Geſammeltes gern wieder nach allen Seiten zu zerſtreuen pflegt, nur von neuem in der Erinnerung Mehrer aufgefriſcht und allgemeiner bekannt. Die Geſchichte des Gemäldes ſpielte übrigens auch da noch fort und es war eine zeitlang nahe daran, daß es jetzt erſt ſeiner langjährigen Heimat entriſſen und entfremdet werden könnte. Indeß kam es doch nicht dazu und das Bild iſt um einen

*) Worte von J. Moleſchott: „Lehre der Nahrungsmittel", zweite Auflage, S. 256.

mäßigen Preis in den Besitz der Künstlergesellschaft Zürichs für ihre Sammlungen übergegangen und nunmehr Allen zugänglich. In einer für Kunst und Literatur bestimmten Beilage der „Neuen Zürcher Zeitung" wird von einem Kunstkenner die Ueberzeugung ausgesprochen, daß ein guter Stich nach diesem entschieden besten Porträt des großen europäischen Kunstlehrers vielen Verehrern desselben eine höchst willkommene Gabe sein würde. Wir können dieser Absicht nur beistimmen und eine rasche Bethätigung wünschen. Bemerkt sei übrigens, daß, soviel wir in Erfahrung gebracht, eine Copie des Gemäldes, in der Größe des Originals, von der züricher Künstlerin Frl. Fries, sich in den Händen des Professors Otto Jahn in Bonn befindet. Den geistigen Ausdruck des Bildes hat Matthisson wiedergegeben (s. „Deutsches Museum", 1854, Nr. 11); so möge hier noch die mehr äußere Beschreibung Platz greifen. „Es ist ein Kniestück. Winckelmann sitzt im faltigen Schlafrock, ein Tuch locker umschlungen, sodaß der Hals frei bleibt, an einem Tisch, über welchen ein rother Teppich gebreitet ist. Auf demselben liegt ein Basrelief mit den drei Grazien und darauf ein aufgeschlagenes Buch, auf das er beide Hände legt. Er hält in der Rechten, deren kleiner Finger mit einem Siegelring versehen ist, eine Feder und sieht auch hier mit einer Wendung des Kopfes, die charakteristisch gewesen zu sein scheint, vor sich hin, als sinne er über einen Gedanken, der ihn lebhaft beschäftigt.

Es mag nicht ohne Interesse sein, bei der Geschichte dieses Gemäldes noch etwas zu verweilen, namentlich wenn man sieht, welchen Werth Winckelmann selbst darauf gelegt hat, von Angelica Kauffmann gemalt worden zu sein. Er schreibt (Briefe, II, 309) am 18. Juli 1764 an Franke: „Mein Bildniß ist von einer seltenen Person, einer deutschen Malerin, für einen Fremden gemacht. Sie ist sehr stark in Oel und das meinige kostet 30 Zechinen; es ist die halbe sitzende Figur. Sie hat dasselbe in Quarto geätzet und ein Anderer arbeitet es in Schwarzer Kunst, um mir ein Geschenk mit der Kupferplatte zu machen. Das Mädchen, von welchem ich rede, ist zu Kostnitz geboren, aber zeitig von ihrem Vater, der auch ein Maler ist, nach Italien geführt worden, daher sie welsch so gut als deutsch spricht; sie spricht aber dieses, als wenn sie in Sachsen geboren wäre. Auch spricht sie fertig Französisch und Englisch, daher sie alle Engländer, welche hierher kommen, malet. Sie kann schön heißen und singet um die Wette mit unsern Virtuosen. Ihr Name ist Angelica Kaufmannin." Das oben gebrauchte Wort „Fremder" darf uns nicht irre machen; es bedeutet wol nur „einen nicht in Rom Anwesenden". Denn man weiß, daß der Rathsherr (Obmann) Füßli (Zeller's Großvater) mit Winckelmann und der Künstlerin eng befreundet war, und das Bild bei Letzterer 1763 bestellte. Fertig geworden war es am 13. Juli 1764, wie Winckelmann nicht säumte, noch an

demſelben Tage ſeinem Freunde Füßli nach Zürich zu berichten, wie wir denn auch von ihm ſelbſt aus einem Briefe an Stoſch vom 15. Auguſt 1766 (Briefe, III, 60) erfahren, daß Füßli das Gemälde veranlaßte: „Füßli ließ mich von der geſchickten Hand eines deutſchen ſchönen Mädchens zu Rom in Oel malen, und in der Geſtalt, in welcher Sie verlangen; die Malerin ätzte daſſelbe ſelbſt in Scheidewaſſer, aber es iſt einer der erſten Verſuche dieſer Art.“ Bei Füßli ſah das Bild Matthiſſon im Auguſt 1787. Das von Angelica geätzte Porträt beſpricht H. P. Sturz („Sämmtliche Schriften“, erſte Sammlung, S. 37. Das ſeltene Blatt iſt in kleinem Quart, 7½ Zoll hoch und 6 Zoll breit und hat die Ueberſchrift: Jo. Winckelmann, Antiq. Pontif. et Prof. Graec. L. in Biblioth. Vatic. Darunter ſteht: Angelica Kauffmann dipin. e inc. — in Roma anno 1764. In flüchtigen Zügen iſt dann noch in die Platte eingeriſſen Published Oct. 15t. 1780. Wüßte man nicht aus Winckelmann's eben angeführten Worten, daß dieſe Radirung einer der erſten Verſuche der Malerin geweſen, ſo müßte die große Verſchiedenheit zwiſchen den Köpfen des Oelgemäldes und der Radirung ſehr auffallen. Sie entſprechen ſich nach den Mittheilungen, die wir hier benützen, kaum in der allgemeinen Bildung, in den einzelnen Formen aber iſt die größte Divergenz; auf der Radirung erſcheint Alles ſchärfer, ſpitzer. Auch das Haar iſt ganz verſchieden; auf dem Gemälde, wie auf dem von Mengs, ziemlich dünn und kurz geſchnitten, dort voller und mehr lockig. Der Ausdruck auf dem radirten Blatte iſt feuriger, ſchärfer. Wir erinnern uns wol, die Radirung ſelber in einer Privatſammlung geſehen zu haben; aber es iſt zu viele Jahre her, als daß dies noch unſerer eigenen Vergleichung dienen könnte.

Winckelmann ſelbſt hat offenbar ſein Porträt von der Kauffmann ſehr hoch gehalten. Am 16. Juli 1764, alſo drei Tage nach der Vollendung, ſchreibt er an Dr. Volkmann (Briefe, II, 301): „Wenn Hr. Reifſtein auf mein ſchönes Porträt von der Mademoiſelle Kauffmann geräth, und es ätzt, könnte es dieſer Schrift (über die Allegorie) vorgeſetzt werden.“ Reiffenſtein führte dies auch wirklich aus; er iſt der „Andere“ in dem Brief an Franke Erwähnte, und jedenfalls auch wieder gemeint, wenn es (Briefe, II, 387) am 26. Juli 1765 an Berendis heißt: „Mein Porträt iſt zwei verſchiedene mal in Kupfer geſtochen, und das eine iſt von einem ſchönen Frauenzimmer geätzt.“ Von Reiffenſtein's Radirung iſt indeſſen ſonſt gar nichts bekannt.

Uebrigens ſcheint das Porträt der Kauffmann noch weiter nicht ohne Nachbildung geblieben zu ſein. Winckelmann ſchreibt an Stoſch am 15. Auguſt 1766: „Dieſes Porträt, das zu Zürich iſt, wird von einem geſchickten Kupferſtecher zu Baſel förmlich geſtochen; es iſt derſelbe ein begüterter Mann und reiſet mit vieler Würdigkeit in Italien; jetzt iſt er

zu Rom, und wird in wenigen Tagen zurückgehen, und alsdann den Kopf vollends endigen, nachdem er das Leben geſehen hat. Er heißt von Mecheln." Man ſieht auch daraus mittelbar wieder, daß auch von Mecheln (der bekannte Sammler und Kunſtkenner) das Kauffmann'ſche Porträt dem „Leben" ſehr ähnlich muß gefunden haben. Ferner heißt es am 4. November an Franke (Briefe, III, 96): „Meinen Kupferſtich ſollen Sie von Baſel aus mit Gelegenheit haben; ich werde es aber dem Werke (den „Monumenti inediti") nicht vorſetzen." Und noch am 20. Mai 1767 an Hrn. von Bergk (Briefe, III, 161): „Mein Porträt, welches Sie von Caſanova's Hand hofften" (es war dies ein Bruder des bekannten Memoirenſchreibers), „iſt nach einem andern Porträt von dem Künſtler ſelbſt geätzet, es wird aber daſſelbe von einem der geſchickteſten Kupferſtecher, Hrn. von Mecheln zu Baſel, nach eben dieſem Porträt, welches zu Zürich iſt, geſtochen, und wird eheſtens erſcheinen und zu haben ſein."

Danach ſollte man alſo faſt mit Gewißheit annehmen dürfen, der Mecheln'ſche Kupferſtich müßte exiſtiren. Auch führt in der That Fernow (Winckelmann's Werke, I, XLIII) dieſen Kupferſtich in Folio an, und ebenſo Roſetti (aber wahrſcheinlich nur nach Fernow) eine „riproduzione" des Bildes der Kauffmann „eseguita in foglio grande a bellissimo intaglio dall' incisore Christiano Mecheln da Basilea". Gleichwol ſprechen überwiegende Gründe dafür, daß dieſer Kupferſtich nicht exiſtirt, Mecheln ihn nicht vollendet hat. Er fehlt in dem Katalog des Mecheln'ſchen Nachlaſſes, findet ſich in großen Sammlungen nicht; eifrige Sammler, erfahrene Kunſthändler haben ihn nicht zu Geſicht bekommen. Es gehört alſo auch dieſer Umſtand mit zu dem eigenthümlichen Schickſal des Winckelmannbildes der Angelica, von dem ſchon Hemſen einen ähnlichen Appendix in der Notiz beigebracht hat, wie ſpäter auch einmal Füßli ſelbſt vergebens an eine würdige Nachbildung deſſelben gedacht hat. Hoffen wir, daß dieſe wunderliche Abgeſchloſſenheit nun ihr Ende erreicht habe und möchten nöthigenfalls auch dieſe Zeilen dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit wach zu erhalten, um endlich einer Pflicht gegen das Gedächtniß Winckelmann's genügt zu ſehen. Dr. L.

Literatur und Kunſt.

Weibliche Bildung.

Ob es wol wirklich ein Zeichen eines geſunden und naturgemäßen Zuſtandes iſt, daß jetzt ſoviel über weibliche Bildung und Erziehung, über Beruf und Stellung der Frauen, ihr Verhältniß zu Haus und Familie, zu Staat und Geſellſchaft ꝛc. geſchrieben wird? Ja daß wir auf dem beſten Wege ſind, zu der Literatur von Frauen noch eine eigene Literatur für Frauen hinzuzubekommen, und zwar zum größten Theil ebenfalls aus weiblicher Feder? Wir zweifeln. Von der einzelnen Frau behauptet bekanntlich ein altes Sprichwort, daß diejenige die beſte ſei, von der am wenigſten geſprochen wird, und auch mit der Geſammtheit, glauben wir, ſteht es nicht anders. Allen Reſpect vor den Frauen und ihrem Einfluß auf Haus, Familie und Geſellſchaft; derſelbe kann gar nicht hoch genug angeſchlagen werden und nur ein Thor könnte ihn leugnen oder herabſetzen wollen. Aber bei alledem wird es doch wol ſeine Richtigkeit haben, daß das eigentlich entſcheidende, das unmittelbar eingreifende und beſtimmende Element in der Entwickelung der Menſchheit nicht die Frauen ſind, ſondern die Männer. Die Frauen wirken erſt durch die Männer; wem das nicht genügt, der muß ſich gedulden, bis etwa die Natur ſelbſt einmal den Unterſchied der Geſchlechter aufhebt und den Frauen die Entſchloſſenheit, die Thatkraft, die Stärke, die bewußte verſtandesmäßige Thätigkeit, das ſchöpferiſche Vermögen, mit einem Wort alle jene geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten verleiht, die bisher das angeborene Eigenthum der Männer waren und durch die ſie denn auch von jeher die eigentlichen Herren und Meiſter der Geſchichte und nicht blos der Geſchichte, ſondern auch der Kunſt und Wiſſenſchaft geweſen ſind. Denn was iſt Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt, ja was iſt die ganze ſogenannte Bildung, als nur ein Abglanz, ein erhöhter und verfeinerter Auszug gleichſam des geſammten hiſtoriſchen Daſeins? Darum ſcheint es uns auch nicht gutgethan, daß man jetzt ſo vielfältig verſucht, die Frauen von der Geſammtheit der Entwickelung zu iſoliren und eine eigene Erziehungskunſt, eine eigene Wiſſenſchaft, eine eigene Literatur für ſie zu gründen. Im Gegentheil, wir erblicken darin ein krankhaftes Zeichen, ein Zeichen jener innern Unbehaglichkeit, jener Zerrüttung und Auflöſung, von der freilich die moderne Geſellſchaft auch übrigens ſo zahlreiche Symptome bietet. Und auch da geben wir zu, daß dieſe innere Krankheit der Geſellſchaft ſich in praktiſchen Misſtänden äußert, welche eine derartige Iſolirtheit theilweiſe faſt unvermeidlich machen. Nur ſollte man, meinen wir, das Uebel als ſolches erkennen und bekämpfen, nicht aber dadurch, daß man ihm gefliſſentlich nachgibt und es pflegt und hätſchelt, ſelbſt noch zu ſeiner Ausbreitung beitragen. Jedes der beiden Geſchlechter gelangt erſt da zu ſeiner vollen Menſchheit, wo es im andern aufgeht; wenn das ſchon vom Manne gilt, um wie viel mehr gilt es erſt von der Frau, deren ganzer Beruf ja dahin zielt, die verſchönernde Pflegerin und Hüterin, die Stütze und Zierde des männlichen Daſeins zu ſein. Was aber von dem Zuſammenleben der Geſchlechter im Allgemeinen, das gilt ganz beſonders auch von ihrem geiſtigen und geſelligen Verkehr, es gilt auch von Literatur und Bildung. Liebenswürdige Frauen ſind immer

liebenswürdig, das versteht sich: aber die wahre Blüte ihrer Anmuth entfalten sie doch erst im Verkehr mit Männern, während z. B. die ausschließlichen Damengesellschaften, die Damenkaffees und dgl. bei den Frauen selbst, wenigstens bei dem gebildetern Theil derselben, in keinem besonders günstigen Rufe stehen. Die Gespräche, welche Frauen unter sich führen, mögen für die Praxis des häuslichen Lebens recht interessant und wichtig sein, aber viel Geist und Bildung wird dabei wol nicht consumirt; sondern erst da erwacht der Geist der Frau zu seinem höhern Leben, erst da entfaltet sich der Zauber ihrer Anmuth, der Glanz ihres Witzes, die ganze unwiderstehliche Macht ihrer raschen glücklichen Empfänglichkeit, wo sie am Gespräch der Männer theilnimmt. Ganz ebenso verhält es sich auch mit der Literatur; die Weiber werden nicht erzogen blos mit Weibern zu verkehren und ebenso kann und soll auch ihre literarische Bildung nur den Zweck haben, sie zur Theilnahme an der Literatur der Männer, d. h. an der Literatur überhaupt zu befähigen. Diese specifische Literatur für Frauen, die jetzt Mode wird, gleicht auf ein Haar jenen handwerksmäßigen Volks- und Jugendschriften, die sich auch das Volk nicht einfältig, die Jugend nicht läppisch genug vorstellen können und die daher wunder meinen, wie populär und kindlich sie sind, wenn sie mit der Masse ordinär, mit den Kindern kindisch sprechen. Alle wahre Erziehung sucht vom niedrigen zum höhern Standpunkt emporzuführen; das große Publicum soll aus seiner Trivialität, die Jugend aus ihrer Unwissenheit emporgezogen werden und ebenso kann auch die Aufgabe einer richtigen weiblichen Erziehung nur dahin gehen, den Geist des Weibes zum Verständniß der allgemeinen geistigen Entwickelung heranzubilden. Daraus folgt dann von selbst, daß alle diese Versuche, eigene Literaturen und eigene Wissenschaften für Weiber zu gründen, vom Uebel sind; sie fixiren die Schranke, die eben aufgehoben werden muß, wenn eine wahre und richtige weibliche Bildung und damit auch ein wahrer und richtiger Verkehr der Geschlechter zustande kommen soll. Die Männer haben ohne Zweifel die Verpflichtung, der Wissenschaft eine solche Gestalt, der Literatur ein solches Gepräge zu geben, daß sie auch den Frauen verständlich und genießbar wird. Ist dies aber der Fall, oder zeigt die Zeit wenigstens (wie dies in der unsern unleugbar geschieht) ein ernstes und gewissenhaftes Streben danach, so ist es nun auch die unerläßliche Pflicht der Frauen, diese Bestrebungen durch ihr Entgegenkommen zu unterstützen und statt sich selbstgefällig oder furchtsam zu isoliren, vielmehr an den geistigen Arbeiten der Männer, ihren Kämpfen und Siegen genießend und empfangend theilzunehmen.

Von diesem principiellen Standpunkte aus können wir uns daher mit einem Unternehmen wie die bei O. Wigand in Leipzig erscheinende „Bibliothek für die deutsche Frauenwelt. Herausgegeben von Claire von Glümer", von der soeben der erste Band, eine „Mythologie der Deutschen" von der Herausgeberin enthaltend, die Presse verlassen hat, nicht recht einverstanden erklären. Die Herausgeberin, die selbst schon Proben eines recht anmuthigen Talents, sowol als Dichterin wie als Touristin gegeben hat, bemerkt zwar in der Einleitung sehr richtig, daß die Frauen, um den vielseitigen Pflichten zu genügen, die ihnen das Leben in jeder Stellung auferlegt, einer harmonischen Bildung des Geistes und Herzens bedürfen; es komme, sagt sie, nicht darauf an, daß eine Frau gelehrt, wol aber

daß sie verständig sei; die Frau müsse erkennen lernen, daß der Einzelne stets nur als ein Glied in der Kette der Wesen Werth und Bedeutung habe und daß nur diejenige Bildung überhaupt ihren Namen verdiene, die zugleich eine Läuterung des ganzen Wesens, eine Heranbildung des Charakters mit sich führe. So wahr das Alles ist und in so klaren und kräftigen Worten die Herausgeberin es ausspricht, so müssen wir doch aus den obenangeführten Gründen bezweifeln, daß der von ihr eingeschlagene Weg, eine eigene „Frauenbibliothek" zu gründen, welche den Frauen nicht nur in der Wahl der Lectüre behülflich sein, sondern auch diese Lectüre in eigens für Frauen verfaßten Biographien berühmter Männer und Weiber, Reiseberichten, Sittenschilderungen, geschichtlichen und literargeschichtlichen Darstellungen u. s. w. selbst liefern will — wir müssen, sage ich, bezweifeln, das dies wirklich der geeignete Weg ist, jenes vortreffliche Ziel zu erreichen. Am allerwenigsten aber können wir uns überreden, daß die deutsche Mythologie zu den Wissenschaften gehört, deren Kenntniß einer „harmonisch gebildeten", einer „nicht gelehrten aber verständigen" Frau unentbehrlich oder auch nur wünschenswerth wäre. Die deutsche Mythologie, zumal in der doctrinären Form eines abgeschlossenen mythologischen Systems, ist bisjetzt nur eine Disciplin der eigentlichen strengen Gelehrsamkeit; soll sie populär gemacht werden, so kann dies unsers Bedünkens erstlich nicht in der Form eines Systems, sondern nur in Anlehnung an Literatur und Sittengeschichte geschehen; man stelle die sparsamen Ueberreste, in denen die verwischten Spuren des alten heidnischen Glaubens noch fortleben, man stelle die abergläubischen Gebräuche und Redensarten, die Festgebräuche, die einzelnen Namen und Sprichwörter, die Märchen und Lieder, die von dorther ihren Ursprung haben, zusammen und suche so rückwärtsschreitend jene alten längstversunkenen Zustände mit dem heutigen Bewußtsein zu vermitteln. Zum Zweiten aber und was uns die Hauptsache dünkt, darf auch diese Vermittelung nur von Denen geschehen, welche das Feld der deutschen Mythologie selbstthätig durchforscht und angebaut haben. Es ist das ein Grundgesetz der populären Literatur überhaupt, an welchem unerbittlich festgehalten werden muß, daß nur Diejenigen das Recht und die Fähigkeit haben, populär über einen Gegenstand zu schreiben, die ihn wissenschaftlich beherrschen. Man misverstehe uns nicht: nicht alle Gelehrte sind darum schon zu populären Schriftstellern berufen, wol aber um über wissenschaftliche Gegenstände populär zu schreiben, muß man nothwendig Gelehrter sein und den betreffenden Gegenstand durch eigene selbständige Studien erforscht haben. Mit dem Dilettantismus, wie wohlmeinend er sein mag, ist dabei ein für alle mal nichts ausgerichtet, vielmehr, wie er selbst unklar ist, wird er auch immer nur Unklarheit und Verwirrung erzeugen. Nun sind wir Frl. von Glümer allerdings das Zeugniß schuldig und legen es auch mit Vergnügen ab, daß sie sich in diese fremde, entlegene Wissenschaft mit recht vielem Fleiß hineingearbeitet und die betreffenden Werke von Müller, Simrock ꝛc., zum Theil wol auch selbst die Grimm'sche Mythologie — ein Buch, das allerdings für Frauen nicht geschrieben ist — recht sorgfältig benutzt hat. Allein bei alledem wird sie selbst gewiß nicht behaupten wollen, daß sie im Fach der deutschen Mythologie mehr als eine Dilettantin oder daß ihr Buch auch nur die kleinste Thatsache enthielte, die sie nicht von anderwärts her entnommen und die nicht anderswo genauer

und vollständiger zu finden wäre. Wozu dann aber dies Buch selbst? Wozu dieser Aufguß aus zweiter Hand, wo es frisch sprudelnde Quellen gibt, zu denen auch den Frauen der Zutritt keineswegs verwehrt ist? Das kürzlich erschienene „Handbuch der deutschen Mythologie" von Simrock z. B. genügt allen Ansprüchen des größern Publicums vollständig; von einer Leserin, welche das Simrock'sche Buch unverständlich oder ungenießbar findet, läßt sich dreist behaupten, daß sie überhaupt nicht berufen ist und am wenigsten, daß sie einen Drang verspürt, sich mit deutscher Mythologie bekannt zu machen — wobei sie denn, wir wiederholen es, noch immer eine sehr liebenswürdige und gescheite Frau sein kann. Von diesen Bedenken abgesehen, die allerdings sehr wesentlich sind, ist das Buch, wie gesagt, recht verständig geschrieben; die Sprache ist klar und einfach, die Ausführung etwas ungleich, aber doch im Ganzen ziemlich übersichtlich; sollte und mußte einmal eine eigene deutsche Mythologie für Frauen geschrieben werden und obenein von einer Frau, so konnte die Aufgabe wol nicht viel besser gelöst werden als es hier geschehen ist. Doch ist es eben jene Voraussetzung, die wir leugnen und zwar im eigenen Interesse unserer Frauen.

Schließlich benutzen wir diese Gelegenheit, diejenigen unserer Leser, die sich für weibliche Erziehung des Nähern interessiren, auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, das soeben bei Stalling in Oldenburg erschienen ist: „Ueber weibliche Erziehung von Hanna Moore (Aus ihren «Essays on various subjects»). Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einleitung über den gegenwärtigen Stand der Literatur über weibliche Pädagogik, begleitet von Dr. Robert König, Rector der Cäcilienschule in Oldenburg." Dasselbe erschien ursprünglich als Programm der oldenburger Cäcilienschule, einer neu begründeten Anstalt für höhere weibliche Bildung, welcher der Verfasser als Director vorsteht und über deren praktische Resultate uns von glaubwürdiger Seite recht Löbliches berichtet wird. Das Interessanteste an dem Büchlein ist die Einleitung. Der Verfasser gibt darin eine vorzugsweise polemisch gehaltene Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Literatur über weibliche Erziehung. Namentlich kämpft er gegen die allzu einseitigen Behauptungen Karl von Raumer's, der in der zweiten seitdem auch einzeln abgedruckten Abtheilung des dritten Bandes seiner (übrigens, wie man weiß, vortrefflichen) „Geschichte der Pädagogik" überhaupt alle Schulen für Mädchen verwirft und die Erziehung der Mädchen lediglich in die Hände der Mütter gelegt wissen will. Auch was Riehl in seiner „Familie" über diesen Punkt geäußert, ist, wie der Verfasser nachweist, zum Theil sehr einseitig, zum Theil sogar im Widerspruch mit den sonstigen Ideen und Tendenzen dieses interessanten und bedeutenden Werkes. Mit besonderer Schärfe fertigt der Verfasser ferner den anonymen Verfasser einer Abhandlung „wider die höhern Töchteranstalten" ab, die gegen Ende vorigen Jahrs in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" erschien und in der denn freilich lediglich die Auswüchse unsers Erziehungswesens ins Auge gefaßt werden. Eine noch derbere und noch verdientere Abfertigung erfährt ferner jener Dr. Fr. Joachim Günther, dessen unsere Leser sich vielleicht noch von seinem „Commentar zu Schiller's Glocke" her erinnern. Dieser Vielschreiber, der sich berufen glaubt, über Alles mitzusprechen und über Das am meisten, wovon er am wenigsten versteht, hat sich denn auch gemüßigt gefunden, „Briefe an eine Mutter über die wichtigsten Mängel in der jetzigen Er-

ziehung der Töchter höherer Stände" zu veröffentlichen, in denen er unter Anderm die Erlernung des Französischen verwirft, weil nämlich das Französische „nicht wahr und nicht treu und nicht keusch" sei; dafür aber führt er in seiner „verbesserten Mädchenschule" für Mädchen von 10 — 14 Jahren das Lateinische ein und zwar als einzigen Gegenstand des Sprachunterrichts in wöchentlich zwei Stunden!! Als die schlimmsten Feinde der höhern Töchterschulen betrachtet der Verfasser aber die falschen Freunde derselben, worunter er hauptsächlich Karl Fröbel mit seinen Mädchenuniversitäten, ferner Julie Burow, welche die Mädchen, die keinen Mann finden zu Uhrmachern, Graveurs, Wundärzten ꝛc. machen will (in dem auch in diesen Blättern besprochenen Buche „Des Kindes Wartung und Pflege" und „Die Erziehung der Töchter in Haus und Schule"): wobei er indessen bestätigt, daß das Buch der Julie Burow, von diesen Uebertreibungen abgesehen, manches recht Gute und Brauchbare enthält. Was der Verfasser endlich selbst an positiven Ideen in Betreff der weiblichen Erziehung aufstellt, ist zwar der übrigen Haltung des Schriftchens gemäß nur skizzirt, verräth aber einen klaren und tüchtigen Kopf und eine edle warme Begeisterung für die Größe der ihm anvertrauten Aufgabe. Nur gegen gewisse pietistische Einflüsse, die sich bekanntlich auch auf dieses Gebiet erstrecken und es täglich mehr zu überwuchern drohen, scheint er uns mehr Duldsamkeit zu beweisen als die Wichtigkeit des Gegenstandes gestattet. Die beiden Abhandlungen von Hanna Moore „Ueber die Bildung des Herzens und Gemüths in der Erziehung der Töchter" und „Ueber die Wichtigkeit der Religion für den weiblichen Charakter" enthalten viel schöne und fruchtbare Gedanken, die freilich nicht immer besonders neu sind; die Uebertragung ist gewandt und fließend. R. P.

Correspondenz.

Aus Paris.

Ausgang Mai 1856.

K. S. Die großen Hoffnungen, welche wir auf die diesjährige Ernte setzten, sind durch die Ueberschwemmungen in Süden und Südwesten bedeutend geschmälert worden. Besonders die Winzer in der Gironde sehen all ihren Wein zu Wasser werden, was für Frankreich, mit den Zerstörungen der Saat zusammengerechnet, gewiß den Verlust einiger Milliarden (Francs) bedeutet. Auch sind die Getreidepreise der südlichen Märkte wieder ansehnlich in die Höhe gegangen, nachdem schon fast die alten Friedenspreise erreicht waren. Glücklicherweise ist das optimistische Vertrauen der höhern Bürgerclassen in die Segnungen des neuen Friedens durch nichts zu erschüttern. Es ist ein echt französischer Charakterzug, daß man Alles für vollkommen hält, was von der Oppositionspresse nicht bemäkelt werden kann, und wie der Franzose von seiner Regierung verlangt, daß sie sich um Alles bekümmere, Alles regele, Allen helfe, so ist er ihr auch dankbar für alles Gute, was geschieht und grollt ihr für jeden Hagelschlag. Man hatte von dem Kriege unsägliches Elend befürchtet; das war nicht eingetroffen und so ist

der Credit der Regierung ins Unendliche gesteigert. Gewisse Institutionen verdienen darum Credit, weil — und solange — sie Credit genießen. Wer daraus die Folgerung ziehen wollte, daß der Optimismus der französischen Industriellen ein Glück sei, würde sich, meines Erachtens, sehr täuschen. Die materiellen Interessen sind durch die Eisenbahnen, durch die Entdeckung der transatlantischen Goldlager, durch die Vermehrung der papierenen Werthzeichen, durch die Errichtung so vieler neuer Associationen und auch durch die ungeheure Steigerung des Luxus in eine neue Phase getreten, deren Proportionen ebenso wenig als ihre Einwirkungen auf die bisher bestehenden Erwerbszweige vorauszuberechnen sind. Solchen kolossalen Phänomenen gegenüber thäte die kaltblütigste Vorsicht noth, um den Schein von dem Wesen zu unterscheiden und großen Wirren vorzubeugen. Statt Dessen gibt sich die ganze Welt dem Taumel der kühnsten Illusionen hin, man denkt wol allenfalls noch an morgen, aber Niemand an übermorgen und die zweifelhaften Früchte der Zukunft werden in der Eintagswirthschaft der Gegenwart schon überschuldet. Die officielle Statistik — und eine andere gibt es hier nicht — schweigt über die angeblichen Fortschritte der eigentlich producirenden Privatindustrie. Möglich, daß günstige Zufälle die reagirende Krisis hinausschieben, aber ganz zu vermeiden wird sie nicht sein.

Hat so etwas vielleicht dem Kaiser vorgeschwebt oder leiteten ihn nur moralische Rücksichten, als er im „Moniteur" den Krieg gegen die schwindelhafte Agiotage begann? Zunächst sollte seine Umgebung, der Hof und die höchsten Staatsbeamten, von dem Vorwurf der Complicität reingewaschen werden. In der That sind alle diese Leute jetzt schon reich genug. An einem armen Adjutanten wurde ein Exempel statuirt, van Heeckeren und einige Generale mußten Erklärungen abgeben und Morny, der größte Impresario neuer Actienunternehmungen, wird als Gesandter erster Classe mit speciellen Aufträgen nach Petersburg geschickt. Solange jedoch Achille Fould Staatsminister bleibt, wird man nicht allzu sehr an den Ernst dieser Manifestationen glauben, obgleich die erste derselben an demselben Tage erschien, an dessen Abend Napoleon III. nebst seinem Gaste, dem König von Würtemberg, die erste Aufführung der Ponsard'schen „Börse" feurig beklatschte.

Indessen ist die Ponsard'sche Komödie so harmlos, daß die Börsenleute sich keineswegs davon betroffen fühlen. Es sind schöne Tiraden gegen das Hazardspiel darin; namentlich ist die Unvorsichtigkeit, sich nach einem mäßigen Gewinne nicht zurückzuziehen, treffend dargestellt. Aber als zeitgemäßes Sittengemälde, als Aristophanische Geißelung eines socialen Lasters haben diese fünf Acte ebenso wenig Bedeutung als sie dramatischen Werth haben. Die „Handlung" darin ist ohne allen Inhalt, die „Charaktere" sind ohne Persönlichkeit, die unmotivirten Situationen sind zuweilen pikant und drastisch. Der Vers ist leicht, flüssig, oft witzig und darum doch rhythmisch schön, wenngleich nicht so correct als in „Ehre und Geld" desselben Dichters. Mit Gewandtheit sind die Literaten und Künstler, welche — wie im Grunde hierzulande alle Welt — dem Plutus des Börsenplatzes huldigen, persiflirt; aber die böse Welt will wissen, daß sich gerade die sogenannte „École du bon sens" nicht auf das günstigste darin vor den Andern auszeichnet. Daß in dem Ponsard'schen Stück ein invalider Offizier die edle Rolle und den Deus ex machina abgeben muß, ist auch eine Huldigung an die Schwächen

des Zeitgeschmacks. Das eigentliche Lustspiel auf die Börse ist noch zu schreiben. Alexander Dumas fils wird uns nächstens die Lächerlichkeiten dieser Welt von Parvenus, welche die großen Herren äffen, ihren schlechten Geschmack, ihren heimlichen Geiz bei zur Schau getragener Verschwendung, ihre Herzlosigkeit, den schlechten Ton ihrer Weiber u. s. w. mit photographischer Wahrheit (nicht mit künstlerischer!) zeigen, und das Théâtre français wird mit diesem Stücke dem Ponsard des Odéon gern Concurrenz machen: aber wer schildert uns die Demoralisation im öffentlichen und Privatleben, die Auflösung sittlicher Zustände, die Entwöhnung von der Arbeit, welche im Gefolge der gesteigerten Agiotage kommt? Hier wäre Stoff für einen Aristophanes und Molière.

Auri sacra fames! Lamartine hat es verstanden, seine Mitbürger auf eine andere und jedenfalls würdigere Weise als an der Börse auszubeuten. Die Subscribentenzahl auf seinen „Cours familier de littérature" soll schon die Zahl von 15,000 erreicht haben, Amerika ungerechnet, wo eigene Agenten arbeiten. 500,000 Francs, um, wie Lamartine sagte, seine Füße auf den „Chenets" (Kaminleisten) seines Vaters wärmen zu können, sind keine üble Beisteuer der Pietät! Manche haben nur subscribirt, um bei der Gelegenheit Lamartine zu sehen und sprechen zu hören; aber in allen Provinzen haben Comités die Subscriptionen eingesammelt. Und nebenher that sich noch viel aufrichtiger Enthusiasmus kund. So hat z. B. ein armer Teufel sein ganzes sauer erworbenes Vermögen von 20,000 Francs dem großen Manne angeboten, der es edelmüthig zurückgewiesen hat. „Wie Schade um den schönen Durst!" möchte ich mit jenem Trinker sagen, dem man sauern Wein vorgesetzt hatte, wenn es auch immerhin richtig ist, daß Lamartine einem großen Theile des Publicums den Enthusiasmus von 1848 vertritt. Das neueste Lamartine'sche Heft behandelt die Perfectibilitätstheorie, aber in negirendem Sinne. Was aber bleibt an dem Humanisten Lamartine übrig, wenn er aufhört, in schwülstigen, Gemeinplätze verhüllenden Phrasen den Fortschritt der Menschheit zu preisen?! Es ist erlaubt, den Fortschritt mit J. J. Rousseau zu bezweifeln, wenn man ihn nicht wie Herder beweisen kann; aber im Jahre 1856 über diesen Gegenstand zu schreiben, ohne auch nur eine Ahnung von Geschichtsphilosophie zu haben, ohne zu begreifen, daß ein einheitlicher Gedanke in der Entwickelung des Menschengeschlechts nachzuweisen sei, das ist doch stark und wird nur etwa von der philosophischen Anmaßung eines andern französischen Autors aufgewogen, der sich mit ebenso wenig Vorkenntnissen und noch weniger Geist an die Religionsphilosophie gemacht hat. „Die natürliche Religion" heißt dieses merkwürdige Buch Hrn. Jules Simon's, des Verfassers einer bekannten Schrift über die „Pflicht", welche ehedem aus Parteirücksichten gelobt wurde. Diesmal fiel selbst die „Presse" über das Werk eines Mannes her, der, seitdem die angesehenern Führer der demokratischen Partei landesflüchtig geworden, in derselben eine gewisse Rolle spielt. Man merkt seiner „Religionsphilosophie" nichts von seiner deutschen Abstammung an. Dieser Mensch, der alle positiven Religionen im Interesse des reinen Monotheismus leugnet (er statuirt dabei das Gebet, erklärt die Endlichkeit der Schöpfung u. s. w.), polemisirt doch auch gegen die Autonomie der menschlichen Vernunft, vergessend, daß sein Buch zwar einen Beweis für die Unzulänglichkeit der Vernunft liefert,

aber doch nur der individuellen. Ich ſehe nicht ein, warum Hr. J. Simon nicht möglichſt bald in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehren ſollte! Aber der Monotheismus ſpukt in der franzöſiſchen Philoſophie, wie die Centraliſation in ihrer Politik, gleichſam als ein militäriſches, ein Princip der Ordnung, ohne welches die ſcheußlichſte Anarchie über ihre Köpfe hereinbrechen würde. Die deutſchen Pantheiſten und Atheiſten dagegen erſcheinen ihnen als Deſtructive, ja noch ärger, als Decentraliſateurs! Freilich iſt es im heutigen Frankreich mislich und faſt unmöglich, dieſe Gegenſtände zu discutiren. Man genöſſe dabei nicht derſelben Freiheit, welche z. B. die ſogenannte „katholiſche Partei" der Herren Montalembert und Falloux, Albert de Broglie und Anderer mehr gegen die ultramontane des „Univers" genießen. Im „Univers" predigen Veuillot, Coquille und einige andere Abbés; die Grafen und Herren der andern katholiſchen Fraction haben zu ihren Organen die „Assemblée nationale" und den „Correspondant", letzterer eine neue Monatsrevue, der ſchon die Ehre einer Regierungsverwarnung zutheil geworden iſt. Trotzdem Falloux in dieſem Streite das enfant terrible ſpielt, habe ich mir doch den eigentlichen Urgrund dieſer Differenz nicht recht klar machen können. Die katholiſche Partei predigt die Freiheit des Unterrichts (unter den Pfaffen), und die Trennung von Kirche und Staat. Aber wie will ſich der legitimiſtiſche Herzog von Broglie über dieſe Fragen mit Falloux verſtändigen, der unter dem Prinz-Präſidenten Cultusminiſter war, oder mit Montalembert, der für engliſche Inſtitutionen ſchwärmt!? Der Jeſuitismus kann eben alle Schattirungen gebrauchen und verordnet den Seinigen zuweilen ein Scheingefecht, um die Menge irrezuführen.

Allein das „Univers" hat andere Sorgen: es hat jetzt die Ausſtellung der heiligen und gleichfalls nahtloſen Tunica Christi in Argenteuil, welche die eigene Mutter Gottes geſtrickt haben ſoll, in Scene zu ſetzen. Dieſe Tunica kam unter Karl dem Großen nach Frankreich; aber das verhindert das „Univers" nicht, das Zeugniß des heiligen Gregorius von Tours, der bekanntlich 150—200 Jahre vor Karl dem Großen gelebt hat, für Thatſachen anzurufen und wörtlich zu citiren, welche erſt unter Karl dem Großen geſchehen ſein können. Daß dieſe Blätter in demſelben Stile, wie Wiens journaliſtiſche Lakaien, des Papſtes herrliche Verwaltung, das Glück der päpſtlichen und neapolitaniſchen Unterthanen preiſen und dabei weidlich auf Cavour und Felix Emanuel ſchimpfen, verſteht ſich wol von ſelbſt. Dieſes Handwerk wird ihnen auch nicht gelegt: denn im Grunde ſcheint das Tuileriencabinet ſich in der italieniſchen Frage mit Oeſtreich verſtändigt zu haben. Für Frankreichs Regierung iſt ja die italieniſche Frage nur eine Frage der Occupation und des Einfluſſes.

Jemehr übrigens in Frankreich der politiſche Journalismus an Bedeutung verliert, jemehr durch die Noth der Zeiten und den Drang äußerer Umſtände der Leitartikel von der telegraphiſchen Depeſche in Ruheſtand verſetzt wird, umſomehr Bedeutung gewinnt das Feuilleton. Eine zeitlang war die Kritik moraliſch ſo ſehr in Verfall, daß ein unbeſtechlicher Kritiker für einen weißen Raben galt. Glücklicherweiſe haben einige Kritiker ſelbſt gegen dieſes Verhältniß proteſtirt und an der Reinigung der Kritik gearbeitet, was denn auch — mit Ausnahme der muſikaliſchen Kritik — nicht ganz erfolglos blieb. Aber was iſt Kritik? Hr. Guſtav Planche, einer der Catonen des Feuille-

ton, glaubte diese Frage (in der „Revue des deux mondes") am besten durch die verhöhnende Darstellung der Kritiker, welche seinem Ideale nicht entsprechen, zu beantworten. Obgleich er keinen Namen genannt hat, fühlten sich doch Viele getroffen und namentlich J. Janin und Cuvillier Fleury stritten um die Ehre, Planche's Angriffe auf sich beziehen zu dürfen. Daraus hat sich ein Federkrieg entsponnen, der vielleicht zur Selbsterkenntniß der betreffenden Herren Recensenten, sicherlich aber nicht zur Ehre der Kritik beitragen wird. Die moralischen Bedingungen der Kritik, ihre Pflichten hat Planche ganz gut bestimmt, aber an die dialektischen Bedingungen einer ästhetischen oder wissenschaftlichen Kritik denkt hier Niemand. Ich möchte wünschen, daß sich die allzeit schlagfertigen Montagskritiker der hiesigen Journale darüber aus einem Buche belehrten, welches ich Ihnen hiermit sehr empfohlen haben will. Es heißt: „Du beau de la nature, l'art et la poésie. Études esthétiques" und ist von dem bekannten Adolphe Pictet in Genf. Pictet führt in schöner und populärer Form die Resultate der deutschen Philosophie in die französische Aesthetik ein; der erste allgemeine Theil ist vortrefflich, die zweite Hälfte des Bandes, welche den speciellen Theil enthält, ist schwächer und verliert sich namentlich in Querzüge auf dem französischen Steckenpferde, dem Unterschiede des Romantischen und Classischen. Nichtsdestoweniger empfehle ich dieses Buch selbst deutschen Lesern: denn es gibt philosophische Gedanken, welche durch die Uebersetzung gewinnen, wie die Weine durch tropische Reisen.

Die Akademie der schönen Künste sucht einen Componisten an des verstorbenen V. Adam Stelle. Bedingung ist, daß der Akademiker eine Oper geschrieben habe — so lautet das Statut aus Richelieu's Zeit — und nun melden sich drei Candidaten, deren Jeder schon mit einer Oper durchgefallen ist: H. Berlioz, Félicien David und Gounod. Wer von diesen in die Akademie kommt, wird also nicht wegen, sondern trotz seiner Oper gewählt worden sein! Die classische Partei, an deren Spitze der Maler Ingres steht, welcher nebenbei ein ausübender Musikenthusiast ist, findet keinen würdigen Candidaten außer der Akademie, ja sie möchte lieber Die, welche schon darin sind, auch noch hinauswerfen.

Augustin Thierry's Tod haben Sie wol schon erwähnt. Er war der Homer der französischen Geschichtschreibung, der mit dem großen griechischen Epiker nicht blos die Blindheit, sondern auch das Erzählertalent und den Sinn für die Sage, für das Volksthümliche gemein hatte; durch ihn wurde die Erforschung der Racenunterschiede in das Geschichtsstudium eingeführt.

Aus Berlin.

4. Juni 1856.

N. O. Vorgestern Nacht hat der Kaiser von Rußland uns verlassen; auch das glänzende Gefolge von fürstlichen Personen, von Generalen, Ministern und Würdenträgern aller Art, das der Besuch des Zaren hier zusammengeführt hatte, fängt an sich allmälig zu zerstreuen. Nur die Kaiserin Mutter wird, wie es heißt, noch bis Mitte des Monats in Potsdam verweilen, um sich sodann in ein Bad zu begeben, über dessen Wahl jedoch für den Augenblick noch nichts entschieden sein soll. Im Ganzen hat das grö-

ßere Publicum von dem Glanz dieſer Beſuche nur wenig zu ſehen bekommen; eine große Parade unter den Linden, eine dito in Potsdam, einige militäriſche Uebungen in der Haſenhaide, eine Feſtvorſtellung im Opernhauſe, zu der jedoch die Mehrzahl der Billets vom Hofe in Beſchlag genommen war — das iſt ſo ziemlich Alles, womit die Schauluſt der Maſſen ſich begnügen mußte. Deſto eifriger iſt man in Erzählungen und Muthmaßungen über Das, was im Innern der königlichen Gemächer vor ſich gegangen. Natürlich ſind das Meiſte bloße Kannegießereien und ich würde fürchten Papier und Zeit zu verderben, wollte ich Ihre Leſer mit der Wiedererzählung dieſer Gerüchte unterhalten. Eins ſcheint indeſſen richtig: nämlich daß jene Bande der Pietät und des Familienintereſſes, welche Preußen und Rußland ſeit mehr als einem Menſchenalter verknüpfen, infolge dieſes Beſuchs feſter geſchlungen ſind denn je. Schon die Thatſache, daß der Kaiſer, allen Vermuthungen entgegen, die Grenzen ſeines Reichs noch vor der Krönung verlaſſen hat, um den preußiſchen Hof zu begrüßen, zeigt deutlich, welcher Werth ruſſiſcherſeits auf das gute Einverſtändniß mit Preußen gelegt wird. Daſſelbe ſoll ſich auch in der Art und Weiſe gezeigt haben, wie der Kaiſer hier perſönlich aufgetreten iſt. Trotz der enthuſiaſtiſchen Verehrung, welche ſeinem Vorgänger, dem Kaiſer Nikolaus in den höchſten Regionen der hieſigen Geſellſchaft gezollt ward, ſoll doch das perſönliche Vernehmen zwiſchen den beiden Höfen keineswegs ſo herzlich und unbefangen geweſen ſein, wie man ſich im Publicum zu glauben gewöhnt hatte. Kaiſer Nikolaus war körperlich wie geiſtig eine impoſante Perſönlichkeit; ſeine Bewunderer haben ihn oftmals darum geprieſen, daß er „wiſſe was er wolle" und dieſe Entſchiedenheit des Willens ſoll ſich denn auch in ſeinem perſönlichen Auftreten bis in das Kleinſte hinein jederzeit ſehr deutlich ausgeſprochen und ihm ein Uebergewicht verliehen haben, das von Denen, die es traf, nicht immer ganz angenehm empfunden ſein mag. Dergleichen ſouveräne, durchweg conſequente Perſönlichkeiten pflegen aus der Entfernung liebenswürdiger zu ſein als in der Nähe; es iſt leichter, ſie von weitem zu bewundern als perſönlichen Umgang mit ihnen zu pflegen. Ganz anders Kaiſer Alexander. Ueber den eigentlichen Kern ſeiner Perſönlichkeit läßt ſich natürlich in dieſem Augenblick noch ſo wenig urtheilen wie über den Grundgedanken ſeiner Politik, vorausgeſetzt daß er ſelbſt bereits einen ſolchen hat. Soviel indeſſen ſtellt ſich doch ſchon jetzt heraus, daß Diejenigen, welche den neuen Kaiſer für das vollſtändige Gegenbild ſeines Vorgängers gehalten, alſo ebenſo friedfertig wie Jener kriegeriſch, ebenſo mild und nachgiebig wie Kaiſer Nikolaus gewaltthätig und eigenwillig — daß dieſe ſich in einem großen Irrthum befunden haben. Vielmehr ſcheinen in Kaiſer Alexander die Naturen des Vaters und des Oheims, Alexander's I., ſich vermiſcht zu haben. Von dem Letztern hat er die milde, weiche, faſt weichliche Perſönlichkeit, wenn auch ohne die geiſtige Lebhaftigkeit und das ſinnliche Feuer, durch welches Alexander I. ſich auszeichnete. Doch iſt, wie gut Unterrichtete verſichern, dieſe Form nur die glatte zierliche Hülle, unter der ſich ein Charakter verbirgt, der in allen weſentlichen Punkten und namentlich in Allem, was die letzten Zwecke der ruſſiſchen Politik anbetrifft, ſich mit den Anſichten und Zwecken ſeines Vorgängers in vollſter Uebereinſtimmung befindet; das Ziel iſt daſſelbe geblieben, nur die Mittel, mit denen ihm nachgeſtrebt wird, dürften ſich eini-

gerichten verboten haben. Wenn jemand vor Gericht klagt, so gebührt es ihm nicht, daß er sich selbst rächt, sondern er verfolge sein Recht durch Klage und Gegenklage, wie es vor Gericht Brauch ist. Wenn jemand vor Gericht klagt, so soll er nicht mit Gewalt vorgehen, sondern er soll sich an die Gerichtsordnung halten

nale Figur, die von Jedermann in Rußland durchaus gebilligt wird. Auch die polnische Politik des Kaisers scheint durch den Gedanken an eine mögliche Erneuerung des Kriegs dictirt zu sein. Auch hier wird der Grundgedanke des Kaiser Nikolaus in der Hauptsache festgehalten: keine Träumereien, keine phantastischen Versuche, ein selbständiges Polen wiederherzustellen! Polen ist und bleibt russische Provinz; aber dies einmal vorausgesetzt, soll die Behandlung nun so glimpflich sein und so milde Formen annehmen wie nur immer möglich. Der Erfolg dieser Politik wird ebenfalls abzuwarten sein; die Polen sind bekanntlich durch ihr langes politisches Elend dermaßen depravirt, sie sind sozusagen dermaßen mit allen Hunden gehetzt und gehen so bereitwillig auf Alles ein, wovon sie glauben, es könne ihnen irgend einmal als Mittel zu ihren Zwecken dienen, daß man auch nicht dafür gutsagen kann, ob sie es nicht am Ende vorziehen, sich zunächst nur wieder unter Einem Zeichen zu versammeln und sollte es auch der russische Doppeladler sein — qui vivra, verra. Der beinahe gleichzeitige Protest der pariser Emigration ist allerdings ein etwas wunderliches Echo auf die in Warschau erlassene Amnestie. Allein die Polen sind, ich wiederhole es, unberechenbar; so unverrückbar der Grundgedanke ihres Strebens, so wandelbar sind sie in den Mitteln, womit sie denselben verfolgen. Wirklich curiren wird die vom Kaiser Alexander neuerlichst eingeschlagene Politik den wunden Fleck gewiß nicht; wol aber kann es geschehen, daß derselbe wenigstens oberflächlich überheilt, sodaß Rußland ihn bei einem etwaigen künftigen Kriege nicht mehr oder doch nicht in dem Maße zu fürchten braucht wie bisher. Der Amnestie selbst scheint man trotz ihrer ungewissen Fassung eine ziemlich weite Ausdehnung geben zu wollen; wenigstens erzählt man sich seit gestern hier, daß der bekannte Bakunin auf Fürsprache seines Oheims des Generals Murawiew, des Eroberers von Kars, begnadigt sein soll. Wenn das an diesem russischen Erzrebellen, diesem Häuptling der revolutionären Propaganda durch ganz Europa geschieht, so dürfen die polnischen Flüchtlinge um ihr Schicksal nicht weiter in Sorge sein.

Wundern Sie sich übrigens nicht über diesen durchweg russischen Inhalt meines heutigen Briefes; es ist das nur der getreue Nachhall Dessen, was in diesem Augenblick das gesammte hiesige Publicum beschäftigt und alle Gespräche ausfüllt. Doch müssen Sie nicht glauben, daß wir darum auch innerlich russificirt sind. Im Gegentheil, die Umwandlung, welche die öffentliche Meinung seit den letzten 10 oder 15 Jahren in dieser Hinsicht erlitten, hat sich gerade bei dieser Gelegenheit wieder außerordentlich deutlich zu erkennen gegeben. Der Empfang der russischen Gäste war nichts weniger als enthusiastisch und wenn man auch in diesem Augenblick allerdings kaum von etwas Anderm sprechen hört, so ist das doch mehr Neugier als wirkliche Theilnahme; unsere Russomanen mit ihrer Begeisterung stehen ziemlich vereinsamt und wenn ihre Zahl sich ja in diesen Tagen vermehrt hat, so ist es nur aus den Kreisen der Modehändler, der Juweliere, kurz aller Derjenigen geschehen, welche an den russischen Gästen gute Käufer für ihre Waaren gefunden haben und bei denen dann consequenterweise der Geldbeutel das politische Gewissen ersetzt.

Um so unangenehmer freilich berührt unter diesen Umständen die Bettelhaftigkeit, mit der die hohen russischen Gäste von einem Theil des hiesigen

Publicums überlaufen werden. Aus einer officiellen Bekanntmachung der russischen Gesandtschaft in den hiesigen Zeitungen erfahren wir, daß bei derselben täglich nicht weniger als zwischen 60 und 100 Bittgesuche um Almosen und Unterstützungen aller Art zur Beförderung an die kaiserlichen Herrschaften einlaufen. Dergleichen wäre in England oder Frankreich unmöglich; es kommt dabei weiter gar nicht auf die politische Gesinnung an, schon das bloße Gefühl des Anstands und der Schicklichkeit sollte eine derartige Speculation auf die Freigebigkeit der fürstlichen Gäste verbieten. Was die Sache aber am widerwärtigsten macht, das ist, daß es gar nicht einmal der wirklich bedürftige Theil der hiesigen Bevölkerung ist, der dies desperate Mittel ergreift, sondern der Mehrzahl nach sind es sogenannte verschämte Arme, zurückgekommene Familien der höhern Classen, die es bequemer finden zu betteln als zu arbeiten und deren Noth zumeist nur darin besteht, daß sie den gewohnten Luxus nicht so fortsetzen können, wie sie gern möchten. Durch Verbote und polizeiliche Beschränkungen läßt sich da natürlich nichts thun; um so nöthiger aber dünkt es mich, daß die öffentliche Meinung und ihre Vertreter in der Presse sich erheben, einem Unwesen ein Ende zu machen, das so beschämend ist für unser nationales Selbstgefühl und uns bei unsern Nachbarn einer so wohlverdienten Geringschätzung preisgibt.

Ich sprach soeben von den Classen, denen die Anwesenheit der russischen Gäste sowie der zahlreichen sonstigen Fremden, welche durch jene herbeigezogen werden, hauptsächlich zugute kommt. Die erste Stelle darunter nehmen natürlich unsere Gastwirthe und Restaurateure ein. Schon in meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen von den großartigen baulichen Einrichtungen und Ausschmückungen, welche neuerdings in unsern Hôtels gemacht werden. Im Zusammenhang damit steht eine Neuerung, die auch den Einheimischen zugute kommt und überhaupt unserm gesammten Straßenleben, das, wie Sie wissen, dergleichen noch recht wohl vertragen kann, einen neuen Reiz zu leihen verspricht. Das sind die offenen Estraden und Balkone, die wir in diesem Augenblick vor einer Anzahl unserer bedeutendsten Hôtels und ähnlicher Locale entstehen sehen. Bisher war die berühmte „Kranzler'sche Ecke", wo weiland Lindenmüller seinen Club hielt, die einzige, die sich dieser Auszeichnung erfreute; jetzt sind auch das Hôtel de Rome, ferner einige andere Locale unter den Linden gefolgt, die bekannte Josty'sche Conditorei unter der Stechbahn aber ist eben dabei, einen großen Glaspavillon hart an der Stechbahn zu errichten, wo man in Zukunft behaglich seinen Kaffee nehmen kann, mit der Aussicht über den Schloßplatz, die Kurfürstenbrücke, die Königsstraße, die Burgstraße, die Brüder- und Breitestraße, die Stechbahn, den Museumplatz mit dem Eingang der Linden, kurz über den belebtesten und elegantesten Theil der Residenz. Bei der frühern strengen Baupolizei und der kasernenartigen Regelmäßigkeit, in welcher sie das Ansehen unserer Straßen erhielt, wäre Dergleichen unmöglich gewesen: und doch kann das Aeußere unserer Stadt, die für die Menge der Bewohner noch immer zu groß ist, nur dabei gewinnen, wenn die allzu breiten Straßen und Plätze einigermaßen verdeckt werden.

Im Theater nichts Neues, wenigstens nichts von Erheblichkeit. Die Königliche Bühne, die demnächst auf eine Reihe von Wochen gänzlich geschlossen werden soll, quält sich in jenem Halbschlaf hin, in den sie Sommers

regelmäßig verfällt. Die neuliche Festvorstellung zu Ehren der fürstlichen Gäste, wobei der zweite Act des Meyerbeer'schen „Feldlager" und ein Ballet zur Aufführung kam, soll ein abschreckendes Beispiel von dem Invalidenthum gegeben haben, dem diese Anstalt verfallen ist, namentlich auf dem Gebiet der Oper und des Ballets. Selbst das beliebte Zugmittel der Gastspiele ist nicht mehr im Stande, das sommerlich leere Haus zu füllen. Eine schwedische Sängerin Frl. Michal excellirte durch große Volubilität der Stimme, war aber übrigens, sowol was den Fonds der Stimme als was das Spiel betrifft, nicht bedeutend genug, um eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Im Schauspiel gastirte ein Hr. Sontag vom schweriner Hoftheater, ein jüngerer Bruder der ehedem so vergötterten Sängerin, aber ebenfalls ohne Erfolg. Unsere Sommertheater sind in voller Arbeit, nur fehlt ihnen leider die Hauptsache, nämlich der Sommer; das Wetter ist fortdauernd kalt und regnigt, sodaß diese Bühnen bisjetzt nur außerordentlich schlechte Geschäfte machen.

In Betreff der berüchtigten Depeschenangelegenheit erfährt man nachträglich, daß Präsident Seiffart wegen seiner bekannten Vertheidigungsschrift nun doch noch zur Untersuchung gezogen worden ist. Auch gegen den Agent Techen soll die Anklage jetzt formulirt sein; sie soll, wunderlich genug, auf Landesverrath lauten. Als eine weitere Folge dieser verhängnißvollen Angelegenheit wird der bevorstehende Abgang des Hrn. Niebuhr aus seiner wichtigen Stellung als Cabinetsrath des Königs bezeichnet. Zu seinem Nachfolger soll anfangs der Staatsanwalt Nörner in Vorschlag gewesen sein; derselbe soll die Stelle jedoch abgelehnt haben und soll man nun an Hrn. von Reumont denken, den jetzigen Geschäftsträger am toscanischen Hofe, der schon zu Anfang der Vierziger eine zeitlang im Cabinet des Königs beschäftigt war. Thatsache ist, daß Hr. Niebuhr einen mehrmonatlichen Urlaub erhalten hat, den er zu einer Reise nach Italien benutzt. Doch ist damit freilich nicht gesagt, daß er nicht nach Erledigung der odiösen Techen'schen Angelegenheit wieder auf seinen Posten zurückkehren könnte. Auch ist ja, wie ich Ihnen schon neulich schrieb, der Angeklagte Techen selbst ein guter Siebziger.....

Notizen.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung" theilt Arnold Ruge „Erinnerungen an Hermann Franck" mit, den früh Verstorbenen, dessen geheimnißvolles Ende vor einigen Monaten die deutsche wie die englische Presse in so lebhafte Bewegung setzte. Es sind „Unterredungen, Briefe, Ereignisse" aus der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft, also von Ende der dreißiger Jahre bis in die Mitte der vierziger; sie sind zum Theil höchst charakteristisch, wenn auch weniger für Den, den sie eigentlich schildern wollen, als für Ruge selbst. Wie der Aufsatz jetzt vorliegt, ist er ein bloßes Fragment; es wäre wünschenswerth, daß Ruge Zeit gewönne, nicht nur diese Charakteristik zu vollenden, sondern überhaupt die Erinnerungen seines ereignißreichen, in gewisse Partien unserer Entwickelung so tief eingreifenden Lebens aufzuzeichnen.

Was seiner Darstellung dabei etwa an Objectivität abgehen möchte, dafür würde der eigenthümliche Humor des Verfassers reichlich entschädigen.

Als Nachtrag zu seiner bekannten großen Ausgabe der „Minnesinger" hat F. H. von der Hagen soeben einen „Bildersaal altdeutscher Dichter" (Berlin, Stargard) erscheinen lassen. Das Buch ist zum Theil aus Vorträgen entstanden, welche der Verfasser seit 1842 in der berliner Akademie der Wissenschaften gehalten; es werden darin nach einer Einleitung, die sich über die Handschriften unserer Minnesinger und die darin enthaltenen Gemälde, ferner über ritterliche Bewaffnung, Kleidung und Tracht, über öffentliches und häusliches Leben des Mittelalters ꝛc. verbreitet, mehr als 40 Gemälde mitgetheilt, meist aus der bekannten Manesse'schen Sammlung, und in ihrem Verhältniß zu den Liedern und der Lebensgeschichte der einzelnen Dichter erörtert, wobei auch die anderweitigen auf sie bezüglichen Denkmäler, Bildnisse, Siegel, Münzen ꝛc. aufgezählt und besprochen werden. Das Werk ist dem König von Preußen gewidmet; die Ausstattung ist überaus prächtig und geschmackvoll.

Ueber die Thätigkeit der rheinischen Dichter und Schriftsteller bringt die augsburger „Allgemeine Zeitung" in einem Briefe aus Düsseldorf einige Notizen, denen wir Folgendes entnehmen. Wolfgang Müller von Königswinter hat ein neues episches Gedicht „Der Rattenfänger von St.-Goar" vollendet; ein von ihm verfaßtes „Münchener Skizzenbuch" ist in Brockhaus' „Reisebibliothek" erschienen. Simrock, von dessen „Gudrun" soeben eine neue verbesserte Auflage erschien, hat ein mythologisches Werk „Der gute Gerhard und die dankbaren Todten" unter der Presse. Von N. Hocker in Düsseldorf steht ein Werk über die Nibelungensage, besonders den „Hörnen Siegfried" in Aussicht. Alexander Kaufmann, der bekanntlich als Archivdirector in Werthheim am Main lebt, ist mit einer neuen Sammlung seiner Gedichte beschäftigt.

In Gotha starb am 1. Juni der Professor C. F. Wüstemann, geboren ebendaselbst 1799: ein gelehrter und geschmackvoller Alterthumsforscher, der sich besonders durch verschiedene Schulausgaben sowie als eleganter Latinist ausgezeichnet hat. Auch dem Zustand der Naturwissenschaften in der classischen Zeit, namentlich der Botanik und Gartenkunst der Alten, widmete er, selbst ein eifriger Blumenfreund und Gartenkünstler, eine besondere Aufmerksamkeit.

Albrecht Thaer, dem Gründer der modernen Landwirthschaft, soll in Berlin ein ehernes Standbild nach einem Modell von Rauch errichtet werden. Bekanntlich hat er bereits ein Denkmal in Leipzig, das von dem Verein der deutschen Landwirthe gegründet wurde. — In Meiningen geht man mit dem Plane um, dem Gründer der Stadt, Kaiser Heinrich II. eine Statue zu errichten. Heinrich II., geboren 972, ein Urenkel Kaiser Heinrich's I., regierte von 1002—24; er war der letzte Kaiser aus dem sächsischen Fürstenhause. Daß eine Stadt sich ihres Gründers erinnert, ist ganz hübsch; doch ließen sich, glauben wir, wenn einmal in Meiningen Statuen errichtet werden sollen, in der Geschichte des Landes denn doch wol

noch andere Männer auffinden, die bekannter sind und Größeres geleistet haben als Heinrich II., dessen Verdienste um das Deutsche Reich überdies ziemlich zweideutiger Natur sind.

Ueber Heinrich Heine's Nachlaß erhalten wir aus zuverlässiger Quelle folgende Mittheilungen: Die Memoiren, deren Existenz bekanntlich von gewisser Seite her überhaupt in Zweifel gezogen ward, sind vollständig vorhanden; von Heine's eigener Hand geschrieben, mit jenen großen weitläuftigen Zügen, die seine zunehmende Blindheit ihm allein noch verstattete, bilden sie ein sehr umfangreiches Manuscript, das im Druck wol drei bis vier Bände geben wird. Doch ist es noch ungewiß, wann sie erscheinen werden, da Heine's Witwe, auf mündliche Zusicherungen des Verstorbenen gestützt, die Veröffentlichung nicht zugeben will, solange sie selbst noch am Leben. Auch eine bedeutende Anzahl noch ungedruckter Gedichte hat sich vorgefunden; diese werden vermuthlich in Kürze erscheinen. Auch steht in den nächsten Tagen eine Biographie Heine's (Hamburg, Hoffmann und Campe) von Alfred Meißner zu erwarten, der sich auch um die Ordnung des Heine'schen Nachlasses verdient gemacht hat.

Von Max Duncker's „Geschichte des Alterthums" (Berlin, Duncker und Humblot) erschien soeben der dritte Band, die Geschichte der Griechen, von den ältesten Zeiten bis zur Erhebung des Volks gegen den Adel (630 vor Christi) enthaltend. Der außerordentliche Werth dieses Werks ist nicht nur durch das einstimmige Urtheil der Kritik anerkannt worden, sondern auch beim Publicum hat dasselbe eine so günstige Aufnahme gefunden, daß von den beiden ersten, die Geschichte der alten orientalischen Reiche umfassenden Bänden bereits wenige Monate nach ihrem Erscheinen eine neue Auflage nöthig ward. Ohne Zweifel wird der vorliegende Band dieselbe Theilnahme finden und sogar noch eine um soviel größere, um soviel ansprechender der Gegenstand ist, den er behandelt und um soviel näher die Geschichte der Griechen dem modernen Bewußtsein liegt. Uebrigens werden wir auf das epochemachende Werk, das zum ersten mal die Resultate der neuern, über die Anfänge der griechischen Geschichte angestellten Forschungen zusammenstellt und in echt wissenschaftlichem Geiste verarbeitet, noch ausführlicher zurückkommen.

Aus Göttingen, aus dem Verlag von G. H. Wigand, geht uns der soeben erschienene vierte Band von „Wigand's Pocket Miscellany" zu. Derselbe unterscheidet sich von den bisherigen Lieferungen dadurch, daß der gesammte Inhalt Einem Autor und Einem Werke desselben entnommen ist. Wir erhalten nämlich eine Auswahl aus der Novellensammlung, welche Washington Irving kürzlich unter dem Titel „Wolfert's Roost" herausgegeben hat; es sind im Ganzen sechs Erzählungen, unter denen besonders „Wolfert's Roost", „Die Seminolen", „Das Creolendorf" und „Die Geisterinsel" sich durch Glanz und Frische der Darstellung auszeichnen. Dem Bändchen ist ein Porträt des Verfassers vorgesetzt; dasselbe mag recht ähnlich sein, läßt jedoch in der Ausführung viel zu wünschen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Reise um die Erde
nach
Japan
an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry
in den Jahren 1853, 1854 und 1855
von
Wilhelm Heine.
Mit nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck,
ausgeführt in Holzschnitt von
Eduard Kretzschmar.
Nebst sämmtlichen officiellen Documenten.
Zwei Bände. Gr. 8. Preis 6 Thlr.

Die **Japan-Expedition**, für die Cultur und Verbindung der civilisirten Welt mit dem östlichen **Asien** von **derselben Wichtigkeit**, wie die **Barth**- und **Vogel**'schen Expeditionen in das Innere von **Afrika**, hat nicht verfehlt, bereits das gleiche Interesse aller Gebildeten durch die bekannten Berichte des Herrn Verfassers in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu erregen, wie diese.

Herrn **Wilhelm Heine**, einem **deutschen Landsmann**, wurde das seltene Glück, als **Maler** an der **ganzen dreijährigen Weltumsegelung**, wie an der eigentlichen Expedition in das **Innere** des so lange verschlossenen **Japanischen Reiches** im Auftrage der Regierung theilzunehmen. Mit scharfem und sicherm Blick hat der Herr Verfasser beobachtet und schildert den deutschen Lesern in **lebendiger** und **anziehender** Form die reiche Ausbeute seiner Erlebnisse und Erfahrungen auf dieser Reise.

Die **Landschaften** und **Städteansichten**, von dem Verfasser nach der Natur aufgenommen, sind von der Meisterhand des Hrn. **Ed. Kretzschmar** in Holz geschnitten und bilden eine wahre Zierde dieses Prachtwerks.

Das besondere Interesse, mit welchem der Verfasser von Hrn. **Alexander von Humboldt** in seinen Bestrebungen beehrt wurde, gestattete ihm dies Werk demselben zu widmen und dessen Briefe dem Buche als Vorwort vorzudrucken.

Leipzig 1856. **Hermann Costenoble**, Verlagsbuchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Martin Opitz.
Eine Monographie von **Friedrich Strehlke.**
8. Geh. 24 Ngr.

Eine fleißige Monographie über **Martin Opitz**, den gefeiertsten deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts und als Begründer der Schlesischen Dichterschule von wesentlichem Einfluß auf die deutsche Dichtkunst, die er aus ihrem damaligen tiefen Verfall zu erheben wußte. Die vorliegende Schrift ist die einzige, seit dem gänzlich veralteten Werke des Gottschedianers Lindner (1740) geschriebene Monographie über Opitz und schon deshalb ein werthvoller Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.

In demselben Verlage erschien früher:

Auserlesene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld. Herausgegeben von **Wilhelm Müller.** 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 25.** 19. Juni 1856.

Inhalt: Der Reim in der heutigen Lyrik. Von **Auguſt Kahlert.** — Deutſches Reich und Römiſches Recht. — Literatur und Kunſt. Die zehnte Muſe. („Dresdener Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels", 2. Auflage). — Karl Friedrich Gauß. (Sartorius von Waltershauſen, „Gauß zum Gedächtniß".) — Populäre Medicin. (Rußdorf, „Diätetiſcher Haus- und Brunnenalmanach", 2. Jahrgang.) — Correſpondenz. (Aus Wien. — Aus Frankfurt a. M.) — Notizen. — Anzeigen.

Der Reim in der heutigen Lyrik.

Von

Auguſt Kahlert.

Der vor einem Jahrhundert mit großer Heftigkeit geführte literariſche Streit über den Vorzug gereimter oder reimloſer Verſe erſcheint heute, wo die Autorität der Kritik bei weitem nicht mehr ſo furchtbar, ihr Einfluß auf den allgemeinen Geſchmack bei weitem nicht mehr ſo bedeutend wie damals iſt, als ein ſeltſames Ereigniß. Allerdings drehte er ſich zunächſt nur um etwas Aeußerliches, Formelles; allein hinter dieſem Aeußerlichen ſteckte doch ein tiefer geiſtiger Kern, ſteckte die ganze revolutionäre Bewegung der damaligen Literatur. Die anſchwellende jugendliche Dichterkraft ſuchte die herkömmlichen Formen zu ſprengen; der „Knechtſchaft der Franzoſen" überdrüſſig, griff man zu einem Mittel, das die Autorität der Griechen und Römer für ſich hatte. Allein, wie es ſo häufig geſchieht, griff der blinde Freiheitsdrang auch diesmal fehl. Den dichteriſchen Genius wollte man von den Feſſeln der franzöſiſchen Regelmäßigkeit befreien und legte dabei dem Gedanken weit drückendere Feſſeln auf, als die der deutſchen Sprache angemeſſenern gereimten iambiſchen oder trochäiſchen Versmaße je gekonnt hatten. Die Anhänger Klopſtock's wollten nun einmal um jeden Preis mit jenem franzöſiſchen Alexandriner brechen, den bekanntlich Gottſched beſchützte; in patriotiſchem

Uebermuth wollten sie den Beweis führen, daß die deutsche Sprache etwas vermöge, was der französischen ewig versagt sei, nämlich sich die antiken Maße vollständig anzueignen. So quälten sie sich denn mit Formen herum, welche, weil sie nur der Reflex eines fremden Geistes waren, zwar als Bildungsmittel für die Sprache von größtem und heilsamstem Einfluß gewesen sind, die aber doch nie volksthümlich wurden noch werden konnten, sondern stets nur von einer Gelehrtenstube zur andern wanderten. Alcäische und Sapphische Maße fanden bei uns, nebst manchen willkürlichen antikisirenden neuen Maßen, ihre Bewunderer, ohne die Hörer doch wirklich zu rühren und zu erfreuen. Der Hexameter freilich, in den durch die Eigenthümlichkeit unserer Sprache aufgenöthigten Bedingungen, erwarb sich die Gunst selbst unserer größten und genialsten Dichter: allein einige wenige Werke, wie Voß' „Luise", Goethe's „Hermann und Dorothea", sein „Reineke Fuchs" ꝛc. ausgenommen, sind diese hexametrischen Dichtungen, als Wiederbelebungen des classischen Alterthums, zwar mit Ehrfurcht betrachtet worden, aber im eigentlichen Herzen des Volks fanden sie keinen Widerklang. Goethe, als er noch in den Jahren voller Kraft stand, ging, wie in allen Dingen, so auch in den reimlosen Versen seinen eigenen Weg, nämlich selbstschöpferisch, nicht nachahmend. Gedichte wie „Der Wanderer", „Prometheus", „Harzreise", „Die Phantasie" ꝛc. verdanken ihre große rhythmische Freiheit dem Reichthum des bildlichen Gedankens, der keine herkömmliche Versgrenze vertrug und doch schöne Umrisse hervorzauberte. Das Endergebniß des ganzen langwierigen, sich in verschiedenen Stadien fortspinnenden Streites war bekanntlich, daß endlich der Reim den Sieg davontrug. Die Stimme des Volks nahm ihn in Schutz gegen die Philologen, man überzeugte sich mehr und mehr, daß er für die auf dem Accent beruhenden Sprachen der naturgemäßeste, mithin unentbehrliche poetische Schmuck ist. Der Kampf selbst aber war, wie überall, ein Vorbote und Zeichen des neuen Lebens gewesen, dessen sich nunmehr auch die deutsche Literatur zu erfreuen hatte.

Als dann später die mündig gewordene ästhetische Wissenschaft überall darauf drang, daß man in künstlerischen Dingen den sinnlichen Reiz auf seine geistige Bedeutung zurückzuführen suche, so wurde auch die inzwischen zur Thatsache gewordene Berechtigung des Reims einer neuen Kritik unterworfen. Man untersuchte den Grund dieses allgemeinen Wohlgefallens, das der Reim erregte, und fand ihn in der natürlichen Sympathie, welche jeder musikalische Wohlklang erweckt. Zwischen der plastischen Fähigkeit der Griechen und ihren Sprachrhythmen verrieth sich ebenso sehr ein geistiger Zusammenhang als zwischen der Heilighaltung der Tonkunst im Mittelalter und der Reimkunst, deren Ausbildung, wie man weiß, in dieselbe Zeit fällt. Dies einmal festgestellt, war auch das

Digitized by Google

wissenschaftliche Ansehen des Reims gesichert, indem derselbe nicht mehr auf zufälligem Wohlgefallen, sondern auf einer innern Nothwendigkeit beruhte; er war nun gleichsam die herrliche Pflanze, die uns aus dem versunkenen romantischen Zeitalter hinübergerettet und unserer Pflege überlassen worden. Jemehr nun ferner auch die Poesie sich den nationalen Grundlagen wieder zuwendete, desto unentbehrlicher wurde der Reim, bei dem nun nicht mehr wie vordem von Laune und Modegeschmack die Rede sein konnte. Allein so vielfach diese neue Ansicht über die Bedeutung des Reims auch in ästhetischen Lehrbüchern vertreten und durchgeführt ward, so erfuhr die ganze Angelegenheit ihre gründliche Erledigung doch erst durch die merkwürdige Schrift von Kaspar Poggel: „Ueber den Reim und die Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Goethe" (Hamm 1843), worin die Symbolik, welche Assonanz, Alliteration, Annomination und Reim für den in Worte überlieferten Gedanken darbieten, mit dem feinsten Verständniß Goethe'scher Formen auseinandergelegt ist. Poggel war ein tiefsinniger Schriftsteller, der leider zu wenig bekannt geworden ist; nur in Moriz Carriere's kürzlich erschienener „Poetik" finde ich ihm das verdiente Ehrengedächtniß gestiftet; er starb bereits 1837 als Lehrer in Recklingshausen. Zwei geistvolle Abhandlungen von ihm: „Das Verhältniß zwischen Form und Bedeutung in der Sprache" und „Die Ausbildung des Sinnes im Menschen" erschienen schon 1833 zu Münster; auch sie sind, wie es scheint, wenig oder gar nicht bekannt geworden. Durch beide Schriften zieht sich die nämliche Grundansicht, welche in der erstgenannten auf den Reim angewendet ist. Weil jeder menschliche Laut nur Folge einer innern organischen Thätigkeit ist, also eine gewisse Empfindung bezeichnet, so ist bei jeder Mittheilung durch die Sprache der Laut des Worts erst Das, was dessen abstracte Bedeutung lebendig macht. Wenn nun auch das Wort etwas Sichtbares bezeichnet und der Laut des Wortes etwas Hörbares ist, so stehen doch, nach Poggel, Sehen und Hören in einer unzertrennlichen Wechselwirkung, insofern nämlich beide Sinne nur Modificationen des Gemeingefühls sind. Auch den durch das Auge empfangenen Eindruck verwandelt der Dichter in seinem Verse in einen hörbaren, der in der Phantasie des Hörers das verwandte Bild hervorzurufen geeignet ist. Es wird also dem wirklich begeisterten Verskünstler eine Fähigkeit der Tonmalerei zugeschrieben, viel umfassender als bisher etwa in einzelnen antiken Hexametern bewundert worden: eine Malerei durch die harmonische Beziehung gereimter Worte. An einer Menge Goethe'scher Beispiele wird dann dieser Parallelismus des Gedankens mit dem Klange sehr glücklich nachgewiesen. Unstreitig würde Poggel, bei vergönnter längerer Lebensdauer, für die Sprachwissenschaft noch sehr Erhebliches geleistet

haben. Denn er brachte zu seinen Forschungen, zu denen Herder's Abhandlung ihm den ersten Impuls gegeben zu haben scheint, etwas mit, was den Philologen sonst gewöhnlich nicht zugebote steht: nämlich Kenntniß der Naturwissenschaften; die Anwendung physiologischer Beispiele ist bei ihm sehr beliebt. Andererseits ist er allerdings auch von einer gewissen Hinneigung zur Mystik, wie man sie bei vielen der damaligen Naturphilosophen findet, nicht ganz frei; es ist sogar zu vermuthen, daß sie ihn in der Folge noch zu manchen gewagten Behauptungen verleitet haben würde. Was aber den Reim und dessen Natur angeht, so wird Poggel nach meiner Ansicht für alle Zeit darin vollkommen Recht behalten, daß es nicht genügt, in demselben lediglich eine Verstärkung der Wirkung des Verses zu sehen. Der Reim leistet gewiß etwas Höheres, als blos die gesetzliche Wiederkehr der Verszeile hervorzuheben; nur darf man sich freilich in den Gedanken einer Symbolik des Reims, wenn man dieselbe auch in vielen Fällen anerkennen muß, nicht so sehr verlieben, daß man sich anstrengt, diese Symbolik nun auch immer und überall finden zu wollen; damit würde dem Dichter, statt sein Verständniß zu fördern, vielmehr Gewalt angethan werden.

Aber kehren wir noch einmal in jene frühere Epoche zurück, da die Romantiker in Deutschland zur Herrschaft gelangten. Bekanntlich waren es damals vornehmlich die Schlegel, welche die Nachbildung südlicher Versformen empfahlen. Dadurch wurde auch die bisher mehr naturwüchsige Anwendung des Reims ein Gegenstand sorgfältigen Studiums. Denn es zeigte sich jetzt die Unzulänglichkeit der an stumpfen Endsilben überreichen deutschen Sprache gegenüber der italienischen und spanischen. Die Sonettenwuth brach aus; ein geschicktes Reimspiel ersetzte bei Vielen den innern poetischen Gehalt. Schon Schiller schreibt (1796) an Goethe: „Es ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an den Poeten erinnert, sowie in der freien Natur eine mathematische Anordnung, z. B. eine Allee, an die Menschenhand.“ Endlich trat der wahre Meister der Reimkunst, Friedrich Rückert, dessen Leistungen auf diesem Gebiete alle frühern übertrafen, auf. Die bisher unerhörte Biegsamkeit der Sprache, die in Rückert's Ritornellen, Sicilianen, Ghaselen, Makamen ꝛc. zutage kam, ließ jede Spur der aufgewandten Mühe verschwinden und gab die Ueberzeugung, daß hier ein Band innerer Nothwendigkeit sei, das Gedanken und Versform verknüpfte: weshalb denn auch Rückert selbst von seinen Sprüchen mit Recht sagen durfte:

Wo sie nicht die Form erkoren,
Wär' ihr Inhalt mit verloren.
Darum muß der Reim sie ketten,
Weil sie sonst kein Wesen hätten.
Würde nicht der Schein es retten.

Manches ſcheint in Verſen eigen,
Was man würd' als nichts verſchweigen,
Sollte man's in Proſa zeigen. (S. „Verm. Gedichte", V, 273.)

Vergleicht man die Rückert'ſchen Verſe mit den Goethe'ſchen, ſo ergibt ſich, daß der Reim für ihren Inhalt bei Rückert ebenſo wohl ſymboliſch iſt als bei Goethe; ja die weit geringere leidenſchaftliche Erregung, die contemplative Sammlung des mehr durch reiche literariſche Eindrücke als durch die Wogen des Lebens zur Dichtung gedrängten Sängers ließ ihn ſeinen großen Vorgänger an Reife ſprachlicher Formen ſogar noch übertreffen. Goethe iſt ſchlichter im Ausdrucke, Rückert ungeachtet aller techniſchen Meiſterſchaft künſtlicher; Jener trifft daher das Weſen des Liedes weit richtiger als Dieſer, was ſich am deutlichſten zeigt, wenn ſie mit Tönen verbunden, wenn ihre Worte geſungen werden. Die Melodie, welche ſich Worten anſchließen ſoll, verträgt nicht eine allzu vollendete Ausprägung des Gedankens, weil die muſikaliſche Foderung immer dahin gerichtet ſein wird, daß den Tönen Raum übrigbleibe, ſich über den Lauten, worauf ſie ſich ſtützen, auszubreiten. Der Reim, wenn ihm Gelegenheit wird, ſich überwiegend geltend zu machen, will lieber ausgeſprochen als geſungen ſein; denn er ſelbſt iſt ſchon an ſich muſikaliſcher Schmuck und braucht daher nicht noch ſtärkere muſikaliſche Beihülfe. Das Weſen des Liedes aber, dies iſt wol nicht mehr zweifelhaft, beſteht darin, daß es geſungen, nicht blos geleſen werde. Mit dem ſteigenden Intereſſe an der Muſik des Reims paart ſich das an den combinirten Begriffen, wodurch der in einer Strophe niedergelegte Gedankenvorrath vergrößert, aber das nach weitern Grenzen ſehnſüchtige Gefühl zurückgedrängt wird. Wir ſehen zu derſelben Zeit, wo das Streben nach höchſter Correctheit des ſprachlichen Ausdrucks in unſerer Lyrik ſich erfolgreich kundgab, Heine mit dem entſchiedenſten Gegenſatze, mit einer gefliſſentlich beobachteten ſchlotterigen Form, mit oft abſichtlich ſchlechten Reimen, die eine ans Komiſche ſtreifende Wirkung hervorbringen und dem ironiſchen Charakter des Gedankenganges entſprechen, großes Glück machen. Daß Heine, wenn er wollte, ſehr correcte Reime und Verſe ſchmieden konnte, verräth ſich an ſehr vielen Stellen; die Verſpottung des Regelmäßigen und Symmetriſchen, die Vermiſchung des Poetiſchen mit ätzenden proſaiſchen Ingredienzien gehörte eben als charakteriſtiſch zu einer Zeit, wo das äſthetiſche Intereſſe in der Nation einem andern Platz zu machen begann.

Das Heer der Nachahmer, an Rückert und Heine angelehnt, theilte ſich in zwei Parteien, von denen die Heine'ſche bekanntlich den Kürzern zog. Nur Heine's Proſa hat entſcheidenden Einfluß auf die deutſchen Schriftſteller ausgeübt, ſeine Art den Vers zu behandeln zeigte ſich dagegen nicht geeignet, als Muſter benutzt zu werden; was man dem Urheber ſelbſt

zugute gehalten, erwies sich in kurzem bei den Nachahmern als unausstehliche Manier. Demnächst erweiterte das Gebiet des Reims sich besonders durch die Autorität, welche Freiligrath durch seine ersten im „Musenalmanach" auf 1835 veröffentlichten Gedichte errang. Ein gewisser realistischer Zug hatte sich in der deutschen Lyrik schon seit längerm bemerkbar gemacht; man wollte neue Stoffe, man wollte aus dem Spiel subjectiver Empfindungen heraus und erhielt nun bei Freiligrath eine unerwartete Menge anschaulicher Objecte, deren Namen, zum Theil fremden Sprachen angehörig, von jetzt an ebenfalls in der Lyrik ihren Platz einnahmen, während dadurch zugleich eine Menge das Ohr berauschender neuer Reime eingeführt ward. Fremdländische Worte in deutsche Gedichte aufzunehmen, besonders wenn sie einen ungewohnten Reim möglich machten, trug man jetzt kein Bedenken mehr, man ertrug nicht nur, nein, man suchte Reime, wie: Sklaven — Agaven; Haare — Dromedare; Thräne — Souveräne; Warte — Bonaparte und dergl. mehr. Zur Goethe'schen Zeit wären diese Art Reime kaum möglich gewesen; damals hätten sie für eine Verletzung der idealen Stimmung, in welche das Gedicht den Leser zu versetzen die Aufgabe hatte, gegolten. Und nicht mit Unrecht: da dem Geiste durch diese Worte bestimmte empirische Vorstellungen aufgenöthigt, mithin seinem Fluge engere Grenzen gesteckt werden, so unbestritten es andererseits auch ist, daß die dem poetischen Ausdruck zugebote stehenden Mittel durch dieses Zugeständniß sehr erweitert worden sind.

Hier dürfte denn auch der Ort sein, eines meist übersehenen Ausspruchs von Lessing, den Reim und dessen Natur betreffend, zu gedenken. Mit der oben angeführten Ansicht von Poggel steht derselbe in entschiedenem Widerspruche. Lessing war kein Romantiker; auch in ästhetischen Dingen drang er auf bestimmte klare Begriffe. Erst ein späteres Geschlecht, von naturphilosophischer Anschauung geleitet, legte dem musikalischen Reim eine höhere Bedeutung bei; jene Symbolik des Reims, welche, von Poggel zuerst aufgestellt, jetzt von der gesammten Aesthetik festgehalten wird, war für Lessing zu einer Zeit, wo die Lyrik in Deutschland erst ihre jungen Schwingen regte, natürlich noch nicht vorhanden. Als daher bald nach Klopstock's Auftreten der eingangs erwähnte Streit über Vorzüge oder Mängel der reimlosen Verse sich erhob, gab Lessing (in dem „Neuesten aus dem Reich des Witzes", April 1751) ein höchst merkwürdiges Urtheil ab. Nachdem er darüber geklagt hat, „daß nur allzu Viele meinten, ein hinkendes heroisches Silbenmaß und Vermeidung des Reims sei genug, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen", sagt er wörtlich: „Der kitzelnde wiederkommende Schall ist nicht das Einzige, warum man den Reim beibehalten soll. Rechnet man das Vergnügen, welches aus glücklich überstandener Schwierigkeit entsteht, für nichts?

Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein anderes Wort an seiner Statt stehen?"

Wie wir aus diesen Worten sehen, findet Lessing also das Interesse am Reime in einer gewissen psychologischen Spannung begründet, in welche Jeder geräth, der einen Andern Hemmungen und Hindernisse mit Leichtigkeit überwinden sieht, sodaß er also den geschickten Reimer mit dem Virtuosen auf denselben Rang stellt. Die höhere Ansicht der Sache, die Poggel so siegreich verficht, war, wie gesagt, im Jahre 1751, wo erst Gellert, Uz, Hagedorn ꝛc. in Betracht kamen, noch geradezu unmöglich; denn auch ästhetische Einsicht kann sich immer erst an vorhandenen Kunstwerken heranbilden und wäre es daher ebenso zwecklos zu fragen, was Lessing über die Romantiker geurtheilt, als etwa wie Friedrich der Große sich zur Französischen Revolution gestellt haben möchte. Indessen muß man doch einräumen, daß die Lessing'sche Ansicht in der neuesten Zeit, wo die Technik, wie in allen Künsten, so auch bei lyrischen Gedichten ein entscheidendes Moment für den zu erringenden Beifall abgibt, wieder Vieles für sich hat. Der Modegeschmack zieht überall das Frappante vor, sucht neue Reizpunkte, äußerliche Zuthaten, um dem vorzutragenden Inhalt Beachtung zu verschaffen. So wünscht er denn also auch neue Reime zu hören, ein Verlangen, das nach den zahllosen vorhandenen Leistungen nicht mehr so leicht zu befriedigen ist. Ein Gedicht, worin die bekannten Paare: Sonne — Wonne, Herz — Schmerz, Sang — Klang u. s. w. vorkommen, kann allerdings ungeachtet dieser Wiederholung des tausend mal Gehörten dem Gedanken nach vollkommen neu und eigenthümlich sein, nur wird der innere Vorzug wegen des etwas altmodischen Costüms nicht die allgemeine Beachtung finden, die einem andern Gedichte von vielleicht minder werthvollem Inhalt, aber voll überraschender ungewöhnlicher Reime leichter zutheil wird. Schon das Gedächtniß hat an diesen letztern einen gewissen Halt; — wenn wir allerdings auch nicht so weit gehen möchten wie Minckwitz, der in seiner „Metrik" jungen Dichtern geradezu den Rath ertheilt, auf neue Reime Bedacht zu nehmen. Hier liegt die Verführung zu dem der wahren Kunst niemals förderlichen Streben, Effect zu suchen, offenbar sehr nahe; damit dem Ohre das Vergnügen bereitet werde, ein ungewöhnliches Reimpaar zu hören, wird der Gedanke sich bestimmten Worten, also auch bestimmten Begriffen anpassen. Dies zu verstecken, gibt es zwar für die Sprachgewandten zahlreiche Mittel, die innere Gesundheit des Gedichts aber leidet dennoch darunter und auch der reichliche Beifall, der aus dem von Lessing hervorgehobenen „Vergnügen an überwundener Schwierigkeit" entsteht, kann dafür nicht entschädigen, es ist nicht jener des

Dichters allein würdige Beifall des Herzens, der durch andere, unbeschreibliche und gewiß unerlernbare Mittel errungen sein will. Auch ist die Schwierigkeit gar nicht so groß, wie sie dem Laien scheint. Ein noch nicht lange verstorbener berühmter deutscher Improvisator, der sich eine Menge beliebiger Endreime von seinem Publicum einzufodern pflegte, hat uns öfters versichert, daß je unzusammengehöriger dieselben gewählt würden, desto leichter falle ihm seine Leistung, indem seine Geistesthätigkeit durch die zu überwindende Schwierigkeit, durch die Anstrengung nach Herstellung eines gewissen Zusammenhanges der Gedanken angeregt, er mithin in eine gehobene, begeisterte Stimmung versetzt würde. In der That war derselbe Mann in denjenigen seiner Gedichte, die er ohne solche aufgegebene Endreime lieferte, sehr trivial, während er im andern Falle eine gewisse Gymnastik des Geistes, eine Art Jongleurgeschicklichkeit entwickelte, bei der man wenigstens keine Langeweile empfand, wenn auch Das, was er improvisirte, bei näherer Beleuchtung zuweilen an den Unsinn hart anstreifte und namentlich von einer einheitlichen Stimmung sich keine Spur darin zeigte.

Wir erwähnten vorhin die Verwandtschaft des Reims mit der Musik. Dieselbe zeigt sich auch darin, daß die Geschichte dieser Kunst in neuester Zeit Phänomene darbietet, welche stark an die zu Zeiten herrschende Reimkünstelei erinnern. Die großen Meister verstanden es, Tonreihen zu schaffen, die, gleichzeitig vernommen, nebeneinander sich wohl vertrugen, da die Töne in beiden Reihen durch harmonische Beziehung verknüpft waren; es waren zwei Melodien, die sich wechselseitig unterstützten. Allmälig wurden jene harmonischen Beziehungen von den kritischen Geistern herausgesondert, als Zusammenklänge (Accorde) fixirt: und nun konnte dem Ohre dieser in einzelnen Accorden ruhende harmonische Reiz beliebig wiederholt werden. Zunächst wurde er verwendet, um einer einzelnen Melodie hier und da als Unterstützung oder wie es hieß harmonische Begleitung zu dienen. Je weiter aber die Geschichte der Musik sich entwickelte, desto mehr Ansehen bekam diese harmonische Begleitung; gewisse Accorde wurden wie Reime im Gedichte der Melodie als Bedingung ihrer Art der Bewegung aufgenöthigt, der Componist suchte absichtlich am Klavier solche Klänge zusammen und zog die scharfen, schneidenden, kurz die ungewöhnlichen den alltäglichen vor. Seine Melodie trug dann freilich die Spuren der übermäßigen Beachtung, die er gerade Demjenigen gezollt hatte, was in der Tonkunst immer nur Nebensache sein und bleiben soll; sie entbehrte der Unmittelbarkeit, der rechten Lebenswärme. Ist man überhaupt befugt, die Werke der Tonkunst in zwei Classen zu theilen, in die durch Melodie und die durch Harmonie ausgezeichneten, so liegt hierin eine gewisse Analogie zu dem verschiedenen Charakter der poetischen Werke. Und wenn der Reim auch nur ein

scheinbar äußerliches Beiwerk, ein Nebending sein mag, so wird er doch eine doppelte Betrachtungsweise zulassen, die von Poggel sowol als die von Lessing: er wird je nach dem Charakter eines gewissen Zeitabschnitts mehr als symbolische Blüte oder mehr als zu überwindende Schwierigkeit aufgefaßt werden. Und zwar wird das Eine oder das Andere geschehen, je nachdem Begeisterung oder Verstandsthätigkeit in der Dichtung vorwaltet. Entsagen aber, das läßt sich dreist prophezeien, wird das deutsche Volk diesem reizenden poetischen Schmuck niemals wieder. Denn die Sympathie dafür wurzelt in der Tiefe des deutschen Gemüths und hat sich zu allen Zeiten in unzähligen Sprichwörtern, Volksliedern u. s. w. kundgegeben. So wird es auch ferner bleiben.

Deutsches Reich und Römisches Recht.

Die Veranlassung zu den nachstehenden Zeilen gibt uns eine Stelle in Lothar Bucher's Schrift über den englischen Parlamentarismus. Wir wissen nicht, wie Bucher selbst jetzt über jene Tage denkt, da sein Name unter den Koryphäen der preußischen Nationalversammlung glänzte, seine Stimme laut durch die preußischen Lande erscholl. Wir unsererseits, dankbarer Leser der geistreichen Artikel, mit denen er neuerdings unsere Presse und unter Anderm auch diese Blätter bereichert, sind egoistisch genug zu glauben, als habe er sich im Exil noch besser um sein Vaterland verdient gemacht denn in der Heimat als Vorkämpfer für Das, was man damals Volkssouveränetät nannte. Als die Wogen der Bewegungsjahre ihn an Englands Küste schleuderten und er es unternahm, dieses Land und seine Geschichte der Gegenwart zu schildern, that er es mit jener ernsten Gründlichkeit, wie sie dem Manne gebührt, der sich seiner Ziele bewußt ist, mit jener feinen Beobachtungsgabe, dem Producte eines glänzenden Verstandes, mit jener rückhaltslosen tief einschneidenden Schärfe, wie die Verbannung sie erzeugt. Daß seine Schilderungen und seine Kritik einseitig sind, machen wir ihnen nicht zum Vorwurf; wären sie weniger einseitig, sie würden weniger gewirkt haben, und wir hätten dann wahrscheinlich keinen Grund, ihm vorzüglich unter den deutschen Journalisten das Verdienst zu vindiciren, uns von jener blinden Verehrung der englischen Staatsverhältnisse befreit zu haben, die, auf einer mangelhaften Kenntniß und unklaren Anschauungen beruhend, nur die Mutter unklarer Bestrebungen sein konnte. Daß viele gute Männer und schlechte Politiker sein Buch über den Parlamentarismus mit einem höchst unbefriedigten Gefühle fortlegen, rechnen wir dem Buche zum Vorzuge an: möge diese Verstimmung über zerstörte Ideale nur dahin führen, die Befriedigung nicht mehr in dem Import fremdartiger

originaler Zuſtände zu ſuchen, ſondern in der naturgemäßen Entwickelung der einheimiſchen politiſchen Verhältniſſe aus Keimen heraus, die im Boden des eigenen Landes ruhen und nur gewaltſam unterdrückt ſind.

Von einem Vorwurfe aber können wir das Buch nicht freiſprechen: das iſt eine allzu große Haſt im Combiniren, eine Ueberſtürzung in Folgerungen aus einzelnen Thatſachen, eine Manier des Raiſonnements, die mitunter ins Blaue hineinführt. Die Nothwendigkeit, die Ereigniſſe des Tages ohne Verzug geiſtig zu verarbeiten, hat Bucher dahin geführt, eine vereinzelte Beobachtung, die allerdings ſtets Geiſt und einen brillanten Verſtand verräth, ſofort zu allgemeinen Sätzen zu verarbeiten, und ihn der Fähigkeit beraubt, große Geſichtspunkte richtig zu fixiren und feſtzuhalten, die Beobachtungen zu Geſetzen zuſammenzufaſſen oder ſie unter Geſetze zu ſubſumiren. Dies ſcheint uns der Hauptmangel an dem Buche wie an dem Verfaſſer zu ſein: ein wahrhafter embarras de richesse ſcharfſinniger Bemerkungen, geiſtreicher Aperçus, frappirender Combinationen, überraſchender Streiflichter: aber es fehlt Einheit und Ordnung, Syſtem und Methode.

Doch wahrſcheinlich hat der Leſer ſchon fragend nach der Ueberſchrift dieſes Artikels zurückgeſchaut, ungewiß der Dinge, die ihm bevorſtehen. Möge er ſich beruhigen; führen die vorausgeſchickten Bemerkungen auch nicht gerade in medias res, ſo ſtehen ſie unſerm Thema doch immer noch etwas näher als das Ei der Leda dem Trojaniſchen Kriege. Vielleicht können wir zu unſerer Entſchuldigung anführen, daß wir weniger beabſichtigen, das Thema in exact-wiſſenſchaftlicher Weiſe zu erörtern, als vielmehr gegen eine von Bucher ausgeſprochene Anſicht über daſſelbe zu polemiſiren.

Als Bucher die Anſchauungen der älteſten engliſchen Juriſten über jenen Rechtszuſtand prüfte, den er common law nennt, fand er bei Twyſden einen Ausſpruch über das Verhältniß des Römiſchen Rechts zum Engliſchen dahin lautend: „Den Unterſchied zwiſchen dem Römiſchen Recht und den Geſetzen unſers Volks finde ich darin, daß jenes auf dem Grundſatze beruht: was den Fürſten gefällt, iſt Geſetz; und dieſe den Satz voranſtellen: daß das Königreich nach keinen andern Geſetzen zu regieren, als die das Volk gemacht und erwählt hat.“ Der Satz enthält allerdings eine Wahrheit, aber auch nur Eine Wahrheit und auch die iſt nur halb. Ja es will uns ſcheinen, als habe Twyſden in der That nichts vom Römiſchen Rechte gekannt als den Anfang der Inſtitutionen bis zu den Worten, die über die Conſtitutionen der Kaiſer handeln; dieſe Worte aber haben ſeinen angelſächſiſchen Sinn ſo empört, daß er einem aus ſolcher Quelle entſprungenen Rechte keinen, auch nicht den geringſten Einfluß in ſeinem Lande einräumen wollte. Ob denn der Inhalt des Juſtinianeiſchen Codex, und beſonders die Theile deſſelben,

denen das Römische Recht seine Unsterblichkeit verdankt, nichts seien als wüste Einfälle, entsprungen den Köpfen hirnverbrannter byzantinischer Kaiser, war kein Gegenstand der Erwägung weder für Twysden noch für Bucher. Dieser vereinzelte Satz, der allerdings die tiefe, unausfüllbare Kluft zwischen dem Englischen und dem Staatsrechte Justinian's andeutet und charakterisirt, der aber den Geist des eigentlichen Römischen Rechts, d. i. des Privatrechts, so wenig berührt als irgendeine Bemerkung aus der „Arcana historia" des Prokop die Geschichte der römischen Republik — dennoch genügte er dem Einen, um durch seine Unkenntniß des Römischen Rechts zu glänzen, und dem Andern, um spielend die Betrachtung daran zu knüpfen, die einst in Deutschland grassirende Mode der römischen Doctoren habe das Deutsche Reich zerstört.

Vielleicht waren die Gefühle, die Bucher hierbei anwandelten, ähnliche, wie sie den Trompeter von Säckingen in Harnisch setzten, als er des Römischen Rechts gedachte und so interessanter Sachen als „Usucapion und Erbrecht und Novella 118". Es mochte ihn ein gelindes Grauen und ein bitterer Dégoût überkommen, als dort in dem mächtig pulsirenden Leben Londons die Zeit vor seinem geistigen Auge wieder auftauchte, wo er vielleicht im ersten Semester unter den Auspicien eines geistlosen Docenten die obsoletesten und frembartigsten Rechtsantiquitäten zu verdauen hatte. Nur so können wir es uns erklären, wenn er trotz seines durchdringenden Urtheils und seines bedeutenden Wissens seine Feder soweit ausgleiten ließ, um einen inhaltsschweren Ausspruch zu thun, der der Geschichte der deutschen Staatsentwickelung und dem Geiste des Römischen Rechts so offenbar ins Gesicht schlägt.

Bekanntlich blühte die Schule der Glossatoren vom Ende des 11. bis ins 13. Jahrhundert hinein, in welcher Periode es nach Bucher's Anschauung — weiß Gott, aus welcher Velleität der Zeit — Mode wurde, in Bologna zu studiren. Die Reception des Römischen Rechts in Deutschland vollendete sich nach der gewöhnlichen Annahme im 15. Jahrhundert; bis dahin kämpften noch die ungelehrten Schöppen gegen jene Richter aus der italienischen Schule und gegen die Meinung ihrer Zeit, daß es modern und fashionable sei, seine Progresse von Letztern entscheiden zu lassen. Was aber, fragen wir, war damals noch von dem Deutschen Reiche zu zerstören, in welchem die „radicalsten und zugleich romantischsten Reformers" unserer Tage das Ideal einer Staatsverfassung verwirklicht sehen?

War nicht damals die alte Gau- und Grafschaftsverfassung längst durch die unzähligen Immunitäten der weltlichen Großen, Stifter und Abteien, die bereits scharf ausgeprägten Keime sich entwickelnder Territorialgewalten durchbrochen, zerstört und vergessen? War nicht der Begriff der gemeinen Freiheit längst dem Sinne der Nation verloren ge-

gangen, verdrängt durch die Anschauungen des Feudalstaats? Hatte nicht das Deutsche Reich bereits zu Canossa jenen schmählichen Fußfall vor dem Papstthum gethan, von dem es sich nie wieder erholt hat? Wenn irgendetwas aber die spontane, gesunde und naturgemäße Entwickelung des Deutschen Staates untergraben, unsere staatsrechtlichen Begriffe corrumpirt hat, dann war es die absolute, allein noch das Princip der Einheit repräsentirende Herrschaft der katholischen Kirche über die deutschen Lande, die Unterordnung des Staats unter die geistliche Gewalt im Mittelalter, aus welcher das heutige Königthum von Gottes Gnaden entsprungen ist. Bucher sagt selbst, daß mit der Gesetzgebung der Germanen, wie sie Tacitus uns schildert „Götter und Priester" nichts zu thun hätten. Dann aber bitten wir ihn, jenes deutsche Gesetzbuch Eyke's von Rebkow aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts aufzuschlagen, das reinsächsische, wenigstens noch nicht mit römischen vermischte Rechtsanschauungen enthält, und den ersten Artikel zu lesen, wo von den beiden durch Gott über die Christenheit gesetzten Schwertern die Rede ist, sowie von der Bedeutung, die es hat, daß der Kaiser dem Papst den Steigbügel halten soll, „damit der Sattel sich nicht umwende". Als man so weit in Deutschland war, um mit solchen Sätzen eine Darstellung des einheimischen Rechts zu beginnen, da, will es uns scheinen, war die absteigende Metamorphose des deutschen Staats weit genug vorgeschritten, um jener Pflanze des byzantinischen Düngerhaufens „Quod principi placuit, legis habet vigorem" nicht viel vergiftenden Effect mehr übrigzulassen, selbst wenn diese Pflanze von Allen gehegt, gepflegt und angebetet worden wäre, ja selbst wenn die römischen Doctoren, die wir „nachzuäffen" die Marotte gehabt haben sollen, allein und ausschließlich dieses Dogma gepredigt hätten. Welche relative Berechtigung aber gerade in Deutschland die mittelalterliche Absolutie der katholischen Kirche hatte, welche tiefern Gründe sie hervorgerufen, das ist eine andere abseits liegende Frage; jedenfalls haben wir die Gründe nicht im Justinianeischen Codex zu suchen.

Doch selbst wenn wir einen Augenblick von den historischen Verhältnissen absehen, die, wie wir glauben, jenen angeblichen devastirenden Einfluß des Römischen Rechts unmöglich machten, so scheint uns die Behauptung Bucher's noch um nichts weniger gewagt und unwahrscheinlich. Wir geben gern zu, daß die wenigen Worte: „Quod principi placuit etc." in der Kaiserzeit die einzige Reliquie des antiken römischen Staatsrechts enthalten, das einst so sicher und scharf ausgeprägt, so solid fundamentirt, so gleichmäßig und unbestritten ausgeübt wurde, in den guten Zeiten der Republik, wie kaum ein anderes eines andern Volks, daß also in dem Satze das ganze Recht erschöpft war, welches dem Einzelnen der staatlichen Gesammtheit gegenüber zustand. Nur,

Digitized by Google

wünſchen wir, möge man die Sache nicht ſo umdrehen, als enthielte das ganze Corpus juris nun nichts als eine Ausführung dieſes Satzes und als bedeute die Thatſache der Reception des Römiſchen Rechts die Aufnahme des byzantiniſchen Staatsrechts. Nach den Erfahrungen, die wir von der heutigen Behandlung des Römiſchen Rechts auf den deutſchen Hochſchulen haben — und wir glauben kaum, daß ſie während der Studienzeit Bucher's eine andere war —, fällt es keinem unſerer Romaniſten ein, wenn ſie römiſche Rechtsgeſchichte vortragen, jenen odiöſen Worten mehr Gewicht und eine tiefere Bedeutung zu geben, als ſie ihrer ganzen Stellung in dem betreffenden Titel der Inſtitutionen ſowol wie ihrem Verhältniß zur Gegenwart nach haben können. Nachdem Gajus, der intellectuelle Urheber der behaupteten Zerſetzung des deutſchen Staates, von dem Juſtinian die ganze Stelle und faſt den ganzen Titel entlehnt hat, über Naturrecht und Jus gentium geſprochen, zählt er die Quellen des Römiſchen Civilrechts auf: Plebiſcite, Senatusconſulte, magiſtratiſche Edicte, Entſcheidungen der Juriſten, endlich die Conſtitutionen der Kaiſer. Die legale Gültigkeit der letztern motivirt er dann mit dem Ausſpruche, daß der Wille des Fürſten Geſetz ſei, weil das Volk ſeine geſetzgebende Gewalt auf ihn durch die lex regia devolvirt habe. Wie nun aber alle Romaniſten auf den tudesquen Einfall kommen oder gekommen ſein ſollen, ſtatt die ganze Erörterung als Das zu nehmen was ſie iſt und was ſie für uns ſein kann — nämlich eine hiſtoriſche Bemerkung, charakteriſtiſch für die Kenntniß der römiſchen Zuſtände, im übrigen aber ohne Bedeutung —, gerade unter den fünf Quellen die eine herauszuklauben, gerade ihr eine praktiſche Bedeutung für die Gegenwart vindiciren zu wollen, ſie zu einem ſtaatsrechtlichen Excurſe zu benutzen, iſt für uns undenkbar. Es hat allerdings Jahrhunderte gegeben, in denen die Rechtswiſſenſchaft ſelbſt zu wenig Geiſt hatte, um den Geiſt des Römiſchen Rechts zu ſich ſprechen zu laſſen, in denen nur der Buchſtabe dem Verſtändniß der Zeit homogen war, und manches deutſche Rechtsinſtitut, aus ſeinem naturgemäßen Boden herausgeriſſen, aufgepfropft auf unbegriffene Sätze des römiſchen Codex in ſeiner Entwickelung geſtört und zerſtört wurde. Daß man aber jemals in Deutſchland an drei mitten unter Rechtsantiquitäten ſtehende Zeilen von durchaus hiſtoriſcher Färbung das ganze einheimiſche Staatsrecht nicht blos, wie dies meiſt im Privatrechte geſchah, anzuknüpfen verſuchte, ſondern dieſe drei Zeilen die bisherige Entwickelung des Staats abſchneiden ließ und zur Grundlage neuer Staatsanſchauungen machte — das zu behaupten iſt ſtark, wie zu beweiſen vergeblich.

Nachdem das Deutſche Reich in Trümmer zerfallen, in der Reformation der individualiſirende Trieb unſerer Race und das Bedürfniß nach Staatenbildung durchgebrochen, in dem Weſtfäliſchen Frieden zum

Abschluß gelangt war und die Periode der absolut-büreaukratischen Staaten begann, mochte es mitunter vielleicht vorgekommen sein, daß ein Staatsrechtslehrer an einem deutschen Fürstenhofe, hervorragend durch seine Servilität und Ignoranz, jene Worte zum Beleg anführte dafür, daß der Begriff der Fürstengewalt nach Justinianeischem Recht in keinem Widerspruch mit einer unumschränkten Prärogative der Krone, der staatlichen Omnipotenz und Willkür stände. Doch mochte dies nicht allzu oft vorkommen. Denn vergessen wir nicht, wie Gajus und Justinian die absolute Gültigkeit der kaiserlichen Gesetze rechtfertigen. Ob die lex regia in der That bei Justinian gar keine reale Bedeutung hatte, und die ganze Bemerkung nur eine jener ekelhaften Phrasen enthält, in denen ein heruntergekommenes Geschlecht seinen Respect vor der großen republikanischen Zeit zu documentiren sucht, oder ob sie, wie Bucher meint, wenigstens noch in dem Zujauchzen eines trunkenen Pöbelhaufens bestand: gleichviel, die Redactoren des Codex sprachen die Worte mit allem Ernst, aller Würde aus, und ein durchaus unbefangener Leser findet im Buche selbst nicht die geringste Veranlassung, ihre illusorische, heuchlerische, trügerische Bedeutung zu ahnen. Und war es da nicht riskant, in den Köpfen der Leute einen Gedankengang hervorzurufen, der auf die Volkssouveränetät hinführte, den gehorsamen Unterthanen den Einfall an die Hand zu geben, die lex regia einmal zur Wirklichkeit werden zu lassen? War es nicht unendlich sicherer, einfach von dem apodiktischen Satze der Bibel auszugehen: alle Obrigkeit ist von Gott, und das Königthum von Gottes Gnaden in jener erhabenen Höhe zu lassen, unerreichbar wie der Himmel, unbegreifbar wie das Göttliche, bekleidet mit einer Autorität, die nur mit dem Christenthum fallen konnte?

„Indem Frankreich mich krönt, krönt es sich selbst." Das ist modern, sehr modern. Diese Wiederkehr des Cäsarismus in dem Imperialismus der Bonaparte ist das neueste Product der Blüte französischer Civilisation, und um diese Phrase vom Throne herabklingen zu hören, mußte erst die große Französische Revolution eine neue Denkart für unser Jahrhundert begründen. Dem alten absolut-büreaukratischen Staate lag ein solcher Gedanke ebenso fern wie der Begriff jener welterschütternden Ideen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts.

Literatur und Kunſt.

Die zehnte Muſe.

Bekanntlich hat man die Armuth die zehnte Muſe genannt. Es muß wol etwas Wahres daran ſein: denn auch noch heutzutage, wo unſere Dichter große Herren geworden ſind und an der Börſe ſpeculiren (wenn auch nicht alle, ſo doch einige und wenn ſie auch nicht gewinnen, ſo verlieren ſie doch), ſelbſt heutigentags noch, wo die Muſen übrigens der ſchnöden Erde längſt den Rücken gekehrt haben, ſieht man die Armuth noch mit dem Klingelbeutel umhergehen und wenn nicht ſelbſt dichten, doch wenigſtens Gedichte hervorrufen. Wer kennt nichts Gutzkow's Frau von Trompetta? Wer hat ſich nicht an der Wahrheit dieſer vortrefflichen Zeichnung ergötzt und wem ſind dabei nicht ſogleich aus ſeiner nächſten Nähe einige Frau von Trompettas eingefallen, die ebenfalls den Deckmantel der Wohlthätigkeit gebrauchen, um den Muſen Gewalt zu thun und die Dichter, die Maler, die Muſiker, die Gelehrten, kurz Alles zu brandſchatzen, was in Literatur und Kunſt nur irgendeinen Namen hat und was dabei gutmüthig genug iſt, dieſen ſeinen Namen als Aushängeſchild und Werbetrommel einer forcirten Wohlthätigkeit gebrauchen zu laſſen? Wir ſagen forcirt, haben aber auch nichts dagegen, wenn der Setzer ſich vergreift und ſtatt forcirt farcirt ſetzt: denn in den meiſten Fällen iſt dieſe Wohlthätigkeit wirklich nur ein farcirtes Gericht, deſſen wahre Beſtandtheile Eitelkeit und Aufdringlichkeit ſind. Aber wer will den Mohren weiß waſchen? Gewiſſe Zeitkrankheiten wollen ihren Verlauf haben ſo gut wie gewiſſe Kinderkrankheiten und wenn man die Leute bei der Hand nehmen wollte und wollte ihnen vorrechnen mit Zahlen und Ziffern, wie außer allem Verhältniß groß bei dieſen literariſchen Almoſen die Auslagen ſind in Vergleich mit Dem, was damit für den frommen Zweck wirklich erreicht wird; wollte man ihnen vorrechnen, daß von zehn ſolcher Unternehmungen neun regelmäßig nicht die Koſten decken, der Ueberſchuß aber, der etwa bei der zehnten herauskommt, meiſtentheils ſo gering iſt, daß es ſich der vielen Mühe darum wahrhaftig nicht verlohnt hätte; ja wollte man die Veranſtalter ſolcher Sammlungen ein wenig hinter die Couliſſen führen und ſie nur einmal hören laſſen, mit welchen Seufzern und Verwünſchungen dies Almoſen gegeben wird ſowol von Denen, die das Buch durch ihre Beiträge zuſtande bringen als von Denen, die es hinterdrein Schande halber kaufen müſſen — und wollte man dann aus dieſem Allen den wie uns dünkt ſehr berechtigten Schluß ziehen, daß es keine läſtigere, ſchamloſere und dabei unfruchtbarere Bettelei gibt als dieſe literariſch-artiſtiſche — was würde es nützen?! Die Zeit hat nun einmal an dieſer Art von Wohlthätigkeit einen Narrn gefreſſen und gegen die Narrheiten einer ganzen Zeit helfen bekanntlich weder Gründe noch Beweiſe, ſondern nur Zweierlei hilft dagegen: nämlich erſtens, daß ich die Andern ihre Narrheit treiben laſſe bis ſie derſelben überdrüſſig ſind und zweitens, daß ich für meine Perſon die Narrheit nicht mitmache. Dies letztere Mittel iſt eigentlich radical, doch haben die Wenigſten die Conſequenz, es wirklich anzuwenden und durchzuführen; Jeder ſeufzt laut und leiſe über die Frau von Trompetta ſeines Kreiſes und doch wenn ſie anklopft — ei verſteht ſich, es iſt ja nur das eine mal noch, wer könnte auch Frau von Trompetta etwas abſchlagen,

es müßte denn ein ganz hart gesottener Sünder sein, ein so hartgesottener, daß er lieber in aller Stille seinen Thaler oder Groschen, was er nun eben vermag, an die Armuth geben, als sich zum Mitschuldigen machen will an der Existenz eines überflüssigen und meistentheils auch werthlosen Buchs?! Was dies Letztere betrifft, so gibt es Ausnahmen, allerdings, und gleich das Buch, das uns zu diesen Betrachtungen Veranlassung bietet, das „Dresdener Album. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels“ (Berlin, Nicolai) gehört in einiger Hinsicht zu diesen Ausnahmen. Es enthält nämlich wirklich einige interessante und lesenswerthe Beiträge; verglichen jedoch mit der Masse des Trivialen und Unbedeutenden sind ihrer doch immer noch zu wenige, um die Existenz des sehr dickleibigen Buchs zu rechtfertigen. Freilich hat dasselbe, wie der Titel uns belehrt, bereits die zweite umgearbeitete und mit neuen Beiträgen versehene Auflage erlebt; freilich hat die erste im Jahre 1847 erschienene Ausgabe einen Ertrag von 1800 Thlrn. geliefert, die größtentheils dem damals durch Hungersnoth schwer heimgesuchten sächsischen Erzgebirge zugewendet wurde und auch der Reinertrag der vorliegenden zweiten Auflage ist zu wohlthätigen Zwecken, insbesondere für die durch die Ueberschwemmungen an der Weichsel und am Rhein Verunglückten bestimmt. Doch kann das Alles unser Urtheil über die Gattung selbst nicht ändern; auch der beste Zweck soll und darf nicht durch schlimme Mittel erreicht werden und ein schlimmes Mittel ist und bleibt es, die Muse zur Bettlerin zu erniedrigen und Eitelkeit und Dilettantismus in allen Gestalten zu befördern, um endlich einige Hundert Thaler zusammenzubringen zur Abhülfe eines Elends, in dessen Abgrund diese paar Hundert Thaler doch nur wie ein Tropfen im Meer verschwinden Und wenn diese Tropfen nur wenigstens noch zur rechten Zeit kämen! Aber das ist vom praktischen Gesichtspunkt angesehen noch das Allerschlimmste bei der ganzen Sache, daß der Natur der Dinge nach der Ertrag solcher literarischen Unternehmungen immer erst dann eingehen und zur Verwendung kommen kann, wenn das Elend, dem damit abgeholfen werden soll, längst ausgewüthet hat. Man bedenke doch nur die vielen und unvermeidlichen Umstände, die mit der Herausgabe eines solchen Albums verknüpft sind; man bedenke die zahllosen Besuche die gemacht, die Briefe die geschrieben werden müssen, bevor die gehörige Zahl von Mitarbeitern und dann wieder die gehörige Zahl von Abnehmern zusammengetrommelt ist; man bedenke, wie lange es dauert, bis die Beiträge eingelaufen, die Subscriptionslisten zurückgegeben sind; man berechne die Zeit, deren es zur Durchsicht und Anordnung der Beiträge, ferner zum Druck, zur Versendung, endlich zur Einkassirung der Gelder bedarf — und dann sage man uns noch, ob das nicht wirklich heißt eine Welt in Bewegung setzen, um ein Sandkörnchen zu erzielen! Nein, wer von unsern Dichtern und Künstlern, unsern Gelehrten und Schriftstellern es mit den Armen wirklich gut meint und nebenher auch mit Literatur und Kunst, der drücke diesen literarischen Almosensammlern, wenn sie ihn heimsuchen, seinen Thaler in die Hand oder kann er zehn, funfzig, oder hundert Thaler geben, desto besser — er gebe an baarem Gelde was er vermag: aber unerbittlich verweigere er das kleinste Papierfetzchen, aus dem sich ein Wohlthätigkeitsalbum und nebenher ein behaglicher Winterpelz für die liebe Eitelkeit zurechtschneidern läßt. Wie sagt der Lateiner? „Mediocribus esse poetis, non homines, non Di, non

concessere columnae." Und Dasselbe, was von den Dichtern gilt, gilt auch von den Büchern; auch die Wohlthätigkeit darf kein Freibrief sein, überflüssige und nichtsnutzige Bücher in die Welt zu setzen. Das Nichtsnutzige aber von solchen Büchern ganz abzuwehren wird den Unternehmern dieser Sammlungen niemals möglich sein: nämlich weil man nach einem alten Spruche einem geschenkten Gaul nicht ins Maul sehen darf, weil das größte Genie die Muse nicht so im Zaun hat, daß sie tanzen muß, wenn Frau von Trompetta pfeift, und endlich weil es im lieben Deutschland eine gewisse Sorte von Dilettanten gibt, die auf solche Gelegenheiten schon warten wie der Teufel auf die Seele und so wie diese Papagenos der Wohlthätigkeit ihre Zauberglöckchen ertönen lassen, so kommen die lieben Thierchen herbeigerannt und warten auf mit Balladen und Oden und Sonetten und kurz mit Allem, was ein Drucker nur drucken, aber kein Leser lesen mag. Das baare Almosen kommt wenigstens vollständig in die Hände Derer, die seiner bedürfen; von ihm werden keine Procente erhoben für Porto und Setzer und Drucker und Papierhändler und Buchbinder und Commissionär — o wahrhaftig, diese literarische Wohlthätigkeit ist ja in neunzig von hundert Fällen eine wahre Komödie, bei der alle Welt gewinnt und nur Der, dem zu Ehren eigentlich das Ganze veranstaltet ist, geht leer aus. Da ist doch die französische und englische Mode, Bälle zu geben zu Gunsten der Armen, noch ein gut Stück besser. Auf dem Ball amüsirt sich doch wenigstens die Jugend und das Alter kann ja zuhause bleiben; aber wer amüsirt sich an diesen Albums? Niemand als höchstens der Herausgeber, der dafür den Genuß hat, seinen Namen gedruckt zu sehen und seine Sammlung von Autographen zu bereichern; ach aber wüßten die Herausgeber, welch Schicksal ihre Producte zumeist erwartet, wer sie liest und wo und wie bald sie ihr Ende finden, sie würden, glaube ich, ihre Freude doch etwas mäßigen. Auch haben die Wohlthätigkeitsbälle den Vortheil, daß das Geld, um das es zu thun ist, doch wenigstens gleich und auf der Stelle zusammenkommt; das Brot wird hier nicht erst gebacken, wenn das Kind auf der Todtenbahre liegt. Aber freilich, das ist ja auch echt deutsch, in Allem zu spät zu kommen und so wird diese liebliche Manie denn wol fortdauern, bis das Publicum ihrer, wie gesagt, einmal satt ist. Doch sind wir gar nicht bange, daß die Wassersnoth unsere Dilettanten und die Eitelkeit unserer Trompettas dann nicht wieder andere Mittel finden wird, sich ein Genüge zu thun; dagegen mag dann kämpfen wer es erlebt. Um übrigens schließlich noch einmal auf den Inhalt des „Dresdener Album" zurückzukommen, so ist derselbe von unsern kritischen Collegen in Zeitungen und Zeitschriften bereits so vielfach besprochen und beweihraucht worden, daß wir uns die Aufzählung des Einzelnen ersparen können. Das Interessanteste darin möchte wol das Bruchstück aus einem Trauerspiel „Pertinax" vom König Johann von Sachsen sein; auch König Ludwig von Baiern fehlt nicht. Ferner finden sich Beiträge von Julie Burow, Carus in Dresden, Cotta in Freiberg, Ernst Förster in München, Fortlage in Jena; ebenso von Geibel, Göschel, Julius Hammer, Edmund Hoefer, Professor Lichtenstein, Professor Fechner, Quandt in Dresden, Roquette, Scherenberg, E. M. Arndt, Hermann Brockhaus, G. Klemm, H. Leo, Leopold Schefer, Karl Witte ꝛc., ferner eine Anzahl Beiträge aus dem Nachlaß von Ammon, Friederike Brun, A. G. Eberhard, Falkenstein, Goethe, Amalie von Helvig, dem alten Jahn,

Karl Lachmann, Robert Reinick, Schiller's Schwester, dem dresdener H. W. Schulz, dem alten Tiedge, Abraham Voß, Waiblinger, Käſtner, Kopiſch, Karoline Pichler, Regis, Schiller, Tieck und vielen Andern. Auch die mitgetheilten Sprachproben ſind ſehr zahlreich und bilden vom Arabiſchen und Althebräiſchen angefangen bis hinunter zum Walachiſchen eine bunte Sprachkarte, ungefähr in der Art wie in den Gutenberg-Albums, die im Jahre 1840 graſſirten, nur daß dieſe letztern vollſtändiger und auch beſſer ausgeführt waren. R. P.

Karl Friedrich Gauß.

Unter dem Titel „Gauß zum Gedächtniß" (Leipzig, Hirzel) hat Profeſſor G. Sartorius von Waltershauſen in Göttingen ſeinem dahingegangenen Collegen ein biographiſches Denkmal geſtiftet, das zwar die ausführliche Darſtellung, deren dieſer ausgezeichnete Mann vor ſo Vielen in ſo hohem Grade würdig iſt und die auch gewiß nicht ausbleiben wird, nicht erſetzen kann, das aber doch als erſter Anfang und Grundſtein zu jenem künftigen größern Werke mit Dank entgegenzunehmen iſt. Karl Friedrich Gauß wurde am 30. April 1777 zu Braunſchweig von rechtſchaffenen, aber wenig bemittelten Aeltern geboren. Seine Erziehung war nach der Weiſe der Zeit einfach und ſtreng und auch der Unterricht, deſſen er genoß, erſtreckte ſich, beſonders bei der Bedürftigkeit der Aeltern, anfangs nicht über das Nothwendigſte, bis endlich das ganz ungewöhnliche Rechentalent, das der Knabe entwickelte, ihm Freunde und Gönner erwarb, welche die Aufmerkſamkeit des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig auf ihn lenkten. Durch die Freigebigkeit dieſes Fürſten unterſtützt, bezog er 1792 das braunſchweigiſche Collegium Carolinum, wo ſein mathematiſcher Genius beſonders im Studium von Euler, Lagrange und Newton ſich immer mächtiger entfaltete. 1795 ging er auf die Univerſität nach Göttingen, anfangs noch ſchwankend, ob er ſich der Philologie oder der Mathematik widmen ſollte; doch behielt letztere bald die Oberhand. Auch entdeckte er bereits in demſelben Jahre, als kaum immatriculirter Student, die Methode der kleinſten Quadrate, ſowie im folgenden Jahre, im März 1796, die Theorie der Kreistheilung, womit er denn nun für immer an eine Wiſſenſchaft gebunden war, die er bald zu einer ungeahnten Stufe der Vervollkommnung emporführen und zu deren erſten Zierden er ſelbſt gehören ſollte. Auch begann er ſchon damals die berühmten „Disquisitiones arithmeticae", dieſes Fundament ſeines Weltruhms, die jedoch erſt 1801 mit Unterſtützung des Herzogs von Braunſchweig ans Licht traten. In daſſelbe Jahr fällt ſeine Berechnung des von Piazzi und Olbers neuentdeckten Planeten Ceres, vermittels der Methode der kleinſten Quadratſummen, durch die er nicht nur den erſten Aſtronomen und Mathematikern ſeiner Zeit befreundet, ſondern auch dem geſammten europäiſchen Publicum auf das ehrenvollſte bekannt wurde. So war ſein Ruhm denn ſchon feſtbegründet und allverbreitet, als er endlich im Spätherbſt 1807 einem Rufe nach Göttingen folgte. Dieſer Univerſität iſt er dann auch bekanntlich trotz wiederholter Anerbietungen, namentlich von Berlin aus, bis an das Ende ſeines Lebens treu geblieben. Ebenſo bekannt iſt auch, was er während dieſes Zeitraums von faſt einem halben Jahrhundert in Göttingen und von Göttingen aus für die Wiſſenſchaft geleiſtet; wir erinnern

nur an die 1809 erschienene, für die Genauigkeit der astronomischen Forschung so höchst folgenreiche „Theoria motus corporum coelestium", an die „Theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae" (1823), ferner an die bei Gelegenheit der Gradmessung im Königreich Hannover gemachte Entdeckung des Heliotrop, endlich und ganz besonders an die seit Anfang der dreißiger Jahre gemeinschaftlich mit Wilhelm Weber angestellten Untersuchungen und Beobachtungen zur Theorie des Erdmagnetismus, welche sich seitdem so glänzend bewahrheitet und so weitgreifende, wahrhaft praktische Früchte getragen haben, sowie an seine Untersuchungen über Geodäsie, Dioptrik ꝛc. Alle diese und viele andere höchst wichtige Arbeiten, durch die Gauß' Namen die Unsterblichkeit gesichert ist, werden vom Verfasser der Eingangs genannten Schrift der Reihe nach aufgezählt und in ihrem zwiefachen Zusammenhange theils mit dem Leben des berühmten Gelehrten, theils mit dem allgemeinen Entwickelungsgange der Wissenschaft nachgewiesen, wenn auch mit Rücksicht auf den Raum und die Entstehung des Schriftchens mehr andeutungsweise als in wirklicher Ausführung. Auch von Gauß' persönlichen Beziehungen wird uns wenigstens soviel mitgetheilt, daß wir uns ein annäherndes Bild von ihm entwerfen können. Gauß war ein durchaus kernhafter gediegener Charakter, ein Mann von alter Einfachheit, Biederkeit und Treue; die durch nichts zu erschütternde Gesetzmäßigkeit, die sich ihm als Resultat seiner mathematischen und astronomischen Studien ergab, wurde von ihm auch in das bürgerliche Leben übertragen und zeigte sich hier als die unverbrüchlichste Redlichkeit und Zuverlässigkeit. Auch sein Fleiß war erstaunlich, Arbeit und zwar ernste angestrengte Arbeit, die den ganzen Menschen gefangennimmt, war ihm ebenso sehr körperliches wie geistiges Bedürfniß; noch mit 62 Jahren lernte er Russisch, blos um seinen Geist an dem Material einer neuen ihm bisher ganz fremden Sprache zu üben und frisch zu erhalten und wirklich brachte er es, wie der Verfasser uns versichert, in kaum zwei Jahren so weit, daß er nicht nur alle russischen Bücher in Prosa und Poesie mit Geläufigkeit lesen, sondern auch russische Briefe schreiben und russische Gespräche führen konnte. Dagegen scheint, wie man das ja bei großen Mathematikern so häufig findet, sein ästhetischer Sinn nur sehr wenig entwickelt gewesen zu sein. Von unsern großen Dichtern war nur Jean Paul sein Liebling, besonders dessen „Katzenberger". Aus Goethe machte er sich nichts, er sei arm an Gedanken, Schiller aber war ihm geradewegs zuwider, seine „Resignation" nannte er ein gotteslästerliches, durchaus moralisch verderbtes Gedicht, weshalb er denn auch in seiner Ausgabe mit Fracturschrift und Ausrufungszeichen das Wort „Mephistopheles" dazu an den Rand geschrieben hatte. Vortrefflich dagegen ist der nachstehende Ausspruch, den wir wol unsern heutigen Kraft- und Stofftitanen zur Beachtung empfehlen möchten: „Es gibt in dieser Welt einen Genuß des Verstandes, der in der Wissenschaft sich befriedigt, und einen Genuß des Herzens, der hauptsächlich darin besteht, daß die Menschen einander die Mühsale, die Beschwerden des Lebens sich gegenseitig erleichtern. Ist das aber die Aufgabe des höchsten Wesens, auf gesonderten Kugeln Geschöpfe zu erschaffen und sie, um ihnen solchen Genuß zu bereiten, 80 oder 90 Jahre existiren zu lassen, so wäre das ein erbärmlicher Plan" (— das Problem wäre, wie er sich ein anderes mal ausdrückte, „schofel gelöst"). „Ob die Seele 80 Jahre oder 80 Millionen Jahre

lebt, wenn sie einmal untergehen soll, so ist dieser Zeitraum doch nur eine Galgenfrist. Endlich würde es vorbeisein müssen. Man wird daher zu der Ansicht gedrängt, für die ohne eine strengwissenschaftliche Begründung so vieles Andere spricht, daß neben dieser materiellen Welt noch eine andere zweite reingeistige Weltordnung existirt, mit ebenso viel Mannichfaltigkeiten als die, in der wir leben — ihr sollen wir theilhaftig werden." Und an einer andern Stelle: „Dazu habe ich das Materielle eigentlich gar nicht nöthig. Ob ich die Mathematik auf ein Paar Dreckklumpen anwende, die wir Planeten nennen, oder auf reinarithmetische Probleme, es bleibt sich gleich, die letztern haben nur noch einen höhern Reiz für mich." Die ganze Schrift ist in ansprechendster Form einfach und würdig abgefaßt und darf den zahlreichen Freunden und Verehrern des großen Mannes als eine willkommene Gabe empfohlen werden. EH.

Populäre Medicin.

Von Dr. von Rußdorf, früher in Petersburg, gegenwärtig in Berlin, der sich bereits durch verschiedene, auch von uns in diesen Blättern besprochene allgemeinverständliche medicinische Vorträge und Schriften als ein ebenso gründlicher und gebildeter Gelehrter wie gewandter Schriftsteller gezeigt hat, ist soeben der zweite Jahrgang der Schrift: „Diätetischer Haus- und Brunnen-Almanach. Ein populärer Rathgeber für den Hausstand und ein Führer auf Brunnenreisen. Mit einer Eisenbahn- und Brunnenkarte" (Berlin, Schindler) erschienen. Derselbe schließt sich seinem Vorgänger, über dessen Tendenz wir früher berichtet haben, würdig an und auch die äußere Einrichtung ist der Hauptsache nach dieselbe geblieben. Nur die Zeit des Erscheinens ist geändert worden, insofern der Almanach jetzt erst im Frühling des Jahres, auf welches er lautet, nicht mehr im Herbst des vorhergehenden Jahrs versandt wird: eine Aenderung, die zunächst nur durch buchhändlerische Rücksichten geboten ist, aber wie wir hoffen, auch der wachsenden Verbreitung des Buchs selbst förderlich sein wird. Jedenfalls ist es, gegenüber dem Heißhunger, mit welchem das Publicum die angeblichen Rathgeber unserer Quacksalber und Charlatane zu verschlingen pflegt, ein erfreuliches Zeichen, daß auch dieser Rußdorf'sche Almanach gleich im ersten Jahre seines Bestehens eine Theilnahme gefunden hat, welche die Fortdauer des verdienstvollen und nützlichen Unternehmens als gesichert erscheinen läßt. Hr. von Rußdorf ist der unerbittliche Feind aller Art von Wundercuren und Specimina; in Ernst und Scherz, jetzt im belehrenden Vortrag, jetzt mit dem Stachel der Satire, wird er nicht müde, das Publicum aus der kaum glaublichen Sorglosigkeit aufzuwecken, mit welcher es Gesundheit und Leben nicht etwa blos den Quacksalbern überläßt, nein, mit der es sich ordentlich dazu drängt, den Quacksalbern in die Hände zu gerathen. Die Heilmethode des Hrn. von Rußdorf sowie überhaupt seine Auffassung der Medicin ist eine durchaus wissenschaftliche, am Licht der neuesten physiologischen und chemischen Forschungen aufgeklärte. Was speciell die von ihm befolgte und empfohlene Methode anbetrifft, so nennt er dieselbe die synergische oder physiologische und bezeichnet ihre Eigenthümlichkeit dahin, daß dieselbe neben der Beseitigung des eben obwaltenden Krankheitszustandes zu

gleich den Kräftezustand, die normale Ernährung des Körpers im Allgemeinen im Auge behält, also gleichzeitig bekämpfend und unterstützend, schwächend und stärkend zu wirken sucht. Besonders bei der jetzt so beliebten Anwendung von Brunnen- und Badecuren ist dies synergische Princip mit größter Sorgfalt zu beobachten; die meisten der jetzt beliebten Brunnen wirken entschieden schwächend, herabstimmend, sodaß sie mit andern stärkenden Curen verbunden werden müssen, um den gewünschten Erfolg wirklich zu erzielen. Daß dieser letztere so häufig ausbleibt, daß so viele unserer Badereisenden kränker wiederkommen, als sie abgereist oder daß wenigstens die heilsamen Wirkungen so häufig von so unerwartet kurzer Dauer sind, liegt, wie der Verfasser an einzelnen Beispielen ausführlich nachweist, eben an der zu geringen Aufmerksamkeit, die man dieser Vereinigung des schwächenden und stärkenden Princips zuwendet. Ueberhaupt sind gerade Bade- und Brunnencuren ein Gebiet, auf dem Leichtsinn und Unwissenheit sich so recht herumtummeln und zwar nicht blos auf Seiten des Publicums, sondern ebenso sehr auch auf Seiten der Aerzte und ist es daher doppelt dankenswerth, daß eine so gediegene und scharfe Feder wie diejenige des Hrn. von Rußdorf sich diesen Gegenstand ausgewählt hat. Der vorliegende Jahrgang wird durch eine Abhandlung über Brunnendiätik eingeleitet, der eine Classification der deutschen Heilquellen nach Wirkung und Anwendung sowie eine kurze Recapitulation derselben nach den Krankheiten, in denen sie anzuwenden, sich anschließt. Es folgen dann einige Abhandlungen, die sich mehr im Allgemeinen über Gegenstände der populären Medicin verbreiten, namentlich über den Werth einer wissenschaftlichen Diätetik, einige Worte über die moderne Kraft- und Stofffrage, über specifische Arzneiwirkung, über thierischen Magnetismus, sowie über ein von dem Dr. Eduard Jörg, gegenwärtig in Nordamerika, empfohlenes Schutzmittel gegen die Cholera, das hauptsächlich in der Anwendung des Chinin besteht. Den Schluß bilden eine Skizze einer Saison in Kissingen und Aphorismen. Auch Format und Ausstattung des Buchs sind zweckentsprechend und wünschen wir lebhaft, daß recht viele unserer diesjährigen Bade- und Brunnenreisenden sich nicht ohne diesen treuen und kundigen Rathgeber auf den Weg machen mögen. abs.

Correspondenz.

Aus Wien.

Anfang Juni 1856.

R. D. Der Mai, den ja der Kalender selbst den Wonnemonat nennt, ist für uns diesmal wenigstens ein Festmonat gewesen; eine Menge von Feierlichkeiten, kirchliche sowol als weltliche, officielle wie private, haben sich bei uns in den letzten Wochen zusammengedrängt. Von den erstern, den officiellen, erwähne ich die Grundsteinlegung zu der vielfach besprochenen Votivkirche, ferner die Schlußsteinlegung im neuen Arsenale, womit dieser Riesenbau nunmehr bis auf die künstlerische Ausschmückung des Innern vollendet ist, endlich die große Fronleichnamsprocession. Zwar wird bei dieser letztern

nicht mehr ein so überschwänglicher Pomp entwickelt, namentlich in militärischer Hinsicht, wie früher; doch war sie noch immer glänzend genug und bot gleich den andern, zum Theil ausdrücklich zu diesem Zweck veranstalteten Festlichkeiten den in unsern Mauern tagenden Kirchenfürsten reichliche Gelegenheit, sich auch in der Herrlichkeit äußerer Glanzentfaltung zu zeigen. Als Feste von mehr privater Beschaffenheit, zugleich aber als unsere eigentlichen Maifeste können die Lustfahrt des Männergesangvereins und die alljährlich am 20. Mai, dem Geburtstage Albrecht Dürer's stattfindende Künstlerfahrt gelten. Ich glaube nicht, daß eine zweite europäische Großstadt im Stande ist, solche Feste in so anmuthiger Weise zu feiern, wie es hier in Wien geschieht, wo die herrliche landschaftliche Umgebung so ganz dazu geeignet ist, das Herz zur Freude zu stimmen. Auch genießen beide Feste einer großen Popularität; die verhältnißmäßig kleine Schar der eigentlichen Theilnehmer wird regelmäßig von ganzen Legionen Solcher umschwärmt, die nur mitgenießen wollen. Das Ziel dieser Fahrten ist immer dasselbe: das Kahlengebirge, dieses eigentliche Leibgedinge Wiens, in welchem die Natur ihre lieblichsten Schätze zusammengehäuft hat. Auch fehlt es dabei so wenig unterwegs an allerlei launigen Maskeraden und Schwänken, wie bei der festlichen Tafel selbst an mannichfachen Trinksprüchen und Toasten. Einer derselben galt diesmal dem mitanwesenden Poeten Tempelten, dessen Tragödie „Klytämnestra" hier vom Publicum mit ungewöhnlicher Gunst aufgenommen worden ist; hoffentlich wird sie den von Haus aus wie es scheint bescheidenen und liebenswürdigen jungen Mann nicht allzu sehr berauschen. Denn so bereitwillig man auch die entschiedene Begabung desselben anerkennen mag, so ist doch der künstlerische Werth dieses seines Erstlingswerks keineswegs so bedeutend, um den außerordentlichen Beifall, der ihm zutheil geworden, auch nur einigermaßen zu rechtfertigen. Vor allem ist „Klytämnestra" gar keine wirkliche Tragödie, indem wir weder einen tragischen Conflict noch die tragische Lösung eines solchen vor uns haben: die handelnden Personen werden weder durch gewaltige Leidenschaften, noch durch tiefe ethische Ideen, sondern lediglich durch Motive in Bewegung gesetzt, die zum mindesten in der Tragödie keine Berechtigung haben und die uns daher auch nicht einen Augenblick das Gefühl geben, einem sich mit Nothwendigkeit erfüllenden Schicksale gegenüberzustehen. Selbst was Klytämnestra gegen Agamemnon empfindet, ist nichts weniger als starker glühender Haß, wie es doch sein müßte, um die nachfolgende That erklärlich zu machen; im Gegentheil, sie denkt so gut von ihm, daß sie ihn dem jungen Orest als nachahmenswerthes Vorbild eines Helden anpreist. Allerdings grollt sie ihm wegen der Hinopferung Iphigeniens, aber erst im Moment seiner unerwarteten Rückkehr schlägt dieser durch die Zeit schon stark geschwächte Groll plötzlich zu einer prasselnden Flamme empor, an deren wirkliche Glut wir unter diesen Umständen denn freilich nicht glauben können. Ebenso wenig schärft eine leidenschaftliche Liebe für Aegisth, die sie selbst nur als eine „erfreuliche Neigung" bezeichnet, ihren Dolch gegen Agamemnon, vielmehr vollbringt sie den Mord des Gatten und Helden lediglich, „weil sie sich nicht anders zu helfen weiß" und weil sie, scheint es, ihr eigenes Leben zu sehr liebt, um sich den Erinnyen selbst zum Opfer zu bringen. Wir stehen somit nirgends auf wirklichem tragischen Boden, der Kern des Stücks ist haltlos und zerbröckelt gleichsam in sich

ed by Google

ſelbſt. Ein weiteres Gebrechen neben dieſem Hauptmangel liegt darin, daß der Tod des Agamemnon bereits in den dritten Act fällt, während über ihn hinaus eine weitere dramatiſche Steigerung doch nur noch in dem Geſchick Klytämneſtra's möglich wäre und auch dies nur in dem Fall, daß daſſelbe ſich wirklich erfüllte; aber auch dieſe Erfüllung wird uns nur in der Perſpective gezeigt. Was die Zeichnung der einzelnen Geſtalten betrifft, ſo iſt dieſelbe, den einzigen Oreſt ausgenommen, durchaus unbefriedigend, ohne poetiſche Kraft und Wahrheit und zugleich ohne alles tiefere individuelle Leben; von einem Agamemnon, einer Klytämneſtra, oder wol gar einer Kaſſandra, wie wir ſie im althelleniſchen Mythos erblicken, iſt hier keine Spur, wie denn der Dichter überhaupt nicht einmal den Verſuch gemacht hat, ſich in die eigenthümliche Atmoſphäre der antiken Welt zu verſetzen. Deſſenungeachtet zeigt ſich in einzelnen Partien, wie in der trefflichen Expoſition, auch in der ſehr wirkſamen Schlußſcene des zweiten Acts ein höchſt beachtenswerthes poetiſches Talent, und auch in ſprachlicher Beziehung enthält das Stück einige glänzende Stellen, wie z. B. Agamemnon's Erzählung ſeiner Erlebniſſe ꝛc. Daneben freilich und ſogar ſehr häufig begegnen wir auch Stellen, wo der junge Dichter noch im Phraſenhaften oder Gezierten, Erzwungenen ſtecken bleibt; auch nimmt er es mit der ſprachlichen Reinheit nicht immer ſo genau wie er ſollte.

Im Theater an der Wien hat die polniſche Nationalgeſellſchaft aus Krakau einen Cyklus von Vorſtellungen in polniſcher Sprache eröffnet. Ich habe der erſten derſelben beigewohnt; es wurde ein Stück von Kaminſki, einem hervorragenden, durch die Ueberſetzung Schiller's namentlich auch um die deutſche Literatur verdienten jüngern Schriftſteller, „Krakoviaki i Gorali" gegeben. Es iſt gewiß ein gutes Zeugniß für die Kunſt der Darſteller, daß ich, obgleich der polniſchen Sprache völlig unmächtig, mich doch, einzelne Scenen ausgenommen, keineswegs langweilte. Freilich iſt dabei zu erwähnen, daß das Stück weſentlich ein Singſpiel iſt und viele vortreffliche, in nationalem Geiſt gehaltene, von einem gewiſſen Kurpinſki componirte Muſikſtücke enthält. Und dieſer nationale Zug geht, wie ſchon der Titel erwarten läßt, auch übrigens durch das ganze Stück, zu dem außerdem zum beſſern Verſtändniß für die Nichtpolen auch ein deutſches Programm ausgegeben wurde. Die Ausführung war ungemein lebendig und von naiver Volksthümlichkeit; die einzelnen Geſtalten, wie der Goralenführer, der Oekonomieverwalter, der Organiſt, der Student zeigten eine tüchtige, markige Zeichnung. Auch ſcheint (und das iſt freilich die Hauptſache) die Geſellſchaft faſt aus lauter in ihrem Genre ausgezeichneten Schauſpielern zu beſtehen, die in ihrem Spiel jene ganze Unmittelbarkeit, jene derbe, dennoch maßvolle Naturwahrheit entfalten, durch welche allein Stücke dieſer Art lebendig werden und die man auf unſern heutigen Vorſtadtbühnen vergeblich ſuchen würde. Das Publicum war, zu meiner eigenen Ueberraſchung, ſehr zahlreich verſammelt und dabei in ſeinen Beifallsbezeigungen ſo lebhaft, ja ſtürmiſch, wie die Schauſpieler nur immer wünſchen konnten. Daß man zu den folgenden Vorſtellungen Stücke wählte von mehr allgemeinerm Gepräge, wie z. B. einen „Napoleon in Spanien" ꝛc., war keine glückliche Speculation und gereichte dem unter günſtigem Stern begonnenen Unternehmen zum Nachtheil; im polniſchen Theater, das der

Deutsche ja natürlich doch nur curiositätshalber besucht, will man vor allem auch wirklich Polen sehen, keine Franzosen oder Spanier.

Ueber die fabelhaften Aztekenkinder, die in diesem Augenblick bei uns ausgestellt sind, ist bereits soviel geschrieben, gedruckt und gestritten worden, daß Sie mir wol erlassen, darauf zurückzukommen. Das wissenschaftliche Interesse, das sich an ihre Erscheinung knüpft und das denn wol mehr ein medicinisches sein dürfte als ein ethnographisches, muß den Gelehrten überlassen bleiben; für den Laien ist da nichts weiter zu sehen als ein paar kleine häßliche Bestien mit vogelartig gebildeten Köpfen und einem Benehmen, das sich von dem anderer halb blödsinniger Kinder wenig unterscheidet. Der kleine Buschmann, der sich noch in ihrer Gesellschaft befindet, ist ein ganz stumpfsinniger, sehr kränklich aussehender Geselle, die sogenannte Corunna aus Südafrika dagegen geberdet sich so gesetzt und verständig, als ob sie in einem einheimischen Pensionat erzogen wäre.

Der Tod des Freiherrn von Sina hat viel von sich reden gemacht; der Verstorbene galt für den reichsten Mann der Monarchie. Auch Hr. Saphir hat davon Gelegenheit genommen, der Welt wieder einmal eine Probe seines poetischen Vermögens zu geben: er hat ein Gedicht auf den Tod des (wie man sagt) achtzigfachen Millionärs gemacht. Für die literarischen Gegner des Hrn. Saphir, die sich erst kürzlich zu seiner Vernichtung vereinigt hatten, ist es ein Verlust, in der That, daß ihnen dieses Product, in welchem Hr. Saphir alles bisher in diesem Genre Geleistete weit überboten hat, zur Zeit ihrer Fehde noch nicht zugebote stand. Indessen auch so ist die Indignation allgemein; die Muse so ganz offenkundig zur bloßen Speichelleckerei des Reichthums erniedrigt zu sehen, ist man wenigstens in unsern Tagen nicht mehr gewöhnt. Indessen Hr. Saphir wird wol gewußt haben, was er mit diesem Gedicht (sit venia verbo) gewollt hat: der Sohn und Erbe des Verstorbenen hat ihm dafür ein Geschenk von 1000 Gulden übersandt und wer wagt nun noch zu behaupten, daß Hr. Saphir nicht ein seltener Poet?!

In der politischen Welt herrscht jetzt große Stille; nur die am italischen Horizont aufsteigenden Gewitterwolken, die sich immer mehr ausbreiten, erregen einige Bangigkeit.

Aus Frankfurt a. M.

Anfang Juni 1856.

x—x. Nach wochenlangem Regen seit gestern Sonnenschein! Das ist diesmal nicht blos ein Briefanfang, wie sonst die Einleitung eines Gesprächs mit dem Wetter, sondern eine ganz ernsthafte Angelegenheit. Seit 14 Tagen waren überall die kaum gesunkenen Getreide- und Brotpreise schon wieder in eifrigem Steigen, im mittlern und obern Rheinthale trat zu den oberflächlichen Ueberschwemmungen der nächsten Nachbarschaft des Flusses bereits das sogenannte Quellwasser, die Wiesen, welche man für den jetzt wieder vermehrten Viehstand so nöthig bedarf, wurden sauer, die Felder verschlemmt, dem zur Blüte ansetzenden Wein drohte die Feuchtigkeit, die schon gebildeten Früchte der Obstbäume begannen abzufallen. Bereits behauptet man auch, für das Obst habe der Regen zu spät aufgehört, es werde blos einen mittlern Ertrag ergeben; dagegen scheint das Getreide, außer wo es von Ueber-

ſchwemmungen zerſtört worden, was doch immer blos beſchränkte Flecken ſind, noch durchaus nicht gelitten zu haben, am wenigſten aber der Wein, der diesmal über den gefährlichen April ſo äußerſt glücklich wegkam.

Der April hatte mit ſeinem herrlichen Wetter auch den Reiſeſtrom ſchon tüchtig geſchwellt. Er verſtechte, je länger der Mairegen dauerte, deſto mehr; die Taunus- wie die Rheinbäder haben verhältnißmäßig noch keine ſtarke Gäſtezahl. Aber ſehr vornehm ſind ſie. Die fürſtlichen Familien und demzufolge die Hocharistokratie begannen diesmal ihre Saiſon ſehr zeitig. Es gibt ſelbſt Leute, welche die boshafte Bemerkung machen: man könne glauben, der „Separatvertrag des Mistrauens" ſei keineswegs blos auf die Cabinete der Decemberallianz beſchränkt, ſondern umfaſſe alle Welt. Die Geſchäftswelt freilich hat den Frieden anticipirt, die andere Welt muß ihn jetzt wenigſtens raſch genießen, um nicht von ſeinem Ende überraſcht zu werden. Ganz ſo ſchlimm iſt es nun wol nicht; aber ob nicht wenigſtens ein ſehr ſtreitvoller Friede zunächſt durch die neue Conſtellation der Mächte, wie ſie der Aprilvertrag einerſeits tractatlich feſtſtellt und die ſogenannte Fürſtenconferenz in Berlin wenigſtens demonſtrativ — das beſchäftigt die Gemüther lebhaft. Lebhafter als die norddeutſche Preſſe behandeln daher auch die ſüddeutſchen Blätter die „brennenden" Fragen. Ueber die Bundesreform und die italieniſche Frage platzen hier am Sitze des Bundestags die journaliſtiſchen Parteien am ſchärfſten aufeinander. Und ſchwerlich immer ohne mittelbare diplomatiſche Influenz. In den letzten Tagen erregten namentlich gewiſſe Leitartikel über den Aprilvertrag beſondere Aufmerkſamkeit, weil ſie im verbreitetſten und einem ſonſt freiſinnigen Blatte faſt wie Ergüſſe der ruſſiſchen Kritik darüber ausſahen. Daß die Aufmerkſamkeit, welche neueſtens Rußland der deutſchen Preſſe zu zollen für gut findet, ſicherlich auch Frankfurt nicht unberückſichtigt läßt, erſcheint allerdings ſelbſtverſtändlich. Vor einiger Zeit hieß es, daß es hier wie anderwärts auf die Gründung eines Blattes für ruſſiſche Intereſſen abgeſehen ſei; ſpäter wurde behauptet, das hieſige, nicht recht gedeihende Blatt einer andern, für Deutſchlands Entwickelung ebenſo gefährlichen Partei ſolle für dieſen Zweck erworben werden. Vielleicht auch nur ein falſches Gerücht.

Während in Berlin ſich eine Fürſtenverſammlung um den Kaiſer von Rußland vereinte, fand hier ebenfalls ein kleiner Congreß fürſtlicher Perſonen ſtatt. Vorgeſtern kamen die Königin-Witwe Amalie von Frankreich mit dem Herzog und der Herzogin von Nemours, die Königin-Witwe von Dänemark und die Herzogin von Orléans mit ihren beiden Söhnen hier zuſammen. Letztere wohnen bekanntlich ſchon ſeit Wochen im benachbarten Bade Soden. Am 1. Mai Nachmittags ſah man die Herrſchaften ſämmtlich ziemlich lang auf der Promenade, und namentlich wendete ſich der Herzogin von Orléans mit den beiden Prinzen die Aufmerkſamkeit um ſo lieber zu, je angenehmer der Eindruck ihrer edeln Perſönlichkeit und die jugendlich unbefangene Haltung der Söhne jeden Vorübergehenden berührte. Auch die hohen Gäſte ſchienen übrigens von den reizenden Promenadenanlagen und dem ununterbrochenen Kranze von Villen mannichfaltigſten Stils, von dem ſie umzogen ſind, freudig überraſcht. Man achtet bei ſolchen zufälligen Veranlaſſungen wol ſelbſt genauer auf das Neuentſtandene. Und es iſt in der That erfreulich, was gerade in den letzten Jahren die Bauluſt wohlhabender Privat-

leute für eine Menge neuer, höchst geschmackvoller Häuser an der Promenade zu den schon vorhandenen hinstellen ließ, wodurch Andere auch wieder mehr als sonst veranlaßt wurden, ihre Häuser zu verschönen und zu schmücken.

Diese Baulust ist sogar im Zunehmen begriffen und wird die reichste Gelegenheit zu ihrer Befriedigung voraussichtlich bald auch im Stadtinnern finden. Dies besonders, wenn, wie sehr wünschenswerth, der Plan siegt, mit der Verbindungsbahn zwischen den Bahnhöfen die Stadt selbst zu durchschneiden. Der vom Senat an den Gesetzgebenden Körper gebrachte Plan hat freilich eine Umkreisbahn zur Basis. Diese würde ungeheure Wasserbauten im Main erfodern, aber die Stadt nicht berühren. Diese bedarf dagegen nothwendig eines großen Durchbruchs; ein entsetzlich häßliches und dabei gefährliches Häusergerümpel würde damit beseitigt. Da nun ein „Verschönerungsverein" bereits längere Zeit besteht und ein „Verein für bauliche Interessen" vor kurzem unter Betheiligung der befähigtsten Persönlichkeiten sich bildete, so ist die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß der senatliche Plan diesem directen Verbindungsplan weichen werde. Unterdessen wird viel für die monumentale Verschönerung gethan. Das Piedestal für das Gutenberg-Fust Schöffer-Denkmal auf dem Roßplatze ragt schon über die umgebenden Bretterwände empor. Man erwartet die Vollendung und Enthüllung im Herbst. Auf dem Römerplatze wird der verwitterte alte Brunnen, an welchem das Historische von geringer Bedeutung, durch einen monumentalen Brunnen ersetzt, wozu verschiedene Entwürfe vorliegen. Der prächtige alte eschenheimer Thorthurm wird von den störenden und kleinlichen Anhängseln und Umständen befreit und so erst vom Innern der Stadt her wie von außen zu seiner vollen Geltung kommen. Hierher gehört — wenigstens gewissermaßen — auch das neue Bethmann'sche Museum auf dem Bethmann'schen Grundstück vor dem Friedberger Thor, welches vollendet ist und seit wenigen Tagen außer Dannecker's Ariadne auch andere plastische Kunstwerke in seinen Räumen birgt; der Zutritt ist dem Publicum bereits gestattet.

Es ist erfreulich und trifft sich gut zusammen, daß mit diesen zeitgemäßen Umgestaltungen und Verschönerungen im Aeußern der Stadt auch sehr wichtige Reformen in ihrem politischen und socialen Leben gleichzeitig vollendet zu werden scheinen. Am 15. Mai hat nämlich die Gesetzgebende Versammlung den Senatsantrag in Betreff des Strafverfahrens angenommen, sodaß nunmehr der endlichen Herstellung des öffentlich-mündlichen Verfahrens nichts mehr entgegensteht. Es ist selbstverständlich, daß die Trennung der Justiz und Verwaltung gleichzeitig ins Leben tritt; und da auch das Preßgesetz — mit glücklicherweise sehr bedeutenden Modificationen — von der Legislativen votirt wurde, so fehlt der Reorganisation unsers gesammten Verfassungslebens nichts weiter als die Vollziehung. Bereits im Herbst wird der neue Gesetzgebende Körper einberufen werden. Die Verwaltungsbehörden haben aber nach einzelnen Richtungen in letzter Zeit ebenfalls eine staunenswerthe Thätigkeit entwickelt. Namentlich hat die Organisation der Polizei eine sehr zweckmäßige Aenderung und eine bedeutende Vermehrung ihrer Sicherheitsagenten erfahren. Die Herstellung einer großartigen Wasserleitung für die Stadt ist ferner gesichert. Dr Heinrich Hoffmann (dem weitern Publicum als Verfasser des „Struwwelpeter" bekannt) befindet sich auf einer Reise,

ed by Google

welche den Zweck hat, für die beste Einrichtung der neuen Irrenanstalt, für welche bereits ein weitläufiges Areal erworben ist, die Erfahrungen der besten in- und ausländischen Heilinstitute zu sammeln. Auch steht der Bau neuer Gefängnisse bevor und endlich die Ausführung eines Plans zur Herstellung der noch sehr mangelhaften Kanalisirung in unserer Stadt.

Neben all diesen ernsten Interessen und Bestrebungen bleibt der Eifer für Förderung der Kunst und Wissenschaft gleichzeitig rege. Der neue Kunstverein hat mit der Ausstellung der für die Decemberverloosung bestimmten Kunstwerke begonnen. Unter den dazu angekauften Gemälden befinden sich vortreffliche Sachen; wie wir es denn überhaupt diesem Unternehmen als eine vortheilhafte Unterscheidung von ähnlichen und gleichnamigen anrechnen, daß es sich nicht als Unterstützungsanstalt für stümperhafte Kunstversuche ansieht. Denn solche falsch angebrachte Mildthätigkeit wird nicht nur mit dem Gelde der Actionäre und Mitglieder bezahlt, sondern schreckt auch oft die Kunstfreunde von lebhafter Betheiligung ab, während sie unfähige Kunstjünger, die viel besser thäten, ein Handwerk oder eine Kunstindustrie zu betreiben, zu ihrem eigenen Unglück auf der sogenannten Künstlerlaufbahn beharren läßt. Nachdem sich die Association in Deutschland auch der Förderung der schönen Künste zugewendet hat, sollte Jeder, der es ehrlich mit Kunst und Künstlern meint, recht eifrig darauf hinwirken, daß die inferiore Mittelmäßigkeit keine Zuflucht im Schatten solcher Institute finde. Diese würden dann desto mehr für die hervorragenden Talente thun können. Jene lächerlich sentimentale Anschauung würde aber an Kraft verlieren, welche die eigentliche Technik der plastischen Künste aus Gefälligkeit gegen umgeschlagene Halskragen und verworrene Köpfe gern wie ein untergeordnetes Beiwerk der hohen „Intuition" oder gar absonderlichen „Conception" behandeln möchte.

An unserm neugestalteten Theater macht es einen vortrefflichen Eindruck, daß seit der Oberleitung durch R. Benedix dem eigentlich Technischen der Vorstellungen eine so große Aufmerksamkeit zugewendet ist. Selbst mittelmäßige Kräfte werden durch die sorgfältige Einstudirung und das genaue Arrangement passend in den Rahmen des Ganzen eingedrängt, während die Virtuosität, welche sich etwa allein geltend machen möchte, nicht leicht aus der festgeschlossenen Gliederung herausspringen kann. Wir besitzen jetzt ein Ensemble, von welchem selbst die Lobsänger der „alten, guten Zeit" eingestehen, daß es noch niemals so vortrefflich gewesen. Eine solche Gesammtdarstellung ist aber für eine Bühne zweiten Ranges die nothwendige Ausgleichung dafür, daß sie nicht alle Fächer mit „Koryphäen, Sternen, Meteoren" und dergleichen kostspieligen Ueberschwänglichkeiten besetzen kann. Jenes Lob gilt nun vorzugsweise dem recitirenden Drama und darin wieder dem höhern Genre. Wenn Laube's „Essex" seit seinem ersten Auftreten vor etwa sechs Wochen fünf mal, Gutzkow's „Ella Rose" aber überhaupt nur einmal über die Bühne ging, so lag dies sicherlich nicht an der Vorstellung. Dem Lustspiel wäre mitunter wol ein rascheres Spiel und mehr Gewährenlassen des Naturells zu wünschen; einzelne positive und relative Lustspielnovitäten aber, wie Albini's „Diener zweier Herren", „Auf Freiersfüßen", „Mein Doppelgänger", „Tagebuch", „Tantchen Rosmarin", „Gunst des Augenblicks" ꝛc. kamen desto vollendeter zur Wirkung. In der Oper fehlt immer noch „der Rechte", nämlich der recht genügende Tenor. Wo aber findet man ihn,

wenn nicht jeder Ton der ſenſibeln Kehle mit ſchwerem Golde aufgewogen werden ſoll? Im Uebrigen iſt jedoch bisher auch das Wetter dem Theater äußerſt gefällig geweſen. Der Mai war für die Kaſſe — freilich mit dem Gaſtſpiele des wiener Baritoniſten Beck — ſicherlich kein ſchlechterer Monat als einer von denen des Winters. Jetzt freilich wird Ebbe eintreten, wir haben zu lange auf ſchöne Frühlingsabende warten müſſen. Und die größte Blütenpracht iſt unterdeſſen mit den vollſten Nachtigallentönen dennoch ungenoſſen vorübergezogen.

Notizen.

Die berliner Zeitungen melden den am 2. Juni zu Karlsbad erfolgten Tod der königlichen Schauſpielerin Edwina Viereck. Ohne eigentliche hervorragende künſtleriſche Begabung, hatte die Verſtorbene ſich doch durch die Anmuth ihrer Erſcheinung und die Eleganz, die ihr ganzes Auftreten begleitete, zahlreiche Freunde und Bewunderer erworben. Am beſten gelangen ihr Salondamen und ähnliche Rollen, in denen ſie mehr ſich ſelbſt zu ſpielen, als ſich in eine fremde Eigenthümlichkeit zu vertiefen hatte. Immerhin, bei der großen Armuth, an welcher das deutſche Theater in dieſem Augenblick leidet, namentlich im Fach der jüngern Darſtellerinnen, reißt ihr Tod eine Lücke, die nicht ſo leicht zu erſetzen ſein wird. Edwina Viereck war zu Anfang der zwanziger Jahre zu Lübben in der Niederlauſitz geboren; das Theater betrat ſie zuerſt in Breslau, ward ſpäter an verſchiedenen öſtreichiſchen Provinzialbühnen, dann in Wien engagirt und gehörte ſeit 1846, ſeit dem Abgang der Hagn, die ſie freilich in keiner Weiſe erſetzen konnte, der berliner Hofbühne an. — Auch den Tod einer liebenswürdigen und talentvollen Schriftſtellerin, die überdies zu den Mitarbeitern unſers Blattes gehörte, haben wir zu beklagen: Marie Förſter, geboren zu Dresden 1817, iſt ebendaſelbſt in den letzten Tagen des verwichenen April einem langwierigen Leiden erlegen. Eine Tochter des 1841 verſtorbenen, als Dichter und namentlich als Ueberſetzer rühmlichſt bekannten Profeſſors Karl Förſter, entwickelte ſie ſich, unter der Leitung des Vaters und begünſtigt durch den lebhaften literariſchen und künſtleriſchen Verkehr des älterlichen Hauſes, außerordentlich frühzeitig, wozu dann in ſpätern Jahren noch zahlreiche Reiſen durch Deutſchland, nach Italien, Frankreich ꝛc. kamen; auch in Südrußland verweilte ſie längere Zeit. Einen Theil ihrer Reiſeerinnerungen, beſonders aus Italien und Rußland, hat ſie in anmuthigen Schilderungen niedergelegt, die theils im ſtuttgarter „Ausland", theils in dieſer Zeitſchrift erſchienen ſind; ein eigenes Büchlein „Briefe aus Südrußland" erſcheint ſoeben als Beſtandtheil der Brockhaus'ſchen „Reiſe-Bibliothek". Auch als Dichterin hat ſie ſich verſucht und zwar wo es auf den Ausdruck zarter, ſanftverhaltener Stimmungen ankam, mit entſchiedenem Glück; eine Sammlung ihrer poetiſchen Verſuche iſt dem Vernehmen nach in Vorbereitung. Für ihre ſeltene literargeſchichtliche und äſthetiſche Bildung ſprechen beſonders einige Abhandlungen über Dante, die von den „Blättern für literariſche Unterhaltung" mitgetheilt wurden; auch hat ſie einige Ueberſetzungen aus

dem Engliſchen erſcheinen laſſen. — Endlich haben wir noch das Dahinſcheiden eines Mannes zu erwähnen, der ſeit einigen Jahren in Deutſchland eines großen Dichterrufs genießt, ja deſſen Name bei uns faſt ſprichwörtlich geworden iſt, ohne daß er ſelbſt vermuthlich ſich jemals viel um Deutſchland bekümmert hat: das iſt Mirza Schaffy, der Weiſe von Tiflis, deſſen Bekanntſchaft Bodenſtedt während ſeines Aufenthalts im Kaukaſus machte und in deſſen Perſönlichkeit er ſich dann ſo glücklich hineinlebte, daß Mirza Schaffy — wenn auch freilich immer der Bodenſtedt'ſche Mirza Schaffy — nun für alle Zeit als ein eigener Typus in unſerer Literatur fortlebt. Ein hamburger Arzt, der ſeit mehr als einem halben Menſchenalter im Kaukaſus lebt, hat Bodenſtedt die Nachricht von dem kürzlich erfolgten Tode ſeines alten humoriſtiſchen Freundes, dieſes echten Weltweiſen, überbracht.

Aus Marburg wird uns das bevorſtehende Erſcheinen eines poetiſchen Almanachs „Lieder aus Heſſen" gemeldet. Die Redaction haben Julius von Rodenberg, der augenblicklich wieder in Marburg verweilt, und Karl Altmüller übernommen, Letzterer ein junger heſſiſcher Dichter, der auch zu dem kürzlich erwähnten göttinger Sammelwerk „Was Ihr wollt" einige recht anſprechende Beiträge geliefert hat. Der Almanach wird, wie ſchon der Titel andeutet, lediglich Beiträge heſſiſcher Dichter bringen; unter den Mitarbeitern werden uns Dingelſtedt, Moſenthal, Frau von Plönnies ꝛc. genannt. Ohne das mindeſte Vorurtheil gegen das neue Unternehmen erwecken zu wollen, können wir dieſe Zerſplitterung der Kräfte doch nicht ganz billigen; warum ſchließen dieſe jungen Dichter ſich nicht lieber an das bei Bertram in Kaſſel erſcheinende „Heſſiſche Jahrbuch" an, deſſen Gediegenheit ja durch die beiden vorliegenden Jahrgänge bewährt iſt und das, wie wir hören, auch für das laufende Jahr fortgeſetzt werden wird?

J. N. Hocker, gegenwärtig Redacteur des „Düſſeldorfer Journal", ſiedelt nach Köln über, wo ihm eine dauernde Anſtellung bei dem Schaffhauſen'ſchen Bankverein übertragen iſt; die Redaction des „Düſſeldorfer Journal" wird der durch die Bacherl-Fehde ſo bekannt gewordene O. von Schorn aus München übernehmen. Franz Trautmann in München hat den ſeit längerm erwarteten komiſchen Roman ſoeben unter dem Titel: „Chronika des Herrn Petrus Nöckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit" (2 Bände, Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag), erſcheinen laſſen.

Hackländer's „Zur Ruhe ſetzen", das bekanntlich auf allen übrigen Bühnen Fiasco gemacht, iſt in Stuttgart, dem Wohnort des Dichters, mit großem Beifall gegeben worden. Daſſelbe wird aus Wien und Dresden in Betreff eines neuen Volksſchauſpiels von Friedrich Kaiſer, dem bekannten wiener Localdichter, gemeldet; das Stück heißt: „Die Frau Wirthin" und iſt nach einer Erzählung von Joſef Rank „Die Wirthin von Dreieichen" bearbeitet. Das berliner Hoftheater ſieht einer faſt zweimonatlichen Ferienzeit, auch einer neuen Erfindung der gegenwärtigen Intendanz, entgegen. Die Schlußvorſtellung vor Beginn derſelben wird Moſenthal's „Goldſchmied von Ulm" ſein, aber auffallenderweiſe ohne die Marſchner'ſche Muſik, die doch das Einzige ſein ſoll, was an dem Stücke wirklich taugt; iſt das viel

leicht daſſelbe Erſparungsſyſtem, das auch zur Abſchaffung der Muſik in den Zwiſchenacten geführt hat? Oder glaubt man vielleicht, Marſchner'ſche Muſik könne Jeder ſchreiben? Ebendaſelbſt iſt an die Stelle des Hrn. Rott, der, wie man ſich erinnert, ſeiner geſchwächten Geſundheit halber ſich gänzlich vom Theater zurückgezogen hat, Hr. Kaiſer, bisher in Hannover, engagirt worden. Hr. Kaiſer war früher in Oldenburg; er gehört der Künſtlerſchule an, welche Moſen während ſeiner Verwaltung der dortigen Bühne heranbildete oder zu der er wenigſtens den Grund legte — leider nur, um die mühſam gepflegten Keime gleich darauf in alle Welt zerſtreut zu ſehen. In Koburg iſt eine neue Oper „Amanda", von einem bisher noch wenig genannten Componiſten Weſtmeier, zur Aufführung gebracht worden und zwar, wie von Koburg aus verſichert wird, mit glänzendem Erfolg. Die komiſche Oper in Paris hat den Baſſiſten Stockhauſen engagirt, denſelben, deſſen Auftreten als Concertſänger in Berlin und Leipzig ſoviel Aufſehen erregte, während über ſeine Mitwirkung beim jüngſten Düſſeldorfer Muſikfeſte minder günſtig berichtet wurde. In London, auf dem unter Lumley's Direction ſtehenden Her Majesty's Theatre, gaſtirt Frl. Wagner aus Berlin. Bekanntlich ſollte die Sängerin ſchon vor einigen Jahren in London auftreten, wurde aber damals durch einen Proceß zwiſchen Lumley und ſeinem Rivalen Gye, von denen jeder behauptete, Frl. Wagner habe das Gaſtſpiel ihm zugeſagt, daran verhindert; hoffentlich wird die Sache diesmal friedlicher ablaufen.

Die vortrefflichen Leiſtungen des „Literariſchen Verein" zu Stuttgart ſind in dieſen Blättern erſt kürzlich wieder erwähnt worden. Durch das Beiſpiel deſſelben angeregt, iſt ſoeben in Hannover ein Verein deutſcher Bücherfreunde zuſammengetreten, welcher ſich ebenfalls die Aufgabe ſetzt, ältere Werke unſerer Literatur in zweckmäßigen Ausgaben zu veröffentlichen und dadurch allgemein zugänglich zu machen. Bei der großen Ausdehnung des Gebiets und der faſt unüberſehbaren Menge älterer literariſcher Schätze, die noch ihrer Wiedererweckung harren, kann eine Concurrenz dieſer Art nur willkommen geheißen werden. Auch unterſcheidet der neu projectirte hannöverſche Verein ſich von ſeinem ſtuttgarter Vorgänger inſoweit, als erſterer nur bereits gedruckte, aber zur Seltenheit gewordene und faſt verſchollene Werke, und zwar aus der Zeit vom Beginn der Buchdruckerkunſt bis zum Dreißigjährigen Kriege, wieder abdrucken will. Im Uebrigen iſt die Organiſation des ſtuttgarter Vereins, die ſich auch durch die Erfahrung bewährt hat, zum Vorbild genommen. Mitglied des Vereins wird Jeder, der einen jährlichen Beitrag von 5 Thlrn. zahlt; dafür erhält er die im Laufe des Jahres erſcheinenden Veröffentlichungen des Vereins, die jährlich (und dies ſcheint uns in mehr als einer Hinſicht etwas zu hoch gegriffen) einen Umfang von 60—80 Druckbogen haben ſollen. Der Anfang ſoll mit den Schwänken des Hans Sachs gemacht werden, von denen bekanntlich nur unvollſtändige und uncorrecte Ausgaben verbreitet ſind. Unter den Unterzeichnern des Aufrufs befindet ſich auch der Name Jakob Grimm's; das macht jedes weitere Wort über den Werth und die Zweckmäßigkeit des Unternehmens überflüſſig. Eben dieſe Unterzeichner werden ſich der Leitung der Geſchäfte während des erſten Jahrs unterziehen; in der Folge dagegen wird,

wie es auch bei dem ſtuttgarter Verein der Fall iſt, der Vorſtand alljährlich von den Mitgliedern des Vereins durch Einſendung von Stimmzetteln neu gewählt werden.

Aus dem Nachlaß des vortrefflichen, der Wiſſenſchaft viel zu früh entriſſenen Sieber in Jena, bringt die augsburger „Allgemeine Zeitung" eine Abhandlung über Somnambulismus, thieriſchen Magnetismus und Clairvoyance, auf die wir unſere Leſer nicht dringend genug aufmerkſam machen können; ſelten werden ſie Gelegenheit haben, ſich über eine ſo verwickelte und ſchwierige Materie auf ſo klare, gründliche und anſprechende Weiſe zu unterrichten. — Im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" läßt Hackländer eine neue umfangreiche Novelle „Der Augenblick des Glücks" abdrucken; ebenſo Theodor Mundt in der „Kölniſchen Zeitung" eine Erzählung „Eine Welt des Glanzes". Daſſelbe Blatt bringt auch ein patriotiſches Gedicht des ehrwürdigen E. M. Arndt: „Erinnerungsblätter für die Gegenwart", worin die Helden des Befreiungskrieges, ſowol die des Schwertes als der Feder, gefeiert werden. — Als Verfaſſer des kürzlich von dieſen Blättern beſprochenen und empfohlenen Romans „Der Fürſt «Mein Liebchen» und ſeine Parteigänger" wird jetzt von dem zu Krakau erſcheinenden „Czas" der Graf Heinrich Rzewuſky genannt.

Ein Theil des Publicums und ſogar auch die Kritik glaubte ſich über das langſame Erſcheinen des „Deutſchen Wörterbuch" der Brüder Grimm (von dem übrigens ſoeben eine neue Lieferung, die vierte des zweiten Bandes die Artikel „Dampfkutſche" bis „Der" enthaltend, die Preſſe verlaſſen hat) beſchweren zu dürfen. Dieſe misvergnügten Seelen wollen ſich doch nur einmal erkundigen, welchen Verlauf die neueſte Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie française" nimmt, eines Werkes alſo, deſſen Grundlagen ſeit langem vorhanden, ja das der Hauptſache nach ſeit Menſchenaltern fertig daſteht, während die Brüder Grimm und ihre Mitarbeiter erſt Alles aus dem Rohen ſchaffen, erſt gleichſam mit eigenen Händen jeden noch ſo kleinen Bauſtein herbeiſchleppen und zurichten mußten. Die neue Ausgabe des Wörterbuchs der Akademie iſt einer Commiſſion übertragen, die 1838, alſo vor jetzt 18 Jahren eingeſetzt ward. Dieſelbe beſteht aus ſieben Mitgliedern, von denen jedes, mäßig genug, mit 1200 Francs honorirt wird. Das macht nach Adam Rieſe jährlich ungefähr neuntehalbtauſend Francs blos für Redactionshonorar, alſo in dieſen 18 Jahren faſt 150,000 Francs. Und dafür iſt das Werk gediehen — wie weit? bis in das erſte Viertel des Buchſtaben A, bis zum Artikel Affectionné! Da dies nach vielfach gemachten Erfahrungen ungefähr der funfzigſte Theil des Ganzen iſt, ſo würde alſo, wenn die Arbeit nach dieſem Maßſtabe weiter vorrückte, zur Vollendung des Werks ungefähr ein Zeitraum von 900 Jahren und ein Capital von circa ſieben Millionen Francs nöthig ſein. Danach mache man denn die Nutzanwendung.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Soeben erschien das erste Heft der dritten, umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werks.

Einer besondern Empfehlung beim deutschen Publicum bedarf dieses berühmte Werk nicht mehr: es hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das **Staats-Lexikon** mit Recht ein

unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten

genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Europa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die **dritte Auflage** wird wieder von **Welcker** redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich **die ersten Namen der deutschen Wissenschaft** befinden.

Die **dritte Auflage** des **Staats-Lexikon** erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend. Monatlich erscheinen 2—3, jährlich 30—40 Hefte und die Vollendung des Werks wird sonach binnen drei Jahren erfolgen.

Das erste Heft nebst einem ausführlichen Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im Juni 1856. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rußlands

Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856.

Von **Adolf Bock.** 8. Geh. 1 Thlr.

Der als Publicist rühmlichst bekannte Verfasser wendet sich in dieser Schrift vom Standpunkte **deutscher Nationalität** gegen Rußland, begründet aber die Anklage auf anmaßungsvolle Uncultur und unausgesetzte Feindseligkeit wider unser Vaterland nur durch Thatsachen und zwar durch viele Thatsachen, indem er sich des rhetorischen Russenhasses ebenso enthält wie jedes sich für liberal ausgebenden und die absolute Zarenmonarchie als solche angreifenden Wortschwalls. Die Schrift hat somit nicht den Charakter einer schnell veraltenden Broschüre, sondern den einer eingreifenden, für jeden politisch Gebildeten wichtigen und interessanten Staatsschrift.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 26.** 26. Juni 1856.

Inhalt: Gedichte. Von **Robert Prutz.** — Ueber den deutſchen Menſchenſchlag. Von **Alexander Peez.** III. — Die heterodoxe Mythologie. — Literatur und Kunſt. Eine Mandel deutſcher Lyriker. Erſte Hälfte. (Mannlehn, „Maienblüten"; Wulff, „Im Frühling"; Braun und Hennig, „Maiglöckchen"; Angelica von Michalowska, „Gedichte"; Schmidt, „Gedichte des Friedens und der Freude"; Schulz, „Gedichte"; „Frühlingsgedanken eines münchener Kindes"; Schmidt, „Der Traum vom Himmel".) — Correſpondenz. (Aus dem Königreich Hannover.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedichte.

Von

Robert Prutz.

1. Unſterblichkeit.

Schon neigte ſich der müde Tag,
Schon wurde ſtumm der Vöglein Schlag,
Das Flüſtern wurde ſtumm im Hain
Und ſelbſt die Blumen ſchliefen ein.

Kein Athem rings auf keinem Mund!
Es ruht der Schöpfung weites Rund,
Als wie ein Kind an Mutterbruſt,
So ſanft, ſo ſtill, ſo unbewußt.

Die Sterne nur mit ew'gem Gang
Geh'n ſchweigend durch die Nacht entlang,
Der Mond, ein treuer Wächtersmann,
Führt ihren Reigen leuchtend an.

Das Alles war ſo, wird ſo ſein,
Viel tauſend Jahre hinterdrein,
Nach vielen tauſend Jahren wird
Der Mond noch ſein der treue Hirt.

Nur du allein, o Menſchenbruſt,
O du, in der der Erde Luſt,
Der Erde Weh zuſammenſchäumt,
O du, die ſelbſt ein Gott ſich träumt:

Zerfallen wirſt du und verweh'n —
Vielleicht ſchon heute kann's geſcheh'n,
Vielleicht, noch heute friſch und roth,
Knickt dich am Morgen ſchon der Tod.

Und was im Herzen dir gepocht,
Und was im Hirn dir ſchäumend kocht,
Der liebſte Wunſch, das frömmſt' Gebet —
Bald iſt's zerflattert und verweht.

Ja ſelbſt die Liebe, die noch heut'
Dir Roſen auf den Hügel ſtreut,
Bald trocknet ſie die Thränen auch;
Auch Liebe weht dahin wie Rauch.

O holde Ruh', o ſüßer Tod,
Aus dem uns kein Erwachen droht!
Verſunken ganz im Meer der Zeit,
O ſelige Vergeſſenheit!

Denn And're wieder werden ſteh'n
Und werden auch gen Himmel ſeh'n
Und laſſen auch der Sterne Schein
Sich dringen tief ins Herz hinein.

Und was die Seele dir bewegt,
Was deinen Geiſt auf Schwingen trägt,
Was froh und traurig dich gemacht,
Was du gekämpft, geweint, gelacht:

Es kehret Alles wieder doch
Nach vielen tauſend Jahren noch,
Von vielen tauſend Herzen wird
Wie einſt von dir, geliebt, geirrt.

Die Menſchheit iſt ein ew'ger Kreis,
Sie wandelt hin in feſtem Gleis,
Wie an der Kette, wohlgefügt,
Sich Ring an Ring zuſammenſchmiegt.

Und wie der Mai zum Leben weckt,
Was lang der Erde Schoos verdeckt,
Und jeder Keim aus Wintersnacht
Blüht neu hervor in Frühlingspracht:

So ſchließt auch an der Menſchheit Baum
Sich Ring an Ring, du faß'ſt es kaum,
Und immer kämpft ein neu Geſchlecht
Um neue Freiheit, neues Recht.

Ja jeder Wunſch, der dir vergällt
Als Thräne auf die Seele fällt,
Und jeder früh verblaßte Traum,
Einſt glüht er noch als Frucht vom Baum.

So rolle denn, o Strom der Zeit!
Du ſelber biſt Unſterblichkeit!
Es netzt die Sohle wol dein Strom:
Doch ewig ragt der Menſchheit Dom!

2. Sonett.

Zur Ruh', verjährter Schmerz! Was willſt du noch?
Was aus des Grabes Frieden ſtört dich auf?
Du ſchleichſt ſo ſtill, wie Nebel ſteigt's herauf
Und wie von Geiſterhänden mahnt's: poch poch!

Was willſt du heut'? Dacht' ich ſeit langem doch,
Du wärſt verſenkt, wie tief! Ein Kreuz darauf
Und friſche Roſen auf den gold'nen Knauf —
Ich kenn' ja doch den Wurm, der drüber kroch!

Es iſt nicht leicht, mit Wangen friſch und roth
Ein wundes Herz in ſtillem Buſen tragen,
Und halb zu leben mehr als ganzer Tod.

Und doch, was thut's? Es iſt ſo Menſchenloos
Und endlich winkt ja doch nach Sturm und Plagen
Der ſüße Schlummer in der Erde Schoos.

3. Der Wald der Todten.

Zu Walde will ich gehen,
Tief in den grünen Wald:
Nicht zu den frommen Rehen,
Nicht wo das Hiefhorn hallt:
Wol einen andern mein' ich,
Wo nie ein Laut erſchallt,
So ſtill, ſo dämmerſcheinig,
Der lieben Todten Aufenthalt.

O Gleichniß hold und ſinnig,
Das einſt das Volk erſann,
Wie ſchaut aus dir ſo innig
Des Todes Bild mich an!
Nicht mehr in Aengſten ſtöhn' ich,
Mein Herz gewöhnt ſich dran:
Der Tod ein Waldeskönig,
In dunkelm Forſt, in grünem Tann!

Und um ihn rings im Kreiſe,
Gereihet wie zum Mahl,
Es ſchlummern leiſe, leiſe
Die Todten ſonder Zahl.
Nie drang durch dieſe Zweige
Der Sonne frecher Strahl,
Hier ging ſie ganz zur Neige,
Der Erde Luſt, der Erde Qual.

Nur wenn auf feuchten Zehen
Der junge Tag ſich naht,
Da geht ein leiſes Wehen
Wie Maiwind durch die Saat:
Es kann ſie doch nicht wecken,
Es führt von hier kein Pfad,
Sie dehnen ſich und ſtrecken
Zu neuem Schlaf ſich früh und ſpat.

Wol ſtürzt ſich auf Jahrtauſend
Jahrtauſend mit Gewalt,
Es drängt die Welt ſich brauſend
Und wechſelt die Geſtalt:
O wonnevolles Schweigen,
O ſüße Ruh' im Wald,
Verdeckt von grünen Zweigen
Der lieben Todten Aufenthalt!

4. Ermuthigung.

Ja, du haſt mich arg gerüttelt,
Sturm des Schickſals, ſchlimmer Gaſt,
Aber nun ſei abgeſchüttelt
Jeder Kummer, jede Laſt;
Wieder breit' ich meine Schwingen,
Die du halb mir erſt gelnickt:
Horch, die alten Lieder klingen
Und das Herz blieb unzerſtückt!

Pah, was thut's, ob ſich mir miſchen
Braun und Silber unterm Hut?
Strömet ewig nur aus friſchen
Quellen mir das warme Blut!
Ja, es ſenkte ſich der Nacken,
Aber nicht in Knechtsgeſtalt,
Und noch hat mein Arm zu packen,
Hat zu halten noch Gewalt!

Und mein Aug' bleibt ungefeuchtet
Bei der Jahre raſcher Flucht:
Ew'ge Jugendſonne leuchtet
Jedem, der das Ew'ge ſucht.
Kann ich nicht den Sieg erwerben,
Hat das Glück ſich abgewandt,
Will ich doch als Kämpfer ſterben,
Mit dem Degen in der Hand!

Ueber den deutſchen Menſchenſchlag.

Von

Alexander Peez.

(Vgl. „Deutſches Muſeum", 1856, S. 569 fg. und 745 fg.)

III.

Auf einem ſo dunkeln Feld, wie es die deutſche Vorgeſchichte noch immer iſt, müſſen Hypotheſen geſtattet ſein, und ein Angriff auf althergebrachte und anſcheinend wohlbegründete Anſichten kann nicht nachtheilig wirken. Iſt dieſer Angriff thöricht, ſo wird er leicht abgewieſen; enthält er aber etwas Wahres, ſo erhöht er die Unbefangenheit der Geſchichtsforſchung und fodert zu erneuter Prüfung und Sichtung der überkommenen Urkunden auf. Daß dieſe letztern nicht überall die lautere Wahrheit enthalten, das hat die Kritik der Neuzeit oft genug bewieſen. Die Sprache, die ökonomiſchen Verhältniſſe, kurzgeſagt die zwingende Verkettung und die Logik der Dinge ſind Factoren, welche an Werth gewinnen, je entfernter die behandelte Geſchichtsperiode iſt und je einſeitigere Nachrichten wir darüber beſitzen. Wie dem Menſchen niemals eine unbeſchränkte Freiheit vergönnt iſt, ebenſo wenig ſieht ſich die Geſchichte von allen Schranken losgebunden: immer iſt wenigſtens eine ihrer Seiten in das ſtrenge Syſtem der Nothwendigkeit geſtellt und unterliegt inſoweit den allgemeinen und ewig gleichen Naturgeſetzen. Die Erzählung von der Art und Weiſe, wie die Phönizier die Glasmacherei erfunden haben ſollen, wird von unſern Naturforſchern belächelt, weil eine Abweichung

von Naturgesetzen im Alterthum ebenso undenkbar ist wie in der Neuzeit: sollte nicht auch die Entwickelung der menschlichen Leiber solchen kalten, aber klaren Gesetzen folgen? Und wie läßt sich die Entstehung des heutigen Menschenschlags in Deutschland begreifen, wenn wir den herrschenden Ansichten über unsere Urgeschichte blinden Glauben schenken? Das Porträt der Juden finden wir schon mit allen seinen Zügen auf ägyptischen Särgen: aber wo sind jetzt die Stammeszeichen der Germanen, welche so deutlich in der alten Zeit hervortraten und dem Beobachter den Eindruck machten, daß er ein völlig unvermischtes und nur sich selber gleiches Volk vor sich sehe?

Um dieser Frage eine befriedigende Lösung zu geben, blieb kaum etwas Anderes übrig als die Annahme, daß nur im kleinsten Theile des alten Deutschland die Deutschen unvermischt saßen, daß sie vielmehr im ganzen Osten und Süden als Kriegsadel über unterworfene Völkerschaften sich ausbreiteten. Die Zeit des Cäsar und des Tacitus in das Auge gefaßt, erscheint uns demnach der ethnologische Zustand Deutschlands in der Art, daß nur bei den Nordwestdeutschen (den spätern friesisch-sassischen Völkern) und vielleicht bei den Katten die germanischen Gemeinfreien überwogen, während die Sueven, Gothen und Lygier aus mehren unorganisch verbundenen Völkerschichten bestanden. Der Adel war germanisch; doch soll nicht geleugnet werden, daß auch deutsche Freibauern sich hier und da in diesen östlichen Ländern vorfanden. Der größte Theil des deutschen Adels floß bei dem Sturze des Römerreichs nach Süden und Westen ab, bei dieser Gelegenheit treten dann plötzlich die bisher unterworfenen und von deutschem Adel gleichsam zugedeckten fremden Völker hervor, und erst nachdem die Gründung der Reiche der Franken und Longobarden in West und Süd einen festen Damm um die romanische Beute gezogen hatten, beginnen die Deutschen sich wieder ihrer verlassenen Wohnstätten zu erinnern und gen Osten vorzudringen. Aber dieser Rückstoß war kräftig und die Niederlassung geschah nun in ziemlich geschlossenen Massen: die kriegerischen Barone gingen nur gleichsam als Pioniere in den Osten voraus, dann aber kamen die Handwerker und Bauern nach, setzten sich zwischen die Slawen hinein und so gelang es denn, die deutsche Grenze wieder von der Elbe bis zur Oder, ja bis zur untern Weichsel und von der Isar bis in die Raabgegend im Osten auszudehnen. Aber die slawischen Bewohner dieser Gegend wurden nicht ausgerottet; sie erhielten sich bald länger bald kürzer in ihrer Nationalität, je nachdem sie zerstreut oder in dichten Massen zusammensaßen, und indem sie allmälig in das Deutschthum übergingen, unterließen sie nicht, wie in den Namen der Personen und der Landschaft so auch im Typus und der Körperbeschaffenheit ihre Spuren zurückzulassen.

Entgegen der herrschenden Ansicht, daß die Slawen im 6.—8. Jahrhundert in die westlichen Gegenden eingewandert seien, ward im frühern Theile dieses Aufsatzes der Meinung jener Forscher beigepflichtet, welche glauben, daß der genannte Volksstamm seit urvordenklichen Zeiten die Wohnsitze schon besessen habe, die er heute noch in Europa einnimmt, ja daß er damals noch weiter gen Westen sich ausgedehnt hatte. Ob überall dort Slawen zu vermuthen seien, wo im Alterthum der Name der Veneter vorkommt, lasse ich dahingestellt. Ebenso wenig will ich mich darauf berufen, daß gelehrte Männer in niederländischen Ortsnamen sowie in der altniederländischen Sprache deutliche Spuren des Slawenthums gefunden haben wollen *), während im Süden die Slawen (als Vindelicier) bis an den Bodensee reichten, der im 7. Jahrhundert Lacus vandalicus und noch später Wendensee hieß. Aber jedenfalls wohnten sie im Norden an der Eider und auf den dänischen Inseln, im deutschen Nordwesten bis zur Weser hin, z. B. im Eichsfeld, ferner im Hessischen an der Fulda; in Mitteldeutschland reichten sie durch Thüringen und Mainfranken (Südthüringen) bis in die Rheingegend, und im Süden scheint Baiern und das östliche Tirol wesentlich auf slawische Fundamente gegründet zu sein.

Versuchen wir es nun, in seiner ursprünglichen Erscheinung den Habitus eines Stammes zu erfassen, dessen Blut reichlicher als das irgendeiner andern Nation in unsern Volkskörper übergeströmt ist, so nehmen wir als Anhaltspunkt unserer Schilderung vorzugsweise die Slowaken zu Hülfe, die in ihrem Karpatengebirge sich vor Vermischungen ziemlich frei erhalten haben mögen. Ihr Körper, ohne groß zu sein, ist kräftig, Hand und Fuß sind nicht klein, aber wohlgebildet. Die Hautfarbe, dunkler als bei den Deutschen, nähert sich dem Weizenfarbigen, und das Blut der Wangen ist weniger sichtbar. Der Kopf, im Allgemeinen nicht groß und mehr rund als länglich, trägt fahle oder graubraune Haare; die Kinder aber werden meist mit hellem Haar geboren. Die Stirn hat nur das Eigenthümliche, daß sie eingedrückt und dann wieder durch eine starke Eintiefung von der aufwärtsgerichteten Nase getrennt ist. An Mund und Kinn vermißt man Schwung und scharfe Prägung, die Backenknochen treten hervor, auch sind die Wimpern und Brauen zu dünn. Dagegen sind die Zähne gesund und das blaugraue Auge, obschon es nicht groß ist, macht einen guten Eindruck. Weit schöner und kräftiger als die Männer erscheint einem an romanisch-germa-

*) Schafarik (II, 570) führt als Ortsnamen slawischen Ursprungs an: Kamen, Widenz (Wodenica), Hudnin, Zwolle und andere; Wiltsween, Wilta und Wiltenburg bei Utrecht scheinen von dem bekannten slawischen Stamme der Wilten genannt zu sein. In einer Chronik vom Jahre 1477 soll vorkommen: Slavi vel Hollandini et Wilci, ferner Slavoniam vel Hollandiam u. s. w.

nische Typen gewöhnten Auge das weibliche Geschlecht. Was bei dem Manne oft als Bedeutungslosigkeit auftritt, nimmt bei dem slawischen Mädchen oft den Charakter der Freundlichkeit und der Milde an, die gewölbte Stirn wird hier leichter vermißt und ein Stumpfnäschen kleidet bekanntlich das weibliche Geschlecht nicht übel. Durch die vollere Wange wird das Hervorragen der Backenknochen mehr verdeckt und auch der Mund nimmt einen festern Charakter an. Einen entschiedenen Vorzug vor ihren westlichen Nachbarn haben die Slawinnen in der kräftigern Entwickelung des Busens, und so bedeutend ist dieser Unterschied, daß ein aufmerkender Beobachter, der in unserm Zeitalter der Eisenbahnen von West nach Osten fliegt, in diesem Kennzeichen sein Betreten slawischer Ansiedelungen mit ziemlicher Sicherheit wahrnehmen kann. Damit zusammenhängend und in hohem Grade für die derbe Kraft des slawischen Volksthums sprechend erscheint die Bemerkung, welche schon Kohl gemacht hat, daß auf der ganzen weiten deutsch-slawischen Grenze die Deutschen ihre Ammen aus dem slawischen Stamme entnehmen, ja (um ein Beispiel anzuführen für die Dauerbarkeit solcher Racenzüge) im westlichen Deutschland sind solche Gegenden, wo ich glaube slawische Niederlassungen nachweisen zu können, z. B. der „Hunnsrück" (Hundsrück) in Rheinpreußen und der andere „Hunnsrück" in Nassau — gerade der Rekrutirungsort, woher viele deutsche Mütter ihre nahrungsreichern Stellvertreterinnen zu holen pflegen. Ich mußte diesen Punkt berühren, um daran zu erinnern, wie auch auf diesem Wege eine fortwährende Vermischung deutscher und slawischer Säfte stattgefunden hat und fortwährend stattfindet.

Aber diese Schilderung des slawischen Typus trifft, wie oben gesagt, nur auf einzelne Stämme zu, während sich hinwiederum andere von dieser Körperbeschaffenheit sehr weit entfernt haben. Diese Veränderung wird bei den Westslawen zwar hauptsächlich der Verbindung mit Deutschen und mit Romanen zuzuschreiben sein, aber einzelne Erscheinungen lassen sich dennoch durch diese Annahme nicht ausreichend erklären und regen daher zu der Frage an, ob nicht schon in dunkler Vorzeit aus den asiatischen Steppen Ueberflutungen mongolischer oder finnisch-türkischer Stämme über das Slawenthum hereingebrochen sind. Und auf diesem indirecten Wege mag denn manches fremde Blut auch nach Deutschland sich verirrt haben. Oder sollten mongolische Typen, die sich auch in Deutschland finden, ein bloßes Naturspiel sein?

Wenn es auch wahr ist, daß die starken Backenknochen den unvermischten Slawen oft ein befremdliches und zuweilen selbst an die auf Bildern dargestellte nichtarische Urbevölkerung Indiens erinnerndes Gepräge geben, so steht doch, was namentlich die bedeutungsvollen Stammzeichen der Haare und der Augen betrifft, die slawische Race der deut-

schen sehr verwandt da, wie ja auch die Sprache unserer östlichen Nachbarn mit unserer eigenen Sprache bekanntlich vielfach eine wahrhaft überraschende Wurzelgleichheit aufweist. Aber auf dem Gebiete der Sprache wie des Typus ist der ursprünglichen Annäherung eine lange Entfremdung gefolgt. In der Urzeit, wie wir zu bemerken glaubten, mit den Slawen in nächster Berührung, wendeten sich mit dem Sturze des Römerreichs die Deutschen vor allem gen Westen und Süden und indem sie in Krieg oder Frieden die anziehenden Elemente der romanischen Welt zu erfassen strebten, blieb der Osten lange vernachlässigt oder es war wenigstens das Zusammentreffen mit demselben nicht derartig, wie es zwischen gleichberechtigten Nationen stattfinden sollte. Einzelne glückliche Perioden abgerechnet, kam es auf dieser unserer östlichen Grenze niemals zu einem lebhaften und freundlichen Austausch der Culturmittel und der Handelswaaren, und unsere Verbindung mit den Slawen, statt organisch zu werden, blieb leider vielfach eine blos mechanische. Es liegen hier großentheils politische Ursachen zugrunde, die zu erörtern hier nicht der Ort ist. Dennoch möge die Bemerkung gestattet sein, daß von den beiden großen Staaten an unserer Ostgrenze, die eigentlich nichts Anderes sind als deutsche Marken über dem Slawenthum, erst neuerdings wieder ihre Aufgabe mehr begriffen wird, welche darin besteht, die Annäherung der Culturelemente beider Nationen friedlich und dauernd zu vermitteln.

Im Allgemeinen kann man mit einem slawischen Schriftsteller der Ansicht sein, daß der Typus der echten Slawen derartig ist, wie er einem seit der grauen Vorzeit ackerbauenden Volke zukommt. Weit entfernt von idealer Schönheit ist er doch kräftig und von einer unverwüstlichen Gesundheit. Als Mischungselement hat die slawische Race große Vorzüge und wenn es wahr ist, daß der Slawe durch Verbindung mit germanischen und romanischen Elementen nur gewinnen kann, so läßt sich doch ebenso wenig verkennen, daß er auch seinerseits unserm Nationalkörper manche schätzenswerthe Eigenschaften gebracht hat.

Während wir mit keinem Stamme quantitativ mehr Verbindungen eingingen als mit dem slawischen, so hat qualitativ die romanische Race dennoch weit größere Umprägungen unsers ursprünglichen Nationaltypus veranlaßt. Es ist ein stolzes Wort von Seneca, „daß der Römer dort, wo er gesiegt, auch seinen Wohnsitz aufschlage"; er hätte noch hinzufügen können, daß dort, wo er gewohnt, auch unzerstörbar der Römer in dem Menschenschlag die Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen hat. Dies gilt nicht nur von den romanischen Ländern Spanien, Frankreich und dem Wälschland an der untern Donau (Walachei), sondern es findet auch seine Anwendung auf die Uferländer links vom Rhein und rechts von der Donau, ja am Oberlauf des erstern und am

Unterlauf des letztern Stroms griffen bekanntlich die römischen Colonien weit auf die jenseitigen Ufer hinüber. Aus den siegreichen Veteranen wurden Ackerbauer und mit ihnen ließen sich Handwerker, Kaufleute, Speculanten und Abenteurer im kaum gewonnenen Gebiete nieder. Nicht immer mögen die Ansiedler ihre Weiber aus der Heimat mitgebracht haben; ward doch Ausonius durch Bissula, die niedliche Schwäbin, zum Gesange begeistert, und in den stillen Waldgegenden des nördlichen Taunus scheinen noch alte Sagen darauf hinzudeuten, daß römische Feldherren zu Germaniens schönen Töchtern in Liebe entbrannten. Wäre es nicht an und für sich schon vollkommen natürlich, so belehrt uns noch ausdrücklich eine Verhandlung, welche die Ubier (Kölner) mit den Ueberrheinern zur Zeit des Civilis hatten, über die zahlreichen Verbindungen zwischen beiden Völkern. Auf die Aufforderung der Deutschen, das Joch abzuschütteln und sämmtliche Römer niederzumachen, antworteten nämlich die Ubier: „die fremden Italer und Provinzialen seien entweder gefallen oder geflohen, was aber die alten römischen Colonisten betreffe, so seien diese mit ihnen durch Familienbande verknüpft, die aus solchen Ehen entsprossenen Kinder hätten hier ihr Vaterland und die Deutschen könnten unmöglich verlangen, daß die Ubier ihre Aeltern, Brüder und Kinder tödten sollten.“ Ueberhaupt wirkten alle Eroberungen der Römer deshalb so zerstörend auf die Nationalitäten der besiegten Länder ein, weil sie nicht wie die Deutschen einen exclusiven Stand bildeten, sondern sich mitten in die gewöhnlichen Kreise und Beschäftigungen des Lebens einließen. Weit entfernt von kastenartigen Trennungen, gestatteten sie einen freien Zutritt in ihre Reihen und suchten durch geordnete Zustände und durch materielle Vortheile und Bequemlichkeiten die Einheimischen für den Verlust ihrer Selbstbestimmung zu entschädigen. Wo eine Colonie angelegt ward, nahmen die römischen Ansiedler nur ein Drittheil des Grund und Bodens, während der Rest als Eigenthum des Staats an die frühern Bewohner pachtweise zurückgegeben ward; aber den Letztern blieb selbst auf gemindertem Besitz und sogar nach Abzug der Abgaben jedenfalls ein größerer Reinertrag als unter den frühern Verhältnissen, weil durch Bau von Landstraßen und durch die Einführung vervollkommneter Productionsweisen der Verkehr und der Wohlstand, gewöhnliche Zeitläufte vorausgesetzt, sich bedeutend gehoben hatten. Die gesteigerten Bedürfnisse, welche allmälig zur Gewohnheit wurden, waren die besten Verbündeten des Römerthums.

Diese Ueberlegenheit in der materiellen Cultur machte denn auch die Römer zu sehr erwünschten Kriegsgefangenen. Auf diesem Wege mag das erste römische Blut in das innere Deutschland gekommen sein, und gerade wie heute mancher Russe, vornehm oder gering, im Kaukasus sich nach der fernen Heimat sehnt, so mag auch mancher Römer dem

harten deutschen Boden bessere Ernten entlockt und die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er in der Heimat oder in den Kriegsfabriken der Provinzen geübt, zum Vortheil der deutschen Herren verwendet haben. Noch lange nach der Hermannsschlacht fanden bekanntlich die Römer auf spätern Zügen gefangene Landsleute, und als drei deutsche Hauptstämme dem Drusus gegenüberstanden, trafen sie vor der Schlacht die merkwürdige Verabredung, daß die erbeuteten Pferde den Cheruskern, Gold und Silber den Sueven und die Gefangenen den Sicambern zugetheilt werden sollten. Je siegreicher die deutschen Waffen wurden, desto mehr nahm die Zahl der römischen oder romanisirten Hörigen zu; auch pflegte man ihnen mit der Zuweisung einer Landparcelle die Ehe zu gestatten, da die Vermehrung seiner Hintersassen durchaus im Interesse des deutschen Grundbesitzers liegen mußte. So entstanden hier überall Mischungen, welche durch die Wogenschläge der Völkerwanderung nicht vertilgt werden konnten. Der Hauptsitz dieser romanischen Elemente waren offenbar die Städte an Rhein und Donau, und wenn sie auch von wiederholten Belagerungen und Plünderungen heimgesucht wurden, so erhielt sich dennoch ihr Menschenschlag, weil von der Stadt aus bereits die Landbevölkerung den fremden Typus empfangen hatte, weil zum wenigsten die Weiber und Kinder bei Erstürmungen verschont blieben und weil einzelne Städter, die sich in einsame Orte geflüchtet, an die Stätten, wo sie gewohnt und gelebt hatten, gern wieder zurückkehrten.

Aber mit diesen frühen Völkermischungen war das Zuströmen romanischen Blutes nach lange nicht geschlossen. Kaum hatten die fränkischen Könige die mitteleuropäischen Verhältnisse consolidirt, so waren die Nordländer bestrebt, italienische Handwerker und Künstler zur Hebung ihrer innern Gewerbezustände herbeizuziehen. Unsere alten Städte tragen in ihrer Bauart noch deutliche Spuren ihrer Einwanderungen; dazu kamen ferner romanische Geistliche, welche damals noch die Erlaubniß der Verehelichung genossen. Sodann zogen zu der Zeit, wo Italien und ganz besonders die Lombardei der Mittelpunkt der Gewerbe und Künste und der Sitz des Welthandels waren, die Kaufherren mit ihren Genossen so zahlreich nach dem Norden, daß man längs einzelner Alpenstraßen hin den romanischen Typus deutlich erkennen und verfolgen kann, und fortwährend ließen sich Italiener als geschäftsgewandte, unternehmende und capitalreiche Vertreter des Handels und der modernen Geldwirthschaft bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts, wenn auch nicht zahlreich, aber in ihren Einwirkungen bedeutungsvoll auf deutscher Erde nieder. Der Kriege, wo Franzosen, Spanier und Italiener uns heimsuchten, will ich nur vorübergehend erwähnen; bedeutungsvoll jedoch für unsern Zweck sind die Wanderungen der französischen Hugenotten sowie die Organisationen, welche Napoleon im westlichen Deutschland

vorgenommen hat: sie alle, indem sie römisches oder romanisirtes Blut uns zuführten, wirkten zur Umprägung des deutschen Menschenschlags mit.

Versuchen wir es nun, den römischen Typus in seinen Hauptzügen zu ergreifen. Von blonden Haaren und blauen Augen, welche bekanntlich bei den Hellenen noch oft vorkamen, geschieht bei den Römern nirgends Erwähnung, und wenn vielleicht einmal ein Theil ihrer Geschlechter jene Zeichen besaß, so müssen sie schon in sehr früher Zeit durch eine überwiegende Mischung dunkelhaariger Racen überkleidet worden sein. Was die schwarzen Haare und Augen betrifft, nähert sich der Römer von allen europäischen Stämmen am meisten der semitischen Natur; dagegen wird er durch seinen runden Kopf mehr an die Seite der slawischen und finnischen Völker geschoben. Die Bucht zwischen Stirn und Nase ist stärker als bei den Griechen*), und um so deutlicher tritt dann die eigenthümliche „römische Nase" mit ihrer von ziemlich geraden Linien umrissenen Biegung hervor. Was bei Betrachtung römischer Porträtstatuen am meisten den Blick auf sich zieht, ist das Uebergewicht und gleichsam der Druck, den die nicht allzu hohe, aber breite und ungemein festgepreßte Stirn im Gesichtsausdruck ausübt. Ihren Schatten über das Auge herabwerfend, ist sie im ganzen Kopfe gleichsam der senkrecht aufsteigende Hauptbau, mit dem verglichen die übrigen Gesichtstheile nur als mehr gleichgültige Ansätze erscheinen, während bei dem Deutschen vorzugsweise das Auge und bei dem Griechen auch der prächtig geschwungene Mund und das schöne Kinn unsere Aufmerksamkeit fesseln. Es scheint sich darin die Einseitigkeit auszusprechen, welche das römische Wesen charakterisirt. Phantasie und echter Kunstsinn, die in den untern Gesichtspartien ihren Ausdruck finden sollten, haben wenig Raum unter der Römerstirn; praktischer Verstand dagegen sowie eine trotzige Energie sind klar in diesem Kopfe ausgesprochen. Was die Körpergestalt betrifft, so waren die Römer der spätern Zeit wahrscheinlich noch etwas kleiner, als die Durchschnittshöhe der modernen Völker beträgt; weniger schlank als die Griechen, möchte ich sie doch nicht gerade plump nennen, jedenfalls besaßen sie einen tüchtigen Fonds von Kraft und Ausdauer, und die Lasten, die von ihnen getragen wurden, erregen unsere Verwunderung. Ihre Marschfertigkeit war ausgezeichnet, und wie denn ein gebirgiges Land überhaupt die Beine und Füße spannt und nett entwickelt, so zeichnen sich auch heute noch die Nachkommen der Römer durch gute Bildung der untern Extremitäten aus. Der römische Schlag ist der Typus eines kriegerischen Bauernvolks. Weil sie nicht bloße Krieger waren, erhoben sie sich niemals zu

*) Es sind hier begreiflicherweise die Altgriechen gemeint, da die Neugriechen fast durchaus vom slawischen und albanesischen Typus überwuchert sind.

der individuell gewaltigen Heldengröße der Germanen, und weil sie nicht blos Ackerbau trieben, verloren ihre Züge (auch wenn dies der ursprüngliche Stammkeim zugelassen hätte) niemals den Ausdruck der Festigkeit, der Kühnheit und Entschlossenheit.

Wenn es auch wahr ist, daß die slawischen und romanischen Typen am stärksten auf den deutschen Menschenschlag einwirkten, so wird es dennoch einem Beobachter, der aus der Mannichfaltigkeit der Einzelerscheinungen das Allgemeine herauszufinden weiß, noch unzweifelhaft gelingen, die Trümmer fern wohnender oder bereits untergegangener Nationen wie erratische Blöcke in Deutschland nachzuweisen. Es ist dies natürlich nur dort möglich, wo abgeschlossene gleichstämmige Gemeinden angesiedelt wurden — eine Sitte, welche in alter Zeit nicht selten war, solange die hörigen Feldbauer von den Gutsherren gerufen oder verpflanzt worden sind. So soll das Dorf Krust bei Andernach eine Colonie von Orientalen sein, die ein rheinischer Ritter als Kriegsgefangene mit nach Hause geführt, und man versichert, daß namentlich Frauen des genannten Dorfes durch ihre schwarzen, glänzenden Augen und Haare und durch den ganzen Ausdruck ihrer großen und klar angelegten Züge ihren südlichen Ursprung heute noch deutlich verrathen. Auch Ortschaften, wo Zigeuner angesiedelt wurden, sind mir im westlichen Deutschland mehre bekannt geworden. Was von hunnischen Niederlassungen in Deutschland erzählt wird, z. B. von einem Dorfe in der Nähe von Karlsruhe, möchte ich lieber auf Slawen beziehen, die bekanntlich oft unter dem Namen der Hunnen (Fremden?) aufgetreten sind. Wie wenig klare Anhaltspunkte bei solchen Forschungen gar oft der Name gewährt, beweist der Hunnsrück, auf welchem sich nach Ausonius Sarmaten als neue Colonisten gesetzt hatten. Ich bemerkte schon früher, daß unter diesen Colonisten Slawen zu vermuthen seien, die aus östlichern Wohnsitzen herbeigezogen waren.

Ueberhaupt ist durch Ansiedelung von Zinspflichtigen, Leibeigenen oder Sklaven manche fremde Blutwelle nach Deutschland geführt worden, obschon die Einfuhr in diesem Artikel, wenn wir so sagen dürfen, stets geringer war als die Ausfuhr. Es lag dies in der Natur des Nordens, welcher weniger kostbare Handelswaaren hervorbrachte und deshalb, um seine Bilanz zu decken, zu seinem Bernstein und Wachs, seinen Pelzen, Häuten, Haaren und seiner Seife noch Sklaven hinzufügen mußte. Nördlich des Balkan und der Alpen scheint für den Süden das große und unerschöpfliche Menschenmagazin gewesen zu sein, und es eröffnet einen überraschenden Blick in die ethnologischen Verhältnisse des Alterthums, daß die Römer ihre ersten Sklaven aus demselben Stamme genommen haben wie die Deutschen; denn das lateinische servus scheint mit „Serben" zusammenzuhängen, wie das deutsche Wort Sklave aus

„Slawen" entstanden ist.*) Die Slawen, als gutmüthige und kräftige Arbeiter und zumal als fleißige Ackerbauer äußerst brauchbar, waren in ihrer geographischen und politischen Zersplitterung eine leichte und willkommene Beute der alten Kriegervölker; wir dürfen aber nicht zweifeln, daß auch viele Deutsche, die in den innern Kriegen zu Gefangenen gemacht waren, in die fremde Sklaverei geriethen. „Aus diesem volkreichen Germanien", sagt Paul Warnefried, „wurden oft unzählige Scharen von Gefangenen weggeführt und den südlichen Völkern verkauft." Und im 4. Jahrhundert (wie Schafarik bemerkt) erscheinen eine solche Menge Sklaven getischen Stammes im ganzen Griechenland, die von den „keltischen" Scordiskern und Bojern über Illyrien und Macedonien verkauft worden waren, daß die Namen Geta und Davus in dem neuern griechischen Lustspiel gebräuchlich wurden. Hartnäckige Feinde, aufrührerische Unterworfene, in Zeiten der Noth selbst Angehörige der eigenen Familie pflegten, wie noch heute im Kaukasus, verkauft zu werden. Der Ostgothe Theodorich verordnete, daß nur bei Hungersnoth Aeltern ihre Kinder verkaufen dürften. Später waren die Franken die Hauptsklavenhändler und scheinen sich dabei der Juden als Unterhändler bedient zu haben, welche Letztere von Agobard beschuldigt werden, daß sie ungeachtet vieler Verbote, Menschen außer Landes zu führen, dennoch solche den Mauren nach Spanien brächten, auch wol selber Menschen raubten oder doch ihre Entführung begünstigten. Die größten Märkte scheinen in Kopenhagen, Rom und Konstantinopel gewesen zu sein. Konstantinopel und der Orient ward von den Venetianern und Russen versorgt, ja es blieb sogar dort das Verschneiden in fortwährender Uebung. In Rom trafen auf dem Sklavenmarkt viele Nationen zusammen; aus Spanien trieb man Mauren herbei und vom Osten Slawen, die, wenn sie nicht unter deutscher Herrschaft standen, von ihren eigenen Fürsten scharenweise verhandelt wurden, und bekannt ist ja der Vorfall, wie der nachherige Papst Gregor der Große blondgelockte schöne anglische Jünglinge auf dem Markt antraf. Im Norden scheint Kopenhagen ein ähnlicher Stapelplatz der Menschenwaare gewesen zu sein. Von den Dänen geraubte Engländer einerseits und andererseits gefangene Slawen traten hier massenhaft auf, und daß den Dänen Gleiches mit Gleichem vergolten ward, zeigt eine Notiz Helmold's, daß in Mecklenburg an einem Markttage 700 Dänen zum Verkauf ausgestellt gewesen seien, welche

*) Sollte dies Zusammentreffen zufällig sein? Wenn nicht, so läßt sich daraus ein Beweis ziehen für die uralte Anwesenheit der Slawen im Westen. Hierher gehört auch das Wort „Gemse", welches die deutsche wie die romanischen Sprachen aus dem Slawischen entlehnt zu haben scheinen; denn das slawische kamsyk offenbart sich durch seinen Zusammenhang mit kámen (Stein) als das Urwort. Gemse ist das Thier, welches auf Steinen und Felsen haust.

von den Heinrich dem Löwen unterworfenen Slawen der Ostseeküste auf den dänischen Inseln zu Kriegsgefangenen gemacht worden waren.

So entstanden auch auf diesem Wege zahlreiche Völkermischungen, von denen sicher Deutschland, im Mittelpunkt Europas gelegen, seinen reichlichen Antheil empfangen hat. Ist auch die Ansicht, daß der ganze deutsche Bauernstand aus Nachkommen alter Unfreien bestehe, in dieser Allgemeinheit verwerflich — welcher staatsrechtliche Satz fände überhaupt bei der alten deutschen Mannichfaltigkeit eine allgemeine Anwendung? —, so entfernt sie sich doch, was einen großen, vielleicht selbst den größten Theil unsers Vaterlandes betrifft, schwerlich von der Wahrheit.

Entlassene oder entflohene Leibeigene zogen dann auch vielfach in die Städte, wo sie den Handwerkerstand bildeten und wo sie den „Geschlechtern" lange Zeit gegenüberstanden in ähnlicher, wenn auch nicht so schroffer Weise wie auf dem Lande die Hörigen den Freien. Begünstigt durch die Wunderkraft des beweglichen Eigenthums, fiel zuerst in den Städten die alte Scheidewand, deren Zertrümmerung, das ganze Deutschland ins Auge gefaßt, im Agriculturleben bis auf unsere Tage sich verzögert hat, und mit der politischen Gleichberechtigung verschmolzen immer mehr die Nachkommen der alten deutschen Freien und der wol mehr von fremdem Blute herstammenden Hörigen und Handwerker.

Ohne die vielen anderweitigen Einflüsse zu berühren, welche den deutschen Menschenschlag zu Dem machten, was er heutzutage wirklich ist, habe ich bisjetzt nur die fremden Elemente besprochen, welche sich mit dem echten deutschen Blute vermischten und welche dadurch die wichtigsten Umgestaltungen unsers Typus verursachten. Und daß unsere Auseinandersetzung nicht grundlos war und daß jeder Einzelne von uns irgendwelche undeutsche Blutkörperchen in sich trägt, möge noch folgende Berechnung darthun.*)

Die Zahl unserer Vorfahren steigt bekanntlich, wenn wir die Generationen rückwärts berechnen, in geometrischer Progression: ein Jeder hat zwei Aeltern, vier Großältern, acht Urgroßältern u. s. w., sodaß wir in der zehnten Generation von uns rückwärts bereits **1024** Vorältern haben. Die Generation zu 33 Jahren gezählt, trifft dies in das Jahr **1526**. Gehen wir um weitere **10** Generationen, also bis in das Jahr **1196** zurück, so gewahren wir schon 1024×1024 oder rundgesprochen $1000 \times 1000 = 1$ Million Menschen, und noch um weitere **10**

*) Entnommen aus der Schrift: „Beiträge zur ältesten Geschichte des Landstrichs am rechten Rheinufer von Basel bis Bruchsal, von Staatsrath von Wielandt" (1811). Uebrigens leuchtet es ein, wie viel Hypothetisches diese Berechnung enthält; sie soll nur zu annähernder Versinnlichung der Mischung der Nationen und Familien dienen.

Generationen aufwärts finden wir schon 1 Million × 1000. Also hat jeder Angehörige unserer Gegenwart 1000 Millionen Menschen, die zu Karl's des Großen Zeit gelebt haben würden, zu Vorfahren gehabt. Da nun zu Karl's Zeiten jene ungeheure Menschenzahl auf der ganzen Welt kaum vorhanden war, so wird es wenigstens wahrscheinlich, daß von allen den Menschen, die damals in Deutschland lebten, zu irgendeiner Zeit einmal eine Blutwelle in unser Geschlecht überging. Wir Modernen gleichen also der Spitze einer Pyramide, wohin von jedem Punkte der Grundfläche (welche die deutsche Bevölkerung zu Karl's Zeit vorstellt) Radien zusammenlaufen. Wir sind das wunderbare Product der zusammengeschmolzenen Vergangenheit.

Die heterodoxe Mythologie.

„Die Wissenschaft muß umkehren — und nicht blos die Wissenschaft, sondern auch das Leben!" — Ganz gut: aber so seid nur wenigstens consequent. Setzen die Gerlach und Ringseis, die Stahl und Consorten ihren Willen wirklich durch, kehrt Deutschland unter ihrer milden Führung in der That um und wandelt den Lauf der Jahrhunderte zurück, so wird es und muß es nothwendig auch vom Christenthum durch den Arianismus hindurch zum altgermanischen Heidenthum zurückgelangen und die Theologie wird wiederum zur Mythologie. Diesem großen Geschick gehen denn auch seine Geister schon voran. Wurde uns nicht bereits empfohlen, Pferdefleisch zu essen gleich unsern heidnischen Vorfahren? Beweist uns nicht die tiefere Durchforschung der germanischen Götterlehre, daß „gar manche Veroffenbarungen des Christenthums" darin enthalten sind, und daß hinter der Dreiheit des Wodan, Thor und Ziu „der einige Gott der Urzeit" zu ergründen ist? (Simrock's „Deutsche Mythologie", S. 3.) Zeigen nicht die Alterthumsforscher in der „niedern Mythologie", daß wir mit unzähligen Gewohnheiten und Gebräuchen des täglichen Lebens noch immer tief im Heidenthum stecken (Schwarz, „Der heutige Volksglaube und das Heidenthum", Berlin 1850)? Ja, kann außer der Einfalt des deutschen Spießbürgers irgendwer in den dampfenden Trümmern Sewastopols etwas Anderes erblicken als einen aus der kommenden Heidenzeit in die Gegenwart hereinragenden blutigen Opferaltar des Ziu majestaticus?

Beschäftigen wir uns also mit der altdeutschen Mythologie: aber nicht romantisch, sondern praktisch, und sorgen wir zunächst dafür, daß der Lehrbegriff unsers restaurirten Glaubens auch correct und orthodox sei. Orthodoxie und Correctheit aber sind jetzt einigermaßen zweideutig gewordene Begriffe. So hieß der westmächtliche Krieg ein correcter,

weil er jede Volksbetheiligung ausschloß, und so gilt der Protestantismus für orthodox, sobald er dem Katholicismus gegenüber auf Glaubensfreiheit besteht, gegen deutschkatholische oder gar freie Gemeinden aber sich auf gut Eisenachisch möglichst unduldsam erweist. Für unsere Mythologie dagegen wollen wir weder die volksfeindliche noch die polizeifreundliche, sondern die wahre wissenschaftliche Correctheit und Orthodoxie in Anspruch genommen haben.

Unter die Errungenschaften der Reformation gehörte auch die Redefreiheit der lutherischen Pfarrherren. Dieselben verbrauchten auf ihren Kanzeln sehr viel Stoff, und als der „päpstliche Gräuel" sattsam niedergeschimpft und vergriffen war, sahen sie sich genöthigt, einigen Ersatz zu suchen in dem heidnischen Gräuel früherer Zeiten, der freilich vorerst mit den erfoderlichen Götzenbildern aufgeputzt werden mußte, um dann mit Pathos ausrufen zu können:

Siehst du dies Bild und bist ein Christ,
Dank' Gott, daß du gerettet bist u. s. w.

Aus dieser Zeit stammen eine Unzahl fabelhafter deutscher Götter; so der Krodo auf der Harzburg, der Stuffo auf dem heiligenstädter Stuffenberge, der Astaroth in Osterode, der Jodute am Welfesholze bei Hettstädt und andere, die sich in Klemm's „Germanischen Alterthümern", S. 294 fg., verzeichnet finden. Vornehmlich waren es der Pastor Letzner im Grubenhagenschen (1531—1612) und Chriak Spangenberg im Mansfeldischen (1528—1604), welche derartige Unholde erfanden oder doch in Scene setzten. Ihre Hirngespinnste wurden dann von einer Schar nachfolgender Chronisten mit abgeschmackteſter Gelehrsamkeit weiter verarbeitet.

Als die Zeiten heller und untheologischer wurden, trat Widerspruch ein und verständige Männer, wie der Kanonicus Johann Wolf in Erfurt, 1802, der Regierungsrath Delius in Wernigerode, 1826, und Andere stürzten diese Götter von ihren Pastorenthronen, sodaß Jakob Grimm, der eigentliche Begründer der deutschen Mythologie, 1835, sie mit vornehmem Stillschweigen gänzlich übergehen durfte.

Dafür rächten sich diese illegitimen Gesellen. Wohlbekannt mit Deutschlands Verhältnissen suchten und fanden sie Schutz vor der Wissenschaft bei dem Provinzialpatriotismus, und so hegt sie noch immer die dunklere Literatur: Quehl, „Religion der Thüringer" (1830), S. 24 fg., Wagner, „Handbuch der deutschen Alterthümer" (1842), S. 80, 861 u. a. O. und Crusius, „Geschichte von Goslar" (1843), S. 16 und 400. Ja, wenig fehlte, daß Stuffo am Bonifacius-Denkmale zu Fulda verewigt worden wäre.

In Dänemark war die Geistlichkeit redlicher. Der Hofprediger Pontoppidan in Kopenhagen schrieb 1736 ebenfalls heiligen Eifers voll ein Curriculum fermenti veteris seu reliquiae papismi et paganismi:

aber er denuncirte S. 11 den Thor selbst, zu welchem noch bis 1720 ein altes Weib zu Gudrup auf der Insel Alsen ihr Morgen- und Abendgebet zu richten gewohnt gewesen war.

Neuerdings kommt die alte Götterlehre mehr und mehr an die Tagesordnung; mit instinctiver Vorliebe wird sie gepflegt und ein mythologisches Handbuch jagt das andere. Der Deutsche darf da sein engeres Vaterland ohne Paßkarte verlassen; ohne Gefahr des Hochverraths darf er sich als Deutscher fühlen, ja er kann sogar im großen Germanenthum, England, Island und Skandinavien eingeschlossen, ungestraft einherwandeln und in eingebildeter Ebenbürtigkeit sich brüsten. Es hat daher nicht unangemessen geschienen, auf die Rechtgläubigkeit in der Mythologie hinzuweisen und vor deren Ketzereien zu warnen.

Zum Schlusse mag noch auf eine neue Erscheinung in diesem Literaturzweige aufmerksam gemacht werden: nämlich auf des Professors Rabe in Berlin ebenso gelehrte als humoristische Schrift über einen hierher gehörigen Unhold, den Püstrich in Sondershausen (Berlin 1852). Es wird darin nachgewiesen, daß dieses vielbesprochene Ungethüm durchaus keine göttliche, sondern nur eine kirchliche Figur ist: eine Wahrheit, welche auch anderwärts ihre Anwendung findet.

Literatur und Kunst.

Eine Mandel deutscher Lyriker.

Erste Hälfte.

Daß man die Leipziger Lerchen nach Schocken und Mandeln zählt, ist ganz in der Ordnung; aber auch die deutschen Lyriker, diese Singvögel unsers Dichterwaldes, die der leipziger Büchermarkt uns sendet, nach Schocken und Mandeln abzuzählen, liegt darin nicht ein Attentat nicht blos gegen die einzelnen Dichter, sondern auch gegen die Würde der Poesie selbst? Und was ist von der Unbefangenheit, was von der Gerechtigkeit einer Kritik zu halten, die gleich unter einer so zweideutigen Ueberschrift auftritt? Das Beste, was der Mensch hat und kann, ist zuletzt doch immer er selbst; zugestanden, daß unter der Unzahl unserer heutigen Lyriker sich nur wenige befinden, deren Namen die nächste Generation noch kennen wird — sollte die Hingebung, mit der sie den innersten Kern ihres persönlichen Lebens, ihr Denken und Fühlen, Hoffen und Fürchten, Lieben und Hassen dem Publicum in ihren Versen preisgeben, nicht wenigstens so viel Achtung verdienen, daß auch die Kritik sie als literarische Persönlichkeiten behandelt und sie nicht unterschiedlos wie die Vögel des Feldes gleich zu Schocken und Mandeln einschlachtet? Wenn es wirklich poetische Persönlichkeiten sind, ganz gewiß. Leider jedoch läßt sich das nur von den Wenigsten behaupten, die sich heutzutage berufen fühlen, die Fluten unserer Lyrik immer höher zu schwellen; vielmehr ist es gerade das Hauptgebrechen derselben, daß es ihnen an indi-

viduellem Gepräge mangelt. Sie besingen Dinge und sprechen Empfindungen aus, die tausend mal vor ihnen besungen und ausgesprochen sind und zwar der Mehrzahl nach in Melodien und Formen, wie wir ebenfalls schon zum Ueberdruß vernommen haben; es fehlt den Meisten von ihnen jenes eigenthümliche Gepräge, jene charakteristische Besonderheit, die allem wahrhaft Lebendigen anhaftet und deren der Dichter am wenigsten entbehren kann, zumal in einer Literatur, die so überreich und vor einem Publicum, das von guten und schlechten Genüssen so erschöpft ist, wie Beides bei uns der Fall. Irren wir nicht, so liegt der eigentliche Ursprung dieses Gebrechens hauptsächlich darin, daß unsere jungen Dichter im Allgemeinen viel zu eilig sind, vor das Publicum zu treten; sie wollen sich als dichterische Persönlichkeiten geltend machen und behaupten, bevor sie es nur überhaupt zu einer Persönlichkeit gebracht, sie wollen sich einen Platz in der Literatur erobern, bevor sie den Kampf mit dem Leben bestanden haben. Wer nichts erlebt hat, kann auch nichts dichten; erst wer die Welt selbstthätig in seinen eigenen Busen aufgenommen, wird auch im Stande sein, sie in eigenthümlichem Lichte widerzuspiegeln. Es gab eine Zeit, allerdings, wo die bloße schöne Form als solche, die bloße anmuthige Reproduction gewisser allgemeinster Empfindungen genügte, Einem den Namen eines Dichters zu verschaffen. Allein diese Zeit ist längst vorüber; die schöne Form ist kein Verdienst des einzelnen Dichters mehr, sondern ein Gemeingut unserer gesammten literarischen Bildung, sie ist die nothwendige und unerlaßliche Voraussetzung, von der Jeder ausgehen muß, der sich überhaupt als Dichter bethätigen will und auch vom Inhalt fühlen wir uns nur insoweit angesprochen und befriedigt, als wir ihm anmerken, daß er ein vom Poeten selbständig errungener, ein wirklicher Theil seines Ichs. Aber auch dieses Ich vermag uns nur zu fesseln, sofern es die gewöhnliche Durchschnittsbildung, im Denken sowol als im Empfinden, überragt und durch starke und eigenthümliche Züge sich gleichsam unserm Gedächtniß aufnöthigt. Wer das nicht vermag — nun ja doch, wir wollen nicht sagen, daß er das Dichten selbst unterlassen soll, aber wenigstens die Oeffentlichkeit sollte er mit den Erzeugnissen seiner Muse verschonen. Sucht er sie aber dennoch auf, kann er dem Gelüste nicht widerstehen, mit seinen Durchschnittsversen, nicht warm nicht kalt, nicht gut nicht schlecht, die Masse des Gedruckten zu vermehren, nun so muß er es sich auch gefallen lassen, wenn die Kritik ihn ebenfalls nur im Durchschnitt beurtheilt; wo nichts ist, hat bekanntlich der Kaiser selbst sein Recht verloren und wie soll die Kritik eigenthümliche Züge nachweisen und charakteristische Urtheile fällen, wo der zu Kritisirende selbst nichts Eigenthümliches und Charakteristisches an sich trägt? In frühern Epochen unserer Literatur gaben wenigstens die Muster, welchen die einzelnen Poeten sich anschlossen, einen gewissen Stützpunkt zu ihrer Beurtheilung; waren sie selbst auch zu charakterlos oder überhaupt zu unerheblich, die Kritik zu beschäftigen, so war es doch von Interesse, wenigstens die Strömung kennen zu lernen, in der sie schwammen. Bei der Anarchie des Geschmacks, die gegenwärtig auf dem deutschen Parnaß herrscht, sowie bei dem Mangel an durchgreifenden Interessen in unserm sittlichen und staatlichen Leben ist es auch damit zu Ende; Jeder schlägt jetzt nach Belieben die verschiedensten Tonarten an, ja bei einem und demselben Dichter begegnen wir jetzt nicht selten bunt durcheinander

den verschiedensten Mustern. Da sind z. B. „Maienblüten. Gedichte von Adalbert Mannlehn" (Leipzig, Fritzsche). Eine wahre Musterkarte des Geschmacks. Einzelnes klingt an Goethe und Uhland an, während Anderes die bekannten Pointen der Heine'schen Lyrik wiederholt. Aber auch Goethe-Schiller'sche Xenien, Hölty'sche Naturschwärmereien, ja selbst altväterische Gellert'sche Gesangbuchsdichtung taucht dazwischen auf, um gleich darauf wieder mit Nachahmungen der Nikolaus Lenau'schen Zigeunerlieder und Geibel'schen Sentimentalitäten abzuwechseln. Wenn das wirklich der poetische „Mai" des Verfassers ist, so fürchten wir, wird es bei der Ernte dereinst nicht zum Besten aussehen. Wir begreifen vollständig, wie ein junges empfängliches Dichtergemüth (und die dichterische Stimmung sprechen wir dem Verfasser der „Maienblüten" gewiß nicht ab; der Uebelstand ist nur, daß die Stimmung als solche noch nicht den Poeten macht, sondern daß es erst der gestaltenden Kraft bedarf, aus dieser Stimmung heraus ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen) — wir begreifen, sage ich, vollständig, wie ein junges empfängliches Gemüth von so verschiedenartigen Mustern ergriffen und zur Nachahmung angeregt werden kann; es ist möglicherweise (und dies Möglicherweise bitten wir zu beachten) das Tasten des seiner selbst noch nicht bewußten, noch im Schlummer versunkenen Genius, der nach einer ihm gemäßen Form sucht und darüber einstweilen noch die verschiedenartigsten Experimente anstellt. Allein vor das Publicum gehören diese Experimente ganz gewiß nicht, noch ist dies der Weg, wie junge Dichter für ihren dereinstigen Nachruhm sorgen.

Und doch finden sich solcher Maienblüten von ungewisser dämmeriger Zukunft, Blüten, in Betreff deren man wol zweifeln darf, ob sie wirklich jemals eine Frucht ansetzen werden, auf unserm Büchertisch noch eine ganze Menge beieinander. Hier haben wir ein Heftchen: „Im Frühling. Gedichte von Friedrich Wilibald Wulff" (Altona, Verlagsbüreau). Da ist elegantes Format, schönes Papier, zierlicher Druck, kurz bis auf den goldenen Schnitt Alles, was einen heutigen Poeten nach der Mode macht — aber nur wo bleibt der Inhalt? Es ist Alles die alte, tausend mal vernommene Leier von dem Herzen voll Schmerzen, von der Waldeinsamkeit und der stillen Hütte darin, nach der der Dichter sich sehnt, von dem versunkenen Schloß auf Meeresgrund, von der Liebe, die der Dichter gestehen und dem Mädchen, das er heirathen möchte — aber um des Himmelswillen, diese Frühlingsblumen sind ja alle längst abgeblüht, sie sind welk und trocken, ein bloßes Heu, was soll darauf dieser lange wässerige Aufguß?! In dem ganzen zierlichen Bändchen ist nichts entschieden Anstößiges, nichts Incorrectes oder geradezu Schlechtes, aber auch nichts, was sich nur um ein Haar breit über die allertrivialste Alltäglichkeit erhöbe; diese glattgereimten aber schwachgedachten und dünnempfundenen Verse haben alle schon einmal wo anders gestanden, sind Alles alte gute Bekannte von Heine, Geibel, Uhland her und der Verfasser hätte sich wie uns die Mühe ersparen können, sie aufs neue heraufzubeschwören — er hat nicht Geister citirt, nur Gespenster, nur bleiche hohle Schatten, in denen, so zierlich sie girren und säuseln, doch kein wirklicher Tropfen Blutes lebt und für die es daher auch besser wäre, sie hätten das Licht der Oeffentlichkeit niemals gesehen.

Noch einen Schritt tiefer und was für einen Schritt! steigen wir mit

einigen andern kürzlich erſchienenen Sammlungen; wir wollen die armen Sünder hier gleich hintereinander aufzählen, um ſie auf einmal abzuthun, ein Geſchäft, das weder für uns ſelbſt, noch für die Verfaſſer, noch endlich für den Leſer beſonders angenehm oder kurzweilig iſt: „Maiglöckchen von R. Braun und R. Hennig“ (Bromberg, Aronſohn); „Gedichte von Angelica von Michalowska“ (Berlin, Logier); „Gedichte des Friedens und der Freude von Bernhard Schmidt“ (Halberſtadt, Frantz) und „Gedichte nebſt einer Skizze aus dem Tagebuche «Taufe und Begräbniß» von F. Schulz“ (Halle, Lippert). Dieſe vier Sammlungen haben das Gemeinſame, daß, während die beiden vorhin beſprochenen Dichter wenigſtens in Betreff der Form eine anerkennungswerthe Gewandheit verrathen, hier dagegen auch die Form in einem Grade roh und vernachläſſigt iſt, wie man es gegenüber der ſonſtigen literariſchen Bildung unſerer Tage kaum für möglich halten ſollte; es iſt die abſolute Trivialität, von außen wie von innen. Am ſchlimmſten iſt es in dieſer Hinſicht mit Bernhard Schmidt und F. Schulz beſtellt; man kann wirklich zweifelhaft ſein, wer von Beiden es am weiteſten gebracht hat in der traurigen Kunſt, die deutſche Sprache zu verunſtalten und Reimereien, die als Schulexercitien noch zu ſchlecht wären, für Gedichte auszugeben. Indeſſen müſſen wir den Preis zuletzt doch wol dem Verfaſſer der „Gedichte des Friedens und der Freude“ oder wie ſie richtiger heißen würden, des Unſinns und der Faſelei zuerkennen. Bei F. Schulz finden ſich doch noch eine Anzahl Geſangbuchslieder, die, wenn ſie auch außerordentlich trivial ſind, doch wenigſtens den geſunden Menſchenverſtand nicht mit Füßen treten; Anſätze zu dieſem Letztern zeigen ſich allerdings auch bei ihm, namentlich wo er humoriſtiſch zu werden droht. Der Sänger des Friedens und der Freude dagegen befindet ſich völlig auf jenem erhabenen Standpunkt, den der Berliner mit dem Ausdruck „höherer Blödſinn“ bezeichnet, wie z. B. die beiden nachſtehenden Strophen beweiſen werden, die dem Eingangsgedicht „Roſe, Lilie, Nelke“ entlehnt ſind und die wir zur Würze dieſer etwas trockenen Ueberſicht unſern Leſern nicht vorenthalten wollen.

Die Pflanzenwelt ſchafft reichen Nutzen,
Producte, Früchte mancherlei;
Die Blumen ſind beſtimmt zum Putzen,
Sie ſchmücken ſelbſt die Wüſtenei.
Sie glänzen nicht durch Größ' und Stärke,
Vertragen ſich, weil alle ſchön;
So ſollen auch des Dichters Werke
Den Frieden und die Freud' erhöh'n.

Die Nahrungsſorgen zu verſcheuchen,
Der düſtern Grillen wild Gewühl,
Der Stände Zwieſpalt auszugleichen:
Das iſt der Dichtung ſchönes Ziel.
Erheitert euch und folgt dem Dichter,
Vergeßt im Umgang Rang und Geld
So ſchafft ihr fröhliche Geſichter
Und eine neue ſchöne Welt.

Freilich verſichert der Verfaſſer, der ſich dabei zugleich als Novelliſt einführt, er ſtrebe nur nach dem „nächſten Ziele“, „Erheiterung bei großer Noth“, nicht „Gefühle für Waffenthaten, Heldentod“ wolle er erregen, ſondern

durch Lieder und Geſchichten
Zerſtreuen nur das Publicum,
Für arbeitmüde Seelen dichten,
Nach Unterhaltung ſeh'n mich um:

und auch Hr. F. Schulz leitet ſeine Sammlung mit einem ſehr beſcheidenen Vorwort ein, in welchem er ſich dagegen verwahrt, auf eine Vollkommenheit Anſpruch zu machen, „die unter dem Mikroſkope der Kritik ſo äußerſt ſchwer zu erreichen iſt“. Allein für ſolche Privatverſuche iſt die Oeffentlichkeit der

Literatur eben nicht geeignet; wer von Selbstkritik so entblößt ist, daß er nicht zu unterscheiden weiß, was allenfalls fürs Haus gut ist und was an die Oeffentlichkeit gehört, wer mit einem Wort dadurch, daß er öffentlich als Poet auftritt, sich auch nothwendig zu einem Gegenstande der öffentlichen Kritik macht, der muß sich dann freilich auch gefallen lassen, daß die Kritik ihn unter ihr „Mikroskop" nimmt — obwol es in diesem Falle in der That gar keines Mikroskops bedarf, die kolossale Verkehrtheit dieser angeblichen poetischen Versuche zu erkennen. Angelica von Michalowska scheint über Tiedge und Matthisson nicht viel hinausgekommen zu sein; nur allenfalls etwas Geibel und Putlitz hat sie nebenbei studirt. Auch die poetischen Dioskuren aus Bromberg sehen verwünscht zopfig und altmodisch aus.

Wie's klinget, wie's singet,
Hell durch die Luft!
Wie zu mir dringet
Der Blütenduft!

O blumiger Hügel!
O sonnige Höh'!
Du Silberspiegel,
Du klarer See!

Ist das wirklich Anno 56 gedruckt und heißt das wirklich heutzutage noch Dichten, diese abgegriffensten Reime, diese Splitterchen von Worten und Gedanken auf gut Glück zusammenzuwürfeln?

Aus dieser unerquicklichen Sphäre, die aber der Kritiker, dessen Amt es nun einmal ist, Buch zu halten über die Neuigkeiten der Literatur, freilich nicht scheuen darf, uns erhebend, haben wir den Verfasser der „Frühlingsgedanken eines münchener Kindes" (München, Palm) eigentlich um Entschuldigung zu bitten, daß wir ihn nach solchen Vorgängern nennen; er bedarf dieser Folie nicht, da er Geist, Witz und guten Geschmack genug besitzt, um aus eigenem Lichte zu glänzen. Dieses münchener Kind ist gar ein kecker resoluter Knabe, der seine Frühlingsgedanken gar munter, fast kriegerisch in die Welt singt. Es ist der Frühling seines Vaterlandes, den er feiert, jene neue Blüte der Kunst und Poesie, die sich in jüngster Zeit in Baiern entfaltet hat und die nun, bei der politischen Abspannung und Gleichgültigkeit unserer Tage, ja neuerdings auch auswärts mehr Anerkennung findet als früher. In langgestreckten wohllautenden, nur mitunter etwas einförmigen Rhythmen (insbesondere hätte der Verfasser mehr Fleiß auf die Cäsur verwenden sollen, die gerade bei diesem Versmaß am wenigsten vernachlässigt werden darf) preist er die großartigen Kunstschöpfungen, welche König Ludwig ins Leben gerufen, sowie den Geisterfrühling, welchen der regierende König Max durch das Interesse, das er der Literatur schenkt, nach der Meinung des Dichters heraufzuführen im Begriff ist, mit lauten und eindringlichen Worten. Ueberhaupt ist er aufs lebhafteste begeistert für Alles, was den bairischen Namen trägt, das bairische Bier natürlich und den „süßen Bock im Mai" nicht zu vergessen, dem er ebenfalls eine begeisterte Strophe widmet; mit Stolz fodert er die Verächter des schönen Baierlandes auf, nur einmal in seine Grenzen zu kommen und sich zu überzeugen, wie erhaben diese Berge, wie lieblich diese Thäler, wie blühend diese Städte, wie holdselig diese Jungfrauen, wie muthig und bieder diese Männer sind. Es sind gewissermaßen umgekehrte „Spaziergänge eines wiener Poeten" diese „Frühlingsgedanken eines münchener Kindes": wie der wiener Poet dereinst Alles krank, schwach, verdorben fand, so findet dieser glückliche Sohn der Gegenwart Alles höchst vortrefflich und vollkommen. Patriotismus ist bei uns Deut-

ſchen eine ſo ſeltene Waare, daß wir uns bis auf Weiteres jede Sorte davon können gefallen laſſen, ſelbſt auch, wenn er, wie in dieſem Falle, etwas einſeitig iſt und den Mund etwas voller nimmt als eben nöthig. Es weht doch immerhin ein friſcher munterer Geiſt in dieſen Gedichten; das Pathos, auch wo es ein wenig zu ſtark auftritt, trägt doch immer ein edles wahrhaft künſtleriſches Gewand — mit Einem Wort, er iſt ein Dichter dieſes münchener Stadtkind und wenn ſein Localpatriotismus ſich auch mitunter etwas breit macht, ſo gibt er ihm doch auch zugleich jenes eigenthümliche Gepräge, von dem wir vorhin ſprachen und durch das er ſich denn von den bisher beſprochenen Poeten höchſt vortheilhaft unterſcheidet. Freilich geht es ihm bei alledem mitunter ein wenig bunt durch den Kopf; wenigſtens bekennen wir, nicht recht zu faſſen, wie man in einem und demſelben Athem, einer und derſelben Strophe erſt die „Triumphe" preiſen kann, die der „freie Geiſt" gewann und gleich darauf die heilige Jungfrau anrufen als „Schutzpatronin auf allen Wegen" (S. 41). Wir fürchten, hier liegt bei allem Schwung jugendlicher Begeiſterung und aller Klarheit und Energie der Form doch eine gewiſſe Confuſion der Begriffe zugrunde, welche dem Dichter über kurz oder lang noch manche Kämpfe verurſachen dürfte. Doch gehört ja eine gewiſſe Doſis Confuſion mit zu den Privilegien der Jugend und ſo wollen wir dem Verfaſſer nur wünſchen, daß ſein Stern ihn durch die Kämpfe, die ihm etwa bevorſtehen, leicht und glücklich hindurchführe —; iſt es doch, wie geſagt, der Stern eines Dichters.

Dem Verfaſſer von „Der Traum vom Himmel. Ein Gedicht von Eduard Schmidt" (Berlin, Lederer) können wir dies Letztere nicht nachrühmen. Es iſt ein ſehr individuelles Ereigniß, das er beſingt, ein Ereigniß mitten aus ſeinen eigenſten Erfahrungen heraus: der Tod einer geliebten Gattin, in der er ſich ſelbſt mit allen Wünſchen und Trieben, mit ſeinem ganzen Sinnen und Trachten wiederfand und die ihm nun durch ein neidiſches Geſchick auf ewig entriſſen ward. Aber trotzdem und obwol der Dichter offenbar aus der Fülle eines tief ergriffenen leidenſchaftlich erregten Herzens ſchreibt, fehlt es ſeiner Dichtung doch an lebendiger geſtaltender Kraft; ſo bereit wir ſind, ihm unſer menſchliches Mitgefühl zu zollen, ſo bleibt ſein Gedicht doch zu abſtract, zu phraſenhaft, um unſere poetiſche Sympathie zu erwecken. Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob dies überhaupt an einer Schwäche des dichteriſchen Talents liegt oder ob dies Talent nur durch den harten Schlag, der den Dichter betroffen, augenblicklich geſchwächt und verdunkelt ward. Jedenfalls hätte der Verfaſſer beſſer gethan, das poetiſche Todtenopfer, zu dem ſein Herz ſich gedrängt fühlte, entweder ganz in der Stille ſeines verödeten Hauſes zu bewahren oder er hätte wenigſtens ſeinem Schmerz eine gedrängtere, poetiſch gediegenere Faſſung geben ſollen; eine einzelne Thräne, zumal aus männlichem Auge hervorbrechend, kann unendlich ergreifend ſein, aber ein ganzer lang hingeweinter Thränenſtrom macht blos naß und läßt den Leſer kalt. Die Form iſt ſehr ungleich, zuweilen das Poetiſche wenigſtens anſtreifend, zuweilen aber auch von erſchreckender Trivialität; Verſe z. B. wie der nachſtehende:

O ſeht! es iſt Maria! Es iſt ſie, cara mia —
Ja, ja, es iſt mein Weib! Mit ihrem holden Leib.

hätte der Verfaſſer ſich auf keinen Fall ſollen entſchlüpfen laſſen, ſie ſind

weder charakteriſtiſch für die Geſchiedene, welche gefeiert werden ſoll, noch können ſie den Dichterruhm des überlebenden Gatten vermehren.

Aber hier geht der uns zugemeſſene Raum zu Ende und ſo müſſen wir den Schluß unſerer Ueberſicht auf die nächſte Nummer verſparen. R. P.

Correſpondenz.

Aus dem Königreich Hannover.

Anfang Juni 1856.

RS. Seit ich Ihnen das letzte mal ſchrieb, iſt unſere Geſchichte zehn Wochen älter geworden. Ich konnte damals nicht umhin, den Befürchtungen Worte zu geben, welche der politiſche Wankelmuth ſo vieler Wahlcorporationen in jedem Patrioten nothwendig wachrufen mußte, auch Diejenigen nicht ausgenommen, die im Uebrigen ſehr wohl wiſſen, daß gerade in der Politik die Partei, welche zu fürchten anfängt, ſchon um deswillen die geſchlagene iſt und die es daher auch als die erſte Pflicht jedes echten Vaterlandsfreundes erkennen, niemals, und ob der Himmel noch ſo trübe, der Feind noch ſo mächtig ſei, an der Zukunft zu verzweifeln oder gar das Gewehr freiwillig zu ſtrecken. Nun wohl, wir ſind heute faſt in ähnlicher Lage wie Ende März; damals ſtand die Eröffnung und auf den 3. Juni ſteht der Wiederzuſammentritt der Stände vor der Thür. Allein bevor ich die augenblickliche Situation des Nähern zu ſchildern ſuche, geſtatten Sie mir wol, mein Herz durch einen Widerruf zu erleichtern: die Befürchtungen, die ich in meinem letzten Briefe ausſprach, haben ſich als unbegründet gezeigt; wie viel gerechte Bedenken der Ausfall der Wahlen auch hervorrief, die Haltung der Zweiten Kammer hat ſie bisjetzt wenigſtens zum Schweigen gebracht; ihren alten Principien treu geblieben, hat ſie ſich auf einem Terrain, von deſſen Schwierigkeiten man ſich auswärts kaum einen Begriff machen kann, mit ebenſo viel Energie wie Vorſicht bewegt. Geduld freilich muß nicht blos die Kammer, Geduld muß auch das Publicum haben; wer raſche Erfolge liebt und eine bloße Abwehr des Schlimmern für wenig oder nichts anſieht (und deren haben wir, trotz des berühmten hannoverſchen kalten Bluts, nicht Wenige), der allerdings mag die Achſeln zucken und mit einem höhniſchen „Es hilft ja doch nichts" die ganze gegenwärtige Lage unſers parlamentariſchen Lebens für unhaltbar erklären. Doch zweifeln Sie gewiß mit mir, daß dieſe wohlfeile Weisheit je viel nützen wird.

Es iſt richtig, die bisherige Stellung unſerer Zweiten Kammer war eine rein defenſive, zu einer aggreſſiven Politik haben ſich bisjetzt noch nicht einmal die erſten ſchüchternen Anfänge gezeigt. Allein dieſe Stellung war in der That die einzig mögliche und wird und muß es auch bleiben, ſolange eben die jetzige Zeitſtrömung nicht nur anhält, ſondern ſogar im Steigen iſt. Denn auch auf dies Letztere müſſen wir uns gefaßt machen. Ob und was der kürzlich geſchloſſene Friede der Welt ſonſt nützt, bleibe hier unerörtert; aber daß er den Reſtaurationsgelüſten unſerer — und nicht blos unſerer, ſondern der ganzen europäiſchen Reaction noch freiern Spielraum und noch größern Aufſchwung

verleiht, das iſt gewiß genug. An ein Wiedergewinnen verlorener Poſitionen iſt alſo für die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes fürs erſte nicht zu denken; vielmehr kann die augenblickliche Aufgabe ſich nur darauf beſchränken, aus dem Schiffbruch zu retten was möglich und das Geborgene nach Kräften zu vertheidigen. Und dies, wie geſagt, iſt bei uns geſchehen; in allen bisherigen Verhandlungen hat die Oppoſition wie Ein Mann geſtanden, trotz der vielfachen Schattirungen, die ſich in ihren Reihen befinden und über die Ihr Blatt erſt kürzlich in einem eigenen Artikel berichtete. Zugeſtanden muß dabei werden, daß dieſe feſte, einmüthige Haltung bisher noch mit verhältnißmäßig geringen Schwierigkeiten verknüpft war, indem bisher der Hauptſache nach nur Commiſſionswahlen vorlagen. Aus den Tagesberichten wiſſen Sie, daß bei allen dieſen Wahlen ohne Ausnahme die Oppoſition ihre ſämmtlichen Candidaten durchſetzte; ſelbſt wo die jetzigen Miniſter oder ihre Anhänger und Vertreter gewählt wurden, geſchah es lediglich, weil die Oppoſition ſie hineinhaben wollte. Das Erſte, woran die Parteien ſich maßen, waren die Präſidentenwahlen; mit der Majorität von 48 zu 32 wurde Graf Bennigſen, der ehemalige Präſident des Miniſteriums Bennigſen-Stüve, auch Präſident der Erſten Kammer nach dem Geſetz vom 5. September 1848, an erſter Stelle präſentirt, worauf dann bekanntlich auch die Beſtätigung erfolgte. Als Candidat der Gegenpartei trat Hr. Raſch auf, der vor wenigen Jahren erſt aus dem Staatsdienſt herausgewählte Stadtdirector der Reſidenz. Die Wahl dieſes Candidaten war geſchickt genug; der erſte Beamte der Hauptſtadt kann kein blindes Werkzeug der Regierung ſein, ſelbſt wenn er es ſein wollte, ſeine Stellung gegenüber der nicht mehr wie früher vom Hofe ſich abhängig fühlenden bedeutendſten Stadt des Landes, in der das ſelbſtändige induſtrielle Element ſich nachgerade geltend macht, zwingt ihm zu vielfache Rückſichten auf und ſo konnte auch aus dem Schooſe der Kammer manche Stimme für Hrn. Raſch abgegeben werden, die einem Mann aus Regierungskreiſen nicht zutheil geworden wäre. Allein ſo fein dieſe Berechnung war, ſo ſcheint ſie doch ihren Zweck verfehlt zu haben. Wenigſtens iſt das Verhältniß der Stimmen ſeitdem conſtant daſſelbe geblieben, ſodaß alſo auch der Name des Hrn. Raſch Niemand von der Fahne verlockt hat, der ihr überhaupt angehörte. Das Verhältniß ſteht demnach wie 6 zu 4; die Regierung iſt entſchieden in der Minorität, doch umfaßt dieſelbe immerhin noch zwei Fünftheile der Verſammlung und iſt alſo noch immer verhältnißmäßig ſehr bedeutend. Auch die nöthig gewordenen Neuwahlen verändern dies Verhältniß nicht weſentlich. In ihnen hat der ſchwankende Charakter unſerer kleinen Städte ſich an dem oſtfrieſiſchen Aurich wieder einmal recht deutlich offenbart, während Oſterode über alles Erwarten feſt geblieben iſt. Aurich hatte anfangs den bekannten Obergerichtsaſſeſſor Planck zu ſeinem Deputirten deſignirt; da er inzwiſchen durch die wider ihn angeſtrengte (politiſche) Criminalunterſuchung wahlunfähig geworden war, ſo nahm man ſeinen Geſinnungsgenoſſen, den von ihm empfohlenen Obergerichtsaſſeſſor Grafen Bennigſen. Allein dieſem ward die Erlaubniß zum Eintritt verweigert, ſein Erſatzmann reſignirte und ſo iſt nun endlich der Bürgermeiſter von Aurich gewählt, ein Mann, von dem wir vorläufig nichts weiter ſagen wollen, als daß er der Oppoſition jedenfalls nicht angehört. In Oſterode machte man den Verſuch, noch einen Miniſter a. D. zur Oppo-

sition zu stellen, den Frhrn. von Schele; derselbe hat jedoch abgelehnt, sein Ersatzmann ist ein Fabrikant, der gegen einen Beamten gesiegt hat. Wunderbarer Wechsel, der unsere Zustände beleuchtet: Schele, der von Ernst August gestellte Schiedsrichter, der in Mecklenburg die feudale, abnorm mittelalterige Verfassung herstellte, der in der osnabrücker Ritterschaft zuerst die ritterschaftlichen, sogenannten provinziallandschaftlichen Beschwerden wider das Gesetz vom 1. August 1851 in Anregung brachte, also den ersten Anstoß gab zu dem ganzen Getriebe, das mit den Publicationen vom 1. August 1855 (beiläufig bemerkt einem Datum, das die Siegesfreude der Restauration gewiß nicht ohne Absicht gewählt hat) unsere heutigen Zustände heraufbeschwor — derselbe Schele, den das Land nachher als Minister Georg's I. achten, der selbst die Wünsche des Landes verstehen lernte, wird jetzt gewählt als Oppositionsmann gegen das ritterschaftliche Ministerium, in welchem wieder von Borries und von der Decken sitzen, einst mit ihm in demselben Ministerium, dann vor ihm weichend! Aber auch ohne Schele ist die Zahl der ehemaligen Minister in unserer Zweiten Kammer sehr ansehnlich, nämlich außer Bennigsen Th. Meyer, Windthorst, Münchhausen und Braun und alle fünf sind nicht nur in der Opposition, sondern die Opposition hat sie auch als Führer und Hauptkämpfer vorgeschoben, sodaß sie denn auch sämmtlich in alle wichtigen Commissionen gewählt sind. Auch dies gewiß eine kluge und wohlberechnete Wahl: nicht nur müssen diese Männer zu schützen suchen, was sie ja selbst geschaffen, sondern es ist durch ihre Führerschaft auch dem Hofe sowie dem Bunde gegenüber bewiesen, daß die Majorität mit der größten Besonnenheit und Mäßigung verfahren will und selbst einem friedlichen Compromiß keineswegs abgeneigt ist, vorausgesetzt nur, daß die herrschende Richtung den augenblicklichen Sieg nicht gar zu gründlich ausbeuten will. Alle diese Männer, die einst am Staatsruder saßen, haben den Bundestag jederzeit als höchste entscheidende Macht anerkannt. Einzelne von ihnen, wie bekanntlich von Münchhausen, haben ihm wol die Competenz in der hannoverschen ritterschaftlichen Frage abgestritten, aber nur vor der Entscheidung. Sie haben namentlich alle anerkannt, daß der Ausspruch des Bundes formelles Recht schafft und daß seine Beschlüsse, nach §. 2. der Landesverfassung publicirt, die Geltung von Gesetzen haben müssen. Schon durch die unvermeidliche Rücksicht auf diese Vergangenheit ist das ganze Auftreten der Opposition, solange sie eben zusammengeht, bedingt; die Bundesbeschlüsse werden und müssen als in factischer Geltung bestehend und als Rechtsbasis, auf der man weiterbauen kann, stillschweigend angesehen werden. Anders verhält es sich schon mit der Art und Weise der Ausführung, namentlich mit den Ausnahmegesetzen, die unmittelbar auf die Publication folgten, sowie mit den Ausgaben, welche das jetzige Ministerium auch wider die Einreden des Schatzcollegiums machen zu können glaubte. Von der Ersten Kammer freilich ist auch dies Alles ohne Weiteres gutgeheißen worden; aber von ihr hat man auch nie etwas Anderes erwartet, wenn man auch billig über die geringe Anzahl Derer erstaunt, welche mindestens eine Prüfung verlangten. Der Erblanddrost von Bar machte einen schwachen Versuch, die Ausnahmegesetze anzugreifen, der Schatzrath von Bothmer, Mitbeschwerdeführer beim Bunde, trat schon energischer auf. Wahrhaft rühmenswerth aber ist das Rechtsgefühl und der Muth, den der lüneburger Landschaftssyndicus von Lenthe gezeigt hat. Wie

Hr. von Lenthe früher trotz seiner Jugend als der eifrigste Vertheidiger der ritterschaftlichen Ansprüche in der Journalistik auftrat — auch dort immer von seinem, wenn auch noch so einseitig aufgefaßten Rechtsboden aus —, so brach er auch jetzt wieder in der Ersten Kammer der Phalanx seiner Standesgenossen gegenüber eine Lanze für die durch die Ausnahmegesetze verletzte Rechtssicherheit. Im Uebrigen ist man im Publicum der Meinung, als wäre die Erste Kammer es schon der Achtung vor dem eigenen Genossen, dem erwähnten Schatzrath von Bothmer, der sich denn auch energisch gegen die neuen Finanzvorlagen der Regierung erklärte, schuldig gewesen, wenigstens auf einzelne Punkte der vom Schatzcollegium erhobenen finanziellen Ausstellungen näher einzugehen. Nicht weniger auffällig findet man das Verfahren des Schatzraths Lang in der Zweiten Kammer, der offenbar einzulenken suchte und Regierungspropositionen als den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes von 1833 analog erklärte, die doch in Wahrheit sehr weit von ihnen abstehen. Dafür findet sich denn unter der Menge Derer, die am Geburtstage des Königs mit Titeln und Orden beglückt wurden, auch der Name des Hrn. Lang; er ist Mitglied der vierten Classe des Guelphenordens geworden.

Da nun die Erste Kammer die rückwärtsliegenden Acte der Regierung sich einfach hat zur Notiz dienen lassen, so konnten sie auch von der Zweiten Kammer nicht an die gemeinsame Verfassungscommission gewiesen werden, sodaß es eines besondern Ausschusses zur Prüfung derselben also bedurfte. In jene beiderseitige Commission hat die Zweite Kammer die fünf Minister außer Dienst, ferner den Advocaten Oppermann aus Nienburg und Hrn. Kröncke, ein langjähriges ständisches Mitglied aus den bremischen Marschen, erwählt. Zur Competenz dieses Ausschusses gehören die noch beantragten Verfassungsänderungen, also außer dem Finanzcapitel, das mit der Finanzcommission gemeinsam zu berathen ist, auch die Entscheidung über vorgeschlagene Aufnahme von zwölf bürgerlichen großen Grundbesitzern in die Erste Kammer nach königlicher Ernennung für die Dauer des Landtags. Das sieht denn freilich aus wie eine Concession an bürgerliche Elemente; in praxi jedoch läuft dieser Vorschlag nur darauf hinaus, theils das der „Adelskammer" anklebende Odium abzulenken, theils und vornehmlich aber die Erste Kammer fast ganz von der Regierung abhängig zu machen. Denn wie schon der Verfasser des Artikels in Nr. 22 dieser Blätter mit Recht hervorgehoben hat: unsere Ritter sind größtentheils nicht reich genug, um von ihren Gütern leben zu können, sie bedürfen der Staatsmittel, um zu subsistiren, sodaß also ein bedeutender Theil der ritterschaftlichen Deputirten den „königlichen Dienern" angehört. Das sieht die Erste Kammer auch selbst und wird daher diese Verfassungsänderung in ihr so wenig durchdringen wie in der Zweiten, der Ausschuß schon wird sie ablehnen.

Was nun ferner den vorhin erwähnten einseitigen Verfassungsausschuß der Zweiten Kammer angeht, so fehlen darin von den Mitgliedern des zweiseitigen die Herren Meyer und Kröncke; Beide verzichteten freiwillig, um durch die Opposition selbst den Minister des Innern von Borries und den Oberjustizrath Danckert (der in rascher Carrière vom Bürgermeister der kleinen Landstadt Bremervörde zum Regierungsrath und dann zum Generalsecretär im Justizministerium avancirte und dem man den größten Antheil an den Aus-

nahmegesetzen zuschreibt) hineinwählen zu lassen. Es stehen sich daher in diesem Ausschuß die verschiedenen Régimes, die bei uns seit 1848 aufeinanderfolgten, Stirn an Stirn gegenüber. Doch dringt von den Debatten nur wenig ins Publicum; sie sollen sehr lebhaft gewesen sein, wie man denn auch das in Zeitungen und schon früher im Publicum allgemein verbreitete Gerücht damit zusammenbringt, als ob dem Grafen Bennigsen und Hrn. von Münchhausen der königliche Hof verboten sei. Für die Wahrheit des Gerüchts vermag ich, trotz der guten Quellen, die es bestätigen, natürlich nicht einzustehen, ebenso wenig wie für gewisse Vorgänge, die sich an Lehzen's durch allgemeine Theilnahme ausgezeichnetes Leichenbegängniß geknüpft haben sollen und deren ich daher lieber gar nicht erwähnen mag.

Ueberhaupt ist das Maß, das Sie mir gestattet haben, wol abgelaufen und muß ich daher mancherlei Specialitäten theils fallen lassen, theils, wie die Besprechung der wichtigen und einschneidenden Finanz- und Militärvorlagen, für etwaige günstigere Zeit verschieben. Auch wird es dazu bei der ständischen Berathung in der That noch immer Zeit sein, da ja unsere Presse sich jetzt doch nur damit begnügen muß, die Vorgänge zu constatiren; vorauszuwirken vermag sie augenblicklich wenig oder nichts. Nur das Eine will ich noch hinzusetzen, daß die aus eigener Macht erfolgte Erhöhung der Ministergehalte um das Doppelte der frühern selbst in den Reihen eifriger Regierungsanhänger harte Tadler findet; das Streben, alle Gehalte zu erhöhen, versöhnt nicht einmal die Angestellten selbst, da die Erhöhung je weiter hinab je geringfügiger wird; wie viel nutzt bei einer Einnahme von 400—800 Thlr. eine Erhöhung von selbst 10 Procent? Ward doch sogar Landdrosten nur eine Erhöhung von 500 Thlrn. zu den frühern 3000. Freilich wird jetzt noch eine Dienstwohnung hinzugefügt; in Osnabrück ist zu diesem Zweck bereits die frühere Privatwohnung des Staatsministers a. D. und Landdrosten von Lütcken angekauft worden. Besonderes Aufsehen hat unter den Bemerkungen des Schatzcollegiums namentlich die Zahlbarmachung des bremischen Ritterschaftspräsidialgehalts neben dem erhöhten Ministergehalte gemacht.

Der sogenannte Rechnungsfehler, der sich bald im Betrage von 300,000, bald 500,000 Thlrn. im Budget vorfinden sollte, d. h. der die Ausgabe um diese Summe dort geringer erscheinen läßt, also das Deficit in der That um soviel erhöht, ist genau genommen kein Rechnungsfehler, da die Eisenbahnzinsen der Südbahn sowie die Mittel des Tilgungsfonds, auf denen die Summe beruht, im Budget richtig angegeben sind; sie sind nur — unabsichtlich oder absichtlich — nicht mit in die Generalsumme hineingerechnet, was bei dem verwickelten Rechnungswesen unserer Finanzen von Laien leicht übersehen werden kann.

Notizen.

Zu den zahlreichen Verluſten, von denen die claſſiſchen Studien in jüngſter Zeit bei uns betroffen worden, geſellt ſich ſoeben ein neuer, welchen die altdeutſche Philologie erleidet: am 10. Juni ſtarb in Berlin der Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur Friedrich Heinrich von der Hagen. 1780 zu Schmiedeberg in der Ukermark geboren und auf dem Lyceum zu Prenzlau vorbereitet, ſtudirte er auf der Univerſität zu Halle und zwar Jurisprudenz: wie er denn auch 1802 als Auscultator beim berliner Stadtgericht in den praktiſchen Staatsdienſt eintrat. Bald indeß, theils infolge ſeiner überwiegenden Liebe zur altdeutſchen Literatur und Kunſt, theils durch die politiſchen Wirren veranlaßt, welche mit der Schlacht von Jena über Preußen hereinbrachen, verließ er den Staatsdienſt, um ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften zu widmen. 1810 wurde er als Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der neubegründeten Univerſität zu Berlin angeſtellt; es war die erſte Profeſſur dieſes Faches, die überhaupt an einer deutſchen Hochſchule errichtet ward. Doch wurde er ſchon im folgenden Jahre nach Breslau verſetzt, wo er in Gemeinſchaft mit Steffens, Raumer und Andern wirkte, bis er endlich 1821 nach Berlin zurückberufen ward. Von der Hagen war der wahre Veteran der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft, zu deren Mitbegründern er gehört. Allerdings hat dieſelbe ſpäter, beſonders durch die Brüder Grimm und Lachmann, eine Entwickelung genommen und Fortſchritte gemacht, durch welche von der Hagen mit ſeiner mehr aneignenden als kritiſchen Natur und ſeinem ganzen mehr dilettantiſchen als eigentlich wiſſenſchaftlichen Standpunkt weit überholt ward. Immerhin jedoch bleibt ihm das Verdienſt, einer der Erſten geweſen zu ſein, der die Kenntniß unſerer ältern Literatur mit Ausdauer und Liebe verbreitete, indem er namentlich auch das größere Publicum dafür zu gewinnen wußte. Das „Nibelungenlied“ insbeſondere, das er zuerſt 1810 herausgab, verdankt ihm einen großen Theil ſeiner gegenwärtigen Popularität. Von ſeinen übrigen ſehr zahlreichen Werken erwähnen wir nur ſeine „Altdeutſchen Gedichte des Mittelalters“ (1800), das „Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt“ (1809—11) und den „Literariſchen Grundriß der Geſchichte der deutſchen Poeſie“ (1812), dieſe drei in Gemeinſchaft mit Büſching; ferner „Gottfried von Strasburg's Werke“ (1823), ſowie die umfangreiche Ausgabe der „Minneſinger“ (1838), zu der erſt im Lauf dieſer jüngſten Wochen ein auch von uns beſprochener Nachtrag erſchienen iſt. Der Verſtorbene war von unermüdlichem Fleiß; noch bis in ſeine letzten durch körperliche Leiden vielfach getrübten Tage trug er ſich mit neuen literariſchen Plänen und Entwürfen und auch ſeine übrigen perſönlichen Eigenſchaften machten ihn zu einer höchſt liebenswürdigen Erſcheinung, ſodaß ſein Verluſt von Allen, die ihm näher geſtanden, noch lange gefühlt werden wird. — Auch die Univerſität Heidelberg hat einen ihrer berühmteſten Namen eingebüßt: am 2. Juni ſtarb daſelbſt der Geheime Hofrath und Profeſſor der Therapie und Pathologie Friedrich Auguſt Benedict Puchelt, ſowol als Lehrer wie als Schriftſteller einer der geſchätzteſten Männer ſeines Fachs. Er war 1784 zu Bornsdorf in der Niederlauſitz geboren. — In Weimar ſtarb der Rechnungsrath Wieland, der letzte Sohn des Dichters,

74 Jahre alt; in München der nur allzu bekannte Schriftsteller Friedrich Rohmer. Was diesen letztern Todesfall betrifft, so erinnern wir uns wol, was ein alter Spruch verlangt: nämlich von den Todten nichts als Gutes zu sprechen. Wir enthalten uns daher auch, mindestens für heute, einer nähern Charakteristik des Verstorbenen und seines Treibens, können aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß dies Geschlecht literarischer Schwindler und Charlatane, welches Friedrich Rohmer eine zeitlang mit so vielem Erfolg vertrat, mit ihm ausgestorben sein möge, wenigstens bei uns in Deutschland.

Im Hoftheater zu Weimar ist eine melodramatische Dichtung „Dornröschen", von Wilhelm Genast, dem Dichter des „Bernhard von Weimar", mit Musik von Joachim Raff, zur Aufführung gekommen und zwar, wie von dort berichtet wird, mit günstigstem Erfolg. Dagegen hat in Stuttgart ein „dramatisches Charaktergemälde" vom Maler Rustige, „Konrad Wiederhold", nur eine kühle Aufnahme gefunden und auch Gutzkow's „Ella Rose" hat bei der ersten Aufführung in Leipzig nur denselben getheilten Erfolg gehabt wie anderwärts: die beiden ersten Acte haben lebhaft interessirt, während die weitere Entwickelung des Stücks und namentlich der Schluß unbefriedigt gelassen haben. In London gastirt die Ristori, aber ebenfalls nur mit getheiltem Erfolg, woran indessen wol zum großen Theil die Wahl ihres ersten Debüts Schuld trägt, die Maria Stuart nach Schiller, die nun einmal in zu grellem Widerspruch mit den Traditionen steht, welche über Maria Stuart und Königin Elisabeth im englischen Volke verbreitet sind. Dagegen hat Frl. Wagner ebendaselbst in ihrem ersten Auftreten als Romeo die glänzendsten Triumphe gefeiert.

Von den Memoiren und Briefen Thomas Moore's, herausgegeben von Lord John Russell, einer Sammlung, die ebenso weitschweifig wie inhaltlos, ist der siebente Band, die Jahre 1833—44 umfassend, erschienen; da Thomas Moore bekanntlich 1852 starb, so wird das Ganze hoffentlich mit dem nächsten Bande zu Ende gehen.

Von dem anonymen Verfasser der kürzlich bei Schrödel und Simon in Halle erschienenen Broschüre „Zur Reform der modernen Kunst" werden wir ersucht die Berichtigung eines Versehens aufzunehmen, das sich auf S. 48 des ebengenannten Schriftchens eingeschlichen hat. Es werden daselbst nämlich die münchener Künstler Eberhardt und Entres der Malerei beigezählt, während sie als Bildhauer der idealistischen Richtung der Sculptur (S. 46) zugehören. Der Verfasser bittet, diesen Irrthum bei Lesung des Schriftchens gütigst in Betracht nehmen und verbessern zu wollen.

Von Hrn. Consistorialrath Professor Dr. W. Böhmer in Breslau geht uns soeben nachstehende Erklärung zu, welche wir, dem Wunsch des Einsenders gemäß, unverkürzt zum Abdruck bringen:

Erwiderung.

Die Nr. 46 vom Jahrgang 1855 des „Deutschen Museum" kommt mir erst jetzt zu Gesichte. Sie enthält auch die Correspondenz eines Ungenannten aus Breslau. Derselbe äußert S. 742 rücksichtlich der hiesigen, hochwürdig.

evangelisch-theologischen Facultät, er „glaube die Meinung jedes Sachverständigen für sich zu haben, wenn er behaupte, daß die evangelisch-theologische Facultät nicht mehr auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehe". Ich bin ein Mitglied der Facultät. Die Behauptung des Ungenannten trifft also auch mich. Ich werde hierdurch zu der Erwiderung veranlaßt, daß die Behauptung, wiefern sie mich betrifft, aus der Luft gegriffen ist*); denn es fehlt ihr an dem genügenden Beweise. Wenn der Ungenannte glaubt, die Meinung jedes Sachverständigen für sich zu haben, indem er seine Behauptung ausspricht: so stellt sich in Frage, ob sein Glaube wahr sei; es ist sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Glaube falsch ist. Gesetzt aber, es wäre der Glaube des Ungenannten wahr, d. h. dieser hätte die Meinung jedes Sachverständigen für sich bei seiner Behauptung: so ist eine Meinung lediglich eine Ansicht, in welcher das Mein einen bedeutenden Platz einnimmt, sie ist eine persönliche Ansicht, kein zureichender Grund gegenständlicher Art, folglich kann die „Meinung", mit welcher der Ungenannte seine Behauptung zu stützen sucht, keinen Beweis für die Richtigkeit derselben abgeben. Daß eine Behauptung richtig sei, läßt sich auf wissenschaftlichem Gebiete blos mit einem zureichenden Grunde gegenständlicher Art genügend beweisen. Der Ungenannte würde übrigens wahrscheinlich von seiner Behauptung Umgang genommen haben, hätte er in mein selbst auf transatlantischem Boden gefeiertes „System des christlichen Lebens"**) einen auch nur flüchtigen Blick geworfen.

Ich erkläre hiermit die unbewiesene Behauptung, wiefern sie mich betrifft, für eine Unwahrheit und bin mit Vergnügen bereit, die Wahrheit meiner Erklärung dem Ungenannten in einer öffentlichen, lateinischen oder deutschen Disputation aus den exegetischen, dogmengeschichtlichen, kirchlich-archäologischen, dogmatischen und ethischen Schriften, welche ich auf den Universitäten Berlin, Greifswald, Halle und Breslau herausgegeben habe, zu beweisen.***) Die Disputation dürfte auch erhärten, daß ich, obwol ich seit mehr als 30 Jahren Universitätslehrer bin, „jener Lebendigkeit und Frische" noch nicht entbehre †), welche der Ungenannte der Facultät „fast ohne Ausnahme" abzusprechen sich erlaubt.

Wer mich kennt, kennt meine Milde gegen Jedermann. Diese Milde verträgt sich aber sehr wohl mit der entschiedenen Vertheidigung meiner theologischen Ehre, wenn dieselbe einen ungerechten Angriff erfährt.

Breslau, 14. Juni 1856.

Wilhelm Böhmer.

---

*) Meine hochgeehrten Herren Facultätscollegen bedürfen meiner Vertheidigung gegen den Ungenannten nicht. Sie werden sich, falls sie dieselbe für nöthig erachten sollten, selbst zu vertheidigen wissen.

**) Vgl. das „Magazin für die Literatur des Auslandes", Jahrg. 1853, Nr. 58.

***) Die Schriften enthalten Zeugnisse genug dafür, daß ihr Verfasser auf der Höhe der heutigen Wissenschaft, soweit selbige christlich ist, steht.

†) Daß dieses Nichtentbehren auch durch meine frühere Betheiligung an vielen theologischen und nichttheologischen breslauer Disputationen verbürgt wird, liegt für jeden Denkenden zutage.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen.** Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt 1 Thlr. 15 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf **das mit dem 1. Juli beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im Juni 1856. **F. A. Brockhaus.**

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vier Abschnitte

aus einer

Reise um die Erde,

von

J. A. H. C. Ratzeburg.

8. Eleg. broch. Preis 21 Sgr.

Berlin, Ende Mai 1856.

August Hirschwald.

Soeben erschien im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin und ist daselbst (Französische Straße 20 a) sowie in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Max Duncker,

Geschichte des Alterthums.

Dritter Band.

Auch unter dem Titel:

Die Geschichte der Griechen.

Erster Band.

41 Bogen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

nate Kieseritzky
Buchbindermeisterin

Digitized by Google